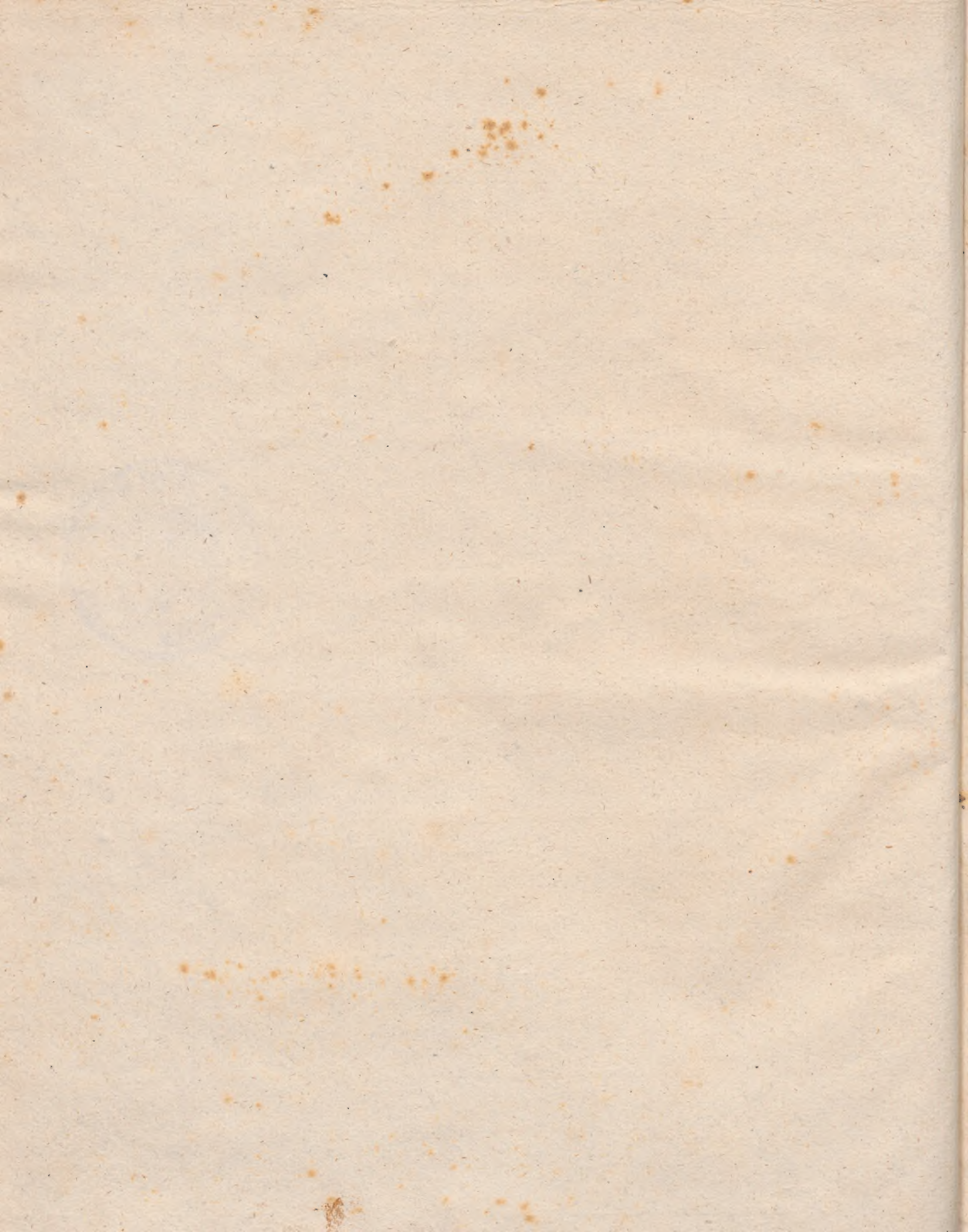










Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen,

welche bis itzo
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuen Erdbeschreibung
und Geschichte machen;
Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste
in Europa, Asia, Africa und America,
in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüssen, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;
Mit nöthigen Landkarten
nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;
durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen,
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzet.

Vierzehnter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1756.



Nachricht an den Leser.

Wir halten uns für verbunden, gleich im Anfange dieses Bandes frey zu bekennen, daß solcher eigentlich nicht zu der allgemeinen Historie der Reisen gehöret, die wir zur Anleitung dieser deutschen Ausgabe genommen haben. Zugleich aber hoffen wir, daß uns dieses offenherzige Geständniß die Gewogenheit unserer Leser nicht entziehen werde. Es geschieht mit derjenigen Aufrichtigkeit, welche stets einen geneigten Eingang findet, und auch so gar bey Versehen und Fehltritten, oder unrecht unternommenen Handlungen, eine Art der Verzeihung oder Entschuldigung bey sich führet. Wir versprechen uns, diese um so viel leichter

zu erhalten, so bald wir nur die Ursachen von unserm Verfahren angegeben haben.

Es hatte sich der Herr Abt Prevost, welcher die bisherige Ausgabe dieser Geschichte aller Reisen im Französischen ausgefertiget hatte, bereden lassen, die Besorgung des Journal etranger zu übernehmen. Dadurch wurde er nun in seiner erstern Arbeit überaus gestöhret, und folglich auch sehr saumselig, einen neuen Band zu Stande zu bringen; so daß es beynahe schien, als ob er auf einmal abgebrochen hätte, und dieses Werk gar nicht weiter fortzusetzen gedächte. Wir hatten uns auf sein bisheriges Versprechen verlassen, und erfuhren die Unmöglichkeit, einen neuen Theil seiner Arbeit zur gehörigen Zeit zu bekommen, zu spät, als daß wir die nöthigen Verfügungen deswegen hätten treffen, und unseren Herren Pränumeranten die schuldige Anzeige davon thun können. Indessen fanden wir uns doch in der Verbindlichkeit, Ihnen auf diese Ostermesse einen Band von Reisebeschreibungen zu liefern; und sie wissen es selbst, wie verdrießlich es ist, seine Erwartungen nicht erfüllet zu sehen, und wie unwillig, wir wollen nicht sagen, böse und ungehalten einige werden, wenn sie sich leer müssen abweisen und auf eine andere Zeit vertrösten lassen.

Ihnen

Ihnen und uns nun diese gegenseitige Unannehmlichkeit zu ersparen, ergriffen wir, so zu sagen aus Noth, den Anschlag, einen Band einzuschieben. Damit wir aber nicht aus demjenigen Welttheile wichen, mit dessen Beschreibung unser Anführer, der Herr Prevost selbst, beschäfftiget ist: so wähleten wir die im 1744 Jahre zu Paris ans Licht getretene Histoire & Description generale de la Nouvelle France des P. Franz Xavier de Charlevoix, von der Gesellschaft Jesu. Es steht solche in nicht geringer Achtung, und wir glaubeten, der itzigen Zeitläufte wegen, unsern Lesern einen gefälligen Dienst durch deren Bekanntmachung zu erweisen. Man hat eine Zeither fast in allen öffentlichen Blättern des Krieges der Franzosen und Engländer in America Erwähnung gethan, und in den meisten Gesellschaften ist davon geredet worden, und wird vielleicht noch eine Zeitlang davon geredet werden. Es dünkte uns daher diese Geschichte bey den gegenwärtigen Umständen vorzüglicherweise nützlich und angenehm zu seyn, weil sie die Beschreibung derjenigen Provinzen enthält, in welchen, und wegen welcher der Streit ist, und also zu besserm Verstande der Nachrichten von demselben gereichen könnte.

Eins nur müssen wir dabey erinnern. Der P. Charlevoix hat außer der Geschichte von der Entdeckung dieser Provinzen und

den politischen Begebenheiten darinnen, auch die Missionsgeschichte mitgenommen, und einen Bericht von den Bemühungen um die Bekehrung der natürlichen Einwohner dieser Länder zum Christenthume ertheilet. So löblich dieses an sich selbst auch ist, so ungemein weitläuftig ist er doch zuweilen in deren Vorstellung gewesen. Nach vieler Erachten hat er keine andere Absicht dabey gehabt, als eine Schutzschrift seines Ordens zu schreiben, und nicht nur zu zeigen, wie viele Märtyrer derselbe in Canada aufweisen könnte, sondern auch daß Frankreich ohne der Jesuiten Hülfe besagtes Land längst verloren hätte. Dieses möchte vielleicht nicht einem jeden so ausführlich zu lesen anständig gewesen seyn. Wir haben uns daher, auf Gutbefinden einiger Gelehrten, leicht beredet, daß es besser seyn würde, solches abzukürzen und zusammen zu ziehen, jedoch so, daß kein wesentlicher Umstand davon wegbliebe, als alle die angebrachten Rednerkünste und oft unnöthigen Ausschmückungen des P. Charlevoix, ja, auch vielfältig offenbare Muthmaßungen und nur aus seiner Einbildungskraft hinzugefügte Umstände beyzubehalten. Aus eben diesem Grunde haben wir auch die dem zwölften Buche angehängten Lebensbeschreibungen einiger neubekehrten Wilden nicht mit übersetzen lassen.

Die

Die zu Ende der ganzen Geschichte befindliche Beschreibung der vornehmsten Pflanzen in dem nordlichen America hingegen ist aus einem andern Grunde weggeblieben. Wir sind versichert, daß Herr Prevost, welcher diese seine Arbeit nunmehr wieder vor die Hand genommen, und fleißig damit beschäfftiget ist, nachdem er die Besorgung des Journal etranger aufgegeben, solche bey seiner Naturgeschichte von diesem Theile von America gewiß brauchen werde. Daher haben wir sie hier nicht zum Voraus wegnehmen und unsere Leser in die Gefahr setzen mögen, solche zweymal zu finden. Sollten sie inzwischen eben das von der Geschichte selbst besorgen: so ersuchen wir sie, dieserwegen ganz ruhig zu seyn. Wir geben ihnen das Versprechen, daß man alle Verfügung treffen werde, solches zu verhüten, wenn Herr Prevost dahin kömmt, und die Lücke, die dadurch etwan entstehen möchte, auf eine andere angenehme Art auszufüllen. Unser Wunsch ist nur, daß sie uns und unsere Bemühung, ihnen zu dienen, sich noch ferner so wie bisher gütigst gefallen lassen, und durch ihre Genehmhaltung beehren wollen. Geschrieben zu Leipzig im Ostermarkte 1756.



Ver=

Verzeichniß
der Karten und Kupfer,
nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wohin er solche bringen soll.

NB. Hierbey folget auch die vom vorigen Bande noch rückständige Karte N. 18.

Allge-



No. 1.
KARTE VON NORD-AMERICA,
Zur Geschichte von Neu-Frankreich
entworfen durch N. B. Ing.r du Roy, et Hydrog.r de la Marine.
1743.
Maasstab.
Französische und Englandische Seemeilen 20 auf einen Grad.
400 Seemeilen
Gemeine Französische Seemeilen 25 auf einen Grad.
500 S.M.
Spanische Seemeilen 17 und eine halbe auf einen Grad.
350 S.M.
Westliche Länge von der 90 Pariser Mittagslinie
L. Schenk I. Soon sculp. 1755.
WEST MEER
MEER DU SUD
HUDSONS BAY
Port Nelson
Hudsons Straise
Cumberlands Bay
LABRADOR
welches die Englænder
NEU BRITANNIEN
nennen
Belle Isle
TERRE NEUVE
Cap Breton
ACCADIA
Sandinsel
NEU FRANKREICH
OBER SEE
Land der Nipissing
West-Fluss
See Ouinipigon
Assiniboelen
Cris od. Cristinaux
See der Gehölze
Die Wiesen Siuer
Hier sollten die Lænder Quivira und Taguaio seyn wovon man keine gewisse Kentniss hat.
West Siuer
Ost Siuer
Paducas
Panis
Mascoutins
Ilinois
Land der Huronen
SEE ERIE
Irokesen
NEU YORK
NEU ENGLAND
Cap Cod
die Lange I.
Bay Chesapeac
MARYLAND
VIRGINIEN
CAROLINA
Cap Hatteras
Charles Tonn
James Tonn
S. Mathee
S.t Augustin
la Bermude
LOUISIANA
Land der Apachen und Paducas
S.t Fez
NEU MEXICO
NEU NAVARRA
CALIFORNIEN
Cap Mendocin
B. de la Conception
Cap S.t Lucar
Presidio del Norte
Kanoatinos
Chouimans
Cenis
Natchitoches
Tchicachas
Akansas
Natchez
Tonicas
Neu Orleans
S. Bernard
MEXICANISCHER MEERBUSEN
Wendekreis
die Schildkröten
la Havanne
CUBA
Krebses
S. DOMINGO
Jamaica
Port Royal
PORTORICO
Guadelupe
Marie galante
Dominique
Martinique
S.te Lucia
Barbade
S.t Vincent
Grenada
Tabago
LA TRINITÉ, DREYEINIGKEIT
Cap des Courans
Mexico
Acapulco
la Vera Crux
YUCATAN
Campeche
ODER NEU SPANIEN
Leon
Cap de la Vela
TERRE FERME
GUYANNE
Cayenne
Cap Orange
Surinam
Berbiche
Orenoque

T. XIV. C.





Allgemeine Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

worinnen alles dasjenige enthalten ist, was die Entdeckungen und Eroberungen der Franzosen in dem nordlichen America betrifft; durch den P. Fr. X. de Charlevoix, aus der Gesellschaft Jesu.

Erstes Buch.

Absicht dieses Werkes.

Obgleich Frankreich in dem nordlichen America weitläuftigere Gegenden besitzt, als auf dem festen Lande von Europa: so haben wir doch gemeiniglich von unsern daselbst gemachten Einrichtungen eine so unvollkommene Kenntniß, daß ich hoffe, es werde meinen Landesleuten sowohl zum Vergnügen, als zu einem wirklichen Vortheile gereichen, wenn ich ihnen nicht nur die Beobachtungen, die ich bey dem Durchreisen besagter Gegenden selbst zu machen Gelegenheit hatte, sondern auch eine genaue und zusammenhängende Geschichte aller seit zweyhundert Jahren daselbst vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten, mittheilete.

Doch, es ist dieser Bewegungsgrund nicht der einzige, warum ich diese Arbeit unternommen. Gleichwie mich die Geburt meinem Vaterlande verbindlich machet, also erfordert es mein Stand auch, der Kirche zu dienen, und ihr wenigstens einen Theil meiner Bemühungen zu widmen. Demnach geht meine Absicht bey dem gegenwärtigen Werke zugleich auch auf die Ausbreitung des Sieges, welchen die Religion unter so vielen wilden und vor Ankunft der Franzosen mit der dicksten Finsterniß umhülleten Völkerschaften,

über eine kleine Anzahl Auserwählte davon getragen hat. Ja, ich suche endlich auch manche brave Leute, deren Namen auf die Nachwelt zu kommen würdig sind, der Vergessenheit zu entreißen, und dem Leser darzuthun, daß die Dunkelheit, darinnen dieselbigen bisher verdecket gelegen, keinesweges von der Geringfügigkeit ihrer Thaten herrühre.

Zwar gestehe ich gern, daß wir in unserm Antheile der neuen Welt keine Seefahrer, Eroberer und Stifter neuer Pflanzstädte aufweisen können, welche mit den berühmtesten von der spanischen Nation, so viel America betrifft, in Vergleichung kämen, wofern nämlich man außer den persönlichen Eigenschaften auch die Größe der eroberten Länder, und ihre Reichthümer auf die Wagschale legen will. Sieht man aber bey einem berühmten Manne bloß auf das, was ihm eigen zugehöret, das ist, auf seine Tugend, Geschicklichkeit, seinen Muth und seine kluge Anstalten, so können wir vielleicht Seefahrer aufzeigen, welche keinem **Columb**, **Vespuz**, oder **Magellan** an Geschicklichkeit, Kühnheit und standhaftigem Gemüthe weichen, ja Eroberer, welche den Muth und die Unerschrockenheit eines **Balbao**, **Cortez**, **Almagro**, **Pizarro** und **Valdivia**, keinesweges aber ihre Laster besaßen. Doch ich überlasse das Urtheil über die Verdienste dem Leser, und begnüge mich an meinem Orte damit, daß ich die Begebenheiten, so wie sie sind, mit aller mir möglichen Sorgfalt und Aufrichtigkeit erzähle.

Man hat es in Frankreich allemal unter die übrigen Träume des Wilhelm Postels gesetzet, wenn er vorgiebt, es sey zwar ein großer Theil der americanischen Nordküste schon vor Christi Geburt von den Einwohnern Galliens befahren, aber, weil das Land sehr schlecht angebauet gewesen, und weder einige Städte, noch viele Einwohner gehabt, nicht weiter besuchet worden; eben als ob der Fischfang, daraus die Gallier, wie er an eben demselbigen Orte vorgiebt, unsäglichen Vortheil zogen, nicht hinlänglich gewesen wäre, sie zum Fortsetzen dieser Fahrt zu bereden *a*).

Entdeckung Neulandes.

Einige Geschichtschreiber behaupten, es habe ein Polack, Namens Johann Scalve im Jahre 1477 nicht nur **Estotiland**, sondern auch einen Theil von **Labrador** entdecket: aber zu geschweigen, daß **Estotiland** heutiges Tages für ein bloßes Mährchen, das seine Wirklichkeit sonst nirgend als in der Einbildungskraft der Gebrüder Zani, zweener venetianischen Edelleute hatte, gehalten wird: so weis man auch nicht die geringsten Umstände von des polnischen Seefahrers Unternehmung. Sie hat nicht die mindeste Wirkung nach sich gezogen, noch einiges Aufsehen in der Welt erreget. Weit gewisser ist es, daß ums Jahr 1497 ein Venetianer, Namens Johann Gabot *b*), welcher, es sey nun auf Kosten, oder unter dem Schutze Königes Heinrich des VII von England, in die See gegangen war, nebst seinen drey Söhnen die Insel Neuland, und ein großes Stück des benachbarten festen Landes entdeckte. Zwar geben einige vor, er habe auch aus der dasigen Gegend vier Wilde mit nach London gebracht: allein, andere bewährte Schriftsteller behaupten, er sey weder auf dem festen Lande, noch auf der Insel ausgestiegen.

Fast eben diese Bewandniß hat es auch mit der Fahrt eines gewissen portugiesischen Edelmannes, Namens **Caspar von Cortereal**, welcher im Jahre 1500 erstlich die ganze östliche Küste von Neuland besichtigte, und nachgehends ein großes Stück von **Labrador** befuhr. Zwar stieg er, wie nicht zu leugnen, hin und wieder aus Land, und belegete

a) Terra illa ob lucratissimam piscationis utilitatem, summa litterarum memoria a Gallis adiri solita, et ante mille sexcentos annos frequentari coepta est, sed eo quod urbibus inculta

legete die Oerter, da er gewesen war, mit Namen, davon einige bis auf den heutigen Tag noch im Schwange gehen: daß er aber irgendwo einen Wohnsitz errichtet hätte, davon hat man nicht den geringsten Beweis aufzuzeigen. Indem die Portugiesen weit wärmerer Gegenden gewohnet, und bald hernach mit Einsammeln der Reichthümer von Africa, Ostindien und Brasilien beschäfftiget waren: so machten sie ohne Zweifel wenig Wesens aus einem Lande, das alle Jahre über sechs Monate lang unter Eis und Schnee vergraben lag, und sonst nichts aufzuweisen hatte, als Fische, die man damals noch nicht zu schätzen wußte, und dabey ungehobelte Einwohner, die wenig Scherz verstunden, und statt aller Habseligkeit, mit einer Thierhaut um den Leib einher prangeten.

1504-1508.

Erste americanische Fahrten der Franzosen.

Doch dem sey wie ihm wolle, so fingen doch die Navarrer, Normandier und Niederbretagner schon im Jahre 1504 Stockfische an der großen Bank von Neuland, und an der Seeküste von Canada; ja ich finde in einer glaubwürdigen Nachricht, es habe im Jahre 1506 ein Bürger von Honfleur, Namens Johann Denys, eine Karte von dem Seebusen, welcher voritzt des heil. Lorenzens Namen trägt, entworfen. Vincent le Blanc erzählet in seiner Reisebeschreibung, es habe um eben selbige Zeit ein spanischer Hauptmann, Velasco genannt, den Fluß, welcher in besagten Busen fällt, und einerley Namen mit ihm trägt, bey zweyhundert Meilen weit aufwärts befahren, nachgehends aber die Küste von Labrador, bis an den Nevado-Fluß beschiffet, welchen Fluß Cortereal entdecket haben soll, heutiges Tages aber kein Mensch mehr kennet.

Allein, die Erzählungen dieser Schriftsteller sind so unordentlich, verworren, von allen Umständen der Zeit, ja überhaupt von allem, was zur Erläuterung einer Nachricht dienlich fällt, dermaßen entblößt, daß man zum öftern nicht einmal den Grund zu einer nur wahrscheinlichen Muthmaßung daraus holen kann. Nebstdem sind offenbare Mährchen mit eingemischet, als zum Beyspiele das Vorgeben von der riesenmäßigen Länge der Landeseinwohner, welches denn in einem Werke, das außerdem sein Lob verdienet, dem Leser ungemein seltsam vorkommen muß. Es ist nicht genug, daß ein Reisebeschreiber für seine Person nichts erdichte. Will er seine Nachrichten aus andern vollständiger machen: so kann er nie zu viel Sorgfalt auf Beurtheilung des Wahren und Falschen verwenden.

Im Jahre 1508 brachte ein Schiffer aus Dieppe, Namens Thomas Aubert, einige Wilde aus Canada nach Frankreich. Man giebt aber ohne Grund vor, als ob er besagtes Land auf Ludwigs des XII Befehl entdeckt hätte. Denn es ist in unserer Geschichte eine ausgemachte Sache, daß kein König von Frankreich vor dem Jahre 1523 sich um America bekümmerte. Damals aber wollte Franz der I seinen Unterthanen eben sowohl Lust zum Seefahren und zur Handlung machen, als er, so viel die Wissenschaften und Künste betrifft, mit gutem Fortgange bereits gethan hatte. Er befahl also dem Johann Verazani, der in seinen Diensten stund, die neuen Länder, davon so viel Redens in Frankreich war, zu erkundschaften. Ich kann nicht umhin, hierbey zu bemerken, es gereiche Wälschland zum besondern Ruhme, daß alle die drey Mächte, welche heutiges Tages beynahe ganz America unter sich getheilet haben, ihre ersten Entdeckungen Italienern zu danken haben, nämlich die Castilianer einem Genueser *c*), die Engländer einigen Venetianern *d*), und die Franzosen einem Florentiner *e*); ich würde noch einen andern Florentiner,

culta et vasta, spreta est.

b) Cabot, oder Gabato.

c) Christoph Colomb.

d) Johann Cabot und seine Söhne.

e) Verazani.

tiner *f*), welcher Castilien und Portugall in der neuen Welt große Dienste leistete, an die Seite dieser berühmten Männer setzen, wofern er die Ehre, daß ein ganzer Welttheil seinen Namen trägt, seinem Verdienste, nicht aber einer schändlichen Betrügerey zu danken hätte.

Erste Reise des Verazani. 1523.

Verazani wurde also im Jahre 1523 auf Entdeckung des nordlichen America ausgeschickt. Gleichwohl melden unsere Geschichtschreiber nicht das geringste Wort von dieser ersten Fahrt; und wir wüßten voritzt nicht einmal etwas davon *g*), wenn uns nicht **Ramusio** in seiner großen Sammlung einen Brief von ihm aufbehalten hätte. Das Schreiben ist an Franz den I gerichtet, und den 8ten des Heumonates im Jahre 1524 zu **Dieppe** abgelassen. Der Verfasser setzet voraus, Seine Majestät habe von dem Erfolge und den übrigen Umständen seiner Fahrt bereits Wissenschaft: er meldet also nur, er sey mit vier Schiffen von **Dieppe** ausgelaufen, habe sie auch in eben diesen Hafen glücklich zurück gebracht. Im Jänner des 1524 Jahres, lief er mit zweyen Schiffen, nämlich der **Dauphine** und **Normande** aus selbigem gegen die Spanier aus.

Zweyte Reise. 1525.

Zu Ende des besagten Jahres, oder zu Anfange des folgenden, rüstete er die **Dauphine** von neuem aus, besetzte sie mit funfzig Mann, und Lebensmitteln auf acht Monate, und segelte erstlich nach der Insel **Madera**. Von hier gieng er den 17ten Jänner des 1525 Jahres, mit einer Kühlung aus Osten unter Segel. Sie dauerte bis den 20sten Hornung, und führete ihn nach seiner Schätzung fünfhundert Meilen weit nach Westen. Nachgehends brachte ihn ein Sturm in die größte Gefahr des Unterganges. Als er aber diesen überstanden hatte: so setzte er seinen Weg ohne weitere Zufälle fort, und kam an ein niedriges Land. Weil er es aber stark bevölkert fand: so getrauete er sich mit so weniger Mannschaft nicht, auszusteigen. Er kehrete also nach Süden, und schiffte funfzig Meilen weit, ohne eines Hafens, da sein Schiff sicher gewesen wäre, ansichtig zu werden. Dieses nöthigte ihn, umzuwenden. Allein, er hatte gegen Norden eben so schlechtes Glück, und mußte endlich in freyer See vor Anker legen, und seine Schaluppe auf genauere Erkundigung der Küste ausschicken.

Seine erste Landung.

Die Schaluppe fand bey ihrer Ankunft das Ufer mit Wilden angefüllet, welche sowohl Verwunderung und Erstaunen, als Furcht an sich sehen ließen. Es ist aber aus dem Schreiben, das **Verazani** nach seiner Rückkunft an den König von Frankreich abgehen ließ, nicht wohl abzunehmen, weder auf welcher Höhe er anfänglich Land entdeckte, noch auf welcher er sich gegen Norden wendete. Zwar saget **Lescarbot**, er habe den ganzen Strich zwischen dreyßig und vierzig Graden Norderbreite entdecket: allein, er meldet seine Gewährmänner nicht. **Verazani** selbst erwähnet nur, er sey von dem Orte, da er zum erstenmale Land erblicket, funfzig Meilen weit gegen Süden fortgesegelt, und habe dabey die Küste immer im Gesichte behalten, welches aber vermöge des Küstenstriches, nicht möglich gewesen wäre, wenn er zum erstenmale in einer größern Nähe gegen Norden, als dem drey und dreyßigsten Grade gelandet hätte: gleichwie er sich denn auch, seinem eigenen Berichte zu Folge, nachdem er einige Zeit unter Segel gewesen, unter dem vier und dreyßigsten Grade befand. An diesem Orte, saget er weiter, streicht die Küste ge-

gen

f) Americus Vespuz.

g) Der Verfasser des kürzlich herausgekommenen Ensayo Chronologico para la Historia de la Florida, setzet die erste Reise des **Verazani**, den er für einen Seeräuber schilt, ins Jahr 1524. Allein er irret sich. Auch giebt er zur Ungebühr vor, **Verazani** sey in nur besagtem Jahre von einigen

gen Osten. Doch dem sey wie ihm wolle, als er nach Norden umgekehret war, und vermuthlich so weit vom Walle abhielt, daß er die Mündungen der Flüsse nicht wahrnehmen konnte, folglich keines Hafens ansichtig wurde: so nöthigte ihn der Wassermangel, seine Schaluppe zu bemannen und darnach auszuschicken. Sie konnten aber wegen der heftigen Brandung nicht landen.

1525.

Sonderbare Begebenh. eines Matrosen.

Indem aber die Wilden den Franzosen allerley Zeichen zur Annäherung gaben: so wagte es endlich ein junger Matrose und trefflicher Schwimmer, mit einigen Geschenken für die Einwohner ans Land zu schwimmen. Als er aber kaum noch einen Büchsenschuß weit vom Ufer entfernet war, und ihm das Wasser nur bis an den Gürtel reichte, überfiel ihn die Angst auf einmal. Er warf den Wilden alles, was er bey sich hatte, hin, und suchte damit den Rückweg nach der Schaluppe. In diesem Augenblicke kam eine Welle aus der See, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt ans Ufer, daß er von seinen Sinnen nichts mehr wußte. **Verazani** saget, er habe den Grund verloren, und wäre, weil er schon zu matt gewesen, beynahe ersoffen, wenn ihn die Wilden nicht eiligst gerettet, und ans Land geschaffet hätten.

Vermuthlich war er eine Zeitlang, ohne zu wissen wie ihm geschah, in ihren Armen. Als er aber wieder zu sich kam, fing er an aus Angst erbärmlich zu schreyen. Um ihm Muth zu machen, erhuben die Wilden ein noch stärkeres Geschrey: allein, es that eine ganz andere Wirkung, als sie verhoffeten. Endlich setzeten sie ihn an einem Hügel mit dem Gesichte gegen die Sonne gekehret nieder, zündeten ein großes Feuer in der Nähe an, und zogen ihm alle Kleider vom Leibe. Der Mensch gedachte, sie wollten ihn der Sonne zu Ehren lebendig verbrennen; auf dem Schiffe, da man alles, was vorgieng, ansehen konnte, war ein jeder eben dieser Meynung, niemand aber im Stande, ihm zu helfen.

Allein als er sah, daß man seine Kleider trocknete, und ihn selbst nicht näher, als das Erwärmen erforderte, ans Feuer rückte: so bekam er von seinem Schicksale allmählich eine bessere Meynung. Die Wilden stelleten sich zwar nach ihrer Weise auf das allerfreundlichste: allein, dem ungeachtet zitterte er mehr aus Schrecken als vor Kälte am ganzen Leibe, als sie seine weiße Haut lobeten, und wegen seines Bartes und übrigen Haarwuchses an solchen Orten, wo es ihnen daran fehlete, große Verwunderung bezeugeten. Endlich gaben sie ihm seine Kleider wieder, setzten ihm Essen vor, und begleiteten ihn, weil er sich ungemein heftig nach seinen Cammeraden zu sehnen schien, bis ans Ufer. Hier gaben sie ihm, durch freundschaftliches Umarmen, ihre Traurigkeit über sein plötzliches Abschiednehmen recht empfindlich zu verstehen, und wichen sodann, damit er seine völlige Freyheit habe, etwas zurück. Sobald er im Wasser war, stiegen sie auf einen Hügel, und sahen ihm so lange nach, bis er an Bord kam.

Das übrige von dieser Reisebeschreibung enthält weder etwas merkwürdiges, noch ist es nur einmal recht verständlich. Heutiges Tages kennen wir die Gegenden, da **Verazani** landete, besser, als er selbst; nächstdem führen sie auch die Namen nicht mehr, die er ihnen beylegte. Er saget zu Ende seines dem Könige Franz eingereichten Berichtes, er sey bis an eine Insel fortgeschiffet, welche von den Bretagnern entdecket worden sey,

einigen Biscayern gefangen, nach **Sevilien** geliefert, sodann nach Madrid geführet, und daselbst aufgeknüpfet worden. Nebstdem ist es unstreitig, daß **Verazani** viele Jahre lang, mit einer Vollmacht von Karln dem V, welcher damals und mit Franzen Krieg führete, gegen die Spanier kreuzete. Wie hätte man ihn nun, im Falle er gefangen worden wäre, als einen Seeräuber bestrafen können?

1525.

und unter dem funfzigsten Grade liege. Ist seine Schätzung richtig, so ist die von ihm angegebene Insel ohne Zweifel Neuland, woselbst die Bretagner den Fischfang bereits seit langer Zeit trieben. Nebstdem hatte er seinem Versichern zu Folge, wohl 700 Meilen weit an dem festen Lande hingeschifft, ehe er die Insel erblickete, welches von **Escarbots** Rechnung weit abgeht.

Verazani stirbt auf seiner dritten Reise.

Bald nach seiner Rückkunst in Frankreich, rüstete er sich zu einer dritten Fahrt, in der Absicht, eine Pflanzstadt in America anzulegen. Alles, was man davon weis, besteht darinnen, daß er absegelte, aber nicht wieder kam, und kein Mensch von dem, was ihm begegnet, das geringste erfuhr. Denn ich meines Ortes halte für ungegründet, was einige vorgeben, als ob ihn die Wilden, da er eine Schanze anlegen wollen, plötzlich überfallen, nebst seiner ganzen Mannschaft erwürget, und zum Beschlusse aufgefressen hätten *h*). Das allergewisseste von der ganzen Sache ist dieses, daß sein unglückliches Schicksal sowohl dem Könige, als der ganzen Nation alle Anschläge auf America auf einige Jahre lang aus dem Sinne brachte.

Jacob Cartiers erste Reise.

1534.

Endlich, nach Verlaufe von zehn Jahren, gerieth der König durch die Vorstellungen des Admirals von Frankreich, **Philipp Chabots**, wieder auf den ehemaligen Vorsatz, in der neuen Welt, daraus die Spanier so viele Schätze holeten, gleichfalls eine Pflanzstadt anzulegen. Der Admiral empfahl ihm zu dieser Unternehmung einen Schiffer aus **S. Malo**, Namens **Jacob Cartier**, dessen Geschicklichkeit er kannte; und der König ließ sich diese Person gefallen. Nachdem **Cartier** seine Verhaltungsbefehle empfangen hatte: so gieng er den 20 April 1534 mit zweyen Fahrzeugen von sechzig Tonnen, und hundert und zwey und zwanzig Mann zu **S. Malo** unter Segel. Er nahm seinen Weg nach Westen, hielt aber dabey etwas gegen Norden, und hatte so günstigen Wind, daß er den 10ten May am Vorgebirge **Bonne Viste** auf der Insel Neuland landete. Es liegt besagtes Vorgebirge unter dem sechs und vierzigsten Grad Breite. Hier fand **Cartier** das ganze Land voll Schnee, und das Ufer mit solchen Eisschollen besetzet, daß er entweder nicht aussteigen konnte oder nicht wollte. Er segelte sechs Grade weiter gegen Süden, und lief in einen Hafen, den er nach der h. Catharina benennete.

Von hier lief er wieder nach Norden, und gewann die Inseln, die er in seinem Berichte die Vögeleylande nennet, und vierzehn Meilen weit von Neuland entfernet angiebt. Hier sah er mit Bestürzung einen weißen Bären in der Größe einer Kuh, der aus besagter Insel herüber geschwommen war. Sobald das Thier die Schaluppen ans Land rudern sah, setzete es ins Wasser und schwamm davon. **Cartier** traf es den folgenden Tag ohnweit Neuland an, erlegte und fing es. Nachgehends befuhr er die ganze nordliche Gegend dieser großen Insel, davon er saget, man finde sonst nirgend bessere Häfen und elenderes Land; denn man sehe nichts als gräßliche Felsen, unfruchtbaren mit Moose bewachsenen Boden, und statt der Bäume, halbverdorretes Gesträuche. Doch wären die Einwohner wohl gewachsen. Sie bänden sich, nach seinem Ausdrucke, die Haare hinter dem Kopfe wie einen Heubüschel zusammen, und besteckten sie hier und dort mit Federn, welches sehr wunderlich lasse.

Nachdem er beynahe ganz Neuland umfahren hatte, dennoch aber noch nicht zuverläßig wußte, ob es eine Insel sey oder nicht? so nahm er seinen Weg südlich, fuhr über den

h) Man sehe die chronologische Beschreibung von Entdeckung der neuen Welt, bey dem Jahre 1525.

den Seebusen nach dem festen Lande, und lief in eine Bay, da ihm die Hitze sehr beschwerlich fiel, deswegen er sie auch die Hitzbay nennete. Die Schönheit des Landes gefiel ihm ungemein wohl, er war auch mit den Wilden, die er antraf, vergnügt, und tauschte von ihnen einiges Pelzwerk ein. Voritzt führet diese Bay auf der Karte den Namen der spanischen. Eine alte Sage behauptet, es wären vor dem Cartier Castilianer da gewesen, und hätten, als kein Anzeigen eines Bergwerkes erscheinen wollte, etlichemal gesagt Aca Nada. Da nun die Wilden nachgehends diese Worte den Franzosen wieder vorgesagt: so hätten sie gemeynet, das Land heiße Canada *i*). Daß Vincent le Blanc einer Fahrt der Spanier in diese Gegend erwähne, haben wir bereits beygebracht. Das Uebrige ist sehr ungewiß. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist doch die Hitzbay ein trefflicher Hafen, und man fängt vom halben May bis zu Ende des Julius eine erstaunliche Menge Seewölfe daselbst.

1534.

Nach dem Auslaufen aus dieser Bay, befuhr Cartier ein großes Stück von der daran stoßenden Küste, und nahm, gleichwie Verazani überall, wo er ausstieg, gethan hatte, im Namen des Königes von Frankreich Besitz von dem Lande. Den 15ten August gieng er nach Frankreich unter Segel, und den 5ten des Herbstmonates kam er glücklich nach S. Malo, voll Hoffnung, man könne die Leute, die er angetroffen hätte, ohne sonderliche Mühe, sowohl zu einer gesitteten Aufführung, als zu Jesu Christo bringen, und durch dieses Mittel mit einer großen Anzahl Völkerschaften eine vortheilhafte Handlung errichten.

Er kehret wieder nach Frankreich.

Auf seinen Bericht, sah es der Hof dem Königreiche für nützlich an, wenn ein Wohnsitz in dieser Gegend von America errichtet würde. Doch nahm niemand die Sache mehr zu Herzen, als der Viceadmiral Carl von Mouy, Herr von Mailleraye. Er wirkete eine neue und weiter ausgedehnte Vollmacht, nebst drey wohlbesetzten Schiffen für Cartier aus. In der Mitte des Mayes war alles segelfertig, und den 19ten stach man wirklich in die See, nachdem vorher der Bischof den Cartier und alle seine Leute am h. Pfingstfeste im Chore der Domkirche eingesegnet hatte.

Cartier bestieg das große Hermelin von hundert und zwanzig Tonnen, und hatte viele junge Edelleute als Freywillige bey sich. Allein, obgleich bey der Abreise das Wetter nach Wunsche gewesen war: so wurde doch der Wind gleich den folgenden Tag widrig. Der Himmel bewölkte sich, und die Steuerleute wußten über einen Monat lang beynahe keinen Rath mehr. Die drey Schiffe kamen einander gleich anfänglich aus dem Gesichte, und stunden jedwedes an seinem Orte die heftigsten Stürme aus, bis endlich das Steuern gänzlich unmöglich fiel, und sie sich Wind und Wellen überlassen mußten.

Seine zweyte Reise.

1535.

Das große Hermelin wurde an die Nordseite von Neuland verschlagen, und Cartier segelte den 19ten des Heumon. nach dem Seebusen, den er auf den Fall einer Trennung zum Versammlungsorte bestimmet hatte. Hier langete er den 25sten an, und am folgenden Tage kamen seine übrigen beyden Schiffe zu ihm. Den 1sten August nöthigte sie ein heftiger Sturm, ihre Zuflucht in dem Nicolaus-Hafen, welcher auf der Nordseite an der Mündung des Flusses liegt, zu suchen. Cartier pflanzete ein Kreuz mit dem französischen Wapen daselbst, und blieb bis den siebenten da.

Dieser Hafen ist beynahe der einzige Ort, welcher seine vom Cartier empfangene Benennung noch immer trägt; dahingegen der größte Theil der übrigen seine Namen mit andern

Beschreibung des Nicolaushafens.

i) Einige leiten diese Benennung von dem Iroquesischen Worte Kannata her. Es wird Cannada ausgesprochen, und heißt eine Menge Hütten.

1535. andern verwechselt hat; welcher Umstand eine große Dunkelheit in die Berichte unseres Seefahrers bringt. Es liegt der Nicolashafen unter neun und vierzig Grad, und fünf und zwanzig Min. Norderbreite, ist übrigens zwar sicher, und hat auf vier Faden Ankergrund, aber seine Einfahrt fällt wegen vieler Untiefen sehr beschwerlich.

Woher die Benennung der Lorenzbay rühre.

Den 10ten liefen die drey Schiffe wieder in den Seebusen; und Cartier gab ihm zu Ehren des heiligen Lorenz, dessen Tag es damals war, diesen Namen. Zwar gab er ihn, eigentlich zu reden, nur der Bay zwischen dem Eylande Anticosty und der Nordküste: er hat sich aber nachgehends über den ganzen Busen, in welchem besagte Bay liegt, ausgedehnet; ja weil der Fluß, welcher sonst der canadische hieß, sich in eben diesen Busen ergießt, so hat er unvermerkt den Namen des Lorenzflusses, den er heutiges Tages trägt, angenommen.

Insel Anticosty und der Saguenayfluß.

Den 15ten beschiffte Cartier die Insel Anticosty, um sie genauer zu erkundschaften, und nennete sie wegen des Festtages Assomtion, oder U. L. Frau Himmelfahrts-Insel *k*), es hat aber im gewöhnlichen Gebrauche der alte Namen die Oberhand behalten. Nachgehends liefen die drey Schiffe den Fluß aufwärts, und in den Saguenay. Cartier untersuchte bloß die Mündung dieses Flusses, fuhr hernach noch funfzehn Meilen weit neben der Küste hin, und ankerte endlich bey einer Insel, darauf er eine Menge Haselstauden antraf, und ihr deswegen den Namen der Haselnußinsel, Isle aux Coudres, beylegte. Es irren sich also diejenigen, welche das Entstehen dieser Insel dem großen Erdbeben, davon ich zu seiner Zeit reden will, und dadurch sie in der That merklich vergrössert wurde, zuschreiben.

Eyland Orleans.

Als Cartier sich so tief in einem gänzlich unbekannten Lande sah: so suchte er ohne weitern Zeitverlust einen Hafen, darinnen seine Schiffe des Winters über in Sicherheit seyn könnten. Acht Meilen weit über die Haselnußinsel hinaus, fand er noch eine, welche schöner und größer, auch mit Bäumen und Weinstöcken über und über bewachsen war. Er nennete sie zwar das Bachus-Eyland: sie wurde aber nachgehends das orleanische genennet. Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, welche unter des Cartier Namen heraus kam, giebt zwar vor, es beginne das Land erst an diesem Orte Canada zu heißen: allein, er betriegt sich unstreitig. Denn es bleibt eine ausgemachte Sache, daß die Wilden seit den Entdeckungszeiten, das ganze Land zu beyden Seiten des Flusses, absonderlich von seiner Mündung bis an den Sanguenay, also nenneten.

H. Kreuzfluß.

Von der Bacchusinsel kam Cartier in ein Flüßchen, das zehn Meilen davon entfernet ist, und in Norden entspringt. Er nennete es den h. Kreuzfluß, weil er den 14ten des Herbstmon. darinnen einlief: heutiges Tages aber heißt es gemeiniglich Jacob Cartier Fluß. Den andern Tag nach seiner Ankunft besuchte ihn ein Oberhaupt der Wilden, Namens Donnacona, den die Reisebeschreibung für den Beherrscher von Canada ausgiebt. Cartier unterredete sich mit ihm durch Hülfe zweener Wilden, die etwas französisch verstunden, weil er sie das vorige Jahr nach Frankreich geführet hatte. Diese meldeten dem Donnacona, die Fremden wären gesonnen, nach Hochelaga zu gehen, womit ihm nicht sonderlich gedienet zu seyn schien.

Insel Montreal.

Hochelaga war ein weitläuftiger Flecken auf einer Insel, die man voritzt unter dem Namen Montreal kennet. Cartier hatte viel davon gehöret, und wollte ohne sie vorher

k) Die Wilden nennten sie Natis cotec. Die Benennung Anticosty rühret, wie es scheint, von den Engländern her. Johann Alphons nennet sie irrig Ascension.


KARTE
VON ACCADIA
Nach den Manuscripten des Vorrathes von Karten und Grundrissen bey der Marine entworfen.
Von N.B. Ingr. et Hyd. de la Marine.
1744.
ETCHEMINEN
FRANZÖSISCHE BAY
ACADIA
INSEL SAINT JEAN
I. ROYALE
Chignitu od. Beau Bassin
Kirchenspiel Cobeguit
die Minen
Groß Praye od. die Minen
Port Royal itzo Anna Polis
Bay aller Inseln
Cap Canceau
Martingo
Cap de Sable od. Sandcap
Port Razoir
Pesmocadie
Hafen Mage
Klippen bey Mages
I. groß Menane
Ost Spitze
Nord Spitze
Cap Tourmentin
Beaubassin
Port la Joye
C.S. Louis
See St. Marie
Mission Chebenacardie
Chedabouctou itzo Haf. Milford
Fl. Richibuctou
I. Cocagne
I. S. Claude
Casquembec
MAASSSTAB
Gemeine Französische Seemeilen von 2282 Toisen.
Französische und Englische Seemeilen von 2853 Toisen.
Westliche Længe von der Pariser Mittagslinie



her zu sehen, die Rückreise nicht gern antreten. Diese Reise fiel dem **Donnacona** deswegen verdrüßlich, weil die hochelagischen Einwohner zu einer andern Nation gehöreten, er aber den Vortheil von der Franzosen Aufenthalte im Lande gern allein gezogen hätte. Er ließ also dem **Cartier** vorstellen, der Weg nach dem Flecken sey weiter, als er wohl gedenke, und mit vielen Schwierigkeiten verknüpfet. Allein, weil **Cartier** die wahren Bewegungsgründe vermuthlich wohl einsah: so blieb er auf seinem Vorsatze. Er fuhr also den 19ten bloß mit dem großen Hermelin und zween Schaluppen ab, die übrigen beyden Schiffe blieben auf dem Flusse, in welchen jenes nicht einzulaufen vermochte, vor Anker *l*).

1535.

Den 29sten blieb er im Petersee stecken. Denn weil er vermuthlich die rechte Durchfahrt nicht getroffen hatte: so konnte sein Schiff nicht fortkommen. Seine Entschließung bey diesen Umständen war, daß er seine beyden Schaluppen bemannete, und sich darauf begab. Endlich, den 2ten des Weinm. kam er in Gesellschaft dreyer Freywilligen, der Herren **Pontbriand**, **la Pommeraye** und **Goyelle**, nach Hochelage. Der Flecken war rund von Gestalt, und dreyfach umzäunet. Inwendig stunden etwa ein halbhundert Hütten; jedwede war ungefähr funfzig Schritte lang, vierzehn bis funfzehn breit, und wie eine Sommerlaube gestaltet. Der Flecken hatte nur ein einziges Thor. Ueber selbigem, gleichwie auch rings an der ersten Umzäunung, war ein Gang. Man stieg mit Leitern hinauf, und war da zur Vertheidigung des Platzes ein überflüßiger Vorrath von Steinen und Kieseln aufgeschüttet.

Cartiers Aufnahme daselbst.

Die Einwohner des Fleckens redeten die huronische Sprache. Sie nahmen die Franzosen mit aller Freundschaft auf, stelleten nach ihrer Weise Gastereyen an, und man beschenkte beyderseits einander. Das Erstaunen der Wilden war ungemein groß bey dem Anblicke der Europäer, ihres Schießgewehres, ihrer Trompeten und übrigen kriegerischen Geräthes. Sie redeten lange Zeit von nichts andrem, als von ihren langen Bärten, und ihrer Kleidung, und ließen eine unendliche Menge Fragen an ihre Gäste abgehen. Aber weil man bloß durch Zeichen mit einander redete: so verstunden die Franzosen das wenigste, was man zu ihnen sagete, und waren im Gegentheile eben so unverständlich.

Eines Tages kam zu des **Cartiers** größtem Erstaunen das Oberhaupt des Fleckens angetreten, zeigte ihm seine Arme und Beine, und gab ihm so viel zu verstehen, er empfände hier Schmerzen, und sähe gern, wenn ihm **Cartier** helfen wollte. Sogleich machten es alle Anwesende eben also; ja es lief in einem Augenblicke ein großer Schwarm zusammen, darunter einige in der That sehr unpäßlich, andere sehr alt zu seyn schienen. Jedermann ahmete den Gebärden des Oberhauptes nach. Dem Hauptmanne gieng die Einfalt der guten Leute zu Herzen; er bewaffnete sich sofort mit einem Heldenglauben, sagte so andächtig, als er konnte, den Anfang vom Evangelio Johannis her, und machte das Kreuz über die Kranken. Zugleich theilete er Rosenkränze und Agnus Dei unter sie aus, und gab dabey soviel zu verstehen, es hätten diese Dinge eine ungemeine Kraft, alle Krankheiten zu heilen, in sich. Als dieses geschehen war, schritt er zu einem Herzensgebethe, für die Bekehrung dieser armen Heyden, und las sodann die Leidensgeschichte des Heilandes mit lauter Stimme ab. Die ganze Versammlung hörete sehr aufmerksam und andächtig

l) Champlain behauptet, er heiße voritzt der Carlsfluß: er irret sich aber, weil in diesen bey hoher Fluth weit größere Schiffe, als der Hermelin war, einlaufen können. Der Verstoß rühret daher, weil er die zehn Meilen unten an der Insel zu zählen anfing.

1535.

dächtig zu. Den Beschluß dieser andächtigen Handlung machten einige Trompeterstückchen, darüber die Wilden vor Freude und vor Verwunderung ganz entzückt wurden.

Montroyal.

An eben diesem Tage begab sich Cartier auf den Berg, daran der Flecken lag, und hieß ihn **Montroyal**, welcher Name nachgehends der ganzen Insel eigen wurde *m*). Er konnte hier sehr weit ins Land hinein sehen, welches ihm mit allem Rechte höchstanmuthig vorkam, gleichwie es denn wenig schönere und bessere Gegenden in der Welt geben mag. Indem er nun glaubete, er würde schwerlich anderswo einen bequemern Ort zu einem dauerhaften Sitze antreffen: so reisete er in diesen Gedanken den 5ten des Weinmonates von **Hochelaga** ab, und kam den 11ten nach **S. Croix**.

Seine Leute hatten unterdessen ihre Hütten mit einer Verschanzung umschlossen, dahinter sie doch wenigstens vor einem plötzlichen Ueberfalle Sicherheit genossen. Gleichwie dergleichen Vorsichtigkeit unter den Wilden niemals, auch sodann nicht, wenn gar keine Noth vorhanden zu seyn scheint, undienlich ist: also wäre das Unterlassen derselben in dem gegenwärtigen Falle, da man den Winter in der Nachbarschaft eines volkreichen Fleckens, und eines verdächtigen Oberhauptes zubringen wollte, ein Verstoß gegen die Klugheit gewesen. Ich finde nicht nur in einigen Nachrichten, sondern es geht auch in Canada die beständige Sage im Schwange, es habe eines von den drey Schiffen an einer Klippe gescheitert, die gerade gegen dem Kreuzflusse über, im Lorenzstrome liegt, und bey hoher Fluth vom Wasser gänzlich bedecket wird *n*). Allein, die Reisebeschreibung, daraus ich die gegenwärtige Erzählung genommen habe, meldet nichts von diesem Zufalle.

Der Scharbock räumet unter den Franzosen auf.

Ein anderes weit größeres Unglück brachte das vorige um so viel leichter in Vergessenheit, weil man das gescheiterte Fahrzeug wegen Mangels an Matrosen ohnedieß hätte zurück lassen müssen. Besagtes Unglück war der Scharbock, der keinen Menschen ungeplaget ließ, ja vielleicht alle Franzosen bis auf den letzten Mann aufgerieben hätte, wofern ihnen nicht endlich, wiewohl ziemlich spät, ein augenblicklich wirkendes Mittel dagegen bekannt geworden wäre. Es bestund aus einem abgekochten Tranke vom Laube und der Wurzel des Weißdorns, (epinette blanche) das man beydes durch einander zerstieß. Cartier war von dem Uebel selbst angegriffen, und hatte, als ihn die Wilden das Gegenmittel lehreten, bereits fünf und zwanzig Mann eingebüßet. Von den übrigen waren kaum zween, oder drey im Stande, sich zu rühren: so bald man aber die Arzeney gebrauchte, kam innerhalb acht Tagen jedermann auf die Beine. Ja, es erlangeten sogar einige, welche ehmals an den Franzosen nicht recht geheilet waren, ihre völlige Gesundheit wieder. Eben dieser Baum liefert auch das canadische Terpentin, oder den weißen Balsam.

Cartier schreibt das Uebel in seinem Berichte an Franz den I, im geringsten nicht dem Umgange mit den Wilden zu, gleichwie seine Leute anfänglich zum Theile thaten, sondern vielmehr ihrer eigenen Faulheit, und der Noth, darinnen sie stecketen. Die canadischen Wilden wurden in der That nie vom Scharbocke geplaget. Ungeachtet er also nicht nur viele Leute verloren, sondern auch, wegen schlechter Gegenanstalt, vieles von der strengen Kälte erlitten hatte: so versicherte er doch Seine Majestät, man könne von dem neuentdeckten Lande wichtige Vortheile haben.

Er stellete vor, der Boden sey größtentheils ungemein fruchtbar, die Luft gesund, die Einwohner friedfertig, und leicht im Zaume zu halten. Absonderlich malete er den Pelzhandel als eine höchstwichtige Sache ab, und drang darauf, es wäre der Eigenschaft eines

m) Sie heißt voritzt **Montreal.**

eines allerchristlichsten Königes und erstgebohrnen Sohnes der Kirchen höchstanständig, so viele Ungläubige, deren Bekehrung nicht schwer zu seyn scheine, dem Heilande zuzuführen.

1535.

Zwar behaupten einige Schriftsteller, Cartier habe, weil ihm Canada schlecht gefallen, dem Könige misrathen, weiter daran zu gedenken; ja, wie es scheint, war Champlain selbst dieser Meynung. Doch es stimmet dieses weder mit der Weise, wie Cartier selbst in seinem Berichte sich heraus läßt, noch mit anderweitigen Nachrichten von seiner Reise überein. Man giebt überdieses vor, er habe bey seiner Abreise von St. Croix, welche denn, so bald der Fluß aufgieng, geschah, den **Donnacona** aufgehoben, mit nach Frankreich geführet, und durch seinen Mund dem Könige alles, was er von der Vortrefflichkeit des Landes gerühmet hatte, bestätigen lassen. Es ist aber dieses Vorgeben etwas ungewisses.

Seine Rückreise nach Frankreich.

1536.

Dieneten gleich die Nachrichten des Cartier denen, welche den Lorenzfluß und Busen nach ihm besuchten, ehemals zum Wegweiser: so sind sie doch heutiges Tages beynahe ganz unverständlich. Denn zu geschweigen, daß die Inseln, Flüsse, Vorgebirge u. s. w. voritzt meistentheils ganz andere Namen führen, als er ihnen beylegte, so findet man die von ihm angeführten canadischen Worte in keiner einzigen Mundart dieses Landes, entweder weil er sie verkehrt verstanden und vorgebracht hatte, oder weil sie, wie es bey allen lebendigen Sprachen hergeht, nicht mehr im Gebrauche sind. Zwar geschieht dieses letztere, wie man mich bey meinem Anwesen versicherte, bey den Wilden nicht so leicht, als bey uns: es beruhen aber doch die Namen, welche die Reisende für eigene ausgeben, wofern sie nicht von ihnen selbst ersonnen sind, meistentheils auf einem Misverstande, und haben entweder eine ganz andere Aussprache oder Bedeutung, als man vorgiebt.

Urtheil von seinem Berichte.

Doch Cartier mochte das Land loben, so sehr er wollte, so beredeten doch die schlechten Schätze, die er mitbrachte, und der elende Zustand, darein Kälte und Scharbock seine Leute gesetzet hatte, die allermeisten, Frankreich werde nie einigen Vortheil davon haben. Am meisten berief man sich darauf, daß er nicht das geringste Anzeigen eines Bergwerkes gefunden hätte. Denn damals achtete man ein fremdes Land, das weder Gold noch Silber lieferte, weit weniger, als voritzt. Vielleicht machte er auch seine Berichte durch das viele darunter gemischte Fabelwerk selbst verdächtig. Allein, wie könnte man doch, bey der Rückkunft aus einem unbekannten Lande, die Erzählung unerhörter Dinge lassen? Alltägliche Sachen zu sehen, heißt es, darf man so weit nicht reisen. Findet man nichts außerordentliches in einer Reisebeschreibung, so leget man sie bey Seite und liest sie nicht.

Canada wird in Frankreich nicht geachtet.

Ich stelle es dahin, ob Cartier in Erwägung dieser Gründe der seinigen so viele Wunderdinge einverleibte. Unterdessen blicket doch selbst aus dem Fabelhaften zuweilen etwas gegründetes, und bloß durch die Unwissenheit, oder Unachtsamkeit des Verfassers, verstelltes hervor. Ja es ist nicht selten auch an demjenigen, was er vom Hörensagen meldet, etwas wirkliches; und es wird mir erlaubet seyn, einige Beyspiele anzuführen.

Er meldet also, er habe einstens, da er auf der Jagd gewesen, ein zweybeinigtes wildes Thier, das ungemein schnell laufen konnte, aufgetrieben. Vielleicht sah er hinter dem Gebüsche einen Wilden, der eine Thierhaut, das Rauhe auswendig am Leibe trug, und um ihn in sein Netz zu locken, nach der Gewohnheit dieser Barbarn, das Geschrey irgend eines Thieres nachmachte. Auf der andern Seite hatte der Wilde vielleicht noch

 nie

n) Sie heißt noch heutiges Tages **Jacob Cartiers Klippe.**

1536.

nie einen Europäer gesehen, er lief also bey Erblickung eines so seltsam gestalteten Mannes davon; und weil Cartier nicht wußte, daß diese Leute keinem Hirschen etwas an Geschwindigkeit nachgeben, so gedachte er, es müsse ohne Zweifel ein wildes Thier seyn. Vielleicht fließt das, was er von den **Faunen** und **Satyren** meldet, aus einem ähnlichen Grunde. Doch hier folget noch etwas weit seltsameres.

Donnacona erzählte ihm nach seinem Vorgeben, er habe einstens auf einer Reise in ein weit entferntes Land, Leute angetroffen, welche weder Speise zu sich nahmen, noch eine Oeffnung zum Abführen des Unraths am Leibe hatten, sondern nur tranken und pisseten. In einem andern Lande hätten die Leute nur einen einzigen Schenkel, ein Bein, und einen gewaltig großen Fuß, dagegen aber an jedweder Seite zween Aerme, eine sehr vierschrötige Gestalt, platte Brust und Kopf, nebst einem ungemein kleinen Munde. Noch weiter hin habe er Zwärge und ein Meer von süßem Wasser gefunden. Schiffe man den Saguenay aufwärts: so komme man in ein Land, da die Einwohner eben also gekleidet giengen, wie die Franzosen, Städte bewohneten, auch Gold, Rubinen und Kupfer in großer Menge hätten.

Unsere Mißionarien haben in Gesellschaft der Wilden nicht nur den Saguenay, sondern auch die meisten Flüsse, die er zu sich nimmt, so weit als es möglich, beschiffet, aber nicht das geringste gesehen, als ein gräßliches Land, darinnen sonst niemand fortzukommen vermag, als umschweifende Wilde; wiewohl auch diese zuweilen vor Hunger und Mattigkeit dahin fallen. Gleichwohl ist hierbey zu bemerken, daß ein Wilder, weil ihm eine Reise von sieben bis achthundert Meilen nichts besonders ist, dieselbige auf dem Saguenay anfangen, nachgehends bis an den See der **Aßiniboils**, welcher sechs hundert Meilen im Umkreise haben soll, westlich fortwandern, und von da nach Mexico, wo die Spanier damals sich fest setzeten, gelangen konnte.

Nebstdem ist es etwas besonderes, daß die Erzählung von den einfüßigten Leuten, erst vor kurzer Zeit von einer jungen Leibeigenen aus der **Esquimauschen** Nation, wiederholet worden ist. Die Weibesperson wurde im Jahre 1717 gefangen, und zu dem Herrn von **Courtemanche** auf die Küste von **Labrador** gebracht, war auch, als ich im Jahre 1720 nach **Quebec** kam, noch immer daselbst. Als dieses Mägdchen einstens Fischer am Strande sah: so fragte sie, ob keine Leute von anderer Gestalt, als diese, in unserm Lande wären? Man verwunderte sich über diese Frage, absonderlich, weil sie weiter vorgab, sie habe in ihrem Vaterlande zween Kerle von erstaunlicher Größe und Dicke gesehen, welche den Unrath durch den Mund, und ihr Wasser unter der Schulter wegließen. Noch gebe es unter ihren Landesleuten einige, welche nur ein einziges Bein mit seinem Schenkel, und einem sehr langen Fuße, an jedem Arme zwo Hände, einen breiten Leib, flachen Kopf, kleine Augen, fast gar keine Nase, und einen sehr kleinen Mund hätten. Sie wären beständig verdrüßlich, könnten wohl drey Viertelstunden in einem Stücke unter dem Wasser bleiben, und würden von den Eskimaux zum Auffischen der Trümmern von den an der Küste gescheiterten Schiffen gebraucht.

Schwarze in Norden.

Zum Beschlusse sagte sie noch, es gäbe am nordlichen Ende von Labrador ein ganz schwarzes Volk, mit aufgeworfenen Lippen, breiter Nase, und geraden weißen Haaren. Es sey dieses Volk sehr boshaft, und ungeachtet es kein Eisen, sondern nur steinerne Messer und Aexte habe, den Esquimaux fürchterlich. Auch laufe es mit Schlittschuhen, welche bey den letztern nicht gewöhnlich sind, auf dem Schnee. Schwarze Menschen, so

nah

nah am Pole, und in einer Gegend, da so gar die Bären weiß fallen, wären allerdings eine sehr seltsame Sache; nichts destoweniger ist die Leibeigene des Herrn Courtemanche keinesweges die einzige Person, welche dieses bezeuget.

1536.

Die Beschreibung Grönlandes, welche der Sammlung nordischer Reisen einverleibet ist, stellet erstlich die dasigen Landeseinwohner, als den Eskimaux ganz ähnlich vor, nämlich lang und hager, giebt ihnen auch eben dergleichen Kleidung und Kähne, und saget hernach, es gebe auch Kerl, so schwarz als Mohren, unter ihnen. Mit dem allen ist es gar nicht unmöglich, daß einige Schwarze, es sey nun durch Schiffbruch, oder auf andere Weise nach Grönland gekommen, sich da vermehret, und wegen der großen Kälte weiße Haare bekommen haben, wie bey den meisten Thieren in Canada zu geschehen pfleget.

Die Leibeigene erzählete auch von Zwärgen, welche nach ihrem Sagen ein besonderes Volk ausmachen, nur drey Schuhe hoch, aber ungemein dick sind. Die Weiber sind noch kleiner, und alle mit einander stellen das elendeste Volk unter der Sonne vor. Die Eskimaux, deren Leibeigene sie sind, gehen sehr strenge mit ihnen um, und rechnen ihnen einen Trunk süßes Wassers zur besondern Gnade an. Eben dieses meldet auch die angeführte Beschreibung, und versichert, man habe im Lande an vielen Orten kein anderes süßes Wasser, als von zerschmolzenem Schnee. Es ist auch dieses gar nicht unglaublich; indem die Kälte die Adern der Erde dermaßen zusammenziehen kann, daß die Quellen bloß in einer gewissen Tiefe einen Durchgang finden.

Zwärge.

Die Erfahrung der Nordfahrer bestärket diese Muthmaßung; denn sie finden am Seestrande selbst entsetzliche Eisklumpen von sehr süßem Wasser. Auch melden andere Berichte, daß die Eskimaux gesalzenes Wasser trinken können, und gar oft sonst keines haben. Doch holen sie es nicht aus dem Meere, sondern aus Salzteichen, dergleichen man öfters in einer großen Entfernung von der See antrifft.

Noch ersehen wir aus den nordlichen Reisen, daß im Jahre 1605 einige dänische Schiffe, als sie weit über der Hudsonsbay waren, kleine Kerlchen mit einem viereckigten Kopfe, schwarzgelber Farbe, dicken aufgeworfenen Lippen daselbst antrafen. Sie fraßen Fische und Fleisch roh hinein, und konnten weder Brodt noch gekochte Speisen, noch Wein vertragen, sondern gossen den Wallfischthran wie Wasser in sich, und machten aus dem Fleische dieser Fische ein köstliches Leckerbißchen. Sie trugen Hemden von Fischdärmen, und Röcke von Seekalb- oder Seehundfellen. Der Verfasser meldet noch, man habe einige solche Zwärge nach Dänemark gebracht, da sie vor Heimwehe gestorben. Doch wären, bey Ankunft des spanischen Bothschafters zu Kopenhagen, noch fünfe am Leben gewesen, und habe man ihm zum Zeitvertreibe diese kleinen Leute mit ihren Nachen auf der See herum fahren lassen.

Es hatten diese Fahrzeuge die Gestalt eines Weberschützens, und etwa zehn bis zwölf Schuhe in die Länge. Sie waren von fingersdickem Fischbeine verfertiget, in- und auswendig mit zusammen genäheten Seehund- oder Seekalbhäuten überzogen. Die Nath bestund aus Nerven. Oben war der Nachen mit zwo andern Häuten vermacht, also, daß nur in der Mitte eine Oeffnung übrig blieb, darein der fahrende stieg, sich niedersetzete, und die Häute, wie einen Beutel um den Leib zusammen schnürete; dergestalt konnte nicht der geringste Tropfen Wasser ins Schiffchen dringen, die Wellen mochten darüber schlagen, wie sie wollten. Die Stärke dieser Fahrzeuge besteht in beyden Spitzen, woselbst die Fischbeine recht fest mit einander verbunden sind. Ja es ist alles und jedes so genau zusammen gefüget, und so dicht genähet, daß der Fahrende nach dem heftigsten Sturme nichts fraget.

1536.

Es sitzt nie mehr, als ein einziger Kerl, in einem solchen Kahne. Er strecket die Beine gerade aus, schnüret die Aermel am Handgelenke fest zusammen, und bedecket den Kopf mit einer Mütze, die am Rocke hängt, also, daß das Wasser nirgend eindringen kann. In beyden Händen hält er ein oben und unten beschaufeltes Ruder, fünf bis sechs Schuhe lang, damit er nicht nur rudert und steuret, sondern auch sich im Gleichgewichte erhält. Die koppenhagener Zwärge machten dem spanischen Bothschafter viele Lust. Sie fuhren vor einander vorbey, und machten ihre übrigen Wendungen mit solcher Geschicklichkeit, daß sie beständig gleich weit von einander blieben. Nichts destoweniger geschah alles unglaublich geschwind. Sie fuhren nachgehends mit einer leichten Schaluppe, die mit sechszehn guten Ruderknechten versehen war, in die Wette: allein, dieselbige blieb im Augenblicke sehr weit zurück. Die **Eskimaux** gebrauchen zwar eben dergleichen Fahrzeuge, haben aber noch andere größere, ungefahr von der Gestalt, als unsere Schaluppen. Das Gerippe ist von Holz, doch sind sie, gleich jenen, mit Häuten überzogen. Es haben bis hundert und funfzig Personen Platz darinnen, und gehen sie mit Ruder und Segel gleich gut.

Um aber dieser Ausschweifung, welche zwar eine nahe Verwandtschaft mit der Hauptmaterie hat, ein Ende zu machen, so scheinen mir die nordamericanischen Zwärge von eben dem Geschlechte, als die Samojeden und Lappländer zu seyn, und dienen sie meines Erachtens zu einem genugsamen Beweise, daß man über Grönland sehr leicht aus Europa nach America zu kommen vermöge. Was die abentheuerlichen Kerl betrifft, davon des Herrn **Courtemanche** Leibeigene, und der **Donnacona** erzählete, imgleichen den Kerl ohne Kopf, den wie man saget, ein **Iroquese** vor einiger Zeit auf der Jagd erleget haben solle: so kommen zwar dergleichen Dinge einem jedweden ziemlich windig vor, unterdessen ist es doch weit leichter, außerordentliche Begebenheiten zu leugnen, als sie zu erklären: und ist es über dieses denn erlaubet, alles, davon man keine Ursache anzugeben weis, platterdings als unwahr zu verwerfen? Wer kennet doch alle Geheimnisse der Natur? Was die Einbildung der Mutter für Wirkung an der Frucht erzeigen könne, das lehret die tägliche Erfahrung; und was diese Einbildung nicht zuwege bringt, das thut bey einigen Völkern die wunderliche Meynung, daß sie die seltsame Gestalt gewisser Leibestheile für eine große Schönheit halten, folglich das Wachsthum derselbigen mit Gewalt also erzwingen. Hieraus wird so viel deutlich, es könne Leute von wunderlicher Leibesgestalt geben, dergleichen Gestalt aber bey solchen Personen, welche eine Sache gründlich zu untersuchen nicht gewohnt sind, alberne Erzählungen, daran gleichwohl etwas wahres ist, verursachen. Ich wende mich wieder zu meiner Geschichte.

Roberval wird Unterkönig von Canada. 1540.

Cartier also hatte **Canada** bey vielen Personen, wiewohl wider seinen Vorsatz, verschreyet gemacht. Unterdessen dachte man bey Hofe ganz anders, und es riethen einige, man solle sich durch ein Paar mislungene Versuche nicht sogleich von dieser Unternehmung abschrecken lassen. Niemand behauptete dieses mit größerm Eifer, als ein Edelmann aus Picardie, Namens Franz **de la Roque**, Herr von **Roberval**, der in seinem Vaterlande großes Ansehen hatte, und von Franz dem I scherzweise das Königlein von **Vimeu** genennet wurde. Dieser verlangte für sich selbst eine Vollmacht, die gemachte Entdeckung weiter zu treiben. Indem aber eine bloße Vollmacht etwas zu schlechtes für eine so vornehme Person gewesen wäre: so erhub ihn der König durch ein Patent, das dem Kriegesarchive der Rechnungskammer zu Paris einverleibet, und den 15ten Jänner des 1540 Jahres ausgefertiget wurde, zum Standesherrn von **Norimbegue**, zu seinem Unterkönige und Statt-

Statthalter in Canada, Hochelaga, Saguenay, Neuland, Belle Isle, Carpon, Labrador, der großen Bay und Baccalaos, verlieh ihm auch über alle diese Gegenden eben die Macht und Gewalt, die er selbst darüber hatte.

1540.

Das hieß nun freylich nicht viel, indem es vorerst darauf ankam, Frankreich in den sichern Besitz dieser Gegenden zu setzen. Im folgenden Jahre segelte Roberval mit fünf Schiffen ab, und nahm den Cartier als seinen Obersteuermann mit sich. Es behaupten einige, Cartier wäre ungern an diese neue Reise gekommen, er habe sich aber doch endlich durch großes Versprechen gewinnen lassen. Die Fahrt war glücklich. Roberval erbauete eine Schanze, entweder, wie einige sagen, am Lorenzflusse, oder wie andere vorgeben, auf der Insel Cap Breton. Hier ließ er den Cartier, als Befehlshaber mit einer zahlreichen Besatzung, hinlänglichem Vorrathe und einem Schiffe zurück; er selbst kehrete, um eine wichtigere Verstärkung abzuholen, nach Frankreich zurück.

1541.

Seine erste Reise.

Vermuthlich hatte er für seine Festung entweder keine bequeme Stelle, oder doch nicht die tüchtigsten Leute ausgesuchet; so viel ist gewiß, daß die Besatzung wegen der kalten Witterung des Landes und anderer Unbequemlichkeiten, ihres Aufenthaltes bald überdrüßig wurde, und daß auf der andern Seite die Wilden über das Anwesen der Ausländer Verdacht schöpfeten, und sie ziemlich beunruhigten. Da nun über dieses Herr Roberval nicht bald genug wieder kam: so stieg Cartier mit seiner ganzen Mannschaft zu Schiffe, und wollte nach Hause fahren. Allein, unweit Neuland begegnete ihnen der Unterkönig mit einer ansehnlichen Verstärkung, und nöthigte sie, theils mit Güte, theils mit angedroheter königlichen Ungnade, wieder umzukehren.

Zweyte Reise.

1542.

Sobald er in seiner Schanze alles wieder in Ordnung gebracht hatte: so ließ er abermals den Cartier nebst seiner besten Mannschaft darinnen zurück, schiffte hernach den Lorenzfluß aufwärts, lief so gar in den Saguenay ein, und befahl einem Steuermanne, Namens Alphonse, welchen einige zum Portugiesen, andere zum Gallicier machen, oberhalb Neuland einen Weg nach Ostindien zu suchen. Doch dieser kam nicht weiter, als bis auf den zwey und funfzigsten Grad gegen Norden. Wie lange er auf seiner Reise zubrachte, wird nicht gemeldet. Vermuthlich aber fand er den Herrn von Roberval nicht mehr in Canada, weil er den Bericht von seiner Entdeckung an Jacob Cartier abstattete.

Es scheint, Roberval habe noch einige andere Reisen nach Canada unternommen. Doch versichern gewisse glaubwürdige Nachrichten, er sey wegen des damals ausgebrochenen Krieges zwischen Karln dem V und Franz dem I, einige Jahre lang in Frankreich geblieben, und habe sich bey dieser Gelegenheit, gleichwie vorher bey andern, sehr hervor gethan: hierinnen stimmen sie alle mit einander überein, er habe im Jahre 1549, nebst seinem Bruder, einem der bravesten Leute in ganz Frankreich, welchen Franz der I immer des Hannibals Leibtrabanten hieß, abermals eine Reise unternommen: allein, sie giengen alle beyde, nebst ihrer ganzen Mannschaft, zu Grunde, ohne daß man die Ursache dieses Unglücks anzugeben wußte. Mit ihnen verschwand zugleich auch alle Hoffnung, einen Sitz in America zu behaupten, weil kein Mensch glaubete, er werde geschickter, oder glücklicher, als diese zween brave Männer, seyn.

Seine letzte Reise.

1549.

Uebrigens vermag ich nicht zu errathen, wer etwa der Verfasser einer gewissen, ohne Meldung der Zeit und des Namens abgefaßten Nachricht seyn möge. Sie steht im dritten Theile der Sammlung des Ramusio, und hat folgenden Titel: „Bericht eines aus „Dieppe gebürtigen Franzosens und großen Seefahrers, von den Seefahrten nach Neu-„land

1549. „land in Westindien, sonst Neu-Frankreich genannt, und zwischen vierzig bis sieben und „vierzigsten Grade nordlicher Breite liegend; ingleichen nach Brasilien, Guinea, der Lo„renzinsel, und dem Eylande Sumatra, so weit als die französischen Schiffe und Cara„vellen gekommen sind„. Ramusio schreibt in seiner dem Berichte vorgesetzten Vorrede, diesem Seefahrer eine zweymalige Reise zu, die erste im Jahre 1539 nach Canada, Africa und Brasilien, die andere nach Ostindien, aber ohne Benennung des Jahres. „Die„ser Bericht, setzet er noch hinzu, bedünket mich in der That ungemein schön, und des „Lesens höchst würdig zu seyn. Nur bedaure ich, daß mir der Name des Verfassers un„bekannt ist, indem das Gedächtniß eines so braven und mit so großer Einsicht begabten „Mannes auf alle Weise fortgepflanzet zu werden verdienete.

1555. Franz der I bekümmerte sich also nach Robervals Tode wenig mehr um America. Als unter der folgenden Regierung die Reisen einiger Franzosen nach Brasilien einen großen Begriff von dem Reichthume dieses Landes in Frankreich erweckten: so schlug der Admiral Coligny dem Könige Heinrich dem II vor, es mit dem Könige von Portugall zu theilen. Man billigte seinen Entwurf, gleichwie auch die Wahl, die er zur Ausführung desselbigen in der Person des Johanniterritters und Viceadmirals von Bretagne, Nicolas Durand von Villegagnon, getroffen hatte. Dieser nun war übrigens zwar ein sehr verdienter Mann, hatte aber der calvinischen Lehre beygepflichtet, und hielt es also sich für keine Schande, in einer Unternehmung gebraucht zu werden, welche nicht sowohl auf die Eroberung Brasiliens zum Besten der Krone abzielete, als vielmehr auf das Gewinnen einer sichern Freystätte für die reformirte Religion, als welche vom Könige verbothen und verfolget wurde. Zum Glücke für die katholische Lehre öffnete der Viceadmiral endlich die Augen; weil er aber nach seiner Bekehrung nicht im Stande war, die Unternehmung allein mit Katholiken auszuführen: so gieng das ganze Verhaben im Rauche auf. Ihres Ortes war den Portugiesen bey der geäußerten Neigung der Brasilianer gegen die Franzosen nicht sonderlich wohl zu Muthe; sie machten sich also die Uneinigkeit, darinnen dieselbigen wegen des Villegagnons Wiederannehmung der katholischen Religion unter einander lebeten, zu Nutze, und erwürgten alle Franzosen, die nach des Viceadmirals Abreise in Brasilien geblieben waren, als Seeräuber, und Leute, die niemanden zugehöreten.

Vergebliche Unternehmung auf Brasilien.

Als Frankreich unter der Regierung Franz des zweyten, und Karls des neunten, durch die innerlichen Kriege bis auf den Grund erschüttert wurde: so schien es anfänglich, als ob an America weiter nicht zu gedenken sey. Nichts destoweniger wurden die vielen Stürme zuweilen durch heiteres Wetter unterbrochen, und der Admiral Coligni machte sich selbiges abermal zu Nutze, und suchte dasjenige, was in Brasilien mislungen war, an einem andern Orte auszuführen. Er warf die Augen auf das vom Verazani entdeckte Stück von Florida, und es bedünkte ihm dieses Land zu einer solchen Bevölkerung, als er im Sinne hatte, um so viel bequemer, weil nicht nur die Witterung angenehm, und der Boden fruchtbar, sondern auch nach seiner Meynung niemand da war, welcher Frankreich den Besitz streitig machen, oder in demselbigen auf einige Weise beunruhigen sollte.

Coligni will eine Pflanzstadt in Florida anlegen.

Florida heißt das ganze Stück des americanischen festen Landes, das von Alt- und Neu-Mexico, Neu-Frankreich und Nord-Carolina eingeschlossen wird. Den Spaniern zu Folge, begreift es alle östlich an Panuco gelegene Gegenden in sich; das ist, es hat gegen Norden, Osten und Mittage gar keine Gränzen, sondern es gehöret alles, was England und Frankreich in America besitzt, zu Florida, und ist der Krone Spanien mit Unrecht

Wie weit Florida sich erstrecke.

N.o 3.

Karte von den Küsten des Französischen Florida

Nach den ersten Entdeckungen entworffen von N. Bellin Ing.r de la Marine.

Maafsstab von gemeinen Französischen Seemeilen, 25 auf einen Grad





Unrecht abgedrungen worden. Ein gewisser neuer Schriftsteller o) bauet diesen Anspruch auf einen sehr sandigen Grund, indem er ihn mit nichts anderm bestätiget, als mit der Entdeckung des **Ponce de Leon**, und des **Lucas Pasquez d' Ayllon**, imgleichen mit der Unternehmung des **Pamphilo von Narvaez** und **Ferdinands von Soto**. Nun entdeckte **Leon** Florida erst im Jahre 1512, folglich einige Jahre hernach, da sowohl die Franzosen und Engländer, als der Portugiese **Cortereal**, Entdeckungen im nordlichen America gemacht hatten. Er legte über dieses nicht nur keinen Wohnsitz im Lande an, sondern er mußte sich auch alle beyde mal, da er ans Land gestiegen war, über Hals und Kopf wieder wegmachen; dahingegen die Franzosen schon seit dem Jahre 1504 mit den Canadern Verkehr trieben. Gehöret also Canada zu Florida, so war Frankreich am allerersten im Besitze von Florida; und es klingt lächerlich, zu hören, daß die Spanier bloß deswegen, weil ihr Landesmann einer am mexicanischen Busen gelegenen Gegend einen Namen beylegete, ein Recht über drey Viertheile des nordlichen America hätten, und die Franzosen davon ausschließen könnten, ungeachtet diese damals schon dahin handelten, und mit Völkern, welche fünf bis sechs hundert Meilen weit von des **Leon** entdeckter Gegend wohnen, Bündnisse gemacht hatten.

1562.

Lucas Pasquez d' Ayllon entdeckte im Jahre 1520, die Gegend am Jordan, welche heutiges Tages zu **Carolina** gehöret. Es lief aber seine Unternehmung eben so schlecht ab, als des **Ponce de Leon**. Einige Jahre hernach erhielt **Pamphilo von Narvaez** die Befehlshaberstelle über Florida vom Kaiser Karl dem fünften. Er beschiffte beynahe die ganze nordliche Küste des mexicanischen Busens, schlug sich zum öftern mit den Wilden herum, verlor viele Leute, und kam zuletzt, ohne daß er die geringste Schanze aufgeworfen hätte, elend ums Leben.

Ferdinand von Soto streifte drey bis vier Jahre lang zum öftern in' Florida, darüber er zum Generalhauptmanne gemacht worden war: allein, er kam nicht viel weiter nach Norden, als bis auf die Höhe von **Carolina**, und starb am Ufer des **Missisippi**, ohne daß er nur einmal versucht hätte, einen beständigen Wohnsitz an einem Orte aufzuschlagen. Sein Nachfolger **Ludwig von Moscoso**, führte die elenden Ueberbleibsel seiner Kriegsvölker bald darauf nach Mexico zurück; und es war von dieser Zeit an kein einziger Spanier mehr in Florida, folglich befand sich das Land in eben dem Zustande, als bey der allerersten Entdeckung des Ponce von Leon.

In eben demselbigen befand es sich noch zwanzig Jahre hernach, als der Admiral **Coligny** den Vorsatz fassete, es mit lauter Leuten von seiner Religion zu bevölkern. Allein, vermuthlich verschwieg er dem Könige Karl dem neunten, diesen Umstand, und stellete ihm die Sache nur überhaupt als für die Krone höchst vortheilhaft vor. Der König überließ ihm die Ausführung gänzlich, und gab ihm zu diesem Ende die Erlaubniß, alle mit seinem Amte verknüpfte Gewalt in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Unterdessen scheint es doch, er habe nachgehends die eigentlichen Umstände sehr wohl gewußt, und sey froh gewesen, daß der Admiral lauter Calvinisten dazu gebrauchte, indem auf diese Weise der Staat von eben so viel Feinden befreyet würde.

Die

o) Andreas Gonzalez de Barcia, in seinem Ensayo Chronologico para la historia de la Florida.

1562.

Johann Ribaut wird zum Anführer ernennet.

Die größte Sorge des Admirals war, die Ausführung des Anschlages einem tüchtigen Manne anzuvertrauen, und endlich fiel die Wahl auf einen alten von **Dieppe** gebürtigen Seemann, Namens **Johann von Ribaut**, einen erfahrnen Mann, und eifrigen Calvinisten. Den 18ten des Hornungs im Jahre 1562, lief er mit zwey solchen Fahrzeugen, die man **Roberges** nennet, und die von den spanischen Caravellen wenig unterschieden sind, aus dem Hafen zu **Dieppe**. Seine Mannschaft war nicht nur auserlesen, sondern es schlugen sich auch viele Freywillige, und darunter auch einige Edelleute, dazu.

Nimmt Florida in Besitz.

Das erste Land, das er entdeckete, war eine ziemlich niedrige, aber stark beholzete Erdspitze, unter dem dreyßigsten Grade Norderbreite. Er legete ihr zwar den Namen **Cap Francois**, bey, wendete sich aber, ohne hier zu verweilen, rechts, und sah bald darauf einen Fluß, welchen er den **Delphinsfluß** nennete, aber nicht besuhr. Indem er eben diesen Weg weiter fortsetzete: so fand er etwa funfzehn Meilen weit von dem vorigen Flusse einen andern, weit größern, und nennete ihn, weil er den 1sten des Maymonates darein lief, den **Mayfluß**. Hier traf er die Wilden in Menge an; und weil er merkete, es falle ihnen seine Ankunft nicht zuwider: so stieg er ans Land, und richtete vor allen Dingen eine kleine steinerne Säule, mit dem französischen Wapen, auf einem Sandhügelchen auf. Nachgehends besuchte er das wilde Oberhaupt, beschenkete es, und empfing ein Gegengeschenk.

Seine Entdeckungen.

Weil ihm der Jordan, welchen **Lucas Vasquez d'Ayllon** entdecket hatte, im Sinne lag: so gieng er nach geschehener Besitznehmung des Landes, in des Königes und des Admirals Namen, wieder zu Schiffe, und setzete seinen Weg also, daß er die Küste beständig im Gesichte behielt, nach Norden fort. Vierzehn Meilen weit vom Mayflusse, fand er den dritten, und hieß ihn Seine. Dergestalt belegete er alle übrige Flüsse, die ihm innerhalb eines Striches von sechzig Meilen ins Gesicht fielen, mit den Namen der vornehmsten Ströme in Frankreich, wiewohl man nachgehends merkete, daß er zuweilen eine Bucht für die Mündung eines Flusses ansah. Endlich glaubete er, am Jordane zu seyn: er betrog sich aber, und es wurde dieser Fluß, darinnen er auf zehn Faden vor Anker legete, von den Spaniern nachgehends der h. Kreuzfluß genennet. Endlich erbaueten die Engländer an seinem Ufer Georgenstadt, oder Neulondon, und verwandelten seine vorige Benennung in **Ediscow**, und wird er in einigen französischen Karten unter den Namen **Chauanonfluß** gesetzet.

Er bauet ein Fort.

Indem Ribaut ihn ganz unstreitig für den Jordan hielt: so legete er dem Orte, wo er vor Anker lag, den Namen **Portroyal** bey, und steckete die französische Flagge daselbst auf. Nachgehends erbauete er auf einer Insel eine kleine Schanze, welche gar bald im Stande war, die ganze Mannschaft zu beherbergen, und den Namen Carlsschanze bekam. Schwerlich konnte er sie an einem bequemeren Orte anlegen; denn die ganze umliegende Gegend ist angenehm, der Boden fruchtbar, der Fluß voll Fische, die Wälder voll Wild, die Lorbeer- und Linsenbäume erfüllen alles mit einem lieblichen Geruche, und die Einwohner bezeugten sich gegen die Franzosen eben so freundschaftlich, als die am Mayflusse: nur aber konnte er keinen einzigen zur Reise nach Frankreich überreden, ungeachtet er wohl wußte, ein solches Geschenk würde dem Admirale, und der königlichen Frau Mutter das allerangenehmste seyn, das er mitbringen könnte, und daher es an Zureden nicht fehlen ließ.

Was

1562.

Beschreibung des französischen Florida.

Was ich von der Gegend um Portroyal erwähnet habe, das ist auch von dem größten Theile der zwischen dreyßig und fünf und dreyßig Grad Norderbreite vom Cap François, bis an die Karlsschanze, liegenden Landschaft, oder von dem nachgehends also genannten französischen Florida zu verstehen. Einige Nachrichten geben ihr so gar den Namen Neufrankreich. Der Boden ist insgemein fruchtbar, wohl bewässert, von vielen fischreichen, und theils sehr ansehnlichen Flüssen durchschnitten. Man glaubete lange Zeit, es gebe hier Gold- Silber- und Kupfergruben, Perlen und Edelgesteine. Je genauer man aber die Sache untersuchte, desto deutlicher zeigete es sich, man finde zwar wohl an einigen Orten Kupfer, auch in zween oder dreyen Flüssen schlechte Perlen, aber das wenige Gold und Silber, das man bey den Wilden sah, komme von den vielen Spaniern her, die an der Mündung der bahamischen Durchfahrt und an der floridischen Küste Schiffbruch gelitten hatten.

Woher der Floridaner Reichthum komme.

Ihre Schiffe, welche fast allezeit mit americanischem Reichthume angefüllet waren, blieben gar öfters auf den Sandbänken, damit dieses Gewässer gleichsam besäet ist, sitzen, und die Wilden waren immer in Bereitschaft, diese unglücklichen Zufälle zu ihrem Vortheile anzuwenden; daher kam es auch, daß die zunächst am Strande wohnenden, mit spanischer Beute allezeit besser versorget waren, als andere. Es haben diese Barbaren eine weit dunklere, und mehr ins Rothe spielende Haut, als die Canadier; und kömmt dieses von einem gewissen Oele her, damit sie sich bestreichen, dessen Beschaffenheit aber man nie erfahren konnte. Der übrige Unterschied zwischen ihnen und den übrigen nordamericanischen Völkern ist kaum merklich. Sie entblößen sich mehr, weil sie ein wärmeres Land bewohnen; sie sind auch ihren Oberhäuptern mehr unterthänig. Es werden selbige von den französischen Berichten Paraustis, oder Paracustis genennet; dahingegen die Castilianer sie unter der allgemeinen Benennung der Caciquen begreifen. Es mögen aber die spanischen Geschichtschreiber von der Macht und dem Reichthume dieser Caciquen noch so viel Wesens machen, so läuft doch die ganze Sache im Grunde auf nichts sonderliches hinaus.

Gemüthsart dieses Volkes.

Uebrigens sind die Floridaner wohl gewachsen, kühn, trotzig, dennoch aber, wenn ihnen mit Glimpf und Vernunft begegnet wird, leutselig. Mit ihren Gefangenen verfahren sie nicht so grausam, als die Canadier. Zwar fressen sie dieselbigen eben sowohl, als jene: allein, sie machen sich keine Lust daraus, sie zu quälen. Die Weiber und Kinder, die sie im Kriege fangen, machen sie zu Leibeigenen, die Mannspersonen opfern sie der Sonne, und bringt es ihre Glaubenslehre also mit sich, daß das Opfer verzehret werden muß.

Auf Zügen und im Gefechte sind die Paraustis allemal die vördersten, und haben in einer Hand einen Streitkolben, in der andern einen Pfeil. Das Geräth müssen die Zwitter tragen, die nach dem Berichte eines lange im Lande gewesenen Schriftstellers *p*), in großer Anzahl vorhanden sind. Sonst pflegen sie auch dem erlegten Feinde die Haut vom Kopfe abzustreifen, und treten, bey dem hernach folgenden Siegesfeste, die alten Weiber mit diesen Haarhauben geschmücket, vor den Kriegesleuten einher. In diesem Aufzuge sollte man sie für leibhaftige Furien ansehen. Die Paraustis vermögen in einem wichtigen Falle, ohne vorher gehaltenen Rath nichts zu entscheiden. Ehe sie die Sache vortragen, verschlucken sie vor allen Dingen einen guten Trunk Apalachine, und lassen hernach die ganze Versammlung ein gleiches thun.

p) René de Laudonniere.

1562.

Ihre Religion und Sitten.

Die Sonne ist gewissermaßen die einzige Gottheit der Floridaner; denn ihr sind al... Tempel geweihet; nur wird sie nicht in jedwedem Bezirke auf eben dieselbige Weise verehret. Man giebt vor, die Leute lebeten in ganz Florida sehr lüderlich, und es wäre die schimpfliche Krankheit, die aus den americanischen Inseln zu uns gekommen ist, etwas gemeines unter ihnen. So viel ist gewiß, daß man immer größere Unordnungen gewahr wird, je weiter man durch Canada nach Florida reiset, und daß die Ueppigkeit, welche heutiges Tages unter den Iroquesen, und andern noch weiter nordlich gelegenen Völkern im Schwange geht, ihren Ursprung größtentheils aus ihrem Verkehre mit den West- und Südvölkern herhole. Die Vielweiberey ist in Florida bloß den Paraustis erlaubt, wiewohl auch diese nur eine einzige für ihre rechte Frau halten. Die übrigen sind in der That Leibeigene, und ihre Kinder haben keine Ansprüche an des Vaters Erbschaft zu machen.

Ehre, die sie den Oberhäuptern erweisen.

Den Oberhäuptern wird, so lange sie leben, große Ehre, nach ihrem Tode aber noch größere erzeiget. Man umstecket den Ort, wo sie liegen, mit Pfeilen, und setzet ihr Trinkgeschirr auf das Grab. Das ganze Dorf bringt drey Tage mit Fasten und Beweinen zu; die Hütte des Verstorbenen wird nebst allem zu seinem eigenen Gebrauche gewidmeten Geräthe verbrannt, eben, als ob niemand mehr würdig wäre, es zu gebrauchen. Nachgehends bestreuen die Weiber das Grab mit den Haaren ihres Hauptes, und beweinen ihn ein halb Jahr lang, wechselsweise alle Tage dreymal. Die Paraustis der benachbarten Flecken erscheinen gleichfalls, und erzeigen dem Verstorbenen die letzte Ehre mit besonderm Gepränge.

Priester.

Fast eben so viel Wesens machet man auch bey dem Tode der Priester, welche zugleich Aerzte sind, und von den canadischen Zauberern sonst wenig unterschieden sind, als daß sie das Wahrsagen noch stärker, als jene, treiben; gleichwie denn die ganze Nation überhaupt abergläubischer ist. Die ganze Erziehung der Kinder besteht ungefähr darinnen, daß man sie ohne Unterschied des Geschlechtes im Laufen übet, und denen, die sich darinnen hervor thun, Belohnungen austheilet. Daher kömmt es, daß sie alle mit einander, die Weiber sowohl, als die Männer, eine wunderswürdige Hurtigkeit besitzen. In einem Augenblicke klettern sie auf die höchsten Bäume. Nebstdem sind sie ungemein geschickt im Bogenschießen, und im Gebrauche des Wurfspießes, damit sie im Kriege viel Schaden thun. Zum Beschlusse, so schwimmen sie auch vortrefflich; ja, es setzen die Weiber mit ihren Kindern im Arme, über die größten Flüsse.

Thiere.

Von vierfüßigen Thieren sind in diesem Theile von Florida die gemeinsten, zwo Gattungen Löwen, Hirsche, Rehe, Ochsen, welche von den canadischen gar nicht unterschieden sind, Leoparden, Gemsen, Fischottern, Biber, Wölfe, Hasen, Kaninchen, wilde Katzen, und Holzmäuse, doch findet man sie nicht in jedweder Gegend alle mit einander. Hingegen giebt es beynahe überall alle bey uns gewöhnliche Raub- und Wasservögel, gleichwie auch Rebhühner, Turtel- und wilde Tauben, Störche, calecutsche Hühner, Vielfräße, eine Menge Papagayen, und vielerley kleine Vögel. Die canadische Vogelfliege wird den Sommer über nicht gesehen: sie bringt aber den Winter da zu, indem dieses kleine Thierchen vermuthlich weder große Hitze, noch die mindeste Kälte vertragen kann. Die Flüsse wimmeln von Crocodilen, die Felder und Wälder von Schlangen, absonderlich von den sogenannten Klapperschlangen.

Bäume.

In den Wäldern stehen Fichten, die aber keine Frucht tragen, ferner Eichen, Nußbäume, Vogelkirschen, Maulbeer- Linsen- Lerchen- und Kastanienbäume, Cedern, Cypres-

Cypressen, Lorbeer- und Palmbäume, ingleichen Weinstöcke. Auch giebt es Melers, die größere und bessere Früchte, als in Frankreich tragen, und Pflaumenbäume, davon die Pflaumen sehr lieblich schmecken. Es könnte wohl seyn, daß die Pflaumen, und die Piakimines, davon ich in meinem Tagebuche erwähne, einerley wären. Doch der allerschätzbareste Baum dieses Landes ist der Sassafras, den die Floridaner Palameh, oder Pavama nennen.

1562.

Sassafras.

Er wächst nie höher, als eine mittelmäßige Fichte, wirst keine Aeste, hat einen glatten Stamm, und seine stark belaubte Krone bildet gleichsam einen Becher. Sein Laub hat, wie des Feigenbaumes, drey Spitzen, ist dunkelgrün, und riecht, absonderlich, wenn es dürre wird, sehr angenehm. Bey dem Ausschlagen gleicht es dem Birnlaube. Die Rinde ist glatt, etwas röthlicht, und schmecket nach Anis. Das Holz ist leicht, schmecket und riecht würzhaftig, ungefähr wie Fenchel. Die Wurzel hat eine größere Härte und Schwere, als das Holz, und breitet sich nur auf der Fläche des Bodens aus. Zwar wächst dieser Baum sowohl am Seestrande, als auf dem Gebirge, allemal aber in einem Boden, der weder zu feucht, noch zu trocken ist. Sein Holz ist warm im andern Grade, seine Wurzel beynahe im dritten. Stehen viel solche Bäume an einem Orte beysammen: so geben sie einen von Zimmt wenig unterschiedenen Geruch von sich.

Als die Spanier zu St. Mattheo und St. Augustin, das ist, am Delphin und Mayflusse, von ihrer schlechten Speise, und dem trüben Wasser, damit sie sich behelfen mußten, beynahe alle das Fieber bekamen: so lehreten einige Franzosen sie den Sassafras also gebrauchen, wie sie es von den Wilden gesehen hatten. Sie zerschnitten die Wurzel in kleine Stücke, kochten sie im Wasser, und gaben ihnen das Wasser nüchtern, und bey Tische zu trinken, worauf sie vollkommen gesund wurden. Ja, es ist nach ihrem Sagen fast keine Krankheit, welche man mit diesem Tranke nicht heben könnte; er war bey ihrem Aufenthalte in Florida ihr einziges und allgemeines Arzeneymittel. Doch gebrauchten sie ihn nicht, wenn es an Lebensmitteln fehlete, weil der Hunger, den er verursachet, weit unerträglicher war, als jedwede Krankheit. Zwar giebt man den Sassafras auch für ein bewährtes Mittel gegen die Franzosen aus: allein, die Wilden gebrauchen nicht nur gegen diese, sondern auch gegen alle ansteckende Krankheiten lieber die Esquine.

In einigen Krankheiten schneidet man nicht nur die Wurzel, sondern auch die zarten Zweige und Blätter des Sassafras in kleine Stücke, und bereitet folgendermaßen einen Trank daraus. Man läßt eine Unze über Nacht in zwölf Pfund Wasser weichen, und das Wasser bey gelindem Feuer um ein Drittheil einkochen. Doch ist dabey auf die Leibesbeschaffenheit des Kranken zu sehen, und muß selbiger so lange, als er den Trank gebraucht, ungemein mäßig leben. Ja, man saget, er sey bey eingewurzelten Krankheiten, oder wenn der Kranke wenig Kräfte mehr habe, sehr schädlich. Einige reinigen vorher den Leib recht aus, ehe sie diese Arzeney gebrauchen: es ist dieses auch das sicherste. Andere hingegen mischen etwas Wein darunter, und gebrauchen ihn zum ordentlichen Tischtrunke, ohne vorher eine Abführung für nöthig zu achten.

Außer Zweifel ist, daß man den Sassafras jederzeit für ein vortreffliches Mittel gegen die Magen- und Brustkrankheiten, gleichwie auch gegen alle, die von der Kälte herrühren, gehalten hat. Franz Ximenes meldet, als er an der Bay Ponce de

 Leon,

1562.

Leon, wegen Wassermangel in großer Noth gewesen, habe er Sassafras klein zerschnitten, in Wasser, das beynahe eben so gesalzen, als Meerwasser war, geleget, und nach acht Tagen es sehr süße befunden.

Unter den Staudengewächsen dieses Landes ist die Caßine, oder Apalachine, davon ich anderswo geredet habe, die allermerkwürdigste. Unter den Kräutern rühmet man absonderlich die Apoyomatsi, oder Patzisiranda, davon Franz Ximenes folgende Beschreibung giebt. Ihre Blätter gleichen dem Lauche, sind aber länger und dünner. Der Stengel ist eine Binsengattung, voll Mark, knotigt, und anderthalb Ellen hoch. Die Blüthe ist klein und schmal, die Wurzel dünne, sehr lang, voll Knoten, oder Höckerchen, rund und haaricht. Die Spanier nennen sie der h. Helena Rosenkranz, die Franzosen Patenoster. Löset man die Kügelchen ab, und leget sie in die Sonne, so werden sie hart, auswendig schwarz und inwendig weiß. Sie riechen gewürzhaftig, beynahe wie Galanga. Sie sind trocken und hitzig im dritten Grade, ja noch darüber, etwas zusammenziehend und harzig, gleichwohl wachsen sie an keinem andern, als an einem feuchten sumpfigten Orte.

Die Wilden zerknirschen das Laub zwischen zween Steinen, pressen den Saft heraus, und bestreichen sich nach dem Baden den Leib damit, weil sie glauben, er stärke die Haut, und mache sie wohlriechend. Auch haben sie die Spanier gelehret, das Kraut zu pülvern, und gegen die Anfälle vom Steine, oder gegen Nierenschmerzen, welche von einer Verstopfung herrühren, in Wein einzunehmen. Zerstoßen und in Fleischbrühe genommen, hilft es gegen die Krankheiten der Brust. Als ein Pflaster aufgeleget, stillet es das Blut, stärket den Magen, und stillet die Mutterschmerzen. Zum Beschlusse, so giebt man auch vor, man finde an der ganzen floridischen Küste zuweilen Ambra.

Ribaut geht nach Frankreich zurück.

Weil dem Herrn Ribaut sein neuer Wohnsitz ungemein wohl gefiel: so beschloß er, nach Frankreich zu gehen, und eine neue Verstärkung abzuholen. Er machte einen, Namens Albert, zum Oberhaupte der neuen Pflanzstadt, und ließ so viele Leute bey ihm, als die Wilden im Zaume zu halten nöthig war. Nun konnte er ihm zwar wenig Lebensmittel abgeben, er versprach aber, mit einem großen Vorrathe von Mund- und Kriegesbedürfnissen, bald wieder da zu seyn. Damit gieng er unter Segel, und kam den 20sten des Heumonates nach Dieppe. Der neue Befehlshaber brachte an seinem Orte vor allen Dingen noch einige zur Sicherheit des Ortes dienliche Befestigungswerke zu Stande, und machte sich hernach, dem gegebenen Befehle des Generals zu Folge, auf den Weg, das Land zu erkundschaften. Er besuchte viele Paraustis, wurde auch überall wohl empfangen, und von einem, Namens Andusta zu einem so seltsamen Feste eingeladen, daß dem Leser, wie ich glaube, die Beschreibung desselbigen nicht zuwider fallen wird.

Besonderes Fest.

Es wurde selbiges einer gewissen Gottheit, Toya genannt, zu Ehren gefeyert. Vermöge der Landesgesetze, durfte kein Fremder dabey seyn; und es kostete große Vorsichtigkeit, damit es die Franzosen unvermerkt ansehen konnten. Andusta führete sie anfänglich in einen großen runden Platz, den die Weiber sehr sorgfältig reinigten. Mit Anbruche des folgenden Tages kamen viele mit allerley Farben bemalete, und mit Federn geschmückte Wilde aus des Parausti Hütte, auf den daran stoßenden Platz heraus getreten, und stelleten sich in guter Ordnung rings herum. Hernach erschienen

drey

drey Jonas oder Priester des Landes, wunderlich gekleidet, mit einem mir unbekannten Instrumente in der Hand, und traten in die Mitte des Platzes. Hier tanzeten sie lange Zeit im Kreise herum, sangen dabey eine sehr klägliche Melodie, und die Versammlung antwortete eben so betrübt.

1562.

Alles dieses geschah dreymal nach einander. Auf einmal thaten sie nicht anders, als ob sie ein plötzlicher Schrecken überfalle, und renneten mit aller Macht in den nächsten Wald hinein. Hierauf erschienen die Weiber an ihrer Männer Stelle, und brachten das Uebrige vom Tage mit Wehklagen zu. Von einer Zeit zur andern stelleten sie sich wie rasend, fielen über ihre Töchter her, und gaben ihnen mit scharfen Muscheln gute Schnitte in die Arme. Das Blut fingen sie mit der hohlen Hand auf, sprengten es in die Luft, und riefen dabey dreymal: He Toya! Andusta hatte die Franzosen in einen Winkel, da sie alles ansehen konnten, gestellet, und leistete ihnen Gesellschaft: wiewohl es ihn aber innerlich schmerzte, wenn sie lacheten, so ließ er sich doch voritzt nichts gegen sie merken.

Die Männer blieben zween Tage und zwo Nächte im Walde; sodann kamen sie auf den vorigen Platz zurück, tanzeten und sangen abermals, aber in einem lustigen Tone. Nachgehends machten sie allerley kurzweilige Wendungen und Sprünge. Zum Beschlusse folgete ein großes Gastmahl, dabey jedermann wegen des langen Fastens erstaunlich aß. Den Franzosen wurde nachgehends erzählet, es hätten die Jonas, da sie im Walde gewesen, den Gott Toya herberufen, er sey auch erschienen, und habe auf die vorgelegten Fragen geantwortet, man dürfe aber aus Beysorge, die Jonas zu erzürnen, hiervon nichts offenbaren.

Schlechte Aufführung des Hauptm. Alberts.

Das Herumreisen des Hauptmann Alberts konnte zwar wohl seinen Nutzen haben, gleichwohl wäre etwas weit nöthigeres, daran aber niemand gedachte, zu thun gewesen, nämlich das Land anzubauen, und auf Vorrath zu gedenken. Freylich hatte der Admiral Coligny dieses auf das gemessenste anbefohlen: allein, weil man steif und fest glaubete, es müßten alle americanische Gegenden voll Gold und Silber stecken, so gedachte man an keine andere Sache, als Bergwerke aufzusuchen. So lange als die mitgebrachten Lebensmittel währeten, und es an Pulver und Bley nicht fehlete, lebte man herrlich; die Fischerey that das Ihrige eine Zeitlang ebenfalls. Weil aber der Fisch da zu Lande nur zu gewisser Zeit in die Flüsse tritt: so hatte man bey nahe auf einmal gar nichts mehr zu essen.

Man nahm hierauf seine Zuflucht zu den Landeseinwohnern, welche auch, weil man ihnen bisher freundschaftlich begegnet war, ihr bestes thaten. Doch diese Quelle vertrocknete bald. Der überflüßige Vorrath der Wilden will wenig sagen, absonderlich für Leute, welche nicht gleich ihnen sehr mäßig zu leben, ja wohl einige Tage lang ungegessen zu bleiben, gewohnt sind. Zum Unglücke gieng die Schanze mit einer großen Menge Maitz, den man aus weit entfernten Orten zusammengeschaffet hatte, im Rauche auf; und als auch dieser Verlust wieder ersetzet worden war, so kam die Pflanzstadt durch einen höchstbetrübten Zufall in eine Verwirrung, die zuletzt ihren gänzlichen Untergang verursachete.

Der Befehlshaber in der Carlsschanze war ein handfester Mann, übrigens auch verständig genug, aber ein toller Kopf, der nicht einmal den Wohlstand zu beobachten wußte. So lange er nur that, was ihm befohlen wurde, merkte man seine Fehler so sonderlich nicht: allein, sobald er selbst zu befehlen hatte, erschienen selbige in ihrer größten Stärke. Er strafete die geringsten Fehler und allezeit übermäßig. Er knüpfete einen Soldaten, welcher den Tod nicht einmal verdient hatte, mit eigener Hand auf. Einen andern machte

1563.

te er aus einer eben so schlechten Ursache zum Schelmen und jagte ihn fort, in der Absicht, wie man glaubete, damit er Hungers sterben sollte. Er drohete beständig mit aufhängen, und wer bey ihm in Ungnade fiel, der hatte schlechte Sicherheit seines Lebens. Nächstdem führete er Reden, darüber den Zuhörern die Haare zu Berge stunden.

Wird erwürget.

Endlich wurde jedermann seiner überdrüßig, und man schaffte ihn aus dem Wege. Es fiel dieses um so viel leichter, weil er im geringsten nicht auf seiner Hut stund, ungeachtet er wohl wußte, daß er bey jedermann äußerst verhaßt wäre. Man wählete hierauf ein anderes Oberhaupt, einen sehr wackern Mann, Namens Nicolaus Barre, welcher durch seinen Verstand und Geschicklichkeit, in kurzer Zeit Friede und Ordnung wieder herstellete.

Große Noth.

Unterdessen blieb Ribaut noch immer aus, und man sah nichts anders, als die schrecklichste Hungersnoth vor Augen. Man mußte, so viel die Lebensmittel betraf, von der Wilden Gnade leben; und der neue Befehlshaber merkete wohl, man habe in kurzem etwas noch ärgers, als den Hunger, von ihnen zu besorgen. In diesen schwermüthigen Gedanken berief er den Kriegsrath zusammen, und verlangete zu wissen, was in dieser Noth zu thun sey. Jedermann rief, hier sey keine Stunde mehr zu versäumen, man müsse ein Fahrzeug bauen, und wenn unterdessen keine Hülfe anlange, nach Frankreich zurück gehen.

Gehen nach Frankreich zu Schiffe.

Allein, wie war das möglich, ohne Bauverständige, ohne Segel, Thauen und andere Zugehör? Die Noth machet öfters eine Sache thunlich, die man außerdem für unmöglich gehalten hätte. Jedermann legte Hand ans Werk. Man kalfaterte das Fahrzeug mit Moose, und einer Art Flachse, die in dem größten Theile von Florida auf den Bäumen wächst. Zu den Segeln gab jeder seine Hemden und Bettlacken her. Die Thauen spann man aus Baste. In kurzer Zeit lag das Fahrzeug fertig im Wasser. Hätte man diese Geschicklichkeit und diesen Eifer etwas vernünftiger angewendet: so hätte man noch wohl eine Zeitlang im Lande leben können: allein, man war nun einmal Floridens überdrüßig, und vielleicht wäre die sehnlich gewünschte Hülfe voritzt verdrießlich gefallen. Denn einem Franzosen kann das Heimwehe bey der geringsten Gelegenheit ankommen, seine übrigen Umstände mögen seyn, wie sie wollen.

Sobald das Fahrzeug fertig war, verzog man keinen einzigen Tag mit dem Einschiffen. Man unterwarf sich mit der größten Unbesonnenheit allen Gefährlichkeiten, daran es bey einem auf solche Weise gebaueten und besetzten Schiffe, darauf die Soldaten Matrosendienste thaten, unmöglich fehlen konnte. Das allerseltsamste ist dieses, daß niemand auf ein Verwahrungsmittel gegen das einzige Uebel, welchem man entfliehen wollte, gedachte. Unsere Waghälse waren noch nicht weit in der See, so überfiel sie eine hartnäckige Windstille, dabey sie den wenigen mitgenommenen Vorrath verzehreten, und zuletzt des Tages mit etwa einem Dutzend Hirsekörnern für einen Mann vorlieb nehmen mußten.

Ihre Noth.

Doch der Hirsen währete nicht einmal lange. Man fraß hierauf die Schuhe und alles Leder auf dem Fahrzeuge. Das süße Wasser nahm gleichfalls ein Ende. Einige tranken Seewasser, sturben aber davon. Ueberdieses drang das Wasser auf allen Seiten ins Schiff: niemand aber konnte wegen ausgezehrter Kräfte viel arbeiten. Endlich, als nicht das allergeringste mehr zu verzehren da war, und man des Sinkens bald gewärtig seyn mußte, verloren die unglücklichen Leute allen Muth, und ergaben sich in ihr Schicksal.

Sie fressen einander.

Bey diesen verzweifelten Umständen erwähnte einer, wenn jemand sein eigen Leben aufopfern wolle, so könne er die übrigen alle miteinander retten. Dieser entsetzliche Vorschlag

schlag wurde gebilliget. Man war beynahe schon einig, darum zu losen wer sich schlachten lassen müsse, als eben der Soldat, welchen der Hauptmann Albert für einen Schelm weggejaget hatte, Namens Lachau, sich erklärete, weil er ohnedieß sterben müsse, so sey ihm wenig daran gelegen, ob er etliche Tage länger lebe oder nicht, wenn er damit seinen Cameraden das Leben fristen könne. Man hielt ihn beym Worte, und schnitt ihm den Hals im Augenblicke ab, ohne daß er sich zu widersetzen begehrete. Das Blut wurde mit größter Begierde aufgefangen und getrunken, der Leib in Stücke gehauen, und einem jedweden sein Antheil davon gegeben.

1563.

Vermuthlich würde des Lachau Schicksal mit der Zeit noch mehrere, es sey nun in Guten oder mit Gewalt, betroffen haben, wofern man nicht Land, und bald darauf ein herankommendes Schiff erblicket hätte. Es war ein engländisches, und hatte unter andern einen Franzosen auf, der mit dem Herrn von Ribaut aus Florida abgereiset war. Von diesem erfuhren sie, die einzige Ursache, warum ihnen der Herr von Coligni keine Hülfe zugeschickt habe, sey ein innerlicher Krieg, welcher bald nach ihrer Abreise ausgebrochen. Es habe aber der Admiral unmittelbar nach geschlossenem Frieden mit dem größten Eifer darauf gedacht, indem ihm die Aufnahme seiner Pflanzstadt ungemein am Herzen liege.

Neue Schiffsrüstung nach Florida.

In der That war auch dieses die erste Sache, die er dem Könige vortrug, so bald er aufs neue bey Hofe erscheinen durfte. Karl der IX bewilligte ihm wirklich drey Schiffe, nebst allem, was zu Versorgung der Karlsschanze nöthig fiel. Die Aufsicht darüber vertrauete er einem verdienten Edelmanne, Namens Renatus von Laudonniere q), einem trefflichen Seemanne, der aber zu Lande sich ebenfalls wohlgehalten hatte, und über dieses, weil er schon vor zwey Jahren mit Hrn. Ribaut in Florida gewesen war, das Land kennete. Man gab ihm allerley geschickte Werkmeister, die bey einer neuangelegten Pflanzstadt nützlich seyn können, mit. Viele junge Leute von gutem Geschlechte, imgleichen einige Edelleute, wollten die Reise auf ihre eigenen Kosten mitmachen. Hierzu kam noch eine Anzahl Soldaten, die man aus den alten Regimentern aushob. Vor allen Dingen sah der Admiral darauf, daß kein Katholik dabey war. Der König ließ dem Laudonniere funfzigtausend Thaler auszahlen; vermuthlich aber ist es irrig, wenn Jacob le Moyne de Morgues, welcher bey dieser Unternehmung gegenwärtig war, das königliche Geschenk auf hunderttausend Thlr. schätzet. Doch dieses ist nicht der einzige Punct, in welchem dieser Reisebeschreiber von des Laudonniere Berichte abgeht.

Die Franzosen kommen nach Florida.

Die drey Schiffe giengen den 22sten April des 1564 Jahres aus Havre de Grace unter Segel. Die zwey größten hatten die Gebrüder Michael und Thomas le Vasseur, zween in ihrer Kunst so geschickte Männer, als es damals in Frankreich geben mochte, zu Steuerleuten. Laudonniere nahm seinen Weg über die canarischen Inseln, fuhr an dem größten Theile der antillischen vorbey, und erblickte Florida den 22sten des Brachmonats. Einige Tage hernach legete er an der Mündung des Delphinflusses vor Anker, und lief zwar mit seiner Schaluppe hinein, machte sich aber zu großem Leidwesen der Wilden, die, um ihn bey sich zu erhalten, ihr möglichstes versuchten, bald wieder weg. Von hier kam er an den Mayfluß, und fand beym Aussteigen den Paraušti Saturiova mit einer großen Menge seiner Unterthanen vor sich.

Die

q) oder Landonniere.

1563.

Verehrung der Wilden gegen das französische Wapen.

Die meisten darunter kannten ihn, alle miteinander aber führeten ihn mit Bezeugung großer Freundschaft an den Ort, wo Ribaut eine steinerne Säule mit dem französischen Wapen aufgerichtet hatte. Die einfältigen Leute glaubeten, es stecke eine verborgene Kraft in diesem Denkmaale, und hatten in dieser Einbildung ihm allerley Gaben, die rings herum lagen, gebracht, gleichwie sie denn auch, in der Franzosen Gegenwart, eine dem Anbethen sehr ähnliche Ehrerbiethung davor abstatteten. Weil Laudonniere eine Zeitlang an dem Mayflusse verweilete: so erfuhr er vermuthlich hier erst, daß die Karlsschanze verlassen sey; denn bey seiner Abreise aus Frankreich, hatte er, wie es scheint, noch keine Nachricht davon.

Laudonniere läßt das Land am Mayflusse besichtigen.

Doch dem sey wie ihm wolle, so besuchte er des folgenden Tages den Saturiova, und erwähnete, er möchte gern das Land, das dieser Fluß bewässere, besichtigen. Der Parausti ließ es sich gefallen, doch mit der Bedingung, er möchte bald wieder kommen. Die Franzosen wurden eine Zeitlang von den Wilden begleitet. Die letztern liefen an beyden Seiten des Flusses neben her, und schrien ohne Unterlaß Ami! Laudonniere kam nicht sonderlich weit. Er ließ bey einem Hügel ein Zelt für sich aufschlagen, und befahl seinem Lieutenante, dem Herrn d'Ottigny, nebst dem Ritter von Erlach r), sie möchten einige Tage lang den Fluß aufwärts fahren.

Schönheit desselben.

Diese fanden gar bald andere Wilde, welche nicht unter dem Saturiova stunden, sondern anfänglich über den Anblick der Franzosen gewaltig erschracken, nachgehends aber, da ihnen die Furcht vergangen war, sie zu einem alten Parausti führeten, den sie für 250 Jahre alt, und für den Aeltervater von sechs Abstammungen ausgaben, welches in Ansehung eines so hohen Alters wenig sagen wollte. Der Mann war in der That steinalt, auch dabey blind, und hatte nichts mehr als eine verschrumpelte Haut über die Knochen gespannet. Hingegen schien derjenige, den man für seinen Sohn ausgab, kaum sechzig Jahre zu haben.

Weiter trieben Ottigny und Erlach ihre Entdeckungen nicht, sondern kehreten zu ihrem Befehlshaber zurück. Sobald sie bey ihm waren, bestiegen sie den Hügel, dabey er sich gelagert hatte, und erblickten von dieser Höhe rings herum eine sehr angenehme Gegend. Soweit als man sehen konnte, behielt der Fluß beständig eine schöne Breite, und strich durch lauter fruchtbarscheinende Ebenen. An die Ebenen stießen ungemein hochstämmige Wälder, mit untermischten Weinstöcken, Lorbeer- und Linsenbäumen, die mit ihrem trefflichen Geruche die ganze Luft einbalsamirten. Diese angenehme Aussicht endigte sich auf einer Seite an der See, auf der andern an einem Gebirge, davon die Franzosen sich lange Zeit weismachen ließen, es habe Bergwerke.

Die Franzosen suchen Bergwerke.

Was man wünschet, das glaubet man leicht. Alle diejenigen, daraus die neue Pflanzstadt bestehen sollte, waren bloß in der Absicht, Gold und Silber zu finden, nach Florida gegangen. Ihre Lust zum Faullenzen machte ihnen die geringe Mühe eines Landbaues, der ihnen hundertfältige Frucht geliefert hätte, ganz unerträglich; dahingegen suchten sie eine Sache, davon die Wirklichkeit nicht einmal gewiß war, mit erstaunlicher Mühe und Gefahr. Das allerschlimmste dabey war dieses, daß sie sich dadurch thörichter Weise in ein Geschäffte, das der neuen Pflanzstadt gleich beym Aufkeimen den Garaus machen konnte, verwickeln ließen.

Als

r) Die Nachrichten schreiben zwar Arlach, allein, es rühret dieser Fehler von einer verderbten Aussprache her. Es war dieser Edelmann ein Schweizer, und giebt es in der ganzen Schweiz kein bekannteres Geschlecht, als das Erlachische.

1564.

Als Laudonniere wieder bey dem Saturiova war, fragte er ihn: woher das Stück Silber, damit er ihn bey seiner Ankunft beschenket hatte, komme? Der Paraustí hatte seines Ortes die Schwachheit der Franzosen schon bemerket, gab also listiger Weise zur Antwort: es komme aus einem ziemlich weit entfernten Lande, dessen Paraustí, Namens Timagoa, sein abgesagter Feind sey. Laudonniere gieng in die gestellte Falle, und versprach ihm, wenn er seinen Feind bekriegen wolle, mit einem Theile seiner Mannschaft zu begleiten. Saturiova hielt ihn beym Worte, und versicherte dagegen, er wolle ihm nach des Timagoa Niederlage, daran bey sobewandten Umständen nicht zu zweifeln sey, so viel Gold und Silber, als er nur immer wolle, zeigen.

Sie mischen sich zur Unzeit in einen Krieg.

Ungeachtet dieses beyderseitigen Versprechens, gieng Laudonniere gleich am folgenden Tage zu Schiffe, und verließ den Mayfluß, entweder, weil ihn seine leichtsinnige Zusage gereuete, oder weil er einen Versuch, die Bergwerke ohne der Wilden Dank zu finden, wagen wollte. Er lief erstlich in die Seine ein, hernach in die Somme, da er den Paraustí dieser Gegend, nebst seiner Frau und vier erwachsenen Tochtern antraf. Die letztern schienen ihm für Floridanerinnen noch ziemlich hübsch zu seyn. Der Paraustí empfing ihn auf das beste, verehrete ihm unter andern auch eine silberne Kugel, und ersuchte die Franzosen, einige Tage hier zu bleiben. Allein, Laudonniere entschuldigte sich, und gieng ohne Verzug zu Schiffe.

Entdecken ferner das Land.

Hierauf hielt er Rath, was anzufangen sey? Er habe gemessenen Befehl, sagte er, einen beständigen Wohnplatz zu errichten; nur frage es sich, welcher Ort am tauglichsten dazu seyn möchte? Die Gegend am Cap Francois schien ihm allzu niedrig und der Ueberschwemmung unterworfen zu seyn. Die Karlsschanze liege zwar an einem vortrefflichen Hafen, habe aber, allem Ansehen zu Folge, keinen so fruchtbaren Boden, als der Mayfluß, zu geschweigen, daß nach seinem Erachten besagter Fluß den leichtesten und kürzesten Weg nach denen Bergwerken, die man ihnen gerühmet habe, darbiethe. Bey der Gemüthsverfassung, darinnen jedermann sich befand, war dieser letzte Grund unwiderleglich. Jedermann stimmete der Meynung des Befehlshabers bey. Man kehrete ohne Verzug um, und den 29sten des Brachmonats befanden sich alle drey Schiffe bey rechter früher Tageszeit an der Mündung des Mayflusses.

Sie berathschlagen, wo sie sich niederlassen wollen.

Den folgenden Tag wurde die Schanze etwa zwo Meilen weit von der See, an einem höchstvortheilhaften Orte erbauet. Man arbeitete mit ungemeinem Eifer daran, und benennete sie Carolina s) Es hat dieser Namen verschiedene Schriftsteller auf die irrige Meynung gebracht, als ob von ihm die Benennung eines der schönsten engländischen Pflanzländer in America herrühre. Ja, es haben einige sogar geglaubt, man habe das französische Florida, seit demselbigen Augenblicke, insgemein Carolina geheißen, welches aber ganz falsch ist. Das heutige Carolina hat seine Benennung so wenig von dem französischen Könige Karl dem IX erhalten, daß es bereits erwähnter maßen durchaus nicht alles, was wir französisch Florida oder Neufrankreich heißen, in sich begreift, und daß die Carolinenschanze des Laudonniere, gleichwie es sich bald zeigen wird, heutiges Tages zu dem spanischen Florida gehöret.

Er bauet die Carolinenschanze.

s) Ein neuer spanischer Schriftsteller verwirret Carolina und Carlsschanze miteinander, oder behauptet vielmehr, des Ribaut Schanze habe Carolina, und des Laudonniere seine, Carlsschanze geheißen.

1564.

Beschreibung von Carolina.

Es hatte diese Schanze eine dreyeckigte Gestalt. An der westlichen, das ist an der Landseite, wurde ein Graben gezogen, und ein neun Schuh hoher Rasenwall aufgeführet. Die übrigen beyden Seiten hatte man mit Pallisaden eingefaßt, und Schanzkörbe dahinter gesetzet. An dem Winkel gegen die See stund ein Bollwerk, und in diesem das Vorrathshaus. Alles zusammen war von Reisigbüscheln aufgeführet, und mit Rasen bekleidet. Die Mitte machete einen Platz von achtzehn Schuhen ins Gevierte; daran stieß auf der Nordseite ein ziemlich hohes Haus, das aber vom Winde bald über den Haufen geworfen wurde, auf der Südseite hingegen, die Hauptwache. Den Backofen setzete man zu Vermeidung der Feuersgefahr außerhalb der Schanze. Denn da an dieser Küste die Winde sehr oft und mit großer Heftigkeit stürmen: so wäre in einem unglücklichen Falle das Löschen um so viel unmöglicher gewesen, weil niemand eine andere, als mit Palm- und Latanenzweigen bedeckte Wohnung hatte.

In dem Berichte des Herrn Laudonniere von dem, was bey seiner Anwesenheit in Florida vorfiel, wird dem Saturiova ein großes Lob beygeleget, weil er seine Unterthanen den Franzosen bey ihrer Arbeit fleißig beystehen ließ. Morgues hingegen erzählet, es habe der Parausti über die Erbauung einer Schanze in seinem Lande großen Verdacht, und über das stolze herrische Bezeugen des französischen Befehlshabers gegen ihn, nicht wenig Verdruß geschöpfet. Ueber die Verschiedenheit dieser Nachrichten dürfen wir uns nicht wundern. Es ist nichts gemeiners, als daß Personen, welche beysammen leben, von der Gemüthsbeschaffenheit derer Leute, mit denen sie umgehen, ein weit unterschiedenes Urtheil fällen, indem einer in eben dieselbige Person, welche der andere für höchst ehrlich hält, ein gänzliches Mistrauen setzet. Es scheint also, das französische Oberhaupt habe die verstellte Freundlichkeit des Wilden für Merkmaale einer herzlichen Zuneigung, andere tiefer einsehende aber für eine Wirkung der Furcht oder List gehalten.

Aufführung der Wilden gegen die Franzosen.

Das gewisseste ist, daß die Wilden Carolina ohne Unterlaß versorgeten; sie brachten Maizmehl, geräuchertes Fleisch von gewissen Eydechsen, daraus sie ein großes Leckerbißchen machen; ferner allerley, theils Arzeney- theils eßbare Wurzeln; zuweilen auch Gold, Silber, Perlen und Edelgesteine, und der Herr von Laudonniere war genöthiget, bey Strafe des Todes zu befehlen, daß man alle Metalle, Perlen und Edelgesteine, welche die Landeseinwohner brächten, ins Vorrathshaus liefern sollte. Doch die Quelle dieser Schätze vertrocknete bald.



Der

Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Zweytes Buch.

1564.

So bald die Festung fertig war, schickete Herr Laudonniere eines von seinen Schiffen wieder nach Frankreich, um daselbst um Verstärkung anzuhalten, und ließ fleißig an zweyen großen Fahrzeugen arbeiten, in der Absicht, sich derselben zu bedienen, und in den benachbarten Flüssen Lebensmittel damit zu suchen. Er nahm darauf den Anschlag wieder vor, den Mayfluß vom Ottigny hinauf gehen zu lassen, welchem er empfohl, so weit ins Land zu dringen, als er immer könnte, vornehmlich dasjenige wohl zu erforschen, wo Timagoa Befehlshaber wäre, und nichts zu verabsäumen, um sich von der Wahrheit alles dessen zu versichern, was ihm Saturiova wegen der Bergwerke gesaget hatte.

Neue Entdeckungen.

Ottigny richtete dasjenige, was ihm aufgetragen worden, genau aus. Er rückete in Timagoa ein; denn in diesem Theile von Florida führet ein jeder Kreis einerley Namen mit seinem Oberhaupte a); und vermuthlich nimmt das Oberhaupt den Namen seines kleinen Staates an. Er fand weder Gold noch Silber daselbst: einer von seinen Soldaten aber, den er auf Entdeckung ausgeschicket hatte, brachte ihm ungefähr sechs Pfund Silber, und machete ihm viel Hoffnung, noch weit mehr aus einem sehr entfernten Lande zu bekommen.

Auf diese Art schienen sich die Bergwerke nach dem Maaße zu entfernen, wie man sich ihnen zu nähern glaubete, gleich den vermeynten Irrwischen, welche erst diejenigen, die ihnen nachlaufen, sie zu haschen, sehr ermüden, und hernach den Augenblick verschwinden, da man sie zu haben denket. Indessen ließen sich unsere Abentheurer dadurch nicht abschrecken, sondern speiseten sich stets mit einer eingebildeten Hoffnung, welche sie verhinderte, sich wirkliche Vortheile zu verschaffen, die weit kostbarer waren, als die Bergwerke, und ihnen weniger gekostet haben würden. Endlich, aber ein wenig zu spät, merketen sie, daß die Wilden nur sucheten, sie aufzuhalten, um ihnen nach und nach ihre Waaren abzunehmen. Diese Leute waren unter sich selbst wegen der Oerter nicht

 einig

a) Garcilasso de la Vega saget eben das von denen Quartieren, wo Ferdinand de Soto anländete.

1564.

einig, wo man diese Bergwerke suchen sollte. Die meisten versicherten allemal, in den Gebirgen Apalache fände sich gelbes Eisen. Man hatte den Spaniern eben das gesaget, und man giebt vor, man habe in der That Kupfer daselbst, und auch einige Goldkörner unter dem Sande gefunden, den die Flüsse mit sich führen, welche von diesen Gebirgen kommen.

Seltsame Aufführung der Wilden.

Bey Gelegenheit der gedachten Reise stieß einem von den beyden Brüdern le Vasseur eine sehr sonderbare Begebenheit vor. Als er von Timagoa zurück kam: so gelangete er zu einem Paraußti, welcher wider diese Volkerschaft Krieg führete, und ihn fragete, ob er seine Feinde zerstöhret hätte. Der Lootsmann antwortete, er hätte einige davon getödtet, und wenn das Oberhaupt nicht von seinem Marsche Nachricht erhalten, und sich in das Gehölze in Sicherheit begeben: so würde nicht ein einziger davon gekommen seyn. Es war von dem, was er sagete, nicht ein Wort wahr: er hatte sich aber eingebildet, wenn er anders geredet hätte, so würde ihn dieser Paraußti für einen Bundesgenossen des Timagoa gehalten, und ihm einen übeln Streich gespielet haben. Der Paraußti fragete ihn darauf, ob er einiges Haupthaar mitgenommen hätte. **Nein**, erwiederte le Vasseur, **das ist unter den Franzosen nicht gewöhnlich.**

Darauf nahm einer von des Paraußti Leuten einen Pfeil, welcher in der Erde steckete, und stieß einen von seinen Spießgesellen, der ein wenig weiter entfernet saß, damit, und schrie **Hin**, steckete den Pfeil wieder hin, wo er ihn genommen hatte, nahm ihn einen Augenblick darauf wieder, stieß eben den Wilden von neuem damit, und wiederholete eben das Geschrey. So gleich streckete sich der Verwundete Länge lang auf die Erde, schien ohne Bewegung und Leben, die Beine und der Körper starr zu seyn; und in dem Augenblicke kamen seine Brüder, seine Schwestern und seine Mutter und beweineten ihn. Unter diesem ganzen Schauspiele tranken der Paraußti und die meisten von seinem Gefolge stark Apalachine, ohne sich ein einziges Wort zu sagen; und sie schienen so gar auf dasjenige, was vorgieng, keine Acht zu haben. Le Vasseur, welcher über alles, was er sah, erstaunete, näherte sich dem Oberhaupte, und fragete ihn, was alles dieses bedeutete; und dieser wiederholete ihm statt aller Antwort, mit einem ziemlich matten Tone, die Worte **Timagoa, Timagoa.**

Der Lootsmann wandte sich darauf an einen andern Wilden, um besser unterrichtet zu werden. Allein, dieser bath ihn, nachdem er ihm eben die Antwort gegeben, nicht weiter zu fragen. Man hatte indessen den Verwundeten anders wohin gebracht, und le Vasseur war neugierig, zu sehen, was man mit ihm machen würde. Er fand ihn von einer Menge Wilden beyderley Geschlechtes umringt, welche weineten; und er wurde junge Mägdchen gewahr, welche eine Art von Mooße wärmeten, womit sie ihm den Leib rieben. Endlich nach einiger Zeit schien er wiederum aufzuleben; und der Wahrheit nach hatte er eben keinen gar zu großen Schaden. Der Paraußti sagete darauf zu dem Lootsmanne, wenn eine Partey aus dem Kriege zurück käme, ohne Haupthaare mitzubringen, so müßte das geliebteste Kind des Oberhauptes auf die Art mit solchen Waffen gestoßen werden, dergleichen sich der Feind bedienete, damit das Andenken derer Uebel, die man erlitten hätte, erneuert und besser eingepräget, und man mehr und mehr zur Rache ermuntert würde.

Laudonniere will den Saturiova nicht in den Krieg begleiten.

Indem dieses vorgieng, ließ Saturiova den Laudonniere fragen, ob er sich erinnerte, daß er ihm das Wort gegeben, ein Freund seiner Freunde und ein Feind seiner Feinde zu

zu seyn; und ob er gesonnen wäre, ihn auf einem Zuge zu begleiten, wozu er sich mit seinen Unterthanen wider Timagoa anheischig gemacht. Der Befehlshaber antwortete ihm, er hätte sein Versprechen nicht vergessen: seine Gegenwart aber wäre in seiner Schanze annoch nöthig; über dieses hätte er zu einer solchen Reise nicht Lebensmittel genug; wenn er aber noch zween Monden warten wollte, so wollte er an der Spitze seiner Soldaten mit ihm ausmarschiren. Dieser Verzug stund dem Paraustí nicht an, dessen Truppen schon beysammen waren; er zweifelte so gar, ob die Franzosen nicht Zeit zu gewinnen sucheten, um ihm ungestrafet ihr Wort nicht zu halten: er ließ sich aber damals nichts davon merken. Er gieng mit seinem Heere ab, welches aus fünfhundert Mann höchstens bestund, die Hülfsvölker mit darunter begriffen; welches eben keine große Vorstellung von diesem vermeynten unumschränkten Beherrscher machet, welchen einige von unsern Nachrichten den grossen König Saturiova nennen.

1564.

Bevor er sich ins Feld begab, stellete er alle seine Leute in Schlachtordnung, und nachdem er sich dem Ufer des Flusses genähert, ließ er Halte machen, um eine Ceremonie zu verrichten, welche zu unterlassen, die Religion dieser Völker nicht erlaubet. Er setzete sich anfänglich auf die Erde, und seine Unterthanen um ihn herum, in eben der Stellung. Er verlangete darauf Wasser, welches man ihm in einem Gefäße brachte; und kaum hatte er es in der Hand, so schien er in solche Bewegungen zu gerathen, worinnen uns die Dichter die Pythonissinnen und Sybillen vorstellen. Die Augen giengen ihm auf eine abscheuliche Art in dem Kopfe herum; und er drehete sie ohne Aufhören gegen die Sonne, welches eine halbe Stunde mit solcher Heftigkeit währete, die nicht zu beschreiben ist.

Ceremonie, sich zum Kriege anzuschicken.

Als er etwas ruhiger geworden war: so goß er einem jeden seiner Unterthanen ein wenig Wasser auf seinen Kopf. Darauf wurde er gleichsam von einer Bewegung der Raserey angegriffen, goß das Uebrige ins Feuer, welches man ausdrücklich angezündet hatte, und rief aus allen seinen Kräften: He Timagoa! Das ganze Heer wiederholete so gleich eben das Geschrey; und auf diese Losung erhoben sich die Häupter, und alles gieng auf der Stelle zu Schiffe. Man erklärete nachher dieses Ceremoniel den Franzosen. Man sagete zu ihnen, es hätte Saturiova die ganze Zeit seiner Begeisterung über nicht aufgehöret, die Sonne um den Sieg über seine Feinde anzuflehen; und eben der Eifer seines Gebethes hätte ihn in den Stand gesetzet, worinnen man ihn gesehen hätte. Indem er Wasser auf das Haupt seiner Unterthanen gegossen: so hätte er Gelübde gethan, um zu erhalten, daß sie mit den HauptHaaren seiner Feinde zurück kämen; und da er das Uebrige ins Feuer gegossen, so habe er sein Verlangen bezeuget, das Blut des Timagoa bis auf den letzten Tropfen zu vergießen.

Die Krieger kamen nach einer Schiffahrt von zweenen Tagen zehn Meilen von dem Dorfe, welches sie angreifen wollten. Daselbst hielten sie Rath, und es wurde beschlossen, die Hälfte des Heeres sollte seine Reise zu Wasser fortsetzen, die andere aber zu Lande gehen; und die beyden Haufen sollten mit Anbruche des Tages an zweenen Orten in den feindlichen Flecken eindringen, man sollte alle Mannspersonen niederhauen, die Frauenspersonen und Kinder aber verschonen, um sie zu Sclaven zu machen. Alles dieses wurde pünctlich ausgeführet, der Feind überfallen, und alles, was vermögend war, Widerstand zu thun, niedergehauen: man machete aber nur vier und zwanzig Gefangene. Die Sieger, welche befürchteten, man möchte ihnen den Rückzug abschneiden nahmen sich kaum Zeit, den Todten die HauptHaare abzulösen, und der Sonne für einen so glücklichen Erfolg-

Sieg des Saturiova.

1564.

folg zu danken. Sie kamen in Eil wieder zu ihren Piroguen, und schiffeten sich ein, nachdem sie die Gefangenen unter sich getheilet hatten. Denn was die Beute anbetrifft: so sind diese Völker nicht gewohnt, sich damit zu beladen, und es ist auch wenig bey Leuten zu gewinnen, welche nackend gehen, und stets sehr sorgfältig sind, ihre Lebensmittel zu verbergen.

Was wegen der Gefangenen mit ihm und Laudonnieren vorgeht.

Saturiova, welcher dreyzehn Gefangene zu seinem Antheile hatte, kam den andern Morgen nach der Schlacht zu Hause an; und so bald die Hauptthaare, die er mitgebracht hatte, an seiner Thüre, mit Lorbern geschmückt, nach Gewohnheit erschienen, so war der ganze Flecken in Thränen bis an den Abend. Darauf änderte sich die Scene, und die ganze Nacht wurde mit Lustbarkeiten hingebracht. Den folgenden Tag ließ Laudonniere dem Parausti wegen seines Sieges Glück wünschen, und ihn bitten, er möchte ihm doch zween von seinen Gefangenen ablassen. Seine Absicht war, sie wieder nach Timagoa zu schicken, um sich diese Nation gewogen zu machen. Denn nach aller Ueberlegung hatte er weislich geurtheilet, das Beste der Colonie erforderte es, mit allen diesen Völkern gut zu leben, und sie unter einander zu versöhnen, wenn es möglich wäre.

Saturiova gab ihm eine abschlägige Antwort, die mit einigen Vorwürfen begleitet war. Der Befehlshaber glaubete, es läge seiner Ehre daran, bey diesen Wilden nicht nachzugeben. Er brach auf der Stelle mit vierzig ganz bewaffneten Reitern auf, und gieng zum Parausti. Er trat allein in seine Hütte, nachdem er sie von seinen Soldaten umringen lassen, setzete sich neben ihm, ohne ihn zu grüßen, blieb einige Zeitlang in dieser Stellung, ohne ihm ein Wort zu sagen; darauf fragete er ihn: wo seine Gefangenen wären? Saturiova erstaunete, sich in seiner Wohnung so getrotzet zu sehen, und blieb ebenfalls eine Zeitlang, ohne zu antworten. Darauf sagete er mit einem ziemlich trotzigen Tone: die Gefangenen wären über den Anblick der Franzosen erschrocken, und hätten sich in das Gehölze geflüchtet, und er wüßte nicht, wo er sie suchen sollte.

Laudonniere stellete sich, als ob er ihn nicht verstanden hätte, erhob seine Stimme und sagete, er wollte diese Gefangenen sehen, und man sollte sie den Augenblick kommen lassen. Saturiova befahl darauf einem von seinen Leuten, er sollte sie suchen; und einen Augenblick darnach erschienen sie. Diese Unglücklichen sahen gleich anfänglich aus dem Wesen des französischen Oberhauptes, daß seine Absicht nicht wäre, ihnen Uebels zu thun; und sie wollten sich zu seinen Füßen werfen. Er ließ ihnen aber nicht Zeit dazu; stund auf, gieng aus der Hütte, und befahl ihnen, ihm zu folgen. Er führete sie in seine Schanze, wo er sie wohl bewirthete. Darauf gab er sie dem Herrn von Erlach, und einem von den beyden le Vasseur, in die Hände, denen er auftrug, sie wieder in ihr Land zu führen. Er gab zu gleicher Zeit dem Saturiova Nachricht von dem, was er gethan hatte, und setzete hinzu, er thäte solches, um den Frieden zwischen ihm und Timagoa wieder herzustellen. Die Verhaltungsbefehle dieser beyden Abgeschickten enthielten auch, nichts zu unterlassen, sich der Treue des Timagoa zu versichern, darauf zu einem großen Haupte, Namens Utina, zu gehen, unter welchem Timagoa zu stehen schien, und dessen Macht man ihm sehr herausgestrichen hatte, ihn seinetwegen zu begrüßen, und ein Bündniß mit ihm zu machen.

Indessen konnte es Saturiova nicht verdauen, auf was für Art ihm war begegnet worden. Er war aber doch Meister genug über sich, seinen Verdruß so lange zu verbergen, bis er eine günstige Gelegenheit fände, sich zu rächen. Er ließ so gar dem Befehls-

haber

habee zu Carolina sagen, er könnte mit Timagoa Unterhandlung pflegen, wie er es für dienlich erachten würde, er wollte alles eingehen, was man ausmachete. Er befliß sich so gar, ihm mehr Merkmaale des Vertrauens zu geben, als jemals, und machete ihm viele Geschenke. Seine Absicht war, ihm alles Mistrauen zu benehmen, damit er ihn desto leichter überrumpeln könnte. Ein sehr seltsamer Zufall aber, wofür ich nur diejenigen stehen lasse, welche Zeugen davon gewesen seyn wollen, machte, daß der Parausti dafür hielt, das Sicherste und Vortheilhafteste für ihn würde seyn, daß er mit den Franzosen gut lebete.

1564.

Den 21sten August donnerte es eine halbe Meile von Carolina so erstaunlich, daß nicht allein die Luft, sondern auch die Gefilde in Flammen zu seyn schienen. Auf diesen ersten Sturm folgeten viele andere, drey Tage lang kurz auf einander, und das besonderste dabey war, daß der Fluß dergestalt davon erhitzet wurde, daß man ihn kochen sah; und eine ungeheure Menge Fische starben davon. Die Wälder fingen auch an vielen Orten Feuer, und so plötzlich, daß nicht alle Vögel Zeit hatten, sich zu retten, und ihrer eine große Anzahl umkamen.

Entsetzliches Donnern.

Die Franzosen wußten nicht, was sie von dem, was sie sahen, denken sollten. Einige bildeten sich ein, die Wilden hätten, um sie zu zwingen, aus ihrem Lande zu gehen, ihre Felder und Wälder in den Brand gestecket, damit sie ihnen alle Zuflucht benähmen, und sie vor Hunger umkommen ließen, wenn sie durchaus bey ihnen bleiben wollten. Diese Wilden aber setzeten sich ganz andere Einbildungen in den Kopf; und Laudonniere, welcher solches wahrnahm, wollte sie nicht aus ihrem Irrthume bringen. Sie zweifelten nicht, daß nicht dieses ganze Gewitter eine Wirkung des französischen Geschützes sey, und ließen den Befehlshaber bitten, solches geschwind aufhören zu lassen, damit der allgemeinen Entzündung vorgebeuget würde, womit sie bedrohet zu werden glaubeten.

Diejenigen, welche diese Bitte an ihn ergehen ließen, waren Unterthanen eines Lehnsmannes des Saturiova, von dem Laudonniere ebenfalls die Gefangenen gefordert hatte, und welcher sie ihm hartnäckigter Weise versagete. Dieser Befehlshaber antwortete seinen Abgeschickten, das Unglück, dessen Folgen sie mit so vielem Grunde befürchteten, wäre die gerechte Strafe für das Verfahren ihres Herrn; und sein Vorsatz wäre, ihn in seiner Hütte zu verbrennen, wenn er bey seiner Weigerung beharrete. Diese Kriegeslist hatte allen glücklichen Erfolg, den sich Laudonniere davon versprochen hatte. Der Parausti schickete ihm, ohne einen Augenblick zu verziehen, seine Gefangenen, und kurze Zeit darauf löschete das Feuer aus. Die Franzosen hatten es wohl voraus gesehen: das Oberhaupt der Wilden aber war noch so erschrocken, daß er auf fünf und zwanzig Meilen weit davon floh und sich in zweenen Monaten nicht wieder sehen ließ. Indessen war die Luft so erhitzet, und das Wasser des Flusses von der ungeheuren Menge todter Fische darinnen dergestalt vergiftet, daß die meisten von denjenigen, die damals davon tranken, krank wurden: es starb aber kein Franzose davon.

Laudonniere machet sich dessen zu Nutze.

Den 10ten des Herbstmonates giengen von Erlach und le Vasseur mit einem Sergenten und zehn Soldaten ab, um alle Gefangene wieder nach Timagoa zu bringen. Nachdem sie solches verrichtet: so giengen sie bis zum Utina, welcher neunzig Meilen von Carolina wohnete, und wurden von diesem Parausti mit großen Freudenbezeugungen empfangen. Er rüstete sich, wider einen von seinen Feinden, Namens Potanu, auszuziehen, und vermochte den Herrn von Erlach, ihn auf diesem Zuge zu begleiten. Dieser Officier aber

Von Erlach läßt ein wildes Oberhaupt einen großen Sieg erhalten.

1564.

aber nahm nur die Hälfte von seinem Gefolge mit, und schickete die übrigen mit dem le Vasseur wieder in das Fort. Er gab solchem einen Brief an den Befehlshaber mit, von dem er Befehl verlangete, wie lange er sich beym Utina aufhalten sollte.

Dieser Parausti begab sich wenig Tage darnach mit wenigen Leuten ins Feld, weil er seinen Feind zu überrumpeln glaubete. Er wurde aber sehr bestürzt, als er ihn mit seiner ganzen Macht ihm entgegen kommen sah. Erlach sprach ihm einen Muth ein; und da auf den ersten Flintenschuß Potanu selbst zur Erde gestrecket wurde, so verlor dieses große Heer das Herz, und wandte den Rücken, obgleich auch ein Franzose im Anfange durch einen Pfeil getödtet worden. Es ist wahr, er wurde gut gerächet. Erlach und Utina richteten ein großes Blutbad unter den Flüchtigen an, und nahmen eine Menge gefangen. Kaum waren sie beym Utina zurück gekehret, so schickete Laudonniere ein Fahrzeug, Erlachen abzuholen, welchem der Parausti sehr schöne Geschenke machete. Er schickete auch dem Befehlshaber der Franzosen einige, und darunter waren Stücken Gold und Silber. Endlich gab er Erlachen sein Wort, wenn die Franzosen seine Unterthanen braucheten, so sollten sie stets sechs hundert bereit finden, ihnen wider alle und jede zu dienen.

Aufruhr zu Carolina.

Was Laudonnieren genöthiget hatte, Erlachen zurück zu rufen, war, weil er vernommen, daß sich heimlich etwas wider ihn anspann. Die Freywilligen, welche meistens Edelleute waren, nahmen es sehr übel, daß der Befehlshaber sie mit den geringsten Handwerksleuten zu einerley Arbeit brauchete; und jedermann beklagete sich darüber, daß er nicht einen einzigen Prediger nach Florida geführet, so daß nicht der geringste öffentliche Gottesdienst gehalten würde. Vornehmlich aber wurde das Misvergnügen der meisten dadurch erreget, daß man sich auf dem Puncte sah, auf einmal aller Lebensmittel zu entbehren. Diesem muß man noch beyfügen, daß ein Abentheurer die meisten überredet hatte, er besäße ein Geheimniß, Goldadern zu finden, und der Befehlshaber ihm nicht hatte erlauben wollen, solches zu versuchen.

So weise auch diese Aufführung vom Laudonniere war, so wurde sie doch als eine wirkliche Tyranney angesehen. Man sagete öffentlich, die Absicht des Königes und des Admirals wäre, man sollte nichts verabsäumen, alles dasjenige zu entdecken, was das Land von Reichthümern in sich hielt; und man wiederholete ohne Unterlaß, weder Coligni, noch seine Majestät hätten so viele rechtschaffene Leute nach America schicken wollen, daß sie daselbst wie Sclaven gehalten werden und Hungers sterben sollten. Diese Reden kamen bald aus den Privatgesprächen in die öffentlichen Versammlungen und von dem Murren kam es zu Verschwörungen wider das Leben des Befehlshabers, welcher nicht wenig zu thun hatte, sich vor denen Fallstricken zu hüten, die man ihm zu verschiedenen malen legete.

Nichts destoweniger hielt er dafür, die schlimmste Partey, die er bey so kützlichen Umständen ergreifen könnte, wäre, wenn er nachgäbe. Er ließ anfänglich einem Spitzbuben, welcher sein Vertrauen misbrauchete, um ihn zu verrathen, sein Recht thun. Er schickete darauf diejenigen von den Aufrührern nach Frankreich, vor denen er sich am meisten fürchten zu müssen glaubete; und bedienete sich dazu eines Schiffes, welches im Herbstmonate nach Florida gekommen war, und den 10ten des Wintermonates wieder unter Segel gieng. Er glaubete nunmehr, es würde ihm leichter fallen, den Meister zu spielen: er betrog sich aber. Das Feuer des Aufruhres war nicht erstickt, sondern nahm vielmehr

desto

desto stärker zu, weil sich der Befehlshaber gar zu früh überredete, die unruhigen Köpfe hätten keinen Anführer. Er erkannte seinen Irrthum bald, und ergriff andere Maaßregeln, alle ihre Anschläge zu hintertreiben. Er suchete alle diejenigen aus, von denen er urtheilete, daß er ihnen am wenigsten trauen dürfte, und schickete sie unter der Anführung eines Edelmannes, Namens la Roche-Ferriere, nach Utina, mit dem Befehle, dieses Land vollends zu entdecken, und behielt den von Ottigny und von Erlach, seine beyden obersten Officier bey sich, von denen er wußte, daß sie seiner Person sehr zugethan waren.

1564.

Diese Vorsicht war weislich: allein, Laudonniere hatte nicht alle Misvergnügte gekannt. Wenig Tage nach des la Roche-Ferriere Abreise, nahmen dreyzehn Matrosen eine von den beyden Barken weg, deren man sich bedienete, Lebensmittel zu holen, und verschwanden. Zween Zimmerleute, die kürzlich aus Frankreich gekommen, bemächtigten sich der andern, und man hat niemals erfahren können, wo sie hingekommen. Weil man dergleichen Fahrzeuge nicht entbehren konnte: so ließ Laudonniere zwey andere bauen. Sie waren aber noch nicht fertig, als ein öffentlicher Aufstand den Befehlshaber auch dieses Hülfsmittels beraubete, und die Pflanzstatt um die Hälfte ihrer Einwohner brachte.

Viele Franzosen verschwinden.

Ein Genfer, Namens Stephan, und zween Franzosen, welche Des Fourneaux und la Croix hießen, setzeten es einigen Freywilligen und einer großen Anzahl Soldaten in den Kopf, auf die Spanier zu streifen, indem sie dieselben überredeten, die Wegnehmung eines Schiffes dieser Nation, oder die Plünderung der kleinsten Bicoque würde genug seyn, sie auf Zeitlebens zu bereichern. Die Partie wurde bald gemacht, und die Anzahl dieser neuen Corsaren belief sich auf sechs und sechzig, unter welchen einige waren, die vielmehr aus Furcht vor der übeln Begegnung, womit ihnen die Aufrührer gedrohet hatten, als aus Begierde und Hoffnung zu einem bessern Glücke, sich mit eingelassen. Die Ausrüstungen geschahen sehr geheim; und eines Tages, da der Befehlshaber krank zu Bette lag, traten fünfe von den herzhaftesten wohl bewaffnet in sein Zimmer; viere blieben an der Thüre stehen, und ein einziger näherte sich seinem Bette, und meldete ihm, sie wären entschlossen, längst den spanischen Inseln zu kreuzen.

Die Aufrührer wollen auf die Spanier streifen.

Er antwortete ihnen, ehe man einen solchen Anschlag ausführete, müßte man vielerley überlegen; und es könnten ihnen die ausdrücklichen Verbothe, die er von dem Könige und der Königinn Regentinn hätte, nicht unbekannt seyn, er sollte nicht zugeben, daß irgend einer von denen, die unter seinen Befehlen stünden, etwas wider die castilianischen Pflanzstädte unternähme. Wir haben alles überleget, erwiederte der Aufrührer; die Partey ist ergriffen, und nicht mehr zu ändern, und sie widersetzen sich solcher vergeblich. Abscheuliche Schwüre folgeten auf diese übermüthige Antwort; und da die andern gleichfalls mit vielen Schwüren heran kamen, so durchsucheten sie alle Winkel des Zimmers, und ließen nichts darinnen, was ihnen dienlich seyn konnte. Sie verwundeten auch einen Edelmann, welcher auf das Lärmen herzugelaufen war, und es für seine Pflicht hielt, diesen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun.

Sie zwingen den Befehlshaber, ihnen solches schriftlich aufzutragen.

Sie thaten noch mehr; sie bemächtigten sich der Person ihres Befehlshabers, und brachten ihn auf ein Fahrzeug, welches der Schanze gegen über vor Anker lag, wo sie ihn vierzehn Tage lang mit einem Bedienten, den sie ihm zu seiner Aufwartung gelassen, im Gesichte behielten. Vornehmlich wollten sie einem Sergenten zu Leibe, Namens la Caille; und sie hatten sich entschlossen, sich denselben vom Halse zu schaffen. Er entwischete ihnen aber und verbarg sich in dem Gehölze. Endlich setzeten sie eine Commißion auf, so

 wie

1564.

wie sie solche wollten, in dem mexicanischen Meerbusen zu kreuzen, und trugen sie zu dem Befehlshaber, den sie mit dem Dolche an der Kehle zwangen, solche zu unterschreiben. Auf eben die Art zwangen sie auch einen von den beyden le Vasseur, ihnen seine Flagge auszuliefern, und einen andern Lootsmann, Trenchant genannt, sie zu begleiten.

Sie trennen sich und einige kommen um.

Sie hatten die beyden neuen Fahrzeuge bewehret, und giengen den 8ten des Christmonates unter Segel. Ihre Absicht war, gerade nach der Insel Hispaniola zu gehen, und Yaguana, eine damals ansehnliche Stadt zu plündern, wovon man noch einige Ueberbleibsel zwo Meilen von Leogane sieht; und sie macheten sich Rechnung, ihre Maaßregeln dergestalt zu nehmen, daß sie die Weihnachtsnacht ihren Angriff thun könnten, wenn jedermann in der Kirche wäre. Allein, sie hielten sich noch in dem Mayflusse auf, als sie untereinander uneinig wurden. Die beyden Fahrzeuge trenneten sich nach einem großen Wortwechsel. Das eine folgete der Küste, um vor der Insel Cuba vorbey zu fahren; das andere gieng gerade in die See, um vor den lucayschen Inseln vorbey zu segeln; und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses letztere im Meere umgekommen, wenigstens hat man nichts mehr von ihm gehöret.

Die andern machen einige Prisen.

Das erste, auf welchem der Lootsmann Trenchant war, und von einem, Namens Oranger, geführet wurde, traf nach einigen Tagen eine spanische Brigantine an, die mit Weine und Cassave beladen war. Es bemächtigte sich derselben, und Oranger ließ alle diejenigen, die ihm auf seinem Fahrzeuge beschwerlich waren, mit einem Theile der Lebensmittel hinein setzen. Darauf erreicheten unsere Abentheurer die westliche Küste der Insel Hispaniola, erquicketen sich in einem Hafen bey Yaguana, kalfaterten daselbst ihre Prise, welche läk war; und giengen nach Baracoa, in der Insel Cuba. Sie fanden in diesem Hafen eine Caravelle von funfzig bis sechzig Tonnen, worauf kein Mensch war, bemächtigten sich derselben, und ließen ihr Fahrzeug dafür da. Von da giengen sie wieder nach der Insel Hispaniola, und nahmen bey dem Cap Tiburon eine reichbeladene Patache weg, auf welcher der Statthalter von Jamaica mit seinen beyden Söhnen war, welche ihre Gefangenen blieben.

Was ihnen zu Jamaica widerfährt.

Sie macheten sich Rechnung, ein gutes Lösegeld von ihnen zu bekommen. Als sie sich aber Jamaica genähert hatten: so fiel dem Statthalter, um sich aus ihren Händen zu ziehen, eine List ein, welche ihm glückete. Er that ihnen den Vorschlag, einen von seinen Söhnen mit einem Briefe an seine Gemahlinn zu schicken, welcher ihr seine Gefangenschaft berichten und die Summe Geldes bringen sollte, worüber er sich mit ihnen verglichen hatte. Sie geriethen in diesen groben Fallstrick; und der Statthalter, nachdem er Orangern einen Brief gewiesen, welcher nur dasjenige enthielt, was er gesaget hatte, gab dem Briefträger geheimen Befehl, welcher geschwind ausgeführet wurde. Einige Zeit darnach bey sehr frühem Morgen erstauneten unsere Corsaren sehr, als sie sich von dreyen wohl bewaffneten Fahrzeugen, worinnen viele Leute waren, angefallen sahen. Die Partey war sehr ungleich, daß sie hätten ein Treffen wagen können. Die Caravelle, worauf Oranger mit dem castilianischen Statthalter war, wurde genöthiget, sich zu ergeben. Die Brigantine, welche fünf und zwanzig Mann führete, hatte Zeit, ihre Taue zu kappen, und in die See zu laufen. Ihr wurde nachgesetzet, aber ein wenig zu spät, und man konnte sie nicht mehr einholen. Sie fuhr um das Vorgebirge St. Anton herum, welches an der Westspitze von Cuba liegt; darauf segelte sie längst der ganzen nordlichen Küste dieser Insel hin.

Der

1565.

Der Lootsmann Trenchant, welcher sie führete, beredete sich darauf mit einigen Matrosen, von der Anzahl derjenigen, die man mit Gewalt eingeschiffet hatte, so wie ihn, und bedienete sich der Nacht, um nach dem Canale Bahama zu fahren, in welchen er einlief, ehe es die andern wahrnahmen. Sie verwunderten sich sehr, als sie das Land von Florida erkannten: es war aber kein Mittel mehr, wieder davon zu kommen. Es fehlete ihnen an Lebensmitteln, und sie wußten nicht, wo sie solche suchen sollten. Sie mußten sich also nothwendig führen lassen; und sie waren nur noch einige Meilen von dem Mayflusse, als Laudonniere Nachricht erhielt, es ließe sich ein Fahrzeug sehen, worauf Franzosen wären.

Rückkehr einiger nach Carolina.

Nicht lange darnach legete sich die Brigantine bey der Einfahrt in den Fluß vor Anker; und da die Zeitung davon nach Carolina gekommen war: so schickete der Statthalter Trenchanten Befehl, er sollte sich der Schanze nähern. Die Aufrührer wollten sich widersetzen. Es wurden aber dreyßig Soldaten abgeschickt, welche sich der vier größten Aufwiegler bemächtigten, da sich denn die andern greifen ließen. Man legete ihnen an Hände und Füße Ketten. Der Proceß der erstern war schon gemacht; und der Kriegesrath hatte sie verurtheilet, gehangen zu werden. Sobald die Brigantine vor der Schanze Anker geworfen, so ließ man jedermann aussteigen, und Laudonniere erschien an der Spitze seiner Truppen, das Urtheil wider die vier Häupter der Empörung vollziehen zu lassen.

Da diese Unglücklichen keine Hoffnung mehr sahen, der so wohlverdienten Strafe zu entgehen: so fingen sie an, zu bethen. Indessen fand sich doch einer darunter, der sich gegen die Soldaten umwandte, ihnen die Arme reichete, und schrie: He! Kammerathen, wollet ihr leiden, daß wir auf diese Art umkommen sollen? Der Befehlshaber antwortete ihm, die Soldaten des Königes erkenneten keine Aufrührer für ihre Kammerathen. Indessen entstund doch eine kleine Bewegung unter den Soldaten, und viele verlangeten, die Strafe der Missethäter sollte verwandelt werden. Laudonniere ließ sich sehr bitten, ehe er einwilligte. Endlich gestund er ihnen zu, daß sie durch die Spießruthen laufen sollten, jedoch mit dem Bedinge, daß ihre Leichname nach ihrem Tode an den Galgen kommen sollten. Die Vollziehung dieses Urtheiles geschah auf der Stelle. Der Genser Stephan, la Croix und des Fourneaux waren von der Anzahl dieser viere: den Namen des vierten habe ich nicht entdecken können.

Strafe der Schuldigen.

Unterdessen daß sich das französische Florida bevölkerte, wurde es mehr und mehr entdecket. La Roche Ferriere war bis zu den benachbarten Völkern der apalachischen Gebirge gedrungen, hatte mit vielen Paraustien ein Bündniß gemacht, und ohne sich viel um den Utina zu bekümmern, welchem diese Unterhandlung kein Vergnügen machete, war er wieder mit sehr schönen Geschenken für den Herrn Laudonniere von seinen neuen Bundesgenossen nach Carolina gekommen. Dieser Befehlshaber machete sich von diesen Entdeckungen große Hoffnung; und das um so vielmehr, weil unter den erhaltenen Geschenken sehr kostbare Sachen waren. Es waren kleine Gold- und Silberplatten, vorgegebene Stücke aus Bergwerken, sehr wohl gearbeitete Maßkörbe, feine Häute, mit Gold beschlagene Pfeile, von Vogelfedern gewebete Tapeten, woran die Arbeit sehr zart war, blaue und grüne figurirte Steine, Beile, die von diesen Steinen gemacht waren, und andere Seltenheiten von der Art. Es war auch ein Soldat, Namens Peter Gambie, mit Erlaubniß des Befehlshabers ausgegangen, das Land von einer andern Seite zu entdecken. Als er aber mit vielen Waaren versehen wiederum zurück kam, die er mit europäischen Sel-

Neue Entdeckungen.

 tenhei-

1565.

kenheiten eingetauschet hatte: so wurde er in seiner Pirogue von zweenen Wilden ermordet, die sich angebothen hatten, ihn zu führen.

Begebenheit zweener Spanier.

Man vernahm zu gleicher Zeit, daß sich ziemlich weit von Carolina gegen Süden, zween Europäer bey einem Paraousti, Namens Onathaga, befänden; und Laudonniere ließ sie von ihm mit Bezahlung ihres Lösegeldes abfordern. Der Paraousti machete keine Schwierigkeit, sie ihm unter dieser Bedingung wieder zuzustellen, und sie wurden nach der Schanze gebracht. Es waren zween Spanier, die man dem Befehlshaber ganz nackend darstellete. Sie hatten Haare auf dem Kopfe, welche sie noch so ziemlich bis an das Knie bedecketen. Man kleidete sie anfänglich. Darauf schnitt man ihnen die Haare ab, welche sehr schmutzig und verwirret waren. Einer von den beyden hatte unter seinen ein Stück Gold verstecket, welches ungefähr fünf und zwanzig Thaler werth war; und weder er, noch sein Gefährte wollten zugeben, daß man die Haare wegwürfe, die man ihnen abgeschnitten hatte. Sie hoben sie als eine Kostbarkeit auf, um sie ihrer Familie als ein Denkmaal der langen Gefangenschaft zu schicken, die sie ausgestanden hätten.

Verschiedene Nachrichten von dem Cap von Florida.

Diese beyden Leute erzähleten, daß außer dem Onathaca, welcher seinen Sitz an der östlichen Küste der Halbinsel Florida hätte, sich an der westlichen Küste noch ein anderer Cacique, Namens **Calos** b), befände, welcher eben so mächtig wäre, als der erste, und ihm an Reichthume sehr überträfe. Er befände sich auch an der Quelle der Bergwerke, woraus alles Gold, Silber und Edelgesteine kämen, welches man in Florida gefunden hätte: die meisten Schiffe, welche bey der Rückkehr aus America Schiffbruch gelitten, wären bey seinem Lande gescheitert. Die beyden Spanier versicherten; dieser Wilde hätte einen Graben sechs Fuß tief und viere breit, gegraben, welchen er mit allerhand Reichthümern angefüllet hätte. Er hätte wirklich vier bis fünf vornehme Frauen, mit ihren Kindern bey sich, welche vor funfzehn Jahren etwan mit ihnen Schiffbruch gelitten; dieser Wilde hätte das Mittel gefunden, seine Unterthanen zu überreden, alle seine Reichthümer wären die Frucht von der Gewalt, die er hätte, sie von der Erde hervorbringen zu lassen; und alle Jahre zur Zeit der Erndte opferte er einen Menschen, welcher gemeiniglich einer von denjenigen war, die ein Sturm in seine Hände geliefert hatte.

Sie riethen darauf den Franzosen, den Floridanern nicht zu trauen; diese Wilden wären niemals mehr zu fürchten, als wenn sie am meisten liebkoseten. Sie setzeten hinzu, sie stünden dafür, sie wollten sich aller Schätze des Calos bemächtigen, wenn man ihnen hundert bewaffnete Mann geben wollte. Einer von ihnen sagete noch, da er oftmals vom Onathaca, seinem Herrn, an diesen Caciquen geschickt worden: so habe er fast auf dem halben Wege einen großen See süßes Wassers entdecket, **Serrope** genannt, in dessen Mitte eine Insel wäre, deren Einwohner einen großen Handel mit den Datteln von ihren Palmbäumen, und noch mehr mit einer gewissen Wurzel trieben, woraus man Brodt backete, deren Namen sie aber nicht wüßten.

Laudonniere machet Friede unter den Wilden.

Nicht lange nach der Ankunft dieser Spanier, ließ Saturiova den Herrn von Laudonniere von neuem bitten, sich mit ihm zu vereinigen, um den Utina und Timagoa zu bekriegen, oder wenigstens die Franzosen zurück zu rufen, die bey dem erstern wohneten, und deren Achtung allein, wie er sagete, ihn seit einiger Zeit abgehalten hätte, seine Waffen dahin zu wenden. Viele andere Paraoustien unterstützeten sein Ansuchen. Allein, der Be

b) Diese **Calos** oder **Carlos** sind Menschenfresser, und sehr grausam. Sie wohnen an einer Bay, welche ihren Namen führet, und auch **Ponce de Leon** heißt.

Befehlshaber hielt es seiner Verfassung für gemäßer, diese Völkerschaften untereinander zu versöhnen, als für die einen wider die andern Partey zu nehmen. Er brachte es endlich dahin, daß er sie einen Vertrag schließen ließ, dessen er sich sogleich zu Nutze zu machen dachte, um sich wider diejenigen zu verstärken, welche wider das Beste seiner Pflanzstadt etwas unternehmen wollten.

1565.

Seine erste Sorge, womit er gleich bey seiner Ankunft in Florida hätte anfangen sollen, war darauf, seine Vorrathshäuser anzufüllen; indem er aus einer verdrüßlichen Erfahrung wußte, das sicherste Mittel, den Meutereyen unter den neuen Colonisten vorzukommen, wäre, sie stets im Ueberflusse zu erhalten, und sie mit Uebungen zu beschäfftigen, die zu ihrem Vortheile gereichen. Zu gleicher Zeit ließ er seine Schanze mit neuen Werken versehen, und machete, daß sie vor allen Anfällen der Wilden, als der einzigen Feinde, wider die er sich vorsehen zu müssen glaubete, sicher war. Darauf schickete er von neuem seinen Lieutenant, Ottigny, auf die Entdeckung des Landes aus.

Er verstärket sich.

Dieser Officier kam bis an das Gestade eines Sees, dessen Ende man so gar von den Gipfeln der höchsten Bäume nicht sah, und welcher nach Lescarbots Einbildung mit dem Südmeere zusammenhing. Dieser Irrthum war zu einer Zeit zu entschuldigen, da man nur noch die Küsten von dem nordlichen America kannte. Der See, welchen Ottigny entdeckete, ist vermuthlich eben derselbe, welchen Ferdinand von Soto wahrnahm, als er sich den apalachischen Gebirgen näherte, und der heutiges Tages noch eben so wenig recht bekannt ist, als ein anderer kleiner See, der sich zwischen diesen Gebirgen selbst ziemlich weit gegen Nordost von dem erstern finden soll, wo dem Vorgeben nach der Sand mit einigen Silberkörnern vermischet ist, wenn nicht beydes falsch ist. Ottigny machete bey seiner Rückkehr nach Carolina viele Umschweife in einem sehr schönen Lande; darauf begab er sich zum Utina, dem seine Ankunft viel Vergnügen machete, und dem er einige von denen lassen mußte, die ihn begleiteten.

Neue Entdeckungen.

Zwey Jahre darnach kam einer von diesen Franzosen, Namens Groutaut, in der Schanze an und that dem Herrn Laudonniere von Seiten eines benachbarten Paraußi einen scheinbaren Verschlag. Er wollte nämlich die Franzosen zu Meistern von den apalachischen Gebirgen machen, wenn sie ihm helfen wollten, einen von seinen Feinden daraus zu verjagen, welcher in deren Besitze wäre. Der Befehlshaber hätte sich dieser Anerbiethung gern zu Nutze machen wollen; denn er meynete beständig, es gäbe da Bergwerke. Weil er aber nicht mehr Leute hatte, als er brauchete, seinen Ort zu besetzen: so glaubete er, er müßte erst die Verstärkung erwarten, wozu man ihm aus Frankreich Hoffnung gemacht hatte, ehe er diesem Paraußi antwortete. Er dachte also nicht weiter, sich in die Händel der Wilden zu mischen, als ihn des Utina Abgeschickte im Namen ihres Herrn um zwölf oder funfzehn Mann von seinen Leuten ersucheten, sie wider Potanu zu führen c), mit dem er von neuem gebrochen hatte.

Der Krieg unter den Wilden fängt wieder an.

Er wollte sich auf dieses Ansuchen nicht erklären, ohne seine vornehmsten Officier zu Rathe gezogen zu haben, deren größte Anzahl der Meynung war, man müßte dem Utina willfahren. Diejenigen, welche so redeten, gründeten sich auf das Beyspiel der Spanier, welche nur bloß dadurch so große Eroberungen in der neuen Welt gemacht, daß sie die Landeseingebohrnen durch einander selbst geschwächet hätten. Sie setzeten so gar hinzu, man müßte

c) Wir haben gesehen, daß Potanu in einem Treffen getödtet worden: man muß sich aber erinnern, daß in Florida der Name des Hauptes stets der Name der Nation ist.

1565.

müßte dem Utina statt der zwölf Mann, die er verlangete, dreyßig schicken, damit sie im Stande wären, sich für sich selbst unter den Wilden zu erhalten; denn man dürfte sich auf die Freundschaft und Treue dieser Barbaren, auch selbst wenn man ihnen Dienste leistete, nur in so weit verlassen, als man stark genug wäre, nichts zu befürchten.

Utina sieget vermittelst der Franzosen.

Laudonniere nahm diesen Rath an, und Ottigny erhielt Befehl, mit dreyßig Mann zum Utina zu stoßen, welcher sogleich, da er diese Verstärkung erhalten hatte, mit dreyhundert seiner Unterthanen zu Felde zog. Nachdem dieses kleine Heer zween Tage marschiret war: so erhielt Utina Nachricht, daß er entdecket wäre, welches ihn sehr beunruhigte. Er zog seinen Jonas zu Rathe, ob er weiter gehen oder zurückkehren sollte. Der Gaukler sagete nach vielen Geberdungen und Drehungen zu ihm, der Potanu erwartete seiner mit zweytausend Mann und Stricken, ihn und alle seine Leute zu binden; worauf er nicht länger anstund, den Rückmarsch zu befehlen.

Ottigny war voller Verdruß, eine so schöne Gelegenheit fahren zu lassen, den Floridanern zu zeigen, was für ein Unterschied unter ihnen und den Franzosen sey. Nachdem er nun alle seine Beredsamkeit vergebens angewandt, diesen Barbaren wieder Muth zu machen, so sagete er zu ihnen: weil sie ihn also bey einer Gelegenheit verließen, wo es nur auf sie ankäme, vielen Ruhm zu erwerben, so wollte er mit seinem Haufen allein den Potanu angreifen; und er verlangete nur einen Wegweiser, der ihn an den Feind führete. Diese Rede hatte alle Wirkung, welche Ottigny davon gehoffet. Utina schämete sich seiner Feigheit; man zog an den Feind, und traf ihn gerade an dem Orte und mit eben so vielen Leuten an, als der Gaukler gesaget hatte. Man stund indessen doch nicht an, ihn sogleich anzugreifen, und das kleine Gewehr der Franzosen richtete die ersten Glieder des Potanu so entsetzlich zu, daß sein ganzes Heer im Augenblicke auseinander gieng. Utina getrauete sich, ungeachtet eines so wenig erwarteten Erfolges, nicht, den Flüchtigen nachzusetzen; und da Ottigny sah, daß er mit solchen Kriegern weder Ehre noch Vortheil zu hoffen hätte, so ließ er seinem Bundesgenossen zwölf Mann und gieng geschwind wieder nach Carolina.

Aeußerste Hungersnoth der Franzosen.

Er fand den Herrn Laudonniere in einer grossen Verlegenheit. Dieser Befehlshaber hatte sich Rechnung gemacht, aufs längste im April Beystand aus Frankreich zu bekommen, und hatte nur bis dahin noch Lebensmittel. Zur Vermehrung der Widerwärtigkeiten fingen die Wilden an, sich aus den europäischen Seltenheiten nicht mehr so viel zu machen, und verkaufeten alles sehr theuer, was man von ihnen kaufen mußte. Indessen vergieng der Maymonat, ohne daß er Nachricht aus Frankreich erhielt. Der Hunger war in Carolina nunmehr überaus groß; die Eicheln waren daselbst die ordentliche Speise geworden; es fehlete so gar bald daran, und man wurde dahin gebracht, daß man in der Erde Wurzeln suchete, welche kaum zureicheten, ein mattes Leben zu führen. Es schien, daß sich alle Elemente wider diese unglücklichen Colonisten vereiniget hätten; die Fische verschwanden aus den Flüssen und das Wild aus den Wäldern und Morästen.

Die Wilden, denen man diese äußerste Noth nicht verbergen konnte, und die selbst nur das Nöthige hatten, hielten das Wenige, dessen sie sich noch berauben wollten, übermäßig hoch; und wenn sie nichts mehr zu verkaufen hatten, so entferneten sie sich. Man suchete sie in den Gehölzen, man überließ sich ihrer Willkühr, und wurde mehr als einmal abgewiesen, und verspottet. Es geschah so gar, daß ein Parausti, der in Erfahrung gebracht, daß ein Franzose Gold hatte, ihn ermorden ließ, und seine Verlassenschaft zu sich

nahm.

nahm. Laudonniere glaubete, er dürfte diesen Angriff nicht ungestraft lassen, schickete also hin und ließ das Dorf abbrennen, wo dieser Barbar wohnete. Dieser hatte solches vermuther, und man traf nur leere Hütten an, die sehr leicht wieder auszubessern waren.

1565.

In der Verzweifelung, worein so viel Elend jedermann gestürzet hatte, wurde von einem vorgeschlagen, man sollte sich des Utina bemächtigen, um ihn zu zwingen, daß er Lebensmittel hergäbe. Der Befehlshaber widersetzete sich einem Entschlusse, dessen Folgen er voraussah, so viel er konnte. Leute aber, die vom Hunger getrieben werden, hören nichts. Da Laudonniere also sah, daß ein längerer Widerstand nur dienen würde, sein Ansehen zu schaden; und er über dieses in Erwägung zog, daß seine besten Soldaten in eine Mattigkeit gefallen, die sie zu den geringsten Diensten unvermögend machete; daß die Krankheiten, welche durch die schlechte Nahrung verursachet wurden, täglich zunahmen, und daß viele schon daran gestorben wären; so sah er sich gleichsam gezwungen, die Ausführung eines Anschlages selbst zu übernehmen, den er verabscheuete, und wovon er nichts gutes muthmaßete.

Gewaltsamer Anschlag der Franzosen.

Seine Ahndungen waren richtig. Utina wurde aufgehoben: man gewann aber nichts dadurch; seine ganze Nation ergriff die Waffen, und man sah sich auf dem Puncte, einen Krieg zu bekommen, den man keinesweges auszuhalten im Stande war. Man mußte Unterhandlung pflegen und dem Utina für sehr weniges die Freyheit geben; und man empfand bald darauf die übeln Wirkungen eines Unternehmens, vor dessen Ungerechtigkeit und Gefahr die Verzweifelung einer ausgehungerten Menge die Augen verschlossen hatte. Laudonniere wurde in seinem Rückzuge angegriffen. Man tödtete ihm zwey Leute, verwundete ihrer über zwanzig, und die wenigen Lebensmittel, die man für des Utina Befreyung gegeben hatte, wurden wieder weggenommen. Das Gefecht daurete fast den ganzen Tag, und die Wilden ließen dabey eine solche Aufführung und Herzhaftigkeit blicken, wozu man sie nicht fähig gehalten hatte. So bald sie sahen, daß man auf sie feuren wollte, legeten sie sich ungemein geschwind auf den Bauch; und sie verloren in der That wenig Leute. Ottigny und Erlach verrichteten bey diesem Gefechte Thaten, die eines gerechtern und edlern Zuges würdig gewesen; und ohne sie würde Laudonniere, welcher seiner Seits viel Unerschrockenheit zeigete, Mühe gehabt haben, sich aus diesem übeln Handel heraus zu ziehen.

Folgen davon.

Ein ziemlich guter Vorrath Hirse, den ihm einer von den beyden le Vasseur von dem Flusse Somme nicht lange nach seiner Zurückkunft nach Carolina brachte, tröstete ihn wegen seines Unglückes ein wenig. Weil er sich aber nicht getrauete, sich zu schmeicheln, er würde oft dergleichen Hülfe erhalten: so fassete er den Entschluß, sich dieser zu Nutze zu machen, um wieder nach Frankreich zu gehen. Er fing schon an, alles zu dieser Reise zurechte zu machen, als sich den 3ten August vier Segel vor Carolina sehen ließen. Die Freude war bey Erblickung derselben groß; weil man nicht zweifelte, diese Fahrzeuge kämen aus Frankreich. Man blieb aber nicht lange in einem so angenehmen Irrthume. Es waren Engländer, welche Wasser einzunehmen sucheten, welches sie sehr nöthig hatten. Sie wurden von einem Officier, Namens **Johann Hawkins**, einem sehr wackern Manne, geführet, welcher sich des traurigen Zustandes, worinnen er die Franzosen fand, gar nicht misbrauchete, sondern gegentheils vielmehr alles dasjenige that, was er konnte, um sie zu trösten, vornehmlich da er erfahren hatte, daß sie Protestanten wären.

Die Engländer kommen nach Florida.

Er ließ den Befehlshaber zu Carolina anfänglich um Erlaubniß bitten, Wasser einzunehmen. Nachdem er nun solches leicht erhalten: so kam er allein und ohne Gewehr, ihn zu besuchen. Laudonniere empfing ihn, wie es ein so gutes Betragen erforderte. Er bewirthete

Was unter ihnen und den Franzosen vorgeht.

1565.

wirthete seinen Gast mit einigem Geflügel, welches er auf die dringendste Noth aufgehoben hatte; und Hawkins gab das Brodt und den Wein, wovon kein Franzose, selbst der Befehlshaber nicht, innerhalb sechs bis sieben Monaten etwas geschmecket hatte. Dieses gute Vernehmen unter Leuten, welche den Wilden von einerley Nation zu seyn schienen, machete diese Wilden weit leutseliger. Sie näherten sich wieder, entweder aus Furcht oder des Nutzens wegen, und brachten von allen Seiten Lebensmittel.

Laudonniere hatte schon welche, so wie auch Kriegesvorrath und Kleider, von den Engländern gekaufet; und Hawkins hatte ihm nicht allein einen guten Preis gemacht, sondern auch noch vieles geschenket. Er hatte ihm über dieses angebothen, er wollte ihn mit allen seinen Leuten nach Frankreich bringen. Ein wenig Mistrauen oder vielleicht eine andere Ursache hielten ihn ab, diese Anerbiethung anzunehmen. Weil er aber überredet war, daß weder der Hof, noch der Admiral sich ferner um Florida bekümmerten: so fuhr er fort, die gedachte spanische Brigantine in den Stand zu setzen, daß sie die See halten konnte, und war entschlossen, ehestens zu Schiffe zu gehen.

Hawkins, dem er diesen Vorsatz nicht verhehlete, besah das Schiff, und fand es sehr schlecht. Er erneuerte seine Anerbiethungen; und da Laudonniere bey seiner Weigerung blieb, so drang er in ihn, eines von seinen Schiffen zu kaufen. Der Befehlshaber machete darüber um so viel weniger Schwierigkeit, weil seine Besatzung rund heraus sagete, sie wollte nicht länger verziehen, aus einem Lande zu gehen, wo sie stets in Gefahr seyn würde, vor Hunger zu sterben. Ueber dieses hatte man alle Hoffnung verloren, Bergwerke in Florida zu entdecken; und man war eines Landes überdrüßig, wo man sich keine Rechnung machen konnte, nach seiner Bequemlichkeit zu leben, als in so weit man es durch eine beschwerliche Arbeit nutzen würde.

Ankunft des Herrn Ribaut in Florida.

Indessen giengen die Engländer wenig Tage darnach, da ihr Befehlshaber dem Laudonniere eins von seinen Schiffen überlassen, unter Segel; und die Franzosen dachten auf nichts weiter, als sich zu ihrer Reise anzuschicken. Alles war den 15ten August im Stande, und man wartete nur auf den Wind, unter Segel zu gehen. Zum Unglücke aber kam dieser Wind erst den 28sten des Wintermonates. Man eilete, sich desselben zu Nutze zu machen, und man war beschäfftiget, die Anker zu lichten, als man viele Segel entdeckete. Laudonniere schickete sogleich eine Barke aus, Erkundigung einzuziehen. Da aber die Barke an den Befehlshaber gekommen: so kam sie nicht wieder, welches jedermann Gedanken machete. Laudonniere gieng ohne Verzug wieder in sein Fort, und ließ mit äußerstem Fleiße arbeiten, um sich in den Stand zu setzen, daß er sich wenigstens einige Zeitlang vertheidigen könnte.

Dieß war nichts leichtes. Denn ehe man diesen Platz geräumet, hatte man fast alle Vertheidigungswerke zerstöret, aus Furcht, es möchten sich die Spanier oder Engländer daselbst niederlassen, oder auch die Wilden selbst sich daherum legen, um die Franzosen abzuhalten, wieder hineinzukommen. Den andern Morgen sah man im Eingange des Flusses sieben Barken, alle voller bewaffneten Leute. Sie fuhren bis Carolina gegen über in Schlachtordnung herauf; und die Schildwachten mochten fragen, wie sie wollten, es antwortete ihnen niemand. Man that einige Flintenschüsse auf sie; sie waren aber außer dem Schusse. Man wollte die Stücke auf sie richten, als sich jemand erhob und rief, es wäre der Herr von Ribaut.

Die Verwunderung im Fort war groß und die Freude mit einiger Furcht vermischet. Laudonniere glaubete, er hätte sich nichts vorzuwerfen. Jedoch erlaubete ihm dieses Verfahren eines Mannes, mit dem er stets in gutem Vernehmen gestanden, nicht zu zweifeln, man müßte ihm bey dem Admirale oder Könige selbst schlecht gedienet haben. Er vernahm auch bald aus Ribauts Munde, daß seine Furcht gegründet war. Denn da er diesen General insbesondere gebethen, sich ohne Verstellung gegen ihn heraus zu lassen: so berichtete er ihm umständlich alles, was zu seinem Nachtheile dem Hofe gesaget und gemeldet worden.

1565. Ursache seiner Reise.

Die vornehmsten Beschwerden waren, er spielete dergestalt den unumschränkten Herrn und regierete auf eine so tyrannische Weise, daß niemand mehr in Florida unter ihm dienen wollte; er sahe dieses Land als sein erobertes Eigenthum an; man hätte nicht einen Augenblick zu verlieren, wenn man es dem Könige erhalten wollte; es wäre deswegen so gar nöthig, Macht dazu in Händen zu haben; und das Wenigste, was man zu fürchten hätte, wenn seine Majestät verzögerten, diese Maaßregeln zu ergreifen, wäre, daß sich die Franzosen in Florida selbst Gerechtigkeit wiederfahren ließen, wie es zu Charles Fort mit dem Hauptmanne Albert geschehen, und darauf, wegen ihres Verbrechens ungestraft zu bleiben, sich empöreten und an eine andere Macht ergäben; endlich daß seine Treue selbst verdächtig wäre.

Dieses waren in der That die Ursachen, die den König vermocht hatten, sieben Schiffe ausrüsten zu lassen, und die Führung derselben dem Herrn von Ribaut zu geben. Der Ruhm, in welchen man Florida in Frankreich gebracht hatte; das Gerücht von einer so beträchtlichen Ausrüstung und das Vertrauen auf den General, hatten einen wahren Eifer veranlasset, Theil daran zu nehmen; und das um so vielmehr, weil der Friede eine große Anzahl Edelleute und Officier ohne Bedienung ließ, denen es lieb war, diese Gelegenheit zu finden, die Frucht ihrer vorigen Dienste nicht zu verlieren. Man wird so gar in der Folge sehen, daß der Admiral Coligny dieses mal auch nicht die Katholiken ausgeschlossen, wie bey den andern Ausrüstungen, wenigstens unter den Soldaten und Matrosen nicht.

Der Anfang dieses Unternehmens war nicht glücklich. Die Flotte stund, als sie noch auf der Rhede von Dieppe lag, einen so gewaltigen Windstoß aus, daß sie genöthiget war, zurück zu laufen und in Gefahr stund, zu verderben, wenn sie nicht den Hafen Havre de Grace angetroffen, sich vor dem Sturme zu sichern. Sie lief den 14ten des Brachmonates von da aus, und ein zweyter Sturm zwang sie, zu Portsmouth anzulegen. Sie brachte darauf zween Monate zu, Florida zu erreichen, und Ribaut hielt sich noch zween Monate an verschiedenen Oertern der Küste auf, ehe er in den Mayfluß einlief. Vielleicht wollte er sich der Wilden dieser Gegenden versichern, im Falle er von dem Befehlshaber in Carolina Widerstand fände.

Gefahr der Flotte, ehe sie nach Florida gekommen.

So bald er diesem aber nur den Verdacht des Hofes eröffnet hatte, so wurde er aus dessen Antworten und dem Zeugnisse der vornehmsten Officier überzeuget, daß man den König und den Admiral hintergangen hatte. Er vergaß darauf nichts, den Herrn Laudonniere zu vermögen, bey ihm in Florida zu bleiben, so daß er sich auch erboth, ihm die Statthalterschaft über Carolina zu lassen und sich anderswo zu setzen. Er fand ihn aber standhaft in seiner Entschließung, nach Frankreich zu gehen, um sich zu rechtfertigen; und er drang nicht mehr in ihn. Er überreichete ihm so gar ein Schreiben vom Coligny, wodurch ihn dieser Herr, ohne ihm das geringste von denen Beschuldigungen zu bezeugen, die

Laudonniere will nach Frankreich zurück gehen.

1565.

man wider ihn angebracht, einlud, den König und seinen geheimen Rath von denen Mitteln zu belehren, die er für die dienlichsten hielt, die neue Pflanzstadt auf festen Fuß zu setzen.

Vorschläge der Wilden an den von Ribaut.

Indessen hatten sich die Wilden auf die erste Nachricht von der Ankunft einer französischen Flotte in großer Anzahl nach Carolina begeben. Einige, die den von Ribaut an seinem großen langen Barte erkannt hatten, bezeugeten ihm eine große Freude über seine Zurückkunft, und gaben ihm viele Geschenke, unter welchen auch ein sehr großes Stück Erzt war, welches man von gutem Golde fand. Sie fügeten hinzu, sie wollten ihn, wenn er es verlangete, nach denen Bergen hinführen, wo dieses Metall im Ueberflusse wäre. " Der General war zwar entschlossen, sich einmal der Wahrheit in einem so wichtigen Puncte zu versichern: allein, er hatte ganz andere Beschäfftigungen, als die apalachischen Gebirge zu besuchen. Er hatte die Tiefe des Flusses erforschen lassen, und nicht Wasser genug darinnen für seine vier größern Fahrzeuge gefunden, die er auf der Rhede zu lassen genöthiget war; und er mußte sich der Schaluppen bedienen, um den Vorrath heraus zu holen, dessen man in Carolina benöthiget war. Als solches geschehen, so war er bedacht, die Schanze auszubessern; und weil er fast alle seine Leute Hand anlegen ließ: so kam man in wenig Tagen mit der Arbeit sehr weit.

Eine spanische Flotte erscheint neben der französischen.

Sie war noch nicht fertig, als sich den 4ten des Herbstmonates gegen vier Uhr des Abends sechs spanische Schiffe ziemlich nahe bey den vier französischen, die da geblieben waren, auf die Rhede legeten. Dieses Geschwader wurde vom Don Pedro Menendez de Avilez, Ritter von St. Jacob, Comthur von Santa Cruz de la Carza, geführet. Wenn man aber dasjenige recht verstehen will, was ich in der Folge zu sagen habe: so muß man die Geschichte etwas höher herholen.

Anführer derselben.

Dieser Befehlshaber, den uns die Geschichtschreiber seiner Nation, als einen der größten Männer vorstellen, die sie in der neuen Welt gehabt haben, sah sich an dem spanischen Hofe in verdrüßlichen Händeln verwickelt, die ihm seine Feinde erwecket hatten. Er verwunderte sich daher sehr, als er aus seines Herrn, des Königes Philipps des II, Munde selbst einen Befehl erhielt, sich nach Florida zu verfügen, die Küsten desselben genau zu besichtigen, und eine genaue Karte davon zu entwerfen, die man den Lootsen geben könnte, welche künftig nach America gehen würden; weil die häufigen Schiffbrüche, die in dem Canale von Bahama und an den benachbarten Küsten geschähen, einzig und allein von der wenigen Kenntniß herrühreten, die man sich von den Gegenden zu erwerben Sorge getragen hatte.

Anlaß zu seiner Reise

Ein so unvermutheter Befehl machete dem Menendez wiederum Muth, welcher in Ungnade zu seyn glaubete. Der Auftrag aber, den ihm der König that, schien ihm gar zu eingeschränkt zu seyn, und um die Gränzen desselben zu erweitern, sagete er zu seiner Majestät, er wüßte zu seinen Diensten nichts wichtigers, als die Eroberung von Florida, und die Niederlassung daselbst; er wüßte, daß diese unermeßlichen Gegenden einer sehr gesunden Himmelsluft genössen, und das Erdreich derselben überaus fruchtbar wäre: allein, wenn auch gleich kein gründlicher Vortheil für den Staat aus dem Besitze dieses schönen Landes herauskäme, so würde es doch von Völkern bewohnet, die in den dicksten Finsternissen des Unglaubens begraben lägen; seine Majestät wären ihrem Gewissen nach, als rechtmäßiger Oberherr von ganz Florida, verbunden, ihnen die Kenntniß des wahren Gottes zu verschaffen, weil die Päbste unter dieser Bedingung seinen Vorfahren das Eigenthum

genthum der neuen Welt gegeben hätten. „Mich, setzete er hinzu, hat die Blindheit so „vieler Abgötter dergestalt gerühret, daß ich allen denen Bedienungen, womit Eure Ma„jestät mich beehren kann, die Verrichtung Florida zu erobern, und es mit wahren Chri„sten zu bevölkern, vorziehe„.

1565.

Der König lobete seinen Eifer, und hielt seine Anerbiethungen genehm. Es wurde ausgemacht, er sollte fünfhundert Mann mit Lebensmitteln auf ein Jahr nach Florida führen; und alles auf seine Kosten, und ohne daß seine Majestät, oder ihre Nachfolger gehalten seyn sollten, ihm das Geringste zu ersetzen; innerhalb drey Jahren sollte er Florida erobert und eine genaue Karte von allen Küsten gemacht haben; außer denen fünfhundert Mann, die Florida zu bevölkern bestimmet waren, und unter welchen hundert Ackersleute, und vier Jesuiten seyn sollten, sollte er auch Rosse und Stuten und allerhand groß und klein Vieh dahin führen; er sollte eine königliche Audienza daselbst errichten, deren Alguasil Mayor er seyn sollte; er sollte zween oder drey Flecken anlegen, jeden von hundert Einwohnern, welche durch gute Schanzen sollten vertheidiget werden; er sollte, wenn er es für dienlich erachtete, nach der Insel Hispaniola, Portoric, Cuba, gehen, und so gar nach Spanien kommen können, ohne Zoll, entweder für die Lebensmittel, oder Kaufmannswaaren, Gold, Silber und Edelgesteine ausgenommen, zu bezahlen; er sollte sechs Jahre lang zwo Galionen von fünf bis sechshundert Tonnen, und zwo Patachen von hundert und funfzig bis zweyhundert Tonnen ausrüsten können: alle Prisen, die er mit diesen Fahrzeugen machen würde, sollten ihm gehören; er sollte den beständigen und erblichen Titel eines Adelantade von Florida mit eben den Vorzügen und Vorrechten haben, deren die von Castilien genössen, und zweytausend Ducaten Gehalt von den Einkünften der Provinz heben; und derjenige von seinen Kindern, oder seinen Eydamen, den er zu seinem Nachfolger ernennen würde, sollte eben die Privilegien genießen; er sollte ein Fünftheil von allem, was seiner Majestät zugehören würde, von Einkünften, Bergwerken, Golde, Silber, Perlen und Früchten der Erde in allen seinen Eroberungen haben. Endlich ließ ihm der König den 22sten März dieses Jahres die Bestallung eines Generalcapitäns über die nach Florida bestimmte Flotte überliefern.

und deren Bedingungen.

Indem dieses vorgieng, erhielt man zum erstenmale in Spanien Nachricht, daß sich die französischen Hugonotten seit drey Jahren in Florida gesetzet hätten, daß sie daselbst Schanzen erbauet, und man im Begriffe stünde, ihnen noch mehr Leute, Lebensmittel und Kriegesvorrath zuzuschicken. Der Adelantade hatte eine Reise nach Biscaja, und Asturien gethan, um seine Verwandten und Freunde zu vermögen, daß sie ihm das Geld und die nöthigen Bürgschaften zu den Kosten seines Unternehmens verschaffeten. Er wurde nach Hofe gerufen, und begab sich in aller Eile dahin. Die Besorgung seiner Angelegenheiten ließ er in Estevans de las Alas Händen, und ernannte seinen Neffen, Pedro Menendez Marquez, zum Admirale seiner Flotte, mit dem Befehle, unverzüglich nach den Canarien zu segeln, und seiner daselbst zu erwarten.

Man erhält in Spanien Nachricht von dem Sitze der Franzosen in Florida.

Bey seiner Ankunft am Hofe vernahm er die Zeitung, die man aus Frankreich erhalten hatte, und der König sagete zu ihm: weil man einer größern Macht nöthig hätte, die Hugonotten aus Florida zu verjagen, so wäre es nicht billig, daß diese Vermehrung der Kosten auf seine Rechnung geschähe; er wollte also Befehl ergehen lassen, daß er in Indien zweyhundert Reuter, vierhundert Mann zu Fuße und drey Fahrzeuge von seiner Flotte bereit fände, deren Sold auf vier Monate Lebensmittel, Kriegesvorrath, Geschütz

und

1565.

und alles Nöthige aus seinem Schatze sollte bezahlet werden. Menendez stellete darauf seiner Majestät vor: diese neuen Einrichtungen würden seine Ankunft in Florida sehr verzögern; und unterdessen daß er beschäfftiget seyn würde, seine Zurüstungen auf der Insel Hispaniola und an andern Orten zu machen, würden die Hugonotten alle Zeit haben, ihren Platz zu befestigen, mit den Floridanern Bündnisse zu machen, und sie zum Kriege abzurichten; es schiene ihm zum Dienste seiner Majestät weit zuträglicher zu seyn, daß sie ihm zwo Galeeren und zwo Galiotten von denen gäbe, die unter des Don Alvare Bazan Befehle stünden; mit dieser Verstarkung wollte er bey dem ersten guten Winde absegeln und dem Beystande aus Frankreich zuvorkommen; er wollte in den nächsten Hafen bey demjenigen einlaufen, den die Franzosen inne hätten; er wollte sich daselbst befestigen; er wollte die Caciquen umher an sich ziehen; und wenn den folgenden Frühling seine Reuterey ankäme, so würde er im Stande seyn, das Feld zu halten, und den Feind mit Vortheile anzugreifen, oder ihn zu nöthigen, das Land zu verlassen.

Menendez Abreise.

Sein Anschlag wurde gebilliget. Weil aber die Türken damals der Insel Malta droheten: so hielt der katholische König nicht für rathsam, seine Seemacht zu schwächen, sondern gab Befehl, dem Verlangen des Generalcapitäns von anderswoher zu willfahren. Obgleich dieser Befehl streng war: so wurde er doch nicht völlig ausgeführet. Menendez erfuhr so gar von Seiten der Bedienten des indianischen Rathes viele verdrüßliche Widerwärtigkeiten und konnte nur erst den 29sten des Brachmonates unter Segel gehen. Seine Flotte bestund aus der Galion, St. Pelagius, von neun hundert sechs und neunzig Tonnen und zehn Fahrzeugen, deren Mannschaft auf neun hundert fünf und neunzig Mann sich belief, die Kriegesleute und Seeleute, vier Weltpriester, hundert und siebenzehn, sowohl Officier, als Handwerker, mit darunter begriffen, und ein sehr zahlreiches Geschütz, wovon ein Theil für die Schanzen bestimmet war, die man in Florida bauen sollte. Alles dieses gieng auf Kosten des Adelantade, zweyhundert neun und neunzig Soldaten, fünf und neunzig Matrosen, und den Hauptlootsmann ausgenommen. Der König hatte auch den St. Pelagius ausgerüstet.

Diese Flotte lief den 29sten des Brachmonates aus dem Hafen Cadix: ein großer Sturm aber nöthigte sie bald, wieder einzulaufen, welches den Generalcapitän sehr betrübete, welcher allen guten Erfolg seines Unternehmens auf die Eile gründete. Er wurde aber darüber ein wenig durch die Verstärkung an Leuten getröstet, welche ihm diese Verzögerung verschaffete, so daß seine Schiffsmannschaft, als er in den Canarien ankam, aus funfzehnhundert und vier Personen bestund, unter welchen viele Edelleute aus den besten Häusern in Biscaja, Gallicien und Asturien waren. Zween Tage nach seiner Abreise von Cadix, kam der Hauptmann Luna mit neunzig Mann daselbst an, und gieng auf eine Caravelle zu Schiffe, die man ihm ganz ausgerüstet gab. Anderer Seits ließ Don Estevan de las Alas, des Menendez Lieutenant, in den Häfen Avilez und Gijon ebenfalls zweyhundert und sieben und funfzig Mann, sowohl Matrosen, als Soldaten, auf drey Schiffen unter der Anführung des Admirales Don Pedro Menendez Marquez einschiffen, welcher auch noch mit dem Amte eines Generalschatzmeisters des Königes in Florida versehen wurde.

Weil man diesem Unternehmen alles Ansehen eines heil. Krieges gegeben hatte, welcher mit Einstimmung des Königes in Frankreich wider die Ketzer unternommen würde, welcher die Niederlassung seiner Unterthanen von der sogenannten reformirten Religion in Florida

Florida misbilligte, wie es hieß: so gaben sich so viele Leute an, an dieser Art von Kreuzzuge Theil zu nehmen, daß die gesammte vereinigte Macht des Generalcapitäns auf zwey tausend sechshundert Mann stieg, unter welchen zwölf Franciscaner, eilf Priester, und ein Layenbruder, einer von dem Orden der Barmherzigkeit, fünf Geistliche, und acht Jesuiten waren. Es fand sich also, daß Menendez mit demjenigen, was er von dem Könige seinem Herrn empfangen hatte, in weniger als vierzehn Monaten eine Million Ducaten von dem Seinigen aufgewandt.

1565.

Er hielt sich in den Canarien nicht auf. Kaum aber war er wieder in See gelassen, so zerstreuete ein Sturm seine Flotte. Das Hauptschiff und eine Patache verschwanden, eine große Schaluppe ward genöthiget, in den Hafen einzulaufen, weil sie auf allen Seiten Wasser schöpfete. Die Fahrzeuge, welche unter Estevans de las Alas Führung waren, hatten einen andern Lauf genommen; und es blieben bey dem Generalcapitäne nur ihrer fünfe, die von einem andern Sturme, der sich den 20sten des Heumonates erhob, genöthiget wurden, einen Theil ihrer Ladung in die See zu werfen. Den 9ten des Augustmonates stieg Menendez auf der Insel Portoric ans Land, nachdem er im Vorbeyfahren auf der Insel Hispaniola neuen Vorrath eingenommen. Er nahm auch daselbst drey und vierzig Mann an, und hörete, daß der Herr von Ribaut ihm zuvor gekommen wäre, daß man aber bemerket hätte, es hätte sich dieser Hauptmann über zween Monate an verschiedenen Orten der Küste von Florida aufgehalten.

Seine Flotte wird zerstreuet.

Menendez hatte nur noch den dritten Theil seiner Leute bey sich, und seine meisten Soldaten waren unerfahren. Weil aber alle die Befehlshaber, die ihn begleiteten, entschlossene Leute waren: so versammlete er den Kriegesrath, dem er vorstellete, es hätte ihn weder der Eigennutz, noch der Ehrgeiz, sondern bloß der Eifer für die Ehre Gottes, zu dieser Unternehmung vermocht; es schiene ihm, als ob der Allmächtige, da er erlaubet, daß von der ganzen Flotte, mit der er von Teneriffa abgefahren, ihm nur fünf Fahrzeuge übrig geblieben, wollte, es sollte der glückliche Erfolg eines so rühmlichen Unternehmens nur der unüberwindlichen Stärke seines Armes zugeschrieben werden; und seine Meynung wäre, man sollte ohne weitere Berathschlagung nach Florida segeln, wo er die Hugonotten zu überfallen hoffete, ehe der Beystand, den sie erwarteten, zu ihnen gestoßen; und wo er einen völligen Sieg über sie zu erhalten dächte.

Er berathschlaget sich, was er thun soll;

Er bath gleichwohl den Rath, ihm zu sagen, was er von seinem Entschlusse dächte. Der Mestre de Camp Don Pedro de Valdez, sein Eidam, nahm zuerst das Wort, und war seiner Meynung. Die andern stimmeten eben so: einige aber, die an ihrer Spitze einen Hauptmann, Namens Johann von St. Vincent, hatten, und nach Peru, oder Neuspanien zu gehen dachten, stelleten ihm vor, wenn man die Unternehmung mit so wenigen Leuten wagen wollte, so wäre es eben so viel, als wenn man sich in augenscheinliche Gefahr begäbe, sie fehl schlagen zu lassen. Als sie aber sahen, daß der größte Theil auf der gegenseitigen Meynung beharrete: so stelleten sie sich endlich, als wenn sie sich darein ergäben.

Der Adelantade gieng mit größten Freuden in See; und den 28sten August entdeckete er das Land von Florida. Es war nur schwer zu wissen, ob man gegen Norden oder Süden von den Franzosen wäre; und in dieser Ungewißheit that man vier Tage lang nichts anders, als daß man auf der Höhe und am Lande herum fuhr. Den fünften Tag ward der Adelantade einiger Wilden an der Küste gewahr, und schickete seinen Mestre de Camp mit

entdecket Florida.

1565.

mit zwanzig Arquebusiern ab, mit ihnen zu sprechen. Sobald diese Barbaren die Schaluppen sich nähern sahen: so hielten sie es für ihre Pflicht, sich ihrer Anländung zu widersetzen. Darauf zogen sie sich mit kleinen Schritten zurück, und hatten ihre Bogen stets gespannt. Valdez getrauet sich nicht, ihnen nachzusetzen, indem er einigen Hinterhalt befürchtete. Weil er aber doch nicht zurück kehren wollte, ohne einige Nachricht von den Franzosen zu haben: so rief er einen von seinen Leuten, der den Tod verdienet hatte, und dem man eben in der Absicht, sich seiner bey dergleichen Gelegenheiten zu bedienen, das Leben gefristet. Er befahl ihm, sein Gewehr abzulegen, gab ihm einige Waaren in die Hand, sagete zu ihm, er sollte den Wilden folgen, und versprach ihm Gnade, wenn er aus diesen Wilden einige Nachrichten von demjenigen, was man wissen wollte, herausbringen könnte.

Er bekömmt Nachricht von den Franzosen.

Der Soldat richtete dasjenige, was ihm aufgetragen worden, vollkommen wohl aus, und vernahm, daß die Franzosen zwanzig Meilen davon gegen Norden wären. Er vermochte so gar einige Wilden, ihm bis an den Ort zu folgen, wo sich der Mestre de Camp aufhielt, und sie wurden wohl empfangen. Sie frageten ihn, wo der General wäre, und Valdez antwortete ihnen, er wäre am Borde geblieben. Er lud sie ein, dahin zu ihm zu gehen: sie entschuldigten sich aber und setzeten hinzu, wenn er aussteigen und sich bey ihnen ausruhen wollte, so würde es ihn nicht gereuen. Auf diese Antwort erwies ihnen Valdez Freundschaft, und gieng wieder zu Schiffe. Der Generalcapitän trug auf seinen Bericht kein Bedenken, ans Land zu steigen. Er nahm funfzig Reiter, und stieg mit ihnen in seine Schaluppen. Die Wilden hatten ihn nicht so bald wahrgenommen, so näherten sie sich dem Ufer, worfen ihre Waffen nieder, und kamen singend, und mit Aufhebung ihrer Hände herbey. Menendez schmeichelte ihnen sehr. Er gab ihnen kleine Geschenke, die sie mit Erkenntlichkeit annahmen, und ließ ihnen zu essen reichen: er konnte aber nichts weiter aus ihnen bringen, als was sie schon dem Mestre de Camp gesaget hatten.

Er nennet den Delphinenfluß St. Augustin.

Er kehrete also wieder an Bord, gieng unter Segel, und nachdem er ungefähr acht Meilen gefahren, fand er sich den 28sten August an der Mündung des Delphinenflusses. Er kam ihm sehr schön vor, und er nennete ihn St. Augustin, weil man an diesem Tage das Fest dieses Heiligen feyerte. Er hielt sich aber doch nicht da auf; er setzete seinen Lauf fort, und wurde den andern Morgen vier Fahrzeuge vor Anker gewahr, woraus er urtheilete, die Franzosen hätten den Beystand erhalten, den sie erwarteten. Er ließ sogleich seinen Rath zusammen kommen, welcher der Meynung war, wieder nach Hispaniola zurück zu gehen und daselbst zu warten, bis seine ganze Flotte wieder zusammen wäre. Dieser Entschluß betrübete ihn um so vielmehr, weil er entdecket hatte, daß er keinen Wind hätte, daß seine Fahrzeuge in sehr schlechtem Stande wären, und daß er alles zu fürchten hätte, wenn er verfolget würde.

Er entschließt sich, die französischen Schiffe anzugreifen.

Er stellete also vor, ihm schiene es viel rathsamer zu seyn, die vier französischen Schiffe zu überrumpeln, welche auf der Rhede lägen, wo sie vermuthlich nur geblieben wären, weil sie nicht in den Fluß einlaufen könnten, wo die Schanze läge; ohne Zweifel wäre wenig Volk darauf, weil der General, der sie in völliger Sicherheit zu seyn geglaubet, nur einen Theil des Schiffsvolkes darauf würde gelassen haben; wenn er sich davon Meister gemacht hätte, so würde ihn nichts mehr hindern, in den Fluß einzulaufen, wo er sich befestigen wollte, unterdessen daß einige von seinen Schiffen nach Hispaniola giengen, um denen

d) Don Andreas Gonzalez de Barcia Ensayo chronologico para la Historia de la Florida.

denen von seiner Flotte, die daselbst eingetroffen wären, Nachricht von seinem Zustande zu geben, und die Lebensmittel und den Kriegesvorrath einzunehmen, den man brauchen würde, wenn seine ganze Macht in dem St. Augustinsflusse sich vereiniget hatte, so könnte er die Franzosen zu Wasser und Lande angreifen, und sie würden nach dem Verluste ihrer großen Schiffe einer so starken Macht nicht widerstehen, noch auch nach Frankreich zurück kehren können.

1565.

Was unter ihnen vorgeht.

Diese Gründe schienen dem ganzen Rathe überzeugend; und man urtheilete, daß der Anschlag des Generalcapitäns seiner Herzhaftigkeit und Klugheit anständig wäre. Man spannete so gleich alle Segel auf; und das Geschwader war nur noch drey Seemeilen von den französischen Schiffen, als eine große Windstille mit Regen und Donner die Spanier verhinderte, fort zu segeln. Gegen neun Uhr des Abends klärete sich der Himmel auf, und der Wind ward gut: der Adelantade aber zog in Erwägung, daß, wenn er auch noch so sehr eilete, es Nacht seyn würde, wenn er an die Franzosen käme, die sich vielleicht, wenn sie sich zu schwach befänden, ihn zu bestreiten, anhängen ließen, um die spanischen Schiffe zu verbrennen, wenn sie auch gleich die ihrigen verlieren sollten, und die sich darauf in ihren Schaluppen ans Land flüchteten. Er hatte über dieses bemerket, daß das Meer alle Morgen bis gegen Mittag, an der Küste und an der Mündung der Flüsse, die insgesammt Barren haben, flach wäre; und nach dieser Beobachtung fassete er den Vorsatz, sich so nahe, als es möglich wäre, bey den Feinden vor Anker zu legen, darauf das Tau schleppen zu lassen, damit er sich beym Anbruche des Tages mitten unter ihnen fände, da sie sich denn weder würden regen, noch Beystand aus denen Schiffen erhalten können, die gegen Carolina über lägen.

Als dieser Entwurf gemacht, und die Befehle darnach gegeben waren: so fuhr der Adelantade mit kleinen Segeln, bis um halb zwölfe fort; darauf warf er Anker und schleppete alle seine Taue, so daß er sich bald queer gegen das französische Hauptschiff befand. Die Franzosen sagen: er habe sich nach dem Herrn Ribaut und seinen vornehmsten Officiern erkundiget, die er insgesammt genannt; er habe darauf versichert, seine Ankunft auf der Rhede sollte die Franzosen nicht beunruhigen, und er sey nicht einmal Willens, sich daselbst aufzuhalten; er machete sich auch mit Anbruche des Tages segelfertig: anstatt aber auf die Höhe zu fahren, kam er dicht an die französischen Schiffe, die nur Zeit hatten, ihre Taue zu kappen, und auf das geschwindeste davon zu segeln.

Ein spanischer Schriftsteller *d*) versichert hingegen, die Franzosen hätten, als sie in der Dunkelheit der Nacht die spanischen Schiffe sich annähern gesehen, ein beständiges Feuer auf sie gemacht, aber ohne Wirkung; Menendez habe nicht einen einzigen Schuß gethan, und hätte alle seine Leute sich auf den Bauch legen lassen; als er sich mit Anbruche des Tages zwischen den beyden größten feindlichen Schiffen gefunden, habe er die Trompeten blasen lassen, als ob er das französische Hauptschiff begrüßen wollen, welches ihn wieder gegrüßet; darauf habe er sich sehen lassen, und gefraget: woher diese Schiffe kämen, und was sie in Florida machen wollten? Man habe ihm geantwortet, sie wären aus Frankreich, und hätten Kriegesvorrath und Mannschaft für eine Schanze gebracht, welche der allerchristlichste König an dem Mayflusse hätte, und für einige andere, die man im Lande zu bauen Willens sey: Menendez habe sie gefraget, ob sie Katholiken oder Lutheraner *e*) wären; worauf sie

e) Die Spanier nennen gemeiniglich alle neue christliche Gemeinen Lutheraner.

1565.

sie geantwortet, sie wären Lutheraner; sie hätten darnach ihn gefraget, wer er wäre, und was er für eine Absicht hegete; und er hätte ihnen geantwortet: „Ich bin Pedro Menen„dez, General dieser Flotte des katholischen Königes Don Philipp des IIten. Ich bin in „dieses Land gekommen, alle Lutheraner, die ich darinnen finden oder auf der See antref„fen werde, nach denen Befehlen, die ich von dem Könige meinem Herrn erhalten habe, „aufhängen zu lassen; und diese Befehle sind so scharf, daß es mir nicht erlaubet ist, je„manden zu begnadigen, er sey wer es wolle; ich werde sie also dem Buchstaben nach voll„strecken: wenn ich aber, nachdem ich mich eurer Schiffe bemeistert habe, einen Katholi„ken darinnen antreffe, so werde ich ihm gütig begegnen; die Ketzer hingegen sollen alle „sterben.„

Er greift sie an, die aber entwischen.

Bey diesen Worten, fährt der spanische Schriftsteller fort, wurde der Adelantado durch ein Gebölke, mit heftigen und ungeziemenden Schimpfworten wider ihn und den katholischen König, unterbrochen. Vor Zorne ließ er sogleich seine Leute die Waffen ergreifen, und gab Befehl, zu entern. Weil sich aber die Taue in den Ankern verwickelt hatten: so hatten die Franzosen Zeit, auf die Höhe zu kommen. Die Spanier verfolgeten sie und ließen ihnen einige Lagen geben: allein, sie waren zu weit, als daß sie sie erreichen konnten. Menendez, welcher verzweifelte, sie einholen zu können, näherte sich gegen zehn Uhr dem Mayflusse, in dem Vorsatze hineinzulaufen. Er änderte bald seinen Entschluß. Denn da er fünf Fahrzeuge vor Anker und zwey Batallionen in guter Ordnung an der Spitze der Barre gestellet sah, welche Feuer auf seine Schiffe gaben, als sie zum Vorscheine kamen: so sah er wohl ein, daß, wenn er durchaus mit Gewalt durchdringen wollte, die andern französischen Fahrzeuge auf ihn zurückkommen und ihn zwischen zwey Feuer bringen könnten. Er hielt es also für dienlicher, den Weg wieder nach dem St. Augustinsflusse zu nehmen.

Gutachten des Kriegesrathes zu Carolina.

Da ihn die vier französischen Fahrzeuge, die ihn nicht aus dem Gesichte verloren hatten, sich entfernen sahen: so wandten sie sich sogleich und kamen wieder zu ihrem ersten Ankerplatze, da der widrige Wind ihnen nicht erlaubet hatte, sich dem Mayflusse mehr zu nähern. So bald sie sich vor Anker geleget, schrieb Cosset, der sie führete, an den Herrn von Ribaut, um ihm von dem, was vorgegangen wäre, Nachricht zu geben; und auf diese Nachricht hielt der General Kriegesrath. Sie urtheileten insgesammt, man müßte ohne Verzug an der Befestigung von Carolina arbeiten, und eine starke Mannschaft zu Lande nach dem Delphinenflusse schicken, die Spanier anzufallen, ehe sie Zeit hätten, sich zu verschanzen.

Ribaut giebt ein anderes.

Ribaut zog darauf, nachdem er jedermann angehöret hatte, einen Brief aus seiner Tasche, den er wenig Tage vor seiner Abreise aus Frankreich von dem Admirale Coligny erhalten hatte, wodurch ihm dieser Herr meldete, es schickete sich ein spanischer Befehlshaber, Namens Don Pedro Menendez, an, Neu-Frankreich anzugreifen, und er empföhle es ihm ausdrücklich, nicht zuzugeben, daß er etwas unternähme, was den Gerechtsamen seiner Majestät nachtheilig seyn könnte. Hierinnen war nichts, was den General hätte vermögen sollen, sich von dem Rathe zu entfernen, den man so einmüthig gegeben hatte. Er schloß gleichwohl daraus, er müßte mit seinen vier größern Schiffen auf die drey spanischen losgehen, die, wie ihm Cosse gemeldet hatte, auf der Höhe geblieben wären; und sagete, wenn er sie in seiner Macht hätte, so würde es ihm leicht seyn, mit den andern zu machen, was er wollte.

1565.

Er beharret allein darauf.

Laudonniere und ein Hauptmann, la Grange genannt, der mit dem Admirale sehr vertraut war, widerlegeten dieses Urtheil ohne Mühe; und der erste setzete hinzu, diese Küste wäre vielen Windstürmen unterworfen, die zuweilen einige Tage anhielten; und wenn sich zum Unglücke einer erhübe, unterdessen daß die ganze Macht der Colonie in der See wäre, so würde nichts die Spanier, welche in dem Delphinenflusse wären, verhindern, sich Carolina zu bemächtigen. Sie mochten sagen, was sie wollten, Ribaut blieb auf seinem Vorsatze, ob ihn gleich niemand billigte. Er nöthigte so gar Laudonnieren, dem er die Befehlshaberschaft über Carolina gelassen hatte, ihm seine ganze Besatzung und fast alle seine Lebensmittel zu geben. La Grange wollte nicht mit zu Schiffe gehen, und widerstund zween Tage: endlich ließ er sich gewinnen.

Geht zu Schiffe, die Spanier aufzusuchen.

In dem Fort beym Laudonniere, welcher krank war, blieben nur Du Lys, ein Kriegesbaumeister, zweene Edelleute, Vigne und St. Cler genannt, und funfzig Personen, andere sagen fünf und achtzig, und noch andere lassen die Zahl auf zweyhundert und vierzig steigen: alle aber kommen darinnen überein, daß ihrer nicht zwanzig im Stande gewesen, eine Flinte loszuschießen. Die andern waren Soldaten, welche in dem Zuge wider den Utina verwundet worden, alte Handwerksleute, Marketender, Weiber und Kinder. Den 6ten des Herbstmonates gieng der General zu Schiffe, die Spanier aufzusuchen, die widrigen Winde aber hielten ihn bis auf den 10ten auf der Rhede, da er unter Segel gieng.

Menendez nimmt von dem St. Augustinsflusse Besitz.

Den 7ten war Don Pedro Menendez in dem Delphinenflusse eingelaufen, welchem er den Namen St. Augustin gegeben, und welchen ich künftig stets so nennen werde. Er ließ sogleich dreyßig Mann unter der Anführung zweener Hauptleute, Andreas Lopez Patino und Johann von St. Vincent aussteigen, denen er Befehl gab, einen vortheilhaften Ort auszusuchen, und daselbst so lange einige Schanzen aufzuwerfen, bis man ein Fort erbauen könnte. Den andern Morgen zu Mittage stieg er selbst ans Land, fand bey seinem Aussteigen viele Wilden, denen er Freundschaft erwies, und die ihm alles bekräftigten, was er von der Lage von Carolina vernommen hatte. Den 9ten ließ er Messe halten, und nahm von neuem mit allen erforderlichen Formalitäten Besitz von dem Lande und ließ seine Befehlshaber schwören, daß sie ihm bis zu Ende seines Unternehmens treu bleiben wollten.

Er besah darauf den Ort, den seine beyden Hauptleute ausgesuchet hatten; billigte ihn, gieng darauf wieder zu Schiffe, da er überlegete, daß zu befürchten stünde, es möchten die Franzosen, wenn alle seine Truppen am Lande wären, seine Schiffe angreifen, die anderthalb Meilen davon auf der Höhe lägen. Er ließ in aller Eile alles hinausschaffen, was zu dem Sitze, den er anlegen wollte, nöthig war, nebst denen Truppen, deren er sich bedienen wollte, Carolina wegzunehmen. Den folgenden Tag erhielt er Nachricht, daß sich Ribaut näherte, mit ihm zu fechten, worauf er dem Befehlshaber auf dem St. Pelagius und einem andern Schiffe Befehl gab, sich zurechte zu machen, um Mitternacht nach der Insel Hispaniola zu segeln. Er gieng selbst auf ein großes Fahrzeug, setzete hundert und funfzig Soldaten auf ein Schiff von hundert Tonnen und mit diesen beyden Fahrzeugen legete er sich an der Barre vor Anker in zween Faden Wasser.

Die Franzosen werden von einem Sturme überfallen.

Mit Anbruche des Tages erschienen die französischen Schiffe an eben dem Orte, von da die beyden spanischen weggegangen waren, und einen Augenblick darnach rückete eins mit drey Schaluppen gegen die Barre. Der Adelantade sah die ganze Größe der Gefahr ein, worinnen er sich befand: zum Glücke für ihn aber mußten die Franzosen zwo ganzer

 Stunden

1565. Stunden auf die Rückkehr der Fluth warten, um in die Barre einzulaufen. Es war schön Wetter und das Meer sehr schön, als sich auf einmal ein so gewaltiger Nordwind erhob, und das Meer so stürmisch wurde, daß Ribaut gezwungen war, sich von der Küste zu entfernen und seine Beute den Augenblick zu verlassen, da sie ihm aller Wahrscheinlichkeit nach nicht entwischen konnte.

Menendez Rede an seine Officier.

Menendez zweifelte nicht, daß nicht dieser Sturm, welcher ihn rettete, eine Wirkung des Gebethes wäre, welches er in der größten Gefahr gethan hatte, wovon er sich so glücklich befreyet sah, und dachte nur, sich der Entfernung der Franzosen zu Nutze zu machen. Er ließ eine Messe des heiligen Geistes lesen, nach deren Endigung er Kriegesrath hielt. Er sagete darinnen, wenn es nur des Königes Dienst beträfe, so dürfte sich niemand verwundern, wenn sie ein Unternehmen aufgäben, wobey sich so viele Hindernisse fänden: es wäre aber Gottes Sache, und die könnte man nicht verlassen, ohne den Fluch des Allerhöchsten auf sich zu laden. „Wir sind, setzete er hinzu, von Feinden umringt, die „Lebensmittel fangen an uns zu mangeln: in diesen äußersten Nöthen aber zeiget sich der „wahre Muth.„

Bey diesen Worten unterbrach ihn die Versammlung, und versicherte ihn, sie wären insgesammt bereit, ihm aufs beste beyzustehen. Darauf nahm er mit einem neuen Vertrauen das Wort wieder, und sagete: der Himmel erklärete sich so augenscheinlich für sie, daß der glückliche Erfolg ihres Unternehmens sicher wäre, wenn sie es nicht an sich selbst fehlen ließen: das französische Geschwader, welches drey Tage vorher vor ihnen geflohen, hätte sich gewiß nur unterstanden, sie anzugreifen, weil es sein Schiffsvolk mit allen besten Leuten verstärket, die es in dem Fort Carolina gehabt; der Sturm, der es vertrieben, erlaubete ihm nicht, sich in seinen Hafen zu flüchten, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde es in vielen Tagen nicht hinein laufen können. „Ueber dieses sind es Ketzer, „und wir wußten, ehe wir von Spanien abfuhren, daß ihr General bey Lebensstrafe verbothen, es sollte kein Katholik mit ihm zu Schiffe gehen *f*). Sie selbst haben uns gemeldet, daß sie insgesammt Lutheraner wären. Wir sind also verbunden, sie mit aller „Macht zu bekriegen, nicht allein, weil wir ausdrücklichen Befehl dazu haben, sondern „auch weil sie ihrer Seits entschlossen sind, uns kein Quartier zu geben, damit wir nicht „den katholischen Glauben in einem Lande fortpflanzeten, wo sie ihre Secte wollen herr„schen lassen. Es erfordert also unsere Schuldigkeit gegen Gott und gegen den König, un„sern Herrn, viel eher umzukommen, als dasjenige nicht zu vollenden, was wir mit so au„genscheinlichem Beystande des Himmels angefangen haben.„

Sein Vorschlag, Carolina anzugreifen.

Er eröffnete ihnen darauf seinen Anschlag, welcher darinnen bestund, man wollte fünfhundert Soldaten, Arquebusier und Pikenirer aussuchen, sie auf acht Tage Lebensmittel nehmen lassen, sie in zehn Fähnlein, jedes mit seinem Hauptmanne und seiner Fahne abtheilen, sie nach Carolina marschiren zu lassen, und er selbst wollte mit einem Compasse, einem Franzosen, der ihm in die Hände gerathen war, und einigen mit Aexten versehenen Soldaten, um durch das Gehölz einen Weg zu hauen, zwo Meilen vor ihnen vorausgehen. Er setzete hinzu, wenn er das Glück hätte, anzukommen, ehe er entdecket worden, so wollte er das Fort sogleich ersteigen lassen; er wollte dazu Leitern mitnehmen, und er machete sich Rechnung, es würde ihm nicht funfzig Soldaten kosten, sich des Platzes zu bemeistern, wenn man ihn zum Unglücke wahrgenommen hätte, ehe er aus dem Gehölze gekommen,

f) Wir werden bald sehen, daß dieses nicht die Wahrheit gewesen.

kommen, so wollte er sich so nahe an dem Fort, als es ihm möglich wäre, verschanzen, und von da wollte er den Befehlshaber auffordern lassen, mit der Anerbiethung, ihm ein Fahrzeug und Lebensmittel zu geben, daß er wieder nach Frankreich gehen könnte; vielleicht würde der Befehlshaber ihn für stärker halten, als er wäre, und seine Anerbiethungen annehmen; wenigstens würde er sich nicht unterstehen, ihn an einem bedeckten Orte anzugreifen, und den nächsten Frühling, wenn er den Beystand erhalten hätte, den er aus Hispaniola erwartete, würde er im Stande seyn, die Franzosen mit Gewalt zu zwingen.

1565.

Diese Rede wurde nicht mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Es setzete so gar große Streitigkeiten unter den Befehlshabern darüber. Weil sich aber die meisten für den Generalcapitän erkläreten: so wurde die Sache beschlossen. Menendez ließ so gleich alles zur Ausführung zurechte machen. Er verordnete, es sollten den dritten Tag alle zusammen der Messe beywohnen, ehe sie sich auf den Marsch begäben; indessen sollten der Mestre de Camp und der Sergentmajor die fünfhundert Mann ausheben, und alles Nöthige anzuschaffen Sorge tragen; und weil man an der Erbauung eines Fort arbeitete, welches eine berühmte Stadt unter dem Namen **St. Augustin** geworden ist, so bestellete er daselbst seinen Bruder, **Don Bartholomäus Menendez**, zum Befehlshaber, und gab seinem Admirale die Aufsicht über das Geschütz, welches er außer dem auf den dreyen Fahrzeugen, die er noch hatte, da ließ.

Nachdem alles also eingerichtet war: so gieng der Kriegsrath auseinander; und das Gerücht von dem, was darinnen beschlossen worden, breitetete sich unter den Truppen aus und erregete ein großes Murmeln. Den andern Morgen war es noch ärger. Der Aufruhr nahm dergestalt zu, daß die Hauptleute **Johann von St. Vincent**, **Franz Recalde**, und **Diego von Maya** sich für verbunden hielten, den Adelantade zu bitten, er möchte von seinem Vorhaben abstehen. Statt aller Antwort lud er alle Hauptleute und viele Edelleute zu sich zur Tafel; und nachdem er sie prächtig bewirthet hatte, so bezeugete er ihnen sein Erstaunen darüber, daß man das Geheimniß des Kriegsrathes entdecket hätte. Er setzete hinzu, es würde vielleicht seine Schuldigkeit seyn, die Urheber einer so großen Untreue zu bestrafen; er verziehe es ihnen gleichwohl; doch würde es ihm lieb seyn, daß man wüßte, es sollten hinführo die geringsten Fehler scharf gestrafet werden; die Zaghaftigkeit, welche bey den Soldaten erschiene, rührete einzig und allein von ihren Befehlshabern her; gleichwohl hätten sie nicht alle den Muth verloren, und er sähe mit Vergnügen, daß sich die größte Anzahl mit guter Art anschickete, auf das erste Zeichen abzugehen, weil ihre Hauptleute ihnen das Beyspiel zeigeten: indessen könnte ihm doch noch ein jeder seine Vorstellungen thun; er wäre bereit, seine Meynung zu ändern, wenn man ihm zeigete, daß solches besser wäre: wenn aber jemand nach einmal gefaßtem letzten Entschlusse so kühn wäre und davon redete, ehe es Zeit wäre, ihn auszuführen, so wollte er ihn auf der Stelle wegjagen. Sie antworteten insgesammt, man müßte in demjenigen, was ausgemacht worden, nichts ändern; und diejenigen selbst, welche das Vornehmen noch immer misbilligten, versprachen, ihre Pflicht zu thun.

Murren unter den Truppen darüber.

Als der Tag zum Abmarsche gekommen war, und man solchen antreten wollte: so erklärete sich Johann von St. Vincent, er wäre unpaß und könnte nicht marschiren. Seine Freunde wollten ihn überreden, eine solche Aufführung würde ihm Schaden thun. Er antwortete, er machete sich Rechnung, in einigen Tagen zu vernehmen, daß die ganze Partey von den Franzosen erschlagen worden, und alsdann wäre er entschlossen, sich mit

den-

1555. denjenigen, die in St. Augustin bleiben würden, einzuschiffen, und nach den Inseln zu segeln. „Ist es vernünftig, setzete er hinzu, sich wie das Vieh schlachten zu lassen, indem „man einem so schlecht überlegten Vorschlage folget?„

Menandez marschiret nach Carolina.

Der Adelantade that, als wenn er von diesen Reden nichts wüßte, und stellete sich mit Martin von Ochoa, nebst zwanzig Biscajern und Asturiern, denen er Aexte hatte geben lassen, die Wege zu hauen, an die Spitze seines Vortrabes. Die übrige Mannschaft folgete unter dem Mestre de Camp und Sergentmajor. Den vierten Tag des Marsches kamen sie eine halbe Meile von Carolina: und ob es gleich sehr windig war, und stark regnete, so rückete Menendez doch noch eine Viertheimeile fort, und hielt sich auf einem ungemein morastigen Boden hinter einem Fichtenwalde auf, der ihn bedeckete. Er gieng darauf wieder zu seinen Leuten, um ihnen zum Führer zu dienen, aus Furcht, sie möchten sich verirren.

Beschwerlichkeiten des Marsches.

Um zehn Uhr des Abends stieß das ganze Heer zusammen, aber überaus müde, und vom Regen ganz durchnässet, welcher seit ihrem Abmarsche von St. Augustin nicht aufgehöret hatte. Außerdem war es genöthiget gewesen, in Sümpfen zu marschiren, wo es bis an den Gürtel im Wasser gegangen. Der Regen verdoppelte sich nunmehr mit solcher Heftigkeit, daß man viele Mühe hatte, das Gewehr, das Pulver und die Lunten davor zu verwahren. So viele Beschwerlichkeiten benahmen den Soldaten vollends die Geduld. Man hörete überall nichts, als Flüche wider den General ausstoßen, und Fernand Perez, Fähndrich bey des St. Vincents Compagnie, unterstund sichs, öffentlich zu sagen, er könnte nicht begreifen, wie so viele tapfere Leute sich von einem asturischen Bergbauern so verkaufen ließen, welcher zu Lande nicht besser Krieg zu führen wüßte, als ein Pferd: er für sein Theil würde ihm, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte, an dem Tage, da man zu diesem verfluchten Unternehmen aus St. Augustin gezogen wäre, so begegnet seyn, als es ihm in wenig Tagen von den Händen der Franzosen wiederfahren würde.

Menendez zieht seine Officiere zu Rathe.

Der Adelantade wußte alles, was man wider ihn sagete: er verbiß es aber weislich, und blieb fest bey seinem Entschlusse. Zwo Stunden vor Tage ließ er den Mestre de Camp und alle Hauptleute zusammen kommen. Er sagete zu ihnen, er hätte die ganze Nacht nicht aufgehöret, den Himmel zu Rathe zu ziehen und den Herrn zu bitten, daß er ihm eingeben möchte, was zu seinen Diensten zu thun wäre; er wäre überzeuget, sie hätten ein jeder für sich eben das gethan; es wäre endlich Zeit, sich völlig zu entschließen, was man in der verdrüßlichen äußersten Noth, worinnen man sich befände, da man abgemattet, ohne Stärke, ohne Kriegesvorrath und ohne die geringste menschliche Hülfe wäre, zu thun hätte.

Antwort einiger.

Einige antworteten ihm, es wäre unnütz, die Zeit mit Berathschlagungen zu verlieren; man müßte den Augenblick wieder nach St. Augustin umkehren; die Palmbäume könnten statt des Brodtes dienen, das ihnen abgienge; wenn sie länger verzögen, so würde man sich nur einer augenscheinlichen Gefahr umzukommen aussetzen. Menendez gab zu, daß dieses ein weiser Rath wäre: er bäthe sie gleichwohl, ihm zu erlauben, daß er noch ein Wort sagete; sie könnten nach diesem thun, was sie wollten: hätte er bisher nur seinen eigenen Gedanken gefolget, so wollte er sich hinführo nur nach den Rathschlägen seiner Freunde und Gefährten richten. „Nun, sagete einer unter ihnen, lassen Sie denn hören, was „Sie denken, und wir wollen Ihnen nachhero unsere Gründe entdecken.

„Ich

1565.

„Ich glaube, meine Freunde, erwiederte Menendez, wir müssen das Abentheuer „versuchen, weil wir schon vor den Thoren von Carolina sind. Wenn wir den Platz nicht „wegnehmen können, so haben wir nichts weniger zu befürchten, als daß unsere Feinde, „welche aller Wahrscheinlichkeit nach nur in geringer Anzahl sind, sich in das Gehölz ein„lassen, uns daraus zu verjagen; und wir werden darinnen stets einen sichern Rückmarsch „haben. Vielleicht werden sie sich auch, wenn sie uns in Schlachtordnung gestellet sehen, „sie anzugreifen, ergeben, ohne den Sturm zu erwarten, den sie auszuhalten nicht im „Stande sind. Wo nicht, so wird uns alsdenn nichts abhalten können, die Partey zu „ergreifen, die man vorschlägt, und wir werden wenigstens den Trost haben, daß wir „alles gethan, was möglich gewesen ist.

Er räth Carolina anzugreifen.

Der Mestre de Camp, der Sergent-Major und die meisten Hauptleute ließen ihm kaum Zeit, auszureden, und beschwuren ihn, sie an den Feind zu führen. Einige wollten sich anfangs noch widersetzen: sie ließen sich aber bald gewinnen. Der Adelantade ließ voller Freuden sogleich alle Leute auf die Knie fallen, um den Beystand des Gottes der Heerschaaren anzuflehen; darauf stellete er die Fähnlein in Ordnung, wie sie zum Angriffe seyn sollten. Er stellete sich mit seinem französischen Ueberläufer oder Gefangenen; (denn die Geschichtschreiber sind darinnen nicht einig,) welchem er die Hände hatte auf den Rücken binden lassen, an ihre Spitze. Weil aber die Nacht sehr finster war, und der Wind und Regen anhielten, so verirreten sich die vordersten. Dieses nöthigte den Adelantade, Halte zu machen, und er erwartete den Tag an einem Orte, wo sie bis ans Knie im Wasser stunden.

Man folget seinem Rathe.

Indessen war Laudonniere über Ribauts Schicksal, wegen des Orcans, den er zum Unglücke nur gar zu gut vorausgesehen, und welcher noch anhielt, eben so unruhig, als darüber, daß, ungeachtet aller Mühe, die er sich gegeben, Carolina vor allem Anfalle zu sichern, doch noch drey große Lücken übrig waren. Er glaubete aber nicht, daß er den Feind so nahe bey sich hätte. Es geschah sogar, daß das garstige Wetter dieser Nacht, welches die Spanier so unmuthig gemacht, zu dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmung am meisten beytrug. Denn da der Hr. de la Vigne, welcher die Wache hatte, seine Soldaten vom Regen ganz naß sah: so trug er Mitleiden mit ihnen, und erlaubete ihnen, sich auszuruhen, ehe die andern sie ablöseten. Das anhaltende böse Wetter hatte es ihm nicht einmal in die Gedanken kommen lassen, daß er von Seiten der Feinde etwas zu befürchten hätte.

Zustand des Ortes.

Menendez hatte sich seiner Seits mit Anbruche des Tages wieder auf den Marsch gemachet, nachdem er allen Seinigen bey Lebensstrafe gebothen, ihm zu folgen. Er befand sich gar bald an dem Fuße eines Hügels, hinter welchem, wie ihn der Franzose versicherte, der stets bey ihm war, Carolina ungefähr drey Büchsenschüsse weit davon läge. Er stieg hinauf und sah nur einige Häuser, die ihm den Ort verbargen. Er wollte hingehen, ihn zu besichtigen: der Mestre de Camp aber wollte es nicht zugeben, und gieng selbst mit Ochoa dahin. Diese beyden Officier besahen den Platz nach ihrer Bequemlichkeit. Als sie aber wieder zurückgiengen, dem Generale von dem, was sie gesehen hatten, Bericht zu erstatten: so nahmen sie einen Weg für den andern; und ein Franzose, der sie entdeckete, fragete sie: **Wer soll leben?** Ochoa antwortete: **Frankreich;** und dieser Mensch, der sich einbildete, sie wären von seiner Nation, näherte sich ihm.

Er wird überrumpelt.

Da

1565.

Da ihm Ochoa entgegen gieng und der Soldat seinen Irrthum wahrnahm: so blieb er stehen. Ochoa lief auf ihn zu, und gab ihm mit seinem Degen, den er aus der Scheide zu ziehen, weder Acht noch Zeit gehabt hatte, einen starken Schlag über den Kopf. Er that ihm indessen nicht viel Schaden, weil der Soldat mit seinem Degen den Streich auffing. Der Mestre de Camp aber gab ihm noch einen, der ihn betäubete und zur Erde stürzete. Er setzete ihm darauf die Spitze seines Degens auf die Brust, und sagete, er wäre des Todes, wenn er nicht schwiege. Darauf band er ihn, und führete ihn zum Generale, welcher auf das Geschrey dieses Menschen geglaubet hatte, der Mestre de Camp wäre getödtet. Menendez wandte sich darauf zu seinem Sergent-Major, Franz Recalde, und Andreas Lopez Patinno, die sich mit ihren Fähnlein am nächsten bey ihm befanden, und sagete: meine Freunde, Gott ist für uns; der Mestre de Camp ist in dem Fort.

Auf diese Worte brachen alle auf und liefen, was sie konnten. Die erstern begegneten dem Mestre de Camp und Ochoa, welcher seinen Gefangenen, weil er ihn nicht behalten können, getödtet hatte, und mit allen Kräften schrie: Kameraden, folget mir, Gott ist für uns. Er rückete darauf gegen das Fort an: und da er zween Franzosen im Hemde antraf, so tödtete er einen und Patinno den andern. In eben dem Augenblicke war ein Soldat von der Besatzung von ungefähr auf den Wall gestiegen, und wurde die Spanier ansichtig, welche von dem gedachten Hügel herunter stiegen, und in Schlachtordnung marschireten. Er rief: ins Gewehr! und auf diesen Ruf eilete Laudonniere mit den tapfersten herbey. Er hatte aber kaum Zeit, zu sich selbst zu kommen, so drang der Feind durch die drey Lücken und das Pförtchen ein, welches einer aufgelassen hatte, um zu erfahren, was vorgienge; und in dem Augenblicke erschallete alles von dem Gewinsele der Weiber, Kinder und Kranke, die man umbrachte.

Laudonniere eilete ihnen zu Hülfe: es war aber zu spät. Er wollte sich in einer Ecke setzen, um den Stürmenden so lange zu widerstehen, bis ihm die drey Schiffe, die dem Fort gerade gegenüber lagen, Beystand leisten könnten. Er zeigete sich überall; er focht mit einer Tapferkeit, die seine Feinde selbst bewunderten. Da aber der Franzose, welchen Menendez stets an seiner Seite hatte, ihm gesagt, wer dieser Held wäre: so fiel die ganze Stärke des Gefechtes auf ihn allein; und er sah wohl, daß er nur auf seinen Rückzug denken müßte. Er that es stets fechtend, welches den wenigen Franzosen, die bey ihm geblieben, Mittel gab, sich in das Gehölze zu flüchten. Er gieng zuletzt hinein; und es giengen seine Magd, die sehr verwundet war, und der Herr von Morgues vor ihm her.

Indessen waren doch nur noch die zwey Fähnlein, welche der Sergent-Major und Diego von Maya führete, erst in dem Platze; und ihre Fahnen wurden zu gleicher Zeit vom Rodrigo Troche und Pedro Valdez Herrera auf den Wall gestecket. Der Klang der Trompeten aber ließ bald das ganze Heer herzu eilen; und da der Adelantade sah, daß sich die Franzosen nicht mehr vertheidigten, so ließ er den Befehl ausrufen, der Weiber und Kinder unter funfzehn Jahren zu verschonen. Der spanische Schriftsteller versichert, man habe ihrer siebenzig gerettet. Menendez stellete darauf Schildwachten vor das Magazin, welches ihm sein Franzose wies, und welches mit Kriegesvorrathe und Kaufmannswaaren wohl versehen war. Er näherte sich darauf dem Flusse, und ließ das Schiffsvolk von den dreyen Fahrzeugen, die daselbst vor Anker lagen, einladen, sich zu ergeben.

Sie

Sie weigerten sich; und er schickete sich an, sie in den Grund zu bohren. Sobald seine Batterie aufgeführet war, ließ er die Befehlshaber förmlich auffordern, welche zur Antwort gaben, wenn der General mit ihnen Unterhandlung pflegen wollte, so wollten sie ihm eine Schaluppe schicken, die jemanden von seiner Seite zu ihnen führen sollte. Der Adelantade schickete ihnen seinen Gefangenen mit dem Befehle, ihnen zu sagen, sie könnten von denen dreyen Schiffen, die sie noch hätten, eins aussuchen, Lebensmittel für alle ihre Leute, und für die aus der Besatzung von Carolina, denen er das Leben gefristet hätte, hineinschiffen; er wollte ihnen einen Paß geben, hinzugehen, wohin sie wollten; jedoch unter der Bedingung, sie sollten kein Geschütz, noch andern Kriegesvorrath mitnehmen: wenn sie übrigens diese Bedingung nicht annähmen, so wollte er sie in den Grund schießen und niemanden Quartier geben.

1565.

Was wegen der drey französisch Schiffe vor Carolina vorfällt.

Sein Abgeschickter kam bald wieder, und berichtete ihm, der Oberbefehlshaber dieser drey Schiffe wäre des General Ribauts Sohn (andere sagen nur sein Neffe), und hätte ihm geantwortet: er sähe nicht, warum ihn die Spanier bekriegeten; weil er mit einer Commission von dem Könige, seinem Herrn, versehen wäre, mit dem der katholische König in Frieden lebete. Ueber dieses würde er sich vertheidigen, wenn man ihn angriffe, und er hoffete, es mit gutem Erfolge zu thun. Auf diese Antwort ließ Diego de Maja ein Stück abbrennen, welches eines von den dreyen Schiffen dicht an dem Wasser durchbohrete. Das Schiffsvolk konnte solchen Schuß nicht ausbessern, als wenn es sich dem Feuer der Feinde aussetzete. Es sprang also in die Schaluppen, und gieng in die beyden andern Schiffe, die sogleich ihre Taue kappeten, und sich außerhalb des Schusses vor Anker legeten.

Die französischen Nachrichten erzählen die Sache anders: man muß aber des Herrn Laudonniere Berichte folgen, welcher viel gewisser zu seyn scheint. Nachdem sich dieser Befehlshaber obgedachtermaßen gerettet hatte: so fand er ungefähr zwölfe von seinen Leuten in dem Gehölze. Er schlug ihnen vor, sich dem Flusse zu nähern, und in die erwähnten Fahrzeuge zu setzen: einige aber wollten lieber zu den Wilden flüchten, und ihn verlassen. Er begab sich mit den andern auf den Weg; und sie marschireten bis an den Abend fast beständig bis an den Gürtel im Wasser. Gegen Sonnenuntergang konnten sie nicht mehr fußen, und waren gezwungen, still zu stehen, weil sie zum Schwimmen zu müde waren. Zween von den stärksten wollten es dennoch wagen, um den Schiffen von ihnen Nachricht zu geben, und die Schaluppen herbey zu bringen.

Was dem Laudonniere darauf begegnet.

Die Schaluppen erschienen auch wirklich den andern Morgen früh. Es war Zeit, daß sie ankamen. Laudonniere war in Todesgefahr, und die andern meistentheils in keinen bessern Umständen. Man erquickete sie wieder mit Brannteweine; und sobald der Befehlshaber wieder ein wenig zu Kräften gekommen, so wollte er, ehe er sich einschiffete, noch einmal durch den Wald gehen, und sehen, ob er nicht einige von seinen Leuten fände, die sich darinnen verirret hätten. Diejenigen, die sich anfänglich von ihm abgesondert, waren fast alle wieder zusammen gekommen; es hatten sich auch noch viele andere durch unterschiedene Wege an das Ufer begeben; und er hatte das Vergnügen, auch noch wohl ihrer zwanzig zu retten.

Indessen war von den drey französischen Schiffen nur das größte, welches Jacob von Ribaut führete, dem Fort gegen über geblieben. Dieser Officier hatte die Spanier in Carolina einrücken sehen, ohne einen einzigen Stückschuß auf sie zu thun; ob er ihnen gleich

Schlechte Aufführung des jungen Ribaut.

1565.

gleich sehr beschwerlich hätte fallen können, und sechzig Soldaten und ein starkes Schiffsvolk am Borde hatte. Es ist wahr, der Platz wurde dergestalt überrumpelt, daß Ribaut vermuthlich die Zeitung von dem Angriffe nur erst in dem Augenblicke erhalten, da der Feind schon darinnen war; und er befürchten konnte, er möchte auch die Franzosen treffen, wenn er auf sie schösse. Er ist aber wegen seines Betragens gegen den Laudonniere, nachdem sich solcher auf sein Schiff begeben, nicht eben so leicht zu entschuldigen.

Er lichtete anfänglich die Anker, um wieder zu den beyden andern Schiffen zu kommen, welche ziemlich nahe an der Mündung des Flusses lagen. Laudonniere schlug ihm darauf vor, den Herrn von Ribaut zu suchen, dessen Schicksal man noch nicht wußte. Er meldete aber, er hätte den Entschluß gefasset, nach Frankreich zu gehen, ohne sich an irgend einem Orte aufzuhalten. Dieses verdroß Laudonnieren dergestalt, daß er in ein anderes Schiff stieg. Zum Unglücke hatte dieses Schiff keinen Lootsmann, welcher sich getrauete, allein zu schiffen. Ribaut hatte ihrer viere und wollte keinen davon abgeben. Das dritte Schiff und ein anderes Fahrzeug, welches an der Küste geblieben war, hatte nicht Matrosen genug, sie zu regieren, und man mußte sie verlassen. Laudonniere rieth Ribauten, es würde gut seyn, wenn er sie in Brand steckete, aus Furcht, die Spanier möchten sich ihrer, entweder wider ihn selbst oder wider das Geschwader bedienen, wenn es zum Vorscheine käme. Er wollte es aber nicht thun, so daß Laudonniere, welcher diese Vorsicht für unumgänglich nöthig hielt, ingeheim seinen Zimmermann abschickete, sie entzwey zu schlagen, und in den Grund zu senken.

Laudonniere kömmt nach Frankreich.

Man weis nicht, wie es dem jungen Ribaut darauf ergangen. Laudonniere gerieth, nachdem er vielen widrigen Wind gehabt, und großen Hunger gelitten, in den Canal St. Georg, und mußte zu Bristol ans Land steigen. Er lag in England lange krank; und sobald er wieder gesund war, gieng er nach Frankreich, wo er, nach der Spanier Vorgeben, von dem Könige schlecht empfangen wurde. Es würde solches indessen kein Beweis seyn, daß dieser Herr, wie sie ebenfalls behaupten, mit dem Könige in Spanien einstimmig gewesen, die Hugonotten in Florida auszurotten. Der Admiral Coligni war damals mehr, als jemals, mit dem Hofe gespannt; und man sah an solchem alle diejenigen mit scheelen Augen an, die ihm ergeben waren.

Viele Franzosen werden gehangen.

Alles Fleißes des Laudonniere ungeachtet hatten ihm doch nicht alle Franzosen folgen können, oder folgen wollen. Einige hatten sich unter die Wilden begeben, andere, aber wenige, zu den Spaniern, die sie den Gefangenen zugesellten, welche sie, bey der Einnahme von Carolina, gemacht hatten. Die französischen Geschichtschreiber melden alle einstimmig, sie wären zusammen an einen Baum aufgehängt worden, an welchem man eine Tafel mit dieser Schrift geheftet hätte: **Diesen ist nicht als Franzosen, sondern als Ketzern und Feinden Gottes, so begegnet worden.** Sie setzen hinzu, daß die Spanier nachher, da sie erfahren, es wären viele Franzosen von den Wilden gut aufgenommen worden, so große Untersuchungen angestellet, und die Wilden dergestalt in Furcht gesetzet hätten, daß die meisten von diesen armen Flüchtlingen genöthiget gewesen, sich selbst ihren Feinden zu überliefern, die ihnen nicht mehr Gnade erwiesen, als ihren Spießgesellen. Ihrer zwanzig, welche sich von den Spaniern verfolget sahen, flohen durch die Gehölze, und wurden insgesammt mit Flinten erschossen.

Carolina wird San Matheo genannt.

Auf diese Art machete sich Don Pedro Menendez Meister von dem französischen Florida. Er gab dem Fort Carolina sogleich den Namen San Matheo, den es noch hat, weil

weil er an dem Festtage dieses Apostels hineingerücket war. Er ließ das französische Wapen nebst des Admirales Coligni seinem, welche an dem Hauptthore waren, abnehmen, und das spanische hinsetzen. Den andern Tag bezeichnete er einen Platz, eine Kirche darauf zu bauen. Nachdem er darauf seine Truppen gemustert: so fand sichs, daß er nicht vierhundert Mann wirklich hatte, ob er gleich nur sehr wenige, und vielleicht nicht einen einzigen bey der Ueberrumpelung von Carolina verloren. Während des Marsches aber waren viele wieder nach St. Augustin zurück gekehret, weil sie an dem glücklichen Erfolge des Unternehmens verzweifelten. Einige hatten sich verirret, und andere waren aus Zaghaftigkeit oder aus bloßer Müdigkeit zurück geblieben.

1565.

Der Adelantade ernannte darauf seinen Sergent Major, **Gonzalo von Villaroel**, zum Statthalter in San Matheo, und ließ ihm dreyhundert Mann zur Besatzung. Er wollte mit den übrigen den folgenden Tag wieder nach St. Augustin zurückkehren: seine Officier aber meldeten ihm, sie wären nicht im Stande, zu marschiren; und er erlaubete ihnen so viele Zeit, sich auszuruhen, als sie verlangeten. Er setzete hinzu, er für sein Theil könnte seine Abreise nicht aufschieben, weil er befürchtete, Ribaut möchte sich wegen des Verlustes von Carolina erholen wollen, und ihm St. Augustin wegnehmen: wenn einer oder der andere gutwillig gesonnen wäre, ihm zu folgen, so würde er es ihm Dank wissen, er wollte aber niemand zwingen. Es bothen sich ihrer fünf und dreyßig an; und er reisete mit ihnen und seinem Hauptmanne von der Garde **Franz von Castagneda**, den 23sten ab, nachdem er befohlen, es sollten ihm Medrano, Patinno und Alvarado so bald als möglich folgen, und die andern Officier sich ohne seinen Befehl nicht von dem Fort entfernen.

Der Adelantade kehret nach St. Augustin zurück.

Weil der Regen noch immer anhielt, und das ganze Land überschwemmet war: so ist es sich nicht vorzustellen, wieviel er auf dieser Reise ausgestanden. Die Freude aber, die er wegen des glücklichen Erfolges seiner Unternehmung empfand, unterstützete ihn. Er kam endlich zu St. Augustin an, wo man ihn schon als todt beweinet hatte, weil die Feldflüchtigen, zur Bemäntelung ihrer Schande, vorgegeben, er wäre mit seinem ganzen Heere umgekommen. Zween Soldaten, welche vorausgegangen waren, hatten das Gegentheil versichert, und seine nahe Zurückkunft angekündiget. In einem Augenblicke gerieth man aus der äussersten Bestürzung in die übermäßigste Freude. Jedermann gieng dem Besieger der Ketzer mit dem Kreuze und der Geistlichkeit unter Absingung des Te Deum entgegen; und er wurde im Triumphe aufgenommen.

Er wird daselbst im Triumphe empfangen.

Seine erste Sorge darauf war, Lebensmittel nach San Matheo zu schicken, welches derselben noch weit nöthiger hatte, als er es glaubete; weil eine Feuersbrunst, die man nicht von ungefähr entstanden zu seyn glaubete, fast alle Gebäude in die Asche geleget. Nicht lange darnach vernahm er sogar, es hätte sich die Besatzung dieses Ortes wider ihre Häupter empöret. Diese Unglücksfälle waren es nicht allein, welche die Freude des Adelantade mäßigten. Er hatte in die Galion **St. Pelagius** viele Franzosen eingeschiffet, die ihm bey seiner Ankunft in Florida in die Hände gerathen waren, und er hatte befohlen, man sollte sie von der Insel Hispaniola, wo man sie ausschiffen sollte, nach der Inquisition in Spanien schicken. Kaum aber waren sie in See, so hieben sie mit Hülfe einiger Fremden und Matrosen, die sie gewannen, die Officier nieder, versicherten sich des übrigen Schiffsvolkes, und führeten die Galion nach Dänemark.

Feuersbrunst zu San Matheo.

Der Pelagius wird von den Franzosen weggenommen.

Ribauts

1565.

Ribauts Geschwader, wovon man noch keine Zeitung hatte, verursachete dem spanischen Generale auch einige Unruhe, welcher kein Schiff mehr im Stande hatte, ihm zu widerstehen, wenn es ihn angriffe, ehe seine übrige Flotte ankäme, die er mit Ungeduld erwartete. Seine Furcht und Hoffnung aber verschwanden fast zu gleicher Zeit, und das traurige Schicksal des französischen Geschwaders ließ ihn den Verlust seiner Galion und die Zerstreuung seiner Flotte, wovon er bald Nachricht erhielt, leichter ertragen.

Ribauts Schiffbruch.

Der Sturm, welcher Ribauten gezwungen hatte, sich von dem Flusse St. Augustin zu entfernen, da er die Spanier daselbst so gefasset hatte, daß sie ihm nicht widerstehen konnten, dauerte bis den 23sten des Herbstmonates. Er warf ihn über funfzig Seemeilen von da an die Küste des Canales von Bahama, und zerscheiterte endlich alle seine Schiffe an den Klippen. Die Menschen retteten sich insgesammt mit Schwimmen, den Hrn. de la Grange ausgenommen, welcher ersoff. Alles aber, was auf den Schiffen war, gieng verloren. Die Folge von dieser unglücklichen Begebenheit wird von den Franzosen und Spaniern so verschiedentlich erzählet, daß man sie unmöglich vergleichen kann.

Wie es den Franzosen nach solchem ergangen.

Als sich Ribaut, sagen die französischen Geschichtschreiber, an einer Küste, die er nicht kannte, ohne Gewehr, und ohne den geringsten Vorrath, befand: so wollte er versuchen, wieder an den Mayfluß zu kommen. Es läßt sich viel leichter vorstellen, als erzählen, wie viel verdrüßliche Widerwärtigkeiten, Elend und Beschwerlichkeiten dieser unglückliche Haufen auszustehen gehabt, da er in einem unbekannten, unbewohnten, und oftmals unwegsamen Lande marschirete. Nachdem dieser General von ungefähr an der Küste eine verlassene Schaluppe wahrgenommen: so mußte Michael le Vasseur hinein steigen, um zu entdecken, wo Carolina läge.

Le Vasseur kam dem Fort so nahe, daß er die spanischen Fahnen darinnen bemerken konnte. Seine Zurückkunft mit einer so traurigen Zeitung setzete jedermann in Bestürzung, und man konnte in langer Zeit keinen Entschluß fassen. Endlich entschloß sich Ribaut, einen Hauptmann eines seiner Schiffe, Nicolaus Verdier, und den Sergenten, la Caille, abzuschicken, um von dem spanischen Befehlshaber zu vernehmen, was für eine Begegnung man von ihm hoffen könnte. Als diese beyden Leute an das Ufer des Flusses dem Fort gegen über gekommen waren: so gaben sie ein Zeichen. Sobald man solches wahrgenommen, schickete man ihnen eine Schaluppe. Man führete sie darauf zu dem Befehlshaber, welchen sie frageten: wo Laudonniere und seine Besatzung hingekommen wären? Der Befehlshaber antwortete ihnen: man habe ihnen nach der Eroberung von Carolina ein wohlausgerüstetes Schiff gegeben, worauf sie wieder nach Frankreich gegangen wären; und wenn Ribaut sich seiner Willkühr überlassen wollte, so würde er eben die Wirkungen seiner Großmuth erfahren.

Diese Antwort, welche die beyden Abgeschickten für aufrichtig hielten, machete ihnen wieder Muth, und sie eileten, solche dem Generale zu hinterbringen. Die Meynungen waren gleichwohl unter den Franzosen getheilet. Einige behaupteten, man dürfte Leuten nicht trauen, wovon man wüßte, daß sie glaubeten, man thäte eine Gottgefällige Sache, wenn man diejenigen ausrottete, die sich nicht zur römischen Religion bekenneten. Die andern sageten, ein schleuniger Tod wäre dem traurigen Zustande, worinnen sie sich befänden, noch vorzuziehen. Ribaut dachte so, wie die letztern, und zog jedermann auf seine Meynung. La Caille wurde wieder nach San Matheo geschickt, und verlangete nichts mehr, als was ihm der Befehlshaber dieses Ortes selbst angebothen hatte, nämlich daß alle

alle zusammen die Freyheit haben sollten, wieder nach Frankreich zu gehen; und daß man ihnen ein Schiff mit allem Zubehöre und den nöthigen Lebensmitteln geben möchte. Der Befehlshaber versprach es von neuem, und schwur bey allem, was heilig ist, solches zu halten.

1565.

Nach so förmlichen Versicherungen machete niemand unter den Franzosen einige Schwierigkeit, sich in der Spanier Hände zu geben. Diese schicketen ihnen Schaluppen. Kaum aber waren sie über den Fluß gegangen, so merketen sie, daß sie verrathen wären. Man band sie viere und viere, so wie sie aus den Schaluppen stiegen. Ribaut und Ottigni wurden allein in die Schanze geführet, wo sie mit dem Befehlshaber zu sprechen verlangeten, um von ihm die Ursache einer solchen Begegnung zu vernehmen, die demjenigen so zuwider wäre, was man ihnen versprochen hätte. Man antwortete ihnen aber, der Befehlshaber wäre nicht zu sprechen.

Einen Augenblick darauf kam ein schlechter Soldat zum Ribaut, und fragete ihn: ob er nicht der General der Franzosen wäre? Er sagete ja. Haben Sie nicht stets verlangt, daß diejenigen, die unter Ihnen stünden, fuhr der Soldat fort, Ihnen genau gehorcheten? Ohne Zweifel, erwiederte Ribaut, welcher nicht wohl einsah, wohin diese Rede zielete. Lassen Sie sichs also nicht fremd vorkommen, versetzete der Soldat, wenn ich ebenfalls den Befehl ausrichte, den ich von meinem Befehlshaber empfangen habe. Mit diesen Worten stieß er ihm den Dolch ins Herz. Ein anderer Soldat that eben die Fragen an den Ottigni und begegnete ihm eben so, welcher den Himmel zum Zeugen über die Treulosigkeit der Spanier nahm.

Diese erste Hinrichtung war eine Losung für die Besatzung, die den Augenblick über die Franzosen herfiel, und sie ermordete. Nach einem unverdächtig scheinenden Berichte, sind achthundert Franzosen durch die Hände der Spanier umgekommen. Es scheint aber wohl, daß man unter diese Anzahl alle diejenigen mit begreifen müsse; die bey der Wegnehmung von Carolina erschlagen worden. Es ist über dieses gewiß, daß Menendez viele Handwerksleute und andere Arbeitsleute zu denen Werken beybehielt, die er zu San Matheo und St. Augustin machen wollte.

Einige haben geschrieben, Ribaut sey lebendig geschunden und seine Haut nach Spanien geschickt worden. Ich finde solches aber nicht gegründet genug. Eine ziemlich merkwürdige Schrift, die dem Könige Karln dem IX das folgende Jahr unter dem Titel: **Bittschrift der Witwen und Waisen dererjenigen, die in Florida ermordet worden,** überreichet wurde, saget nur, der General sey ohne Verstand niedergefallen, nachdem ihm ein Soldat von hinten einen Stich gegeben: er sey so gleich vollends getödtet; und darauf habe man ihm den Bart abgeschnitten, welchen Don Pedro Menendez, als ein Siegeszeichen nach Sevilla geschicket; sein Kopf sey in vier Stücke zertheilet, und auf so viel Pfähle gestecket; die Körper derjenigen, welche bey der Einnehmung von Carolina erschlagen worden, wären an den Ort gebracht, wo die letztern hingerichtet worden; man sey den abscheulichen Ueberbleibseln mit einer Unanständigkeit ohne ihres Gleichen begegnet, und habe sie darauf alle zusammen verbrannt.

Sonderbare Begebenheit eines Matrosen.

Was ich bisher erzählet habe, gründet sich vornehmlich auf den Bericht eines Matrosen des Herrn von Ribaut, dessen Begebenheit etwas erstaunliches an sich hat. Dieser Mensch war wie andere gebunden, und hatte viele Stiche mit dem Dolche bekommen, daß er unter den vier andern, mit denen er zusammen gekuppelt war, ohnmächtig niederfiel. Man zweifelte nicht daß er nicht todt wäre: die Nacht darauf aber kam er wieder

1565.

zu sich selbst, und besann sich, daß er ein Messer in der Tasche hätte. Er bedienete sich dessen, seine Bande zu zerschneiden, stund auf und erreichte das Gehölze. Er verband darauf seine Wunden, so gut er konnte; und weil er sich so nahe bey den Spaniern nicht in Sicherheit zu seyn glaubete, so entfernete er sich und marschirete drey Tage, wobey er sich nach der Sonne richtete.

Endlich kam er in ein Dorf, dessen Oberhaupt ihn gern aufnahm. Man verband ihn, und begegnete ihm gut. Er wurde vollkommen wieder heil. Nach acht Monaten aber meldete ihm der Paraußti, er könnte ihn nicht länger behalten, und er müßte sich den Spaniern ergeben, oder sie würden ihn ausliefern. Diese Erklärung machete ihn ganz betäubt; und er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Endlich lief er davon; und nachdem er lange Zeit herumgeirret, fand er sich zwo Meilen von San Matheo. Nunmehr befiel ihm eine doppelte Furcht, welche ihn außer sich brachte; und da er nicht so viel von sich erhalten konnte, daß er sich seinen Henkern in die Hände gäbe, so entschloß er sich, da zu bleiben, wo er wäre, und vor Hunger zu sterben.

Er hatte schon vier bis fünf Tage zugebracht, ohne etwas zu sich zu nehmen; und er sah fast keinem Menschen mehr gleich, als ihn ein spanischer Jäger antraf, welcher anfänglich über den Anblick dieses Elenden erschrack, der ihn mit gefaltenen Händen um sein Leben bath. Er versprach ihm, alle sein Ansehen bey dem spanischen Statthalter anzuwenden, damit er Gnade für ihn erhielte, und er wollte ihn so gar nicht einmal in die Schanze führen, bis er solche erhalten hätte. Der Matrose wurde darauf unter die Sclaven gethan, und blieb als solcher ein ganzes Jahr in der Schanze. Nach Verlaufe dieser Zeit, schickete man ihn nach der Havana, wo man ihn zu einem französischen Edelmanne that, Namens Pompierre, welcher seit der unglücklichen Unternehmung der Aufrührer in Carolina, worein er wider seinen Willen verwickelt worden, in diesem Hafen gefangen lag. Man kettelte sie mit einer eisernen Kette zusammen, und verkaufete sie an die Portugiesen, welche nach Brasilien giengen. Zum Glücke wurde das Schiff, welches sie führete, von einem französischen Hauptmanne, Namens **Bontems**, weggenommen, und sie erhielten also ihre Freyheit, da sie glaubeten, ihre Sclaverey würde sich nur mit ihrem Leben endigen.

Ich habe gesagt, dieser Bericht sey die Quelle, woraus alle diejenigen geschöpfet, welche den traurigen Unfall der Franzosen in Florida beschrieben haben. Die Umstände in ihren Erzählungen aber sind so unterschieden, daß es schwer wird, die rechte Wahrheit herauszubringen. Indessen kommen doch alle in der Hauptsache überein, und daß Ribauten mit einem Eide das Wort gegeben worden, ihm ein Schiff zu verschaffen, worauf er mit allen seinen Leuten wieder nach Frankreich gehen könnte. Thuanus setzet hinzu, Don Pedro Menendez habe sich nur auf Anstiften der vornehmsten Bedienten am französischen Hofe gegen die Franzosen in Florida so aufgeführet, die ihm von Ribauts Abreise Nachricht gegeben, damit er sie verfolge und bekriege. Der neuere Geschichtschreiber von Florida beweist die Falschheit dieses Vorgebens ziemlich gut. Wenn aber die Franzosen in Florida von ihrem Herrn nicht gemisbilliget worden; wenn es Ribauten und Laudonnieren von ihm aufgetragen gewesen, Schanzen zu bauen, und sich in diesem Theile von America niederzulassen, wo Spanien niemals eine gehabt; wie will man die Art und Weise rechtfertigen, auf welche man ihnen mitten im Frieden, nach der Erzählung selbst begegnet, die der **Don Solis de las Meras** davon gemacht, dessen Schwester Don Pedro Me-

Menendez geheirathet, und welcher diesen General bey seinem Zuge begleitet hat. Nach dem Zeugnisse dieses Doctors, welcher als ein Augenzeuge davon redet, und welchen Andreas Gonzalez von Barcia abgeschrieben hat, will ich die zweyte Nachricht von diesem Trauerspiele anführen, wo man den Schauplatz von San Matheo nach St. Augustin wird verleget sehen.

1565.

Nachricht der Spanier.

Unter der Zeit, da Menendez beschäfftiget war, diesen letzten Ort zu befestigen, aus Furcht, Ribaut möchte ihn angreifen, gaben ihm einige Wilden Nachricht, vier Meilen davon wären einige Christen sehr verlegen, über eine Bay zu kommen, die doch nur eine ziemlich enge Mündung eines kleinen Flusses wäre. Auf diese Zeitung nahm der Adelantade vierzig Soldaten zu sich, um selbst zu erforschen, von welcher Nation diese Christen wären. Weil er aber sehr spät aufgebrochen war: so wurde es Nacht, als er an dem bezeichneten Orte ankam, wo er sich ein wenig von dem Flusse entfernet lagerte.

Den andern Morgen stellete er seine Mannschaft so, daß sie nicht konnte gesehen werden, und er stieg auf einen Baum, von da er viele Leute an der andern Seite der Bay entdeckete, und er bemerkete so gar, daß sie Fahnen hatten. Er stieg herunter und näherte sich; und den Augenblick, da er sich sehen ließ, schwamm ein Gasconier von Saint Jean de Luz über den Fluß; und als er hinüber gekommen, sagete er zu ihm, alle diejenigen, die er sahe, wären Franzosen, welche Schiffbruch gelitten hätten. Menendez fragete ihn, wo sie herkämen; und er antwortete, sie wären des Generalcapitäns von Florida für den König in Frankreich, Ribauts, Leute. Der Adelantade fragete ihn, ob sie katholisch wären; und er antwortete, nein. „Ihr könnet eurem Generale berichten, erwiederte der Adelantade, daß ich Pedro Menendez, Unterkönig und Generalcapitän von „Florida für den katholischen König, Philipp den II, bin; daß ich mit Soldaten hieher „gekommen, weil ich gewußt, daß ihr hier seyd„.

Der Franzose kehrete mit dieser Antwort zurück, und kam bald wieder, den spanischen General um ein sicheres Geleit für den französischen Befehlshaber und vier Edelleute zu ersuchen, die mit ihm Unterhandlung zu pflegen wünscheten, wenn er ihnen ein Fahrzeug schicken wollte. Es kam eins von St. Augustin mit Lebensmitteln. Menendez antwortete, er wollte ihnen solches bewilligen, und der Befehlshaber könnte auf sein Wort kommen. Man schickete ihm einen Officier und Soldaten, die sehr wohl aufgenommen wurden. Der Adelantade hatte nur zehn Mann bey sich; die andern von seinen Leuten waren etwas weiter von ihm entfernet, hinter den Büschen, und so gestellet, daß sie in größerer Anzahl zu seyn schienen, als sie wirklich waren. Der Officier, welcher zu dem Generale kam, sagete: sie hätten bey dem letzten Sturme Schiffbruch gelitten, ihre vier Schiffe und alle Schaluppen verloren; sie bäthen ihn, er möchte ihnen sein Fahrzeug leihen, über eine Bay und einen Arm des Meeres zu kommen, welcher über vier Meilen davon entfernet wäre, damit sie sich in eine Schanze begeben könnten, welche der König, ihr Herr, zwanzig Meilen von da hätte.

Der Adelantade fragete ihn: ob sie Katholiken wären? und der Officier antwortete ihm, sie wären von der reformirten Religion. Darauf antwortete er ihm: „Mein Herr, „ich habe mich eurer Schanze bemeistert, und die Besatzung darinnen niedergehauen, der „Weiber und Kinder unter funfzehn Jahren aber verschonet; und damit ihr nicht daran „zweifeln dürfet: so habe ich hier unter den Soldaten zween von eurer Nation bey mir, „denen ich Gnade erwiesen habe, weil sie sich für Katholiken erkläret. Setzet euch, ich

„will

1565. „will euch zu essen bringen lassen; ihr sollet eure beyden Landesleute sehen, und auch et- „was von der Beute, welche meine Leute in Carolina gemacht haben„. Er ließ ihnen so gleich zu essen bringen, und nahm selbst mit seinen Leuten eine Mahlzeit ein.

Nach einer Stunde kam er wieder, wo die Franzosen waren, und fragete: ob sie von dem, was er gesaget hätte, genugsam überzeuget wären? Der Officier antwortete ihm, er könnte nicht daran zweifeln, und ersuchete ihn inständigst, ihnen ein Schiff zu geben, wieder nach Frankreich zu kehren. „Ich wollte es sehr gern thun, erwiederte der „Adelantade, wenn ihr Katholiken wäret, und ich Fahrzeuge entbehren könnte. Eure Ex- „cellenz erlauben uns denn wenigstens, versetzete der Officier, so lange bey Ihnen zu blei- „ben, bis sich eine Gelegenheit zeiget, daß wir uns einschiffen können. Es ist kein Krieg „unter unsern beyden Nationen, und unsere Könige sind Freunde und Brüder. Es ist „wahr, antwortete Menendez, die katholischen Franzosen sind unsere Bundesgenossen und „Freunde, aber nicht auch die Ketzer, wider die ich hier mit aller Macht Krieg führe; und „ich werde auf das grausamste, wie ich nur kann g), wider alle diejenigen von dieser Se- „cte verfahren, die ich zu Wasser und Lande antreffen werde; und darinnen denke ich bey- „den Königen zu dienen. Ich bin nach Florida gekommen, um daselbst den römischka- „tholischen Glauben einzuführen. Wenn ihr euch meiner Barmherzigkeit überlassen, und „mir euer Gewehr und eure Fahne überliefern wollet: so werde ich so mit euch verfahren, „als es Gott mir eingeben wird; wo nicht, so thut, was euch beliebet, hoffet aber von mir „weder Stillestand noch Freundschaft„.

Nach diesen Worten verließ er sie, und sagete, sie könnten es überlegen. Der ge- dachte Gasconier erboth sich darauf, dem ganzen Haufen von dem, was er gehöret hätte, Bericht zu erstatten. Man erlaubete es ihm, und er kam nach zwoen Stunden wieder. Darauf giengen der Officier und diejenigen, die ihn begleiteten, zum Adelantade, und bothen ihm zwanzigtausend Ducaten, wenn er sie ihres Lebens versichern wollte. Menen- dez antwortete ihnen: wenn er gleich nur ein armer Soldat wäre, so wäre er doch nicht fähig, nach eigennützigen Absichten zu handeln; wenn er Gnade zu erweisen hätte, so wollte er es aus bloßer Großmuth thun; und weil der Officier darauf bestund: so schwur er ihm zu, man würde viel eher den Himmel auf die Erde fallen, als ihn seinen Ent- schluß ändern sehen.

Nach dieser Antwort giengen der Officier und die Edelleute wieder über die Bay, und kamen nach einer halben Stunde, als ob sie es versprochen hätten, mit den Fahnen, sie- benzig Büchsen, zwanzig Pistolen, einer Menge Degen und Schilder, einigen Sturm- hauben und Kürassen zurück. Der Officier sagete zu dem spanischen Generale, da er ihm alles übergab: er überließe sich seiner Gnade. Menendez befahl darauf seinem Admirale **Diego Florez von Valdez**, alle diese Beute zu nehmen; und zu gleicher Zeit ließ er zwanzig Soldaten in das Fahrzeug steigen, mit dem Befehle, alle Franzosen, aber in kleinen Haufen, über die Bay zu führen, und ihnen nicht das geringste zu Leide zu thun. Er selbst führete den Officier und die von seiner Gesellschaft zween Büchsenschüsse weit vom Flusse, wo er ihnen die Hände auf den Rücken binden ließ, und sagete: er hielte sich für verbunden, diese Vorsicht zu brauchen, weil ihrer weit mehr wären, als seine Leute. Alle andere, zweyhundert an der Zahl, wurden gleichfalls gebunden, aber erst, nachdem man ihnen zu essen gegeben hatte.

g) Que tepia con ellos guerra à sangre è fuego, et que esta la haria con toda crueldad. *Ensayo chronologico* p. 86. col. 2.

Als solches geschehen, so fragete der Adelantade, ob Katholiken unter ihnen wären. Es fanden sich ihrer achte, die so gleich in das Fahrzeug eingeschiffet wurden, um nach St. Augustin geführet zu werden. Alle andere erklareten sich, sie wären gute Christen und folgeten der reformirten Lehre. Sie wurden so gleich in viele Haufen vertheilet, jeder von zehnen. Der Adelantade ließ sie besonders marschiren, und befahl denjenigen, denen aufgetragen war, sie zu führen, sie sollten sie, wenn sie an einen bestimmten Ort kämen, wo er mit seinem Stabe eine Linie in dem Sande gemacht hätte, insgesammt umbringen, welches ins Werk gerichtet wurde.

1565.

Den folgenden Tag kam Menendez wieder nach St. Augustin, wo die Wilden, die ihm die erste Nachricht von der Ankunft der Franzosen gegeben hatten, ihm meldeten, es ließe sich, an eben dem Orte, ein anderer weit zahlreicherer Hause sehen, als der erste. Er zweifelte nicht, daß solches nicht Ribaut mit seinem übrigen Heere wäre. Er nahm hundert und funfzig Soldaten mit sich, und stellete sie des Nachts in guter Ordnung an das Ufer. Mit Anbruche des Tages wurde er die Franzosen in einiger Entfernung an dem andern Ufer gewahr, und auf dem Wasser eine Art von Flöße, die sie gebauet hatten, um über die Bay zu gehen. Die Franzosen hatten ihn nicht so bald entdecket, so schlugen sie Lärm, ließen die konigliche und zwo Feldfahnen fliegen, die Pfeifen und Trommeln hören und stelleten sich in Schlachtordnung.

Auf diesen Anblick befahl der Adelantade seinen Leuten, sich zu setzen, zu frühstücken, und keine Bewegung zu machen. Er selbst gieng mit seinem Admirale und zweenen andern Officierern ganz ruhig am Ufer spatzieren, als wenn niemand auf der andern Seite wäre. Darauf ließen die Franzosen die Pfeifen und Trommeln aufhören, bliesen in eine Trompete und steckten eine weiße Fahne zum Zeichen des Friedens auf. Man that auf Seiten der Spanier eben das; und so gleich näherte sich ein Franzose auf der Flöße, und ersuchete die Spanier, sie möchten ihnen jemand schicken. Der Adelantade ließ antworten: weil sie eine Flöße hätten, so könnten sie zu ihm kommen, wenn sie etwas brauchten. Der Franzose erwiederte, der Strom wäre zu stark, als daß man sich auf der Flöße wagen könnte: wenn man ihnen aber eine Pirogue schicken wollte, die an dem Ufer wäre, so sollte jemand von ihnen mit ihm sprechen.

Menendez versetzete, er sollte herüber schwimmen und auf sein Wort zu ihm kommen. Ein Matrose that es; und der Adelantade sagete zu ihm, ohne ihn anhören zu wollen, er sollte die Pirogue nehmen, und seinem Befehlshaber in seinem Namen sagen, wenn er etwas verlangete, so sollte er es bitten lassen. Der Matrose kam nicht lange darnach mit einem Edelmanne wieder, welcher zum Menendez sagete: er wäre Sergent Major des Unterköniges und Generalcapitäns von Florida für den König in Frankreich, Ribauts; der letzte Sturm hätte seine Schiffe zerscheitert; er hätte dreyhundert und funfzig Franzosen bey sich, mit denen er sich in eine Festung zu begeben verlangete, die er zwanzig Meilen von hier hätte; er bäthe ihn, ihm Schaluppen zu leihen, womit sie über diesen und noch über einen andern Fluß vier Meilen von hier gehen könnten; und er wünschete zu wissen, mit wem er zu thun hätte.

Der Adelantade gab ihm eben die Antwort, die er den erstern Franzosen gegeben, und setzete hinzu, er hätte schon einen andern Haufen, der auch dem Schiffbruche entgangen wäre, mit dem Tode bestrafet, weil er sich übel aufgeführet hätte. Er führete sie selbst dahin, wo noch die Leichname dieser Unglückseligen lagen, und setzete hinzu, er könnte

1565.

te ihnen keine Schaluppen leihen. Der Officier fragete ihn, ohne die geringste Veränderung blicken zu lassen: ob er seinem Generale einen von seinen Edelleuten schicken, oder selbst über den Fluß fahren wollte, um ihm seine Gesinnungen zu entdecken? „Mein „Bruder, erwiederte der Adelantade, bringen Sie meine Antwort Ihrem Befehlshaber, „und sagen Sie ihm, wenn er mit mir reden wolle, so könne er mit vier, oder sechs der „Seinigen zu mir kommen, um sich zu berathschlagen, was für eine Partey er ergreifen solle, und ich gebe ihm dazu alle Sicherheit„.

Der Edelmann gieng mit dieser Antwort weg. Nach einer halben Stunde kam er wieder, und versicherte den Adelantade, Ribaut wollte sich auf sein Wort zu ihm begeben: er bäthe ihn, ihm sein Fahrzeug zu schicken. Menendez schlug es ab, und sagete, der französische General könnte ohne die geringste Gefahr in der Pirogue herüber kommen. Ribaut schiffete sich also mit acht Edelleuten ein. Er wurde von dem Adelantade wohl empfangen, der ihm so gleich einige Speisen versetzen ließ. Er zeigete ihm darauf die Leichname seiner Leute; er wiederholete ihm alles, was er ihm von der Einnehmung der Schanze Carolina melden lassen; und da er sah, daß er ihn nicht überredete, so ließ er zween Franzosen kommen, die alles gesehen hatten, und den General von dessen Wahrheit versicherten.

Ribaut sagete darauf zu dem spanischen Generale, die Zufälle des Lebens wären so veränderlich, daß alles, was den Franzosen begegnet wäre, auch dereinst ihm selbst begegnen könnte; ihre Könige wären Brüder und Freunde; und im Namen dieser Verbindung bäthe er ihn, ihm ein Fahrzeug und Lebensmittel zu geben, damit sie wieder nach Frankreich kommen könnten: er konnte aber keine andere Antwort erhalten, als die dem ersten Haufen gegeben worden. Hierauf sagete er, er wollte es mit seinem Rathe überlegen, weil er viele Edelleute bey sich hätte, ohne deren Theilnehmung er nichts beschließen könnte. Menendez billigte solches, und Ribaut kam innerhalb drey Stunden wieder zurück.

Er sagete zu dem Adelantade, ein Theil von seinen Leuten wollte sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben: es wäre aber nicht die größte Anzahl. Menendez antwortete: sie könnten thun, was sie wollten, es gölte ihm gleich. Ribaut erwiederte: diejenigen, die sich ihm ergäben, böthen mehr als hunderttausend Ducaten zu ihrem Lösegelde; die andern wollten noch mehr geben, weil einige unter ihnen sehr reich wären, und nicht abgeneigt zu seyn schienen, im Lande zu bleiben, wenn man sie darinnen dulden wollte. Menendez antwortete: „Ich würde diesen Beystand schon brauchen können, um die Befehle ins Werk zu richten, „die ich von dem Könige, meinem Herrn, erhalten habe, nämlich Florida zu erobern, „und zu bevölkern, und das Evangelium darinnen einzuführen. Es ist mir leid, daß „ich mich dessen nicht zu Nutze machen kann„.

Aus dieser Antwort urtheilete Ribaut, der spanische General würde sich noch endlich bewegen lassen. Er sagete zu ihm, wenn er ihm bis Morgen Frist geben wollte, so wollte er es noch einmal mit seinem Haufen überlegen und ihm die endliche Antwort bringen. Er erhielt, was er verlangete, kam den folgenden Tag zurück, und überreichete dem Adelantade zwo Fahnen, eine des Königes in Frankreich, und die andere des Admirales Coligni, die Compagniefahnen, einen Degen, einen Dolch, eine goldene sehr schön gearbeitete Sturmhaube, einen Schild, eine Pistole und ein Siegel, welches ihm der Admiral Coligni gegeben hatte, um in seinem Namen die Bestallungen zu besiegeln, die er auszufertigen hätte. Er setzete hinzu, von dreyhundert funfzig Personen, die er bey sich

gehabt,

gehabt, hätten sich zweyhundert die Nacht zurück begeben, die andern aber wollten sich so, wie er, in seine Hände liefern, und er könnte sein Fahrzeug hinüber schicken, sie holen zu lassen.

1565.

Der Adelantade gab so gleich seinem Admirale Befehl dazu, welchem er geboth, nicht über zehn Franzosen auf einmal einzunehmen, und sie so, wie er sie aussetzen würde, zu binden, wie man es das erstemal gethan hätte. Ribaut und diejenigen, die bey ihm waren, wurden auch gebunden. Der Adelantade fragete sie darauf: ob sie Katholiken oder Lutheraner wären? Ribaut antwortete für alle, sie wären von der reformirten Religion, und fing an, den Psalm zu bethen: Domine, memento mei, &c. *h*). Darauf sagete er: „Wir sind Erde und müssen wieder zur Erde werden; zwanzig Jahre früher, oder „später, das ist einerley; man mache mit mir, was man wolle„. Der Adelantade gab so gleich die Losung, ihn hinzurichten; und man gehorchete ihm. Es fanden sich unter dieser Schaar noch vier Katholiken, denen man Gnade erwies.

Menendez kehrete darauf wieder nach St. Augustin, wo ihn einige der Grausamkeit beschuldigten, die andern aber nicht allein seine Aufführung billigten, sondern auch hinzusetzeten, wenn gleich alle Franzosen katholisch gewesen, so hätte man sie doch ausrotten müssen, weil so viele Gefangene, da man nur wenig Lebensmittel zu St. Augustin hätte, bald eine Hungersnoth daselbst würden erreget haben; außerdem hätten sie, da ihrer eine größere Anzahl gewesen, als die Spanier, sich der Schanze bemächtigen und die Besatzung zur Vergeltung dessen, was in Carolina geschehen, wieder hinrichten können.

Drey Wochen ungefähr nach dieser Begebenheit wurde dem Adelantade von den Wilden gemeldet, acht Tagereisen von St. Augustin gegen Süden an der Küste von Canaveral, an dem Canale von Bahama, wären noch Franzosen, welche eine Schanze anlegeten, und ein Schiff baueten. Er zweifelte nicht, daß solches nicht die zweyhundert Mann wären, die den Herrn von Ribaut verlassen, und schickete so gleich einen Bothen an den Statthalter von San Matheo, mit dem Befehle, ihm hundert und funfzig Mann zu schicken. Diese kamen den 23sten des Weinmonates, unter des Andreas Lopez Patinno und Johann Velez von Medrano Anführung, an. Menendez verstärkete sie mit einer gleichen Anzahl Soldaten von seiner Besatzung, und brach den 26sten mit ihnen zu Fuße auf, wobey er das Gewehr und die Lebensmittel auf zweyen Fahrzeugen folgen ließ, die alle Abende seinem Lager gegen über anlegeten.

Den 1sten des Windmonates entdeckete er die Franzosen, welche sehr erstauneten, die Spanier ankommen zu sehen, und sich auf ein Gebirge flüchteten. Menendez ließ ihnen melden, sie könnten ohne Furcht kommen, und er versicherte sie nicht nur ihres Lebens, sondern er wollte ihnen auch als seinen eigenen Soldaten begegnen. Die meisten traueten seinem Worte, und er hielt es ihnen genau. Er bedienete sich ihrer so gar bey seinen Unternehmungen, und gewann viele zur katholischen Religion. Ihr Befehlshaber und zwanzig andere aber antworteten seinen Abgeschickten, sie wollten lieber von den Wilden gefressen werden, als sich seinen Händen überliefern. Er verachtete ihre geringe Anzahl, und ließ sie in Ruhe. Die Schanze und das Schiff, womit man schon weit gekommen war, ließ er in Brand stecken, und kehrete wieder nach St. Augustin sehr wohl zufrieden, daß er sich von so vielen Franzosen entlediget, die ihm einen übeln Handel hätten erregen können, wenn Ribaut des Herrn von Laudonniere Rathe hätte folgen wollen, oder der Sturm, welcher seine Schiffe zerscheitert, zwo Stunden später gekommen wäre.

h) Es fängt sich kein Psalm so an.

1565.

Gleichgültigkeit des Hofes bey dem, was in Florida vorgegangen.

Es würde unnütz seyn, wenn ich meine Betrachtungen über den Unterschied und die Widersprüche dieser beyden angeführten Berichte hinzuthun wollte. Die Sache war so, wie sie die Spanier selbst erzählen, hinlänglich genug, den öffentlichen Unwillen darüber in Frankreich zu erregen. Er blieb auch nicht bloß bey denenjenigen, welche der Religion wegen über das Verfahren mit ihren Brüdern in Florida empfindlicher seyn mußten. Dem ungeachtet trug der Haß, den der Hof gegen die Hugonotten, und vornehmlich den Admiral Coligni, ihr Haupt, hegete, sehr viel zu der Gleichgültigkeit bey, welche bald auf diese von der Natur und Liebe zum Vaterlande eingeflößeten ersten Regungen erfolgte. Außerdem erlaubeten Karls des IX Umstände ihm nicht, sich mit dem katholischen Könige zu überwerfen. Die Ehre des französischen Namens würde also nicht seyn gerächet worden, wofern nicht eine Privatperson unternommen, solches auf ihre Kosten und auf ihre Gefahr zu thun.

Erste Begebenheiten des Ritters Gourgues.

1567.

Dieser eifrige Bürger war der Ritter **Dominicus von Gourgues**, ein gasconischer Edelmann aus Mont de Marsan in der Grafschaft Comminges, von einer angesehenen Familie gebürtig, die der katholischen Religion stets sehr ergeben gewesen. Er selbst hatte sich niemals davon entfernet, ob ihn gleich der letzte spanische Geschichtschreiber von Florida einen **entsetzlichen Ketzer** *i)* nennet. Es hatte sich damals wohl kein Officier in Frankreich und vielleicht in ganz Europa einen herrlichern Ruhm im Kriege erworben, und mehr Widerwärtigkeiten des Glückes ausgestanden, als er. Er hatte sehr jung in Italien gedienet; und eines Tages, da er dreyßig Mann bey Siena in Toscana unter sich hatte, widerstund er lange Zeit dem Angriffe einer spanischen Partey. Nachdem endlich alle seine Leute um ihn herum erschlagen waren: so wurde er gefangen, auf die Galeeren geschickt, und als ein Missethäter in Fessel geschlagen. Die Galeere, auf welcher der Ritter von Gourgues ruderte, wurde von den Türken an den sicilianischen Küsten weggenommen, nach Rhodis und von da nach Constantinopel geführet. Nachdem sie aber wieder in See gegangen: so wurde sie von den Malthesern weggenommen; und Gourgues erhielt also seine Freyheit wieder. Nach seiner Heimkunft setzete er sich in den Kopf, zur See zu reisen. Er gieng anfänglich nach Africa, darauf nach Brasilien, und von da nach dem Südmeere, saget Lescarbot. Allein, dieser Schriftsteller hat unstreitig das Südmeer für das indianische Meer genommen, weil es gewiß ist, daß in dem sechzehenten Jahrhunderte noch kein Franzose auf dem Südmeere gewesen.

Er schicket sich an die Franzosen aus Florida zu verjagen.

Man meldet nicht, wie lange Gourgues auf diesen Reisen zugebracht, noch was seine Absicht gewesen. Es ist aber gewiß, daß er nur mit dem Ruhme eines der geschicktesten und kühnesten Schiffahrer seiner Zeit in Frankreich angekommen, als man daselbst die Wegnehmung des Forts Carolina und die Hinrichtung der Franzosen vernahm. Er wurde lebhaft dadurch gerühret, sowohl wegen der Ehre von Frankreich, als auch weil er dafür hielt, man sollte sich angelegen seyn lassen, ein so schönes Land zu erhalten. Ueber dieses brannte er vor Begierde, sein eigenes Unrecht zu rächen. So viel dringende Bewegungsgründe ließen ihn den Vorsatz fassen, die unrechtmäßigen Besitznehmer von Florida zu züchtigen, oder bey der Unternehmung zu sterben.

Reiset aus Frankreich ab.

Um sich in den Stand zu setzen, ein so kühnes Vorhaben auszuführen, welches über die Kräfte einer Privatperson zu seyn schien, verkaufete er alle seine Güter, borgete große Summen auf und rüstete zwo Robergen und eine Patache als eine levantische Fregatte aus.

i) Herege terrible.

aus. Diese drey Fahrzeuge konnten bey einer Windstille durch Ruder fortgebracht werden und giengen nicht tief, so, daß es ihnen leicht war, in die meisten Flüsse von Florida einzulaufen. Achtzig auserlesene Matrosen waren das Schiffsvolk darauf: sie führeten aber hundert und funfzig Soldaten und Freywillige, worunter hundert Armbrustschützen und die meisten Edelleute waren. Die Rüstung geschah zu Bourdeaux, von da das Geschwader den 2ten August 1567 auslief. Es wurde aber acht Tage hintereinander vom widrigen Winde zu Royan aufgehalten, darauf durch einen heftigen Sturm genöthiget, sich in die Charente zu werfen, wo es bis auf den 22sten blieb.

1567.

Es hatte sich auf ein Jahrlang versorget, und der Ritter Gourgues mit einer Commißion von des Königes Lieutenante in Guyenne Monluc versehen. Sie war aber nicht auf Florida, sondern gab ihm nur Macht, nach der Küste von Benin in Africa zu gehen, und daselbst Negern wegzunehmen. Denn er hatte sich wegen seines eigentlichen Vorhabens noch gegen niemand herausgelassen. Kaum war er auf offener See, so wurde er von einem zweyten Sturme überfallen, welcher eins von seinen Fahrzeugen aus dem Gesichte brachte. Er hatte für diesen Zufall gesorget, und allen seinen Lootsleuten die Mündung des Rio del Oro zum Sammelplatze bestimmet, und sein Schiff kam wirklich daselbst wieder zu ihm. Von da fuhr er an der Küste bis an das weiße Vorgebirge, wo ihn drey kleine Negerfürsten auf Anstiften der Portugiesen angriffen. Er schlug sie zweymal, darauf fuhr er bis an das grüne Vorgebirge, von da er sich kurz nach America wandte.

Das erste Land, wo er ausstieg, war Dominique, eine von den kleinen Antillen. Er gieng darauf nach Portorico, ferner nach la Mona, dessen Cacique ihm eine Menge Erfrischungen gab. Als er darauf das feste Land von Florida erreichen wollte: so zwang ihn ein neuer Sturm, in den St. Nicolashafen einzulaufen. Er besserte daselbst eines von seinen Schiffen aus, welches der Sturm sehr beschädiget hatte, wobey ein großer Theil von dem Verrathe Zweyback verloren gegangen. Zu mehrerm Unglücke wollten ihm die Spanier kein Mehl verkaufen; und er war kaum aus dem Nicolashafen, so setzete ihn ein grimmiger Orcan, der ihn an die Küste trieb, in große Gefahr, umzukommen. Endlich erreichete er mit großer Mühe das Cap St. Anton, welches die westliche Spitze von Cuba ist.

Er kömmt an die Insel Cuba.

Daselbst ließ er alle seine Leute zusammen kommen, und stellete ihnen anfänglich mit den lebhaftesten Farben die Grausamkeiten vor, welche die Spanier wider die Franzosen in Florida ausgeübet hatten. Darauf ermunterte er sie, solchen Schimpf zu rächen, und versprach, sie tapfer anzuführen. Der Anfang dieser Rede verursachete einiges Erstaunen in dem Gemüthe vieler Personen. Nachdem sich aber endlich die Kriegesleute mit großem Freudengeschreye erklaret hatten: so schwuren alle, sie wären bereit, hinzugehen, wohin man sie führen wollte. Gourgues hätte sich dieses Eifers gern zu Nutze machen, und sogleich unter Segel gehen wollen: er glaubete aber, er müßte den Vollmond erwarten, über den Canal von Bahama zu gehen. Er gieng endlich hinüber, und entdeckete bald das Land Florida. Die Spanier ließen sichs so wenig in den Sinn kommen, daß man in Frankreich an die Wiedereroberung dieses Landes dachte, daß, nachdem sie die drey Fahrzeuge wahrgenommen, sie nicht im geringsten zweifelten, daß solche nicht von ihrer Nation wären. Sie begrüßeten sie als solche mit zweenen Stückschüssen, als sie dieselben vor dem Mayflusse vorbey fahren sahen. Gourgues beantwortete ihnen Schuß mit Schuß,

Er gelanget nach Florida.

1567.

gieng weiter, indem er sich ein wenig auf die Höhe zog; und die folgende Nacht lief er in die Seine ein *k*), welche funfzehn Meilen von dem Mayflusse entfernet ist.

Zu was für Gesinnung er die Wilden antrifft.

Er fand daselbst eine Menge Wilden, die ihn für einen Spanier hielten, und sich seiner Landung widersetzen wollten. Er schickete aber seinen Trompeter an sie, welcher in Florida unter Laudonnieren gedienet hatte und die Landessprache ziemlich wohl verstund. Dieser Mensch erkannte Saturiova, welcher sich von ungefähr bey dem Paraußti dieses Ortes befand. Er redete ihn an, und sagete zu ihm, die Franzosen kämen und wollten das Bündniß erneuern, welches sie in vorigen Jahren mit ihnen gemacht hätten. Die Art und Weise, wie man seinen Antrag aufnahm, gab ihm zu erkennen, daß diese Leute mit den Spaniern nicht zufrieden wären.

Den andern Morgen näherte sich Saturiova mit einer großen Anzahl Wilden dem Orte, wo die Franzosen ausgestiegen waren, und ließ ihren General bitten, zu ihm zu kommen. Gourgues gieng mit seinem Dollmetscher dahin, welcher kaum angefangen hatte, zu reden, so unterbrach ihn der Paraußti und bezeugete dem Generale mit vieler Lebhaftigkeit, er wäre entschlossen, die Spanier, über die er große Ursache zu klagen zu haben vorgab, nicht länger in seinen Landen zu dulden. Er setzete hinzu, er zweifelte nicht, die Franzosen würden sich zu ihm gesellen, ihr gemeinschaftliches Unrecht zu rächen; und er an seiner Seite würde nichts unterlassen, was seine Rache gewiß machen könnte.

Bündniß unter ihnen und den Franzosen.

Gourgues antwortete: er wäre nicht in dieser Absicht gekommen, sondern einzig und allein die Verbindungen der Franzosen mit den Floridanern zu erneuern, und nachdem er ihre Gesinnungen gegen die Spanier erkannt, wieder nach Frankreich zurück zu gehen, und eine größere Macht zu holen. „Indessen setzete er hinzu, weil ich sehe, daß ihr entschlos„sen seyd, mir beyzustehen, und so verdrüßliche Nachbarn gern losseyn möchtet, so ändere „ich meine Meynung und entschließe mich in diesem Augenblicke, die Spanier mit dieser „Handvoll Soldaten anzugreifen, die ich auf meinen Schiffen habe. Ich bin überzeuget, „ihr werdet euch alle zu mir gesellen; und ich könne mir eure Treue und eure Tapferkeit „versprechen.„

Saturiova war über diese Rede sehr vergnügt, und das Bündniß wurde bald geschlossen. Man beschenkete einander, und der Paraußti machete dem Ritter Gourgues ein Geschenk, welches ihm sehr angenehm war. Er stellete ihm einen jungen Menschen, Namens Peter von Bray, zu, den er bey sich behalten hatte, ungeachtet alles, was die Spanier hatten thun können, ihn zu nöthigen, daß er ihnen solchen auslieferte; und war ihm stets als seinem Sohne begegnet. Die folgenden Tage kamen alle die Paraußti, Vasallen oder Bundesgenossen des Saturiova zusammen, um sich zu berathschlagen, wie man die Spanier angreifen wollte; und es wurde ausgemacht, es sollte ein Edelmann von Comminge, Namens d'Estampes, und ein Neffe des Saturiova, Olocotora genannt, mit Petern von Bray ausgehen, sich zu erkundigen, in welchem Stande sich San Matheo befände.

Einrichtung zum Angriffe.

Der General aber wollte, ehe er den Herrn d'Estampes diesen Wilden anvertrauete, Geisel haben; und Saturiova gab ihm einen seiner Söhne, und diejenige von seinen Weibern, die er am meisten liebete. Die Abgeschickten kamen nach dreyen Tagen wieder. Sie berichteten, der Feind wäre gar nicht auf seiner Hut, San Matheo aber und zwo andere kleine

k) Eine geschriebene Nachricht von diesem Unternehmen in der königlichen Bibliothek nennet diesen Fluß Tacatacuru, und saget, der König über die Einwohner dieser Gegend führe eben den Namen.

kleine Schanzen, die man dabey an jeder Seite des Flusses angeleget, wären in sehr gutem Stande. Bray versicherte zugleich, die Besatzung in den drey Schanzen wäre vierhundert Mann. Aus diesem Berichte urtheilete Gourgues, er dürfe sich auf einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens, außer der Ueberrumpelung, keine Hoffnung machen; und nachdem er den allgemeinen Sammelplatz seiner Truppen an dem Flusse Somme bestimmet, so fanden sie sich daselbst an dem vorgeschriebenen Tage ein.

1567.

Nachdem die Wilden, wie gewöhnlich, ihr Apalachine getrunken: so schwuren sie nach ihrer Art, die Franzosen nicht zu verlassen; und man begab sich sogleich auf den Marsch. Man stund viel aus, weil es eben die Regenzeit war; und ob man gleich den ersten Tag nur zwo Meilen zurückgeleget, so waren die Franzosen doch überaus abgemattet. Man hatte noch zwo Meilen, ehe man an die erste von den beyden Schanzen kam, welche San Matheo bedeckten; und der Ritter Gourgues hatte den ganzen Tag nichts zu sich genommen. Weil indessen alles auf die Eilfertigkeit ankam: so nahm er einen Führer und zehn Büchsenschützen mit sich, und gieng fort, das Fort zu besichtigen; welches er den andern Morgen anzugreifen dachte. Ein kleiner Fluß aber, über den man gehen mußte, war von dem beständigen Regen und der noch steigenden Fluth dergestalt angelaufen, daß es ihm nicht möglich war, weiter zu kommen.

Man marschiret nach der ersten Schanze.

Er kehrete also sehr traurig nach dem Lager zurück. Da ihm aber ein Wilder versprochen, er wollte ihn einen weit leichtern Weg führen: so begab er sich sogleich mit allen Franzosen auf den Marsch, und befahl den Wilden, durch das Gebüsche zu gehen, und sich mit Anbruche des Tages an dem Uebergange über den Fluß einzufinden. Dieser Befehl wurde genau ins Werk gerichtet. Man konnte aber noch an keinem Orte durch den Fluß waden; und es fiel dabey ein so starker Regen ein, daß man Mühe hatte, das Gewehr davor zu verwahren. Das Wetter klärete sich endlich auf, und Gourgues entdeckete hinter einem kleinen Gehölze das Fort ganz bequem. Er beobachtete, daß jedermann darinnen in Bewegung war; und er zweifelte nicht, daß er nicht entdecket wäre. Er irrete sich aber und erfuhr nachgehends, daß man einen Brunnen ausbesserte.

Um zehn Uhr, da die Ebbe ganz niedrig war, gieng man, nicht ohne viele Schwierigkeit, über den Fluß. Denn außerdem daß man bis an den Gürtel im Wasser gieng, war der Grund auch mit großen scharfen Austern besäet, welche die Sohlen durchschnitten, und die Füße der Soldaten so gar verwundeten. Die Wilden, welche barfuß giengen, wußten das Mittel, sie zu vermeiden. Ueber dieses waren nur ihrer wenige bey diesem Uebergange, indem die meisten in Piroguen an der Mündung des Flusses übergesetzet.

Bishieher wußten die Spanier noch nicht, daß Franzosen in Florida wären; und nichts gab dem Ritter Gourgues besser zu erkennen, wie sehr die Landeseinwohner ihre neuen Nachbarn hasseten, als daß sie alles bey dieser Gelegenheit so geheim gehalten. Nachdem endlich alle Truppen über dem Flusse waren, und vor Begierde brannten, handgemein zu werden: so glaubete der General, er dürfe eine so kostbare Zeit nicht mit Reden verlieren. Er stellete seinen Soldaten also nur in zweyen Worten ihre gerechte Sache vor, die Gott gewiß segnen würde, und ließ zum Angriffe blasen. Er hatte seinen kleinen Haufen in zwo Schaaren getheilet. Eine führete der Herr von Casenove, sein Lieutenant; er stellete sich an die Spitze der andern, und rückete langsam in Schlachtordnung an.

Den Augenblick, da er aus dem Gehölze herausgekommen, welches ihn bedeckete, brannte man zwo Feldschlangen auf ihn ab, die Laudonniere in Carolina gelassen hatte.

Sie wird eingenommen.

Die

1567.

Die erstern Schüsse blieben zu weit entfernet; man hatte aber wieder geladen, und die erstern Glieder fingen an, auseinander zu gehen, als der tapfere Olocotora, welcher den General nicht verließ, sich, ohne daß man es gewahr wurde, bis an den Fuß der Plateforme schlich, wo die beyden Feldschlangen aufgeführet waren. Er sprang hinüber und stieß dem Canonier eine Pike, womit er sich bewaffnet hatte, durch den Leib. Die Kühnheit dieses Wilden machete, daß die Spanier glaubeten, er wäre nicht allein, oder benahm ihnen vielmehr den Verstand. Das Schrecken bemächtigte sich ihrer; sie giengen aus der Schanze und liefen nach der Seite, wo Casenove war, welcher dem Generale solches durch starkes Schreyen meldete. Gourgues eilete hinzu, brachte die Feinde zwischen sich und seinen Lieutenant und fiel so plötzlich auf sie, daß von denen sechzigen, die ihrer waren, nach dem ersten Anfalle, nur einige gefangen und keinem so rühmlichen Tode vorgesparet wurden.

Tapfere That eines Wilden.

Die zweyte Schanze wird verlassen.

Indessen feuerte das Geschütz aus dem andern Fort ohne Aufhören und fiel den unsrigen sehr beschwerlich. Damit dieses Feuer aufhören möchte, so ließ der General die beyden Feldschlangen *l*) und zwey andere Stücke, die man in dem ersten Fort gefunden, an das Ufer des Flusses pflanzen; und dieses hatte seine Wirkung. Er stieg darauf mit achtzig Mann in eine Barke, die er deswegen hatte kommen lassen; und er hatte den Wilden versprochen, sie ihnen wieder zu schicken, so bald er ausgestiegen seyn würde. Sie hatten aber nicht die Geduld, darauf zu warten, sondern fingen an, überzuschwimmen und erhoben ein gräßliches Geschrey. Die Spanier wurden dadurch erschrecket und hielten sich hinter ihren Verschanzungen nicht für sicher. Sie flüchteten in das Gehölze, wo Gourgues, welcher sich daselbst im Hinterhalte geleget, sie umringete und in die Pfanne hieb. Von ihrer sechzigen verschonete er nur funfzehn, die er gefangen behielt. Er gieng darauf in das Fort, wo er niemand antraf. Er ließ es niederreißen, und die Lebensmittel, und den Kriegesvorrath in das erstere bringen, woraus er seinen Waffenplatz machete. Alles dieses geschah den Abend vor **Quasimodogeniti**.

Zurüstung Carolina einzunehmen.

In Carolina waren noch über zweyhundert Mann Besatzung: allein, die Bestürzung darinnen war groß. Der Ritter Gourgues hatte unter seinen Gefangenen einen alten Sergenten. Von diesem brachte er durch Drohungen den Zustand und Grundriß von dem Platze heraus. Nachdem er solchen sorgfältig untersuchet: so fand er, das sicherste Mittel, sich dessen zu bemeistern, wäre die Ersteigung; und er beschloß solche. Er wandte den Sonntag und Montag zu den Zurüstungen dazu an; und unter der Zeit kam eine so große Anzahl Wilde zu ihm, daß, weil sie alle Gegenden um Carolina anfülleten, es den Spaniern nicht möglich war, herauszukommen, und die Macht der Stürmenden zu erkennen. Es fand sich aber doch einer, der sich als ein Wilder stellete. Allein, Olocotora, der ihn entdecket hatte, führete ihn zum Generale.

Dieser Mensch versicherte, er wäre aus der Besatzung des zweyten Fort und hätte sich so verstellet, um desto leichter fortzukommen, weil er von den Wilden kein Quartier hoffete, wenn er ihnen in die Hände geriethe; seine Absicht wäre, sich in die Arme der Franzosen zu werfen, und er glaubete, sein Leben wäre in Sicherheit, weil er sich als ein Gefangener bey einer Nation befände, die wegen ihrer Leutseligkeit in der ganzen Welt berühmt wäre. Zu seinem Unglücke aber verrieth ihn der obgedachte Sergent wider seinen Willen, indem

l) Die geschriebene Nachricht, die in der Familie der Herren von Gourgues verwahret wird, redet nur

indem er gemeldet, er wäre von der Besatzung aus San Matheo, worauf er unter diejenigen gethan wurde, die man zur Strafe aufbewahrete. Man vernahm von diesem Kundschafter, die Besatzung zu San Matheo hätte nur deswegen den Muth verloren, weil man da gewiß glaubete, der Franzosen wären wenigstens zweytausend; und der General hielt dafür, er dürfe dem Feinde nicht Zeit lassen, aus seinem Irrthume zu kommen, noch sich von seinem Schrecken zu erholen.

1567.

Er richtete alles so eilig ein, den Angriff auf den Dienstag mit Anbruche des Tages anzufangen. Er schickete den Herrn de Mesmes, seinen Fähnrich, mit zwanzig Büchsenschützen ab, die Mündung des Flusses zu besetzen. Er ließ die Wilden abgehen, sich auf beyden Seiten des Flusses in dem Gehölze im Hinterhalte zu legen. Er selbst marschirete vor der Morgenröthe mit dem Sergenten und dem Kundschafter, die ihm zu Wegweisern dienen mußten, ab. Olocotora war bey ihm; und dieser Wilde hatte sich in den Kopf gesetzet, er würde aus diesem Feldzuge nicht wieder zurückkommen. Seine Ahndung gründete sich vermuthlich auf einen Traum. Er eröffnete solches dem Ritter. „Ich weis, „sagete er zu ihm, mein Hauptmann, daß ich bey dem Angriffe des Forts bleiben werde: „ich will dich aber doch nicht verlassen. Mein Leben schätze ich für nichts; ich werde „wenigstens den Trost haben, daß ich als ein tapferer Kerl sterbe. Ich bitte dich aber, „gib meiner Frau das, was mir von der Beute zukommen soll, damit sie es mit meinem „Leibe ins Grab lege und ich in dem Lande der Seelen desto besser aufgenommen werde.

Man marschiret nach dem Platze.

Gourgues antwortete ihm: er hoffete, ihn seiner Familie vielmehr frisch und gesund zuzustellen: sein Andenken aber würde ihm todt oder lebend allezeit lieb seyn; und er würde auf alle Art und Weise erkennen, was er seiner Tapferkeit und seinem Eifer schuldig wäre. Man marschirete unbedeckt längst dem Flusse hin. Weil man sich aber dem Feuer aus zwoen Feldschlangen, die auf einer Art vom Bollwerke stunden, welches den Fluß bestrich, gar zu sehr ausgesetzet sah: so versteckete man sich hinter den Hügel, an dessen Fuße das Fort lag. Der General hatte also die Bequemlichkeit, den Platz recht zu untersuchen, und mit Hülfe seiner beyden Gefangenen erkannte er dessen Stärke und Schwäche vollkommen. Endlich sah er ein, daß man ihn von dem Hügel angreifen müßte, wie es die Spanier zwey Jahre zuvor gethan hatten.

Es war ein wenig spät, als jedermann seinen Posten eingenommen hatte, und der Ritter wollte den Anfall bis auf den folgenden Tag verschieben. Weil aber die Belagerten mit achtzig Büchsenschützen einen Ausfall gethan hatten: so beschleunigten sie ihren Untergang. Casenove wurde mit zwanzig Reitern wider sie abgeschickt, um sie herauszulocken, unterdessen daß ihnen der General den Rückzug abschneiden und darauf mit einer überlegenen Macht auf sie fallen wollte. Die Spanier, welche stets fortrückten, erstauneten, als sie sich zwischen zweyen Feuern befanden. Sie fochten indessen tapfer, und ließen sich alle bis auf den letzten Mann erschlagen. Die Besatzung, welche Zeuge von dieser Niederlage war, verlor den Muth gänzlich und floh insgesammt, ohne auf den Befehl zu hören, ins Gehölze, wo die Wilden, die auf sie laureten, keinem Quartier gaben. Einige hatten sich nach einer andern Seite gewandt, wo sie den Ritter Gourgues antrafen, welcher

San Matheo wird eingenommen.

nur von einer Feldschlange mit dem französischen Wapen, nebst dem Namen Heinrichs des IIten, und von dreyen Stücken.

1567.

cher anfänglich den größten Theil zu Boden schlug, und viel Mühe hatte, die andern aus den Händen der Wilden zu retten, um sie in des Henkers Hände gerathen zu lassen.

Da San Matheo keine Vertheidiger mehr hatte: so rückete der General mit allen seinen Truppen hinein, welche eine ansehnliche Beute daselbst macheten. Es fanden sich fünf doppelte Feldschlangen, vier mittlere, einige kleine eiserne und metallene Stücke daselbst, achtzehn Tonnen Pulver, und eine große Menge allerhand Gewehres, welches in die Barke gebracht wurde, deren man sich bedienet hatte, die Truppen überzuführen. Das Pulver gieng aber doch durch einen Zufall verloren. Ein Wilder, welcher ziemlich nahe bey dem Magazine Fische kochete, ließ auf einen Zündfaden von Pulver, den man nicht gesehen hatte, und wodurch die Spanier die Franzosen hatten in die Luft sprengen wollen, wenn sie mit Gewalt eindrängen, Feuer fallen. Zum Glücke war niemand in der Nähe, der dadurch beschädiget wurde, ob gleich das Magazin in die Luft flog.

Die Gefangenen werden gehangen.

Der General ließ seinen Leuten und den Wilden alle Zeit zum Plündern, und gab diesen noch große Geschenke, welche mehr von seiner Art und Weise, als von seiner Freygebigkeit, eingenommen wurden. Er ließ darauf alle Gefangenen an eben den Ort führen, wo die Franzosen hingerichtet worden, und Menendez die obgedachte Schrift eingraben lassen. Er verwies ihnen ihre Grausamkeit, ihre Treulosigkeit und ihren Meyneid; worauf er sie alle an einen Baum hängen, und statt der alten Aufschrift diese auf ein Tannenbrett setzen ließ: **Diesen ist nicht als Spaniern, oder Maranen, sondern als Verräthern, Dieben und Mördern, so begegnet worden.**

Florida wird von den Franzosen geräumet.

Gourgues hatte indessen von dieser Heldenthat nichts weiter, als den Ruhm. Er hatte nicht Leute und Lebensmittel genug, sich in Florida zu erhalten, und konnte aus Frankreich wenigstens nur erst in einigen Jahren Beystand und Zufuhre erwarten. Er ließ also seine drey eroberten Forts schleifen, und schickete alles Geschütz daraus auf seine Schiffe, die er in der Seine gelassen hatte. Er begab sich mit allen seinen Leuten zu Lande dahin, nachdem er von den Wilden Abschied genommen, die ihn ungern abreisen sahen, und die er dadurch zu trösten suchete, daß er ihnen Hoffnung machete, bald wiederzukommen. Man erwies ihm unterwegens die größte Hochachtung und Freundschaft. Viele Paraustis, unter denen sich Saturiova am meisten hervorthat, schwuren, ihm ewig ergeben zu seyn; und der tapfere Olocotora, dessen Ahndung nicht eingetroffen, verließ ihn nicht, so lange er in Florida war, und zerfloß in Thränen, da er Abschied nahm.

Gourgues kömmt nach Frankreich.

Den 3ten des Maymonates giengen die drey Schiffe unter Segel; und den 6ten des Brachmonates legete Gourgues in dem Hafen Rochelle vor Anker, nachdem er starke Stürme ausgestanden und vielen Hunger erlitten hatte, weil seine Lebensmittel verdorben waren. Er verlor sogar seine Patache mit acht Mann, und ein anderes von seinen Schiffen, welches auf der Höhe von Vermuden sich von ihm getrennet, kam erst einen Monat darnach an. Sein Unternehmen hatte ihm nur einige Soldaten und fünf Edelleute gekostet, die er sehr bedauerte. Einer war aus Saintonge und hieß **Pons**; die vier andern waren Gasconier und hießen **Anton von Limosni, Bierre, Carreau,** und **Gachie.** Es fehlete aber nicht viel, so hätte er selbst in dem Hafen ein größeres Unglück, als den Schiffbruch, gefunden, dem er entgangen war.

Die Spanier stellen ihm nach.

Man weis nicht, wie das Gerücht von seinen Unternehmungen, wovon er selbst die erste Zeitung nach Frankreich zu bringen glaubete, schon an den spanischen Hof habe kommen können. Indessen war er doch kaum von Rochelle nach Bourdeaux abgereiset, so

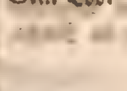
sah

sah man neunzehn spanische Patachen nebst einem andern Fahrzeuge von zweyhundert Tonnen auf die Rhede kommen, die er verlassen hatte, in der Absicht, ihn aufzuheben; und er wurde sogar bis nach Blaye verfolget. Er blieb nicht länger zu Bourdeaux, als zu Rochelle. Er begab sich erstlich zu dem Herrn von Montluc, unter dem er in Toscana gedienet hatte, der ihn sehr lobete. Dieser General rieth ihm, nach Hofe zu gehen: er wurde aber daselbst schlecht aufgenommen. Man gab ihm sogar unter der Hand zu verstehen, er möchte sich unsichtbar machen, wenn er nicht der Empfindlichkeit des katholischen Königes wollte aufgeopfert werden, welcher trotzig seinen Kopf forderte, auf den er einen Preis gesetzet, und welchen man damals schonen mußte, weil man Beystand von ihm erwartete.

1567.

Die Königinn Mutter und die Partey der Herzoge von Lothringen erklärete sich wirklich wider ihn; und man wollte ihm seinen Proceß machen, weil er seinen Feldzug ohne Befehl unternommen. Er hielt sich lange Zeit zu Rouan heimlich bey dem Präsidenten von Marigny auf; und weil er aus Florida nicht so viel mitgebracht, daß er die Schulden bezahlen konnte, die er gemacht hatte, um sich in den Stand zu setzen, die Spanier daraus zu verjagen: so würde es ihm schwer gefallen seyn, ohne den Beystand dieser Magistratsperson und einiger seiner alten Freunde seinen Unterhalt zu finden. Die Königinn Elisabeth, welche damals in England regierete, ließ ihm nicht lange darnach sehr vortheilhafte Vorschläge thun, wenn er in ihre Dienste treten wollte. Weil ihm aber der König, sein Herr, welcher im Herzen über seine That vergnüget war, öffentlich seine Gnade wieder geschenket hatte: so bedankete er sich gegen diese Prinzessinn.

Er muß sich unsichtbar machen.



Don Anton both ihm endlich die Anführung einer Flotte an, die er ausrüstete, sein Recht auf die Krone Portugall zu behaupten, deren sich König Philipp der II bemächtiget hatte. Er nahm eine so schöne Gelegenheit, die Spanier noch einmal zu bekriegen, mit Freuden an. Da er aber abgereiset, sich zu diesem Herrn zu begeben: so wurde er zu Tours krank, und starb daselbst zu allgemeinem Leidwesen, und mit dem Ruhme eines der tapfersten und geschicktesten Hauptleute seiner Zeit, welcher eben so fähig war, eine Flotte zur See, als ein Kriegesheer zu Lande, zu führen.

Sein Tod.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Drittes Buch.

1598.

Versuch des Marquis de la Roche.

Ungeachtet Florida nach der glücklichen Unternehmung des Herrn von Gourgues gänzlich leer stehen blieb, und Frankreich an die Errichtung beständiger Wohnplätze in Nordamerica nicht mehr zu gedenken schien: so trieben doch die Normandier, Basquen und Bretagner den Wall- und Stockfischfang an der großen Bank, an der ganzen neuländischen Küste, im Lorenzbusen, und dem dareinfallenden Strome, noch immer fort. Ja sie geriethen unvermerkt mit den Landeseinwohnern in ein Verkehr; und es wurde der Pelzhandel in kurzer Zeit eine Sache, welche aus Liebe zu etwas neuem, und wegen der geringen Mühe, die sie verursachete, dem Fischfange vorgezogen wurde, und manche Matrosen in Handelsleute verwandelte.

Endlich, als Frankreich in dem 1598 Jahre durch die Tapferkeit und Güte des großen Heinrichs, der seit funfzig Jahren vermisseten innerlichen Ruhe wiederum genoß, und unter der Regierung eines so weisen Königes, alles zu unternehmen im Stande war: so bekamen die Franzosen neue Lust, Pflanzstädte anzulegen. Seine Majestät ertheilete dem Marquis de la Roche, einem bretagnischen Edelmanne, eben die Vollmacht und Gewalt, welche ehedem Roberval unter Franz dem I gehabt, und er selbst von Heinrich dem III erhalten, wegen seiner Umstände aber nicht gebrauchet hatte. Der offene Brief, der ihm den 12ten des Jenners 1598 ausgefertiget wurde, besaget, Seine Majestät ernenneten ihn der Willensmeynung weiland Heinrichs des III zu Folge, zu dero Oberstatthalter in den Ländern Canada, Hochelaga, Neuland, Labrador, in der Gegend des Stromes der großen Bay *b*), zu Norimbegue und in den angränzenden Gegenden, unter folgender Bedingung.

Er solle hauptsächlich auf Einführung der katholischen Religion bedacht seyn. Seine Gewalt solle sich über alle Kriegesleute zu Wasser und Lande erstrecken. Er solle die Hauptleute,

a) Der Herr de la Roche führet darinnen den Titel Troilus de Mesgouet, Ritter des Reichsordens, Staatsrath, Hauptmann über funfzig Leibtrabanten, Marquis von Cotemmeal, Baron von

leute, Schiffer und Steuerleute selbst wählen, und ihnen nach seinem besten Wissen Befehle ertheilen, ohne daß sie unter einigem Vorwande ihm ungehorsam seyn dürften. Er soll Macht und Gewalt haben, alle in den französischen Häfen befindliche, und zum Auslaufen tüchtige Schiffe und Mannschaft zu gebrauchen, so viel Soldaten, als ihm beliebig, zu werben, Krieg zu führen, Festungen und Städte zu bauen, sie mit Gesetzen zu versorgen, die Uebertreter zu bestrafen, oder zu begnadigen, den Edelleuten Güter, Herrschaften, Burgwarten, Grafschaften, Baronien, und andere von Seiner Majestät abhängige Würden, so wie er es dem Dienste derselbigen verträglich erachten wird, zu Lehen, andern aber von geringerm Stande, mit Vorbehalt einer ihm beliebigen jährlichen Abgabe oder Zinses, einzuräumen, davon sie jedoch die ersten sechs Jahre, oder nach seinem Gutbefinden, noch länger befreyet seyn sollen. Denen, welche die Reise mit ihm thäten, solle er nach seiner Wiederankunft zu Hause den dritten Theil alles in beweglichen Gütern bestehenden Gewinnes und Vortheils austheilen, ein Drittheil für sich behalten, und das übrige zu den Krieges- und Festungskosten, auch andern gemeinen Ausgaben verwenden. Einem jedweden, er sey von adelichem, Handels- oder anderm Stande, ist es erlaubt, die Reise auf seine eigenen Kosten, oder sonst, mitzumachen, aber bey Strafe seine Schiffe, Waaren und Güter zu verlieren, keine Handlung ohne des Marquis Erlaubniß, zu treiben. Ist der Statthalter krank, oder seines Absterbens vermuthend, so kann er, durch ein Testament, oder auf andere Weise, einen oder zween Statthalter an seine Stelle verordnen. Er kann im ganzen Königreiche Werkmeister oder andere zu seiner Unternehmung nöthige Personen in Dienste nehmen. Mit einem Worte, er solle alle und jede Gewalt, Vorrechte, Macht und Ansehen, damit weiland Franz der I den Herrn von Roberval begnadigte, genießen.

1598.

Sobald der Marquis de la Roche, vermöge seiner Vollmacht, thun konnte, was er wollte: so beschloß er, das Land in eigener Person zu erkundschaften, und gieng deswegen mit einem versuchten Steuermanne aus Normandie, Namens Chedotel, in die See. Das erste Land, das er antraf, war die Sandinsel, welche ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen gegen Südost, unter der Königsinsel liegt, und darauf, wie man vorgiebt, der Baron von Lery schon 1508 eine Pflanzstadt anlegen wollte. Er hatte aber schlecht gewählet, indem die Sandinsel kaum etwas Gras und Gesträuche trägt, zu bewohnen ganz untauglich, ja über dieses sehr klein und ohne Hafen ist. Sie liegt unter 44 Grad 12 Min. Norderbreite, und die daselbst beobachtete Abweichung der Magnetnadel beträgt 13 Gr. gegen Nordost. Sie ist sehr schmal und an Gestalt einem Bogen ähnlich. In der Mitte findet man einen See, der fünf Meilen, die ganze Insel hingegen nur zehne im Umkreise hat. Ihre beyden Enden sind gefährliche Sandbänke, davon eine nach Nordost zu Ost, die andere gegen Südost streicht. Sie liegt fünf und dreyßig Meilen Nord und Süd von Camceaux, und hat Sandberge, die man auf sieben bis acht Meilen weit sieht. Der Herr de la Roche setzete daselbst vierzig lüderliche Kerl, die er in Frankreich aus dem Gefängnisse genommen hatte, ans Land: sie befanden sich aber nach weniger Zeit in einem weit elendern Zustande, als da sie noch in ihrem Kerker lagen.

Die Unternehmung mislingt. Beschreibung der Sandinsel.

 Hierauf

von Las, Vicomte von Carentan und S. Lo in Normandie, Vicomte von Trevalet, Herr von la Roche, Gommard, Quermoulee, Gornal, Bonteguigno und Liscuit.

b) Damals nennete man insgemein den Lorenzfluß also.

1598.

Hierauf befuhr er die nächste Küste des festen Landes, das ist die acadische; und nachdem er eine so genaue Kenntniß, als er für nöthig erachtete, von ihr eingezogen hatte, so kehrete er wieder nach Frankreich zurück. Zwar wollte er den Weg nach der Sandinsel nehmen, und die daselbst zurückgelassenen Leute abholen: es erlaubeten ihm aber die widrigen Winde das Annähern nicht. Die folgenden Jahre wurde die Ausführung seines Vorhabens durch allerley Hindernisse unterbrochen. Er war nicht nur ein Jahr lang ein Gefangener des Herzoges von **Mercoeur**, sondern es wußten auch einige mächtige Personen, denen sein großer Eifer für die katholische Religion misfiel, die gnädige Gesinnung des Königes gegen ihn fruchtlos zu machen. Da er nun vieles aufgewendet, dagegen aber noch nicht den geringsten Vortheil gezogen hatte: so war er außer Stande die Sache weiter zu treiben, und starb endlich, wie man versichert, aus Verdruße.

Sein Fehler bestund darinnen, daß er keinen Wohnplatz in Acadien anlegete; denn da hätte man den Fischfang das ganze Jahr über treiben, und mit mäßigem Aufwande ein großes gewinnen können. Die vierzig auf der Sandinsel zurückgelassenen Missethäter, baueten sich aus den Trümmern gescheiterter spanischer Schiffe, welche die Königsinsel c) bevölkern wollten, einige Hütten. Auch waren aus besagten Schiffen einige Schafe und Rinder ans Land gekommen, die sich vermehreten, und den elenden Leuten eine Zeitlang zur Nahrung dieneten. Nachgehends behalfen sie sich bloß mit Fischen; und als ihre Kleider abgenutzet waren, so verfertigten sie andere aus Seewolfshäuten. Nach sieben Jahren bekam der König von ihrem Unglücksfalle Nachricht, und befahl dem Schiffer **Chedotel**, sie abzuholen, welcher aber nur noch zwölfe am Leben fand. Seine Majestät ließen sie in eben dem Zustande, darinnen **Chedotel** sie angetroffen hatte, vor sich bringen, nämlich mit einer Seewolfshaut um den Leib, mit langen verwirreten Bärten und Haaren, darinnen sie den Flußgöttern der Maler nicht unähnlich sahen, übrigens aber so abgefleischt und verstellet, daß man über sie erschrack. Der König schenkete einem jedweden funfzig Thaler, und sprach sie von aller Rüge ihrer ehemals begangenen Missethaten frey.

1600 = 02.

Reisen des Hn. Chauvin.

Ungeachtet dem **Marquis de la Roche** sein Vorhaben nicht gelungen war: so fehlete es nach seinem Tode dennoch nicht an andern, die um seine gehabte Vollmacht bathen. Der Herr von **Pontgrave**, ein geschickter und sehr vermöglicher Kaufmann zu S. Malo, hatte bey seinen öftern Reisen nach Tadussac wohl eingesehen, man könne auf das Verkehr mit Pelzwerke, wenn es in einer einzigen Hand stehe, eine ungemein wichtige Handlung gründen. Er beredete also den Herrn **Chauvin**, einen Schiffshauptmann, daß er darüber einen Freyheitsbrief mit dem Anhange des Ausschlusses aller andern Personen, nebst allen dem Herrn de la Roche ehemals bewilligten Vorrechten bey dem Könige auswirkete. Sobald **Chauvin** diesen Brief weg hatte, rüstete er einige leichte Fahrzeuge aus, und führete sie in eigener Person nach **Tadussac**.

Fehler, die er begieng.

Pontgrave hatte die Reise mitgethan, und wollte den Strom durchaus bis an die drey Flüsse aufwärts befahren, indem er diesen Ort bey seinen ehemaligen Reisen sorgfältig untersuchet, und für den allerbequemsten zu einem Wohnsitze geachtet hatte. Allein, **Chauvin** war im geringsten nicht Willens, dergleichen zu errichten, sein Vorhaben war nur, Pelzwerk einzutauschen, damit er denn auch seine Schiffe bald anfüllete. Doch ließ er einige Leute zu **Tadussac** zurück, welche aber ohne den mitleidigen Beystand der Landeseinwohner den Winter über verhungert und verdorben wären. Das folgende

c) Welche damals Cap Breton hieß.

gende Jahr trieb er sein Verkehr abermal, mit nicht geringerem Vortheile. Als er die dritte Reise vornehmen wollte: so kam der Tod, und machete allen Anschlägen ein Ende.

1603.

Ihm folgete der Ritter de Chatte, Befehlshaber von Dieppe, und errichtete eine Gesellschaft von rouanischen Kaufleuten, mit denen auch viele Standespersonen zusammen traten. Man rüstete Schiffe aus, und vertrauete sie dem Herrn Pontgrave, welchem der König durch einen Freyheitsbrief erlaubet hatte, die Entdeckung des canadischen Flusses fortzusetzen, und Wohnplätze daselbst anzulegen. Um eben diese Zeit kam ein saintongischer Edelmann, Namens Samuel von Champlain, welcher das Lob eines braven und geschickten Seemannes hatte, nach einem dritthalbjährigen Verweilen aus Westindien nach Hause, und begab sich auf königliche Vergünstigung mit auf diese Reise.

Unternehmung des Ritters Chatte.

Er gieng im Jahre 1603 nebst dem Pontgrave unter Segel. Sie ließen nach einem kurzen Aufenthalte zu Tadussac ihre Schiffe da zurück, und fuhren nebst fünf Matrosen den Fluß in einem leichten Fahrzeuge bis an den Ludwigsfall aufwärts, das ist, so weit, als ehedem Cartier gekommen war. Allein, entweder war der Flecken Hochelaga gar nicht mehr im Wesen, oder er bedeutete wenig mehr, weil Champlain, der doch alle Umstände sehr genau bemerket, kein Wort davon meldet. Bey ihrer Rückkunft nach Frankreich, fanden sie den de Chatte nicht mehr am Leben, sondern es war seine Vollmacht an einen andern Saintonger, den königlichen Kammerjunker, und Befehlshaber zu Pons, Peter du Guast, Herrn de Monts vergeben. Ueber dieses hatte er noch die Freyheit erhalten, den Pelzhandel zwischen dem vierzigsten und vier und funfzigsten Grade Norderbreite mit Ausschließung jedermanns ganz allein zu treiben, und bis auf sechs und vierzig Grade Ländereyen auszutheilen. Er war auch zum Viceadmirale und Oberstatthalter in diesem ganzen Striche erkläret worden.

Champlains erste Reise.

Der Herr von Monts war reformirt, und hatte vom Könige die freye Uebung seiner Religion, für sich, und die Seinigen ausgewirket, gleichwie denn dieses im ganzen Königreiche üblich war. Dagegen hatte er versprochen, das Land zu bevölkern, und den katholischen Glauben unter den Wilden auszubreiten. Er war ein ehrlicher wohlgesinnter Mann, und besaß alle zu seiner Unternehmung nöthige Geschicklichkeit: allein, er war theils unglücklich, theils wurden seine Befehle schlecht vollzogen. Seine Berechtigung, den Pelzhandel ganz allein zu treiben, erweckte ihm Neider, die ihn endlich zu Grunde richteten. Er hatte die von seinem Vorfahrer errichtete Gesellschaft nicht nur beybehalten, sondern auch mit vielen Handelsleuten der besten Seestädte im Königreiche, absonderlich von Rochelle, vermehret. Dergestalt war er im Stande, eine stärkere Ausrüstung, als bisher niemand gethan hatte, theils zu Dieppe, theils zu Havre de Grace vorzunehmen.

De Monts in Acadien.

Sie bestund aus vier Schiffen, darunter eines den Pelzhandel zu Tadussac treiben sollte. Das zweyte sollte Pontgrave nach Camceaux führen, von hier die Durchfahrt zwischen der Königs- und Johannesinsel durchstreichen, und die unbefugte Handlung mit den Wilden verwehren. Die beyden übrigen Schiffe führete Herr von Monts nach Acadia. Er hatte viele Freywillige bey sich, unter andern den Herrn von Champlain, und noch einen Edelmann, Namens Johann von Biencourt, Herrn von Poutrincourt, den er nachgehends zu seinem Stattverweser machete. Ehe ich aber die Erzählung dieser Unternehmung anfange, wird es nicht undienlich seyn, einen richtigen Begriff von Acadien, davon ich in der Folge zum öftern erwähnen muß, vorauszuschicken.

Acadia

1604.

Beschreibung Acadiens.

Acadia ist allen Geschichtschreibern, welche genau reden, zu Folge, eine dreyeckige Halbinsel, an der südöstlichen Spitze von America. Johann von Laet saget es ausdrücklich im vierten Capitel seiner Beschreibung Westindiens *a*). Eben also reden auch alle Geschicht- und Landbeschreiber, nur mit Ausnahme des Champlains und Denys, welche Acadia weit enger einschließen. Jener gebrauchet im achten Capitel seiner Reisebeschreibung die Benennung Acadia nur von der Südküste der Halbinsel *e*). Eben dieser Meynung ist auch Herr Denys, welcher lange im Lande war, und eine genaue Beschreibung davon lieferte, gleichwie er denn die östliche Küste zu seinem Eigenthume besaß, auch im Namen des Königes regierete.

Er theilet das ganze gegen Osten und Mittag liegende Stück von Canada in vier Landschaften, welche zu seiner Zeit vier Eigenthümern und königlichen Statthaltern zugehöreten. Die erste zwischen Pentagoet und dem Johannisflusse, nennet er das Land der Etecheminen, vorher aber hieß es Norimbegue; die zweyte, zwischen dem Johannisflusse und dem Sandvorgebirge, nennet er die Franzbay: die dritte, zwischen besagtem Vorgebirge und Camceaux, ist nach seiner Meynung Acadien, und wurde von den Engländern bey einer Gelegenheit, die ich bald melden werde, Neuschottland genennet. Die vierte war sein Eigenthum und lag zwischen Camceaux und dem Rosenvorgebirge. Er nennet sie die Lorenzbay, andere hingegen Gaspesien.

Wäre es nicht glaublich, man habe diese Meynung unserer beyden ältesten Schriftsteller von Acadien im Sinne gehabt, „als Frankreich im utrechter Friedensschlusse der „Krone England Acadien, oder Neuschottland, nach seinen alten Gränzen, nebst der Stadt „Portroyal, oder Annapolis mit dem dazu gehörigen Bezirke, auf ewig abtrat? Denn da der Friedensschluß zu Neuschottland, noch Annapolis setzet: so folget meines Erachtens daraus, man habe unter dem Namen des eigentlichen Acadiens, oder Neuschottlandes durchaus nicht die ganze Halbinsel verstanden.

Zwar wird in mehr als einem Vortrage zwischen beyden Kronen der Name Neuschottland, bald der Halbinsel mit Ausschließung der mittägigen Küste von Canada, bald nur besagter Küste mit Ausschließung der Halbinsel beygeleget: allein, man wird durch keine einzige Urkunde darthun können, daß man ihn von beyden zugleich gebrauchet hätte. Ueber das alles sind diese Veränderungen des Namens etwas neues; dahingegen zwischen uns, und den Engländern die Frage von der ehmaligen Gränze Acadiens oder Neuschottlandes ist.

Daß man aber in England selbst, unter Neuschottland nichts, als die Halbinsel, verstund, das erhellet daraus, weil Jacob der I, als er Wilhelm Alexandern, Grafen von Sterlin, mit allem, was den Franzosen unter seiner Regierung in dieser Gegend von Canada abgenommen worden war, belehnete, das neue Lehen in zwo Landschaften absonderte, und eine davon Neuschottland, die andere Neu-Alexandria nannte, gleichwie aus dem Schenkungsbriefe, welchen Laet am angezogenen Orte beybringt, zu ersehen ist. Als einige Jahre hernach, Karl der II, vermöge des bredaer Friedensschlusses, Acadia an die Franzosen abzutreten befahl: so behauptete der Ritter Temple, er dürfe Pentagoet behalten, weil es nicht zu Acadia, sondern zu Neuschottland, gehöre: man zeigete ihm aber den Ungrund seiner Meynung.

Ich

d) Cadia pars Continentis triangularis est disjuncti, hanc provinciam pene insulam efficiunt. formae. - - qui duo sinus exiguo terrae spatio

Ich hoffe, man werde mir diese kurze Ausschweifung um so viel leichter zu gute halten, da sie einen mit der gegenwärtigen Materie verknüpften und wichtigen Punct betrifft. Vor= itzt muß ich von den mittägigen Landschaften Neu=Frankreichs, welche de Monts und Champlain damals entdecketen, etwas beybringen. Vielleicht ist keine in der Welt, welche bessere Hafen und alle zum menschlichen Leben erforderliche Bequemlichkeiten in größerer Menge hatte. Die Witterung ist gelinde, die Luft gesund, und bisher hat man den Boden nie anders, als erstaunlich fruchtbar befunden. Bey la Haive trug ein einziges Weizenkorn hundert und funfzig sehr lange und dermaßen schwere Aehren, daß man, um sie gerade zu halten, einen eisernen Ring herum legen mußte. Der Herr Denys, welcher es mit eigenen Augen sah, erzählet, er habe an eben diesem Orte ein Feld voll Getreyde gesehen, in welchem das geringste Korn acht mit Aehren besetzte Halmen, daran die schlechteste Aehre einen halben Schuh in die Länge betrug, getrieben habe. Nebstdem giebt es nirgend schönere Wälder, noch welche besseres Bau= und Mastenholz lieferten.

1604.

An einigen Orten giebt es Kupfergruben, anderswo Steinkohlen. Ja, man saget, es stehe drey Viertheilmeilen weit von der Insel Menane, an welcher die Schiffer die Mündung des Johannisflusses kennen, eine Klippe von lauter Lapis Lazuli, in der See: sie werde aber fast immer vom Wasser bedecket. Der Ritter Razilli, heißt es weiter, habe einstens ein Stück von dieser Klippe abgeschlagen, und nach Frankreich geschicket; Denys bezeuget, er habe es gesehen, und es sey die Unze auf zehn Thaler geschätzet worden. Die Fische, die man am stärksten an dieser Küste fängt, sind Stockfische, Salmen, Makrelen, Häringe, Sardellen, Alosen, Forellen, Störe, Sprotten, (Gasparots), Gatten, Goberge, lauter Fische, die man einsalzen und verführen kann. Seewölfe, Seekühe, und Wallfische giebt es in großer Menge. Man könnte, dem Versichern zu Folge, in dem einzigen Hafen Macnadi in einer einzigen Jahreszeit, die Ladung für viele Schiffe fangen. Die Flüsse wimmeln von Fischen ihrer Art, und ihre Ufer von unzähligem Wilde.

Acadia ist zur Handlung vortrefflich gelegen. Es ist gleichsam das Vergebirge des nordlichen America, und giebt die nächste, sicherste und bequemste Niederlage für die westindische Handlung. Die Weite dieses Landes beträgt zweyhundert und funfzig Seemeilen im Umkreise, zwischen dem drey und vierzig und sechs und vierzigsten Grade Norderbreite. Die Seeströme machen keine Ungelegenheit, sondern man kann in dem dasigen Gewässer mit jedwedem Winde fahren. Eine umständliche Ausführung, nebst dem Beweise von allem diesen, findet man in dem vortrefflichen Werke des Herrn Denys, welcher die Sache verstand, und nichts schrieb, als was er mit eigenen Augen sah. Zudem, so ist ja dieses die allgemeine Sprache aller derer, die im Lande gewesen sind. Ich komme wieder auf den Herrn de Monts.

Er war den 7ten des Märzmonates im Jahre 1604 zu Havre de Grace unter Segel gegangen und den 6ten des Maymonates in einem acadischen Hafen eingelaufen, wo er ein Schiff, das dem Verbothe zuwider Pelzwerk eintauschete, antraf. Kraft seines Rechtes, nahm er es weg, und nennete den Hafen nach des Schiffers Namen, Nach=tigalls Hafen eben, als wenn er ihn durch Verewigung seines Angedenkens für den Verlust seines Schiffes schadlos halten wollte. Hernach lief er in einen andern, und benen=

e) Der Herr du Pont wurde vom Hn. de Monts nach Canceaux und an die Küste von Cap Breton geschickt. Der Herr de Monts nahm seinen Weg weiter abwärts nach der acadischen Küste.

1604. nennete ihn den Schöpshafen, weil ein solches Thier darinnen ersoff. Hier setzete er seine Leute ans Land, und verweilete über einen Monat daselbst, da Herr Champlain unterdessen mit einer Schaluppe die ganze Küste befuhr, und einen bequemen Ort zu einem Wohnplatze suchete.

Anbau zu St. Croix.

Doch er hätte diese Mühe wohl ersparen können, ja, er hätte nicht einmal nöthig gehabt, so weit darnach zu gehen; denn er befand sich zwischen Cameeaux und le Havre, welches ohne Zweifel die allerbesten, und zur Handlung bequemsten Hafen in ganz Acadia sind: allein, er würdigte sie nicht einmal eines Verweilens. Er lief weder in den Königshafen, noch in die Franzbay, noch in den Johannesfluß, sondern fuhr zwanzig Meilen weiter, bis an eine kleine Jnsel, darauf de Monts, welcher kurz vor ihm daselbst angelanget war, sich festzusetzen beschloß. Die Jnsel benennete er zum h. Kreuze; und weil sie nur eine halbe Meile im Umfange hat, so war sie bald umgeackert. Man machete sich bequeme Wohnungen, und säete Getreyde aus, welches ganz ungemein fortschlug.

Beschwerlichkeiten dieses Hafens.

Dem ungeachtet fiel die fehlerhafte Beschaffenheit der Wahl sehr bald in die Augen. Als der Winter kam: so hatte man weder süßes Wasser, noch Holz. Da nun in kurzer Zeit sonst nichts als Pöckelfleisch zu essen da war, und einige Personen, damit sie kein süßes Wasser vom festen Lande holen durften, geschmelzen Schneewasser tranken: so kam der Scharbock unter die Leute, und räumete gewaltig auf. Aus dieser Ursache sah sich Herr de Monts, so bald nur die Fahrt offen war, nach einem bessern Platze um. Er nahm seinen Weg südlich an der Küste hin, welche zwischen dem Johannesflusse, und Kinibequi achtzig Meilen weit von Ost nach West, sodann bis an eine vom Champlain diesen Winter entdeckte Landspitze, von Nord nach Süden streicht. Champlain hatte sie Malebarre benennet, weil seine Barke beynahe daran gescheitert wäre. Er hatte auch sowohl von ihr, als von dem darauf folgenden Cap blanc, oder Cap Codd, im Namen des Koniges Besitz ergriffen, welches aber die Engländer nicht hinderte, sich bald darauf daselbst niederzulassen.

Die Pflanzstadt wird nach Portroyal verleget.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen der Kreuzinsel und dem Kinibekiflusse, findet man den Pentagoetfluß, welcher durch Norimbegue fließt, eine Landschaft, die man lange Zeit für schön und volkreich ausschrie, ungeachtet nie mehr, als einige schlechte Dörfchen der Etecheminen, darinnen waren. Nach langem Suchen wußte Herr de Monts eben so wenig, als vorher, was für einen Platz er wählen sollte: er gieng also wieder nach der Kreuzinsel zurück, woselbst auch bald darauf Pontgrave aus Frankreich anlangete. Sie fanden die neue Wohnung in schlechtem Zustande; und weil de Monts die Nothwendigkeit sie anderswohin zu verlegen wohl einsah: so gieng er nebst Pontgraven nach Acadien zu Schiffe, und kam unterwegens in den Königshafen. Dieser gefiel ihm dermaßen, daß er auf der Stelle beschloß, die Pflanzstadt hieher zu versetzen. Diese Sorge übertrug er dem Pontgrave, und machete ihn zu seinem Stellverweser.

Beschreibung dieses Hafens.

Portroyal, oder Königshafen, hat seinen Namen dem Herrn de Monts zu danken, und nicht mehr als einen einzigen Fehler. Es fällt nämlich das Ein- und Auslaufen sehr schwer, wozu noch die vielen Nebel kommen. Es kann nicht mehr als ein einziges Schiff auf einmal einlaufen, und auch dieses muß mit dem Hintertheile voraus, und mit unendlicher Sorgfalt geschehen. Die Schuld liegt an der Heftigkeit der Ströme und der Fluth. Außerdem hat die Natur fast nicht das geringste, was einen der schönsten Häfen in der Welt machen kann, außer Acht gelassen. Er ist zwo Seemeilen lang, und eine

ne breit. Ungefähr in der Mitte, liegt die kleine Ziegeninsel, an welcher die Schiffe sehr nahe beylegen können. Der Grund ist niegend unter vier bis fünf Faden tief, ja an der Mündung achtzehn. Nebstdem ist er zum Ankern überall vortrefflich gut, und die Schiffe liegen gegen alle Winde in Sicherheit. An dem äußersten Ende des Hafens sticht eine Landspitze zwischen zweenen Flüssen, die für Schaluppen tief genug sind, hervor. Die Witterung ist gemäßiget, das Wild im Ueberflusse, der Winter gelinder, als an manchem andern Orte der Küste. Die Gegend hat besondere Anmuth; sie besteht aus den schönsten Auen, daran hochstämmige Wälder stoßen. Der Boden ist überall fruchtbar.

1605.

Von der Franzbay und dem Johannesflusse.

Vom Königshafen bis an den Johannesfluß beträgt die Ueberfahrt zwo Seemeilen, und eben so viel beträgt die Breite und Länge der Franzbay. Dem Vorgeben zu Folge, giebt es auf dieser Seite an den meisten Bayen Kupfergruben. Die Einfahrt in den Johannesfluß ist noch beschwerlicher, als in den Königshafen. Man muß gegen die rechte Hand halten, ohne gleichwohl dem Lande allzunahe zu kommen. Auf einen kleinen Stückschuß weit, ist ein Wasserfall, darüber bey hoher Fluth nicht nur Schaluppen, sondern auch Barken zu setzen vermögen. Unter dem Falle ist eine Grube, von etwa vierhundert Schritten im Umkreise, darinnen ehmals ein großer Baum aufrecht stehend zu sehen war. Er schien zu schwimmen, veränderte aber, der Heftigkeit des Stromes ungeachtet, seine Stelle nie.

Seltsamer Baum.

Er hatte die Dicke eines ziemlichen Fasses, wurde aber zuweilen einige Tage lang von der See überdecket. Er schien sich gleichsam auf einer Spille umzudrehen; denn man sah nicht immer die vorige Seite von ihm. Die Wilden erzeigeten ihm eine Art einer gottesdienstlichen Verehrung; denn sie behingen ihn mit Bieberbälgen, und hielten es für ein schlimmes Anzeigen, wenn sie auf der Reise waren, und ihn nicht sahen. Man giebt vor, der Herr de la Tour, dessen ich nachgehends erwähnen werde, habe einst ein Tau herumwerfen, und eine mit zehn Ruderern besetzete Schaluppe daran ziehen lassen, man sey aber, des Vortheils vom Strome ungeachtet, nicht im Stande gewesen, ihn fortzuschleppen. Um wieder auf die Johannesinsel zu kommen, so ist sie eine der größten von Neu=Frankreich. Ihre Ufer sind mit sehr schönen Eichen, und mit einer Menge anderer Bäume von trefflichem Holze bewachsen. Absonderlich giebt es da Nußbäume, mit einer dreyeckigen Frucht, welche schwer zu öffnen ist, am Feuer hingegen von selbst aufspringt, und sehr gut schmecket. Auch findet man hier Weinstöcke mit sehr großen Beeren, dicken harten Bälgen, und vortrefflich am Geschmacke.

Der Königshafen wird an Hn. Poutrincourt abgetreten.

Der Herr Pontgrave hegete, was den Königshafen betrifft, nicht völlig einerley Meynung mit dem Herrn de Monts, sondern glaubete, es kämen die Vortheile desselbigen der damit verknüpften Beschwerlichkeit durchaus nicht bey. Hingegen gefiel er dem Herrn Poutrincourt ungemein wohl; und weil er, in der Absicht sich mit seinem ganzen Hause in America niederzulassen, mit Herrn de Monts in Gesellschaft getreten war: so begehrete er diesen Hafen, erhielt ihn ohne Mühe; und diese Uebergabe, welche kraft der königlichen dem Herrn de Monts verliehenen Vollmacht ohnedieß gültig war, wurde auch noch von Seiner Majestät durch einen offenen Brief bestätiget. Allein, weil der neue Eigenthümer mehr auf seine Schacherey mit den Wilden, als auf den Landbau, gedachte: so fehlete es seinem Wohnsitze an Dauerhaftigkeit; und wir werden bald hören, wie ihn die Engländer hinaus jageten, ungeachtet er sie mit dreyßig wohlverschanzten Leuten abzuhalten im Stande gewesen wäre.

1606.

Hr. de Monts verliert sein ausschließendes Vorrecht.

Bey herannahendem Herbste, reisete Herr de Monts, nebst dem Poutrincourt nach Frankreich, fand aber, als er nach Hofe kam, die Sachen für ihn sehr verändert. Es hatten die Fischer aus allen Häfen des Königreiches dem Könige vorgestellet, man nehme ihnen unter dem Vorwande, das Verkehr mit den Wilden zu verhindern, alle zur Fischerey nöthige Geräthschaften weg, und müßten sie den Fang gar einstellen, wenn dieser Plackerey nicht gewehret werde. Indem nun der Fischfang schon damals einen der besten Handlungszweige ausmachete: so sah der Staatsrath wohl ein, was für Schaden dem Reiche aus dem Stören desselbigen zuwachsen müsse, und wiederrief also den ausschließenden Freyheitsbrief des Herrn de Monts, welcher noch zwey Jahre lang zu gelten hatte. Doch dieser verlor deswegen den Muth nicht, sondern trat mit dem Herrn Poutrincourt von neuem zusammen, und rüstete zu Rochelle ein Schiff aus, das den 13ten des Maymonates im Jahre 1606 unter Segel gieng.

Schlechter Zustand zu Portroyal.

Weil die Reise lange währete: so dachten die Einwohner des Königshafen, man bekümmere sich gar nicht mehr um sie. Pontgrave sprach ihnen zwar nach Möglichkeit guten Muth zu: allein, als der Vorrath gänzlich zu Ende war, so mußte er mit der gesammten Mannschaft nach Frankreich zu Schiffe gehen. Doch ließ er zween Männer, die sich dazu erbothen, zu Bewachung derer Güter, die man nicht mitnehmen konnte, in der Schanze zurück. Doch er hatte kaum die Franzbay aus dem Gesichte verloren: so erfuhr er die Ankunft des Herrn Poutrincourt zu Camceaux, durch eine Barke, worauf er so gleich wieder umkehrete, und jenen schon im Königshafen antraf, ohne daß sie einander unterwegens begegnet wären. Die Ursache ist, weil man die Straße vom Königshafen nach Camceaux, zwischen dem festen Lande und der langen Insel nimmt; dahingegen man im Rückwege, um der Ströme willen, die hohe See suchen muß.

Wird besser.

Als man wieder zu leben hatte: so dachte man auf Befestigungswerke, und Pontgrave beschäfftigte sich gänzlich damit. Er war ein kluger, geschickter, unermüdeter Mann, von ungemeiner Erfahrenheit. Er ließ seine Leute nie müßig, und verwahrete sie auf diese Weise vor denen Krankheiten, welche die Einwohner der Kreuzinsel weggeräumet hatten. Champlain wollte an seinem Orte die Entdeckungen fortsetzen, kam aber wegen allzuweit verstrichener Jahreszeit nicht über zwölf Meilen jenseits Malebarre, daß also seine Reise wenig half. Hingegen gieng der Landbau desto besser von statten; denn es trug sowohl der Weizen, als die übrige Saat, mehr als man je gehoffet hätte. Da es an Lebensmitteln nicht fehlete, und die Fruchtbarkeit des Landes eine immerwährende Quelle des Ueberflusses versprach: so gieng alle Arbeit lustig fort, und verminderte zugleich die Krankheiten, indem sie die Ursache derselbigen wegnahm. Die Wilden zeigeten ebenfalls allmählich mehr Vertrauen.

Daß dieser glückliche Zustand erschien, und von einiger Dauer war, dazu trug ein Advocat aus Paris, Namens Marcus Lescarbot, ein verständiger Mann und vertrauter Freund des Poutrincourts nicht wenig bey. Ein bey seinen Handwerksgenossen ziemlich seltener Trieb bewog ihn, die neue Welt zu sehen. Hier nun munterte er jedermann auf, das Seinige zu thun, schonete sich selbst nicht, und gewann bey jedermann Liebe. Alle Tage erfand er etwas neues, zum gemeinen Besten; und sein Beyspiel zeigete, was ein Verstand, den die Wissenschaften aufklären, und die Liebe zum Vaterlande regieret, für Dienste bey einer neuen Einrichtung zu leisten vermag. Eben diesem Rechtsgelehrten haben wir auch die allerbeste Nachricht von dem, was bey seiner Anwesenheit im Lande vergieng,

gieng, nebst einer Geschichte des französischen Florida zu danken. Er zeiget darinnen überall große Einsicht, und man sieht, er wäre eben sowohl im Stande gewesen, eine neue Pflanzstadt anzulegen, als sie zu beschreiben.

1606.

Unterdessen, da Königshafen die beste Hoffnung von sich gab, macheten die Feinde des Herrn de Monts ihm vollends den Garaus in Frankreich. Sie brachten es dahin, daß man ihm seine Vollmacht nahm; ja, er konnte nicht einmal eine andere Schadloshaltung für seinen Vorschuß erhalten, als sechs tausend Pfunde von denen Schiffen, welche den Pelzhandel treiben würden, zu erheben. Diese Anweisung brachte man ihm, als eine besondere Gnade in Rechnung, ungeachtet sie in der That gar nichts hieß. Denn erstlich hätte das Erheben dieser Summen größere Kosten erfordert, als sie selbst betrug; zweytens war die Sache nach Beschaffenheit dieses Handels, der Orte, wo man ihn trieb, und der schlechten Hülfe, die er gegen seine Schulden hoffen durfte, so gut als gar unmöglich. Uebrigens war er in eben dieselbigen Fehler als seine Vorgänger gefallen. Mit vier bis fünftausend Pfunden Aufwande, saget Herr Champlain, hätte er eine vortheilhafte Stelle aussuchen, und den Grund zu seiner Pflanzstadt legen können. Sodann wäre es etwas leichtes gewesen, sich nicht nur im Besitze zu erhalten, sondern auch weiter um sich zu greifen, ohne das verhassete Vorrecht zu gebrauchen, das er lange zu genießen, ohnedieß nicht hoffen durfte.

Fehler und Unglück des de Monts.

Allem Ansehen zu Folge, wäre Camceaux der beste Ort für ihn gewesen. Denn er liegt an der äußersten Spitze von Acadien, folglich an der bequemesten Stelle, zu allen Jahreszeiten Hülfe aus Frankreich zu erhalten. Camceaux ist ein Hafen von etwa drey Meilen in die Länge, und wird von einigen Inseln gebildet, darunter die mittelste und größte, ungefähr vier Meilen im Umkreise beträgt. Ihr Boden ist fruchtbar, und hat weder an Wasser noch an Holze Mangel. Sie machet zwo Buchten, darinnen man sicher vor Anker liegt, und das nahe dabey liegende feste Land bewässert der Salmenfluß, darinnen dieser Fisch in unbeschreiblicher Menge gefangen wird. Noch ließ es Herr de Monts an einer andern höchstnöthigen Anstalt erwinden. Er brachte bey seiner Ankunft weder Saatkorn noch Vieh mit sich, da doch beydes in einem dermaßen fruchtbaren Lande sich gewaltig vermehret haben würde. Dergestalt hätte der gute Fortgang seines Unternehmens nicht auf der bloßen Zufuhre aus Frankreich, damit es nothwendiger Weise langsam hergehen mußte, beruhet, und Herr de Monts hätte einen beständigen Fischfang, welcher ganz allein ihn zum reichen Manne machen konnte, zu treiben vermocht. Doch, wer allzureich werden will, geht zuweilen gänzlich leer aus.

Beschreibung des Hafens Camceaux.

Im folgenden Jahre brachte er es dahin, daß ihm sein ehemaliges Vorrecht von neuem auf ein Jahr zugestanden wurde, jedoch mit dem Bedinge, am Lorenzflusse einen Wohnplatz anzulegen. Zwar setzete seine Handlungsgesellschaft, währenden seines Unglückes nicht von ihm ab: es war aber ihre Absicht bloß auf den Pelzhandel gerichtet, und um dieser Ursache willen, änderte er seine Anstalten, und ließ Acadia fahren. Man rüstete hierauf zu **Honfleur** zwey Schiffe aus, und schickete die Herren **Champlain** und **Pontgrave** damit nach Tadussac. **De Monts** sollte unterdessen um die Verlängerung seines Vorrechtes ansuchen. Nun war diese Mühe zwar vergeblich: allein, er schickte dem ungeachtet im Frühlinge des 1608 Jahres Schiffe nach dem Lorenzflusse.

de Monts erholet sich. 1607.

Je ansehnlicher der Pelzhandel wurde, desto mehr Mitglieder bekam seine Gesellschaft. Absonderlich trat eine große Menge Maloer dazu, und das Handlungscapital

Anlegung von Quebec.

wuchs

1608.

wuchs zusehens. Allein, weil er sah, daß sein Name der Gesellschaft Schaden brachte, so schied er sich von ihr. Sie bekam auch in der That, sobald er die Verwaltung ihrer Geschäffte nicht mehr besorgete, ihr ehemaliges Vorrecht wieder. Allein, diese Kaufleute dachten nur auf ihren Handlungsgewinn, und bekümmerten sich wenig um die täglich mehr verfallende Pflanzstadt in Acadia oder um ihre Versetzung an einen andern Ort. Herr Champlain hingegen bekümmerte sich wenig um die Handlung, sondern suchete eine bequeme Stelle am Lorenzflusse für die Pflanzstadt, welche der Hof daselbst angeleget haben wollte. Nach reifer Ueberlegung fiel er auf Quebec *f*). Er begab sich den 3ten des Heumonates dahin, errichtete für sich und die Seinigen einige Wohnungen, und machte den Anfang zu dem Anbaue des Landes, wozu er vortrefflichen Boden fand.

Man sollte Jesuiten nach Acadien schicken.

Der König hatte schon im vorigen Jahre nicht nur die vom Herrn de Monts geschehene Abtretung des Königshafens an Poutrincourt bestätiget, sondern auch diesen letztern erinnert, es sey hohe Zeit, an der Bekehrung der Wilden zu arbeiten, und solle er Jesuiten dahin führen. Zu gleicher Zeit bekam der königliche Beichtvater, P. Cotton, Befehl, die Missionarien für Acadia auszusuchen. Man wählete von denen, die sich hierzu anboten, nur zween, nämlich den P. Peter Biart, Professor der Theologie zu Lyon, und des P. Cottons Gesellschafter, den P. Enemond Masse. Allein, sie merketen bald, daß man ihre Gegenwart in America nicht verlangete.

Warum sie nicht dahin gehen.

Herr Poutrincourt war zwar ein ehrlicher Mann und guter Katholik: allein, die Reformirten hatten die Jesuiten so sehr bey ihm angeschwärzet, daß er nichts weniger Willens war, als einen von diesem Orden nach Königshafen zu bringen. Doch gedachte er gegen den König nichts davon. Der P. Biart reisete also gleich mit Anfange des Jahres nach Bourdeaux; weil man ihm weisgemacht hatte, die Schiffe würden an diesem Orte ausgerüstet. Allein, man machte bey seiner Ankunft nicht die geringste Anstalt dazu, ja, er wartete ein ganzes Jahr vergeblich darauf. Dieses zog dem Herrn Poutrincourt einen starken Verweis vom Könige zu, worauf er zwar unverzüglich abzureisen versprach, auch wirklich Anstalt dazu machete, nach den Jesuiten aber nicht das geringste Verlangen bezeugete, sondern dem P. Cotton, der ihn mit Freundlichkeit zu gewinnen suchete, zur Antwort gab, es sey voritzt zu Königshafen nicht die geringste Gelegenheit da, Jesuiten aufzunehmen, er bäthe also, ihre Abreise auf das künftige Jahr zu verschieben.

Cotton erachtete nicht für gut, stärker in ihn zu dringen, noch auch die Sache dem Könige zu melden. Poutrincourt reisete also ab, und schickete bald darauf, um zu beweisen, daß man zum Heidenbekehren nicht eben nur Jesuiten nöthig habe, dem Könige ein Verzeichniß von fünf und zwanzig in der Geschwindigkeit getauften Wilden. Sein Sohn, Herr von Biencourt, kam mit dem Schiffe, darauf der Vater abgereiset war, nach Frankreich zurück, und sollte unverzüglich Waaren und Lebensmittel nach Acadia schaffen. Denn weil die Gewinnsucht den Landbau gewaltig in Vergessenheit brachte: so fing die Theurung schon an, einzureißen.

1610.

Der P. Cotton verhoffete zwar, es werde der Sohn des Vaters gegebenes Versprechen erfüllen, und ohne die Missionarien nicht abreisen: allein, Heinrich der Große lebete nicht mehr, und Biencourt gedachte, wie es scheint, er sey nunmehr aller Zusage quitt. Als aber Cotton Klage darüber führete, und von der Marquise de Guercheville, die sich zur

f) Man sehe was die Lage von Quebec und den Ursprung dieses Namens betrifft, die Fastes chronologiques bey dem Jahre 1608.

zur Beschützerinn der americanischen Mission gemacht hatte, unterstützet wurde, bewilligte Biencourt endlich, nicht nur die beyden Jesuiten mitzunehmen, sondern auch sie unterwegens kostfrey zu halten. Doch das letztere wurde nicht angenommen. Die verwitwete Königinn beschenkete sie mit fünfhundert Thaler. Madame de Verneuil schaffete die Reisecapelle, Madame de Sourdis versorgete sie mit Leinengeräthe; das übrige nahm Madame von Guercheville über sich, und bezeugete einen so großen Eifer dabey, daß ihn der P. Cotton kaum mäßigen konnte. Aber als die beyden Patres zu Dieppe ankamen; sageten ihnen zween reformirte Handlungsgesellschafter des Herrn Biencourt rund heraus, man werde sie nicht an Bord nehmen. Zwar mußte auf ihre Klage, und des Hofs Befehl der Befehlshaber zu Dieppe, Herr de Sigogne, diesen Kaufleuten andeuten, die verwitwete Königinn wollte die Jesuiten mitgenommen wissen: allein, da sie nur darüber lacheten, und Sigogne keinen Ernst gebrauchte, so wanderten die Herren Patres wieder in ihr Collegium nach Eu.

1610.

Die Frau von Guercheville wurde hierüber so entrüstet, daß sie bey Hofe eine Beysteuer einsammelte, mit welcher man den beyden Reformirten ihre Auslage bezahlete, und sie hernach abdankete. Sie wollte sich hierauf mit Herrn Biencourt in einen Vergleich einlassen. Weil sie aber nicht Sicherheit genug dabey fand: so kaufete sie dem Herrn de Monts alle seine vom vorigen Könige erhaltenen Vorrechte ab, in Hoffnung sie wieder gültig zu machen, und schloß sodann mit dem Herrn Biencourt einen Vereinigungsvergleich, kraft dessen man die Unterhaltungskosten der Jesuiten, von dem Ertrage des Pelzhandels und des Fischfanges nehmen sollte. Die Lebensbeschreibung g) des P. Cotton meldet zwar, es habe der heilige Mann bey dieser Gelegenheit die Frau von Guercheville eine allzu starke Probe ihrer Freygebigkeit an den Tag legen lassen: allein, Herr Champlain, welcher an den acadischen Geschäfften größern Antheil als sonst jemand hatte, ist einer ganz andern Meynung. Denn nachdem er den besagten Vergleich weitläuftig erläutert, und die Marquisinn gerechtfertiget hat, so saget er: „Dieses ist der Vereinigungsschluß, welcher den Jesuiten „so manche übele Nachrede über den Hals zog, soviel Klagens und Schreyens über sie „verursachete, da sie doch sowohl bey dieser, als bey aller übrigen Gelegenheit, ihren Neidern „und Feinden zum Schimpfe und Spotte, die Billigkeit nach Gottes Worte und nach der „gesunden Vernunft beobachteten.„

Zween Jesuiten kommen nach Portroyal.

1611.

Endlich reiseten beyde Missionarien mit dem Herrn von Biencourt ab, und traten den 12ten des Brachmonates 1611 zu Königshafen ans Land. Ihre Ankunft machte des übereilenden Bekehrens ein Ende, und zog ihnen von denjenigen, die ihre Gegenwart zu verhindern gesuchet hatten, gewaltig vielen Verdruß über den Hals. Allein, sie warteten, ohne etwas darnach zu fragen, ihres Berufs; ja, sie gewannen durch ihre Leutseligkeit die Freundschaft aller derer, welche nicht etwa aus einem bloßen Vorurtheile unlautere Gesinnungen hegeten. Der Herr von Poutrincourt bezeugete ihnen beständig alle Höflichkeit. Er war sehr andächtig; und es kann niemand ohne Erbauung sein Schreiben h) an den Pabst vom Jahre 1608 lesen, darinnen er meldet, er verbanne sich nebst seinem ganzen Hause freywillig in ein fremdes Land, bloß um die Kenntniß Christi unter den Ungläubigen zu befördern, und er bitte deswegen um den apostolischen Segen. Allein, sobald ein Vorurtheil durch den Eigennutz unterstützet wird, so schlägt es so tiefe Wurzel, daß man es

g) Ihr Verfasser ist der P. Orleans.

h) Es steht beym Escarbot, welcher sein Secretarius gewesen war.

1611.

es beynahe nimmermehr ausrotten kann. Die französischen Reformirten hatten ausgesprenget, ja die Katholiken glaubeten es selbst, es treibe die Jesuiten keine andere Absicht in die neue Welt, als die Begierde zu herrschen und Reichthümer zu erwerben. Daher fehlete zwischen ihnen und dem Hrn. Poutincourt dasjenige gute Verständniß, das zum guten Fortgange des Bekehrungswerkes, und zur Aufnahme von Königshafen nöthig gewesen wäre.

Von den acadischen Wilden

Der **P. Biart** hat uns von seiner Reise, und denen Begebenheiten, die er in Acadien erlebet, eine Nachricht hinterlassen, welche ich für glaubwürdiger halte, als diejenige, welche Lact, um die Jesuiten verhasset zu machen, gebrauchete. Nebstdem wiederleget ja Herr Champlain, welcher bey allem selbst gegenwärtig war, die letztere. Besagter Missionarius beschreibt die Landeseinwohner, welche man damals **Suriquois** hieß, voritzt aber **Micmaken** nennet, als wohlgemachte und ansehnliche Leute. Eben dieses saget auch **Escarbot**. Gleichwohl sind sie gemeiniglich kleiner, als alle übrige canadische Wilden; dagegen aber giebt es auf diesem ganzen festen Lande keine, die tapferer wären. Sie führeten lange Zeit einen grimmigen Krieg mit den **Eskimaux**; und, um sie in ihren Höhlen und Klippen aufzusuchen, scheueten sie sich nicht, mit ihren aus Baumrinde gemachten Kähnen, dreyßig bis vierzig Meilen weit über die See zu fahren. Die Folge dieser Geschichte wird uns zeigen, wie sie mit ihren Nachbarn, unter dem Namen der abenquisischen **Völker**, sich vereinigten, zu den Franzosen in Neuland und Neuengland stießen, und über die americanischen Engländer ein Uebergewicht erlangeten, das sie noch immer behaupten, ungeachtet ihre Kriegesleute bis auf eine geringe Anzahl geschmolzen sind.

Sie sind nicht nur niemals Menschenfresser, sondern im Gegentheile allezeit sehr leutselig und sanftmüthig gewesen, gleichwie sie sich denn ohne besondere Mühe an unsere Lebensart gewöhneten, und haben sie dieses mit allen übrigen Volkern dieser canadischen Südküste gemein. Die Vielweiberey war den Acadiern zwar vergönnet: es gebrauchete aber selten sonst jemand diese Freyheit, als die **Sagamos**, das ist, ihre Oberhäupter. Diese Würde beruhete auf der Wahl; und gemeiniglich fiel sie auf denjenigen, welcher die meisten Kinder hatte. Alle junge Leute stunden diesem Oberhaupte zu Befehle, und durften, ehe sie heiratheten für sonst niemanden, als für ihn, arbeiten. Ja es bezahleten ihm auch die verheiratheten, der Menge ihrer Kinder ungeachtet, eine Abgabe, die mit aller Schärfe eingetrieben wurde. Zwar hatte jedweder Flecken einen eigenen Sagamo, der unter keinem andern stund, gleichwohl unterhielten sie unter sich ein Verständniß, welches die ganze Nation auf das genaueste zusammenknüpfete. Im Sommer besucheten sie einander, und berathschlagten sich wegen allgemeiner Angelegenheiten. Entstund zwischen ganzen Geschlechtern oder auch zwischen einzelnen Personen eine Mishälligkeit, so suchte das Oberhaupt desselbigen Fleckens sie miteinander auszusöhnen. Gelang ihm dieses nicht, so konnte der Beleidigte sich selbst Recht schaffen, und wurde das Wiedervergeltungsrecht auf das genaueste beobachtet.

Kleine Streitigkeiten wurden auf der Stelle ausgemacht; man kriegte einander bey den Haaren und huschete sich herum, welches denn gemeiniglich ohne großes Unglück ablief. Die Männer hielten ihre Weiber sehr hart. Als ein Franzos einstens einem Wilden, der sein Weib prügelte, deswegen zuredete: so gab der Kerl zur Antwort, er sey Herr in seinem Hause, und es habe niemand etwas darein zu reden, wenn er seinen Hund prügele. Wurde eine Frau im Ehebruche erwischet: so stund ihr Leben in Gefahr. Mit

der

der Aufführung der Mägdchen wurde es zwar nicht so gar genau genommen, sie verloren aber doch ihre Ehre, wenn ihr unordentliches Leben an den Tag kam. Die Franzosen merketen bald, daß man ihren Umgang mit dem Landesfrauenzimmer nicht gern sah; gleichwie denn auch dasselbige ungemein züchtig und spröde gegen sie that.

1611.

Nach des Escarbots Berichte, daraus ich diese Umstände meistens genommen habe, flößete man einem neugebohrnen Kinde, ehe es an die Brust geleget wurde, etwas Fett und Oel in den Mund. Der älteste Sohn führete des Vaters Namen, doch mit dem Zusatze einer Sylbe: der folgende bekam zwo Sylben angehanget, der dritte drey, und so weiter. Vermuthlich aber gaben sie sich bey ihrer Verheirathung neue Namen. Die Leichen wurden einbalsamiret, oder eigentlicher zu reden, ausgeweidet, und um die Fäulniß zu verhüten, in den Rauch gehänget. Während der Trauer bestrich man den Leib mit schwarzer Farbe, und trieb ein großes Weheklagen.

Sobald ein Hausvater starb, schleppete man ihn aus seiner Hütte heraus, und brannte sie hernach, ohne das geringste heraus zu nehmen, glatt weg. Nachgehends beschenkete jedweder die Leiche mit dem Besten, das er hatte: es wurde auch das Grab inwendig und auswendig schön gezieret. Wollten die Kriegesleute zu Felde ziehen, so schlugen sie sich vorher mit ihren Weibern herum. Lagen sie unten, so war es ein gutes Anzeigen: verloren aber die Weiber den Sieg, so schwanete ihnen nichts gutes von dem künftigen Feldzuge. Bey der Geburt eines Sohnes, imgleichen wenn er den ersten Zahn bekam und das erste Wild erlegete, wurde ein Schmaus ausgerichtet. Wer in eine Hütte trat, und die Kinder liebkosete, der wurde beschenket. Brüder und Schwestern begegneten einander sehr höflich und bescheiden.

War eine Person dem Ersaufen nahe gewesen und hatte viel Wasser eingeschlucket, so brachten ihn die Acadier folgender Gestalt wieder zu sich selbst. Sie fülleten die Blase eines Thieres, oder auch einen großen weiten, am untern Ende fest zugebundenen, Darm, mit Tabackrauche, das obere Ende banden sie fest um ein Röhrchen, und steckten dieses dem Kranken in die untere Oeffnung; hernach presseten sie ihm durch das Drucken der Blase, den Rauch in den Leib, und hingen ihn mit den Füßen an einen Baum, da denn der Rauch, den er im Leibe hatte, das Wasser zum Munde hinaus jagte.

Die Acadier haben zu aller Zeit in einem guten Verständnisse mit den Franzosen gelebt, welches um so viel mehr zu verwundern ist, weil sie sich in den Kopf gesetzet hatten, unsere Nation wolle sie vertilgen. Ihre Anzahl verminderte sich in der That schon zu des Herrn de Monts Zeiten um ein ziemliches; und bald darauf konnte man eine Menge wüste Stellen zeigen, wo vorhin, ehe unsere Fischer die Küste besucheten, volkreiche Flecken gewesen seyn sollten. Nach ihrem Vorgeben hatte man sie vergiftet: es war auch dieser Vorwurf nicht gänzlich ohne Grund. Man sah öfters, daß sie Sublimat und dergleichen andere Sachen bey sich trugen. Ihrem Vorgeben zu Folge, hatten sie die Franzosen damit versorget, und zugleich unterrichtet, wie sie ihre Feinde damit aus dem Wege räumen sollten. Man glaube ich zwar, es möge dieses nur selten geschehen seyn: nur allzu oft aber geschah es, daß die Eßwaaren, die man ihnen lieferte, guten Theils verdorben waren, woraus denn um so viel gefährlichere Krankheiten entstunden, weil sie weder die Ursache und Beschaffenheit des Uebels, noch die geringsten Gegenmittel wußten.

Schlimme Aufführung einiger Franzosen.

Ehe sie uns kennen lerneten, hörete man unter ihnen sehr wenig von Krankheiten: sie gebrauchten auch keine andere als ungekünstelte und schlechte Mittel dagegen. Sie bewegten

Ueberfluß in Acadien.

1611. wegten sich stark; sie badeten und schwitzeten oft, gleichwie die übrigen Wilden in Canada ebenfalls. Uebrigens lebeten sie höchst elend; und ungeachtet ihr Land alle zum Lebensunterhalte nöthige Dinge im rechten Ueberflusse lieferte, so litten sie doch gar oft, bloß wegen ihrer Faulheit, den bittersten Hunger. Denn es möchte dieses Land mit Einwohnern so sehr angefüllet seyn, als das allervolkreichste in ganz Europa, so könnte es ihnen doch von einer Jahreszeit zur andern, ohne ihre sonderliche Bemühung, Lebensmittel verschaffen; ja es ist überdem nichts leichteres, als einen hinlänglichen Vorrath für alle Zufälle in Bereitschaft zu halten.

Im Wein- und Wintermonate beginnet die Elendsjagd, und dauert weit in den Winter hinein. Im Christmonate, oder genauer zu sprechen, zwischen den beyden letzten Mondviertheln, leichet der sogenannte Ponamofisch, auf dem Eise, da man ihn denn in selbstbeliebiger Menge wegfängt. Meines Erachtens ist es eine Gattung Seehunde. Eben um diese Zeit legen nicht nur die Schildkröten ihre Eyer, sondern es gehören zu ihren Schätzen auch noch die Bären, Hasen und Fischottern, imgleichen das Federwild, nämlich Rebhüner, wilde Enten, Kriechenten, (Sarcelles) Trappen und allerley Wasservögel, die man überall in Menge antrifft. Im Jänner fängt man die Seewölfe, welche unsern Matrosen gleich anfänglich so gut als Kalbfleisch schmecketen, auch in der That weder widrig noch ungesund zu essen sind.

Zwischen dem Anfange des Hornungs und dem halben März, geht die Jagd der Caribour und der übrigen gleich anfänglich erwähneten Thiere am stärkesten. Zu Ende des Märzes beginnen die Fische zu leichen, und kommen in dermaßen großer Menge in die Flüsse, daß es sich ohne den Augenschein niemand vorstellen kann. Der erste Fisch, der zum Vorscheine kömmt, ist der **Eplan** *i*): er übertrifft aber die europäischen von seiner Art dreymal an Größe. Zu Ende des Aprils kömmt der Häring, und zu eben dieser Zeit wimmeln alle Inseln und Ufer der Flüsse von Trappen, welche nisten. Die Einwohner könnten sich diese Zeit über beynahe bloß mit den Eyern dieser Vögel ernähren, ohne deswegen die Vermehrung derselbigen allzusehr zu hindern. Hierauf folget der Stör und die Salme, und sodann sieht man in allen Felsenlöchern, und andern offenen Orten nichts als Vögelnester von allerley Gattungen.

Des Stockfischfanges erwähne ich, ob er gleich an der ganzen acadischen Küste ungemein reichlich giebt, nur deswegen nicht, weil ihn die Wilden nicht trieben. Gesetzt aber, es hätte ihnen alles bisher erzählete gefehlet, so wäre der Landbau, die Vieh- und Geflügelzucht, im Stande gewesen, sie mit geringer Mühe zu ernähren, und hätten sie dabey die Jagd und Fischerey nach Belieben entweder gar nicht oder doch nur zur bloßen Ergötzlichkeit treiben können. Zu denen Zeiten, davon ich rede, thaten sie vom May bis zu Ende des Herbstmonates sonst nichts, als daß sie ihr Pelzwerk an die Franzosen vertauscheten, wobey jedermann seinen Vortheil fand. Gab man ihnen nur wacker zu essen, welches denn, weil ihnen alles gleich gut schmeckete, wenig Kosten erforderte: so bekam man von ihnen alles, was man wollte. Daher warf auch diese Handlung einen sehr großen Gewinn ab.

Stolz der Wilden.

Doch es mochte dieses Volk übrigens so elend seyn, als es wollte: so thaten doch ihre Sagamos gegen unsere ersten Handelsleute ungemein stolz. Wollte man Erlaubniß zu handeln erhalten, so mußte man sich demüthig bezeugen, und sie beschenken. So sehr auch die

i) Es soll vermuthlich Eperlan heißen.

die Franzosen bemühet waren, die Macht ihres Königes lebhaft abzuschildern: so dachten jene dennoch, es wäre nur allzu viel Ehre für den großen Sagamo der Franzosen, wenn sie seiner als ihres gleichen erwähneten. Den Nachrichten zu Folge, lebeten sie damals ungemein lang. Lescarbot versichert, es sey der berühmte Nambertu, davon wir sogleich reden werden, als er ihn im Jahre 1606 zum erstenmale sah, hundert Jahre alt gewesen, und habe zur Zeit Jacob Cartiers sich verheirathet. Gleichwohl war er so rüstig und frisch, daß ihn niemand über sechzig geschätzet hätte.

1611.

Unsere beyden Missionarien erachteten, nach ihrer Ankunft zu Königshafen, die Erlernung der Landessprache für ihre erste Schuldigkeit. Allein, zu ihrer größten Verwunderung war kein einziger Franzos vorhanden, der ihnen in diesem Stücke einige Anleitung geben konnte oder wollte. Pontgrave selbst wäre zwar vor andern hierzu geschickt gewesen: allein aus Beysorge, den Herrn Poutrincourt, der ihm nicht sonderlich gewogen war, noch stärker gegen sich zu reizen, vermied er den oftmaligen Umgang mit ihnen. Zum Glücke hatte der Sagamo Nambertu, ein Mann, der bey seinem Volke in großer Hochachtung stund, etwas französisch begriffen, und suchete ihre Freundschaft mit größter Begierde. Denn er wollte nicht, gleich vielen seiner Landesleute, getauft seyn, ohne zu wissen, was das Christenthum sey? und das wenige, das man ihm davon beybringen konnte, machte ihm Lust, alles übrige von Grund aus zu wissen. Dieser Zufall war der günstigste, den unsere Missionarien wünschen konnten. Sie machten genaue Bekanntschaft mit ihm, und fanden einen höchstvernünftigen Mann an ihm.

Geschichte des Sagams Nambertu.

In der That hatte er nichts wildes an sich, als den äußerlichen Aufzug, nebst einem trotzigen Wesen. Lescarbot, der viel mit ihm umgegangen war, ertheilet ihm ein Lob, das man für übertrieben halten sollte, wofern man nicht wüßte, es gebe allenthalben Männer von so außerordentlichen Gaben, daß sie ihrer schlechten Erziehung und des Mangels an Unterweisung ungeachtet, sich über eine große Menge Personen, die weder an einem noch an dem andern Mangel litten, erheben. Man hatte ihm in der Taufe den Namen Heinrich beygeleget, weil Heinrich der große damals noch lebete. Er war nach Art der Wilden ein tapferer und erfahrner Kriegesmann; gleichwie denn besagter Lescarbot, der einen Helden aus ihm machet, seine Kriegesthaten in Versen besungen hat. Von Person war er ungemein groß, hatte ein erhabenes Wesen an sich, ja, wie man saget, so gar einen Bart, welches bey den Americanern etwas so ungewöhnliches ist, daß man geglaubet hätte, sein Blut müsse mit europäischem vermischet seyn, wenn er nicht vor Ankunft der Franzosen schon gelebet hätte. Nebst dem hatte er sich bey der ganzen Nation in ein Ansehen, darinnen vor ihm noch niemals ein Oberhaupt gestanden, gesetzet.

Die Bekanntschaft mit diesem berühmten Manne war den Missionarien um so viel angenehmer und nützlicher, weil er ehedem Autmoin gewesen war, welche Benennung die Acadier ihren Zauberern beylegen. Der P. Biart fragete ihn einstens, ob ihm denn der Teufel, den er so oft beschworen habe, jemals erschienen sey? Er antwortete, zuweilen sey es geschehen. „Allein, fuhr er fort, was mich antrieb, dieses Handwerk aufzugeben, war „dieses, daß er mir allezeit einiges Uebel zu stiften befahl.„ Man verhoffete, das Ansehen und der Beystand dieses wichtigen Neubekehrten werde bey seinen Landesleuten nicht ohne Wirkung bleiben; es dauerte aber dieser Vortheil nicht lange. Nambertu bekam die Ruhr. Zwar ließ er sich, als die Schwachheit zu groß wurde, in den französischen Wohnplatz

Seine letzte Krankheit.

1611. platz bringen, es nahm ihn auch der P. Masse in sein eigen Haus, und suchte ihn nebst dem P. Biart als eine Person, daran dem Anwuchse der neuen Pflanzstadt eben so viel gelegen war, als der Ausbreitung des Christenthums, wo möglich, zu retten: allein, es war vergeblich. Als der Kranke es merkete, verlangete er die letzte Oelung selbst, und ersuchte nachgehends den Herrn Biencourt, welcher bey damaliger Abwesenheit seines Vaters, das Regiment zu Königshafen führete, er möchte seinen verblichenen Körper in seinen Geburtsort bringen lassen, damit er daselbst bey seinen Voraltern begraben würde.

Die Missionarien sind seinetwegen verlegen.

Biencourt versprach es, weil er nicht sah, was es schaden sollte? Allein, der P. Biart setzete sich eifrig dagegen, und stellete allen beyden das daraus entspringende Aergerniß vor. Biencourt versetzete, er dürfe sein gegebenes Wort nicht wieder zurück nehmen; dagegen dürfe man ja nur die Grabstelle des Sagamo weihen. Der Jesuit behauptete, dieses gehe nicht an, wofern man nicht vorher alle daselbst verscharrete Ungläubige ausgrübe, welches die Indianer nimmermehr leiden würden, auch der Willensmeynung des Kranken gerade zuwider laufe. Doch er mochte sagen, was er wollte, so blieb Biencourt auf seinem Kopfe; und Mambertu, als er den Befehlshaber auf seiner Seite sah, wollte weiter von nichts hören.

Sein Tod.

Hierauf gieng der P. Biart weg, mit dem Bedeuten, weder er, noch sein Gefährte, werde mit dem Leichenbegängnisse etwas zu schaffen haben. Er kam aber bald darauf wieder, um dem Kranken die nöthige Handreichung zu thun, und ihm seinen Eigensinn zu benehmen. Dieses gelang ihm auch; Mambertu wurde durch seine liebreiche Verpflegung gewonnen, und überließ ihm die Wahl der Grabstelle. Bald darauf starb er, unter Bezeugung eines eben so lebendigen Glaubens und Vertrauens auf Gott, als an den alten Christen bewundert wird. Man begrub ihn mit solcher Pracht, als dem Statthalter selbst hätte geschehen können, und jedermann beklagete ihn aufrichtig.

P. Biart reiset unter die Abenaquis.

Einige Tage hernach reisete der Herr Biencourt mit dem P. Biart ab, um die ganze Küste bis an den Kinibequi, den sie weit aufwärts befuhren, zu besichtigen. Hier wurden sie von den **Canibas**, einer abenaquischen Nation, welche besagtem Flusse den Namen gab *k*), wohl empfangen, und mit Lebensmitteln, daran zu Königshafen einiger Mangel erschien, versorget. Zur Wiedervergeltung hielt der Missionarius mit Hülfe eines Wilden, welcher ganz gut französisch verstund, einige Predigten. Die Leute höreten sehr aufmerksam zu, und waren nach seiner Meynung nicht weit mehr vom Reiche Gottes. Kurz vorher wollten sich die Engländer an diesem Flusse niederlassen. Weil sie aber den Einwohnern übel begegneten, wurden sie von ihnen wieder weggejaget. Dagegen kamen die Franzosen den Canibas weit leutseliger vor. Sie pflegten wirklich einen so offenherzigen Umgang mit ihnen, daß man diese Nation als einen kräftigen Schlagbaum gegen unruhige Nachbarn, welche ihren Colonien keine andere Gränzen, als ihre Kräfte, setzen, zu gebrauchen verhoffete.

Seltsame Einbildung eines Wilden.

An seinem Orte war der P. Enemond Masse gleichfalls ausgereiset, um das Land und die Neigung der Einwohner zum Christenthume zu erkundschaften. Sein Wegweiser war ein Christ, des Mambertu Sohn, Namens Ludwig. Allein, der Pater war nicht weit gekommen, so wurde er gefährlich krank, und der Wilde ungemein bestürzt. Anfänglich dachte der Pater, es rühre des Kerls Bekümmerniß aus bloßer Liebe her: es zeigete sich aber

k) Vorzeiten sagte man Canibequi.

aber bald eine ganz andere Ursache. Als er sich einstens ungemein schwach befand, kam Ludwig zu ihm, und bath, er möchte doch dem Herrn Biencourt in einem Briefe melden, daß er an einer Krankheit sterbe; „denn sonst möchte man glauben, ich hätte dich erwürget. „Das lasse ich wohl bleiben, gab der Kranke zur Antwort, du könntest mich vielleicht „wirklich todtschlagen, und deine That hernach mit dem Briefe bemänteln„. Der Wilde begriff wohl, was das heißen sollte, schämete sich seiner Dummheit, und bath den Pater, er möchte doch, damit er außer allem Verdachte bleibe, seine Genesung bey Gott auswirken. Ich erzähle diesen Streich deswegen, weil er die Wilden ungemein gut abschildert. Bey mancher Gelegenheit sollte man glauben, sie hätten nur halbe Vernunft, dahingegen sie uns in tausend andern Fällen weit übertreffen.

1612.

Unterdessen gieng die Zeit weg, und die Pflanzstadt nahm mehr ab, als zu. Weil man den Landbau gänzlich hindansetzete: so mußte man beständig der Wilden Gnade leben; und dieser hungrige Zustand machte uns bey ihnen dermaßen verächtlich, daß kein Mensch ein Christ zu werden verlangete. Die Missionarien bekamen in der That fast niemand mehr zu taufen, als, wofern sie anders zeitig genug Nachricht davon erhielten, sterbende Kinder. Doch die Hauptquelle des Unheiles war das beständig schlechte Verständniß zwischen ihnen und den Befehlshabern zu Königshafen. Die Ungläubigen mußten es nothwendig gewahr werden; und dergleichen Umstände sind, wie die Erfahrung zu allen Zeiten gelehret hat, der Einführung des Christenthumes höchst hinderlich.

Entwurf zu einer neuen Pflanzstadt.

Herr von Poutrincourt war in Frankreich geblieben, und mit der Frau von Guercheville ganz zerfallen. Sie war bloß in der Absicht, ihn auf der Jesuiten Seite zu bringen, in Gesellschaft mit ihm getreten. Als aber dieses Mittel nicht wirken wollte, sann sie darauf, die Patres anders wohin zu versetzen, damit sie weiter nichts mit ihm zu thun haben, sondern ihres Berufs ungehindert abwarten möchten. Champlain suchte sie auf alle Weise mit dem Herrn de Monts in ein Verständniß zu bringen, ja er wurde für seine Redlichkeit Bürge: allein, sie wollte bloß deswegen, weil er ein Reformirter war, nichts davon hören. Sie bekam aber nachgehends Ursache genug, es zu bereuen. Denn hätte sie ihm die dreytausend und sechshundert Pfunde, die er zum Errichten eines Wohnplatzes am Lorenzflusse verlangete, ausgezahlet: so hätte sie alles folgende Unglück vermieden.

Die Missionarien gehen nach Pentagoet.

1613.

Sie schmiedete demnach einen andern Anschlag, darein die verwitwete Königinn nicht nur willigte, sondern auch zu dem Aufwande der Marquisinn, welches mit vieler Gutherzigkeit aber schlechter Ordnung und Einsicht geschah, etwas beytrug. Sie ließ zu Honfleur ein Schiff ausrüsten, und befahl dem Herrn de la Saussaye, welcher ihr Stattverweser in America seyn sollte, alles, was zu Errichtung einer neuen Pflanzstadt nöthig seyn möchte, an Bord zu nehmen. Das Schiff gieng den 12ten März 1613 unter Segel, und warf den 12ten May in dem Hafen la Haive Anker, woselbst Saussaye das Wapen der Frau von Guercheville aufrichten ließ. Kein Mensch hätte anders vermuthet, als er würde auch den neuen Wohnplatz hier errichten, indem la Haive unter die besten und schönsten Häfen in der Welt gehöret, der Boden aber vortrefflich ist. Allein, er blieb weder an diesem noch einem andern Orte Acadiens.

Von la Haive gieng er nach Königshafen, wo er, beyde Jesuiten mitgerechnet, nicht mehr als fünf Personen, und einen Apotheker als Befehlshaber antraf. Herr Biencourt war nebst dem größten Theile der Einwohner weit ins Land hinein gereiset, und suchte Le-

bens-

1613.

bensmittel auf. Saussaye nahm die Jesuiten an Bord, und befuhr die Küste bis an den Pentagoet, in welchen er einlief, und sich daselbst niederzulassen beschloß. Es liegt dieser Fluß, den die allerältesten Nachrichten den Norimbeguefluß nennen, fünf und vierzig Meilen vom Johannisflusse; zwischen beyden, doch in einer größeren Entfernung von jenem ist der Etechemin *l*). Vorzeiten war der ganze Landesstrich zwischen dem Königshafen, und dem Kinibequi mit den Wilden angefüllet, die voritzt unter dem Namen der Maleciten bekannt, aber zu einer sehr geringen Anzahl geschmolzen sind.

Beschreibung des Pentagoetflusses.

Die Mündung des Pentagoetflusses liegt unter vier und vierzig Grad, zwanzig Minuten. Sie ist ziemlich breit, gleicht an Gestalt einem Delta, und kann Schiffe von dreyhundert Tonnen einnehmen. Die umliegende Gegend ist höchst angenehm, und der Boden höchst fruchtbar. Es giebt da nicht nur dergleichen Bäume, als in Frankreich, und zwar von trefflicher Beschaffenheit, nämlich Eichen, Eschen, Ahorn, Buchen, sondern auch Fichten sechzig Schuh hoch, die aber eben so wenig, als die vier anderswo von mir erwähnte Tannengattungen, einen großen Kern haben. Der Herr Denys bemerket hiebey, die Bäume seyn zu Masten immer tauglicher, je weiter man gegen Mittag komme, und die in Neuengland besser, als die norwegischen. Dem ungeachtet hält er die letztern, ja überhaupt alle aus einer kalten Gegend kommende Masten für besser, als die aus einem gemäßigten Lande, folglich auch aus diesem Theile Acadiens, das von la Haive bis an den Lorenzfluß reichet.

Er untersuchet nachgehends die natürliche Ursache dieses Unterschiedes, nimmt als einen Grundsatz an, je dichter der Kern sey, desto tauglicher sey das Holz zu Masten, und behauptet hernach, in warmen Ländern, da die Tannen auf erhabenen Orten und in dürrem Boden wachsen, verzehre die Sonnenhitze die überflüßige Feuchtigkeit dieser Bäume und lasse den Kern nicht dick werden, sondern halte ihn dichter beysammen, und gebe ihm eine größere Festigkeit. Fast eben dergleichen Wirkung erzeiget nach seiner Meynung auch die heftige Kälte in Norden. Sie zieht das Holz zusammen, also, daß ihm der Saft nicht so viel Nahrung zuführet, daß der Kern davon aufschwellen könnte. Dahingegen in einem gemäßigten Lande das Wachsthum des Kerns nicht die geringste Hinderniß findet, folglich das Holz schwächer und zerbrechlicher wird.

Man findet am Pentagoet eine Menge Bären, welche Eicheln fressen, und gleich denen in Acadia ein weißes zartes Fleisch, wie Kalbfleisch, haben; ferner giebt es viele Orignaux, einige Biber, wenige Fischottern, wohl aber Hasen, Rebhüner, Schildkröten, Trappen und dergleichen Wild, im Ueberflusse. Vor der Mündung liegen einige Inseln, an denen man eine Menge Makrelen fängt, absonderlich an der Insel des wüsten Gebirges, die man bey dem Einlaufen zur rechten Hand liegen läßt. Die Engländer treiben eine starke Handlung nach den Antillen damit. Der Häring ist da etwas seltenes, hingegen eine kleinere und schlechtere Gattung von ihm, die man Gasparot nennet, etwas sehr häufiges. Auch fängt man im Winter viel Stockfische. Zwischen dem Pentagoet und Kinibequi gab es ehemals die wilde Nation der Armuchiquois, davon Champlain und Lescarbot öfters reden. Es waren falsche diebische Kerl, welche nie Freundschaft mit den Franzosen machten, und endlich weiter gegen Neuengland fortzogen.

So

l) Voritzt führet er bloß den Namen, den ihm die Wilden beylegen, nämlich Peskadamiukkanti.

So war die Gegend beschaffen, da Saussaye die Pflanzstadt der Frau Guercheville anlegete. Er stieg am nordlichen Ufer aus, und warf in der Eile eine kleine Verschanzung auf, die er zum lieben Heilande (S. Sauveur) benennete. Alle seine Leute, die sich auf fünf und zwanzig Personen beliefen, kamen bald unter Dach, weil die Matrosen, an der Zahl fünf und dreyßig, ihnen hülfliche Hand leisteten, und jedermann mit großem Eifer arbeitete. Als die Häuser fertig waren, schritt man zum Landbaue; und unterdessen nahm der P. Biart nebst dem Lieutenante des Herrn de la Saussaye, Namens **la Motte le Vilin**, eine Reise ins Land hinein vor, um zu sehen, wie die Gesinnung der Wilden in dieser Gegend etwa beschaffen seyn möchte. Auf dieser Reise begegnete ihm etwas sehr seltsames.

1613.

Wo die Pflanzstadt der Frau von Guercheville lag.

Als er an ein gewisses Dorf kam, hörete er ein entsetzliches Geheule. Er dachte, man beweinete irgend einen Verstorbenen; es sagete ihm aber ein Wilder, der ihm ungefähr begegnete, es wollte ein Kind sterben, und komme er noch eben recht, es zu taufen, wenn er hurtig zugehen wolle. Sogleich rennete der Missionarius fort, und sah, als er ins Dorf kam, daß alle Einwohner rechts und links in zwo Reihen stunden. In der Mitte war der Vater, der den kleinen Kranken auf den Armen hielt, und bey jedwedem Seufzer desselbigen ein solches Geschrey erhub, darüber man lieber hätte erschrecken als mitleidig werden mögen. Alle Anwesende stimmeten eben so fürchterlich mit ein, und alle umliegende Wälder erschalleten von diesem Gebrülle.

Wunderlicher Gebrauch der Maleciten.

Unterdessen fragete der Missionarius den Vater, ob er ihm erlaubete, sein Kind zu taufen? Der gute Mann legete es ihm statt der Antwort auf die Arme; der Pater gab es dem Herrn de la Motte, ließ sich Wasser bringen und taufete es. Währender Handlung war eine große Stille, und schien es, als ob die Indianer von dieser Handlung eine außerordentliche Wirkung erwarteten. Der Diener Gottes merkete es, und voll wahrhaftig apostolischen Vertrauens, beschwur er den Herrn mit lauter Stimme, er wolle doch zum Besten dieses zwar blinden aber doch gelehrigen Volkes einen Strahl seiner Macht aus dem Busen seiner Barmherzigkeit ziehen.

Ein sterbendes Kind wird vom Taufen gesund.

Nach geendigtem Gebethe gab er das Kind seiner Mutter, und befahl, es an die Brust zu legen. Sie that es, das Kind saugte eine lange Zeit, und befand sich hernach eben so gesund, als wenn es nie krank gewesen wäre. Wer kann das Erstaunen der Wilden über diese unverhoffte und schleunige Genesung beschreiben? Sie stunden eine Zeit'ang als geschnitzte Bilder da; und der Missionarius zog aus dieser wundervollen Begebenheit allen erwünschten Nutzen. Man hielt ihn für einen vom Himmel herab gekommenen Mann; und er hätte von dieser günstigen Neigung alles in der Welt hoffen können, wofern er nicht wenige Tage hernach alle seine Anschläge und seine ganze Hoffnung hätte aufgeben müssen.

Ehe die neue Pflanzstadt zum lieben Heilande eine rechte Gestalt gewinnen konnte, warf ein unvermutheter Sturm sie gänzlich über den Haufen. Samuel Argall war mit eilf englischen Schiffen aus Virginien ausgelaufen und wollte an der Insel des wüsten Gebirges den Fischfang treiben. Unterwegens vernahm er, es hätten sich Ausländer am Pentagoet niedergelassen. Er vermuthete sogleich, es müßten Franzosen seyn; und ungeachtet beyde Kronen damals im Frieden mit einander lebeten, so beschloß er doch, sie wegzujagen.

Eilf englische Schiffe kommen an den Pentagoet.

1613.

gen. Seine Befugniß hiezu gründete er auf die Erlaubniß, welche König Jacob der I seinen Unterthanen gegeben hatte, sich bis auf fünf und vierzig Grade niederzulassen: er glaubete also, weil die Franzosen schwach wären, so könne er sie kecklich für unbefugte Besitzer ansehen. Unterdessen betrieget sich der Geschichtschreiber von Virginien offenbar, wenn er diese Begebenheit ins 1618 Jahr setzet, da Argall Generalgouverneur von Virginien war; denn es widersprechen ihm hierinnen alle damals lebende Geschichtschreiber, und unleugbare Urkunden.

Nehmen die Schanze weg.

Vermuthlich hatte er nur ein einziges Kriegesschiff zur Bedeckung der übrigen, auf den Fischfang ausgerüsteten, bey sich, wenigstens doch erblicketen die Franzosen anfänglich nur eines, das mit vollen Segeln und der englischen Flagge herbey kam. Saussaye setzete sich auf alle Fälle in Bereitschaft. Er selbst blieb auf dem Lande; la Motte sollte das Schiff, welches auf der Rhede lag, vertheidigen. Es fehlete aber allen beyden an schwerem Geschütze; dahingegen Argall vierzehn Stücke hatte. Dieser letztere gieng sogleich auf die Schanze los, beschoß sie erstlich eine Zeitlang nur von weitem, kam hernach näher, und machete ein gewaltiges Feuer aus dem kleinen Geschütze, davon viele Leute blieben, unter andern auch ein Jesuiterbruder, Namens du Thet, über dessen wirkliche oder angebliche Tapferkeit Johann Laet sehr übel zu sprechen ist.

Weil Saussaye wohl sah, daß er bey längerem Widerstande alle seine Leute einbüßen würde: so ergab er sich. La Motte mußte bald darauf ein gleiches thun. Sein Steuermann aber, der es nicht für rathsam hielt, den Engländern zu trauen, lief mit noch drey andern in den Wald. So bald Argall überall Meister war: so riß er das Kreuz nieder, bey welchem die Mißionarien, bis zum künftigen Kirchenbaue, die Gläubigen zur Zeit der öffentlichen Gebether versammelten. Nachgehends durchsuchte er des Saussaye Kasten; und als er seinen Bestallungsbrief darinnen fand, steckete er ihn ohne jemandes Gewahrwerden zu sich.

Argalls Schelmerey.

Als ihn Saussaye des folgenden Tages besuchete: so fragete er nach seiner Bestallung. Jener gab zur Antwort, sie liege in seinem Kasten, suchete sie auch so gleich, konnte sie aber zu seinem größten Erstaunen nicht finden. Argall nahm hierauf ein ernsthaftes Wesen an sich, schalt ihn für einen Seeräuber, der den Strang verdienete; und gab so gleich den Wohnplatz nebst dem Schiffe preiß. Als dieses geschehen war, schien er auf Zureden der Jesuiten, mit denen er anfänglich ganz höflich umgieng, sich zu besänftigen; ja er both den Franzosen zu ihrer Rückreise nach Frankreich eine Barke, oder Schaluppe mit einem Ueberlaufe an. Es konnte aber das Fahrzeug sie nicht alle fassen.

Hierauf stellete es Argall einem jedweden, der ein Handwerk verstehe, frey, mit ihm nach Virginien zu gehen. Er versprach dabey, es solle ihnen ihre Religionsübung ungewehret seyn; und wer nach einjährigem Dienste nicht länger bleiben wolle, der solle nach Frankreich gebracht werden. Viele ließen sich dieses Anerbiethen gefallen; ja der Herr de la Motte, auf welchen der englische Hauptmann eine sonderbare Gewogenheit warf, wollte selbst mitgehen. Der Pater Biart ebenfalls. Zween andere Jesuiten, welche Saussaye aus Frankreich mitgebracht hatte, giengen ebenfalls an Bord, um auf ein englisches Schiff, das bald nach Europa absegeln sollte, zu treten. Dergestalt war die Barke

ke groß genug, die übrigen Franzosen, nebst ihrem Befehlshaber und dem Pater Masse, der sie nicht verlassen wollte, zu fassen.

1613.

Ihre einzige Bekümmerniß war, daß es ihnen an einem Steuermanne fehlete. Aber als sie eben am Tage ihrer Abreise, oder doch am folgenden, an der Küste herfuhren, und den Königshafen zu erreichen suchten: so erblicketen sie den Lamets am Strande, nahmen ihn an Bord, und richteten ihren Lauf nach Acadia. Sie fuhren über die Franzbay, ohne zu Königshafen zu landen, und begegneten jenseits la Haive einem Schiffe von St. Malo, das sie alle mit einander an Bord nahm, und glücklich in nurbesagte Stadt brachte. Mit denen, welche dem Hauptmanne Argall nach Virginien folgeten, lief es nicht so glücklich ab. Als sie nach Jamestown kamen, verdammete sie der Generalgouverneur, als Seeräuber zum Tode. Argall machete zwar alle mögliche Vorstellungen dagegen: allein, er mußte hören, er habe die Gränzen seiner Gewalt überschritten; und da der französische Hauptmann keinen Bestallungsbrief aufzuweisen habe, so gebühre ihm kein anderes Trinkgeld, als einem Seeschwärmer. In dieser Angst wußte Argall, um so viele unschuldige Leute vom Tode zu erretten, kein ander Mittel, als daß er den Schimpf lieber über sich nahm, und den Bestallungsbrief des Herrn de la Saussaye hervorzog. Bey dem Anblicke desselbigen ließ der Statthalter seinen Grimm zwar sinken, beschloß aber doch auf der Stelle, alle Franzosen aus Acadia zu verjagen; alles unter dem Vorwande, das Land gehöre, vermöge des königlichen Ausschreibens, der großbritannischen Krone. Die Ausführung wurde eben diesem Argall aufgetragen. Man gab ihm drey Schiffe mit, auf welche er alle vom lieben Heilande weggenommene Franzosen an Bord brachte. Unterwegens erfuhr er, es sey ein französisches Schiff in den Pentagoet eingelaufen, suchete es auf, fand es aber nicht. Doch richtete er das engländische Wapen an eben der Stelle auf, wo der Frau von Guercheville ihres gewesen war. Hernach gieng er an die Kreuzinsel, und verwüstete alles, was von dem ehmaligen Wohnplatze des Herrn de Monts noch aufrecht stund. Eben dieses that er auch zu Königshafen, wo er keine lebendige Seele antraf. Innerhalb zween Stunden verzehrete das Feuer alles, was die Franzosen in einer Pflanzstadt besaßen, daran sie mehr als hundert tausend Thaler gewendet, und viele Jahre gearbeitet hatten, ohne bey diesem allen an die geringste Anstalt gegen einen plötzlichen Ueberfall zu gedenken. Niemand verlor mehr dabey, als der Herr von Poutrincourt. Er gedachte auch seitdem nicht ferner an America. Laet saget, er sey wieder in Kriegesdienste, darinnen er sich schon vorher durch viele schöne Thaten hervorgethan hatte, gegangen, und auf dem Bette der Ehren gestorben.

Als Argall in Acadia weiter nichts zu thun hatte: so dachte er auf die Rückreise nach Jamestown, nahm auch die Franzosen, nachdem sie Zuschauer von der Zerstörung des Königshafens gewesen waren, wieder mit sich auf die Flotte. Kaum war er an Bord gegangen: so erschien ein Franzos am Strande, winkete, er habe etwas zu eröffnen, und sagete hernach, als der Befehlshaber sich sehen ließ: er möchte dem spanischen Jesuiten, Namens Biart, nicht trauen, denn er werde ihm gewiß einen schlimmen Streich spielen, wenn er sich nicht vorsehe. Nun war Biart zwar von Grenoble gebürtig: allein in Frankreich suchete man damals die Jesuiten unter andern auch dadurch verhaßt zu machen, daß man sie für heimliche Anhänger des Hauses Oesterreich ausgab. Man merkete bald, daß

Wie es den Franzosen ergieng.

1613. Argall die Rede des Franzosen zu Herzen genommen hatte, wie er denn Willens war, die Mißionarien gleich nach seiner Ankunft in Virginien, auf die Seite zu schaffen. Allein, die Sache lief weit anders ab. Ein dreytägiger entsetzlicher Sturm zerstreuete die drey englischen Schiffe, das kleineste, welches nur eine mit drey Mann besetzete Barke war, kam gar nicht wieder zum Vorscheine. Argall brachte das seinige glücklich nach Virginien. Das dritte unter dem Hauptmanne **Turnel**, das die drey Jesuiten am Bord hatte, wurde weit nach Norden verschlagen, und endlich von einem ungestümen Südweste an die Azoren gejaget.

Schöne That dreyer Jesuiten.

Hier durften die Jesuiten, denen der Hauptmann sehr übel mitgefahren war, sich nur melden, und die erlittene übele Begegnung klagen, so wären sie gewiß gerächet worden: es war auch dem **Turnel**, als er wider seinen Willen auf der Rhede von **Fayal** ankern mußte, nicht zum Besten bey der Sache. Gleichwohl setzete er ein so großes Vertrauen in die Gelassenheit dieser Mönche, daß er bath, sie möchten doch, wenn das Schiff durchsuchet würde, zugeben, daß er sie verbergen dürfte. Sie thaten es gern; der Hauptmann bekam hierauf Erlaubniß, alles, was er wollte, einzukaufen, und setzete sodann seine Fahrt glücklich fort. Allein, bey seiner Ankunft in England, gerieth er in große Noth. Er hatte keinen Bestallungsbrief aufzuweisen; und ob er gleich den Zufall, der ihn von seinem Befehlshaber getrennet hatte, zu seiner Entschuldigung anführete: so hielt man ihn doch für einen aus Virginien entlaufenen, und setzete ihn ins Gefängniß, daraus er bloß auf das Zeugniß der Jesuiten kam. Von dieser Zeit an konnte er sie nicht genug loben. Ueberhaupt wurde ihnen bey ihrem Aufenthalte in England mit aller Höflichkeit begegnet. Endlich machete sie der französische Bothschafter zu London, Herr von **Biseau**, los, und schickete sie nach Calais.

Am französischen Hofe entstund zwar über die Unternehmung der Engländer ein großer Lärm. Weil aber das Unglück im Grunde nur einzelne Personen betraf: so verrauchte die erste Hitze bald. Der Herr von Poutrincourt regete sich gar nicht, weil er bey Hofe in keiner sonderlichen Gnade stund. Die Frau von Guercheville schickete den Saussaye nach London, und verlangete die Auslieferung ihrer Güter, nebst einer Schadloshaltung für das Unrecht, das ihr wider alles Völkerrecht angethan worden sey: sie mußte aber zufrieden seyn, daß man ihr nur einen Theil ihres Verlangens zugestund; und nunmehr erkannte sie, wiewohl zu spät, daß sie dem Einrathen des Herrn Champlain hätte folgen sollen. Champlain selbst schiebt die Schuld größtentheils auf den P. **Cotton**; weil die Frau von Guercheville ohne desselbigen Gutheißen nie das geringste unternommen habe. Allein, obgleich Champlain für die Redlichkeit des Herrn de Monts gut gesaget hatte; wäre es dem ungeachtet wohl rathsam gewesen, die Aufsicht über eine Unternehmung, welche hauptsächlich auf die Ausbreitung des katholischen Glaubens in Canada abzielete, einem Reformirten anzuvertrauen?

Die Wahrheit zu sagen: so hatte jedermann gefehlet; einige aus allzugroßem Mistrauen; andere aus Begierde, im Augenblicke, nicht nur ihren Vorschuß, sondern auch einen reichlichen Gewinn wieder einzustreichen; manche aus Mangel der Erfahrung; manche, weil sie sich die Zeit nicht nahmen, die Beschaffenheit des Landes zu untersuchen. Herr de Monts wollte seinen ausschließenden Freyheitsbrief zum Austreiben eines Stück Geldes,

Geldes, damit er die Kosten zu seiner Einrichtung bestreiten könnte, gebrauchen. Es hätte ihm aber eine Handlung ohne Außschluß anderer diese Kosten überflüßig verschaffet, wofern er nur vor allen Dingen einen sichern und zur Unterstützung aus Frankreich bequemern Ort zu seinem Wohnplatze erwählet hätte. Als Herr von Poutrincourt das Eigenthum von Portroyal erhielt: so hätte er so viel Land besäen sollen, daß seine Leute nie einigen Hunger besorgen durften. Wäre seine Schanze nur mit dreyßig wohlbewehreten Leuten besetzet gewesen: so hätte Argall sich nicht einmal unterstanden, sie anzugreifen. Der Herr de la Saussaye hätte, nach genommenem Besitze von la Haive, daselbst verbleiben sollen; so wäre er nie angegriffen worden. Denn die Engländer hegeten keine andere Absicht, als an der Insel des wüsten Gebirges Fische zu fangen: sie waren auch nicht stark genug, sich nach Acadia zu wagen, woselbst, allem Vermuthen zu Folge, die Franzosen auf ihrer Hut stehen mußten. Nebstdem besaßen sie nicht die geringste Kenntniß von besagtem Hafen, in welchen man das Einlaufen sehr leicht verwehren kann. An ihrem Orte versah es die Frau von Guercheville darinnen, daß sie ihre Unternehmung niemanden, der das Land bereits kennete, auftrug; und es ist nicht zu begreifen, warum die beyden Mißionarien, welche schon zwey Jahre daselbst zugebracht hatten, dem Herrn de la Saussaye dergleichen Erinnerung nicht gaben. Denn ohne Zweifel hatte er Befehl, ihrem Rathe zu folgen. Das allerwunderbareste ist dieses, daß alle folgende Versuche der Franzosen, sich in diesen mittägigen Gegenden niederzulassen, gleichfalls fruchtlos abliefen, und zwar bloß deswegen, weil man die alten Fehler immer wieder begieng, und sich niemals besser vorsah.

1613.



Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Viertes Buch.

1609-1615.

Nachdem Quebec angeleget war, und die Frau von Guercheville mit dem Herrn de Monts gemeinschaftliche Sache machen wollte: so brachte dieser noch einmal eine eigene Gesellschaft zusammen. Die Herren Champlain und Pontgrave verbanden sich fester, als jemals mit ihm, und giengen im Jahre 1610 zu Schiffe. Der letztere, um den Pelzhandel zu Tadussac zu treiben, jener hingegen, um seine Pflanzstadt Quebec zu besehen, und ihre Aufnahme zu befördern.

Zustand von Quebec im Jahre 1610.

Er fand hier alles in einem bessern Zustande, als er vernünftiger Weise vermuthen konnte. Die Rocken- und Weizenernte von der jährigen Saat war vortrefflich ausgefallen. Zwar hatte er auch Weinstöcke gepflanzet: sie wurden aber in seiner Abwesenheit von seinen Leuten wieder ausgerissen; gleichwie es denn in der That nicht das geringste Ansehen zu ihrem Fortkommen hatte. Ueberdieses war jedermann gesund und aufgeräumt. Die benachbarten Wilden waren die Algonquinen a), weiter unten, gegen Tadussac, wohneten die Montagnezen. Das Bündniß mit beyden fiel den Franzosen um so viel leichter zu schließen, weil sie ihnen im geringsten nicht zur Last, sondern vielmehr, wenn sie in Noth stacken, zur Hülfe gereicheten. Denn es gieng ihnen zuweilen höchst elend, absonderlich wenn die Jagd schlecht ablief, gleichwie zum öftern geschah.

Champlain bekrieget die Wilden.

Doch der größte Vortheil, den diese Leute von den Franzosen verhoffeten, war ihr Beystand gegen die Iroquesen. Schon im Frühlinge des 1609 Jahres ließ sich Champlain von einer zum Feldzuge fertigen Partey Huronen, Algonquinen und Montagnezen bereden, eines mit ihnen zu wagen. Denn er verhoffete, mit Hülfe dreyer damals noch ziemlich zahlreichen Nationen, die ihr eigenes Bestes auf das genaueste mit den Franzosen verband, alle übrige, die seine Anschläge hindern wollten, allmählig zu bezwingen. Es fehlete auch diesem Entwurfe in so fern nicht an Wahrscheinlichkeit: allein, Herr Champlain dachte nicht daran, daß es den Iroquesen, welche ganz allein allen auf hundert Meilen um sie wohnenden Wilden schon seit langer Zeit die Wage gehalten hatten, an dem Bey-

a) Ehemals sagete man Algumekinen.

1609-15.

Beystande gewisser über die Franzosen eifersüchtigen Nachbarn nimmermehr fehlen werde, und zum Unglücke wurden diese Nachbarn sehr bald weit mächtiger in America, als wir.

Die Holländer lassen sich in Neu-Belgien nieder.

In der That landete eben in diesem Jahre, Heinrich Hudson, ein gebohrner Engländer, der auf Befehl der holländischen ostindischen Gesellschaft einen Weg nach China über Nordamerica suchen sollte, nachdem sein Vorhaben mislungen war, am **Cap Codd**, strich hernach beständig gegen Süden an der Küste her, und entdeckete auf vierzig Grad Norderbreite eine große Bay, darinnen er einlief. Hier fand er einen Fluß, befuhr ihn sechzig Meilen weit aufwärts, und benennete ihn nach den Landeseinwohnern **Manhatte**.

Gleich im folgenden Jahre schicketen einige amsterdamer Kaufleute Schiffe nach diesem Flusse, um Pelzwerk da einzutauschen. Im Jahre 1615 wurde auf eben der Stelle, wo voritzt die Stadt **Manhatte** steht, eine Schanze aufgeworfen; und die ganze Landschaft bekam den Namen **Neubelgien**. Mit der Zeit erbaueten die Holländer auch die Oranienschanze weiter gegen Norden. Der Verfasser des engländischen America, **Richard Blome**, giebt vor, Hudson habe das Land ohne Vorwissen seines Herrn, des Königes von England, an die Holländer verkaufet; es habe sie aber **Samuel Argall** zur Zeit seiner virginischen Statthalterschaft heraus gejaget, und König Jacob der I ihnen bloß vergönnet, auf ihren Reisen nach Brasilien Wasser da einzunehmen; seitdem sey kein Wohnplatz mehr da gewesen. Aber zu geschweigen, daß es dieser Erzählung an Wahrscheinlichkeit fehlet, so widerspricht der Verfasser sich selbst. Denn er saget unmittelbar darauf, es hätten die Bevollmächtigten des König Karls des II, die Stadt Manhatte, von den Holländern **Neu-Amsterdam** genannt, in Besitz genommen, und dreyzehn Jahre hernach habe sie der Ritter **Robert Car** aus der Stadt und dem Schlosse Oranien, welches nachgehends Albany genennet wurde, verjaget.

Nebstdem ist es auch sonst bekannt, nicht nur, daß die Holländer damals noch, wo nicht das ganze Land, doch wenigstens ein ziemliches Stück davon besaßen, sondern auch, daß der Name **Neubelgien**, bis auf Karln den II dauerte, und daß die Schweden ihre Nachbarn auf der Westseite waren, indem das von ihnen also genannte **Neu-Schweden**, voritzt Neu-Yersey heißt. Unter Karl dem II mußten die Holländer, nach mancherley ausgestandener Beunruhigung, ihr Neu-Belgien gegen Surinam vertauschen; wiewohl es jedweder Person freygestellet blieb, ob sie da bleiben, oder wegziehen wollte, und die meisten das erstere beliebten. Karl schenkete das Eigenthum davon seinem Bruder, dem Herzoge von York und nachmaligem Thronfolger, worauf der Name Neubelgien in **Neu-York** verwandelt wurde. **Oranien** hieß nunmehr Albany. Weil aber viele holländische Haushaltungen daselbst verblieben: so gebraucheten sie die alte Benennung immerfort; und die Franzosen in Canada nennen den Ort gleichfalls nicht anders. Oberhalb besagter Stadt liegt eine Schanze mit einem Flecken, an der iroquesischen Gränze. Weil sie nun den Namen **Corlar** führet: so pflegen nur erwähnte Wilde den Statthalter von Neu-York nur **Corlar** zu nennen.

Zum Beschlusse dieser Ausschweifung, deren Nothwendigkeit aus der Folge dieser Geschichte erhellen wird, muß ich noch erwähnen, daß die Holländer, so lange sie diese Landschaft, welche eine der fruchtbaresten in ganz Nordamerica ist, besaßen, uns nie öffentlich beleidigten, gleichwie die Engländer nachgehends bey aller Gelegenheit thaten. Allein, als Herr Champlain, seinen Bundesgenossen zum Besten, zur Unzeit Händel mit den Iroquesen anfing: so verkaufeten sie diesen letztern Schießgewehr und Pulver. Dadurch se-

1609-13.

ßeten sie diese Wilden in den Stand, uns großen Schaden zu thun, und nöthigten uns, die andern Wilden gleichfalls mit Feuergewehre zu versorgen, ungeachtet ihnen nach den Regeln einer gesunden Staatskunst der Gebrauch desselbigen hätte gänzlich unbekannt bleiben sollen. Unterdessen muß man doch gestehen, daß die Absicht des Herrn Champlains gut war. Er gedachte, bloß die Iroquesen zu demüthigen, unter allen canadischen Völkerschaften Friede zu stiften, und sie in ein Bündniß mit uns zu ziehen. Lief nun die Sache ganz anders ab, als er verhoffete: so liegt die Schuld bloß an solchen Zufällen, die niemand vorher sehen konnte, keinesweges an ihm.

Erster Zug des Herrn Champlains gegen die Iroquesen.

Doch dem sey wie ihm wolle, er gieng mit seinen Bundesgenossen zu Schiffe, lief hernach aus diesem Flusse in einen andern, welcher voritzt Sorel heißt, sonst aber lange Zeit der Iroquesenfluß hieß, weil diese Wilden, wenn sie in unsere Pflanzländer streifen wollten, gemeiniglich diesen Fluß herab kamen. Als er diesen funfzehn Meilen weit aufwärts geschiffet war: so kam er an einen Wasserfall *b*), darüber man die Schaluppen unmöglich bringen konnte. Doch es schreckete ihn weder diese Schwierigkeit ab, noch das betrügerische Vorgeben der Wilden, als welche ihn versichert hatten, der Weg zu den Iroquesen sey völlig frey. Er schickete seine Schaluppe nach Quebec zurück, und blieb nebst noch zween Franzosen, die ihn nicht verlassen wollten, bey seinen Bundesgenossen.

Schlechte Vorsichtigkeit der Wilden.

So bald man über den Fall weg war, rückete man mit größerer Vorsichtigkeit, als bisher, fort. Man machete bey guter Zeit Halte, und verwahrete sich auf der Landseite mit einem guten Verhacke; indem die Wilden auf der Wasserseite sich nie verschanzen, weil man sie da nie angreift. Nur bringt man die Kähne in guter Ordnung ans Ufer des Flusses, oder Sees; und es müßte der Ueberfall ungemein schnell geschehen, wenn man nicht, ehe die Verschanzung überstiegen wird, in die Kähne springen, und davon fahren könnte. So bald man sich gelagert hat, schicket man eine Partey auf Kundschaft aus. Es hat aber dieses erkundschaften wenig auf sich. Die Partey waget sich nie sonderlich weit; und sobald sie meldet, es sey kein Feind zu spüren, machet sich niemand einigen Kummer. Jedermann im ganzen Lager schläft nach Belieben, ja man besetzet nicht einmal den Eingang mit einer Schildwache. Freylich empfinden sie die Folgen dieser dummen Anstalten alle Tage; dem ungeachtet bleiben sie doch dabey. Die einzigen Iroquesen haben jederzeit bey ihren Kriegen eine größere Vorsichtigkeit gebrauchet; eben dieses ist auch ohne Zweifel eine von den Ursachen ihrer beständigen Ueberlegenheit. Denn übrigens waren ihre Feinde nicht nur eben so tapfer, sondern auch an Menge weit stärker, als sie.

Stellete Champlain seinen Bundesgenossen ihre Unbesonnenheit und die Gefahr, darein sie sich stürzeten, vor: so bekam er zur Antwort, wer den ganzen Tag arbeite, der müsse bey der Nacht ruhen. Doch, so bald man den Feind in der Nähe vermuthete, brachte er es so weit, daß die Partergänger ihre Schuldigkeit besser thaten, imgleichen daß man nur bey Nacht fortrückete, und bey Tage kein Feuer anzündete. Die Hauptursache der Sorglosigkeit bey den Wilden rührete von dem großen Vertrauen auf ihre Zauberer her, welche Champlain Pilotois und Ostemois nennet. So bald man ausgestiegen war, und sich gelagert hatte, erbauete sich der unter dem Heere befindliche ein Hüttchen von Pfählen, und deckete die Haut, damit er selbst bekleidet war, darüber. Nachgehends trat er ganz nackend hinein, und alle Kriegesleute stelleten sich in einen Kreis herum. Darauf sprach er etliche Worte, die zwar niemand verstund, sie sollten aber eine Anrufung der

Betrügerey der Zauberer.

b) Man nennet ihn voritzt den Chambly-Fall.

Pl. IV.

Karte von dem Fluße Richelieu und dem See Champlain

Nach den Manuscripten des Schatzes von Karten Gründrißen und Tagebüchern der Marine entworfen Von N.B. Ingr. de la Marine 1744.

Maaß-stab.
Gemeine Französische See-meilen
1 2 3 4 5 6 7

Insel Richelieu
Sorel
F. Richelieu zerstöhret
Insel Iesus
Insel Montreal
Stadt Maria
SANCT LAURENTZ FLUSS
I. Plat
Fort de l'Assomption
FLUSS RICHELIEU de Sorel od. der Iroquesen
I. aux Cerfs
Becken bey St. Louis
F. Chambli
wo das Fort St. Louis gewesen
Magazine
I. St. Therese
Waßerschuß St. Jean
Fort St. Therese zerstöhret
Nuß Insel
Fl. à la Colle
I. aux deux Testes od. zun 2 Kopfen
Fl. Brochet od. Hecht Fluß
R. du Rocher od. Felsen Fl.
Bay Michiscuy
Fl. Michiscouy
Eisen Spitze
Fl. Chasy
Apfel Spitze
I. la Motte
Cap Scoumouton
SEE CHAMPLAIN
Sud Fl.
Fl. S. Amant
Castor Fl.
Sand Fluß
R. à la Moüelle od. Mark Fluß
Ratten Fl.
I. au Chapon
Sand Spitze
Bay Corlar
Inseln der 4 Winde
Gyps Spitze
Bley Grube
Gespaltener Felsen
Cedern Insel
Fischotter Fluß R. aux Loutres
Schlucht Spitze
Schieferbruch
Haupthaar Spitze
Fort St. Frideric
Alaunen Grube
Fl. Orange
Bley Grube
Entspring des Sees St. Sacrement
See S. Sacrement



des Kriegesgottes seyn. Bald darauf meldete er, die Gottheit sey auf sein Rufen erschienen, und habe ihm dieses oder jenes kund gethan. Endlich stund er auf; denn bisher war er immer auf der Erde liegend geblieben; er brüllete, tobete, schien ganz außer sich zu seyn, und das Wasser rann ihm über den ganzen Leib häufig herab.

1609-13.

Zuweilen wurde die ganze Hütte erschüttert. Die Anwesenden schrieben es der Gegenwart des Geistes zu, und erinnerten den Herrn Champlain, auf dieses vermeynte Wunder fleißig Acht zu geben. Allein, er hatte wohl gesehen, wie der Zauberer an die Pfähle stieß, und lachete also nur darüber. Einstens sollte nach ihrem Vorgeben oben zur Hütte Feuer heraus schlagen. Es erschien aber keines; vermuthlich weil Champlain gar zu genau Achtung gab. Die Sprache, in welcher sie ihre Anrufungen verrichten, hat mit keiner einzigen wilden Sprache die geringste Verwandtschaft, und besteht sie vermuthlich nur aus unförmlichen Tönen, die ihnen ihre erhitzte Einbildungskraft auf der Stelle eingiebt. Sie verändern dabey ihre Stimme auf verschiedene Weise; bald brüllen sie mit einer Ochsenstimme, und das in ihrem eigenen Namen, bald zwitschern sie so gezwungen, wie etwa unsere Marionetten, und sodann redet der Geist.

Meistentheils geschieht gerade das Gegentheil ihrer Weißagung. Allein, es fehlet ihnen, um ihr bisheriges Ansehen zu erhalten, nie an einer guten Ausrede. Doch es ist das Schicksal aller Zeiten, daß der Mensch, aller seiner List ungeachtet, sich bey solchen Gelegenheiten, da er am allerfleißigsten auf seiner Hut stehen sollte, am allerleichtesten betrügen läßt.

Champlainsee

Das Land, welches Champlain bey diesem Zuge durchreisete, kam ihm allenthalben ungemein schön vor, und ist es auch in der That. Alle Inseln liefen voll Hirsche, Rehe und andere dergleichen Thiere, und versorgeten das Heer mit Lebensmitteln bis zum Ueberflusse. Absonderlich wimmelte alles von Bibern, weil man wegen Nähe der Iroquesen ihre Jagd nie lange treiben durfte, folglich verschaffete der Krieg diesen Thieren die meiste Sicherheit. An Fischen fehlete es noch weniger, weder im Flusse, noch in einem gewissen großen See, durch welchen er seinen Lauf nimmt, und welchem Herr Champlain seinen Namen, den er auch bis auf den heutigen Tag führet, beylegete. Er ist über zwanzig Meilen lang, in der Mitte zehn bis zwölfe breit, und von eyrunder Gestalt.

Sacramentsee.

Befindet man sich in der Mitte des Sees: so erblicket man gegen Mittag und Abend ungemein hohe Gebirge, darunter die am weitesten, das ist auf fünf und zwanzig Meilen entfernete, fast beständig voll Schnee liegen. Die zwischen ihnen befindlichen Thäler sind sehr fruchtbar, und wurden damals alle mit einander von Iroquesen bewohnet. Heutiges Tages aber sind nur noch die mittägigen von ihnen bewohnet, und nach eben dieser Gegend war der Zug unserer Kriegesleute gerichtet. Zu Ende des Sees findet man wieder einen Wasserfall, und kömmt hernach in einen andern See, welcher nur vier bis fünf Meilen in die Länge hat, und der Sacramentsee heißt. Die Gegend, dahin die Wilden gedachten, lag zwar noch um ein ziemliches weiter hin: der Feind ersparete ihnen aber die Mühe, so weit zu gehen, und begegnete ihnen, wiewohl zufälliger Weise, im Champlainsee.

Beyde Parteyen treffen einander an.

Seit einiger Zeit frageten die Oberhäupter der Bundesgenossen den französischen Anführer alle Tage, ob ihm nichts geträumet habe? Er antwortete etlichemal mit Nein! und sie wurden ganz bestürzet darüber. Endlich sagete er, entweder aus Gefälligkeit, oder weil ihm das, was er so oft hörete, in der That im Traume vorkam: es habe ihm geträumet, er sehe Iroquesen im See ersaufen, er baue aber auf Träume nicht das geringste.

Allein,

1609 : 13.

Allein, sie dachten an ihrem Orte ganz anders, und hielten nunmehr den Sieg für eine ausgemachte Sache. Einige Tage hernach kam der Feind, den sie in seinem Dorfe zu überrumpeln gedachten, um zehn Uhr Abends zum Vorscheine. Die Freude war auf beyden Seiten groß, und wurde durch ein gewaltiges Jauchzen angedeutet.

Die Wilden schlagen sich nie zu Wasser, man überfalle sie denn, oder sie seyn allzuweit vom Lande entfernet. Diesesmal hatte von beyden Fällen kein einziger Statt. Unsere Helden suchten folglich, sobald sie einander erkannten, das Land. Nachgehends verschanzete sich jedwede Partey, welches bald geschehen war. Nach dieser vorläufigen Anstalt schicketen die Algonquinen jedmanden aus ihrem Mittel an die Iroquesen ab, und ließen vernehmen, ob es ihnen vielleicht gefällig wäre, den Kampf sogleich anzutreten? Allein, diese stelleten die Dunkelheit der Nacht vor, da keiner den anderen kennete, und bathen um Geduld bis zu Anbruche des Tages; die Algonquinen fanden die Antwort vernünftig; damit legeten sich beyde Parteyen aufs Ohr und schliefen mit einander um die Wette. Sobald der Tag anbrach, stellete Champlain seine beyden Franzosen nebst einigen Wilden ins Gehölze, um den Feind von der Seite anzugreifen; denn dieser bestund aus zweyhundert lauter verwegenen Kerlen, welche die handvoll Algonquinen und Huronen für ein mäßiges Frühstück ansahen, und nicht einmal daran gedachten, daß sie die Mühe eines so weiten Besuches ausdrücklich über sich genommen hätten.

Sie werden handgemein.

Allein, sie betrogen sich. Denn die Bundesgenossen waren eben so stark, als sie, ließen aber nur einen Theil ihrer Kriegesleute sehen. Unterdessen griff man beyderseits nach dem Bogen, und die Bundesgenossen, welche ihren ganzen Trost auf die Kugelbüchsen der Franzosen gründeten, ersucheten den Champlain inständig, er möchte ja recht gewiß auf die feindlichen drey Anführer zielen, die sie ihm auch zeigeten. Man kannte sie daran, weil sie den Kopf mit größern Vogelfedern oder Schwänzen bestecket hatten, als die übrigen Kriegesleute; denn es schmücket jedweder sein Haupt mit Federn, wiewohl nach seiner eigenen Weise. Die Algonquinen und Huronen rücketen am ersten aus ihrer Verschanzung heraus, und renneten ungefähr zweyhundert Schritte weit auf die Iroquesen los. Als sie nahe genug bey ihnen waren, theileten sie sich in zween Haufen, und ließen die Mitte für den Herrn Champlain leer, der sich sogleich an die Spitze des Heeres erhub.

Die Iroquesen werden geschlagen.

Den Iroquesen kam sein Ansehen und Gewehr gleich anfänglich sehr fremde vor: allein, sie erstauneten gewaltig, als er mit dem ersten Schusse aus seiner Kugelbüchse, die mit vier Posten geladen war, zween ihrer Oberhäupter zu Boden legete, und den dritten gefährlich verwundete. Die Bundesgenossen erhuben über diesen glücklichen Anfang ein großes Jubelgeschrey, und schossen ihre Pfeile ab, die aber keine sonderliche Wirkung thaten. Champlain war noch im Begriffe, wieder zu laden, als seine beyden Franzosen gleichfalls einige Iroquesen nieder büchseten, und damit das ganze feindliche Heer in Unordnung brachten. Alles, was Beine hatte, lief davon. Man verfolgete sie sehr hitzig, machte viele nieder, und nahm einige gefangen. Auf der Bundesgenossen Seite blieb niemand todt. Nur etwa funfzehn trugen einige Wunden davon, die aber bald wieder heil wurden. Der Feind ließ viel Maizmehl im Stiche, welches den Ueberwindern, weil sie nichts mehr zu essen hatten, vortrefflich zu statten kam. Das Essen war wirklich das allererste, was sie vornahmen; so stark war der Hunger. Hernach tanzeten sie ein Paar Stunden auf der Wahlstatt herum, sungen dazu, und zum Beschlusse ergriffen sie den Weg nach Hause. In

diesem

diesem Lande zieht der Ueberwinder sich eben sowohl zurück, als der Ueberwundene, ja nicht selten so unordentlich und flüchtig, als wenn ein siegreicher Feind hinter ihm her wäre.

1609 : 13.

Als unsere Krieger acht Meilen zurückgeleget hatten, hielten sie stille, nahmen unter ihren Gefangenen einen heraus, und warfen ihm erstlich die Grausamkeit vor, damit er ihren Landesleuten, wenn sie ihm in die Hände fielen, begegnet habe, und kündigten ihm hernach an, er solle sich immer auf eine gleichmäßige Begegnung gefasset halten. Sey er ein braver Kerl, so solle er es durch Singen an den Tag legen. Sogleich stimmete er sein Todtenlied an, hernach sein Kriegeslied, und so weiter alle Lieder, die er wußte, doch in einem sehr traurigen Tone, saget Herr Champlain, weil er damals noch nicht lange unter den Wilden gewesen war, folglich nicht wußte, daß ihre Musik überhaupt ziemlich betrübt klingt. Die Franzosen entsetzeten sich über die Marter, die der elende Mensch ausstehen mußte, und sucheten sie zu verkürzen, aber vergeblich. Doch zuletzt, als die Wilden den Herrn Champlain über ihre schlechte Achtung gegen sein Bitten verdrießlich sahen, stelleten sie es ihm frey, ob er dem Kerl den Garaus machen wolle; worauf er ihn ohne Verzug mit einem Schusse niederlegete.

Grausamkeit der Ueberwinder.

So bald er todt war, schnitten ihm die Wilden den Leib auf, warfen das Eingeweide ins Wasser, hieben den Kopf, die Arme und Beine ab, und warfen sie, ein Stück da, das andere dorthin. Den Rumpf ließen sie liegen, ungeachtet es die Gewohnheit sonst erforderte, wenigstens etwas davon zu fressen. Das Haar behielten sie, gleichwie von den Gebliebenen ebenfalls. Das Herz schnitten sie in kleine Bissen, und stecketen sie ihren Gefangenen, darunter ein leiblicher Bruder des Getödteten war, in den Mund. Er spie es aber sogleich aus.

Weil es die folgende Nacht einen Montagnesen träumete, der Feind verfolge sie: so verwandelte sich der Abzug in eine wirkliche Flucht. Man verweilete sich, so lange bis man in Sicherheit zu seyn vermeynete, an keinem einzigen Orte. Die Algonquinen blieben zu Quebec; die Huronen giengen nach Hause, und die Montagnesen nach Tadussac, dahin Herr Champlain ihnen folgete. Sobald sie ihr Dorf erblicketen, hieben sie lange Stangen ab, banden die bey der Theilung erhaltenen Haarköpfe daran, und trugen sie siegprangend einher. Auf diesen Anblick liefen alle Weiber zusammen, und schwammen an die Canote. Hier wurden sie von ihren Männern mit den Haarköpfen beschenket, die sie als etwas unschätzbares um den Hals hingen. Herr Champlain bekam auch einen Haarkopf, imgleichen einige iroquesische Bogen und Pfeile, als das einzige, was sie damals Beute zu machen pflegeten, mit Bitte, er möchte dieses alles in ihrem Namen dem Könige von Frankreich überreichen; denn er hatte ihnen von seiner bevorstehenden Reise gesaget.

Die Montagnesen kommen in ihrem Dorfe an.

Weil er zu Tadussac kein Schiff antraf: so mußte er nach Quebec zurück. Pontgrave kam bald nach ihm dahin, und beyde giengen im Herbstmonate des 1609 Jahres nach Frankreich zu Schiffe, nachdem sie die Aufsicht über die Pflanzstadt einem braven Manne, Namens Peter Chavin, anvertrauet hatten. Champlain wartete dem Könige zu Fontainebleau auf, erstattete von dem gegenwärtigen Zustande Neufrankreichs Bericht, und wurde sehr gnädig empfangen. Damals bekam Canada den Namen Neufrankreich. Es war eben zu der Zeit, als Herr de Monts, um seinen Freyheitsbrief wieder gültig zu machen, sein Aeußerstes versuchte, absonderlich bey der Frau von Guercheville. Ich habe bereits erwähnet, daß er nichts ausrichtete: allein, seine Handlungsgenossen, darunter die Herren le Gen=

Canada wird Neufrankreich genennet.

1609–13.

le Gendre und Collier die vornehmsten waren, verließen ihn deswegen dennoch nicht. Weil auch die Pflanzstadt zu Quebec im Namen ihrer Gesellschaft angeleget worden war, diese Gesellschaft aber ihn für ihr Haupt erkennete: so rüstete sie zwey Schiffe aus, und vertrauete sie den Herren Champlain und Pontgrave.

Sie giengen den 7ten des Märzmonates 1610 zu Honfleur unter Segel. Champlain wurde, als er kaum auf der See war, krank, und mußte sich ans Land bringen lassen. Er kam aber bald wieder in Stand, sein Schiff zu führen. Den 8ten des Aprilmonates lichtete er die Anker, und den 26sten kam er nach Tadussac. Den 28sten reisete er von diesem Orte ab, nachdem er den Montagnesen sagen lassen, er komme zu ihnen, um sein im vorigen Jahre gegebenes Wort zu halten, und noch einen Zug gegen die Iroquesen zu wagen. Sie erwarteten ihn in der That; und sobald er zu Quebec war, erschienen sie ebenfalls, an der Zahl sechzig Krieger. Die Algonquinen stunden nicht weniger schon in Bereitschaft. Man rückete mit gesammter Macht an den Fluß Sorel, woselbst noch andere Wilde dazu stoßen sollten. Champlain folgete ihnen sogleich in einer Barke, fand aber die Anzahl der Krieger nicht so stark, als man ihm versprochen hatte.

Zweyter Zug des Hn. Champlain gegen die Iroquesen.

Zu gleicher Zeit vernahm er, es sey eine iroquesische Partey hundert Mann stark in der Nähe, und kein Augenblick zu verabsäumen, wenn er sie überfallen wolle, nur müsse er seine Barke da lassen, und einen Canot besteigen. Er that es. Vier Franzosen begleiteten ihn; die übrigen blieben bey der Barke. Kaum hatte man eine halbe Stunde lang gefahren, so sprangen die Bundesgenossen, ohne zu sagen, was das heißen solle, ans Land, ließen ihre Kähne hinschwimmen, und renneten mit aller Macht durchs Gehölze. Sie kamen dem Champlain bald aus dem Gesichte. Er mußte also, weil er keinen Wegweiser hatte, in der sumpfigen Gegend so gut fortwandern, als er konnte. Es war ihm dabey nicht wenig bange, er möchte sich verirren, und zum Ueberflusse peinigten ihn die Maringoinen und anderes Fliegengeschmeiß unsäglich, indem sie in solcher Menge herum schwärmeten, daß sie die Luft verdunkelten. Als er eine Zeitlang auf ein Gerathwohl herum gelaufen war: so erblickete er endlich einen Wilden, der eben diesen Weg nahm. Diesen bath er, sein Geleitsmann zu seyn.

Einen Augenblick hernach kam ein algonquinischer Hauptmann, und ersuchete ihn, zu eilen, weil man mit den Iroquesen im Handgemenge begriffen sey. Er that es, und vernahm bald darauf das Geschrey der Kämpfenden. Man hatte die feindliche Verschanzung bestürmet, aber ziemlichen Verlust erlitten; doch machte die Ankunft der Franzosen die Bundesgenossen so muthig, daß sie einen frischen Angriff wageten. Champlain wurde mit einem Pfeile durchs Ohrläppchen in den Hals geschossen: doch gab er so lange Feuer, als sein Kraut und Loth währete. Seine Leute stunden ihm treulich bey, wiewohl einer von ihnen am Arme verwundet wurde.

Weil die Iroquesen noch nicht gewohnet waren, gegen Feuergewehr zu stehen: so schossen sie allmählig nicht mehr so heftig, sondern sucheten sich vielmehr vor den Kugelbüchsen zu bergen; zum Unglücke fehlete es den unserigen, weil sie keine so hartnäckige Gegenwehre vermuthet hatten, ziemlich bald am Pulver und Bleye. Champlain schlug vor, einen Sturm auf die Verschanzung zu wagen, und gieng mit seinen vier Franzosen voran; damit wurde, des tapfern Widerstandes ungeachtet, in weniger Zeit ein große Oeffnung in die Schanze gemachet. Gleichwohl kam ein junger Maloer, Namens Desprairies, welcher die Barke bewachen sollte, nebst noch einem halben Duzend seiner Cameraden eben

zu rechter Zeit herbey; denn unterdessen da sie Feuer auf den Feind gaben, zogen sich die Stürmenden etwas zurück, und ruheten.

1610 = 13.

Doch die Wilden liefen bald wieder an, und die Franzosen stelleten sich zu ihrer Unterstützung auf die Flügel. Endlich blieben die meisten Iroquesen entweder auf dem Platze oder wurden gefangen; einige wurden in den Fluß gesprenget und ersoffen. Als die Schlacht völlig zu Ende war, kam noch ein Haufen Franzosen, und linderten ihren Verdruß über den versäumten Antheil am Siege, durch die Plünderung Sie zogen den gebliebenen Iroquesen, zu großem Aergernisse der Wilden, ihre Bieberbälge vom Leibe. Diese hingegen peinigten ihre Gefangenen, wie gewöhnlich, und fraßen vorläufig einen auf. Denn dieses hielten sie für wohlanständig: aber die Beraubung eines Todten war in ihrer Sittenlehre eine höchstelende niederträchtige That.

Champlain bath sich einen Gefangenen aus, erhielt ihn auch, mit aller Willigkeit. Den Huronen gab er einen Franzosen, der ihre Sprache lernen sollte, mit nach Hause; dagegen mußte er versprechen, einen jungen Huron mit nach Frankreich zu nehmen, damit er sehen könnte, ob auch alle Wunderdinge, die man ihnen davon erzählete, wirklich wahr wären. Er nahm ihn eben dieses Jahr in der That mit, und führete ihn im folgenden wieder zurück, und bis nach Montreal. Hier war er Willens, einen Wohnplatz anzulegen, hatte auch die Stelle dazu schon ausgesucht: es wurde aber nichts daraus, weil der Tod des Königes die Angelegenheiten des Herrn de Monts vollends zu Grunde gerichtet hatte, und er also nach Frankreich gehen mußte.

Ungeachtet de Monts nun nicht weiter im Stande war, etwas zu unternehmen: so ermahnete er doch den Champlain, der ihn nie verlassen hatte, frischen Muth zu fassen, und einen mächtigen Beschützer für die neue Pflanzstadt auszusuchen. Champlain wendete sich hierauf an **Carl von Bourbon** Grafen zu **Soissons**, welcher den Vorschlag, der Vater Neufrankreichs zu werden, mit Vergnügen annahm, die hierzu nöthigen Gewaltsbriefe bey der Regentinn auswirkete, und den Champlain mit einer Vollmacht ohne Ausnahme zu seinem Statthalter ernennete.

Der Gr. von Soissons besorget die canadischen Angelegenheiten.

1611 = 13.

Ob nun gleich der Graf bald darauf mit Tode abgieng: so blieben doch die Angelegenheiten von America in ihrem Gange, indem der Prinz von **Conde** ihre Besorgung übernahm, und den Champlain in seiner Statthalterschaft bestätigte. Gewisse Handlungsschwierigkeiten, welche die Maloer Kaufleute erregeten, hielten den Herrn Champlain das ganze 1612 Jahr in Frankreich zurück. Aber den 6ten des Märzmonates 1613 gieng er mit einem kürzlich aus Acadia angekommenen Schiffe, das Pontgrave führete, nach Canada ab, und warf den 7ten des Maymonates bey Quebec Anker. Weil dieser Ort in so gutem Stande war, daß er ihre Gegenwart nicht nöthig hatte: so fuhren sie weiter aufwärts, bis nach Montreal. Pontgrave gieng bald darauf nach Quebec zurück; und Champlain, nachdem er den großen Fluß der **Utuais** befahren hatte, ebenfalls. Beyde kamen zu Ende des Augustmonates wieder nach S. Malo.

Ihm folget der Prinz von Conde.

1612 = 13.

Hier schloß Champlain einen neuen Gesellschaftsvergleich mit den Handelsleuten nurbesagter Stadt, denen zu Rouen und la Rochelle. Der Prinz von Conde, welcher den Titel eines Unterköniges von Canada führete, hielt ihn genehm, wirkete die königliche Bestätigung aus, und hing sein Siegel daran. Da nun voritzt so viele reiche Personen unter Aufsicht des vornehmsten Prinzen von Geblüte Antheil an der neuen Pflanzstadt nahmen, folglich an der zeitlichen Aufnahme derselbigen nicht weiter zu zweifeln war: so wollte

1614.

Ankunft der PP. Recollecten zu Quebec.

1615.

1615.

wollte sie Herr Champlain auch mit geistlichem Beystande, daran es bisher gänzlich gefehlet hatte, versorgen. Er verlangete also, und erhielt, vier Barfüßer. Die Gesellschaft schaffete ihnen alles benöthigte mit Vergnügen; und er selbst führete sie nach Tadussac, wo er den 25sten des Märzmonates anlangete, und sodann nach Quebec.

Champlains dritter Zug gegen die Iroquesen.

Er für seine Person gieng bis nach Montreal, und ließ sich da von den Huronen und ihren Bundesgenossen zum dritten Zuge gegen die Iroquesen bereden. Nun war zwar diese Gefälligkeit unstreitig das sicherste Mittel, nicht nur die Freundschaft der Wilden zu gewinnen, sondern auch ein Land, darinnen man einen für Frankreich nützlichen Handel errichten wollte, kennen zu lernen, auf der andern Seite aber begab er sich durch solche Wagstücke unnöthiger Weise in große Gefahr: nebstdem brachte ihm seine Willfährigkeit gegen alle Grillen der Wilden, nichts weniger bey ihnen zuwege, als die Ehrfurcht, die sein Stand verlangete. Zu geschweigen, daß er etwas besseres thun konnte, als in allen Gehölzen und Seen, wie ein umschweifender Ritter, herum zu schwärmen; und das zwar mit Barbaren, die ihn als ihres gleichen behandelten, ohne daß er dagegen muchzen durfte. Er hätte folglich lieber einige Franzosen auf Erkundigung des Landes ausschicken, für seine Person aber besser auf die Dauerhaftigkeit seiner Anstalten zu Quebec bedacht seyn sollen, gleichwie er denn nachgehends diesen Unterlassungsfehler selbst bereuete.

Ja was noch mehr; weil er eine kurze Reise nach Quebec thun mußte, so versprachen ihm die Wilden zwar, auf seine Wiederkunft zu warten: allein, sie wurden des Harrens bald überdrüßig, und zogen in Gesellschaft einiger zu Montreal verbliebenen Franzosen, nebst dem Barfüßer Pater, Joseph le Caron davon. Nur besagter Mönch vermeynete, er wolle, bey dieser Gelegenheit, sich an die Lebensart seiner künftigen Zuhörer gewöhnen, und ihre Sprache durch die beständige Uebung desto geschwinder erlernen. Ungeachtet auch Herr Champlain, der ihn nach Montreal gebracht hatte, sein Vorhaben nicht billigte, so überwog doch sein Eifer alle andere Gründe.

Wie man sich bey den Wilden aufführen muß.

Hiermit nun wäre Herr Champlain seines Versprechens quitt gewesen, absonderlich weil er aus der Erfahrung wissen konnte, daß man eine schlechte Hochachtung bey den Wilden gewinne, wenn man sich von ihnen ungestraft verachten läßt. Vielmehr muß man, um ihren Stolz zu demüthigen, äußerlich ein verächtliches Wesen gegen sie annehmen. Denn weil sie wahrnehmen, daß die Europäer ihre Handlungen insgemein nach der Vorschrift des Eigennutzes oder anderer noch schändlichern Neigungen einrichten: so fällt es ihnen selten ein, man könne aus edlen Absichten ihnen etwas übersehen. Nebstdem sind keine Leute in der Welt, die von sich selbst eine bessere Meynung hätten, und alle Gelegenheit zu Bestärkung dieses Wahnes so begierig ergriffen, als eben sie. Demnach besteht alles, was man zu des Herrn Champlains Entschuldigung, daß er den Huronen nachlief, sagen kann, darinnen, er habe den Mönch, welcher sich mit größerem Eifer als Klugheit unter sie gemischet hatte, ihrer Willkühr nicht überlassen wollen.

Champlain wird verwundet, und muß weichen.

Doch dem sey ihm wolle; er gieng mit zweenen Franzosen und zehn Wilden, die er zu Montreal antraf, zu Schiffe, konnte aber alles Eilens ungeachtet, die Huronen nicht eher als in ihrem Dorfe antreffen. Sie rüsteten sich in starker Anzahl zum Kriege und bothen ihm die Befehlshaberstelle an. Er übernahm sie desto williger, weil er hier noch zehn Franzosen, welche der Pater Joseph mit genommen hatte, antraf. Man zog also dem Feinde entgegen. Allein, es war ihm schwer beyzukommen. Er hatte nicht nur eine recht gut angegebene Schanze aufgeworfen, sondern auch alle Zugänge mit einem

Ver=

Verhacke verwahret, und rings herum Gänge aufgerichtet, von welchen man ohne sich bloß zu geben, herab schießen konnte. Es lief auch wirklich der erste Angriff so schlecht ab, daß man den zweyten unterließ.

1615.

Man versuchte, das Verhack in Brand zu stecken, und hoffete, es werde das Feuer die Schanze ergreifen. Allein, die Belagerten waren aus kluger Vorsicht mit genugsamem Wasser versorget. Hierauf bauete man eine Maschine, welche die Gänge überhöhete, und stellete die französischen Büchsenschützen hinein. Dieser Streich machte den Feind bange, und vielleicht hätte man ihn überwältiget: allein, die Huronen waren ihrer Menge wegen so stolz, daß sie der Befehlshaber nie zu einem ordentlichen Gefechte bringen konnte. Ueber dieses wurde er selbst am Beine und Knie hart verwundet. Damit schritten seine Bundesgenossen vom Uebermuthe auf einmal zur Kleinmüthigkeit; kurz, man zog mit Schimpfe und Spotte und großem Verluste wieder ab.

Er muß bey den Huronen überwintern.

Ungeachtet man verfolget wurde, so verlohr man doch keinen einzigen Mann. Man trug die Verwundeten und Schwachen in Körben. Die Starken und Kühnesten dieneten zur Bedeckung. Dergestalt zog man fünf und zwanzig Meilen weit fort, ohne sich irgendwo zu verweilen. Herr Champlain wurde zwar bald heil: aber als er nach Quebec wollte, konnte er keinen Wegweiser bekommen. Ja es verknüpfeten die Huronen ihre Weigerung noch dazu mit vieler Grobheit. Er mußte folglich den ganzen Winter bey ihnen hinbringen. Unterdessen wußte er diese Zeit sehr nützlich anzuwenden. Er besuchete alle Wohnplätze der Huronen, ja auch einige, welche die Algonquinen damals am Nipissingsee hatten. Er vertrug auch einige benachbarte Völker mit den Huronen. Aber, so bald die Flüsse offen waren, und ein neuer Zug gegen die Iroquesen vor sich gehen sollte, bestach er ein Paar Wilde, deren Freundschaft er gewonnen hatte, daß sie ihm nebst dem Pater Joseph in einem Nachen heimlich davon halfen. Dergestalt kamen sie den 11ten des Heumonates 1616 nach Quebec, wo sie jedermann für todt gehalten hatte. Der Pater hatte zwar die huronischen Dörfer ebenfalls besuchet, und nicht nur in seinen Gedanken den Anschlag zu einer Mission bey diesem Volke gemachet, sondern auch großen Fleiß auf Erlernung ihrer Sprache gewendet, dem ungeachtet aber wenig begriffen. Denn die Zeit war zu kurz. Ein Paar Jahre will bey aller angewendeten Mühe noch wenig sagen.

Ein Recollet leistet der Pflanzstadt einen großen Dienst.

Einen Monat nach ihrer Ankunft zu Quebec giengen sie nebst dem Superior der Mißion nach Frankreich ab; und es blieben nur der P. Johann d'Olbeau, und der Bruder Pacificus du Plessys in der Pflanzstadt. Der letztere unterwies die Kinder, nicht nur der Franzosen, sondern auch derjenigen Wilden, welche seit einiger Zeit an den drey Flüssen wohneten; ja er leistete das folgende Jahr der französischen Nation einen noch weit wichtigern Dienst an diesem Orte. Es hatten unsere Bundesgenossen, ich weis nicht, wegen was für eines geschöpften Widerwillens, die Entschließung gefasset, alle Franzosen zu vertilgen. Doch ist es sehr wahrscheinlich, sie hätten besorget, es möchte Herr Champlain, welcher seit kurzem aus Frankreich zurückgekommen war, die Ermordung zweener von ihnen ermordeten Einwohner der Pflanzstadt nachdrücklich rächen. Das gewisseste ist, daß sie, an der Zahl achthundert, bey den drey Flüssen zusammen kamen, und daselbst berathschlageten, wie sie alle Franzosen zu gleicher Zeit niedermetzeln könnten; daß der Bruder Pacificus von einem ihres Mittels gewarnet wurde; daß er viele andere unter ihnen gewann, und allmählig die übrigen alle miteinander dahin brachte, daß sie Vorschläge zu einer vollkommenen Versöhnung thaten, indem er dieselbige bey dem Be-

1617.

fehlshaber auszuwirken versprach. Gleichwohl bestund Herr Champlain auf der Auslieferung der Mörder. Man schickete ihm einen, welcher nicht eben die meiste Schuld hatte, nebst einer Menge Pelzwerk, um die Todten zu verdecken c). Mit dieser Genugthuung mußte man zufrieden seyn. Der Vergleich kam zu Stande, und die Wilden gaben zween ihrer Oberhäupter zu Geiseln.

Die Pflanzstadt wird sehr versäumet.

Seitdem that Champlain nichts anders mehr, als daß er, um Beystand zu erhalten, von Quebec nach Frankreich und wieder zurück reisete. Allein, was er erhielt, das war bey weitem nicht also beschaffen, wie er es verlangete. Der Hof bekümmerte sich um Neufrankreich gar nicht, sondern überließ diese Sorge den Handelsleuten. Allein, diese hatten ungemein eingeschränkete Absichten. Wenn nur ihre Gewölber voll Pelzwerk wären, so galt ihnen das übrige alles gleich. Zur Aufnahme der Pflanzstadt trugen sie höchst ungern etwas weniges bey, und noch dazu niemals zu rechter Zeit. Der Prinz von Conde dachte Wunder was er thue, wenn alles unter seinem Namen geschehe. Hierzu kamen noch die innerlichen Unruhen währender Vormundschaft, dabey er seine Freyheit verlohr; die listigen Streiche, dadurch man ihn um die Würde eines Unterköniges zu bringen und die Vollmacht des Marschalls von Themines, welchem er währender Gefangenschaft Canada anvertrauet hatte, zu vernichten suchete; die schlechte Einigkeit unter den Mitgliedern der Gesellschaft, und zum Beschlusse der Handlungsneid. Alles dieses brachte die Pflanzstadt öfter als einmal in Gefahr, gleich im Aufkeimen ersticket zu werden. In der That ist die Standhaftigkeit des Herrn Champlains nicht genug zu bewundern. Er fand bey jedwedem Schritte eine neue Hinderniß; er verzehrete sein Vermögen, ohne auf einen wirklichen Vortheil für sich zu gedenken; er hatte ohne Unterlaß bald mit Eigensinne, bald mit Widerspenstigkeit zu kämpfen, und ließ dem ungeachtet von seiner Unternehmung nicht ab.

Montmorency wird Unterkönig in Canada. 1620.

Im Jahre 1620 trat der Prinz von Conde seine Unterkönigsstelle seinem Schwager, dem Marschall von **Montmorency**, für eilftausend Thaler ab. Dieser bestätigte den Champlain in seiner Statthalterschaft, und übertrug die Besorgung der Pflanzstadtsangelegenheiten in Frankreich dem Grand-Audiencier, Herrn **Dolu**, dessen Eifer und Ehrlichkeit er kannte. Da nun bey diesen Umständen Neufrankreich hoffentlich eine andere Gestalt gewinnen mußte: so führete Champlain sein ganzes Haus dahin. Seine Ankunft geschah im May. Zu Tadussac traf er Rocheller an, welche zum Nachtheile der Gesellschaft, und wider des Königes ausdrückliches Verboth, Pelzwerk von den Wilden eintauscheten. Ja sie hatten ihnen, was noch ärger, und bisher immer vermieden worden, Schießgewehr verkaufet.

Die Iroquesen wollen die Franzosen vertilgen. 1621.

Das folgende Jahr drangen die Iroquesen bis ins Herz der neuen Pflanzlande. Sie besorgeten, bey zunehmender Menge der Franzosen den **Huronen** und **Algonquinen** nicht mehr gewachsen zu seyn. Daher beschlossen sie, diese gefährlichen Nachbaren zu vertilgen, ehe sie recht einnisteltem, und brachten, um uns an mehr als einem Orte zu überfallen, drey starke Parteyen auf die Beine. Die erste zog gegen den Ludwigsfall. Allein, weil die Franzosen Nachricht davon hatten, so verbothen sie ihnen, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, mit Hülfe der Bundesgenossen, das Fortrücken. Es blieben viele Iroquesen auf dem Platze; einige wurden gefangen; die übrigen liefen zwar davon, führeten aber den P. **Poulain**, einen Barfüßer, mit sich. Man ließ hierauf einen Gefangenen los, um die Austauschung des Paters gegen ein iroquesisches Oberhaupt vorzuschlagen. Der Kerl kam

c) Das ist, um die Anverwandten schadlos zu halten.

kam noch eben zu rechter Zeit; denn sie waren gleich im Begriffe, ihn zu verbrennen. Allein, so kam die Auswechslung noch glücklich zu Stande.

1621.

Die zweyte Partey besetzte dreyßig Canote, kam bis nach Quebec und belagerte das Kloster der ehrwürdigen P. Barfüßer am Carlsflusse, wo eine Schanze stund. Weil sie sich aber den Platz nicht zu erobern getraueten, so überfielen sie die in der Nähe befindlichen Huronen, erhascheten und verbrenneten einige. Nachgehends verwüsteten sie die ganze Gegend um das Kloster, und zogen nach Hause. Die Nachricht, daraus ich dieses genommen habe, meldet nicht, was die dritte Partey vornahm, sondern nur dieses, die Iroquesen hätten ihr Vorhaben, alle Franzosen zu vertilgen, genugsam an den Tag geleget. Herr Champlain hatte bey weitem nicht Macht genug, diese Barbaren abzuhalten. Er war also genöthiget, dem Könige und dem Herzoge von Montmorency vorzustellen, wie nothwendig eine schleunige Hülfe falle, und wie wenige Achtung die Gesellschaft gegen sein vielfältiges Anhalten habe, nebst angehängter Bitte, sie zum Erfüllen ihres Versprechens anzuweisen. Hiermit wurde, auf Gutbefinden der vornehmsten Einwohner, der Pater **Georg le Baillif**, welchen der König besonders gut kannte, an Seine Majestät abgeschicket. Er erhielt alles, was er verlangete. Man hob die Gesellschaft auf, und die Herren **Wilhelm** und **Emerich von Caen**, Oheim und Vetter, traten in alle ihre Rechte.

Die canadische Compagnie wird aufgehoben. 1622.

Der Unterkönig berichtete es dem Herrn Champlain, und befahl ihm zugleich, besagte Handelsleute mit obrigkeitlicher Gewalt zu unterstützen. Noch war ein Schreiben vom Könige selbst beygeleget, darinnen Seine Majestät Dero Zufriedenheit über seine Dienste bezeugeten, und sie mit der bisherigen Treue fernerhin fortzusetzen verlangeten. So groß diese Gnade seyn mochte, so verbesserte sie doch des Herrn Champlains übrige Umstände, um welche er sich nie sonderlich bekümmerte, gar wenig; hingegen legete sie ihm ein Ansehen bey, das ihm voritzt nöthiger als jemals fiel, absonderlich weil zwischen den beyderseitigen Factoren der alten Gesellschaft, und der Herren von Caen, alle Tage Zwistigkeiten von besorglicher übeln Folge vorfielen. Ungeachtet aller seiner auf die Bevölkerung Quebecs gewendeten Bemühung, waren doch im Jahre 1622, Weiber und Kinder mitgerechnet, nicht mehr als funfzig Personen da. Die Handlung wollte eben so wenig fort. Hingegen gieng der Pelzhandel zu Tadussac noch immer im Schwange; ja man hatte an den drey Flüssen, fünf und zwanzig Meilen oberhalb Quebec, noch einen angeleget.

Zustand von Quebec im J. 1622. 1623 = 25.

Wilhelm von Caen kam selbst dahin, vertrug sich auch, ungeachtet er reformirt war, mit jedermann auf das Beste. Er hatte zwar die Aufsicht über seine Geschäffte dem Herrn Pontgrave aufgetragen: allein, die schlechte Gesundheit dieses Mannes nöthigte ihn, im Jahre 1623 zu großem Nachtheile des französischen America, welches ihm nicht wenig zu danken hat, nach Frankreich zu gehen. In eben diesem Jahre erfuhr Herr Champlain, die Huronen gedächten von uns abzusetzen, und dagegen ein Bündniß mit den Iroquesen zu schließen. Er schickte also den Pater **Joseph Caron** an sie ab, und seine kürzlich aus Frankreich angelangten Gehülfen, **P. Nicolas Viel**, und **Gabriel Saghart** begleiteten ihn. Im folgenden Jahre ließ der Befehlshaber zu Quebec die dasige Schanze von Stein erbauen. Es schien, als ob er des Herumstreifens müde sey, und bloß auf die Regierung seiner Pflanzstadt gedenken wolle. Aber kaum war die Schanze fertig, so gieng er mit seinem ganzen Hause nach Frankreich. Bey seiner Ankunft verkaufte der Marschall Montmorenci seine Unterkönigsstelle an seinen Vetter, **Heinrich von Levi**, Herzog von **Ventadour**.

Wird befestiget.

Nur

1625.

Der Herzog von Ventadour wird Unterkönig.

Nur besagter Herr hatte den Hof verlassen, ja so gar den geistlichen Stand ergriffen. Er nahm die Besorgung der neufranzösischen Angelegenheiten nur deswegen über sich, damit er die Bekehrung der Heiden befördern könnte, und warf zu diesem Ende die Augen auf die Jesuiten, als welche für seine Seligkeit sorgeten. Seine Majestät willigten desto lieber darein, weil die P. P. Barfüßer selbst, dem Herzoge von Ventadour den ersten Vorschlag dazu gethan hatten. Da nun kein Mensch etwas dagegen einzuwenden hatte: so machte sich der P. **Carl Lallemant**, welcher mit dem Herrn de la Saussaye zu Pentagoet gewesen war, imgleichen der von uns bereits erwähnete P. **Enemond Masse** und der P. **Johann Breboeuf**, nebst zween Brüdern im 1625 Jahre zur Reise nach Canada fertig.

Es kommen fünf Jesuiten nach Canada.

Wilhelm von Caen führete sie nebst dem Barfüßer, **Joseph Daillon**, welcher aus dem berühmten Hause **de Lude** herstammete, nach Quebec. Nun hatte er zwar dem Herrn von Ventadour versprochen, er wolle die Jesuiten mit allem versorgen. Nichts destoweniger sagete er ihnen gleich beym Aussteigen aus dem Schiffe, wenn die P. Barfüßer sie nicht beherbergen wollten, so könnten sie immer wieder nach Hause gehen. Ja sie merketen bald, daß man die Einwohner zu Quebec gegen sie zu verhetzen suchete, und ihnen zu diesem Ende die ärgsten Schmähschriften der französischen Reformirten gegen die Gesellschaft, in die Hände lieferte. Doch ihre Gegenwart löschete alle üble Meynungen aus. Die Schmähschriften wurden öffentlich verbrannt, und die neuen Missionarien hatten nicht Ursache, den Barfüßern in ihrem Hause, welches damals eine kleine Viertelmeile von der Stadt am Carlsflusse lag *d*), lange beschwerlich zu fallen.

Trauriger Tod eines Recollecten.

Die P. P. Daillon und Breboeuf fuhren wenige Tage nach ihrer Ankunft an die drey Flüsse, und fanden daselbst einige Huronen, die sich erbothen, sie in ihr Land zu führen. Indem nun dieses der einzigen Absicht ihrer Reise gemäß war: so machten sie sich bereits reisefertig, als unvermuthet eine Nachricht einlief, die sie den Rückweg zu ergreifen nöthigte. Der P. Nicolaus Viel bekam, nach einem zweyjährigen Aufenthalte unter den Huronen, Lust, nach Quebec zu gehen, und daselbst einige Zeit in der Einsamkeit hinzubringen, fuhr auch mit einigen Wilden ab, welche eben diese Reise vorhatten, und ihm einen Platz in ihrem Kahne anbothen. Allein, sie nahmen den gewöhnlichen Weg nicht, sondern liefen in den sogenannten **Wiesenfluß**, das ist, in die Durchfahrt zwischen der Montreal- und Jesusinsel. Mitten in der Durchfahrt ist ein Wasserfall, darüber die Wilden, anstatt auszusteigen, mit ihrem Fahrzeuge herabsetzen wollten. Allein, es mag nun mit Vorsatze oder aus Unvorsichtigkeit geschehen seyn, so schlug der Nachen doch um; und der P. Viel kam nebst einem jungen Neubekehrten ums Leben. Seit dieser Begebenheit heißt man diesen Wasserfall den Barfüßersprung. Indem nun alle Huronen glücklich davon kamen, und, wie man saget, einige von ihnen dem Missionario nicht günstig gewesen waren: so hatte man starken Verdacht, es sey mit diesem Schiffbruche nicht richtig zugegangen, absonderlich weil die Wilden sich das Beste von des Paters Geräthschaft zueigneten. Bey dieser Ungewißheit rieth jedermann den Jesuiten, ihre Reise für dieses mal einzustellen.

Die Jesuiten finden große Widersetzlichkeit.

In folgendem Jahre kamen drey Jesuiten, Namens **Philibert Noyrot**, **Anne de Noue** und ein Bruder, nach Quebec. Sie hatten ein kleines Fahrzeug gemiethet, und allerley Handwerksleute darauf eingeschifft. Diese Verstärkung brachte Quebec den Namen einer Stadt zuwege, indem sie bisher nur für einen bloßen Wohnplatz ausgegeben wurde, in der That auch nichts anders war. Die Erfahrung des P. Enemond Masse und seine

d) Voritzt steht das große Hospital auf derselbigen Stelle.

1626.

seine Geschicklichkeit zu neuen Einrichtungen, davon er nach des Champlains und Escarbots Berichte schon zu Königshafen wichtige Proben abgeleget hatte, trug viel dazu bey. Doch, sowohl er, als seine Gefährten, fanden am Lorenzflusse gar bald eben die Widersetzlichkeit, als ehemals in Acadia, und eben die Umstände, welche den Verlust nurbesagter Landschaft verursachet hatten. Als der Herr von Ventadour von einigen katholischen Einwohnern zu Quebec Nachricht erhielt, wie schlecht Wilhelm von Caen den Patribus begegnete: so ließ er ein Schreiben an ihn abgehen, das ihm gewaltig wehe that, und auf den Argwohn brachte, es rühre der empfangene Verweis von eben denjenigen her, die über ihn klageten, damit ließ er es ihnen wieder empfinden.

Schlechter Zustand der Pflanzstadt. 1627.

Auf der andern Seite lebete man wegen der Wilden in beständiger Sorge. Sie hatten abermals einige Franzosen ermordet. Weil man nun zu schwach war, sich dafür zu rächen: so wurden sie desto verwegener, und war in einer kleinen Entfernung von den Wohnplätzen kein Mensch seines Lebens mehr sicher. Also war der Zustand zu Quebec beschaffen, als Herr Champlain im Jahre 1627 wieder dahin kam. Man hatte in seiner Abwesenheit den Häuserbau nicht weiter fortgesetzet, ja es waren auch die urbar gemachten Felder meistentheils unbeeifert geblieben. Die Handlungsgenossen der Herren von Caen dachten nur an ihren Pelztausch, und die Gemüther geriethen wegen der Religion in beständig größere Erbitterung gegeneinander. Eine eifrige Vorstellung aller dieser Umstände brachte den Cardinal Richelieu zu dem Entschlusse, die neufranzösische Handlung in andere Hände zu geben, und zu diesem Ende eine Gesellschaft von hundert Personen zu errichten, dazu man ihm einen Entwurf vorgeleget hatte.

Gesellschaft der hundert Mitglieder.

Dieser Entwurf war vortrefflich ausgesonnen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, Neufrankreich würde heutiges Tages die allermächtigste Colonie in America seyn, wofern die Ausführung mit der Gründlichkeit des Vorschlages übereingestimmet, oder die Gesellschaft sich die günstige Gesinnung des Königes und seines Ministers gegen sie gehörig zu Nutzen gemachet hätte. Die Bittschrift, welche dem Cardinale von den Herren **Roquemont, Houel, Lattagnant, Dablon, du Chesne** und **Castillon** überreichet wurde, war folgenden Inhaltes: 1. Die Gesellschaft wolle gleich im folgenden Jahre 1628 von jedwedem Handwerke zwo bis drey Personen nach Neufrankreich schaffen, und die Anzahl der Einwohner noch vor dem Jahre 1643 bis auf sechzehn tausend Köpfe vermehren, sie drey Jahre lang mit Kost, Wohnung und aller übrigen Nothdurft, sodann aber mit Saatkorne, und so vielem Baufelde, als zu ihrer Unterhaltung nöthig falle, versorgen. 2. Alle Einwohner sollten gebohrne Franzosen, katholischer Religion seyn, und wolle man darauf sehen, daß kein Ausländer noch Reformirter sich einschleichen könne. 3. In jedwedem Wohnplatze sollten wenigstens drey Priester seyn, welche die Gesellschaft sowohl für ihre Person, als in Absicht auf ihr Amt, funfzehn Jahre lang in allem und jedem freyhalten wolle, wornach sie von den urbar gemachten Feldern, die man ihnen anweisen werde, leben könnten.

Um die Gesellschaft für diesen gewaltigen Aufwand schadlos zu halten, überließ der König der Gesellschaft auf ewig die Schanze und den Wohnplatz Quebec, die ganze Landschaft Neufrankreich, nebst Florida, dahin die Vorfahren Seiner Majestät Einwohner geschickt hatten; den ganzen Strom des großen Flusses, nebst den kleinen, die sich in ihn ergießen, oder innerhalb des besagten Landstriches in die See fallen; ferner alle Inseln, Häfen, Rheden, Bergwerke, doch nach Maaßgebung der Reichsgesetze, imgleichen den Fisch-

fang

1627. fang u. s. w. indem Seine Majestät sich nichts vorbehalten, als die Landesherrlichkeit, nebst einer goldenen Krone acht Mark schwer, so oft ein anderer König zur Regierung gelanget, imgleichen die Einsetzung der Räthe von der obersten Gerichts- und Appellationskammer, welche jedoch, wenn dergleichen Gerichte im Lande anzulegen nöthig seyn wird, von der Gesellschaft ernennet, und Seiner Majestät vorgestellet werden sollen. Auch hat die Gesellschaft Macht und Gewalt, grobes Geschütz zu gießen, Festungen und Städte anzulegen, alle Gattungen von Gewehr und Waffen zu schmieden, und überhaupt alles, was zur Sicherheit des Landes und zu Aufrechthaltung des Handels dienlich seyn mag, vorzunehmen. 2. Verwilliget Seine Majestät ihr das Recht, so viele Ländereyen, als es ihr dienlich scheinen möchte, an andere Personen wegzugeben, auch solche Titel, Würden, Rechte und Gerechtigkeiten damit zu verknüpfen, als sie in Ansehung der Geburt, des Standes und der Verdienste besagter Personen für gut ansieht, auch unter solchem Bedinge, Vorbehalte und Leistung, als ihr beliebet. Doch solle man auf den Fall, da Herzogthümer, Marquisate, Graf- oder Herrschaften errichtet würden, königliche Bestätigungsbriefe nehmen, und sich dießfalls an den Cardinal von Richelieu, Grandmaitre, Chef und Surintendanten der französischen Handlung und Schiffahrt, wenden. 3. Damit die Mitglieder der Gesellschaft alles, was ihnen bewilliget worden, ruhig und ungehindert genießen mögen, so wiederrief Seine Majestät alle Gnaden- und Freyheitsbriefe, die Sie in Absicht auf besagte Landschaften, Seehäfen oder Stücke derselbigen, jemanden ertheilet haben möchten, verwilligte der Gesellschaft auf ewig die Handlung mit Leder, Fellen und Pelzwerke, imgleichen, doch nur auf funfzehn Jahre, nämlich vom 1 Jänner 1628 bis den letzten Christmonat 1643 jedwede Handlung, welche in dem Bezirke des besagten Landes zu Wasser und Lande, auf einige Weise getrieben, auch so weit als dieselbige ausgebreitet werden könne: doch mit Ausnahme des Wallfisch- und Stockfischfanges, als welcher allen Unterthanen Seiner Majestät frey bleiben solle. Seine Majestät wiederriefen alle diesem zuwiderlaufende Begünstigungen, absonderlich, die dem Wilhelm von Caen zugestandenen Artikel, untersagten auch für die itztbenannte Zeit alle vorhin gefreyete Handlung, so wohl dem nurbesagten Wilhelm Caen und dessen Mitgenossen, als auch jedermann, bey Strafe, Schiff und Gut, welches der Gesellschaft heimfallen solle, zu verlieren, auch ohne daß der Herr Cardinal von Richelieu an jemanden, er sey wer er wolle, Erlaubniß, Paß, oder Freybrief für die obbenannte Orte ertheilen könne. 4. Gleichwohl wollte der König, es sollte denen Franzosen, die an besagten Orten ansäßig wären, und von der Gesellschaft weder Kost noch Lohn bekämen, freystehen, ungehindert Verkehr mit den Wilden zu treiben, doch mit dem Bedinge, die eingetauschten Biberbälge, bey Strafe derselbigen verlustig zu seyn, an sonst niemanden als die Factore der Gesellschaft zu verkaufen, und zwar das Stück, wenn es gut und unverdorben ist, für vierzig Sols tournois. 5. Versprach der König der Gesellschaft zwey Kriegesschiffe, jedwedes von zwey bis dreyhundert Tonnen, doch ohne Vorrath, zu schenken. Giengen diese Schiffe durch irgend einen Zufall zu Grunde: so müßte die Gesellschaft andere an ihre Stelle schaffen, nur ausgenommen den einzigen Fall, wenn sie in einem offenbaren Kriege, von den Feinden Seiner Majestät weggenommen würden. 6. Sollte die Gesellschaft in den ersten zehn Jahren nicht bis funfzehnhundert Franzosen von einem und dem andern Geschlechte ins Land bringen, so solle sie Seiner Majestät die Summe, dafür man den Aufwand beyder Kriegesschiffe schätzen würde, ersetzen. Würde sie die nur besagte Anzahl auch in den fünf folgenden Jahren nicht dahin schaffen: so sollte sie, ausgenommen den Fall, wenn die Schiffe weg-

1627.

weggenommen worden wären, nicht nur besagte Ersetzung thun, sondern auch der Handlung, die ihr die vorhergehende Artikel zustehen, verlustig seyn. 7. Der König erlaubete ihr, besagte Kriegesschiffe mit solchen Hauptleuten, Soldaten oder Matrosen, als ihr gut dünket, zu besetzen; nur sollen die von ihr ernenneten Hauptleute ihre Vollmachten oder Bestallungsbriefe von Seiner Majestät empfangen, gleichwie auch die Befehlshaber der bereits erbaueten oder künftig noch zu erbauenden Städte und Festungen thun sollen. Was die übrigen Schiffe, welche die Gesellschaft unterhalten will, betrifft, so kann sie, wie gewöhnlich, solche Personen, als ihr beliebet, darüber setzen. Ueber dieses schenkete Seine Majestät ihr die vier Feldschlangen, welche man ehemals der molukischen Handelsgesellschaft zugestanden hatte.

Doch, Seine Majestät ließen es bey dieser gnädigen Verfügung nicht bewenden, sondern sie erkläreten zur Aufmunterung ihrer Unterthanen, damit sie nach Neufrankreich ziehen, und daselbst allerley Gewerke errichten möchten, 1. daß alle Handwerksgenossen, welche die Gesellschaft ins Land bringe, wenn sie ihr Handwerk sechs Jahre lang daselbst trieben, sodann aber nach Frankreich zurück giengen, und eine Bescheinigung wegen ihrer geleisteten Dienste mitbrächten, Meister seyn, und die Freyheit haben sollten, sowohl zu Paris als in andern Städten offene Laden zu haben, und sollte zu diesem Ende, so oft welche eingeschiffet würden, ein Verzeichniß ihrer Namen in der Admiralitätsregistratur beygeleget werden. 2. Weil alle aus besagtem Lande kommende Waaren, von was für einer Gattung sie seyn mögen, absonderlich die durch Kunst verfertigten, von dem Fleiße der Franzosen herrühren: so sollen sie funfzehn Jahre lang von aller Auflage und Abgabe befreyet seyn, auch so gar wenn sie nach Frankreich gebracht und daselbst verkauft werden. Gleichfalls sollen alle Mund= und Kriegesbedürfnisse, auch andere zur Ausrüstung der Schiffe, die man nach Neufrankreich abschicket, nöthige Sachen, besagte funfzehen Jahre lang der vorhin erwähnten Freyheit und Ausnahme genießen. 3. Es sollte allen Personen, sie seyen geistlichen Standes, Edelleute, Kriegesbeamte, oder andern, erlaubet seyn, ohne Abbruch des geringsten mit ihrem Stande verknüpften Vorzuges in besagte Gesellschaft zu treten. Auch sollten die in der Gesellschaft befindlichen, wofern es ihnen beliebig, diejenigen, die sich angeben, dazu annehmen können. Sollten einige vorkommen, welche keine Edelleute von Geburt wären, so wolle Seine Majestät zwölfe in den Adelstand erheben. Diese sollten nicht nur von nun an, alle mit dem Adel verknüpfte Vorrechte genießen, sondern dieselbigen auch auf ihre bereits erzeugten Kinder, oder die sie künftig in rechtmäßiger Ehe erzeugen würden, fortpflanzen. Seine Majestät wolle zu diesem Ende der Gesellschaft zwölf unterschriebene, besiegelte und bis auf die Namen völlig ausgefertigte Adelsbriefe zustellen lassen, und sollte der Cardinal Grandmaitre, besagte Briefe an die von der Gesellschaft dargestelleten Personen austheilen. 4. Sowohl die Nachkömmlinge der Franzosen, die sich in besagten Landschaften häuslich niederlassen, als auch die Wilden, welche den christlichen Glauben annehmen, sollen als gebohrne Franzosen geachtet werden, und ohne weitere Erklärungs= oder Naturalisationsbriefe zu bedürfen, die Macht haben, als solche, wenn es ihnen beliebet, in Frankreich zu wohnen, Güter und Erbschaften an sich zu bringen, Testamente zu machen, Schenkungen und Vermächtnisse anzunehmen, nicht anders als wahre Einwohner des Königreiches und gebohrne Franzosen zu thun Macht haben.

1627.

Endlich versprach der König, wofern irgend die Erfüllung der obigen Artikel, durch einigen einheimischen oder ausländischen Krieg verhindert werden sollte, daß alsdann Seine Majestät der Gesellschaft einen Aufschub auf so lange Zeit ertheilen wolle, als man in seinem Staatsrathe für gut erachten werde. Imgleichen wolle Sie, zu Bewerkstelligung des obenstehenden, die nöthigen Befehle an die Behörde ergehen lassen, auch auf den Fall, da die Gültigkeit derselbigen angefochten werden sollte, die Untersuchung sich selbst vorbehalten haben. Den Beschluß machete Ludwig der XIII damit, daß bedürfenden Falles, auf Ansuchen der Gesellschaft die obigen Artikel, erläutert, erweitert, oder auch mit neuen vermehret werden sollten. Auch könne die Gesellschaft solche Innungsartikel, und Verordnungen abfassen, als ihr zum Besten der Gesellschaft ersprießlich dünketen. Würden besagte Artikel und Ordnungen von Seiner Gnaden, dem Grandmaitre, welchen Seine Majestät hierzu absonderlich bevollmächtige, gut geheißen, und an gehörigem Orte registriret: so sollten sie alle folgende Zeiten nach ihrem ganzen Inhalte, sowohl von den Mitgliedern der Gesellschaft, als von den gegenwärtigen oder zukünftigen Einwohnern Neu-Frankreichs, beobachtet werden.

Diese Artikel wurden den 19ten April des 1627 Jahres, sowohl von dem Cardinale von **Richelieu**, als von denen, welche den Entwurf dazu überreichet hatten, unterschrieben. Der König bestätigte sie durch ein Edict, das im Maymonate im Lager vor Rochelle ausgefertiget wurde, und den von mir beygebrachten kurzen Inhalt, auf das ausführlichste erkläret. Hierauf legete der Herzog von **Ventadour** sein Amt als Unterkönig in die Hände des Königes nieder. Die Gesellschaft nahm den Namen der Neufranzösischen an, und wuchs in kurzer Zeit auf siebenhundert Mitglieder an, darunter der Cardinal von **Richelieu** und der Surintendant der Finanzen, Marschall von **Defiat**, die Häupter waren. Der Ritter von **Razilli**, der Herr von **Champlain**, der Abt de la **Magdeleine**, und viele andere Vornehme traten dazu; der Rest bestund aus reichen und erfahrenen Kaufleuten, und aus den angesehensten Bürgern von Paris, und einigen Handelsstädten. Mit einem Worte, jedermann hoffete, da Neufrankreich eine so mächtige Gesellschaft zum Rückenhalter habe, so werde dieses Land künftig der Vorsorge des Ministers auf eine ganz besondere Weise genießen.

Feindseligkeiten der Engländer.

1628.

Gleichwohl ereignete sich, gleich bey Errichtung der Gesellschaft, eine sehr schlimme Vorbedeutung. Denn die Engländer nahmen gleich die allerersten Schiffe, die sie nach America schickete, weg. Zwar lebeten beyde Kronen im Frieden mit einander: allein die Engländer nahmen die Belagerung der Stadt Rochelle zu einem Vorwande, Feindseligkeiten gegen Frankreich auszuüben. Im folgenden Jahre kam **David Kertk**, ein gebohrner Franzose aus Dieppe gebürtig, der aber reformirt und nach England entflohen war, mit einem Geschwader bis nach Tadussac, und argwohnete man, es habe ihn **Wilhelm von Caen**, um sich wegen seines verlohrnen Handlungsvorrechtes zu rächen, dazu angereizet. Von hier schickete er eine Partey nach dem Vorgebirge **Tourmente**, welche die Häuser wegbrennete, und das Vieh wegtrieb; sodann aber vor Quebec rückete, und die Schanze aufforderte.

Quebec soll sich ihnen ergeben.

In selbiger war eben Herr Champlain nebst Pontgrave zugegen, welcher letztere, um einige Angelegenheiten des Herrn de Monts und seiner Mitgenossen zu betreiben, vor kurzer Zeit aus Frankreich angelanget war. Nach vorläufiger Berathschlagung mit den vornehmsten Einwohnern, beschloß man, sich zu wehren; und Champlain ertheilete dem englischen

schen Hauptmanne eine dermaßen trotzige Antwort, daß er seines Weges gieng. Gleichwohl hatte keine Person in der Stadt des Tages mehr, als sieben Unzen Brodt, zu verzehren, und der ganze Pulvervorrath bestund aus fünf Pfunden. Ohne Zweifel wußte Kertk nichts von diesem elenden Zustande; nebstdem hoffete er, mit dem Geschwader, das die Gesellschaft ausgerüstet, und dem Herrn von Roquemont, einem ihrer Mitglieder anvertrauet hatte, leichter fertig zu werden. Es sollte viele Haushaltungen nebst einer Menge Lebensmittel und anderer Bedürfnisse nach Quebec führen: allein, Wilhelm von Caen hatte dem Kertke von der Abfahrt Nachricht gegeben.

1628.

Unterdessen rührete des Herrn von Roquemonts Unglück vielmehr von seiner eigenen Unbesonnenheit her, als von der Verrätherey des besagten Kertke. Er hatte bey seiner Ankunft auf der Rhede von Gaspe, dem Herrn Champlain durch eine Barke von der Verstärkung, die er ihm zuführete, Nachricht ertheilet, zugleich auch ein königliches Schreiben überschicket, darinnen derselbige zum Statthalter über ganz Neu-Frankreich erhoben, und ein Verzeichniß aller den Herren von Caen zuständigen Güter zu verfertigen, befehliget wurde. Wenige Tage hernach, erfuhr Roquemont, Kertk sey in der Nähe. Sogleich lichtete er die Anker und suchete ihn auf, ohne zu erwägen, daß seine Schiffe mit Waaren vollgepfropfet, folglich zum Schlagen schlecht geschickt wären, und daß mit ihrem Verluste auch alle Hoffnung der aufkeimenden Pflanzstadt verloren gehe. Er fand die Engländer ohne mühsames Suchen, und schlug sich tapfer mit ihnen herum. Allein, weil seine Schiffe nicht nur schwächer, sondern auch zum Wenden nicht so geschickt, als des Kertks seine waren: so wurden sie bald mastlos geschossen, und zum Ergeben genöthiget. Dergestalt verursachete die Barke eine Freude von ziemlich kurzer Dauer zu Quebec, und half, wie Herr Champlain in seiner Nachricht schreibt, weiter zu nichts, als daß seine Erbsen desto geschwinder aufgezehret wurden.

Die Engländer nehmen ein französ. Geschwader weg.

Die Erndte fiel sehr mäßig aus: doch verschaffete sie nebst dem Aalfange, und einigen Elendthieren, die man von den Wilden bekam, sowohl der Stadt, als den Wohnplätzen ein Paar Monate lang nothdürftige Lebensmittel. Aber als dieses alles verzehret war: so wurde der Hunger heftiger, als vorhin. Noch einen einzigen Trost hatte man. Es war der Jesuiten Superior Philibert Noyrot, nebst dem Pater Karl Lallemant, um Hülfe aufzutreiben, nach Frankreich abgereiset: sie hatten auch vermittelst der Freygebigkeit ihrer guten Freunde ein Fahrzeug gemiethet, und mit Lebensmitteln befrachtet. Sie schiffeten sich auch selbst, mit dem Pater Alexander von Vieuxpont, und einem Bruder, Namens Ludwig Malot, darauf ein. Es kam aber dieses Fahrzeug nicht nach Quebec. Ein heftiger Südost warf es an die acadische Küste, wo es scheiterte, und Noyrot nebst dem Bruder Malot das Leben verlor. Hierauf begab sich der Pater Vieuxpont nach Cap Breton zum Pater Vimond. Der Pater Lallemant bestieg ein biscayisches Schiff, und wollte die Nachricht von diesem Unglücke nach Frankreich bringen, litt bey St. Sebastian abermals Schiffbruch, und kam abermals glücklich davon.

Nothstand des Herrn Champlains.

1629.

Gleichwohl hatte der Statthalter noch eine größere Ursache zur Bekümmerniß, als das Hungerleiden seiner Franzosen. Seit der Engländer Ankunft zeigeten die Wilden ein sehr gehäßiges Gemüth gegen sie; und es ist auch nicht zu leugnen, daß man Ursache dazu gegeben hatte. Die Einwohner von Quebec waren nicht alle eines Schlages; die Hugonotten, welche der Herr von Caen mitgebracht hatte, erzeigeten der rechtmäßigen Obrigkeit

1629.

keit keinen sonderlichen Gehorsam, und der Herr Champlain konnte mit aller seiner Standhaftigkeit, doch nicht alle Unordnungen dieser der Regierung gehäßigen Leute verhüten.

Bey diesem schlechten Zustande, erachtete der Statthalter auf den Fall, wenn man nicht zu rechter Zeit Hülfe erhalten sollte, für das Beste, die Irequesen zu bekriegen, und auf ihre Kosten zu leben. Nun fehlete es zwar an einer rechtmäßigen Ursache hierzu nicht; denn sie hatten erst kürzlich wieder Feindseligkeiten ausgeübet: allein, es fehlete an Pulver, und konnte man, als der Aufbruch geschehen sollte, nicht das geringste auftreiben. Man mußte also zu Quebec bleiben, und Hunger leiden, oder wie wilde Thiere im Walde herum laufen und Wurzeln suchen. Dergestalt hoffeten die hundert Personen, daraus die ganze Zahl der Einwohner bestund, auf keine erwünschtere Zeitungen, als entweder es wären Schiffe aus Frankreich angelanget, oder es wären die Engländer wieder da, und wollten sie alle mit einander gefangen nehmen.

Quebec wird von neuem aufgefordert.

Das letztere geschah zu Ende des Heumonates, das ist ein Viertheljahr, nachdem alle Lebensmittel aufgezehret waren. Als Herr Champlain hörete, man erblicke englische Schiffe hinter der Levispitze: so hielt er sie so gleich für des Kertks Geschwader, und nicht sowohl für Feinde, als für seine Befreyer und Erlöser aus der Gefahr, mit allen seinen Amts befohlenen Hungers zu sterben. Nach Verlaufe weniger Stunden erschien eine Schaluppe mit einer weißen Flagge, und hielt mitten in der Rhede stille, um gleichsam Erlaubniß zum Nähern zu verlangen. Diese ertheilete man durch Aufsteckung einer gleichen Flagge unverzüglich, wornach der engländische Officier ans Land stieg, und dem Statthalter ein sehr höfliches Aufforderungsschreiben von des Admiral **David Kertks** beyden Brüdern, **Ludwig** und **Thomas**, überreichete. Einer davon war Befehlshaber des ganzen Geschwaders, davon der größte Theil zu Tadussac lag; der andere sollte künftig das Oberhaupt von Quebec seyn.

Sie meldeten, es wäre ihnen der elende Zustand des Ortes zwar nicht unbekannt: es solle ihm aber, wenn er die Schanze übergeben wolle, frey stehen, die Bedingungen selbst aufzusetzen. Die Ursache, warum die Engländer den Zustand von Quebec so genau wußten, war diese, weil ihnen der Herr **Boule**, des Champlains Schwager und Stattverweser, als er nach Frankreich reisen und um schleunigen Beystand anhalten wollte, in die Hände gefallen war, und weil sie den Matrosen die Ursache seiner Reise mit guter Art abgeforschet hatten.

Bedingungen der Uebergabe.

Der Statthalter nahm das Erbiethen an, und verlangete folgende Bedingungen. 1) Sollten die Herren Kertks vor allen Dingen ihre Bestallungsbriefe vom Könige von England und die Vollmacht von ihrem Bruder David aufzeigen. 2) Sie sollten ihm ein Schiff geben, darauf er mit allen Franzosen, keinen einzigen, auch zwey ihm zugehörige wilde Mägdchen nicht ausgenommen, nach Frankreich fahren könnte. 3) Die Kriegesleute sollten mit ihrem Gewehre und ihrer Habseligkeit, so viel sie mitzunehmen vermöchten, ausziehen. 4) Das Schiff sollte mit allem Tau- und Segelwerke, auch mit Lebensmitteln versorget seyn. Den Werth wollte man mit Pelzwerke bezahlen, und den Eigenthümern solle erlaubet seyn, das übrige mit sich zu nehmen. 5) Niemand sollte gekränket noch einige Gewalt ausgeübet werden. 6) Das Schiff sollte drey Tage nach der Franzosen Ankunft zu Tadussac übergeben, und die Franzosen zu ihrer Reise dahin mit Barken versorget werden.

Das Hauptwerk fand wenig Schwierigkeiten. Ludwig Kertk gab zur Antwort, sein Bruder Thomas habe die Bestallung und Vollmacht bey sich zu Tadussac, und werde sie dem

dem Statthalter bey seiner Ankunft zeigen. Das Schiff wolle man gern hergeben. Wäre es für sie alle nicht groß genug: so wolle man die übrigen auf das Geschwader nehmen, wohl halten, und nach ihrer Ankunft in England, unverzüglich nach Frankreich abschicken. Der Punct, die wilden Mägdchen betreffend, wurde endlich ebenfalls verwilliget. Die Officier könnten mit Gewehr und Geräthe, ja, überhaupt mit allem, was sie hätten, ausziehen; die Soldaten mit Gewehre, Kleidung und einem Biebermantel; die Mönche mit ihren Büchern, das übrige soll dableiben. Champlain war froh, daß man ihm nur dieses verwilligte, und verlangete gar nicht, auf das übrige zu dringen.

1629.

Den folgenden Tag, den 20sten des Brachmonates, legete Kertke mit seinen drey Schiffen auf der Rhede vor Anker. Das größte führete hundert Tonnen und zehn Stücke. Die übrigen waren Patachen von funfzig Tonnen und sechs Stücken. Er stellete auf des Statthalters Bitte eine Schildwache vor die Capelle, ließ auch den Klöstern kein Leid wiederfahren, und nahm hernach von der Schanze und dem Vorrathshause Besitz. Die Schlüssel des letztern übergab er einem von Amiens gebürtigen Franzosen, Namens **le Baillif**, welcher nebst dreyen andern, nämlich **Sebastian Brule** aus Champigni, **Nicolaus Marsolet** aus Rouen, und **Peter Raye** aus Paris, bey dem Feinde dienete. Der letzte war der ärgste Bösewicht, den man finden kann, und überhaupt verlangete niemand, uns Verdruß zu machen, als diese drey Verräther. Herr Champlain durfte in seinem Hause bleiben, sich Messe lesen lassen, und bekam ein Verzeichniß von allem, was sich in der Schanze befand, mit des Kertke eigener Unterschrift.

Gute Aufführung der Engländer.

Kertke that allen, welche urbar gemachte Felder besaßen, sehr vortheilhafte Vorschläge, wenn sie im Lande blieben; ja, er versprach, sie nach Frankreich zu schaffen, wenn es ihnen nach Verlaufe eines Jahres nicht mehr da gefiele. Weil nun sein Verfahren ihm viele Hochachtung erworben hatte, und über dieses die meisten ihr Brodt zu Hause hätten erbetteln müssen: so blieben sie beynahe alle mit einander da. Nur stellete ihnen Champlain vor, wenn der König binnen Jahr und Tagen Canada nicht wieder eroberte, so thäten sie unrecht, länger ungebeichtet zu bleiben; sondern sie müßten das Heil ihrer Seelen lieber haben, als alle Schätze der Welt.

Die meisten Einwohner bleiben im Lande.

Als alles richtig, und Thomas Kertk zu seinem Bruder gekommen war: so reisete Champlain mit ihnen nach Tadussac, woselbst der Admiral David seit einigen Tagen sich befand. Beynahe hätten auf dieser Reise die Sieger und die Besiegte ihren Zustand mit einander verwechselt. Thomas Kertk lief mit seinem Schiffe, das den Herrn Champlain am Borde hatte, voraus, und begegnete dem Nicolaus Caen, der nach Quebec wollte, und von allem vorgegangenen nicht das geringste wußte. Sie geriethen so gleich an einander, und der Engländer wäre fast weggenommen worden. Allein, als Caen, um die Engländer zur Uebergabe zu ermahnen, ausrief: **Quartier!** so verstund Kertke unrecht, und rief dagegen, gut **Quartier!** damit sank den Franzosen der Muth. Zwar Caen wollte noch eines wagen: allein, Herr Champlain ließ sich sehen, und rieth ihm, lieber auf gute Ergebungspuncte zu gedenken, indem die Patachen mit vollen Segeln herbey rücketen.

Emery de Caen wird von den Engländern gefangen.

Hätten alle Franzosen ihre Schuldigkeit gethan: so hätten sie das englische Schiff unstreitig erobert. Sie wären sodann mit den Patachen leicht fertig geworden; und Ludwig Kertke hätte sich in Quebec eben so wenig lange halten können. Dem Thomas war wirklich so angst, daß er dem Champlain den Tod drohete, wenn er nicht machen würde, daß das Gefecht aufhörete. Allein, Champlain that es dennoch nicht, bis die Patachen in die Nähe kamen. **Emery von Caen** that als ein braver Mann: allein, seine Leute stunden

1629.

den ihm nicht recht bey, vermuthlich, weil sie seines Glaubens waren, indem die Reformirten damals nicht gern gegen die Engländer fochten.

Ein französischer Reformirter giebt den Engländern zu diesem Unternehmen Anlaß.

Man erfuhr nachgehends, daß ein eifriger Calvinist, Jacob Michel genannt, den englischen Admiral durch allerley gegebene Nachrichten zu dieser Unternehmung bewogen hatte. Der Verräther war mit dem Titel als Contreadmiral wirklich auf der Flotte. Daher kann es wohl seyn, daß einige den Caen nur deswegen im Verdachte eines heimlichen Verständnisses mit dem Feinde hatten, weil sie glaubeten, Michel habe alles auf seinen Befehl gethan. Uebrigens war das Geschwader bey weitem nicht so stark, als man es ausschrie: es bestund nur aus fünf Schiffen von drey bis vierhundert Tonnen, die zwar genug Mund- und Kriegesvorrath, aber wenig Leute am Borde hatten. Wäre Emery nur um acht Tage zeitiger angelanget: so hätte er Quebec mit Lebensmitteln versorget, und Champlain hätte mit Gewalt nicht können bezwungen werden. David Kertk hatte noch ein anderes Glück. Weil nämlich wenige Tage nach seiner Abreise aus England der Frieden zwischen beyden Kronen erneuert wurde: so bekam der Ritter Razilli, welcher Neu-Frankreich zu Hülfe kommen wollte, Gegenbefehl, und mußte dafür nach Marocco gehen. Ohne Zweifel gedachte der französische Hof, man werde englischer Seits dem Kertke alles weitere Unternehmen ebenfalls verbiethen: allein, er war einmal unter Segel, und dieses wußte man zu Paris nicht.

Ehe der Admiral nach England unter Segel gieng: so besah er vorher Quebec und lobete nach seiner Wiederankunft zu Quebec ihre Lage ungemein. Er sagete zu Champlain, wenn sie seiner Nation verbleibe, so solle sie bald in einem ganz andern Stande seyn, und es würden die Engländer manches, das die Franzosen nicht achteten, oder nicht einmal verstünden, sich zu Nutze machen. Uebrigens war der Admiral bey weitem nicht so großmüthig, als sein Bruder; ja auch dieser blieb nicht, wie er gewesen war. Champlain mußte von allen beyden vieles vertragen, und die Jesuiten noch mehr.

Sein klägliches Ende.

Der Bösewicht Michel hatte ihnen weis gemacht, die ehrwürdigen Patres hätten nicht wenige Reichthümer zusammen gescharret. Als man nun nichts finden konnte: so wurden sie verdrüßlich über ihn. Die drey Brüder hatten bloß ihm den glücklichen Fortgang der itzigen und vorjährigen Unternehmung zu danken; denn sie waren eigentlich ehrliche Handelsleute, die bey ihrer Handlung etwas ansehnliches gewonnen hatten, vom Kriege aber das wenigste verstunden. Michel hingegen war ein Seemann und braver Soldat: bey dem Gefechte mit dem Herr Roquemont verhinderte er diesen am Entern; denn da wäre David Kertk, seiner Ueberlegenheit an Stücken ungeachtet, verloren gewesen. Er dienete seinen beyden Brüdern zum Wegweiser und Steuermanne; denn sie ihres Ortes kannten den Lorenzfluß nicht, und hätten sich ohne ihn nie so weit gewaget. Nichts destoweniger entstund ein großer Widerwillen zwischen ihm und ihnen, es sey nun, daß er mit der Belohnung seiner Dienste nicht zufrieden war, oder, daß die Engländer über die schlechte Beute verdrüßlich wurden. Genug, er beschwerete sich ohne Scheu gewaltig über sie, absonderlich über den Admiral. Noch weit heftiger schrie er über die Jesuiten und Maloer: ja, er bekam vor übermäßiger Aergerniß etlichemal einen Anfall von Raserey.

Champlain ergriff die Gelegenheit seines Unwillens über die Engländer, und suchte ihn durch alle ersinnliche Vorstellungen zur katholischen Religion zu bewegen. Allein, erstlich war der Mann äußerst verstockt; zweytens verfiel er in gänzliche Raserey, und sodann in einen matten Schlaf, der fünf und dreyßig Stunden dauerte, und bey dessen Endigung starb

starb er. Man erzeigete der Leiche alle kriegerische Ehrenbezeugungen, und begrub sie mit allen bey der protestantischen Kirche üblichen Ceremonien. Aber als das Leichenbegängniß geendiget war: so dachte man nur ans Trinken, und die Engländer macheten sich ungemein lustig.

1629.

Die noch übrige Zeit des Sommers verwendete der Admiral auf das Kalfatern seiner Schiffe, die es höchstnothwendig bedurften. Im Herbstmonate gieng er unter Segel, und den 20sten des Weinmonates warf er zu Plymouth Anker. Hier erfuhr er, beyde Kronen hätten sich verglichen. Er hatte es zum voraus gemuthmaßet; ja wie man vorgeben will, wußte er es schon vor der Eroberung Quebec, dachte aber, es ließe sich nach Beschaffenheit der Umstände die Unwissenheit vorschützen. Seine Schiffsrüstung hatte ihm viel gekostet, und er hoffete, in Neu-Frankreich weit mehr, als dieser Aufwand betrüge, zu finden. Allein, zum größten Erstaunen fand er nichts, als etwa hundert halbverhungerte Personen, denen man vor allen Dingen Brodt austheilen mußte, ein Magazin mit einem ziemlich schlechten Vorrathe von Bieberbälgen, elende Häuser, und noch schlechteres Hausgeräthe. Demnach trug er von seiner Unternehmung keinen andern Vortheil davon, als daß er zum Bettler wurde, ohne daß es seinem Landesherrn das geringste half.

1630-31.

Schlechte Redlichkeit des engländischen Admirales.

Anfänglich schrie man am französischen Hofe gewaltig über diesen Ueberfall der Engländer nach bereits geschlossenem Vergleiche. Allein, die Sprache der Ehre beyseite gesetzet, so zweifelten viele daran, ob man mit Quebec in der That etwas verloren habe, und ob es der Mühe werth sey, die Wiedergabe zu verlangen. Sie sagten, die Witterung sey zu strenge, der Aufwand größer, als der Ertrag, und die Bevölkerung eines so weitläuftigen Landes werde das Königreich gewaltig schwächen; zum Beyspiele bezogen sie sich auf Portugall und Spanien. Gleichwohl hätten nur besagte Reiche für die Verminderung ihrer Einwohner auf andere Weise etwas gewonnen: allein, frageten sie weiter, was haben denn wir seit funfzig Jahren für Schätze aus Canada geholet? Entweder vermag dieses Land uns keine Vortheile zu schaffen, oder die Franzosen haben kein Geschick zu dergleichen Unternehmungen. Und wozu haben wir denn dieses Land nöthig? Karl der V hatte ein weitläuftiger Reich, als die alten römischen Kaiser, und konnte Frankreich dennoch nichts abnehmen; ja, es mislungen ihm gar oft, alles Goldes und Silbers in seinem Peru und Mexico ungeachtet, seine besten Unternehmungen aus bloßem Geldmangel. Wir wollen also lieber die Leute in Frankreich behalten, und die bequeme Lage unseres Vaterlandes zur Handlung wohl anwenden, so werden alle Schätze der Welt von selbst in unsere Häfen einlaufen.

Einige wollen Quebec nicht wieder haben.

Dagegen antworteten andere: die Witterung werde in Neu-Frankreich immer gelinder werden, je starker man das Land anbaue, die Luft sey gesund, der Boden fruchtbar, man könne sich mit mäßiger Arbeit alle Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens verschaffen. Spanien und Portugall habe beyde Indien bevölkern wollen, als es durch die mehrischen Kriege selbst an Mannschaft erschöpfet gewesen. Diesen Fehler müsse man nicht begehen; sondern jährlich nur wenige Haushaltungen dahin schicken, zum Beyspiele, abgedankte Soldaten, und Mägdchen aus dem Zuchthause. Die Erfahrung zeige, daß die französischen Weibesbilder in America ungemein fruchtbar, die Kinder schön, gesund und stark wären, auch ohne Mühe aufwüchsen. Der bloße Stockfischfang, welcher wenigen Aufwand erfordere, könne das ganze Königreich bereichern, nur müsse man ihn beständig machen, das ist die neuen Einwohner daran gewöhnen. Auch würde

Antwort darauf.

1630-31.

würde der Pelzhandel nicht wenig eintragen, nur müsse man die Bieber nicht auf einmal alle ausrotten. Die Wälder lieferten das beste Holz von der Welt zum Schiffbaue, und zum Beschlusse, so müsse man Quebec wieder haben, es möchte auch kosten, was es wollte, nur damit die Engländer in America nicht allzumächtig werden und ihre ohnedieß schon ansehnlichen Besitzungen noch mit beyden Ufern des Lorenzflusses vergrößern möchten.

Champlains Meynung.

Die Ursache, daß man seit so vielen Jahren schlechten Fortgang verspühret habe, schob Herr Champlain auf die Gesellschaften einzelner Kaufleute, welche die Sorge dieser Pflanzstadt über sich nahmen. Ich will seine eigenen Worte ohne den geringsten Zusatz wiederholen. „Wenn in einem Lande, wie dieses ist, eine Kaufmanns„gesellschaft den Beutel hat: so bezahlet sie, giebt hin und hilft, wenn es ihr gut „dünkt. Um diejenigen, welche im Namen Seiner Majestät befehlen, bekümmert „man sich wenig, weil ihnen kein Mensch an die Hand geht, als mit Gutbefinden „der Gesellschaft, welche doch keinem Menschen gehäßiger ist, als denen Personen, „welche der König absendet; sondern lieber wollte, daß kein Mensch wüßte noch sähe, „was sie vornimmt, noch wie sie ihre Dinge treibt; denn sie suchet weiter nichts, als zusam„men zu scharren, so viel sie kann, und mag es zuletzt ablaufen, wie es will, wenn „sie nur unterdessen ihren Beutel gespicket hat. Von Schanzen und Festungen wol„len diese Kaufleute nichts hören, als wenn die Gefahr vor der Thüre ist. Aber da „ist es zu spät. So bald ich ein Wort vom Befestigen sprach: da krazeten sie hin„ter den Ohren und hingen die Mäuler. Ich mochte ihnen vorpredigen, wie ich „wollte, was für Unglück daraus entstehen würde: so gieng es zu einem Ohre hin„ein, zum andern heraus, und das alles aus lauter Einbildung, so bald eine Schan„ze da wäre, würde man ihnen den Daumen aufs Auge halten. Mit dieser tollen „Einbildung macheten sie, daß uns ausplündern und todtschlagen konnte, wer da „wollte. Zwar schrieb ich oft genug an die Staatsräthe, es müßte Ordnung gemacht „werden: aber das machen geschah nie. Hätte Seine Majestät den Kaufleuten bloß „den freyen Handel überlassen, und daß sie ihre Waarenlager und ihre Factore ha„ben möchten, über die andern Leute aber der königliche Statthalter in besagtem Lan„de völlige Macht und Gewalt hätte, sie zu gebrauchen, zu was er wollte; es sey nun „zum Dienste Seiner Majestät, oder zum Befestigen und das Land anzubauen, da„mit man nicht irgend, wenn keine Schiffe ankämen, Hunger leiden möchte; wür„de, sage ich, das Werk also eingerichtet: so würde man in zehn Jahren weiter kom„men, als mit der bisherigen Einrichtung in dreyßigen „.

Canada kömt wieder an Frankreich. 1632.

Obgleich der größte Theil der Staatsräthe nicht glaubete, daß Frankreich einen sonderlichen Vortheil davon habe, wenn es Canada beybehalte: so fehlete es doch nicht an andern Gründen, welche Ludwig den XIII hiezu bewogen. Die Ehre und die Religion gaben sie an die Hand. Niemand stellete sie nachdrücklicher vor, als Champlain, welcher nicht nur ungemein andächtig, sondern auch ein guter Franzose war. Man fing demnach mit England, wegen der Wiederabtretung Quebecs zu handeln an; man rüstete auch, um den Vorstellungen desto mehr Nachdruck zu geben, sechs Kriegesschiffe aus, welche der Ritter Razilli führen sollte. Dieses wirkete so viel, daß der englische Hof, auf Zureden des Mylord Montaigu, dasjenige in der Güte hergab, was man ihm mit Gewalt abzwingen wollte. Der Vergleich wurde den 29sten des

März-

Märzmonates im Jahre 1632 zu St. Germain en Laye unterschrieben, und Acadia nebst der Insel Cap Breton, oder dem vorizt also genannten **Königseylande**, mit darunter begriffen.

1632.

Damaliger Zustand Neu-Frankreichs.

Von unserer damaligen Einrichtung in nur besagter Insel war wenig Wesens zu machen. Ja es bestund überhaupt alles, was wir in Neu-Frankreich besaßen, in nur erwähntem Orte, in der Schanze zu Quebec, dabey einige elende Häuser und Hütten stunden, in einem Paar Strohhütten auf der Insel Montreal, in ungefähr eben so vielen, die man zu Tadussac, auch sonst hin und wieder am Lorenzflusse, um des Fischfanges und Pelzhandels willen aufgerichtet hatte; ferner in einem angefangenen Wohnplatze bey den drey Flüssen, und im Schutte von Königshafen. In dem itzterwähnten, sage ich, bestund damals ganz Neu-Frankreich, und zugleich die ganze Frucht von allen Entdeckungen des Verazani, Jacob Cartiers, Robervals, Champlains, von dem gewaltigen Aufwande des Marquis de la Roche, und des Herrn de Monts, und endlich von aller angewandten Mühe einer so großen Menge Franzosen, welche das Land weit und breit zu bevölkern im Stande gewesen wäre, wofern man sie nur recht angeführet hätte.

Warum die Engländer Acadia nicht achteten.

Ohne Zweifel traten die Engländer Acadia nur deswegen so gutwillig wieder ab, weil sie noch keine Anstalt, sich daselbst fest zu setzen, gemacht hatten, und weil es zu weit von Neu-England entfernet lag. Denn es war ihnen hauptsächlich daran gelegen, vorher erst an diesem Orte fest zu sitzen, ehe sie weiter um sich griffen. Zwar habe ich oben erwähnet, der König von Großbritannien habe schon im Jahre 1621 alle uns abgenommene Länder dem Grafen **Wilhelm Alexander von Sterlin**, verliehen; auch ist wahr, daß der Graf gleich im folgenden Jahre einen Gevollmächtigten abschickete, der eine bequeme Stelle zu einem Wohnplatze aussuchen sollte. Allein, weil der Abgeordnete zu spät abreisete: so mußte er im Johanneshafen auf Neuland überwintern. Nachgehends gieng er nach Acadia, besuchete den Schöpshafen, den er die **Lucasbay** nennete, ferner einen andern nur zwo Meilen davon entferneten, den er **Schönhafen**, oder **Schwarzhafen** hieß. Er verweilete aber nirgend; sondern gieng nach Neuland, und von da nach England zurück. Dieses ist, aus mir unbekannten Ursachen, das einzige, was der Graf von Sterlin, in der Absicht dieses schöne Land zu nutzen, jemals unternahm.



Der

allgemeinen Geschichte

und Beschreibung

von Neu-Frankreich;

Fünftes Buch.

1632.

Als Canada durch den Vergleich zu S. Germain wieder an Frankreich abgetreten wurde: so versprach man auch, alle zu Quebec vorhanden gewesene Güter und Waaren, davon man ein Verzeichniß gemachet hatte, auszuantworten, gleichwie auch die beyderseits weggenommenen Schiffe, nebst ihrer Ladung, oder dem Werthe dafür, wiederzugeben. Indem nun die Herren von Caen den größten Vortheil von dieser Wiedererstattung hatten: so wurde Emery von Caen nach America abgeschicket, um dem Ludwig Kertke den Vergleich zu überbringen und auf seine Vollziehung zu dringen. Ja, der König beliebete, ihm zur Schadloshaltung für seinen bey dem Kriege erlittenen Verlust, den ganzen Pelzhandel auf ein Jahr zu erlauben. Er reisete also im April eben dieses Jahres 1632 nach Quebec ab. Nun übergab ihm zwar der englische Befehlshaber sofort die Schanze nebst allem, was ihm sonst gehöret hatte: allein, die Engländer trieben nicht nur dieses, sondern auch das folgende Jahr den Pelzhandel noch immer fort, und man hatte große Mühe, diesem Verkehre ein Ende zu machen, ungeachtet es in dem Vergleiche zu S. Germain den Großbrittannischen Unterthanen ausdrücklich untersaget war.

1633.

Champlain wird abermals Statthalter.

In dem 1633 Jahre trat die neufranzösische Gesellschaft in alle ihre Gerechtsamen. Der Ritter von Razilli, eines ihrer vornehmsten Mitglieder, bekam das Eigenthum von Acadia, doch mit dem Bedinge, einen Anbau daselbst zu besorgen. Dieses nun that er zwar zu la Haive: allein, was er that, das bedeutete wenig, ungeachtet wegen der großen Bequemlichkeit dieses Hafens nichts leichter gewesen wäre, als eine solche Pflanzstadt an diesem Orte anzulegen, welche in kurzer Zeit, und mit geringem Aufwande, die ansehnlichsten Vortheile aus dieser großen Haibinsel verschaffet hätte. In eben diesem Jahre stellete die Gesellschaft, vermöge ihres erhaltenen Vorrechtes, dem Könige den Heern Champlain, als Statthalter von Neufrankreich dar. Seine Majestät bestätigten ihn; und damit reisete er, in Gesellschaft der PP. Brebeuf und Enemond Masse, mit einem Ge-

schwader nach Canada ab, dessen Ladung mehr betrug, als der damalige ganze Werth des besagten Landes. Er fand noch viele ehemalige Einwohner im Lande, vermehrete ihre Anzahl mit vielen neuen, und ermahnete sie beyderseits, die ehemaligen Fehler, als die Quelle alles bisher erlittenen Unglückes, künftig zu vermeiden.

1633.

Weil kein unauflöslicheres Band ist, als die Religion: so suchete er vor allen Dingen die Huronen an sich zu locken, und sie unter das Joch des Evangelii zu beugen. Bisher hatte man vielmehr den Weg zu diesem Unternehmen gebahnet, als einen wirklichen Anfang dazu gemachet, indem es an einer hinlänglichen Kenntniß ihrer Sprache, Gebräuche, Religion und Gemüthsart fehlete. Zwar hatten die Barfüßer einige wenige getaufet, ingleichen auch der Pater Brebeuf und la Noue, mit dem allen aber, hatte das Christenthum bey diesem Volke, das schwer zu bändigen schien, noch keine Wurzel gefasset. Doch hoffete man, ein längerer Umgang mit den Mißionarien werde sie gelehriger machen. Man gründete diese Hoffnung auf die Gemüthsbeschaffenheit dieser Leute, indem sie ein gesetztes Wesen, eine gute Beurtheilungskraft und viel Nachdenken an sich zeigeten, nebstdem auch die Arbeit mehr, das Umschweifen aber weniger, liebeten, als alle andere in dieser Gegend damals bekannte Völker.

Gemüthsart der Huronen.

Um aber dieses Vorhaben auszuführen, mußte man nicht nur eine gewisse Anzahl Arbeiter haben, sondern auch sie in den Stand setzen, ihre Unterhaltung anderswoher, als aus einem Lande, das seine Einwohner kaum ernähren konnte, zu nehmen. Allein, hier lag die Schwierigkeit. Die Gesellschaft ließ sich bereden, es gereichten die Bettelmönche einer aufkeimenden Pflanzstadt nur zur Last; daher wollte sie keine Baarfüßer mehr dahin geschicket wissen, wenigstens doch so bald nicht; sie brachte es auch dahin, daß die Regierung ihre Gründe für gültig ansah.

Die Gesellschaft schließt die Baarfüßer aus.

Die Jesuiten mußten demnach darauf bedacht seyn, wie sie ihre Bedürfnisse aus Frankreich erhalten möchten. Nur war zu besorgen, es möchten die gutherzigen Gemüther, welche bisher so vieles, wiewohl der beständigen Unglücksfälle wegen, vergeblich beygesteuert hatten, des Gebens müde seyn. Doch diese Furcht war ungegründet. Fast alle die, welche sich Neufrankreiches gleich im Anfange angenommen hatten, hielten es für ihre Schuldigkeit, die Jesuiten in solche Umstände zu setzen, daß sie nicht nur den Einwohnern, in Absicht auf ihre Unterhaltung und Amtsverrichtungen, keine Beschwerlichkeit verursachen, sondern auch nebst dem Unterrichten und Bekehren, etwas zur Aufnahme des Landes beytragen möchten.

Dergestalt gieng bereits im 1632 Jahre, das ist, unmittelbar nach dem zu S. Germain getroffenen Vergleiche, der P. Paul le Jeune, und Annas de Noue nach Quebec zu Schiffe. Hier fanden sie zwar bey den damals bekehrten wenigen Indianern ganz andere Meynungen, als man ihnen eingeflößet hatte: sie brachten diese Leute aber bald wieder auf den vorigen Weg. Die Engländer hatten bey ihrem Aufenthalte, die Gewogenheit der Landeseinwohner im geringsten nicht gewonnen. So lange sie zu Quebec waren, kam kein Huron dahin; ja auch die näher gelegenen Völkerschaften nur selten, ungeachtet sich einige unter ihnen aus Verdrusse über einige Personen unter uns, bey Annäherung des englischen Geschwaders feindlich bezeuget hatten. Denn da sie mit den Neuangekommenen eben so frey thun wollten, als vorhin mit den Franzosen: so bezeugeten jene zu ihrer Beschämung ein Misfallen darüber.

Die Wilden haben die Franzosen lieber, als die Engländer.

1633.

Erfolg der ersten Missionen.

Nach einiger Zeit gieng es noch schlimmer zu; denn da prügelte man sie gar aus eben den Häusern hinaus, in denen sie zuvor mit nicht geringerer Freyheit, als in ihren eigenen Hütten, aus- und eingegangen waren. Sie zogen also aus der Nähe weg; und es verband sie nachgehends nichts so fest mit uns, als weil die Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit der Engländer nicht nach ihrem Sinne war. Die Missionarien wußten diese Neigung vortrefflich anzuwenden, und ihren Gemüthern die Liebe zum Heilande und zur französischen Nation zugleich einzuflößen. Der P. Enemond Masse, und Johann Brebeuf, kamen bereits erzähltermaßen, im folgenden Jahre mit Herrn Champlain dahin; und es wuchs die Anzahl der evangelischen Arbeiter in kurzer Zeit bis auf funfzehn Priester, und drey bis vier Layenbrüder, davon man einige zu Unterrichtung der Kinder gebrauchete; und weil bey den Einwohnern voritzt keine Verschiedenheit in der Glaubenslehre mehr vorhanden war, so segnete Gott die Bemühungen der Lehrer so reichlich, daß man innerhalb einigen Monaten eine große Veränderung in dem Lebenswandel der Zuhörer wahrnahm.

Die Protestanten werden von Canada ausgeschlossen.

Der Hof hatte sowohl das Ueberschiffen der Protestanten nach Neufrankreich, als die Uebung einer andern als der katholischen Religion in besagtem Lande auf das schärfste verbothen. Vermuthlich hatte Seine Majestät voritzt erst erfahren, daß die Unternehmung der Engländer auf Canada auf des Wilhelms von Caen oder doch anderer vorhinerwähnter Calvinisten Anstiften geschehen sey. Es hatte auch die öftere Erfahrung gezeiget, man dürfe die Reformirten in einem Lande, da man sie nicht genugsam im Zaume halten könne, keine allzunahe Nachbarn der Engländer werden lassen.

Sorgfältige Wahl der Colonisten.

Ja man hatte sogar unter den Katholiken, welche nach Neufrankreich wollten, eine sorgfältige Auswahl beobachtet. Man nahm die Weibespersonen, die von einer Zeit zur andern hinein geschicket wurden, durchaus nicht aus verdächtigen Orten weg, wie einige übel berichtete Reisebeschreiber melden. Man erkundigte sich vielmehr vor dem Einschiffen, auf das genaueste nach ihrem bisher geführten Lebenswandel, und derjenige, den sie nachgehends im Lande führeten, dienete zu einem hinlänglichen Zeugnisse, man habe die rechten Mittel, ihr Gemüth zu erforschen, erwählet. Dergestalt waren in weniger Zeit beynahe alle Einwohner, nach dem Beyspiele ihres Statthalters, der Gottesfurcht offenbar und aufrichtig zugethan.

Eben diese Sorgfalt gebrauchte man auch die folgenden Jahre. Es entstund demnach in dieser Gegend von America ein Geschlecht wahrer Christen, bey welchen die Herzenslauterkeit der ersten Jahrhunderte regierete, und deren Nachkömmlinge ihr ruhmwürdiges Beyspiel noch diesen Tag nicht außer Augen setzen. Die Arbeiter in diesem neuen Weinberge wurden darüber bey ihrem schweren Missionskreuze so freudig, daß ihre Mitbrüder in Frankreich auf erhaltene Nachricht hievon, mit großem Eifer nach einem Antheile an dieser Arbeit trachteten.

Charakter der ersten Missionarien.

Es war mit dieser Wilden Mission ich weis nicht was für eine Salbung verknüpfet, daß man sie andern, welche weit stärker glänzeten und bessere Früchte trugen, vorzog. Vermuthlich wirkete hier die Gnade ohne alle Hinderniß, weil der fleischlich gesinnete Mensch nichts fand, was seiner Bequemlichkeit oder seinem Stolze gefallen konnte, als an welcher Klippe mancher bey ruhmvollen Thaten, auch bey den heiligsten Amtsverrichtungen, scheitert.

Man will sich unter den Huronen niederlassen.

Unter der großen Anzahl heidnischer Nationen, daran unsere Bekehrer ihren Eifer üben konnten, schien keine des Vorzuges würdiger zu seyn, als die huronische. Herr Champlain hatte schon seit langer Zeit auf die Errichtung eines Wohnplatzes unter diesem Volke gedacht,

dacht. Als er im 1633 Jahre wieder nach Quebec kam, und an diesem Orte über siebenhundert Huronen auf seine Ankunft warten fand: so eröffnete er ihnen sein Vorhaben. Sie willigten auch mit größter Freude darein. Aber ehe man es gedachte, hatten sie ihre Meynung geändert. Es wäre etwas vergebliches, diese Barbaren in einem solchen Falle um die Ursache zu befragen. Denn gemeiniglich haben sie keine andere anzugeben, als es stehe ihnen frey, heute andere Gedanken zu haben, als gestern.

1634.

Diese sollen Missionarien annehmen.

Ungeachtet sie der Statthalter schon kannte: so bezeugete er ihnen dennoch sein Misfallen darüber, ja er sprach mit ihnen als ein Mann, der eine Beleidigung nun nicht mehr, wie etwa in den vorigen Jahren, ungeahndet überhin gehen lasse. Es dünkete ihm auch, sie legeten sich näher zum Ziele. In dieser Einbildung wollte er seine Hoheit sehen lassen, und machte auf Bewilligung des Superiors, P. le Jeune, alle Anstalten zu des P. Brebeuf und Noue Abreise unter die Huronen. Doch, ein unvermutheter Zufall vernichtete alle seine Anschläge.

Sie wollen nicht.

Herr Champlain hielt einen Algonquin, der einen Franzosen erschlagen hatte, im Gefängnisse, und war fest entschlossen, ein Beyspiel der Gerechtigkeit an ihm auszuüben, absonderlich, weil man endlich entdecket zu haben vermeynte, daß der Baarfüßer P. Viel nicht ersoffen, sondern von den Huronen erwürget, und hernach ins Wasser geworfen worden sey. Ja, es sageten einige Wilde selbst, man müsse freventliche Mordthaten nicht ungestraft lassen, weil daraus weder für sie, noch für die Franzosen etwas gutes entstehen könne.

Ursache dieser Weigerung.

Allein, als der Tag zur Abreise festgesetzet war, sagete einer von den huronischen Oberhäuptern frey heraus, er könne keine Missionarien, ja überhaupt gar keine Franzosen, in seine Canote aufnehmen, der Statthalter setze denn vorher den gefangenen Algonquin in Freyheit.

Man stellete ihm vor, er selbst habe ihn ja des Todes würdig erkannt. „Ich gebe zu, war „seine Antwort, es sey recht wohlgethan, wenn ein Mörder gestraft wird. Allein, die „Anverwandten, Freunde, ja die gesammte junge Mannschaft aus dem Dorfe des gegen„wärtigen haben verlanget, wir sollen ihn schaffen, und passen uns in dieser Hoffnung „unterwegens auf. Bringen wir ihn nun nicht mit, sondern nehmen vielmehr Franzosen „in Schutz, so werden sie uns ohne Zweifel angreifen, und wir gerathen mit unsern Bun„desgenossen in Feindschaft. Ja, wie können wir für den Ausgang der Schlacht gut sa„gen? Wie? wenn die Personen, die man uns anvertrauet hat, vor unsern Augen nie„dergemetzelt würden?

Man mochte dem Manne vorstellen, was man wollte: so blieb er doch auf seinem Sinne. Sogar das Zureden anderer Oberhäupter, welche für alles gut stehen wollten, war vergeblich. Der Statthalter befand bey diesen Umständen nicht für thunlich, weder wegen des Gefangenen nachzugeben, noch den geringsten Franzosen dem Schutze dergleichen übelgesinneter Leute anzuvertrauen. Er rieth also den beyden Missionarien, ihre Reise zu verschieben.

Fehler und Tugenden der Huronen.

Das Betragen dieses Oberhauptes schildert die Gemüthsbeschaffenheit der Huronen ungemein wohl ab. Denn dieses Volk besaß zwar unter allen übrigen in ganz Canada, den meisten Verstand: allein, man durfte dagegen ihm weit weniger als einem andern trauen. Insonderheit aber wissen sich diese Wilden dergestalt zu verstellen, daß es niemand, als wer aus der Erfahrung davon zu reden weis, sich vorstellen kann. Eben diese Eigen-

schaft,

1634. schaft, nebst ihrer Aemsigkeit, ihrer Geschicklichkeit, sich in jedwedem Falle zu helfen, ihrem Muthe und ihrer Beredsamkeit, machte, daß alle übrige Wilde sie fürchteten und ehreten. Mit einem Worte, man traf bey ihnen mehr Tugenden und mehr Fehler an, als bey keinem andern Volke dieses Welttheiles.

Ursprung dieser Völkerschaft.

Champlain nennet die Huronen **Ochasteguinen**, und verwirret sie also mit den Iroquesen, vielleicht weil er sie, wegen der gleichförmigen Sprache, für einerley Nation ansah. Vielleicht auch legeten andere Wilde ihnen diesen Namen bey. Allein, eigentlich heißen sie **Yendaten**. Das Wort Huronen ist eine Erfindung der Franzosen; denn als sie, bey Erblickung dieser Barbaren, sahen, daß ihre Haupthaare kurz abgeschnitten waren, auf eine seltsame Weise in die Höhe stunden, und ein gräßliches Ansehen machten, so riefen sie aus: **Was für Borstköpfe!** (Quelles Hures!) und nenneten sie hernach **Hurons**.

Vermöge ihrer alten Sage bestund die Völkerschaft anfänglich nur aus zwoen Dorfschaften, die sich mit der Zeit entweder in viere vertheileten, oder noch zwo andere ihrer Landsmannschaft theilhaftig machten; denn hierüber waren die Alten unter ihnen nicht einig. Nach und nach vereinbarten diese vier Stämme noch mehrere Geschlechter der benachbarten Völker mit sich, also, daß die Nation, weil sie sich beständig zusammen hielt, weit mächtiger wurde, als alle ihre Nachbarn; dahingegen die Algonquinen, welche anfänglich die Huronen an Menge weit übertrafen, diese Vorsichtigkeit nicht gebrauchеten. Jedweder ausländische Stamm, der unter die Huronen aufgenommen wurde, behielt zwar seinen alten Namen: er nahm aber zugleich auch den allgemeinen Namen der Nation, das ist, der beyden Wurzelstämme an sich, und redete, wenn einiger geringer Unterschied nicht geachtet wird, eben dieselbige Sprache. Doch nenneten sich einige **Ontauonues**, das ist, die besten Sprecher.

Eben aus dieser Gleichförmigkeit der Sprache sollte man schließen, die Vereinigung der Stämme habe sie auf ihren ehemaligen Ursprung zurück geführet; dahingegen die **Iroquesen** und **Andastouezen**, welche unstreitig aus einer gemeinschaftlichen Quelle abstammen, ihre Sprache weit mehr verändert haben; bloß weil sie beständig von einander getrennet blieben. Ich habe anderswo schon gemeldet, daß ihre Sprachen bloße Mundarten der huronischen sind. Auch habe ich an eben demselbigen Orte erwähnet, es sey nicht nur die ganze Nation, sondern auch jedweder Bezirk, oder Flecken in drey Hauptgeschlechter getheilet. Voritzt bemerke ich nur, es beweise diese Gleichförmigkeit, die man bey der ganzen Nation, und bey allen zur Zeit der Entdeckung Canada aus ihr entsprossenen Völkerschaften, antraf, daß, gesetzt auch die drey Geschlechter wären keine Zweige eines einzigen Stammes, ihre Vereinigung dennoch sehr alt, ja weit älter, als die Trennung der Iroquesen von den Huronen seyn müsse.

Größe und Beschaffenheit des huronischen Landes.

Das Land, das die Huronen zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bewohneten, stieß gegen Süden an den Eriesee, gegen Westen an den Huronssee, und gegen Osten an den Ontariosee, und liegt zwischen dem 42 und 45 Grade Norderbreite. Es begriff sehr volkreiche Wohnplätze in sich; und es bestund die ganze Nation, ungeachtet sie durch die iroquesischen Kriege ziemlich geschmolzen war, noch aus vierzig bis funfzigtausend Seelen. Zwar ist dieses Land, überhaupt zu reden, nicht eben das allerfruchtbareste in ganz Neufrankreich: es hat aber doch viele ungemein fruchtbare Gegenden. Ja, wäre es gleich eben so stark bewohnet, als unsere allervolkreichesten Landschaften, so könnte es doch vermittelst

telst eines fleißigen Anbaues, alle seine Einwohner ernähren. Die Luft ist ungemein gesund. Wir hatten lange Zeit eine ziemliche Anzahl Franzosen im Lande; sie mußten mit Hungersnoth, und mit anderm Uebel, das der Krieg nach sich zieht, kämpfen: gleichwohl starb kein einziger an einer Krankheit, ja, es wurden überhaupt nur wenige krank.

1634.

Es giebt weitläuftige Auen da, welche Weizen und ander Getreyde tragen würden. Die Wälder sind voll der schönsten Bäume, absonderlich giebt es da Cedern von erstaunlicher Dicke, und verhältnißmäßiger Höhe. Das Land hat genugsames und gutes Wasser. Man findet hier, dem Vorgeben zu Folge, Steine, die wie Metall schmelzen, und einige Silberadern haben. Nur weis ich nicht eigentlich, was von zwey seltsamen Thieren, davon einige Berichte erwähnen, zu halten seyn mag, indem man dergleichen sonst nirgend antrifft. Das erste ist ein Vogel, der wie eine Katze mauet; das andere gleicht einem Hasen, singt aber wie ein Vogel, und schmecket vortrefflich gut.

Warum Herr Champlain eine Mission unter den Huronen anlegen will.

Herr Champlain suchete die Missionarien aus mehr als einer Ursache, unter die Huronen zu bringen. Erstlich hielt er diese Völkerschaft für geschickter, als eine andere, das Christenthum in einen guten Ruf zu bringen; sodann sollte ihm die Mission den Weg zu einer Pflanzstadt in diesem Lande bahnen; denn es liegt nicht nur ungemein bequem zur Handlung, sondern man könnte auch, mit Hülfe der angränzenden Seen, die Entdeckungen bis an das äußerste Ende des nordlichen America treiben. Ueber das alles konnte diese Nation die Aufnahme der französischen Pflanzstadt ungemein stark entweder befördern oder hindern, und also war es allerdings nöthig, ihre Freundschaft zu gewinnen. Alles dieses war vortrefflich ausgesonnen, nur aber zu bedauren, daß Neufrankreich seinen Stifter zu eben der Zeit verlor, als es seiner weisen Anschläge am nöthigsten bedurfte, und daß seine Nachfolger, entweder ihre eigene Absicht hatten, oder die seinige nicht ausführen, folglich auch der huronischen Nation, da es noch Zeit war, nicht gegen die Iroquesen aufzuhelfen vermochten.

Die Missionarien wollen ihren Hauptsitz dahin verlegen.

Ihres Ortes gedachten die Missionarien, wenn sie ein Land, das im Mittelpuncte von Canada liege, zu ihrem Hauptsitze macheten, so würden sie das Licht des Evangelii gar bald in allen Gegenden dieses weitläuftigen Welttheiles anzünden können. Es wäre auch sehr wohl thunlich gewesen, wofern man nur dem Entwurfe des Herrn Champlain beständig gefolget hätte. Es trieben bereits verschiedene Völkerschaften Verkehr mit uns, nämlich unterhalb Quebec, die Montagnesen, oberhalb und auf einer Insel des Lorenzflusses, die Algonquinen; ferner einige Utauais überhalb Montreal, die übrigen unter dem Namen der Nipißingen oder Nipißirinier, an dem See dieses Namens, und endlich noch anderer Utauais, die hier und dort an ihrem Flusse wohneten, und sich für so vollkommene Herren desselbigen ausgaben, daß sie von allen Canoten, die auf- oder abfuhren, Zoll forderten.

Nur die Iroquesen mußte man noch gewinnen, indem an dieser Sache unendlich viel lag. Vielleicht wäre es ohne sonderliche Mühe angegangen, wofern wir gleich im Anfange genugsame Kräfte gehabt hätten, entweder ihnen Gesetze vorzuschreiben, oder doch den Sieg auf ihrer Feinde, unserer Bundesgenossen Seite zu lenken. Einige Schanzen und tausend Mann in der Huronen Lande, hätten die ganze Sache gethan: allein, man begriff die Nothwendigkeit dieser Anstalten nicht eher, als bis es zu spät war. Damals war die Gelegenheit, den Iroquesen einen Vergleich abzunöthigen, ja sie vielleicht für allezeit auf unsere Seite zu bringen, desto unvergleichlicher, weil sie mit den benachbarten Holländern noch

1634.

kein Verkehr trieben, und unsere Bundesgenossen einen Hauptstreich mit gesammter Macht gegen sie wagen wollten.

Die Patres Brebeuf und Daniel kommen bey ihnen an.

Vorigt kam es also darauf an, Missionarien unter die Huronen zu bringen. Die PP. Brebeuf und Daniel warteten zu diesem Ende nur auf die Rückkunft einiger Wilden, die sie abzuholen versprochen hatten. Die Kerl erschienen auch endlich, aber in so geringer Anzahl und schlechtem Aufzuge, daß man sogleich sah, sie hätten schlechte Lust, ihr Wort zu halten. Sie entschuldigten sich wirklich, da es zum Treffen kam, mit ihrer großen Mattigkeit, die ihnen kaum erlaube, die leeren Kähne zu regieren.

Die Jesuiten erbothen sich zwar, nicht das geringste Geräthe, sondern nur ihre Reisecapelle mitzunehmen, ja ihnen rudern zu helfen: allein, die Huronen schlugen alles rund ab. Endlich brachte man es durch vieles Bitten und durch Geschenke, welche mehr der Eifer als die Klugheit anordnete, dahin, daß sie den P. Brebeuf und Daniel, nebst ihrem Bedienten in die Canote nahmen, allein der P. Davost mußte zurück bleiben.

Der Pater Davost folget ihnen.

Bald darauf kamen andere Huronen mit drey Kähnen an die drey Flüsse, und nahmen ihn unter denen von ihm selbst und den beyden Patres vorgeschlagenen Bedingungen, die auch auf das genaueste erfüllet werden mußten, zu sich. Mit dem P. Davost giengen noch zween andere Franzosen zu Schiffe. Zu Ende des Augustmonates erreicheten sie das Ziel ihrer Reise, fanden auch die beyden ersten Jesuiten, aber in einem schlechten Zustande. Denn weil unterwegens eine Krankheit bey ihren Führern einriß, wurden die Kerl verdrüßlich, behandelten ihre Schutzbefohlene übel, und waren etlichemal gar Willens, sie entweder todtzuschlagen, oder an irgend einem wüsten Orte auszusetzen. Nebstdem mußten die Jesuiten ihr Wort halten, und rudern, welches jedweden, der es nicht gewohnet ist, in die Länge sehr abmattet. Zum Beschlusse wurde auch einem sein Geräthe gutentheils weggemauset. Die Huronen stunden damals bey den Franzosen im Ruhme, daß sie ungemein künstliche und verwegene Diebe wären. Heutiges Tages sind sie die einzigen nicht mehr; ja, was Eßwaaren betrifft, muß man bey den allerredlichsten eine Ausnahme machen. Denn ein solcher Anblick ist für beständig hungerige Wilde allzu reizend, absonderlich, weil sie alles, was zum Lebensunterhalte gehöret, für gemeinschaftlich halten.

Erste beständige Mission unter den Huronen.

Des schlechten Anfanges ungeachtet, wurden doch die Patres in allen Dorfschaften, dahin sie kamen, gut genug aufgenommen. Allein, da es ihnen an allem Beystande fehlete, so mußten sie unter diesem wunderlichen, trotzigen Volke, Verdruß genug ausstehen, und waren ihres Lebens beynahe nie recht sicher. Doch das hielten sie für die Vorbedeutung einer reichlichen Seelenerndte. Um nun die Hand ans Werk zu legen, wähleten sie ein gewisses Dorf, Namens Juhatiri, zu ihrem beständigen Sitze, erbaueten daselbst eine kleine Capelle, die sie dem heiligen Joseph weiheten, auch das ganze Dorf mit dem Namen dieses Patriarchen belegeten.

Schwierigkeiten bey Belehrung der Wilden.

Im ersten Jahre waren die Früchte ihrer Bemühungen nicht sonderlich groß; denn sie tauften nur etwa ein halb Duzend erwachsene. Dagegen verhalfen sie einer großen Menge Kinder, die unmittelbar nach angezogenem Rocke der Gerechtigkeit dahin starben, ins ewige Leben. Die Bekehrungsschwierigkeiten bey diesem Volke bestund nicht etwa darinnen, daß es die Missionarien gar nicht anhörete, oder auch nicht gestehen wollte, das Christenthum sey vernünftig. Zwar ist ein Wilder, wenn er einen Vortrag billiget, deswegen noch lange nicht überzeuget, darum, weil sie alles disputiren äußerst hassen, folglich nach Endigung einer Rede, darauf sie nicht einmal Acht hatten, oder sie nicht verstunden,

1635.

stunden, entweder aus bloßer Höflichkeit, oder um nur nichts mehr davon zu hören, alle Merkmaale einer gänzlichen Ueberzeugung von sich gaben. Manche besuchten unsere Kirchen viele Jahre lang, ungemein fleißig, mit ersinnlicher Ehrerbiethung und Bescheidenheit, ja sie ließen den größten Eifer, die Wahrheit zu erkennen, an sich blicken. Wenn nun der Missionarius dachte, voritzt wolle er sie dem Heilande bald einliefern: so giengen sie mit den kaltsinnigen Abschiedsworten davon: „Ich hatte Mitleiden mit dir, daß du immer ganz „allein bethen mußtest, ich wollte dir also Gesellschaft leisten, nun aber, da andere da sind, „und die diese Gefälligkeit erzeigen wollen, will ich meiner Wege gehen.„ Dieses hat mir ein Missionarius, welchem dergleichen Streich zu Michillimakinac begegnete, selbst erzählet, ja, ich habe anderswo gelesen, daß einige, es sey nun aus Hoflichkeit oder aus Verstellung die Taufe empfingen, und eine Zeitlang allen Pflichten des Christenthums ein erbauliches Genüge leisteten, auf einmal aber rund heraus sageten, es sey alles nur geschehen, um dem Pater sein öfteres Bitten, sich zu bekehren, nicht immer abzuschlagen.

1635.

Wiederum darf man auch daraus, daß sie der Wahrheit kein Gehör geben, nicht immer schließen, als ob sie davon nicht überzeuget wären. Man fand wirklich einen, der an keinem einzigen Glaubensartikel, auch den allerunbegreiflichsten, nicht den geringsten Zweifel trug, ja sogar dieses öffentlich bekannte, gleichwohl aber vom Bekehren nichts hören wollte. Als ein gewisser Iroquese auf dem Todbette lag, fiel Feuer auf sein Gewand, damit er sich zudeckete. Wie er nun sah, daß man es löschen wollte, sagete er: „Es ver- „lohnet sich der Mühe nicht; ich weis, daß ich in Ewigkeit brennen muß; ob ich nun einen „Augenblick eher oder später anfange, das will wenig sagen.„ Einige alte Missionarien versicherten mich, es wären dergleichen Beyspiele der Verzweiflung nicht so selten, als man etwa gedenken möchte.

Allein, freylich gieng es langsam her, bis die Wahrheit aus dem Munde muthwillig blinder dergleichen Bekenntnisse locken, und den Sieg über die Vorurtheile der Geburt und Erziehung erhalten konnte. Ja es waren die wirklich und aufrichtig Bekehrten eine lange Zeit etwas sehr seltenes.

Verfahren der Huronen gegen sie.

Einige Huronen geriethen im Anfange auf eine Meynung, welche die Jesuiten beschämet machte. „Du schwatzest uns eine Menge schöne Sachen vor, sagete einer unter „ihnen zum P. Brebeuf, es kann auch alles miteinander gar wohl wahr seyn: allein, es „gehöret nur für euch Leute jenseits des Meeres. Siehst du nicht, weil wir in einer ganz „andern Welt wohnen, daß wir auch ein eigenes Paradies für uns haben müssen, und „daß es folglich einen andern Weg giebt, hinein zu kommen? Zeigete man ihnen, wie ungereimt dieser Schluß sey: so brachten sie dagegen dermaßen tolles Zeug vor, daß man es im Ernste nicht einmal widerlegen konnte, und zum Beschlusse blieben sie auf ihrer Meynung.

Bemühungen der Zauberer, den Fortgang des Glaubens zu hindern.

Zu denen Hindernissen, welche von der Gemüthsbeschaffenheit dieser Völker und von ihren Affecten herrühreten, kamen noch andere äußerliche, darunter denn der Wiederstand ihrer Zauberer am allerschwerersten zu überwinden fiel. Weil diese Marktschreyer besorgeten, es werde das zunehmende Ansehen der Jesuiten das Ihrige schwächen: so sucheten sie dieselbigen verhasset und verächtlich zu machen. Anfänglich gelang es ihnen; nicht nur deswegen, weil das ganze Volk überhaupt äußerst abergläubisch und mistrauisch war, sondern auch, weil viele sich in den Kopf gesetzet hatten, die französische Religion schicke sich nicht für sie, ja sie werde ihnen nur, wenn sie einnisten sollte, allerley Unglück über den Hals ziehen.

1635.

Andere Schwierigkeiten.

Die Zauberer legten demnach alles Thun und Lassen der Jesuiten übel aus, und behaupteten, absonderlich von ihrem Bethen, sie suchten dadurch die Einwohner zu behexen, also, daß die guten Patres ihre Andachtsübungen im Verborgenen vornehmen, und auf gleiche Weise auch ihr Brevier bethen mußten. Hierzu kam noch, daß man diesem Volke, das, nach seiner Einbildung, alle andere am Verstande übertraf, seine alten Begriffe fast gänzlich benehmen, und Leute, die ihre Glückseligkeit in einem Leben ohne den geringsten Zwang sucheten, scharfe Gesetze, und unverletzliche Pflichten predigen mußte. Nimmt man alles dieses zusammen, so kann man sich den Zustand dreyer Ausländer leicht vorstellen, welche bey einem Volke von der nurerwähnten Beschaffenheit für die Ursache alles gegenwärtigen Unglückes angesehen wurden.

Die Huronen waren damals in der That sehr übel dran. Diese Nation, welche seit undenklicher Zeit die Beherrscherinn aller übrigen vorstellete, durfte voritzt gegen die Iroquesen kaum mehr im Felde erscheinen. Ueber dieses raffeten die Krankheiten eine Menge Volk dahin. Alles dieses Unglück schrieben sie der Gegenwart der Jesuiten zu. Suchte man nun, sie zu überzeugen, der Gott der Christen sey über alle Geister, die sie anbetheten, weit erhaben, so antworteten sie: „Jedwede Nation hat ihre eigenen Götter, „unser Unglück ist nur, daß die unserigen eurem Gotte nicht gewachsen sind, und unsere „Vertilgung nicht hindern können.„

Gewirkete Wunder.

Um ihnen diese thörigte Einbildung zu benehmen, wendete sich der P. Brebeuf einstens, da ein langwieriger Regenmangel mit allgemeiner Hungersnoth drohete, an den Himmel; es folgete auch auf sein Gebeth ein reichlicher Regenguß. Eben dergleichen that er auch, bey einer andern Gelegenheit, mit gleichem Erfolge. Diese Wunderbegebenheiten machten dem Murren, auf eine Zeitlang, ein Ende. Weil eine große Anzahl todtschwacher Kinder, den Augenblick nach empfangener Taufe, verstarben, so dachten die blinden Leute, der Pater behexe die Kinder mit der Taufe, daß sie nothwendig sterben müßten. Nun geschah es zwar, daß einige, an deren Aufkunft man verzweifelte, in dem Augenblicke, da sie das Sacrament der Wiedergeburt empfingen, gänzlich genasen; es benahmen auch diese unvermutheten Genesungen den vor andern gut gesinneten allen vorigen Verdacht, allein, nur auf eine kurze Zeit. Kaum war es geschehen, so dachten sie nicht mehr daran, und man mußte immer wieder von vorne anfangen.

Gleichwie diese Barbaren, aus großer Unwissenheit, manches, das die Kräfte der Natur im geringsten nicht überschritt, für etwas übernatürliches ansahen: also fielen sie auch, eben aus besagter Ursache, zuweilen auf die gegenseitige Ubermaaße; eben so wie manche, damit man sie nicht für leichtgläubig ansehe, in eine Unglaubigkeit, welche der gesunden Vernunft zuwider läuft, verfallen. Doch dergleichen Wirkungen eines Verstandes, der sich zur Unzeit, und ohne gewisse Regel gegen die Religion setzet, waren etwas ziemlich seltenes bey diesem Volke, das mit Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenig zu schaffen haben mag. Der allermeiste Verdruß der apostolischen Arbeiter rührete vielmehr von der unmäßigen Leichtgläubigkeit ihrer Zuhörer her.

Alles, was die Wilden bey ihnen wahrnahmen, ohne den Gebrauch davon zu wissen, das hielten sie für Zauberstücke, damit man sie ums Leben bringen, oder doch in ein neues Unglück stürzen wolle. Man mußte alle, auch die geringsten Zierrathen der Capelle, eingesperret halten, ja sogar eine Schwunguhr, und einen Wetterhahn auf die Seite räumen, weil jene, wie sie sageten, ihnen den Tod, und dieser schlimmes Wetter verursachete.

1635.

Aufführung der Mißionarien.

Die Standhaftigkeit der drey Jesuiten bey allen Gefährlichkeiten, ihre nach dem Verstande der Zuhörer eingerichteten Beweise, und gleichsam handgreifliche Erläuterung von allem, was demselbigen verdächtig schien, nebst der unaufhörlichen Geduld bey allem widrigen Begegnen, löscheten mit der Zeit die von ihnen vorgefaßte üble Meynung aus. Sie besänftigten nicht nur die erste Wuth des tollen Pöbels, den die Werkzeuge des Satans unaufhörlich anhetzeten; sondern sie gewannen endlich auch eine große Gewalt über ihre Gemüther. Doch geschah dieses freylich nur allmählich, und nach vieljährigen Drangsalen.

Begebenheit im Rathe.

Einstens wurde der Pater Brebeuf zu einer allgemeinen Versammlung erfordert. Er gieng hin; aber man empfing ihn auf eine Weise, daraus er keine gute Vorbedeutung wegen seines Lebens machete. Man warf ihm alles Unglück vor, was die Nation seit seiner Ankunft ausstehe, und wollte ihm beweisen, die Schuld liege bloß an seiner und seiner Gefährten Hexerey. Brebeuf blieb in dieser großen Gefahr beherzt. Er trug anfänglich die Grundsätze des Christenthumes vor, und bewies hernach, daß das Unglück, darüber sie klageten, gar wohl die Gerechtigkeit des Gottes, den er ihnen predigte, zur Ursache haben konnte; nicht nur als zur Strafe wegen der Unordnungen, die bey ihnen im Schwange giengen, sondern auch wegen ihrer halsstarrigen Weigerung, ihn zu erkennen und ihm zu gehorchen.

Es wollten einige etwas dagegen einwenden: er zeigete ihnen aber, wie ungereimt ihre Sätze wären, und stopfete ihnen damit das Maul. Nachgehends setzete er seine Rede fort, und drohete endlich, Gott werde sie wie Töpfe zerschmeißen, wenn sie in ihrem muthwilligen Ungehorsame länger fortführen. Einige bathen hierauf um genauern Unterricht. Er willigte in ihr Verlangen, und redete ziemlich lang, ohne daß jemand die Aufmerksamkeit zu verlieren schien. Dabey blieb es. Als er zur Hütte hinaus trat: so sah er, mit größtem Erstaunen, einen der offenbarsten und heftigsten Feinde der christlichen Religion, mit der Axt vor den Kopf schlagen, daß er ihm vor die Füße niedersank. Weil er glaubete, der Streich sey auf ihn gemünzet gewesen: so blieb er stehen und fragete: ob hier nicht etwa ein Irrthum vorgegangen sey? „Nein, antwortete der Thäter: der Bö-„sewicht war ein Zauberer; man mußte das Dorf von ihm befreyen „.

Neue Verfolgung.

Nach einiger Zeit fingen die Verfolgungen heftiger an, als jemals. Einige Wilden gaben nach ihrer Rückkunft von Manhatte vor, es hätten die daselbst wohnenden Europäer sie vor den Jesuiten und ihrer Religion gewarnet, indem es schädliche Leute wären, welche überall lauter Verwirrung und Unheil stifteten, und eben deswegen in Holland nicht geduldet würden. Doch gieng dieses Ungewitter bald vorüber; denn die klügsten Huronen behaupteten, man müsse in einem solchen Falle niemanden, als seinem eigenen Gesichte, trauen, bisher habe man dergleichen Bosheit an den Jesuiten noch nicht verspühret, und vielleicht redeten die Ausländer dergleichen Dinge nur aus bloßer Feindschaft.

Anfang der Bekehrung.

Doch die größte Hoffnung, daß der Tag der Barmherzigkeit den Huronen nahe sey, gründeten die Mißionarien darauf, daß die Trübsal, die ihnen bisher zum Aergernisse gereichet hatte, voritzt die Wirkungen der Gnade beförderte. Es traten viele angesehene Häupter dieser Nation zum christlichen Glauben, und verlangeten inständig, getauft zu werden. Allein, je kräftiger ihr Beyspiel andere zur Nachfolge reizen konnte, desto nöthiger befanden es die Mißionarien, sie vorher genugsam auf die Probe zu stellen, und von ihrer Beständigkeit versichert zu seyn.

1635.

Die Taufe einiger Häupter wird verschoben.

Man wendete absonderlichen Fleiß auf ihre Unterrichtung, um sie zur Beantwortung der Einwürfe, die ihre Landesleute etwa vorbringen könnten, geschickt zu machen. Man darf nicht gedenken, als ob die Jesuiten bloß mit der Unvernunft und den tollen Einbildungen der Wilden zu kämpfen gehabt hätten. Denn gesetzt, es hätte dieser Völkerschaft der gute natürliche Verstand, den sie bey aller Gelegenheit zeigete, gefehlet: so lehret es doch die beständige Erfahrung, daß jedweder, auch der allereinfältigste Mensch, genug scheinbare Ausflüchte zu ersinnen wisse, wenn er eine Lehre, die seinen Affecten wehe thut, annehmen solle, eben so wie der schwächste Mensch in der äußersten Noth Kräfte findet, sein Leben gegen unbilligen Angriff zu vertheidigen. Es versicherten mich wirklich einige alte Mißionarien: es habe mancher Wilde eben die Einwürfe vorgebracht, welche die Weltweisen der Griechen und Römer den Vertheidigern des Christenthums entgegen setzeten.

Warum die Huronen gelehriger werden.

Hauptsächlich aber dieneten bey den Huronen drey Dinge dazu, daß sie ihre alten Vorurtheile ablegeten, und gegen die Verführung auf der Hut stunden. Erstlich die Heiligkeit der Religion, und die Reinigkeit ihrer Sittenlehre. Man mußte erstaunen, wenn man sie hiervon sprechen hörete. Sie hatten nicht nur die Grundsätze vollkommen inne; sondern sie erkannten auch die richtige Verbindung der Folgen, welche ihre Lehrer daraus herleiteten. Zweytens fasseten sie eine gute Meynung von den Jesuiten selbst. Sie lobeten ihren Verstand, ihre Klugheit, ihren Muth, ihre uneigennützige Gesinnung. Absonderlich machete ihr untadelhaftes Leben großen Eindruck. Es schien ihnen nicht wahrscheinlich zu seyn, daß dergleichen Leute in der Glaubenslehre irrig seyn könnten.

Drittens gestunden sie, es könne kein vernünftiger Mensch glauben, daß Leute, die nicht den geringsten Vortheil davon hätten, sie dennoch zum Irrthume verleiten wollten, ja bloß in dieser Absicht eine lange Reise unternehmen, unzählige Gefahr, Mühe und so schlechte Begegnung, als den Jesuiten bisher wiederfahren war, und noch wiederfuhr, ausstehen würden, ohne gleichwohl von ihrem Vorsatze abzustehen. Diese Gedanken breiteten sich in weniger Zeit bey der ganzen Menge aus, und veränderten die Gestalt der Sachen auf einmal: allein, die Mißionarien hatten noch eine besondere Ursache, warum sie gemach thaten, und nicht alle, die sich zum Christenthume erbothen, sogleich annahmen.

Treiben die Sache etwas zu weit.

Sie merketen nämlich, daß die meisten gewisse an sich selbst zwar unschuldige, doch aber eines Aberglaubens verdächtig scheinende Gebräuche nicht ablegen wollten. Ungeachtet die Wilden aufs höchste versicherten, sie wüßten dabey von nichts übernatürlichem: so schien doch den Jesuiten an einer zum Verstellen gewöhnten Nation alles verdächtig, absonderlich, weil sie eine fast unüberwindliche Neigung, alles, was geschah, Geistern zuzuschreiben, besaß. Unterdessen gestunden doch nachgehends einige, sie hätten die Sache etwas zu weit getrieben, und dadurch das Werk Gottes aufgehalten.

Verschiedene Charaktere anderer Völkerschaften.

Was man in dem Lande der Huronen zum Pflanzen des Glaubens vornahm, das geschah auch an den drey Flüssen, dahin die nordlichen Völker allmählich sich gewöhneten; imgleichen in der Gegend um Quebec und zu Tadussac, um auf solche Weise die Algonquinen, Montagnezen, ja überhaupt alle Völker, die mit den Franzosen einiges Verkehr trieben, in den Schooß der Kirche zu versammeln. Anfänglich waren die Schwierigkeiten überall beynahe gleich groß, obgleich wegen der verschiedenen Gemüthsbeschaffenheit der Völker, die man unterrichten wollte, nicht eben dieselbigen. Der Aberglaube war sowohl hier als dort ungemein groß; hier war mehr Ungeschliffenheit, aber auch mehr Einfalt. Man hatte mehr Thorheiten auszustehen, konnte sie aber mit geringer Mühe bändigen;

digen: man fand härtere Köpfe, aber sanftere Gemüther. Zwar mußte man größere Beschwerlichkeit und Mühe übernehmen, absonderlich wenn man im Winter genöthiget war, diese Wilden auf ihre Jagd zu begleiten a): dagegen schwebete man in keiner so großen Gefahr. Die letztern konnte man leichter überreden: allein, man konnte sich auf das Nachdenken, und die Fähigkeit der erstern besser verlassen. Zu geschweigen, daß man wegen der umschweifenden Lebensart der algonquinischen Völkerschaften, nie auf einige Person unter ihnen sichere Rechnung machen durfte. Eine Abwesenheit von etlichen Monaten vernichtete öfters eine vieljährige Arbeit. Mit einem Worte, die Huronen waren widerspenstiger, hingegen in dem einmal gefaßten guten Vorsatze desto beständiger. Die Algonquinen ließen sich leichter einnehmen: allein, man fand bey ihnen weniger gesetztes, und eine geringere Fähigkeit zu erhabenen Tugenden.

1635.

Unterdessen wurde Neu-Frankreich täglich volkreicher, und die Gottesfurcht der Einwohner wuchs mit ihrer Menge zugleich. Vielleicht trug zu dieser gewünschten Aufnahme nichts so viel bey, als die Stiftung eines Jesuitercollegii, dazu mit Ausgange des 1635 Jahres der Anfang gemacht wurde. Zehn Jahre vorher, das ist zu der Zeit, als die Jesuiten zum erstenmale nach Canada giengen, trat der alteste Sohn des Marquis von Gamache, Namens Renatus Rohault, mit Bewilligung seiner Angehörigen in diesen Orden. Weil er nun die Stiftung eines Collegii zu Quebec sehnlichst wünschete: so bothen seine Anverwandten dem Jesuiter-Generale, Pater **Mutio Vitelleski**, zu dieser Absicht eine Summe von sechstausend Thalern an. Das Geschenk wurde mit Dankbarkeit angenommen: weil aber die Engländer unterdessen Quebec wegnahmen, so gerieth die Ausführung dieses Vorhabens ins Stecken.

Errichtung des Collegii zu Quebec.

Nachgehends mußte man noch so lange damit verziehen, bis die Hauptstadt einige Gestalt gewann, und die Einwohner im Stande waren, von diesem Beystande Vortheil zu haben. Endlich wurde im Christmonate des 1635 Jahres der Anfang zu dem Werke gemacht. Doch der Verlust, den Neu Frankreich wenig Tage hernach durch das Ableben seines Statthalters empfinden mußte, störete die darüber empfundene Freude.

Herr Champlain war ohne Widerspruch ein verdienter Mann, welchem der Titel eines Vaters von Neu-Frankreich mit allem Rechte gebühret. Er hatte scharfen Verstand, große Einsicht, uneigennützige Absichten, und wußte in den kützlichsten Geschäfften eine gute Entschließung zu ergreifen. Am allermeisten bewunderte man an ihm die Standhaftigkeit, damit er seine Unternehmungen fortsetzete, seinen Muth in der größten Gefahr, seinen redlichen Eifer für das Beste des Vaterlandes, sein mitleidiges Herz gegen unglückselige Personen, ein Herz, das mehr den Vortheil seiner guten Freunde, als seinen eigenen suchete, und sein aufrichtiges unverfälschtes Gemüth. Wer seine Nachrichten liest, der sieht, daß er alles, was ein Mann von seinem Stande wissen soll, verstund. Er zeiget sich als einen aufrichtigen Geschichtschreiber, als einen Reisenden, der nichts außer Acht läßt, als einen scharfsinnigen Schriftsteller, guten Mathematicum, und erfahrnen Seemann.

Lob des Herrn Champlain.

Doch die Krone aller dieser guten Eigenschaften war, daß ihn sein Lebenswandel eben sowohl, als seine Schriften, allemal als einen wahren Christen, voll Eifer für die Ehre des Höchsten, und voll Gottesfurcht darstellete. Er pflegte öfters die Worte, die man in seinen Berichten liest, im Munde zu führen: „Es sey besser, eine einzige Seele zu gewinnen, „als ein ganzes Königreich zu erobern, und es sollte von Rechtswegen kein Monarch aus ei-

a) Man sehe das Tagebuch.

„ner

1635. „ner andern Ursache auf die Ausbreitung seiner Herrschaft in einem heidnischen Lande gedenken, als nur um es mit dem Reiche Christi zu vereinigen„. Eben damit stopfete er denen das Maul, welche die Errichtung einer Pflanzstadt in Canada für etwas dem Reiche unnützes ansahen. Man weis auch, daß unsere Könige jederzeit seiner Meynung waren, und daß sie bloß aus Eifer für die Bekehrung der Heiden, die Hand von einer Pflanzstadt nicht abzogen, deren Anwuchs theils durch unsere Ungeduld und Unbeständigkeit, theils durch die blinde Gierigkeit einiger Personen lange Zeit gehemmet wurde. Ohne Zweifel hätte Herr Champlain einen dauerhaftigern Grund dazu geleget, wenn ihm diejenigen, die ihn dazu gebraucheten, mehr Gehör gegeben, und zu rechter Zeit Beystand geleistet hätten. Es zeigeten auch alle die Anstalten und Grundsätze, welche den seinigen gerade zuwider liefen, durch ihren schlechten Erfolg genugsam, wie klug er es anzufangen gedachte.

Lescarbot wirft ihm eine allzugroße Leichtgläubigkeit vor. Allein, es ist dieses ein Fehler aufrichtiger Gemüther. Was er von dem **Guru** und von der wunderlichen Gestalt der **Armuchiquoisen** saget, ist freylich nicht zu entschuldigen. Er wurde aber von einem gewissen Maler, Namens **Prevert**, hinter das Licht geführet. Dieser Mensch machete sich ein Vergnügen daraus, dergleichen Mährchen zu erdenken, und sie mit hoher Betheuerung für gewiß auszugeben. Einstens behauptete er in Gegenwart des Herrn Poutrincourt, er habe einen Wilden gesehen, der mit dem Teufel Schnippkeulchen gespielet. Als man ihn um die Gestalt dieses Teufels befragete: so gab er zur Antwort, die Schnippkeulchen wären durch eine unsichtbare Hand beweget worden. Weil nun Herr Champlain nicht begreifen konnte, warum ein Mensch ohne allen Vortheil lügen sollte: so glaubete er dem Prevert, was er sagete.

Um wieder auf das Collegium zu Quebec zu kommen, so säumeten die Jesuiten nicht, der Absicht dieser Stiftung ein Genüge zu thun. In der That hätte keine Begebenheit zur Aufnahme der Stadt mehr beytragen können, als diese. Weil die Kinder daselbst eine bessere Erziehung fanden, als in gar mancher Stadt des Königreiches: so ließen sich sehr viele Franzosen in Neu-Frankreich nieder; ja es kamen auch die Wilden auf die fleißige Vorstellung des Vortheiles, den sie davon haben könnten, von allen Seiten her, in die Gegend um Quebec.

Weil man sie allemal, wenn sie das Collegium besucheten, wohl empfing, und mit Essen versorgete: so nahmen sie hernach die Seelenspeise desto williger an; ja, einige vertraueten ihre Kinder solchen Personen, die für ihre Ernährung und ihren Unterricht zugleich sorgeten, mit Vergnügen. Dergestalt lockete man sie immer stärker herbey, und nach dem Maaße als ihre Liebe gegen die französische Nation anwuchs, bekamen sie auch Lust zum Christenthume. Hätte man nur beständig eine gewisse Anzahl wilder Kinder im Collegio zu unterhalten vermocht: so hätte das Bekehrungswerk unstreitig einen weit geschwindern und dauerhaftern Fortgang gewonnen. Allein, zugeschweigen, daß die Stiftung zu diesem guten Werke nicht hinreichete, so äußerten sich auch noch andere Hindernisse, davon ich so gleich reden will.

Hr. v. Montmagny wird Statthalter in Neufrankreich.

Die guten Beyspiele solcher Personen, welche nie ohne Wirkung bleiben, wenn sie mit Weisheit und Gewalt vereiniget sind, trugen nicht weniger viel dazu bey, daß die Stadt mit wahren Gläubigen erfüllet wurde. Sowohl der Nachfolger des Herrn Champlains in der canadischen Statthalterschaft, Herr von **Montmagny**, als der Herr de **Lisle**, Befehls-

Befehlshaber an den drey Flüssen, und gleich jenem Maltheserritter, erzeigeten alle beyde eine Gottesfurcht, die sich für ihren Stand schickete, und hielten mit großem Eifer über gute Ordnung. Der Gottesdienst wurde mit größter Erbarkeit, und so vielem Prachte, als es die Armuth der Einwohner zugab, gehalten. Das übrige ersetzete die Andacht der Einwohner, als die wahre Zierde der Tempel.

1636.

Der Herr von **Montmagny** dachte vor allen Dingen auf die Errichtung eines Seminarii im Jesuitercollegio für wilde Kinder, dazu man den Entwurf schon im vorigen Jahre gemacht hatte. Den Anfang wollte man bey den Huronen machen, weil bereits viele Haushaltungen von diesem Volke zum Christenthume getreten waren. Nebstdem waren diese Kinder zugleich auch eben so viele Geisel für die beständige Treue ihrer Aeltern. Man meldete demnach allen christlichen Huronen, ihre Kinder nach Quebec zu schicken, damit sie die Grundsätze der Religion, und eine anständige Lebensart erlernen möchten. Anfänglich versprachen sie alles, ohne die geringste Schwierigkeit. Aber da es zum Treffen kam, konnte der Pater **Daniel** von einer großen Anzahl Kinder, darauf man gerechnet hatte, kaum drey bis viere, deren Aeltern abwesend waren, zu Schiffe bringen. Ja, er brachte sie nicht einmal weiter, als an die drey Flüsse; denn da begegneten ihm die Väter, und nahmen sie ihm, ihres vorigen Versprechens ungeachtet, weg. Es befremdete aber dieses Verfahren den Mißionar im geringsten nicht, weil er wohl wußte, wie ungern die Wilden ihre Kinder von sich lassen.

Man will ein Seminarium für wilde Kinder errichten.

Indem der Pater Daniel so nahe bey Quebec war: so wollte er sich vorher dahin begeben, ehe er die Rückreise in seine Mißion anträte. Der Pater **le Jeune** giebt uns in einem Briefe eine Abschilderung von seiner Ankunft im Hafen zu Quebec. Er saß mit dem Ruder in der Hand und seinem Breviere am Halse, nebst einigen Wilden, in einem Canote, konnte für Mattigkeit sich kaum rühren, und hatte weder Strümpfe noch Schuhe, sondern nur ein halbverfaultes Hemde, nebst einem ganz zerlappeten Rocke am Leibe. Dabey war er aufgeräumet, und mit seiner Lebensart höchstvergnüget. Sein Bezeugen und Reden machete einigen Lust, eine so segensvolle Amtsführung mit ihm zu theilen. Dergestalt waren zu Ende dieses 1636 Jahres bereits sechs Priester, nebst einigen Franzosen, die ihnen folgeten, in den huronischen Dorfschaften hin und her ausgestreuet.

Viele Mißionarien bey den Huronen.

Voritzt war die Gelegenheit, sich in diesem Lande gut einzurichten, vortrefflich. Der Vortheil der Wilden erforderte es eben so sehr, als der Franzosen. Herr Champlain hatte mit größtem Eifer darauf gedacht, und sein Nachfolger trat, gleichwie in allen andern Anstalten, also auch was dieses betraf, in seine Fußtapfen. Nur fehlete es ihm an Leuten und an Gelde. Nur den Pelzhandel und einige wenige Einwohner ausgenommen, war alles übrige aus Mangel der Unterstützung, in schlechten Umständen, also, daß die neufranzösische Geschichte von diesen erstern Jahren beynahe nichts anders zu erzählen weis, als die Amtsverrichtungen der Mißionarien unter den Wilden. Sie bringen hiervon viele erbauliche Umstände bey, die man damals in Frankreich mit Vergnügen las, die aber heutiges Tages wenige Liebhaber finden würden.

Es will mit der Colonie nicht fort.

Es ist nicht zu begreifen, was für ein unglückliches Schicksal eine dermaßen vermögliche Gesellschaft, als die Eigenthümer von Canada ausmacheten, dazu bewog, daß sie ihre Pflanzstadt ohne alle Hülfe ließen, eine Stadt, davon man sich mit allem Rechte große Hoffnung machen konnte, indem die bewundernswürdige Eintracht aller ihrer Mitglieder, die vielleicht in der neuen Welt ihres Gleichen nie gehabt hat, für den glücklichen

1637.

Ausgang aller Unternehmungen gut sagete, wofern es nur den hundert Mitgenossen beliebet hätte, den hiezu nöthigen Vorschuß zu thun. Das allerbetrübteste ist dieses, daß eben der hülflose Zustand der Stadt den Untergang vieler benachbarten und verbündeten Völkerschaften verursachete; indem sie in der Hoffnung, man werde sie im Falle der Noth nicht verlassen, nicht genugsame Vorsichtigkeit gebraucheten.

Die Iroquesen hintergehen die Huronen durch einen falschen Frieden.

Die Iroquesen hingegen nahmen ihres Ortes der Schanze vortrefflich wahr. Denn um den Huronen keine Zeit zu lassen, daß sie aus ihrer Verbindung mit den Franzosen einigen Vortheil ziehen könnten, fielen sie auf den listigen Anschlag, sie zu trennen, und hernach einzeln zu vertilgen. Sie schlossen also mit der ganzen Nation Friede, überfielen aber unter allerley Vorwande, bald diese, bald jene vom Mittelpuncte am weitesten entlegene Dorfschaft, und macheten den übrigen weis: es gehe sie dieses im geringsten nichts an; sondern es betreffe bloß einige besondere Streitigkeiten. Dergestalt ließen sich die Huronen so lange bey der Nase herum führen, bis endlich der Feind mitten im Lande stund, und die Verstellung ablegete. Was das ärgste war, so benahm ihnen die Angst bey diesen Umständen alle Ueberlegung; sie begiengen einen Fehler nach dem andern, und es schämen sich noch heutiges Tages die schwachen Ueberbleibsel dieser ehmals mächtigen Völkerschaft, wenn sie an diese erstaunliche Blindheit gedenken.

Der Krieg fängt wieder an.

Der Friede mit den Iroquesen wurde unmittelbar nach dem letzten Feldzuge des Herrn Champlains gegen sie, davon ich im vorigen Buche erwähnet habe, geschlossen. In der That machete auch bloß dieser Friede die Huronen so trotzig und stolz, als sie vor und nach der Eroberung Quebec gegen die Franzosen und Mißionarien thaten. Zwar fingen die Iroquesen bald darauf die Feindseligkeiten abermals, aber auf die nur gemeldete Weise, und unter dem Vorwande einzelner Streitigkeiten, an, dazu denn die Nation stille saß.

Endlich im Jahre 1636 legeten die Iroquesen alle Verstellung bey Seite, und erschienen mitten im Lande mit gewaffneter Hand. Doch gelang ihnen dieser Einfall nicht; die wenigen Franzosen, welche die Mißionarien begleitet hatten, erzeigeten sich so muthig, daß sie wieder umkehreten. Damit verfielen die Huronen in ihre vorige Sorglosigkeit, und die Iroquesen fuhren immer fort, den Krieg auf die angefangene Weise fortzusetzen.

Zu Ende des folgenden Jahres erhielten die Mißionarien zu St. Joseph eine so zahlreiche Verstärkung an Mitarbeitern, daß man jedwedem Hauptflecken einen überlassen, und doch noch einige zum Verschicken unter die benachbarte Völker gebrauchen konnte.

Verschiedene Verschickungen der Mißionarien.

Es geschahen diese Verschickungen absonderlich in die Gegend des Nipißingsees. Unterdessen trugen die Patres Garnier und Chatelain, denen man diese Reise auftrug, weiter nichts davon, als den Trost, daß sie viel ausgestanden, und einige sterbende Kinder dem Lamme zugeschicket hatten. Sie gedenken in ihrem Berichte einer gewissen Völkerschaft, Namens Byßirinier. Nun habe ich mich zwar auf das sorgfältigste darnach erkundiget: aber nicht einmal erfahren können, zu welcher Hauptsprache, ob zur huronischen, oder algonquinischen sie etwa gehöret haben mochte. Es scheint, es sey dieses Volk, davon man weiter keine Nachricht findet, damals von den Iroquesen vertilget worden, gleichwie es noch mehreren, davon wir nichts, als die Namen wissen, wiederfuhr b).

Der mislungene Versuch schreckete die Mißionarien nicht ab; sie setzeten ihre Bemühungen die folgenden Jahre fort, wiewohl beynahe allemal mit eben so schlechtem Erfolge. Die

b) Vielleicht ist **Byßirinier** ein bloßer Druckfehler, anstatt **Nipißirinier**; denn ich finde, daß man die **Nipißinger**, welche die wahren Algonquinen sind, sie zuweilen also nennet.

Die hauptsächlichste Hinderniß lag in den Streifereyen der Iroquesen. Denn sie macheten alle Wege unsicher, und setzeten alle Völker in Schrecken. Ungeachtet der Ritter Montmagny den schlechten Zustand der Pflanzstadt auf alle mögliche Weise vor ihnen zu verbergen suchete: so erfuhren sie ihn doch. Anstatt zu befürchten, es würden sie die Franzosen an Vertilgung ihrer Feinde hindern, unterstunden sich im Jahre 1637 fünfhundert dieser Barbaren, dem Befehlshaber an den drey Flüssen in seinem eigenen Bezirke Hohn zu sprechen, und dreyßig Huronen, welche mit Pelzwerke nach Quebec wollten, vor seinen Augen wegzunehmen, ohne daß er es hindern konnte.

1637.

Der Anfang des 1638 Jahres ließ die Mißionarien, nach so vielen unfruchtbaren Jahren, eine reichliche Erndte hoffen. Es breitete sich eine Seuche von einer Dorfschaft zur andern aus, und drohete der ganzen Nation mit einem allgemeinen Aussterben. Es war eine Art der Ruhr, und raffete die Kranken innerhalb wenigen Tagen weg. Weil nun die Franzosen ebensowohl damit befallen wurden, als die Wilden: gleichwohl aber alle mit einander ihre Gesundheit wiederum erlangeten: so wirkete dieser Umstand eine gedoppelte gute Folge: Erstlich, daß seitdem kein Wilder den Mißionarien mehr Schuld gab, sie brächten alle Unglücksfälle durch Hexerey zuwege, indem sie selbst von diesem Uebel nicht frey blieben; zweytens, daß die Wilden ihre Krankheiten besser abwarten lerneten, weil sie sahen, daß die Franzosen durch Beobachtung gewisser Regeln ohne große Schwierigkeit wieder zu ihrer Gesundheit kamen. Denn so geschickt als diese Leute äußerliche Wunden und Beinbrüche heilen, so ungeschickt sind sie bey innerlichen Krankheiten, dazu ein erfahrner Arzt und ein geduldiger Kranker gehören. Uebrigens gewann die Großmuth und Liebe der Mißionarien, damit sie alle ihre Arzeneyen und Stärkungen bis auf den letzten Tropfen unter sie vertheileten, nebst der erstaunlichen Wirkung derselbigen, jedermann, auch ihre bisherige ärgsten Feinde.

Allgemeine Seuche unter den Huronen. 1638.

Doch, man gab sich nicht etwa in Canada allein Mühe um die Bekehrung der Heiden; sondern weil die Jesuiten nach Frankreich schrieben, man könnte manchen umschweifenden Wilden dem Heilande zuführen, wofern man ihm vorläufig zu essen verschaffete, und ihn alsdann allmählich zum Ackerbaue angewöhnete, so wirkete dieses so viel, daß nicht nur zu Paris, sondern auch hin und wieder im Königreiche, ganze Gemeinen ihre Leiber schwer casteyeten, und öffentliche Gebether anstelleten, bloß in der Absicht, um den Himmel gegen die Wilden in Canada zu erweichen.

Man nimmt sich in Frankreich der Bekehrung der Wilden an.

Alle Vornehme des Hofes, die Prinzeßinnen von Geblüte, ja die Königinn selbst, sucheten die Absicht der Mißionarien zu befördern. Ja, als die Jesuiten die Errichtung zweyer Nonnenklöster zu Quebec, eines von Ursulinerinnen, das andere von barmherzigen Schwestern in Vorschlag brachten: so erboth sich eine große Anzahl von beyden Orden dazu. Niemand aber unterstützete sie kräftiger, als der Ritter von Sylleri. Der Vorschlag der Jesuiten, eine solche Gegend mit lauter Christen und bekehrten Wilden anzufüllen, da sie gegen die Anfälle der Iroquesen den Schutz der Franzosen genießen, und sich von dem Landbaue ernähren könnten, gefiel ihm ungemein wohl. Er schickte also im Jahre 1637 allerley Handwerksleute nach Quebec, und ersuchete den Pater le Jeune, er möchte einen bequemen Wohnplatz für sie aussuchen. Der Superior führete sie gleich nach ihrer Ankunft vier englische Meilen weit von der Stadt, an das nördliche Ufer des Flusses; und hier fingen sie vor allen Dingen an, die Hand an die Erbauung ihrer Wohnung zu legen. Seitdem hat dieser Ort den Namen Sylleri beständig geführet. Ungeachtet nun der

Wohnplatz Sylleri.

1638.

Endzweck dieser Anstalt den Wilden nicht gemeldet wurde, so kamen doch gar bald einige Montagnezen auf die Gedanken, sie könnte ihnen zum Vortheile gereichen, sprachen auch mit dem Pater le Jeune davon. Weil aber diese Barbaren sich einbilden, was man ihnen so gleich bewilliget, das sey entweder eine Schuldigkeit, oder man suche irgend einen Vortheil darunter: so machete ihnen der Pater zwar alle gute Hoffnung, meldete aber, er könnte ohne Bewilligung des Eigenthümers nichts vornehmen.

Im folgenden Jahre brachten die französischen Schiffe des Herrn von Sylleri Einwilligung mit, nebst zwölf sehr zahlreichen Haushaltungen, welche die für sie bestimmten Wohnungen bezogen. Innerhalb wenig Jahren wurde der Platz mit einer großen Menge eifriger Christen besetzet, welche ein großes Stück Land anbaueten, und sich allmählich an alle Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft gewöhneten.

Erbauliche Aufführung der Einwohner zu Quebec.

Die Nachbarschaft von Quebec, und der tugendsame Lebenswandel der dasigen Einwohner trugen viel dazu bey, daß die neuen Einwohner von Sylleri sich der Gottesfurcht beflissen, und eine ihrem Naturelle gemäße Policey beobachteten. Jedermann weis, auf was für Weise die meisten Bevölkerungen in America entstanden sind. Dagegen ist die Quelle der meisten Geschlechter, welche noch heutiges Tages in Neu-Frankreich leben, ganz rein und ohne dergleichen Flecke, welche man durch Reichthümer auszulöschen gedenket. Denn die allerersten Einwohner waren entweder Handwerksgenossen, die sich zu aller Zeit mit nützlicher Arbeit beschäfftigten, oder Personen von Stande, welche nur ruhig zu leben, und ihre Religion in Sicherheit zu erhalten suchten; indem dieses in mancher französischen Landschaft, wo die Reformirten noch mächtig waren, damals nicht angieng. Was ich gesaget habe, kann ich um so viel gewisser behaupten, weil ich selbst noch einige der ersten Ankömmlinge in einem beynahe hundertjährigen Alter, imgleichen Kinder und Enkel von ihnen gekannt habe, und diese Personen wegen ihres aufrichtigen ehrlichen Gemüthes und ihrer ungeheuchelten Gottesfurcht, eine noch größere Hochachtung verdieneten, als wegen ihrer grauen Haare, und geleisteten Dienste.

Freylich kamen sowohl in den ersten Jahren, als in den folgenden, und zwar noch häufiger Leute ins Land, welche wegen schlechter Umstände, oder schlimmer Aufführung aus Frankreich weichen mußten; imgleichen solche, die man im Königreiche nicht dulden wollte. Allein, weil sie nie in großer Menge auf einmal kamen, auch sogleich vertheilet wurden: so macheten sie aus der Noth eine Tugend, und lebeten in einem Lande, da sie alles zum Guten antrieb, und vom Bösen abhielt, wie wahre Christen.

Es kommen Ursulinerinnen, u. barmherzige Schwestern ins Land.

Bey dieser vortrefflichen Anstalt fehleten noch zwey Dinge, nämlich eine Schule für die Mägdchen, und ein Hospital für die Kranken. Das letztere fiel nicht nur den Einwohnern selbst nöthig, indem sie meistentheils sehr arm, und bey Krankheiten ohne Hülfe waren; sondern die Jesuiten sucheten auch die Wilden durch Verpflegung ihrer Kranken immer stärker an zu locken: gleichwie denn auch die Absicht mit der Schule, dazu man Ursulinerinnen verschreiben wollte, die wilden Mägdchen ebensowohl angieng, als die französischen.

Der Vorschlag wegen des Hospitales wurde sogleich gutgeheißen und zur Vollziehung gebracht. Die Frau Herzeginn von Aiguillon übernahm die Stiftung, und wendete sich, um zu diesem Endzwecke tüchtige Personen zu haben, an die barmherzigen Schwestern zu Dieppe. Nun erbothen sie sich zwar sämmtlich zur Reise nach Canada, ja

ja sie fleheten mit Thränen darum: allein, man suchete nur dreye aus, welche sich dann zur Abreise mit den ersten Schiffen fertig hielten.

1639.

Allein, mit dem Ursulinerkloster gieng es langsamer zu; indem vermuthlich die canadische Gesellschaft die Sache nicht für allzu nöthig ansah, folglich nichts damit zu thun haben wollte. Endlich brachte doch eine vornehme Witwe, die Frau de la Peltrie, das gute Werk, das ihr der Himmel eingegeben hatte, und durch ein offenbares Wunder, davon ich anderswo rede c), befestigte, zu Stande. Sie widmete demselbigen nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre Person.

Sie reisete aus Alenzon, wo sie wohnete, erstlich nach Paris, um die Stiftung zur Richtigkeit zu bringen, sodann nach Tours, um daselbst Ursulinernonnen aufzutreiben. Sie bekam hier die berühmte **Maria von der Menschwerdung**, die französische Theresia, wie sie von den größten Männern des abgewichenen Jahrhundertes genennet wird; imgleichen die **Maria vom h. Joseph**, welche in Neu-Frankreich unter die Schutzengel des Landes gerechnet wird. Von hier gieng sie nach Dieppe, wo man das Schiff zu ihrer Reise ausrüstete, und nahm noch eine Ursulinerinn zu sich. Den 4ten des Maymonates im Jahre 1639 gieng sie nebst den barmherzigen Schwestern, und dem Pater **Bartholomäus Vimond** zu Schiffe. Es sollte dieser den General Superior der Mißionen, den Pater le Jeune, in seinem Amte ablösen, und hatte eine zahlreiche Mannschaft frisch angeworbener apostolischer Arbeiter bey sich. Den 1sten August kam die ganze Menge nach einer langen und gefährlichen Schiffahrt zu Quebec an.

Ihre Aufnahme.

Der Tag ihrer Ankunft war für die ganze Stadt ein Festtag. Kein Mensch arbeitete, alle Läden wurden geschlossen. Der Statthalter empfing diese Heldinnen am Ufer. Die ganze Kriegesmacht stund im Gewehre, und man lösete die Stücke. Nach der Begrüßung führete er sie unter dem Jauchzen des Volkes in die Kirche, wo man zur Danksagung das Te Deum sang, und das Freudengeschrey dauerte sowohl bey Franzosen, als Wilden einige Tage.

Ihr Eifer.

Ihres Ortes küsseten diese heiligen Jungfern nebst ihrer großmüthigen Führerinn, in der ersten Freudensentzückung die Erde, nach welcher sie so lange geseufzet hatten, und welche sie mit ihrem Schweiße wacker zu benetzen, ja wohl gar mit ihrem Blute zu befärben verhoffeten. Als man sie den folgenden Tag in die Hütten der Wilden führete: so überfiel sie eine neue Freudensentzückung. Weder der armselige Anblick, noch die große Unreinlichkeit, die sie da fanden, schrecketen sie von ihrem Vorsatze ab. Ihr Eifer wurde durch diesen Anblick nur desto heftiger entzündet, und sie bezeugeten eine sehnliche Begierde, ihre Verrichtungen bald anzutreten.

Muth der Fr. von Peltrie.

Die Frau von Peltrie, welche nie nach Reichthume gestrebet, sondern vielmehr um Christi willen sich selbst arm gemacht hatte, fassete den festen Entschluß, alle ihre Kräfte zum Heile der Seelen anzuwenden. Ihr Eifer gieng so weit, daß sie, um armen Neubekehrten beyzustehen, das Land mit eigenen Händen bauete. Sie gab innerhalb wenig Tagen alles her, was künftig zu ihrem eigenen Gebrauche dienen sollte. Ja sie entzog sich beynahe die gegenwärtige Nothdurft, um arme halbnackende Kinder, die man zu ihr brachte, zu bekleiden; und es war ihr ganzes Leben, seiner Länge ungeachtet, ein beständiger Zusammenhang christlicher Liebeswerke.

c) In der Lebensbeschreibung der würdigen Mutter Maria von der Menschwerdung.

1639.

Erste Arbeiten dieser Klosterfrauen.

Beyderley Nonnen nahmen liebreichen Abschied voneinander, und versperreten sich, jedwede Partey in ihr Kloster; die Ursulinerinnen zu Quebec, die barmherzigen Schwestern aber zu Sylleri, weil daselbst die Menge der Wilden täglich zu nahm, auch zur Aufnahme kranker Personen, aus der Stadt und dem Lande, bessere Gelegenheit vorhanden war. Nurbesagte Klöster waren freylich sehr klein und schlecht, doch davon wuchs den Kranken und Kindern beynahe gar keine Unbequemlichkeit zu; die Nonnen nahmen solche allein über sich. Doch mußten sie eine harte Probe ausstehen; das Seminarium der Ursulinerinnen wurde von den Kinderpocken angefallen, und eine Landesseuche schickete mehr Kranken ins Hospital, als man Betten und Platz hatte. Gleichwohl schaffeten die Nonnen auf eine beynahe unbegreifliche Weise für alles Rath, ja sie genossen, welches das wunderbareste, bey schlechter Nahrung, unaufhörlicher Bemühung, und mitten unter siechen Personen, nicht nur meistens, lange Zeit, einer beständigen Gesundheit, sondern auch eines so ruhigen Gemüthes, daß sie der beständigen Arbeit ungeachtet, noch fremde Sprachen lerneten.

Die canadische Compagnie nimmt sich dieser Pflanzstadt noch ferner nicht an.

Die Ankunft einer dermaßen starken geistlichen Hülfe aus Frankreich gab den Religionssachen allerdings einen starken Trieb. Man verspührete bereits eine starke Herzensänderung unter den Wilden; und hätte man die angefangenen Anstalten fortgesetzet, so wäre der größte Theil der canadischen Völker in den Schooß der Kirche gebracht worden. Die Anstalten zu Sylleri, Neubekehrte und Unterrichtsbegierige aufzunehmen, die beyden Nonnenklöster, die Verstärkung der Missionen mit unermüdeten Arbeitern, die christliche Liebe der Einwohner, welche sogar ihre eigenen Betten für die Kranken hergaben, alles dieses, sage ich, both eine von denen seltenen Gelegenheiten dar, die, wenn sie einmal versäumet sind, nie wiederkommen.

Es herrschete, sowohl in Frankreich, als in America, die beste Neigung von der Welt, die aufkeimende Pflanzstadt besser zu bevölkern, und die günstigen Umstände auf alle mögliche Weise zur Aufnahme der Handlung anzuwenden. Allein, die Gesellschaft der hundert Mitglieder legete, aus unbegreiflichen Ursachen, die Hände in den Schooß. Dergestalt mußten die Missionen und Klöster beynahe die ganze Pflanzstadt erhalten, da sie doch ihre Unterhaltung hauptsächlich von ihr bekommen sollten. Zum Unglücke waren die meisten Einkünfte, davon die Nonnen und Jesuiten leben sollten, bloß zufällig; und man mußte billig besorgen, sie möchten mit der Zeit abnehmen, gleichwie denn in der That allmählig geschah.

Der Krieg zwischen den Iroquesen u. Huronen wird fortgesetzet.

1640.

Der Krieg zwischen den Iroquesen und Huronen entzündete sich heftiger, als jemals. Die ersten behielten zwar, aus bereits angeführter Ursache, zum öftern die Oberhand, doch rächeten sich auch die letztern, die ihre alte Tapferkeit noch nicht abgeleget hatten, bey mancher Gelegenheit. Einstens, als sämmtliche Missionarien ihre Angelegenheiten in einem Dorfe gemeinschaftlich überlegeten, erfuhren sie, man habe eine ansehnliche feindliche Partey erleget. Bald darauf wurde ein Gefangener eingebracht, und verbrannt. Doch war er dabey so glücklich, daß er, soviel aus seinen letztem Bezeugen abzunehmen war, aus dieser Art von Hölle ins Paradies eingieng. Indem nun meines Wissens, vor ihm keine einzige erwachsene Person von dieser Nation, getauft worden war: so will ich die vornehmsten Umstände seines Todes aus dem Briefe des P. Brebeuf, als eines Augenzeugen, beybringen.

Geschichte des ersten christl. Iroquesen.

Sobald der Gefangene ins Dorf kam, berathschlageten die Aeltesten, was mit ihm anzufangen sey. Der Schluß war, man sollte ihn einem gewissen Oberhaupte, dessen Vet-

ter

1642.

ter ehemals von den Iroquesen gefangen worden war, einliefern, und demselbigen frey-
stellen, ob er mit ihm die Stelle des Vetters ersetzen, oder sonst nach Belieben verfahren
wollte. Sogleich eilete der P. Brebeuf mit dem Versatze, ihn auf den Weg des Lebens
zu leiten, herbey. Er sah ihn unter einem Haufen Kriegesleute, mit einem neuen Bie-
berrocke bekleidet, einer Schnur gläserner Corallen um den Hals, und einer um den Kopf
daher treten. Er mußte ohne Aufhören singen, beleidiget aber wurde er nicht. Dabey
schien er, zu großem Erstaunen des Paters, eben so unbekümmert, als ob ihm nicht das
geringste fehlete, und sein Leben in völliger Sicherheit wäre.

Man nöthigte, der Gewohnheit zu Folge, den P. Brebeuf, er solle ihn gleichfalls
singen lassen: allein, er lehnete es ab, und sah, als er ihm näher trat, daß man ihm eine
Hand zwischen zweenen Kieselsteinen zerquetschet, und an eben selbiger einen Finger ausgeris-
sen, an der andern aber zween Finger abgehauen, und mit Baumblättern und Baste
verbunden hatte. Ueber dieses war er an den Armgelenken gebrannt, und an dem einen
hatte er einen Schnitt. Alles dieses war unterwegens geschehen. Denn sobald er an
das erste huronische Dorf kam, erzeigete man ihm alles gutes; man beschenkete ihn,
und gab ihm ein junges Mägdchen zu, das Frauenstelle vertreten sollte.

Weil es dem P. Brebeuf frey stund, nach Belieben mit ihm zu sprechen: so machte
er den Anfang seiner Unterweisung damit, daß er sagete: er könne zwar zur Linderung seiner
Schmerzen nicht das geringste beytragen, er wolle ihn aber doch lehren, alles geduldig zu
leiden, nicht zwar als ein bloßer Kriegesmann, und um eine Ehre, die ihm nach dem
Tode nichts helfe, zu erjagen, sondern aus einem weit erhabenern Bewegungsgrunde,
nämlich, vermittelst der gewissen Zuversicht, es werde auf sein Leiden eine vollkommene und
unendliche Glückseligkeit folgen. Hierauf erklärete er ihm kürzlich die Hauptsätze der christ-
lichen Lehre, die der Kerl, wider der Wilden Gewohnheit, sehr aufmerksam und mit Ver-
gnügen anhörete. Der Pater ließ diese günstige Verfassung nicht vergeblich vorbey strei-
chen; er setzete seine Unterweisung fort, taufte ihn, und gab ihm den Namen Joseph.

Hierauf hatte er Erlaubniß, ihn allemal des Nachts in seiner Wohnung zu behalten.
Zwar hätte er gern noch mehr für ihn ausgewirket: allein, das Schicksal des Gefangenen
stund nicht mehr in derjenigen Macht, die ihn freylassen konnten. Weil seine Wunden
voll Würmer waren: so verursacheten sie ihm gewaltige Schmerzen, die man nicht zu lin-
dern wußte. Denn so bald man die Würmer auf sein inständiges Bitten wegnehmen wollte,
krochen sie ein. Unterdessen gieng das Schmausen fort, und zwar allemal in seinem Na-
men, gleichwie er denn auch die Gäste so lange mit Singen unterhielt, bis er nicht mehr
konnte. Man führete ihn von einem Dorfe ins andere, und unterwegens mußte er be-
ständig singen. Er genoß keiner Ruhe, als wenn der P. Brebeuf oder ein anderer Mis-
sionarius Erlaubniß hatte, mit ihm zu reden. Sodann störete nicht nur kein Mensch ihre
Unterredung, sondern es stunden auch alle Wilde herum, höreten dem Pater zu, und viele
machten sich seine Worte zu Nutzen.

Endlich erreichete man das Dorf des Oberhauptes, dem er geschenket worden war.
Der Gefangene trat mit dem Wesen eines Mannes, dem Tod und Leben gleich gilt, vor
ihn, um zu vernehmen, was aus ihm werden sollte. „Mein Vetter, sagete der alte Haupt-
„mann zu ihm, du kannst nicht glauben, wie sehr ich mich darüber freuete, als ich erfuhr,
„du wärest mein. Ich stellete mir vor, derjenige, den ich verloren habe, sey wieder
„lebendig geworden, und ich beschloß, dich an seine Stelle zu setzen. Ich hatte in meiner
„Hütte

1649.

„Hütte schon eine Matte für dich zurechte geleget, und hoffete, mein Leben in deiner Gesell-
„schaft ruhig zu beschließen. Allein, der Zustand, darinnen ich dich sehe, nöthiget mich,
„meine Entschließung zu ändern. Denn es sieht ein jedweder, daß dir bey den großen
„Schmerzen, die du ausstehen mußt, das Leben nur zur Last falle; daher wirst du mir
„vielmehr dafür danken, daß ich es abkürze. Nicht ich, sondern diejenigen, welche dich
„also zugerichtet haben, sind an deinem Tode schuld. Schöpfe demnach frischen Muth,
„mein lieber Vetter; halte dich auf diesen Abend fertig; zeige, daß du ein braver Kerl
„bist, und werde nicht etwa aus Entsetzen vor der Marter kleinmüthig.„

Der Gefangene hörete diese Rede so gleichgültig an, als ob sie ihn nicht das geringste angienge, und antwortete mit beherzter Stimme: **Das ist mir lieb.** Hierauf trat die Schwester desjenigen Vetters, dessen Stelle er hatte ersetzen sollen, zu ihm, gab ihm zu essen, und bedienete ihn mit allen Merkmaalen einer aufrichtigen wahren Freundschaft. Der alte Hauptmann selbst erzeigte ihm viele Liebkosungen; er gab ihm seine eigene Pfeife in den Mund, trocknete ihm den Schweiß ab, und ließ eine recht väterliche Neigung gegen ihn blicken.

Zu Mittage gab er auf seines Oheims Unkosten sein Henkermahl, und redete die versammelten Gäste folgendergestalt an: „Meine Brüder! ich werde sterben, machet euch „kecklich an mir lustig, gedenket, daß ich ein Mann bin, und daß ich mich weder vor dem „Tode, noch vor aller Quaal, die ihr mir anthun könnet, entsetze.„ Hierauf sang er; einige Krieger sangen mit ihm, und sodann trug man das Essen auf. Es wird zu dergleichen Mahlzeiten niemand eingeladen, sondern es erscheint dabey, wer will, doch die meisten nur Zuschauens wegen, und bringen folglich ihren Eßnapf nicht mit. Nach geendigtem Schmause, führete man ihn an den Ort der Hinrichtung, welches eine zu diesem Gebrauche bestimmete Hütte war. Jedwedes Dorf hat eine; sie gehöret allemal einem Hauptmanne zu, und trägt den Namen der **Blut-** oder **Schedelhütte.** So bald ein Gefangener den Fuß hinein gesetzet hat, kann ihm niemand mehr das Leben schenken. Unterdessen werden die Hinrichtungen nicht allemal hier vorgenommen, sondern es ist jedweder Ort tauglich dazu.

Um acht Uhr Abends, wurden eilf Feuer, jedwedes eine Klafter weit von dem andern, angezündet. Alle Anwesende stunden auf beyden Seiten in zwo Reihen, die Alten hinter einer Erhöhung, die Jungen, welche Hand anlegen sollten, vorne. So bald der Gefangene in die Hütte gegangen war, trat ein alter Greis zu den jungen Leuten, und ermahnete sie, ihre Sachen gut zu machen, weil der Fall wichtig sey, und vom **Areskouy** würde angesehen werden. Auf diese kurze Anrede erhub sich ein Jauchzen, oder vielmehr ein Gebrülle, darüber der Herzhaftigste hätte erschrecken mögen. Zu gleicher Zeit trat der Gefangene zwischen zweenen Missionarien, mitten in die Versammlung, worauf das Gebrülle sich verdoppelte. Er mußte auf eine Matte niedersitzen, und man band ihm die Hände.

Sodann stund er auf, tanzete um die Hütte herum, sang sein Sterbelied, und setzete sich wieder auf die Matte. Damit kam ein Kriegeshauptmann, nahm ihm seinen Rock ab, und sagete zu den Anwesenden: „Der Hauptmann, (den er dabey nennete) zieht „diesem Gefangenen seinen Rock aus. Die Einwohner des Dorfes (das er gleichfalls „nannte) werden ihm den Kopf abhauen, und nebst dem Arme dem und dem geben, da-„mit er einen Schmaus ausrichten könne.„ Hierauf gieng das Mordspiel an. Der P. Brebeuf giebt eine Beschreibung davon, die man mit Entsetzen liest. Auf sein Zureden gönnete

nete man dem gepeinigten Menschen zuweilen einige Ruhe, dabey der Pater ihn ermahnete, sein Leiden Gotte aufzuopfern, der ihn reichlich dafür belohnen könne.

1640.

So lange er redete, war jedermann still, und hörete aufmerksam zu. Joseph selbst beantwortete alles auf eine solche Weise, als wenn er nicht die geringsten Schmerzen spührete; ja er ließ, so lange als seine Qual dauerte, nicht das geringste Wort, das seine Tröster tadeln könnten, von sich hören. Zuweilen redete er von den Angelegenheiten seiner Nation, eben als ob er zu Hause, und mitten unter guten Freunden wäre. Man verlängerte seine Pein deswegen, weil die Alten vorgaben, es sey viel daran gelegen, daß ihn die aufgehende Sonne noch lebendig antreffe. So bald also der Tag anbrach, führete man ihn zum Dorfe hinaus, und schonete ihn nicht weiter. Als man merkete, er wolle bald abscheiden, hieb man ihm einen Fuß, eine Hand und den Kopf ab, damit er nicht, dem ausgesprochenen Urtheile zuwider, auf eine andere Weise, als durchs Schwerdt, stürbe. Die Austheilung wurde anbefohlener maßen vorgenommen, und der Rumpf zum Kochen in den Kessel geworfen.

Zustand der huronischen Mißion.

Die huronische Mißion hatte damals vielen Widerstand auszustehen, doch war er zugleich mit manchem guten Fortgange, welcher die Hoffnung der Arbeiter auffrischete, verknüpfet. Man wird in der That gerühret, wenn man die ausführliche Beschreibung ihrer damaligen Umstände, in ihren Briefen, liest. Auf einer Seite kamen die Wilden, die durch einen verborgenen Zug der Gnade, und durch die Liebe ihrer Lehrmeister in Christo, angelocket wurden, haufenweise zur Taufe, es gieng auch eine große Anzahl iroquesischer Gefangener, gleich dem nur gemeldeten, auch durch eben dieselbige Thüre, zum Leben ein, und ließen, bis auf den letzten Seufzer, einen Muth, der ihre Feinde in Verwunderung setzete, an sich blicken.

Auf der andern Seite werden die Jesuiten in beständiger Gefahr, ihr Leben durch eine unvermuthete Empörung zu verlieren, vorgestellet. Die Ursache zu selbiger konnte etwa die thörichte Einbildung eines Vaters, als ob die Taufe sein Kind getödtet habe, geben, oder ein angeblicher Traum, ein bloßer Argwohn eines boshaftigen Gemüthes. Eben dergleichen Stürme hatte man auch unter andern Wilden auszustehen; und will ich aus vielen Beyspielen, die ich in den Nachrichten finde, nur eines aussuchen, weil es die Gemüthsart der Wilden allzugut abschildert, als daß ich es übergehen sollte.

Des P. Lallemant Begebenheit.

Der **P. Hieronymus Lallemant**, des bereits erwähnten **P. Carl Lallemant** Bruder, wollte unter die Huronen reisen, und nahm seinen Weg dahin auf dem großen Flusse der Utauais. Unterwegens fand er einige Algonquinen, die ihre Hütten am Ufer aufgeschlagen hatten. Seine huronischen Begleiter stiegen aus, und unterredeten sich mit ihnen; der Pater gieng unterdessen bey Seite, und wollte sein Brevier bethen. Kaum hatte er angefangen, so mußte er in eine Hütte treten, und neben einem Algonquin niedersitzen, der von Natur schon ein spitzbübisches Gesicht hatte, und über dieses noch vor heftigem Grimme entsetzliche Gebärden machte.

Dieser Kerl nun gab dem Pater einen gräßlichen Blick, und warf ihm vor, es habe ein durchreisender Franzos seinem kranken Anverwandten eine Ader geöffnet, und dadurch das Leben verkürzet; um nun den Geist des Verstorbenen zu befriedigen, müsse er sterben. Mit diesen Worten sprang er auf wie ein Rasender, zeigete ihm einen Strick und eine Axt, und ließ ihm die Wahl. Der Pater wollte ihm vernünftige Vorstellungen machen: allein, der Barbar fiel über ihn her, und warf ihm den Strick um den Hals.

Zum

1640. Zum Glücke hatte er den Halskragen an des Paters Rocke darunter gebracht, konnte ihm also, ob er gleich aus allen Kräften zog, wenig Schaden thun. Endlich merkete er seine begangene Dummheit, und wollte den Kragen vom Rocke reißen. Als dieses auch nicht angieng, hob er die Axt auf, als wenn er den Missionar damit vor den Kopf schlagen wollte. Doch dieser entwischte. Unterdessen saßen seine Geleitsleute, die Huronen, da, und sahen mit aller Gelassenheit zu. Hingegen kamen ein Paar Franzosen auf den Lärm herbey gerennet, fielen über den Algonquin her, und hätten ihn erwürget, wenn es der Pater nicht abgewehret, und ihnen die daraus entspringende schlimme Folge vorgestellet hätte. Die Huronen aber wurden ermahnet, wohl zu überlegen, daß der Statthalter den Jesuiten, den er ihnen anvertrauet habe, von ihren Händen fordern werde.

Sie berathschlageten darüber, und meldeten sodann dem Algonquin, der P. Lallemant stehe in ihrem Schutze. Allein, weil sie es dabey bewenden ließen, und den beyden Franzosen nicht den geringsten Beystand leisteten, dahingegen der Algonquin starke Gesellschaft bey sich hatte: so schwebete der Missionarius noch lange Zeit in großer Lebensgefahr. Endlich, als der Kerl einigermaßen vertobet hatte, erbothen sich die Huronen, sie wollten, wenn er den Pater loslasse, den Verstorbenen bedecken; das ist, sie wollten ihm die Betrübniß über den Tod seines Anverwandten durch ein Geschenk vertreiben. Damit war er zufrieden. Die Huronen gaben ihm einiges Pelzwerk, weil sie wohl wußten, es sey nicht vergebens angewendet, und giengen mit dem Missionar ohne Verzug zu Schiffe.

Doch, das war nicht der einzige schlimme Streich, der dem Pater auf dieser Reise begegnete; ja, es war unter allen seinen Mitbrüdern kein einziger, dem nicht etwas ähnliches wiederfahren wäre. Ja manche wurden schrecklich ausgeprügelt. Nichts ist im Stande, dem Leser einen hinlänglichen Begriff von dem kraftlosen Zustande unserer Pflanzstadt, und von dem Eifer der Missionarien beyzubringen, als eben diese Drangsale. Ihr einziger Trost war dieser, daß dieses Leiden gar öfters die Folge einer gesegneten Bemühung, und ein ruhmvolles Merkmaal eines erhaltenen Sieges war.

Lebensart der Jesuiten.

Uebrigens führeten sie ein ganz apostolisches Leben. Jedweder Augenblick wurde durch eine heldenmüthige Handlung, oder durch die Bekehrung eines Heiden, oder durch ein Leiden merkwürdig. Waren sie nicht auf der Reise, so stunden sie des Morgens um vier Uhr auf, und blieben bis um achte eingesperret. Diese Zeit war zum Gebethe, und zu den Andachtsübungen gewidmet. Um acht Uhr gieng jedweder an seine Verrichtungen; einige besucheten die Kranken, andere begaben sich zu denen, welche mit dem Feldbaue beschäfftiget waren, andere in die benachbarten Dörfer, denen ein eigener Hirt fehlete. Hieraus erwuchs der Nutzen, daß wenige oder gar keine Kinder ungetauft starben; ja es konnten auch die erwachsenen, sobald sie krank wurden, der sorgfältigen und beständigen Liebe ihrer Aerzte nicht länger widerstehen, ungeachtet sie bey gesunden Tagen keinem Unterrichte Gehör gaben. Ueberdieses gewöhneten sich die Barbaren, durch den vielen Umgang mit den Missionarien, an eine mildere Lebensart, und legeten unvermerkt manche wunderliche Meynung ab. Das Leben der Neubekehrten war höchst erbaulich. Ihr Bethen und ihre anderen Andachtsübungen geschahen gemeinschaftlich, und zur gesetzten Stunde. Auch empfingen die meisten, wenigstens alle acht Tage, die Sacramente.

Weil vermittelst derer Arzeneyen, welche die Patres mit großer Freygebigkeit austheileten, mancher Kranke seine Gesundheit wiederum erlangete: so verschaffete ihnen dieses ein desto größeres Ansehen; dahingegen die Zauberer destomehr von dem ihrigen verlohren,

und

und auf diese Weise auch viele unanständige Gebräuche, abergläubisches Wesen und tadelhafte Gewohnheiten in Abgang geriethen. Endlich so blieb auch allemal ein Jesuit zu Hause, welcher Schule hielt, das öffentliche Gebeth zur gesetzten Stunde in der Capelle verrichtete, und den Besuch der Wilden, welcher ungemein beschwerlich fiel, annahm. Gegen Abend hielten sie eine gemeinschaftliche Unterredung, darinnen jedweder seine Zweifel vortrug, seine Absichten eröffnete, die Schwierigkeiten, die ihm in der Sprache aufstießen, meldete. Man munterte einander auf, und nahm zu Beförderung des Werkes gemeinschaftliche Abrede. Endlich wurde der Tag mit eben dergleichen Uebungen beschlossen, als man ihn angefangen hatte.

1640.

Nebst der gewöhnlichen Unterweisung der Neubekehrten und Getauften, die in der Capelle geschah, wurde auch von Zeit zu Zeit eine öffentliche für jedermann angestellet. Ehe sie den Anfang nahm, gieng ein Missionarius, nach dem Beyspiele des heiligen Franz Xaviers, mit einem Glöckchen im ganzen Dorfe und in der benachbarten Gegend herum, und suchete, jeden, der ihm begegnete, anzulocken. Es geschah diese Unterweisung sehr oft in Gestalt eines Gespräches, an welchem jedermann Theil nehmen konnte, welches von den Wilden allemal ohne die geringste Unordnung geschieht. Selten lief eine solche Unterweisung fruchtlos ab. Man stellete auch besondere Unterredungen an, dazu man nur die Oberhäupter und andere angesehene Personen berief. Hier erklärete man sehr sorgfältig gewisse Religionsartikel, die man nicht für thunlich erachtete, sogleich einem jedweden zu eröffnen, wohl aber denen, welche besser im Stande waren, sie zu begreifen, und durch ihr Ansehen den Lauf des Evangelii zu befördern.

Zustand der Mission an den 3 Flüssen.

Alles bisher erwähnete betrifft zwar hauptsächlich nur die beständigen Missionssitze, das ist, die unter den Huronen und zu Sylleri; unterdessen suchete man doch auch bey allen übrigen auf gleiche Weise zu verfahren, und soviel es thunlich war, überall einerley Regel zu beobachten. Nicht nur die Algonquinen waren gemeiniglich in sehr starker Anzahl an den drey Flüssen zugegen; sondern es gewöhneten sich auch viele, weit gegen Norden gelegene Völker dahin, und brachten den Sommer daselbst zu. Das ansehnlichste Volk darunter waren die Attikamegues, die ihren gewöhnlichen Sitz am Thomassee hatten. Man findet ihn unter dem 50sten Grade der Norderbreite, wenn man den Fluß, dessen drey Arme die Benennung des besagten Ortes verursachen, aufwärts fährt. Man hatte keine sonderliche Mühe, diesen Wilden Lust zur christlichen Religion zu machen. Sie waren von Natur gelehrig, sanftmüthig, und gewannen sogleich eine dermaßen große Liebe zu den Franzosen, daß sie sich seitdem nie von ihnen getrennet haben. Gleichwohl gieng das Bekehren bey ihnen ziemlich langsam von statten. Denn bey Annäherung des Winters giengen sie nach Hause; und wenn sie das folgende Jahr wiederkamen, so mußte man mit Unterrichten wieder von vorne anfangen.

zu Tadussac;

Auch sammelte sich ein kleines Häufchen gläubiger Seelen zu Tadussac, welcher Ort seit langer Zeit von den Montagnesen, Papinachoern, Bersiamiten, und der Stachelschweins Nation, stärker als kein anderer besuchet wurde. Zuweilen kamen sie alle zugleich, zuweilen nacheinander. Allein, sobald der Pelzhandel vorbey war, kehreten sie nach Hause, oder zerstreueten sich vielmehr in die Gebirge und Wälder. Nur eine geringe Anzahl blieb den Winter in der Gegend von Tadussac, und machte den Missionarien Beschäfftigung genug. Zuweilen begleiteten auch einige Patres die Montagnesen auf ihrer Winterjagd, dazu diese Wilden allemal die schrecklichste Wildniß aussuchten, weil man in solchen Gegenden das Wild in der größten Menge antraf.

1640.

und andern Orten.

Die Insel Miscu, und die Gegend am Lorenzbusen, gehöreten ebenfalls unter die gewöhnlichen Sammelplätze der Wilden, und zwar wegen des vortrefflichen Fischfanges. Allein, die Gesellschaft machte sich weder diesen, noch den Pelzhandel zu Nutzen. Man überließ ihn den französischen Kaufleuten, welche bloß auf den gegenwärtigen Gewinn sahen, hingegen nicht auf das geringste Mittel ihn dauerhaftig und beständig zu machen gedachten. Die Regierung bekümmerte sich ihres Ortes eben so wenig darum, als um Acadia; sie ließ nurbesagtes Land in den Händen einzelner Personen, ohne die Wichtigkeit aller dieser von einander getrenneten Plätze zu erwägen, da doch, wofern man für ihre Befestigung und allmählige Bevölkerung gesorget hätte, sie allemal im Stande gewesen wären, einander zu vertheidigen.

Die Wilden, mit welchen man am Busen Verkehr trieb, waren zwar mit den acadischen einerley: unterdessen nennete man sie von dem Vorgebirge Gaspe, wo die meisten Schiffe Anker warfen, gemeiniglich Gaspesier. Sie hatten zwar ein sehr gutes Gemüthe, schweifeten aber ohne Unterlaß dermaßen herum, daß man ihnen, aller angewendeten Mühe ungeachtet, beynahe gar keinen Unterricht von der christlichen Lehre mittheilen konnte. Dem P. Carl Tursis kostete sein Eifer das Leben; denn er starb auf der Insel Miscu, weil er die unaufhörliche Beschwerlichkeit nicht länger ausstehen konnte; bey dem allen hatte er, innerhalb zwey Jahren, nicht mehr als ein einziges Kind getaufet. Der P. Julian Perrault und Martin Lionnes arbeiteten in seiner Nachbarschaft zwar mit gleicher Standhaftigkeit und Geduld, aber eben so fruchtlos, als er.

Mit einem Worte, das Evangelium wurde zwar an allen Orten, dahin die Handlung die Wilden lockete, verkündiget: es konnte aber wegen ihres kurzen Verweilens der ausgestreuete Samen nicht aufkeimen. Als man aber endlich ein Mittel, sie an einen beständigen Aufenthalt zu gewöhnen, ausfündig machte, da zeigete sich erst ihre ungemeine Fähigkeit zum Christenthume, und man war im Stande, sie vortheilhaft anzuwenden, gleichwie ich in der Folge erzählen werde. Unterdessen verstehe ich unter der erwähnten Fähigkeit keinesweges die angebliche Verehrung des Kreuzes, welche seit undenklicher Zeit in diesem östlichen Theile von Canada im Schwange gegangen seyn soll.

Verehrung des Kreuzes bey den Gaspesiern.

Als der Bischof zu Quebec, Herr de S. Vallier, von der ersten Reise, die er in seinem Kirchensprengel vornahm, wieder nach Hause kam: so ließ er ein Schreiben ausgehen, darinnen er die besagte Verehrung für eine ganz unstreitige Sache, daran kein Mensch weiter zweifeln dürfe, ausgiebt. Diese hatte ihm ein Barfüßer c) beygebracht, der sich große Mühe gab, seiner Erzählung Glauben zu verschaffen, ungeachtet sie eben soviele Widersprecher, als wohlunterrichtete Leser, fand. Nebstdem war besagter Mönch die einzige Person, welche diese unerhörete Sache behauptete. Dahingegen kein einziger von allen denen, welche unter diesem Volke sich aufhielten, etwas dergleichen je gesehen hat, ungeachtet einige von besagten Personen nicht nur die Landessprache redeten, sondern auch auf die alten Sagen der Gaspesier größern Fleiß verwendeten, als er zu thun im Stande war. Vermuthlich aber hat sein Irrthum folgenden Ursprung.

Wir sehen aus einem Briefe des P. Julian Perrault, vom 1635 Jahre, es hätten diese Leute den Europäern alles, was sie von ihnen gesehen, nachzumachen pflegen: da sie nun unter andern auch wahrgenommen, daß jene das Kreuz vor sich gemachet, so hätten sie, wenn ihnen ein Europäer begegnet, ein gleiches gethan, und an verschiedenen Orten des

c) Der P. Christian le Clerq, Geschichte von Gaspesia.

des Leibes sich damit bezeichnet, ohne doch anfänglich im allergeringsten zu wissen, daß es eine gottesdienstliche Handlung sey. Diese Gewohnheit war bereits zu der Zeit, als der P. Christian le Clerq unter ihnen lebete, etwas altes; ja vielleicht war damals schon irgend ein Aberglaube damit verknüpfet, welcher den Pater Barfüßer auf die Meynung brachte, er sey vom Anfange damit verknüpft gewesen. Ja es kann auch seyn, daß er einige Wilden darum befragete, und diese, nach ihrer Gewohnheit alle ihre Sagen durch einander zu wirren, diejenige, davon wir reden, unter die alleraltesten rechneten.

1640.

Großmüthige That der Huronen.

Unterdessen entzündete sich der Krieg zwischen den Iroquesen und unsern Bundesge-nossen immer stärker. Jene überfielen unvermuthet eine abgelegene Nation, davon der Name mir unbekannt ist, und erwürgeten alles, was ihnen vorkam. Welche diesem Blutbade entsprangen, waren genöthiget, sich andere Wohnplätze zu suchen. Diese fanden sie bey den Huronen. Denn sobald diese von ihrem Unglücke Nachricht hatten, schickten sie ihnen Lebensmittel entgegen, und nahmen sie mit einer Liebe, die jedwedem Christen wohl angestanden hätte, unter sich auf. Gleichwie es nun den Missionarien nicht zukam, den Ungläubigen in Ausübung der Liebeswerke etwas nachzugeben: also eileten sie ihres Ortes den armen Flüchtlingen ebenfalls mit Troste entgegen, fanden auch verschie-dene, denen ihr Unglück zum ewigen Heile gereichete.

Ja, da ihre Bemühung bisher die mit Rechte erwarteten Früchte bey weitem nicht getragen hatte: so sahen sie nunmehr mit innigster Freude, der Höchste habe den Huro-nen, ohne Zweifel zur Vergeltung ihrer ausgeübten Großmuth, das Herz verändert. Denn eben diejenigen, welche ihre Ohren bisher am festesten verstopfet hatten, verlange-ten nun die Taufe am allereifrigsten. Doch der Herr belohnete diese liebreichen Wilden auch noch auf andere Weise.

Niederlage einer iroquesischen Partey.

Als einige Zeit hernach dreyhundert Huronen und Algonquinen einen Streif vor-nahmen, verfielen einige vorausgeschickte Waghälse unter eine Partey von hundert Iro-quesen, verlohren aber, der ungleichen Anzahl ungeachtet, dennoch nicht mehr als einen einzigen Mann. Die Iroquesen begnügeten sich an ihrem Orte mit diesem geringen Vor-theile, und wollten, aus Beysorge, der Feind möchte ihnen zu stark seyn, den Rückweg ergreifen. Allein, ihr Gefangener machte ihnen weis, seine streifenden Landesleute wären weit schwächer, als sie. Damit beschlossen sie, an einem gewissen Orte, wo dieselbigen, nach des Gefangenen Aussage, vorbey mußten, aufzulauern. Nur verwahreten sie sich gegen allen Ueberfall mit einer Verschanzung

Bald darauf erschienen die Huronen und Algonquinen. Die Iroquesen rächeten sich, aus Wuth, daß sie betrogen waren, auf eine entsetzliche Weise an ihrem Gefangenen, welcher a n seinem Orte nichts anders vermuthet hatte. Nachgehends stimmeten die mei-sten auf die Flucht. Allein, einer der tapfersten erhob seine Stimme und sprach: „Meine Brüder, wenn wir ja so große Memmen seyn wollen: so wollen wir doch we-„nigstens so lange warten, bis die Sonne untergegangen ist, damit sie es nicht sieht.„ Diese wenigen Worte thaten ihre Wirkung. Man beschloß, bis auf den letzten Athem zu fechten; und dieser Entschluß wurde mit aller Tapferkeit vollzogen, welche die Erbit-terung und der Schimpf, einem so oft geschlagenen Feinde zu weichen, einflößen kann. Allein, sie hatten mit Leuten zu thun, die ihnen an Herzhaftigkeit gleich, an Menge aber dreyfach überlegen waren.

1640.

Viele Gefangenen werden getauft.

Nach einem hartnäckigen Gefechte blieben etwa achtzehn Iroquesen auf dem Platze, die Verschanzung wurde erstiegen, und alle noch übrige Feinde gefangen genommen. Die Huronen theileten ihre Gefangenen unter sich, und richteten sie auf eine entsetzliche Weise hin. Doch es schien, der Höchste habe dieses Unglück nur deswegen über sie verhänget, damit er seine Barmherzigkeit an ihnen erzeigen könne. Denn die Missionarien fanden sie so gelehrig, daß es zu verwundern war. Daher ertheileten sie ihnen hinlänglichen Unterricht von unsern Glaubensgeheimnissen, und taufeten sie alle mit einander. Hierauf stunden die Neubekehrten ihre Marter aus, nicht mit der viehischen Unempfindlichkeit, und dem wilden Trotze, darinnen sie bey dergleichen Gelegenheit eine Ehre suchen, sondern mit christlicher Gelassenheit, Geduld und Standhaftigkeit, welche ihre Henker selbst der Kraft der Taufe beymaßen.

Dieses glückliche Vorurtheil gereichete dem Bekehrungswerke zu großem Vortheile, und machte den Gläubigen Muth, ihren Glauben öffentlicher, als sie sichs bisher getraueten, zu bekennen. Denn bisher durften sie in solchen Haushaltungen, wo ihre Anzahl nicht die stärkeste war, wenig Wesens davon machen. Ja man hatte sogar einigen aus dieser Ursache übel mitgefahren, und man suchete kranke Christen auf alle Weise dahin zu bringen, daß sie ihre Zuflucht zum Zauberer nehmen sollten. Viele ließen sich verführen; ja, es sind einige Missionarien öfter als einmal auf die Meynung gerathen, als ob die Gaukeleyen dieser Betrüger mit einer sichtbaren Wirkung des Teufels verknüpfet wären.

List der Iroquesen, die Franzosen von den Huronen abzuziehen.

Unterdessen machten sich die Bundesgenossen, weil sie nach keiner gemeinschaftlichen Abrede verfuhren, den erhaltenen Sieg nicht zu Nutze. Die Iroquesen hingegen gedachten auf nachdrückliche Rache. Damit ihnen aber nicht allzuviele Feinde auf einmal über den Hals fielen: so sucheten sie die Franzosen verdächtig zu machen. Sie schicketen dreyhundert Krieger, aber in viele kleine Parteyen zertheilet, aus, und ließen sie herum streifen. Alle Wilden, die in ihre Hände fielen, wurden mit der gewöhnlichen Grausamkeit behandelt. Hingegen wiederfuhr einigen Franzosen, die sie in der Gegend der drey Flüsse erwischeten, nicht das geringste Leid.

Einige Zeit hernach erschienen einige Parteyen vor nurbesagter Schanze, und setzeten alle französische Wohnplätze viele Monate lang in Furcht. Auf einmal erbothen sie sich zum Frieden, doch mit dem Bedinge, es sollten unsere Bundesgenossen nicht mit darinnen begriffen seyn. Mit diesem Vorschlage wurde ein französischer Gefangener, Namens **Marguerie**, an den Herrn von **Chamflours**, welcher dem Ritter **de Lisle** seit kurzem in der Befehlshaberstelle an den drey Flüssen gefolget war, abgeschicket. **Marguerie** rühmete zugleich, wie gut die Iroquesen ihm und seinen Mitgefangenen bisher begegnet wären, war aber doch der Meynung, es sey nicht rathsam, sich mit ihnen einzulassen.

Der Rath war gut: allein, man war nicht im Stande, Krieg zu führen; man erachtete also für das beste, sich zwar in einen Vergleich einzulassen, dabey aber wohl auf seiner Hut zu stehen. Der Ritter **Montmagny** begab sich, auf erhaltene Nachricht von dem geschehenen Antrage, in einer wohlbewehrten Barke, an die drey Flüsse, und schickete von hier den Herrn **Nicolet**, nebst dem P. **Ragueneau** an die Iroquesen ab, um die französischen Gefangenen abzufordern, und ihre Gedanken wegen des Friedens zu vernehmen. Die Abgeordneten wurden wohl empfangen, und als Mittelspersonen auf einen Schild niederzusitzen genöthiget. Hernach führete man die Gefangenen ganz leicht gebunden herbey, und sogleich fing ein Kriegeshaupt eine sorgfältig ausgekünstelte Rede an, darinnen er beweisen

KARTE VON DER INSEL MONTREAL UND DEN GEGENDEN UMHER,

Nach den Manuscripten der Karten, Grundrisse und Tagebücher bey der Marine entworfen

von N. Bellin Ingénieur und Hidrographender Marine. 1744.

Fl. St. Jean od. die Tausend Inseln

Fluß Jesus

Eyland Jesus

Insel Montreal

Fl. der Outaouais

See der beyden Berge

I. Bizard

Cap St. Jaques

Bucht l'Orme

Fl. l'Orme

Fort Senneville von Steine

Kirchspiel St. Annen

F. St. Annen

Wasserschuß Brussi

Brussi

Insel Perot

Spitze Quenet

I. St. Genevieve

Brideloup

Wasserschuß Perot

Wasserschuß der Cedern Küste

Fluß St. Laurenz

das Loch

die Cascaden od. Wasserfall des Loches

Wasserfall Buisson

Friedens Inseln

See St. Louis

Schloß Guay

Wolfs Fluß

Fort der Spitze Quenet

Fort der Klaren Spitze

Kirchspiel St. Joachin

Die Klare Spitze

Fort St. Genevieve

la Presentation Fort der gr. Bucht

I. Courcelles

Fort Roland

Canadé

la Chine

Fort a l'Angliche

Kirchspiel zu den h. Engeln

Fort de la Chine

Mühle

St. Peters See

St. Peters fl.

Wasserfall St. Louis od. der Ludwigssprung

Mission des Wasserfalls St. Louis od. am Ludwigssprunge

Die Mission des Wasserfalles St. Louis ist itzo hier

Magdalenen wiese

S. Andreas

I. St. Paul

S. Paul

S. Lambert

S. Gabriel

das Gebirge

Steinernes Fort des Gebirges

Bach U. L. F. vom Schnee

St. Laurenz

Stadt Maria

der kleine Fl.

Capelle U. L. F.

Fl. Migeon

F. des Wasserfalles Recolet

Kirchspiel des Wasserfalles

Wasserfall Recolet od. Barfüßersprung

Mühlen Insel

Fluß der Wiesen

F. des Wiesen fl.

S. Joseph

Windmühle

Kirchspiel S. Franciscus

F. der langen Spitze

Bach der Großen Wiese

St. Pauls Küste

Mühle

Das Jesus Kind Kirchspiel

F. der Spitze aux Trembles

Gewässer von den Felsen

St. Peters Küste

F. der Felsen

Herrschaftlicher Ort der Hrn. des Semin. von Quebec

la Chenaye

Fluß l'Assomption

Arpentigni

I. Burdon

I. St. Therese

das Klein F. Gervais

Dugue

Guillefon

Cap St. Michel

Cap Varenne

Boucherville

Tremblay

Longueil

I. Ronde

I. St. Helen

I. St. Pierre

Wasserschuß St. Marie

St. Laurent Fluß

Maassstab

Gemeine Französische Seemeilen von 2282 Toisen

1 2 3 4

Große Französische Seemeilen von 2853 Toisen

1 2 3

Viele
genen
getauſ

Liſt
queſe
Fran
den
abzu

die franzöſiſchen Gefangenen abzufordern, und ihre Gedanken wegen des Friedens zu ver-
nehmen. Die Abgeordneten wurden wohl empfangen, und als Mittelsperſonen auf einen Schild
niederzuſitzen genöthiget. Hernach führete man die Gefangenen ganz leicht gebunden herbey,
und ſogleich fing ein Kriegeshaupt eine ſorgfältig ausgekünſtelte Rede an, darinnen er be-
weiſen

weisen wollte, es liege den Iroquesen keine Sache so sehr am Herzen, als die Freundschaft der Franzosen.

1640.

Mitten in der Rede trat er zu den Gefangenen, band sie los, und warf die Stricke mit diesen Worten über die Umpfählung des Platzes: „Der Fluß müsse sie soweit wegführen, daß ihrer nicht mehr gedacht werde.„ Zu gleicher Zeit überreichete er den Abgeordneten eine Halsschnur, mit dem Ersuchen, sie zum Angedenken, daß er den Kindern des Onontbio *d)* die Freyheit wiedergebe, anzunehmen. Nachgehends legete er den Gefangenen zween Bündel Bieberbälge vor die Füße, und sagte, hier hätten sie etwas zu einem Kleide, weil es nicht billig wäre, daß sie nackend heimlaufen sollten. Hierauf fuhr er in seiner Rede weiter fort, und erwähnete, es wünscheten alle iroquesische Stämme nichts mehr als einen dauerhaften Frieden mit den Franzosen, und bäthen sie den Onontbio, er möchte, so lange als man von diesem Frieden handelte, die Streitäxte der Huronen und Algonquinen unter seinen Kleidern verbergen, mit angehängter Versicherung, sie ihres Ortes würden nicht die geringste Feindseligkeit unternehmen.

Als er noch im Reden begriffen war, erschienen zween mit Algonquinen besetzete Canote im Gesichte des Ortes, wo man berathschlagete. Sogleich renneten die Iroquesen auf sie los. Weil es nun eine Unmoglichkeit war, einer solchen Menge zu widerstehen, so sprangen die Algonquinen ins Wasser, und retteten sich mit Schwimmen; ihre Kähne aber wurden vor des Statthalters Augen geplündert. Dieser Frevel zeigete genugsam, wie wenig diesem Volke zu trauen sey, und die Friedenshandlung wurde auf der Stelle abgebrochen. Als die Iroquesen ihr treuloses Beginnen nicht länger vermänteln konnten, zogen sie die Larve ab, und redeten mit großem Trotze. Der Chevalier Montmagny wollte sie dafür züchtigen: allein, sie entwischeten ihm in dem Augenblicke, da er sie fest zu haben vermeynte. Zu Vermehrung seines Verdrusses erfuhr er zugleich auch, es wären viele mit Pelzwerke beladene huronische Canote, als sie den Strom herab nach Quebec gefahren, in ihre Hände gefallen.

Umstände des Statthalters.

Für einen solchen Mann, als der Statthalter, waren es allerdinges betrübte Umstände, daß er aus Mangel genugsamer Mannschaft alle Tage dergleichen Schimpf einstecken mußte, und nicht einmal im Stande war, beyde Parteyen im Gleichgewichte zu erhalten, da doch ihre gesammte Macht gegen vier oder fünftausend Franzosen sich im freyen Felde gar nicht sehen lassen durfte. Allein, die Gesellschaft der hundert Mitglieder blieb immer in ihrer Schlafsucht, und die Pflanzstadt wurde, an statt der Aufnahme, täglich schwächer. Die damalige Unternehmung, die Insel Montreal zu bevölkern und zu befestigen, gereichete dem Herrn von Montmagny zu einigem Troste; ja er lebete sogar eine Zeitlang in der guten Hoffnung, es würden ihm die Iroquesen nicht mehr wie bisher, beynahe unter dem Stückschusse der Hauptstadt Trotz biethen.

Man will Montreal besetzen.

Schon die ersten Missionarien sahen wohl, wie viel an Besetzung der Insel Montreal gelegen sey: allein, die canadische Gesellschaft trat ihren Absichten nicht bey. Daher mußte auch dieser Anschlag endlich durch einzelne Personen ausgeführet werden, ungeachtet er für ganz Neufrankreich höchstvortheilhaft, ja wegen des iroquesischen Krieges höchstnöthig war. Es traten demnach einige vermögende und ihrer Gottesfurcht wegen, der größten Hochachtung würdige Personen in eine Gesellschaft zusammen, und fasseten die Entschließung, dasjenige, was zu

d) Onontbio bedeutet in der Sprache der Huronen und Iroquesen soviel, als großer Berg. Also hatte man ihnen des Herrn Montmagny Namen ausgeleget. Seitdem nennen sowohl sie, als alle andere Wilde, jedweden Statthalter von Neufrankreich Onontbio, den König aber, Groß-Onontbio.

1640.

zu Sylleri im Kleinen versuchet worden, zu Montreal im Großen auszuführen. Man wollte einen gut befestigten Wohnplatz auf der Insel errichten, und mit Franzosen besetzen. Die Armen sollten aufgenommen, und in den Stand, ihr Brodt zu verdienen, gesetzet werden. Die ganze übrige Insel wollte man den Wilden ohne Unterschied der Nation einräumen, nur müßten sie entweder schon Christen seyn, oder doch zu werden Lust bezeugen; und man hoffete um so vielmehr, es würde sich eine große Menge dazu bequemen, weil sie nicht nur Sicherheit gegen ihre Feinde, sondern auch allezeit fertige Hülfsmittel gegen Hunger und Krankheiten daselbst fänden. Ja man hoffte sogar, sie mit der Zeit sittsam zu machen, und so weit zu bringen, daß sie bloß von ihrer Hände Arbeit lebeten.

Wird zum Theile vollzogen.

1641 - 42.

Die Anzahl der Personen, welche in diese Gesellschaft traten, belief sich auf fünf und dreyßig. Sie war folglich viel zu groß, als daß eine beständige Einigkeit der Meynungen Platz finden konnte. Gleichwohl ließ der Anfang viel gutes hoffen. Denn gleich in diesem 1640 Jahre ließ die Gesellschaft unter einem aufgeschlagenen Zelte ein Hochamt auf der Insel halten, und nahm sie nach Endigung desselbigen, kraft der königlichen Vergünstigung in Besitz. Das folgende Jahr führete ein Edelmann aus Champagne, und einer von den hunderten, Namens Paul von Chomedey, Herr von Maisonneuve, viele Haushaltungen aus Frankreich dahin. Er selbst kam mit einem Frauenzimmer von Stande, Namens Mademoiß. Manse, welche für die Personen ihres Geschlechtes sorgen sollte, nach Quebec. Der Ritter Montmagny führete nebst dem Jesuiter Superior, sie beyde nach Montreal, und den 15ten des Weinmonates wurde der Herr von Maisonneuve als Befehlshaber auf der Insel vorgestellet.

Den folgenden 17ten des Maymonates weihete besagter Superior den Platz, darauf der französische Wohnplatz angeleget werden sollte, las eine Messe, widmete U. L. Frau eine bereits erbauete Capelle, und setzete das Hochwürdige hinein. Drey Monate vorher, das ist, zu Ende des Hornungs hatten die sämmtlichen Gesellschafter eine ähnliche Ceremonie zu Paris vorgenommen. Sie begaben sich nämlich an einem Donnerstage zu frühe in U. L. F. Kirche. Wer unter ihnen Priester war, der las Messe, die übrigen communicirten an dem Altare der heiligen Jungfrau, und ersuchten diese Königinn der Engel, sie möchte die Insel Montreal in ihren sonderbaren Schutz nehmen. Endlich wurde den 15ten des Augustmonates U. L. Frau Himmelfahrtstag mit großem Zulaufe der Franzosen und Wilden begangen. Man unterließ bey dieser Gelegenheit nichts, was den Himmel zur Begnadigung eines so ersprießlichen Unternehmens bewegen, und den Ungläubigen einen hohen Begriff von der christlichen Religion beybringen konnte.

Sage von den alten Einwohnern dieser Insel.

Des Abends begab sich der Herr von Maisonneuve auf den Berg, davon die ganze Insel ihren Namen bekommen hat. Zween Wilde führeten ihn bis auf den Gipfel, und meldeten dabey, ihre Landesleute hätten ehemals diese ganze Gegend bewohnet. „Es waren unser, „sagten sie, eine große Menge. Alle Hügel, die du gegen Mittag und Morgen siehst, waren „bewohnet. Aber die Huronen verjagten unsere Vorältern. Einige flohen zu den Abenaquiern, andere zu den Iroquesen, einige blieben bey den Ueberwindern.„ Maisonneuve bath sie, ihren Brüdern zu melden: es stehe ihnen ihr ehemaliges Land offen, sie würden nicht den geringsten Mangel leiden, und gegen alle Gewalt in Sicherheit leben. Sie versprachen zwar, ihr Bestes zu thun: allein, vermuthlich konnten sie ihre noch übrigen Landesleute wegen der allzugroßen Zerstreuung unmöglich zusammenbringen. Es scheint, es sey dieses die Nation der Iroquesen gewesen, davon in meinem Tagebuche Meldung geschieht.

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Sechstes Buch.

1642.

Die Kühnheit der Iroquesen, mit gewaffneter Hand bis an die drey Flüsse zu streifen, und der Trotz, damit sie dem Ritter Montmagny Hohn gesprochen hatten, erweckete diesem Statthalter von Neu-Frankreich allerley schwere Gedanken. Er befand für höchst nöthig, alle mögliche Anstalten gegen plötzliche Ueberfälle zu machen, und gegen eine Nation, welche das ganze Land mit List und Gewalt unter sich zu bringen suchete, sich in gute Verfassung zu setzen; absonderlich da die Neubelgischen Holländer ihr zwar noch nicht öffentlich beystunden, gleichwohl aber allem Vermuthen zu Folge, unter der Hand, auf allerley Weise Hülfe leisteten.

Schanze Richelieu.

Es wurde demnach der Entschluß zur Erbauung einer Schanze gefasset, und zwar an der Mündung des Flusses a), auf welchem damals die Iroquesen gemeiniglich in die Pflanzlande herab kamen, weswegen er denn ihren Namen führete. Man brachte sie in kurzer Zeit zu Stande. Zwar wageten die Iroquesen einen plötzlichen Anfall mit siebenhundert Mann auf die Arbeitenden: sie wurden aber mit großem Verluste zurück gejaget. Die Schanze wurde gut besetzet und bekam den Namen **Richelieu**; gleichwie man denn bereits anfing, den Fluß selbst eben also zu benennen. Hätte die canadische Gesellschaft einen gleichmäßigen Aufwand in dem Lande der Huronen gemacht: so wäre manches Unglück, nicht nur von diesem Volke, sondern auch von der Pflanzstadt selbst, abgewendet werden. Denn diese mußte unter dem traurigen Schicksale, das ihre Bundesgenossen in den folgenden Jahren betraf, nur allzusehr leiden.

Die Huronen bekehren sich in großer Menge.

Die Gelegenheit, den Iroquesen auf dieser Seite einen starken Schlagbaum vorzuziehen, war damals um so viel günstiger, weil alle huronische Dorfschaften eine große Neigung zum Christenthume, folglich auch zu einer noch genauern Verbindung mit uns, spüren ließen. Es kam diese Veränderung den Mißionarien deswegen als ein Wunderwerk vor, weil nunmehr die allerwiderspänstigsten den größten Eifer, bald unterrichtet und getauft zu werden, bezeugeten. Der Himmel wirkete dieselbige hauptsächlich durch ein sehr ange-

a) Es ist zu bemerken, daß er heutiges Tages Sorel heißt.

1642.

Geschichte eines berühmten Obersten dieser Nation.

angesehenes Oberhaupt dieser Völkerschaft, Namens Ahasistari. Man erzählete erstaunliche Dinge von ihm: er war auch in der That ein unerschrockener Mann, dem aber, vielleicht weil er viele außerordentlich tapfere Thaten begieng, noch andere weit größere angedichtet wurden. So viel ist gewiß, daß ihn die Jesuiten wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften, und seines großen Ansehens bey der Nation, schon seit langer Zeit zu gewinnen sucheten: aber an seiner hartnäckigen Neigung zum landesüblichen Aberglauben, eine große und beynahe für unüberwindlich geschätzte Hinderniß fanden; gleichwie er sich denn bey ihrem öftern Besuche allemal sehr unfreundlich gegen sie bezeugete.

Endlich wurde er etwas leutseliger: er empfing sie freundlich, hörete ihre Reden mit Gelassenheit, und äußerte zuletzt ein Wohlgefallen daran. Wurden seine Zweifel beantwortet: so ließ er sie fahren, und gab seinen Beyfall zu verstehen. Nach einiger Zeit verlangete er die Taufe: allein, die Patres hielten es nicht für rathsam, einen Mann von solcher Beschaffenheit gleich auf das erste Wort in den Schooß der Kirche aufzunehmen, sondern ließen ihn ziemlich lange nach dieser Gnade seufzen. Als er nun einstens in einer solchen öffentlichen Unterredung, als ich vorhin erwähnet habe, sehr eifrig darum ansuchete: so bath ihn der älteste Pater, er möchte doch der Versammlung erzählen, wie er auf die Entschließung, ein Christ zu werden, gekommen sey. Dieses that er in folgender Rede, die ich aus einem Briefe eben desselbigen Paters getreulich hieher setze.

Sein Ruf zum Christenthume.

„Mir schwebeten diese Gedanken schon im Sinne, ehe ihr noch einmal ins Land „kamet. Ich habe manche Gefahr ausgestanden: allein, wenn um und neben mir „alles zu Grunde gieng: so kam ich allezeit glücklich davon. Da sagete ich zu mir selbst, „ohne Zweifel beschützet dich irgend ein mächtiger Geist; ich glaubete auch für gewiß, es „müsse dieser Geist weit mächtiger seyn, als die man bey uns verehret. Auch hielt ich „das alles, was man uns wegen der Träume vorschwatzet, für kahle Possen. Kaum „hatte ich etwas von Jesu gehöret: so empfand ich gleichsam eine Versicherung, er wäre „der Beschützer, welchem ich Leben und Freyheit so oft zu danken hatte. So steif ich über „unsere Gebräuche und Sagen zu halten schien, so oft verspürete ich doch eine innerliche „Neigung, sonst nichts als ihn allein anzubethen. Ich habe auch meines Herzensmeynung „nur deswegen so lange nicht offenbaret, weil ich vorher genugsamen Unterricht einziehen „wollte. Ja, auch zu der Zeit, da ich euern Reden gar kein Gehör zu geben schien, empfahl ich mich allemal, so oft ich eine Unternehmung wagete, meinem Beschützer Jesu, „und setzete alle mein Vertrauen auf ihn. Seit langer Zeit wende ich mich alle Morgen „an ihn; ich schreibe ihm alle mein Glück zu, und verlange in seinem Namen die Taufe, „damit er mir nach meinem Tode Barmherzigkeit erzeigen möge„.

Seine Taufe u. sein Eifer.

Es schien unnöthig zu seyn, eine Person von so guter Verfassung länger von der Taufe abzuhalten. Er empfing sie folglich noch eben denselbigen Tag, nebst dem Namen Eustachius. Bald darauf brachte er eine zahlreiche Partey von lauter Christen, zu einem Zuge auf die Beine. Als er nun zu Felde gehen wollte: so führete er seine Mannschaft zu den Mißionarien des Dorfes, und hielt folgende Rede an sie:

„Meine Brüder, wir dienen alle mit einander eben demselbigen Herrn; wir müssen „demnach nur ein Herz und eine Seele seyn. Wir müssen allen Umgang mit den Ungläubigen vermeiden, dagegen aber unsern Brüdern, wenn sie in Noth stecken, mit Trost und „Hülfe an die Hand gehen. Lasset uns die Fehler der Christen vor den Augen der Ungläubigen verbergen, und bey aller Gelegenheit zeigen, daß uns die Religion weit ge-

„nauer,

„nauer, als Blutsfreundschaft, oder Eigennutz jemals thun könnte, mit einander ver„binde. Was unsere Anverwandte, die unserer Lehre nicht beypflichten, betrifft: so muß „man ihnen melden, es werde uns der Tod auf ewig von ihnen scheiden, und es dürfe „nicht einmal unsere Asche mit der ihrigen vermischet werden. Lasset uns überall, doch „mehr mit Werken, als mit Worten, die Vortrefflichkeit des Glaubens an Jesum ausbrei„ten, und wofern es möglich ist, jedermann dazu bereden.

1642.

Wenn die canadischen Wilden sonst nirgend, als in den Briefen der Mißionarien, auf solche Weise redeten: so würden mir diese Reden, wie ich nicht leugnen kann, verdächtig vorkommen: aber zu geschweigen, daß man der beständigen Erfahrung zu Folge überall, wo Menschen sind, auch erhabene Gedanken und natürliche Beredsamkeit antrifft: so wird mich niemand, der diese Wilden genau kennet, beschuldigen, ich hätte ihrem Vortrage ein erhabenes, pathetisches, nachdrückliches Wesen beygeleget, das er nicht habe. Gestunden nicht die Griechen selbst, es sey mehr Nachdruck in dem ungekünstelten Vortrage der Barbaren, als in einer geschminkten Rede nach dem atheniensischen Geschmacke *b*)? Nebstdem ist ja kein Zweifel da, daß der heil. Geist diesen Neubekehrten nicht sollte getrieben haben.

Anmerkung wegen der Reden der Wilden.

Fast um eben diese Zeit wurden einige Jesuiten durch Abgeordnete von den Springern in ihr Land eingeladen. Es wohneten diese Wilden damals an dem Ausflusse, dadurch der obere See sich in den huronischen ergießt, und zwar um die Mitte desselbigen, bey dem Wasserfalle. Dieser Wasserfall bekam nachgehends den Namen **Unserer lieben Frauen Sprung**; und daher nennete man auch diese Wilden die **Springer**; wiewohl sie sonst unter die Algonquinen gehöreten, und einen andern Namen führeten, der aber schwer auszusprechen war *c*). Den Mißionarien war diese Gelegenheit, die Gegenden jenseits des Huronsees kennen zu lernen, sehr angenehm; denn bisher war noch keiner von ihnen über besagten See gekommen. Man gab also den Abgeordneten den Pater **Isaac Jogues**, und **Karl Raimbaut** mit. Ihre Reise that so gute Wirkung, als man vernünftiger Weise hoffen konnte. Die Wilden schienen recht gutherzige Leute zu seyn, und empfingen sie auf das beste. Allein, kaum war der Anfang zur Unterweisung gemacht: so wurden die Patres zurück berufen. Es hatte also der Samen des göttlichen Wortes nicht Zeit, Früchte zu tragen. Nach einigen Jahren kehrete man zwar zu dieser Nation zurück: es war ihr aber unterdessen die Lust vergangen, folglich war der gute Anfang umsonst gemacht; und es sind bis auf den heutigen Tag sehr wenige Springer Christen gewesen.

Reise zu den Springern.

Weil die Iroquesen sich auf den Beystand der Holländer zu Manhatte verließen, indem sie bereits für das unsern Bundesgenossen abgejagte Pelzwerk Schießgewehr, Pulver und Bley vertauscht bekamen: so dauerte ihr Streifen und Plündern immer fort. Ihre Parteyen macheten alle Seen und Flüsse unsicher, also, daß die Handlung mit größter Gefahr getrieben wurde. Der Ritter Montmagny beschwerete sich deswegen bey dem Befehlshaber in Neubelgien: es erfolgete auch eine sehr höfliche Antwort in allgemeinen Freundschaftsversicherungen darauf; im übrigen blieb es bey dem Alten. Ja, ungeachtet man einig geworden war, es sollten die beyderseitigen Bundesgenossen keine Feindseligkeit gegen die beyden Pflanzstädte ausüben; die Franzosen auch ihr Wort auf das genaueste hielten: so war doch starker Verdacht da, als ob die Iroquesen, wo nicht von dem holländischen Befehlshaber selbst, doch wenigstens von seinen Untergebenen gegen uns aufgehetzet worden.

Die Holländer versorgen die Iroquesen mit Gewehr.

b) Strabo 7 B. a. d. 301 S.

c) Pauoirigoueieuhak.

1642.

Schläfrigkeit der Huronen.

Unsere Wilden hatten freylich weder Vermögen noch Lust, die Holländer zu beunruhigen. Anstatt sich neue Feinde über den Hals zu ziehen, dachten sie kaum an ihre eigene Vertheidigung gegen die Iroquesen. Insonderheit ließen die Huronen ihre Gränzen immerhin verheeren, und macheten, es sey nun aus Nachläßigkeit, oder um einen überlegenen Feind nicht weiter zu reizen, oder auch, weil sie nicht glaubeten, daß es der ganzen Nation gelte, nicht die geringste Anstalt, das rings um sie brennende Feuer zu löschen. Gleichwohl machete sie der öftere Verlust, den sie dermaßen ruhig ansahen, endlich dermaßen schwach, daß alle ihre Dorfschaften in steter Angst lebeten, und der Feind, als er sein Absehen nicht länger zu verhehlen begehrete, ein bestürztes und kaum des geringen Widerstandes fähiges Volk antraf. Kaum fing demnach die huronische mit so vieler Mühe angepflanzte Kirche an, die Früchte des Heils zu tragen, so wurden ihre Hirten geschlagen, und die Heerde nicht nur zerstreuet, sondern beynahe ganz vertilget.

Es werden viele gefangen

Den Pater Jogues, dessen ich vorhin gedachte, traf das Ungewitter am allermeisten. Man hatte ihm nach seiner Rückkunft von U. L. F. Sprunge befohlen, er solle wegen gewisser Geschäffte, die keine Verzögerung litten, den Fluß hinab nach Quebec fahren. Er gehorchete, ungeachtet ihm die Gefährlichkeit dieser Reise wohl bekannt war, sogleich; gieng den 13ten des Brachmonates im Jahre 1642 zu Schiffe, und erreichte die Hauptstadt ohne Anstoß. Den 1sten August reisete er wieder ab, und wurde von dreyzehn Canoten voll braver Leute begleitet.

Wie es scheint, so war eben die Menge seiner Begleiter die Ursache ihres Unglücks, weil sie ihnen allzuviel Verwegenheit einflößete. Ja, man erfuhr nachgehends durch ein Schreiben des Pater Jogues, es hätten die Anführer dieser beynahe gänzlich aus Christen bestehenden Mannschaft, sie mehr zu einem geduldigen Leiden um Christi willen, als zur Vorsichtigkeit gegen die Ueberfälle der Iroquesen ermahnet; dagegen habe diese hinwiederum meistentheils solche Gesinnungen geäußert, welche den Pater selbst beschämt macheten. Das wunderbareste ist, daß ihnen dieser Heldenmuth bis an ihren Tod beywohnete. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn derjenige, welcher so gar aus dem Bösen Gutes hervorzubringen weis, zu Beförderung seiner Ehre dann und wann geschehen läßt, daß man von den Regeln der Klugheit abweiche.

Doch, dieses beyseite gesetzet. Die Huronen waren kaum sechszehn Meilen weit von Quebec weg: so sahen sie den Tag nach ihrer Abreise, mit anbrechendem Morgen, Fußtapfen von Iroquesen am Ufer. Allein, weil sie weit stärker, als der Feind, zu seyn glaubeten, und es ihm daher nicht zutraueten, daß er sie angreifen würde: so setzeten sie ihren Weg unbekümmert und ohne die geringste Anstalt gegen einen Ueberfall zu machen, immer fort. Der Iroquesen waren siebenzig. Ein Theil davon lag auf einer Erdspitze, an welcher die Kähne sehr nahe vorbey fahren mußten, im Gebüsche: die übrigen hatten sich jenseit des Flusses im Walde verstecket.

Sobald die Huronen den erstern nah genug waren, wurden sie mit einem sehr ordentlichen Feuer empfangen, viele verwundet, und alle Kähne durchlöchert. Die hurtigsten sprangen bey diesem unvermutheten Angriffe ans Land, und entflohen glücklich; die tapfersten wehreten sich zwar nebst einigen Franzosen, welche den Pater Jogues begleiteten, eine ziemliche Zeit in ihren Canoten. Weil aber das Wasser hinein drang, und hier kein Auskommen war: so mußten sie sich ergeben. Nur eine kleine Anzahl entwischete noch in der Unordnung, darein ihr Widerstand die Iroquesen gesetzet hatte. Die übrigen wurden ergriffen und gebunden.

Der

Der Pater Jogues hätte nur den erstern, welche die Flucht ergriffen, Gesellschaft leisten dürfen, gleichwie sie ihn denn inständig darum bathen: so wäre er gerettet gewesen. Allein, weil er unter diesem Getümmel eben beschäfftiget war, einen Catechismusschüler zu taufen und auf alle Fälle vorzubereiten: so gab er ihnen zur Antwort: sie thäten wohl daran, daß sie auf ihre Sicherheit gedächten, ihm aber stünde es nicht zu, seine Kinder zu verlassen, wenn sie ihn am allernöthigsten bedürften.

1642.

Der Pater Jogues giebt sich freywillig gefangen.

Als das Gefecht zu Ende, und die huronische Mannschaft entweder gefangen, oder entflohen war: so hatte der Pater Jogues seine Amtsgeschäffte ebenfalls geendiget. Weil er nun Begierde trug, ein Märtyrer zu werden, nebstdem es auch für seine Schuldigkeit hielt, die Gefangenen zu trösten und zum Tode zu ermahnen: so gieng er freywillig auf die Iroquesen zu, ungeachtet sie im geringsten nicht an ihn, sondern nur an das Einschiffen, gedachten, und gab sich dem ersten dem besten, den er antraf, mit diesen Worten gefangen: er wollte von seinen lieben Kindern, deren trauriges Schicksal er nur allzu gewiß voraus sehe, nicht getrennet seyn. Ein gewisser Franzos, Namens **Wilhelm Couture**, hatte sich gleich im Anfange aus dem Staube gemacht. Als er aber in Sicherheit war, so fiel ihm ein, es sey eine große Schande für ihn, daß er den Pater Jogues im Stiche gelassen habe. Damit rennete er, ohne zu bedenken, seine Gegenwart sey dem Pater nichts nütze, mit eben der Eilfertigkeit, als er entflohen war, wieder zurück.

Ein Franzos thut desgleichen.

Seine Ankunft brachte dem Mißionar schlechtes Vergnügen; vielmehr gab er ihm wegen der begangenen Unbesonnenheit einen gelinden Verweis. Allein, was half es? der Fehler war einmal geschehen. **Couture** wurde ergriffen, und den übrigen Gefangenen beygesellet, so bald er sich blicken ließ. Ueber dieses jageten die schnellesten Iroquesen den Flüchtigen nach, und erhascheten noch verschiedene. So wie man sie brachte, vermehrete sich das Aechzen des Pater Jogues, und erwähnete er nachgehends in einem Schreiben an den Provincial seines Ordens in Frankreich, er habe bey dieser Gelegenheit gerade das Gegentheil von dem Sprichworte, daß die Menge der Mitunglücklichen zu einigem Troste gereiche, empfunden.

So bald die Sieger vor dem Nachsetzen in Sicherheit waren: so kündigten sie ihren Gefangenen an, sie hätten keine Gnade zu hoffen. Couture hatte bey dem Anfange des Gefechtes einen Iroquesen erleget. Dieses hatte man bemerket, und er mußte die Wuth dieser Unmenschen zu allererst empfinden. Erstlich rissen sie ihm die Fingernägel mit den Zähnen aus, zerquetschten ihm hernach alle Finger, und stießen ihm endlich einen Degen durch die rechte Hand. Als ihn der Pater Jogues dergestalt peinigen sah: so drang es ihm bis in die Seele. Er lief auf ihn zu, nahm ihn in die Arme, und wollte ihm Muth einsprechen. Allein, er fand ihn in solchen Gedanken, darüber er recht entzücket wurde. Der Mensch war, wie er vorgab, mehr mit dem Leiden des Heilandes beschäfftiget, als mit seinem eigenen.

Wie ihnen begegnet wird.

In diesem Augenblicke fielen einige Iroquesen wie rasend über den Pater her, schlugen ihm viele Löcher in den Kopf, und zerprügelten ihn, (weil man die Gefangenen vor allen Dingen nackend ausgezogen hatte,) dergestalt am ganzen Leibe, daß er eine ziemliche Zeit für todt da liegen blieb. Kaum war er etwas zu sich selbst gekommen, so riß man ihm alle Fingernägel aus, und biß ihm beyde Zeigefinger ab. Auf eben diese Weise behandelte man auch einen geschickten Barbier, Namens **Renatus Goupil**, den die Jesuiten seit kurzem als einen Bruder unter sich aufgenommen hatten. Die übrigen Gefangenen wurden diesen Tag verschonet.

1642.

Bald darauf wurde wider Gewohnheit sowohl die Beute, als die Gefangenen, an der Zahl zwey und zwanzig, getheilet. Denn gemeiniglich geschieht diese Austheilung erst in dem Dorfe, da die Kriegesleute auszogen. Endlich machete man sich auf die Reise, welche vier Wochen dauerte. Weil man die Wunden des Paters und der beyden Franzosen nicht verbunden hatte: so wuchsen bald Würmer darinnen, nebst dem bekamen die Gefangenen fast gar nichts zu essen, und dennoch mußten sie von Morgens bis an den Abend fortlaufen. Der Pater bejammerte bloß das Schicksal seiner zum Feuer bestimmten Neubekehrten, darunter vier bis fünf Grundsäulen der huronischen Kirche waren; denn er seines Ortes durfte ein solches Schicksal nicht hoffen, weil es nicht glaublich schien, die Iroquesen würden durch seine Hinrichtung die unversöhnliche Feindschaft der Franzosen auf sich laden wollen.

Man überläßt die Gefangenen einer andern Partey.

Nach einem achttägigen Zuge stieß man auf eine iroquesische Partey von zweyhundert Mann, welche auf Abentheuer ausgieng. Dieser ließ man ihren barbarischen Muth eine Zeitlang an den Gefangenen kühlen, vorher aber schossen sie zu Ehren des Agreskue ihre Flinten los. Die Wilden stehen in dem thörichten Wahne, je grausamer sie sich bey einer solchen Gelegenheit erzeigen, desto glücklicher werde ihre Unternehmung ablaufen. Diesesmal schlug es ihnen gewaltig fehl. Als sie an die Richelieuschanze kamen: so fanden sie den Ritter Montmagny vor sich, der viele von ihnen niederschoß, und die andern über Hals und Kopf davon jagete.

Der P. Jogues will nicht entfliehen.

Bey der Begegnung, davon ich den Augenblick sprach, wurde der Pater Jogues zwar eben so wenig, als ein anderer, verschonet, doch verstümmelte man ihn nicht auf eine solche Weise, daß er zu den gewöhnlichen Diensten eines Leibeigenen untüchtig geworden wäre; und eben dieses bestärkete ihn in der Meynung, die Iroquesen wollten sich durch seine Hinrichtung nicht um den Vortheil bringen, eine Geisel von seinem Stande und Alter in ihrer Gewalt zu haben. Von dem Orte, wo beyde Parteyen einander begegneten, machete man zehn Tagereisen zu Wasser; sodann mußte man wieder zu Fuße laufen, und den Gefangenen, ob sie gleich kaum stehen konnten, wurde über dieses noch das Geräthe ihrer tyrannischen Herren zu tragen auferleget.

Der Pater Jogues meldet in seinem Berichte, man habe ihnen die ersten Tage über die Lebensmittel reichlich mitgetheilet: allein, allmählich weniger gegeben, und die letzten drey mal vier und zwanzig Stunden habe er, ohne das geringste zu genießen, hingebracht, indem wegen des großen Umschweifes, der um dem Feinde auszuweichen genommen werden mußte, nichts mehr zu essen da gewesen. Man habe weder ihn noch seinen Gefährten Goupil des Nachts gebunden, sie hätten also leicht entwischen können. Allein, an diesem Entschlusse hätten ihn für seine Person eben die Ursachen, als im Anfange, beständig verhindert, der junge Barbier hingegen habe ihn durchaus nicht verlassen wollen.

Die Gefangenen werden in drey Dörfern gemartert.

Endlich kam der ganze Haufen in ein Dorf des Stammes der Agnier, wo man den Gefangenen erstlich die Ankündigung des Verbrennens nochmals wiederholete, und sie hernach so unmenschlich behandelte, daß weder ihre Gesichtsbildung mehr kenntlich, noch ein Fleckchen am ganzen Leibe von Beulen und Wunden frey war. Nachdem die Weiber und Kinder ihre Wuth an ihnen gesättiget hatten: so ließ man sie auf eine Bühne steigen, und gab den drey Franzosen zum Willkommen einige Geißelhiebe über den Rücken. Hierauf trat ein Alter nebst einer algonquinischen Leibeigenen zum Pater Jogues, und reichte ihr ein Messer, mit dem Befehle, dem Pater den Daumen an der rechten Hand abzuschnei-

schneiden. Das gute Weib wußte sich, weil sie eine Christinn war, im Anfange vor großer Bestürzung gar nicht zu helfen; endlich sagete sie, das sey ihr unmöglich zu thun. Allein, der Alte drohete ihr auf eine so entsetzliche Weise, daß sie endlich den Daumen mit zitternder Hand mehr herab sägete, als schnitt, und dadurch dem Pater größere Schmerzen verursachete, als wenn ihr die Grausamkeit die Hand geführet hätte. Gleichwohl spürete er nach seinem Versichern, diese Quaal aus bloßer Freude, daß die arme Sclavinn der angedroheten Marter überhoben war, so sonderlich nicht.

1642.

Die Gefangenen blieben anderthalb Tage auf der Bühne, und litten von dem herumstehenden Schwarme unsägliche Marter: indem einem jeden erlaubet war, sie nach Belieben zu mishandeln, nur aber nicht zu tödten. Hierauf führete man sie in ein anderes Dorf, und empfing sie da wider die Gewohnheit mit einer abermaligen Prügelsuppe, da sie doch von Rechtswegen nur in dem ersten Dorfe, das man betritt, ausgetheilet werden soll. Hier konnte der Pater Jogues seine eigene Blöße nicht länger ansehen. Er sagete also zu einem Irokesen, ob er sich nicht schäme, ihn dergestalt aufziehen zu lassen, da ihm doch ein so ansehnlicher Theil von der Beute zu Theile geworden sey? Damit holete der Wilde ein Packtuch, und gab es ihm. Der Pater bedeckete sich auch nach Möglichkeit damit. Allein, weil es nicht nur an sich selbst sehr rauh war; sondern auch eine Menge Strohhälmchen daran klebete: so verursachete es ihm auf der blutrünstigen und aufgeschwollenen Haut dermaßen heftige Schmerzen, daß er es wieder wegwerfen mußte. Unterdessen hatte es seine Wunden aufgeritzet, und zum Bluten gebracht. Als nun die Sonne darauf schien: so setzete sich eine Rinde an, die mit der Zeit stückweise abfiel.

Es ist nicht zu beschreiben, was für Pein die Gefangenen in diesem zweyten Dorfe, absonderlich von den Kindern, ausstehen mußten; und dieses dauerte zween Tage, ohne daß ihnen jemand das geringste zu essen gab. Des Nachts band man sie und sperrete sie alle mit einander in eine Hütte, wo ihnen Hunger und Schmerzen nicht einmal die Erquickung des Schlafes gönneten. Im dritten Dorfe gieng es nicht viel besser zu; denn es hatte eine andere Partey noch vier gefangene Huronen dahin gebracht.

Es waren dieses Catechismusschüler; der Pater Jogues erkannte und taufte sie. Hier schnitt man dem Couture noch einen Finger ab; ja, es wäre dabey nicht einmal verblieben, wenn ihn nicht ein Einwohner des Dorfes seinen Henkern weggerissen, und in seine Hütte in Sicherheit gebracht hätte. Die Gottesfurcht dieses jungen Menschen; ja, seiner sämmtlichen Unglücksgefährten überhaupt, gereichte dem Mißionar zu großem Troste. Kein einziger ließ den Muth sinken; ja, einige klageten darüber, daß sie nicht genug ausstehen müßten.

Ihre Gottesfurcht.

Endlich nach einem siebenwöchentlichen Quälen, wurde ihnen wider ihr Vermuthen, und ungeachtet des oftmaligen Androhens angekündiget, sie dürften nicht sterben, nur ausgenommen drey Oberhäupter, darunter der obenerwähnte tapfere Eustachius gehörete. Er starb als ein guter Christ und unerschrockener Held: gleichwie seine Gefährten ebenfalls. Die übrigen brachte man in das erste Dorf zurück, wo die Vertheilung geschehen sollte.

Man schenket ihnen das Leben.

Bisher hatte sich niemand um sie bekümmert, weil sie niemanden zugehöreten, daher waren sie bey ihrer Ankunft im Dorfe äußerst verhungert und entkräftet. Zum Unglücke wurde ihr Schicksal von neuem eben so ungewiß, als es gewesen war. Die vorhin erwähnte Partey kam mit blutigen Köpfen von der Richelieuschanze nach Hause, und schrie um Rache! Der Anführer war nebst den tapfersten auf dem Platze geblieben, und eine

Die Holländer wollen die Franzosen ausgeliefert haben.

große

1642.

große Anzahl verwundet worden. Die Entlaufenen fielen mit größtem Grimme über die Gefangenen her, und rächeten die empfangenen Schläge auf ihre gewöhnliche barbarische Weise. Ja, die Anverwandten und Freunde der Gebliebenen wollten sie auf alle Weise hingerichtet wissen. Indem erschienen einige Holländer, und verlangeten die Auslieferung der drey Franzosen.

Man schlägt es ihnen ab.

Dieses Begehren machete die Iroquesen einigermaßen bestürzt. Es veranlassete, daß man in Unterhandlung trat, und daß unterdessen das zum Verbrennen der Gefangenen angezündete Feuer niederbrannte. Allein, das war auch der ganze Vortheil, den die Franzosen davon hatten. Die Versammlung gab den Holländern zur endlichen Antwort, es stünden die französischen Gefangenen nicht mehr unter ihrer Gewalt, weil man sie ihrer Nation einzuliefern versprochen habe. Nun war dieses nur eine bloße Ausflucht. Es mochten aber die Holländer merken oder nicht, was es war: so ließen sie es doch dabey bewenden. Zwar stimmeten die bedächtigsten Iroquesen dahin, man solle den Pater Jogues und seine beyden Gefährten dem OnontHio zuschicken: allein, alle die übrigen setzeten sich äußerst dagegen. Man vertheilete sie also an drey verschiedene Herren. Des Couture seiner war in einem andern Dorfe zu Hause, und vermuthlich eben derjenige, welcher ihn schon einmal aus der Hand seiner Henker befreyet hatte.

Goupils Märtyrertod.

Goupil lernete den seinigen nicht eher kennen, als bis ihn der Kerl mit der Axt vor den Kopf schlug, daß er gleich darauf verschied. Er war ein junger Mensch von untadelhafter Aufführung und ungemeiner Redlichkeit. Man schickete ihn, ungeachtet er zu Rouen sein Noviciat schon angefangen hatte, in weltlichen Kleidern nach Canada, damit er seine Kunst mit desto größerer Anständigkeit und Freyheit treiben könnte. Seine Gottesfurcht machte ihn zum ersten Märtyrer in Neufrankreich; denn sein Herr schlug ihn nur deswegen todt, weil ein alter Greis, der ihn das Kreuz über ein Kind schlagen sah, vorgab: er werde durch seine Hexereyen das ganze Dorf vertilgen, wofern man ihn leben lasse.

Gleichwie der Pater Jogues seine Tugend, so lange er lebete, bewundert hatte: also trug er auch kein Bedenken ihn unmittelbar nach seinem Tode als einen Bekenner Jesu Christi anzurufen; ja, weil er gedachte, man werde es ihm für seine Person kein Haar besser machen: so kniete er ungeheißen vor seinem Herrn hin, und hielt ihm den Kopf dar. Doch, dieser hieß ihn aufstehen; denn ob er es gleich nach seinem Erachten, eben sowohl, als sein Geselle verdiene, daß man ihm den Kopf einschlüge, so habe er doch für seine Person die Macht dazu nicht.

Wunderbare Bekehrung.

Anfänglich gab man sehr genau auf sie Achtung, hernach aber gönnete man ihnen mehr Freyheit; ja, der Pater Jogues durchstrich, ohne daß es ihm sein Herr gewehret hätte, das ganze Gebieth des Stammes Agnier, welcher der einzige war, der bisher öffentliche Feindseligkeiten gegen uns ausübete. Bey diesem Herumlaufen begegnete ihm etwas, das ihm zu großem Troste gereichete. Als er in einem benachbarten Dorfe alle Hütten durchsuchete, um zu sehen, ob nicht etwa ein sterbendes Kind, das er taufen könne, vorhanden sey, rief ihn jemand. Er trat in die Hütte, daraus die Stimme kam, und fand einen Kranken, der ihn steif ansah, und endlich fragete: ob er ihn nicht kennete? Der Pater konnte sich nicht besinnen. Allein ich, fuhr jener fort, kenne dich sehr wohl. Erinnerst du dichs noch wohl, wie du einstens bey den Armen aufgehangen warest, und die Stricke dir so wehe thaten? Das weis ich sehr wohl, antwortete der Pater. Nun gut, ich bin derjenige, der Mitleiden mit dir trug, und dich los band.

Der

Der Pater fiel diesem Manne, den er schon lange aufgesuchet hatte, mit großen Freuden um den Hals, und sagete: „Mein lieber Bruder, es liegt nur an dir, so will „ich dir deine Gutthat hundertfältig vergelten. Du bist leider in den Banden eines weit „grausamern Feindes, als ich damals war. Machest du dich nun vor deinem Ende nicht „frey davon; wie wird es dir ergehen? Du wirst ewig brennen müssen, ohne jemals „vom Feuer verzehret zu werden. Die allerärgeste Quaal, die ihr euern Feinden anthut, „ist nichts gegen die Quaal, welche ein jedweder, der nicht als ein Christ stirbt, in alle „Ewigkeit empfinden muß„.

1642.

Diese wenigen Worte hatten alle gewünschte Wirkung. Der Kranke verlangete Unterricht, und erregete nicht den geringsten Zweifel gegen irgend einige, auch nicht einmal gegen die allerunbegreiflichsten Glaubenssätze. Er glaubete, wurde getauft, und starb in solchen Gedanken, daran man den Tod der Heiligen kennet.

Doch, diese Bekehrung war nicht die einzige. Gar bald trug der ganze Bezirk des Agnierstammes reiche Früchte. Ein anderer Wilder empfing, als er ihm das Leben retten wollte, den Hieb, der nach ihm geschah, auf den Arm. Dieses vergalt ihm der Himmel auf gleiche Weise, als dem vorigen. Viele andere Kranke nahmen seine Unterweisung zu Herzen; und eine große Anzahl Kinder vermehreten das himmlische Gefolge des unbefleckten Lammes. Dieses Bekehren verursachete ihm gewaltige Beschwerlichkeit. Das viele Herumreisen war allein schon eine große Quaal für einen ganz entkräfteten Mann, der meistens nur von Wurzeln lebete. Es verlangete zwar niemand, daß er Hunger leiden sollte. Weil aber meist alles, was man ihm anboth, dem Agreskue geweihet war: so hielt er es nicht für erlaubt, davon zu essen.

Von der unpartheylichen Nation.

Um eben diese Zeit besucheten die Jesuiten ein anderes Volk, das vier bis fünf Tagereisen weit von den Huronen gegen Südsüdost wohnete. Sie benennen es in ihren Nachrichten allezeit nur die unparteyliche Nation; vermuthlich, weil sie an dem Kriege, welcher das ganze Land verheerete, keinen Antheil nahm. Unterdessen konnte sie ihrer gänzlichen Vertilgung dennoch nicht entgehen, ungeachtet sie, um der unaufhörlichen Einfälle der Irokesen los zu werden, sich anerboth, gemeinschaftliche Sache gegen die Huronen mit ihnen zu machen, von welchem Volke sie dem Ansehen zu Folge herstammen mochte.

Allein, die Irokesen waren damals entschlossen, alles auszurotten. Eben so, wie ein Löwe, wenn er einmal Menschenblut gekostet hat, beständig darnach dürstet, und seinen Wärter mit gleicher Wuth anfällt, als seine Jäger: so fielen auch diese Unmenschen über alles her, was ihnen vorkam; und es ist von besagter Nation heutiges Tages nicht die geringste Spur mehr übrig. Sonst soll sie größere, stärkere und besser gebildete Leute, als die Wilden meistentheils sind, gehabt haben. An Gebräuchen und Lebensart waren sie den Huronen ziemlich ähnlich, nur aber weit grausamer gegen ihre Kriegesgefangene; denn sie verbrannten die Weiber mit eben solcher Unmenschlichkeit, als die Männer, dahingegen die Huronen sie gleich todt schlugen. Auch erzeigeten sie weniger Schamhaftigkeit, blieben nicht lange an einem Orte, und lebeten mehr von der Jagd, als vom Ackerbaue, den sie gar nicht liebeten.

Früchte der Mißion.

Unter diesen Wilden hatte Gott seine Auserwählten, wiewohl in geringer Anzahl; und es war der Pater Chaumonot und Brebeuf dazu ersehen, diesen Weizen zu sichten. Zwar kam der Baarfüßer Pater Daillon schon im Jahre 1626 hieher, mußte aber, weil er die Landessprache nicht verstund, Jesum Christum nur durch Zeichen verkündigen.

1643.

Beyde nur erwähnte Jesuiten wurden von den Häuptern der Nation berufen. Bey ihrer Ankunft fanden sie die Gemüther bey weitem nicht so sehr zum Hören geneigt, als sie vermuthet hatten: doch gewann ihre Sanftmuth und Liebe gegen die Kranken einige Herzen. Vielleicht hätte dieser gute Anfang eine glückliche Folge nach sich gezogen: allein, sie mußten nach weniger Zeit unter die Huronen gehen, bey welchen die Noth täglich größer wurde.

Gerechtigkeit Gottes über ein huronisches Dorf.

Der Krieg war nicht das einzige Uebel, das sie aufrieb, Hunger und Krankheiten räumeten nicht weniger unter ihnen auf. So ein starker Stein des Anstoßes diese vielfache Noth für die Verstockten war, so sehr wurde die Gottesfurcht wahrer Gläubigen dadurch angeflammet. Hierzu trugen auch einige deutliche Fußtapfen der göttlichen Rache das Ihrige bey. Kurz, nach des Pater Jogues Gefangennehmung überfielen die Iroquesen mit Aufgange der Sonne ein huronisches Dorf; und ehe sie untergieng, war weder eine Hütte, noch eine lebendige Seele mehr da zu sehen. Die Ueberwinder erwürgeten alles ohne Ansehen des Alters und Geschlechtes, und brannten das ganze Dorf weg. Nur etwa zwanzig Personen retteten sich gleich im Anfange durch die Flammen. Dieses Dorf hatte von dem Evangelio nie etwas hören wollen; ja, man trieb die Ruchlosigkeit so weit, daß man dem Gotte der Christen Hohn sprach. Man sah folglich seinen Untergang für eine Strafe des Himmels an; und dieses nachdrückliche Beyspiel brachte manchen auf bessere Gedanken.

Schöne That eines jungen Christen.

Eine andere, wiewohl nicht so traurige, Begebenheit brachte eine nicht geringere Wirkung zum Heile der huronischen Nation hervor. Als eine Kriegesparten zu Felde gehen wollte: so fragete der größte Theil, welcher aus Heiden bestund, den Kriegesgott um Rath. Der Zauberer versprach ihnen den Sieg, wenn sie gegen Mittag zögen. Die Christen versammelten sich ebenfalls, und verrichteten ihr Gebeth. Als sie nun die Antwort des Teufels, oder seines Werkzeuges vernahmen: so wurde der jüngste darunter voll heiligen Eifers, und bath den Herrn mit lauter Stimme und solchen Gebärden, darüber das ganze Dorf zusammenlief, er möchte nicht zugeben, daß das Vorgeben des Lügengeistes durch den Erfolg bestätiget würde. „Es liegt, o allmächtiger Gott, deine Ehre daran, daß „du dich als den allgewaltigen Herrn unseres Schicksales erzeigest. Wird das Versprechen „des Feindes unserer Wohlfahrt erfüllet: so werden diese hier deinen heiligen Namen lä„stern. Lieber wollen wir alle zu Grunde gehen, als ein so großes Uebel ansehen„.

Vielleicht scheinen diese Gedanken zu hoch für einen neubekehrten Wilden. Es ist aber zu erwägen, daß sie bey gar keinem Menschen eine andere Quelle, als denjenigen, welcher den dümmesten eben so gut erleuchten kann, als den klügsten, haben können. Der junge Christ ließ es dabey nicht bewenden; sondern sagete zu seinen Kammeraden: „Meine Brü„der! lasset uns den Weg nicht betreten, den uns der Feind unserer Seelen anweist. „Wir wollen uns gegen Abend wenden. Vermuthlich ist die Gefahr auf dieser Seite „größer; hingegen haben wir den Gott der Heerschaaren bey uns„. Sie theileten sich also. Den Christen begegnete auf ihrem Wege nicht das geringste Unheil. Die Heiden aber wurden geschlagen, und verloren viel Volk. Indem nun diese Begebenheit die Unwissenheit, oder Ohnmacht des Agreskue, oder vielmehr die Betrügerey der Zauberer, in ein helles Licht setzete: so wendeten sich viele Heiden zu dem Gotte, dessen Macht der junge Christ so sehr erhoben hatte.

Indem

Indem dieses vorgieng, bekam man zu Quebec, da jedermann den Pater Jogues schon für todt hielt, Nachricht von ihm. Einer von denen mit ihm gefangenen Huronen entwischete, kam zu dem Ritter Montmagny, und meldete, der Pater sey einem iroquesischen Hauptmanne übergeben worden, doch habe derselbige keine Macht über sein Leben; sondern der Stamm allein könne mit ihm nach Belieben schalten. Zwar scheine es zuweilen, als wenn man ihn nach Hause schicken wolle: gleichwohl schwebe er unter dem unbändigen Volke in beständiger Lebensgefahr; denn seitdem die Holländer Getränk ins Land brächten, sey es mit Trunkenbolden angefüllet, welche tausenderley Unheil stifteten.

1643.

Wenige Tage hernach empfing der Statthalter ein Schreiben von dem Pater selbst. Der Inhalt war, die ganze iroquesische Nation sey in Waffen, und wolle nicht eher ruhen, als bis sie die Huronen gänzlich ausgerottet habe. Ihre Absicht sey, alle ihre Dörfer zu verwüsten, so viel Gefangene, als möglich, zu machen, und zur Ergänzung der verlornen Mannschaft ihrer Nation einzuverleiben. Säume man nun, diesen Bundesverwandten und mit so vielen Christen angefüllterem Volke, dessen Handlung der Pflanzstadt nicht nur nützlich, sondern auch nöthig sey, zu helfen: so müsse es zu Grunde gehen, und man werde künftig diese Versäumung zu spat bereuen; man solle sich die Furcht, was irgend daraus entstehen möchte, wenn man der Iroquesen Frevel widerstehe, nicht abschrecken lassen. Denn es sey unstreitig, daß man sie nimmermehr durch Nachgeben und Aufopfern unserer Bundesgenossen, sondern mit Nachdrucke bändigen müsse, und daß man auf diese Weise am allerkräftigsten für seines Lebens Sicherheit arbeiten werde. Unterdessen wolle er es allenfalls zum Besten der Religion, der Pflanzstadt, des Vaterlandes, und seiner lieben Huronen, gern hingeben.

Der P. Jogues warnet den Statthalter.

Der Statthalter bewunderte die Großmuth dieses Mißionars; und weil er wegen Unvermögens den Huronen nicht beystehen konnte, so wollte er doch wenigstens diesen Mann retten, dessen Gefangenschaft ihm so viel Thränen auspressete. Weil er nun erfuhr, die Algonquinen hatten einen leibeigenen **Sokoki**, welches Volk damals an Neuengland gränzete, und mit den Iroquesen im Bündnisse stund, nach Quebec gebracht: so kaufete er ihn los, ließ ihn wohl halten; und weil ihn seine Ueberwinder sehr übel zugerichtet hatten, vollkommen heilen. Nachgehends beschenkete er ihn, und ließ ihn durch einen Abenaquen in sein Dorf bringen.

Man suchet ihn vergeblich zu befreyen.

Dieser Kerl nun machete nicht allein von der Franzosen Großmuth gewaltig viel Wesens; sondern beredete auch seine Landesleute, daß sie sich den Pater Jogues von dem Stamme Agnier ausbathen. Es wurden zu diesem Ende Abgeordnete mit Geschenken abgeschicket. Man empfing sie aufs beste, man nahm ihre Geschenke an, welches unter den Wilden ein sicheres Merkmaal der Willfahrung zu seyn pfleget. Allein, da es zum Treffen kam, sagete man rund heraus, der Mißionar werde seine Freyheit nimmermehr erhalten.

Ungefähr im Heumonate desselbigen Jahres schickete das Dorf, wo er war, viele Leute auf den Fischfang. Er für seine Person war nicht mehr bey seinem alten Herrn, sondern bey einer betagten Matrone, die ihn sehr wohl hielt, und zur Gesellschaft auf diese Reise mitnahm. Kaum war er an Ort und Stelle gekommen: so erfuhr er, man habe unterdessen einige huronische Gefangene in das Dorf gebracht und verbrannt. Dieses gieng ihm ungemein zu Herzen, weil er, um sie zum Tode zu bereiten, nicht gegenwärtig gewesen war. Aus Beysorge nun, es möchten in seiner Abwesenheit noch mehr dergleichen Fälle sich ereignen: so bath er bey seiner Gebietherinn um Erlaubniß, nach Hause zu gehen, und bekam sie auch.

Man will ihn umbringen.

Unter-

1643.

Unterwegens kam er an einen holländischen Wohnplatz, da man ihn versicherte, er werde bey seiner Zurückkunft ins Dorf unfehlbar verbrannt werden. Denn man gebe ihm Schuld, daß abermals eine iroquesische Partey an der Richelieuschanze mit tüchtigen Stößen abgefertiget worden. Es wäre nämlich ein Huron von besagter Partey zu dem französischen Befehlshaber übergelaufen, und hätte ihm einen Brief von dem Pater überbracht. Dieser Brief nun war der vorhin erwähnete; es befanden sich auch alle übrige Umstände in der That gegründet. Der heilige Mann gestund nachgehends, es habe ihn bey dieser Erzählung keine geringe Angst befallen: allein, er stärkete sich im Gebethe, und both dem Höchsten sein Leben ganz gern zum Opfer an.

Er wollte also seinen Weg in gänzlicher Bereitschaft auf alle Fälle fortsetzen. Es kam aber ein holländischer Officier, der in dieser Gegend zu befehlen hatte, an diesen Ort, und erfuhr, auf sein Befragen, wer der Europäer sey, den ein Trupp Wilden fortführe? es sey der P. Jogues, den man sicherlich verbrennen werde. Dieses gieng ihm zu Herzen; und weil ihm der Ritter Montmagny vor einiger Zeit eine Gefälligkeit erzeiget hatte, so sann er auf Mittel, den Pater zur Gegenvergeltung in Freyheit zu setzen; ja, man glaubet, es hätten die General Staaten, auf inständiges Begehren der Königinn Regentinn von Frankreich, alle ihre Befehlshaber in Neubelgien ausdrücklich dazu angewiesen.

Ein holländischer Officier will ihn frey machen.

Doch dem sey wie ihm wolle. Der holländische Officier rief nach einigem Ueberlegen den P. Jogues zu sich, und sagete: es liege nicht weit von dem Wohnplatze ein Schiff vor Anker, das ungesäumt nach Virginien unter Segel gehen werde. Hier könnte er in Sicherheit seyn, und er werde bey seiner Ankunft zu Jamestown Gelegenheit finden, weiter zu reisen, wohin er wolle. Der heilige Mönch dankete zwar für das geneigte Anerbiethen, verlangete aber diese Nacht zur Bedenkzeit, welches dem Officier ziemlich seltsam vorkam, weil er nicht absehen konnte, was für Bedenkzeit ein Mensch in diesen Umständen brauchete?

Er nimmt das Anerbieten an

Allein, der Diener Gottes brachte diese Nacht im Gebethe zu, bedachte dabey, sein Tod sey gewiß keinem Menschen nützlich, sondern verhindere vielmehr den Frieden zwischen den Franzosen und Iroquesen. Nebstdem habe er nicht versprochen, wiederzukommen, sondern man habe ihm eine Wache mitgegeben; daher sey es ihm ganz wohl erlaubet, sich bey Gelegenheit in Freyheit zu setzen, absonderlich da sein Leben den Canadiern nützlich seyn könne. Er gieng also bey früheстem Morgen zu dem Holländer, und gab sich in seinen Schutz. Dieser brachte es vor allen Dingen dahin, daß die Wilden an diesem Tage noch nicht abreiseten, wie zwar ihr Vorsatz gewesen war. Nachgehends brachte er das Schiffsvolk auf seine Seite, und hieß den Pater die folgende Nacht ans Ufer kommen, weil eine Schaluppe in Bereitschaft stehen und ihn an Bord bringen werde.

Das schwereste war, seine Wächter zu betriegen; indem sie ihn bey Nacht weit sorgfältiger hüteten, als bey Tage; nebstdem war zu besorgen, es möchte ihm unterwegens ein anderer Iroquese begegnen, als welche in dieser Gegend ohne Unterlaß ab- und zu reiseten. Des Abends wurde er in eine Scheune versperret. Weil er nun nicht lange nachsuchen durfte, ob irgend noch ein anderer Ausgang als das Scheunenthor vorhanden seyn möchte: so schützete er eine Nothwendigkeit vor. Aber kaum war er heraus, so fuhr ein Hund aus einem benachbarten Mayerhofe auf ihn los, und biß ihn ins Bein. Er mußte also heftig verwundet in die Scheune zurück gehen; und sogleich wurde das Thor dermaßen vermachet, daß es ohne großes Gepolter nicht geöffnet werden konnte. Damit legeten sich seine Hüter rings um ihn schlafen.

Bey

1643.

Bey diesen Umständen hielt der Pater seine Flucht für unmöglich, und dem Himmel nicht gefällig, ergab sich in dessen Willen, und schlief ganz sanft. Kurz vor Tage kam ein Knecht, der auf diesem Hofe dienete, zu einer von den Wilden nicht wahrgenommenen Thüre hinein. Der Pater winkete ihm, die Hunde anzuhängen, schlich sich hernach mit ihm hinaus, und eilete nach dem Ufer. Hier fand er zwar die Schaluppe, aber ohne Matrosen. Nebstdem saß sie dermaßen fest, daß er sie nicht flott machen konnte. Er rief zwar dem Schiffe zu: allein, es erfolgete keine Antwort. Endlich nahm er seine Kräfte zusammen, schob die Schaluppe glücklich ins Wasser, und fuhr damit ans Schiff.

Entflieht.

Hier wurde er in den Raum gestecket, und ein großer Kasten über die Lücke gestellet, damit man die Wilden ohne Sorge immerhin suchen lassen könnte. In diesem Loche steckete er zweymal vier und zwanzig Stunden, ohne das Tagelicht zu sehen, und wäre beynahe darinnen erstickt. Nach Endigung dieser Zeit sagete man ihm, die Iroquesen verlangeten ihn unter großen Bedrohungen wieder. Weil er nun aus der Art des Vortrages schloß, man wolle sich seinetwegen die Iroquesen nicht gern über den Hals ziehen: so gab er mit dem Propheten Jonas zur Antwort: „Weil dieser Sturm meinetwegen entstanden ist, so werfet mich „ins Meer.„ Man meldete ihm sodann, der Befehlshaber wolle ihn sprechen. Damit sprang er, wider der Matrosen Willen, mit Gewalt in die Schaluppe, und ließ sich nach dem Wohnplatze führen.

Der Befehlshaber versicherte, er sey in seinem Hause wohl aufgehoben; und weil das Schiff unter Segel gehen wolle, so hätten es alle holländische Einwohner für besser gehalten; wenn er ans Land gienge; denn sodann könne man die Wilden versichern, er sey nicht abgereiset, folglich wegen seiner Person in der Güte mit ihnen zurechte kommen. Seine Antwort war, er lasse sich alles gefallen. Nach vierzehn Tagen, das ist etwa in der Hälfte des Herbstmonates, erschienen die Einwohner des Dorfes, darinnen er ein Leibeigener gewesen war, in großer Anzahl, und wollten, wie es schien, die Holländer mit Gewalt zur Auslieferung nöthigen.

Indem nun der Befehlshaber ihnen nicht gewachsen war: so erboth er sich zu einem Lösegelde; sie nahmen es auch endlich. Damit schickte er den Pater Jogues nach Manhatte, wo man ihn den 5ten des Winterm. auf einem Fahrzeuge von funfzig Tonnen nach Holland absegeln ließ. Die Fahrt war übrigens glücklich; nur wurde das Schiff, eben da es in den Canal einlaufen wollte, durch einen Sturm nach Falmuth in England geworfen. Kaum hatte der Schiffer daselbst beygeleget, so liefen alle Matrosen ans Land; und es blieb nur ein einziger Mann auf dem Fahrzeuge, um es zu bewachen. Des Abends kamen Räuber an Bord, nahmen weg, was ihnen beliebete, und zogen absonderlich den Pater Jogues bis aufs Hemde aus.

Kömmt nach England.

Zum Glücke kam ein französisches Schiff in den Hafen, dessen Schiffer dem Pater mit dem benöthigten aushalf, sonst wäre er vor Hunger und Kälte umgekommen. Am Weihnachtsabend erfuhr er, es gehe eine Barke mit Steinkohlen nach Bretagne ab. Damit ließ er um die Ueberfahrt ansuchen, erhielt sie auch mit aller Willfährigkeit. Dergestalt stieg er zwischen Brest und S. Paul in Matrosenkleidern ans Land. Den 5ten des Jänners meldete er sich in diesem Aufzuge im Collegio zu Rennes, und verlangete den P. Rector zu sprechen, weil er ihm einen Gruß von dem P. Jogues überbringe. Als selbiger kam, überlieferte er ihm ohne weiteres Wortsprechen, ein von dem manhattischen Befehlshaber zu dem Ende erhaltenes Beglaubigungsschreiben, damit man ihm in Holland zu seiner Abreise

Geht nach Frankreich.

1644.

Bekömmt Erlaubniß Messe zu lesen.

reise nach Frankreich beförderlich seyn möchte. Der Rector fragete, ehe er es las, wie es dem P. Jogues gienge? Als nun der Matrose statt der Antwort nur lachete: so erkannte ihn jener, und fiel ihm mit solcher Herzensbewegung um den Hals, daß er in einer ziemlichen Zeit nicht im Stande war, ein Wort zu sprechen. Jogues reisete ohne langes Verweilen nach Paris, wurde der verwitweten Königinn vorgestellet, und auf eine ihrer Gottesfurcht gemäße Weise empfangen. Als er von dem Pabste Erlaubniß begehrete, daß er mit seinen verstümmelten Händen Messe lesen dürfe, gab dieser zur Antwort, es wäre etwas unbilliges, einem Märtyrer verwehren, Christi Blut zu trinken. Indignum esset, Christi martyrem Christi non bibere sanguinem.

Seine Gemüthsbeschaffenheit.

Keine stärkere Versuchung ist für ein Herz, das noch nicht allen Ehrgeiz und alle Eigenliebe abgeleget hat, als wenn es sich wegen solcher Thaten und ausgestandenen Leidens, das die Kräfte eines Menschen zu übersteigen scheint, mit aller Billigkeit als einen Heiligen verehren sieht. Allein, der P. Jogues wußte wohl, Gott eifere für seine Ehre, nicht nur in sofern sie aus der Vortrefflichkeit seiner Eigenschaften quillet, sondern auch in sofern sie durch unsere Tugenden, als einem bloßen Werke seiner Gnade, befördert wird. Er blieb also beständig in den Schranken der Demuth, welche das Wesen seiner Gemüthsart ausmachete, und war weit von den Gedanken entfernet, als ob er etwas gethan habe, dafür ihm der Himmel eine Belohnung schuldig sey.

Geht wieder nach Canada.

Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, für beständig in Frankreich, wo er nichts als Lobeserhebungen genoß, zu bleiben; sondern er gieng mit den ersten Schiffen wieder nach Quebec unter Segel. Bey seiner Ankunft fand er Neufrankreich in einem sehr schlechten Zustande. Seine lieben Huronen waren überall ein Raub der Iroquesen, und man bekam zu Quebec seit einiger Zeit sonst nichts aus ihrem Lande zu hören, als eine Niederlage oder die Zerstörung eines Dorfes. Gleichwohl wuchs die Anzahl der Christen alle Tage unter ihnen; und ihr Glaube wurde durch den ehemaligen Stein des Anstoßes, die Trübsal, voritzt gestärket.

Eifer und Frömmigkeit der Huronen.

Eben zu der Zeit, als es schien, Gott habe die Huronen dem Schwerdte und Feuer der Iroquesen gänzlich überlassen, mochte man unter ihren Dörfern eines besuchen, welches man wollte, so fand man einige Seelen, welche die Gnade über die Menschlichkeit erhebet, und dadurch diejenigen, welche sich selbst unter die Thiere herab setzen, beschämet. Der apostolische Geist belebete verschiedene. Drey darunter nahmen sich vor, der unpartheylichen Nation, bey welcher die Missionarien, ihrer wenigen Anzahl wegen, nie lange bleiben konnten, das Evangelium zu predigen. Der Herr segnete auch ihren Eifer, mehr als sie gehoffet hatten. Hingegen verbanden sie auch mit der diesem Volke eigenen Lebhaftigkeit und Stärke des Vortrages den Nachdruck eines guten Beyspieles, welches allemal mehr wirket, als die schönste Rede. Unter diesen neuen Aposteln war auch einer, Namens Joseph Taondechoren, eben der, welcher mit dem P. Jogues gefangen wurde, und die erste Nachricht von ihm nach Quebec überbrachte. Als nun die Heiden einstens ihre Verwunderung darüber bezeugeten, daß er, aller erlittenen Quaal ungeachtet, nie die geringste Empfindlichkeit gegen die Iroquesen spühren lasse: so gab er zur Antwort: „Gott erquicket denjenigen, welcher seinetwegen leidet, mit so überschweng„lichem Troste, daß man über die Werkzeuge desselbigen keinen Verdruß schöpfen kann.„ Hierauf stellete er ihnen die Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens, und die wunderbare Veränderung, die er im Herzen wirke, mit solchem Nachdrucke vor, daß die meisten gerühret, viele aber, von der Nothwendigkeit, ihn anzunehmen, überzeuget wurden.

Die

Die Insel Montreal wurde allmählich bevölkert, und die Gottesfurcht der neuen
Einwohner machte denen Wilden, die mit ihnen umgiengen, allmählig Lust zum Gehorsame
des Glaubens. Das meiste Verkehr trieben sie mit den Algonquinen, welche eine Insel
des Utauoisstroms bewohneten. Nur ließ das Oberhaupt dieser Leute eine unüberwind-
liche Abneigung gegen das Christenthum spühren. Ungeachtet er ein eifriger Bundesver-
wandter der Franzosen war, oder es seyn wollte, so hatten doch die Missionarien einen hef-
tigern Widersacher an ihm, als die Iroquesen selbst; nicht als ob ihm seine abergläubi-
schen Gebräuche so gewaltig im Kopfe lagen; sondern es war sonst ein toller, ein grimmiger
und stolzer Kerl.

1644.

Wunderbare Bekehrung eines Algonquinen.

Allein, es scheint, Gott habe seine Lust daran, dann und wann ein solches unbethuli-
ches Herz zu überwinden. Wenigstens erfolgete die Bekehrung dieses Oberhauptes, aller
Wahrscheinlichkeit zu Folge, auf eine solche Weise; und es gieng mit dieser unverhofften
Aenderung ganz übernatürlich zu. Ein Vetter von ihm wollte sich auf der Insel Montreal
niederlassen, und besuchete zu diesem Ende den Herrn von Maisonneuve, der ihn nicht nur
in seinem Vorsatze bestärkete, sondern auch die Patres Vimond und Poncet ersuchete, ihn
zu unterweisen.

Diese fanden sowohl ihn, als sein Weib, so sanftmüthig und lehrbegierig, daß sie ihnen,
nach ausgestandener gewöhnlichen Beständigkeitsprobe, die Taufe mittheileten. Die Neu-
bekehrten ließen sich auf der Insel nieder, und bezeugeten großen Eifer für das Heil der See-
len. Absonderlich lag ihnen die Bekehrung ihres Oheims im Sinne, und waren sie schon
Willens, ihn in seinem Dorfe aufzusuchen, als sie erfuhren, er sey auf die Winterjagd ge-
zogen. Diese Hinderniß betrübete sie zwar: sie sahen aber bald, es wisse die göttliche Vor-
sehung Mittel und Wege, daran der Mensch nie gedenket.

Als einstens der Vetter mit dem P. Vimond von seinem Oheime und dessen Bekeh-
rung redete, kam dieser, zu ihrem größten Erstaunen, nicht nur ins Gemach hinein getre-
ten, sondern gab auch, auf die Frage: Was ihn für eine Ursache hieher führe? zur
Antwort: die bloße Begierde, ein Christ zu werden. Der P. Vimond wollte die Ursache
dieser unverhofften Veränderung wissen: allein, der Oheim betheuerte, er wisse sie selbst
nicht, sondern als er durch die Richelieuschanze an den drey Flüssen gegangen, sey es ihm
auf einmal ganz anders geworden, und er habe gleichsam einen innerlichen Zwang, sporen-
streiches nach Montreal umzukehren, und ein Christ zu werden, gefühlet. Es sey auch
sein Weib eben so gesonnen. Hierauf wandte er sich zum P. Vimond und sagte: Mein
„Pater! ich befinde mich zwar nicht zum Besten, dennoch will ich, wenn du es mir ab-
„schlägst, zu den Huronen gehen, da man mich verhoffentlich annehmen wird.„

Der Vetter wußte nicht, wie ihm bey Anhörung dieser Rede geschah, und ob er auch
wirklich wachete? Nachgehends lief er voll Freuden zu dem Herrn Maisonneuve und erzäh-
lete ihm, was er gehöret habe. Der Statthalter wollte diese unglaubliche Zeitung selbst an-
hören, umarmete, als er sie richtig befand, den Neubekehrten, und versprach, den Pater
General Superior dahin zu bewegen, daß seinem Verlangen ein Genüge geschehen sollte.
Der P. Vimond wünschete zwar die Vollziehung eines für die Religion höchstvortheilhafti-
gen Werkes selbst, mit größter Begierde: allein, hier durfte kein Uebereilen Platz finden.
Nebstdem kam alle Tage eine starke Anzahl Wilde, und begehrete Unterricht, daß also
zween Priester, welche außerdem noch andere Geschäffte zu besorgen hatten, unmöglich
alles bestreiten konnten.

Zwar

1644.

Zwar die letztere Schwierigkeit war bald gehoben; denn es half jedermann, ja der Statthalter selbst, die neuen Catechismusschüler unterrichten; und weil die Gnade von innen kräftiger wirkete, als die nachdrücklichste Ermahnung thun konnte, so wurden sie, nach achttägigem beständigen Bearbeiten, allemiteinander für tüchtig zur Taufe befunden. Die Pathen des Oheims, waren der Herr Maisonneuve, nebst der Frau von Peltrie, welche letztere ein Ausbruch eines unruhigen Eifers, welcher jedoch der Gelassenheit bald wieder Platz machete, nach Montreal geführet hatte.

Eifer der algonquinischen Mission.

Der P. Vimond bekam niemals eine Ursache, die Willfährigkeit, damit er diese Wilde in seinen Schafstall eingenommen hatte, zu bereuen. Denn ihr Eifer litt von der Zeit nicht die geringste Verminderung. Man verspührete die Wirkung von dem, was zu Montreal vorgegangen war, an der ganzen algonquinischen Nation; und die Christen machten gar bald eine stärkere Anzahl aus, als die Heiden. Tadussac und die drey Flüsse hatten ihre Missionarien für die Wilden ebenfalls. Viele Neubekehrte unternahmen aus Begierde Christum bey den entlegensten Völkern zu verkündigen, ungemein weite Reisen bey der härtesten Witterung. Erlaubeten ihnen ihre Geschäffte keine so langwierige Abwesenheit: so schärfeten sie doch bey allen öffentlichen und besondern Zusammenkünften jedermann den Gehorsam gegen die Priester, und die Unterwerfung gegen die heiligen Kirchengesetze ein; hatten sie den übrigen zu befehlen, so ließen sie nicht den geringsten Fehler, wenn er offenbar wurde, oder Gelegenheit zum Aergernisse gab, unbestrafet; und man hatte öfters genug zu thun, ihre Strengigkeit in einem solchen Falle zu mäßigen.

Absonderlich aber mußte man die Erstlinge der Gnade und ihre Macht bey einem aufkeimenden Christenthume zu Sylleri bewundern. Dieser Anbau war zwar den Anfällen der Iroquesen damals noch nicht, wie zwar bald hernach geschah, unterworfen. Es durften aber doch die Einwohner sich nicht weit wagen, aus Beysorge eben so, wie es manchen begegnete, von den Iroquesen weggehaschet zu werden. Indem nun dergestalt die Jagd, worauf diese Völker hauptsächlich rechnen, wegfiel: so fehlete es ihnen nicht selten an der Nothdurft. Zwar sprangen ihnen die Franzosen nach aller Möglichkeit bey: allein, weil sie meistentheils selbst arme Leute waren, so war ihre Hülfe für so viele verhungerte Leute von schlechter Erheblichkeit. Nebstdem hatten nicht nur alle algonquinische Völkerschaften weder Lust, noch Geschicke zum Ackerbaue; sondern es mußten auch die Christen selbst, aus Furcht vor den iroquesischen Streifereyen gar oft in dem Bezirke ihrer Wohnplätze versperret bleiben, und konnten weder das Feld in Sicherheit anbauen, noch das wenige angebauete einerndten.

Gleichwohl verminderte dieses große Elend, dagegen kein Mittel erschien, das Vertrauen dieser eifrigen Neubekehrten auf die göttliche Vorsehung im geringsten nicht. Gewisse böse Gemüther suchten sie vergeblich wankend zu machen, wenn sie vorgaben, ihr Gott bekümmere sich nicht um sie, sondern gebe sie ihren und seinen Feinden zum Raube. Dem ungeachtet wuchs ihre Anzahl alle Tage. Es kamen Leute aus dem äußersten Norden nach Sylleri und bekehreten sich. Ja, öfters traten diejenigen, welche alle Mühe, den Schafstall Christi zu zerstören, angewendet hatten, zuletzt selbst hinein.

Verleumdung der canadischen Jesuiten.

Bey diesem Zustande des Christenthums in Neufrankreich, mußte man daselbst eine Zeitung aus Altfrankreich vernehmen, darüber alle ehrliche Leute in äußerstes Erstaunen geriethen. Wer hätte es wohl je gedenken sollen, es würden Missionarien, deren heiliges Leben, Eifer, und uneigennütziges Verfahren im ganzen Lande bekannt war, zu einer

Schutz=

Schutzschrift ihrer Aufführung, und zum Führen eines Beweises, daß sie nicht der Handlung wegen unter die Wilden reiseten, genöthiget seyn? Gleichwohl sprengete man dieses in Europa aus; und die Verleumdung fand, aller ihrer Unwahrscheinlichkeit ungeachtet, bey einer großen Menge Personen Eingang.

1644.

Die Gesellschaft der hundert Mitglieder erstaunete über dieses Gerücht nicht weniger, als die Einwohner Neufrankreichs. Weil ihr nun am allermeisten daran gelegen war, den angeblichen Schleichhandel der Jesuiten zu verhindern, und sie über dieses die wahre Beschaffenheit der Sache von ihren Factoren am allerbesten erfahren konnte: so crachtete sie es für ihre Schuldigkeit, die Beklagten durch eine Erklärung zu rechtfertigen, welche ich nach ihrem völligen Inhalte hier einrücke.

Ihre Rechtfertigung.

„Nachdem wir Bewindhaber und Mitglieder der neufranzösischen oder sogenannten „canadischen Handlungsgesellschaft in Erfahrung gebracht haben, daß einige Personen sich „einbilden, und überall ausstreuen, als ob die Jesuitergesellschaft an der Ladung, dem „Gewinne und der Handlung nach gedachtem Lande Antheil nehme, wodurch denn besagte „Personen gemeynet sind, die Achtung und den Werth der vielen Mühe, die sie, wie der „Handlungsgesellschaft bestens bekannt ist, Gott zu Ehren, auf die Bekehrung der Wil„den zum Christenthume und zur katholisch-apostolisch-römischen Lehre, mit unbeschreibli„cher Arbeit, auch Gefahr ihres Lebens, verwenden, und darinnen alle Tage ungemeinen „Fortgang haben, geringschätzig zu machen, ja gar zu vernichten: so halten wir uns aus „christlicher Liebe für verpflichtet, alle diejenigen, welche in einem solchen Wahne stehen „möchten, durch eine Erklärung und einen Beglaubigungsschein, eines bessern zu belehren; „thun es auch kraft dieses gegenwärtigen, indem die Patres Jesuiter der besagten neu„französischen Handlungsgesellschaft, weder mittelbar, noch unmittelbar, beygesellet sind, „auch nicht den geringsten Antheil an dem Handelsverkehre haben. Zu dessen Beglaubigung „ist dieser gegenwärtige Schein von den besagten Bewindhabern und Mitgliedern un„terschrieben, auch mit dem Siegel der Gesellschaft bedrucket worden. So geschehen den „1sten des Christmonates 1643. De la Ferte, Abt de la Magdeleine, Margonet, „Berruyer, Robineau, Sabouet, Berruyer, Verdier, Fleuriau, Caset, Bou„guet und Clarentin. (L. S.) gegen die Urkunde gehalten, durch den Rath auch Secre„tarium des Königs, und französischen Reiches, Jolly.

Diese Schrift erzeigete ihre Wirkung nur bey denen, bey welchen weiter nichts, als sie eines bessern zu berichten, nöthig fiel; und sie ärgerten sich nicht wenig darüber, als einige Zeit hernach die canadischen Jesuiten, für welche in Alt und Neufrankreich jedermann die größte Hochachtung hegete, in den sogenannten Lettres Provinciales als Handelsleute vorgestellet wurden. Zu ihrer Rechtfertigung dieneten die Nachrichten, welche man in den folgenden Jahren erhielt, und daraus zu ersehen war, daß sie alle miteinander ohne Ausnahme, eben zu der Zeit, als man sie in ihrem Vaterlande anschwärzete, sich mit einer ihrem Berufe gemäßen Herzhaftigkeit in die Gefahr des Verbrennens und der härtesten Gefangenschaft wageten, daß schon verschiedene durch Schwerdt und Feuer der Iroquesen umgekommen wären, daß andere in Ketten und Banden lägen, und daß die Stellen derjenigen, welche ein Schlachtopfer ihres Eifers geworden waren, von ihren Mitbrüdern, aus Begierde ein gleiches zu erdulden, ohne Verzug wieder besetzet wurden. Hier folget der erste Beweis hiervon.

1644.

Die huronischen Mißionarien hatten nun schon seit drey ganzen Jahren, nicht den geringsten Beystand aus Quebec erhalten, also daß ihnen die Kleider stückweise vom Leibe fielen, und kein Wein zum Messelesen mehr da war, sondern sie, um diesen Abgang zu ersetzen, genöthiget waren, wilde Weinstöcke im Walde aufzusuchen. Endlich war es an dem, daß sie wegen Brodtmangels gar nicht mehr Messe lesen konnten. Zwar wußte man in der Hauptstadt diesen Nothstand wohl: allein, wie man ihm abhelfen wollte, da lag die Schwierigkeit. Endlich wageten sich einige Huronen im Winter auf dem Eise nach Quebec, und nahmen bey der Abreise alles, was ihre Mißionarien bedurften, zu überbringen mit sich. Zwar hätte man ihnen gern einen Jesuiten mitgegeben, vornehmlich weil der P. Jogues noch in Frankreich, der P. Davost aber unvermögend war, und bald darauf gar starb. Allein, der General Superior unterstund sich nicht, jemanden diese höchstgefährliche Reise aufzutragen.

Der P. Bressani giebt sich in große Gefahr.

Sobald der P. Franz Joseph Bressani, ein römischer Jesuit, welchem man in Frankreich alles, was ihm nachgehends in America begegnete, vorher sagete, dadurch aber seinen Muth nur heftiger anflammete; sobald dieser P. Bressani nun hörete, in welcher Verlegenheit sein Superior steckete, so erboth er sich, den Vorrath an Ort und Stelle zu liefern. Man nahm sein Erbiethen an. Zu Ende des Aprilmonates 1644 gieng er mit einem jungen Franzosen und sechs Huronen, darunter zween erst neulich sich aus der Iroquesen Hand gerettet hatten, zu Schiffe. Die Fahrt gieng bis an die drey Flüsse glücklich von statten. Aber ein gewisser Zufall, der sie einen ganzen Tag an der Mündung des Petersees aufhielt, lieferte sie ihrem Feinde in die Hände. Der Nachen, darinnen der Mißionarius saß, scheiterte; die folgende Nacht fiel starker Schnee, und hielt die reisenden gleichfalls auf; einige unter ihnen schossen unverständiger Weise nach Trappen, und verriethen dadurch ihre Gegenwart einer in der Nähe befindlichen iroquesischen Partey, die ihnen sogleich aufpassete.

Wird von den Iroquesen gefangen.

Als der P. Bressani den folgenden Tag vor einer Landspitze vorbey fuhr: so hatten ihn drey feindliche Canote augenblicklich in der Mitte. Wegen allzu ungleicher Anzahl gieng nicht das geringste Gefecht vor. Die übrigen beyden Kähne wollten zwar ausreißen: es passeten ihnen aber zween iroquesische, weit stärker bemannete hinter einer andern Erdspitze auf, und verrenneten ihnen den Weg. Ungeachtet nur zween Christen in jedwedem Kahne waren, und das viele Geräth am Fechten hinderlich fiel: so wollten sie sich doch wehren; und einer davon zielete auf einen Iroquesen, wurde aber sogleich niedergeschossen. Damit fiel den übrigen das Gewehr aus der Hand. Man fing und band sie, ohne Verzug.

Hierauf wurde die Beute getheilet. Denn seitdem die Iroquesen das Verfahren der Franzosen in einem ähnlichen Falle wußten: so begnügeten sie sich nicht mehr, wie vorhin, an der bloßen Ehre des Sieges; außerdem konnten sie auch von den neubelgischen Holländern Pulver und Bley für die Beute eintauschen.

Sein Leiden in seiner Gefangenschaft.

Nach geschehener Theilung hieben sie den todtgeschossenen Huron in Stücke, kochten und fraßen sie. Darauf nahmen sie den Weg nach ihrem Dorfe, und ließen ihre Gefangenen, ungeachtet sie ohne Unterlaß rudern mußten, beynahe Hungers sterben. Als die Reise bald ein Ende hatte, und sie einige Fischer antrafen: so überließ man ihnen die Gefangenen eine Zeitlang zu ihrer Belustigung, welche im Austheilen einer derben Prügelsuppe bestund: dem Mißionar aber wurde überdieses noch die linke Hand zwischen beyden äußersten Fingern aufgeschlitzet. Sobald er ins erste Dorf des Stammes Agnier kam, quälete man ihn so entsetzlich, daß er endlich in Ohnmacht dahin sank. Um ihn nun wieder zu

ermun-

ermuntern, schnitt man ihm an der linken Hand den Daumen ab, und an der rechten zween Finger.

1644.

Weil eben damals ein heftiger Platzregen einfiel: so lief jedermann davon, ließ den Mißionar auf der Marterbühne liegen, und immerhin bluten. Des Abends wurde er in eine Hütte geschleppet, da man ihm die Nägel verbrannte, die Füße ausrenkete, und der muthwilligen Jugend zum Verspotten und Quälen überließ. Zuletzt strich man ihm Koth in den Mund, und ließ ihn liegen. Den folgenden Tag gieng es ihm noch ärger. Man gab so gar den Hunden auf seinem Bauche zu fressen, damit sie ihm bey ihrem gewöhnlichen Heißhunger gute Bisse versetzen möchten; gleichwie es auch wirklich geschah.

Weil sein ganzer Leib gleichsam nur eine einzige Wunde war, darinnen die Würmer haufenweise wuchsen: so stank er nach einigen Tagen dermaßen, daß kein Mensch um ihn bleiben konnte. Er litt unbeschreibliche Schmerzen, absonderlich an einem Schenkel, da sich ein Geschwür angesetzet hatte, also, daß er keinen einzigen Augenblick schlafen konnte. Doch, es mußte ihm die Grausamkeit seiner Henker selbst zum Vortheile gereichen. Einer davon wollte ihm einen Schnitt geben, traf aber das Geschwür und öffnete es. Nun fehlete nur noch der letzte Auftritt des Trauerspieles: es schien auch alles sich schon dazu anzuschicken. Dieser Gedanke setzete ihn zuweilen dergestalt außer sich, daß er alle seine Schmerzen nicht mehr fühlete.

Wird befreyet, und geht nach Frankreich.

In dieser Angst nahm er seine Zuflucht zum Gebethe, und rief den Herrn an, er möchte ihn stärken, und in keine seiner Religion und seinem Amte unanständige Kleinmuth verfallen lassen. In diesem Augenblicke sah er die Aeltesten aus der Versammlung, da man über sein Schicksal berathschlaget hatte, kommen; und bald darauf wurde ihm angekündiget, was er nimmermehr vermuthet hätte, nämlich, er dürfte nicht sterben. Jedermann verwunderte sich in Ansehung seines elenden Zustandes darüber. Die Aeltesten wußten selbst nicht, warum sie diese Entschließung gefaßt hätten.

Man übergab ihn einer Matrone, die ihm sehr gütig begegnete: allein, er stank so heftig, daß kein Mensch neben ihm in der Hütte bleiben konnte; und weil er über dieses wegen seiner Verstümmelung zu Diensten untüchtig zu seyn schien, so ließ ihn seine Gebietherinn in den nächsten Wohnplatz der Holländer führen, um zu sehen, ob ihn jemand kaufen wollte? Dieses geschah, man pflegete sein, und schickete ihn nach seiner Genesung auf einem Schiffe nach Rochelle, wo er mit Ende des Wintermonates ankam.

Schlechter Zustand der Pflanzstadt.

Um wieder auf die Iroquesen zu kommen: so schienen sie zwar entschlossen, den Krieg sowohl gegen uns, als unsere Bundesgenossen, mit aller Macht fortzusetzen; ließen aber doch von einer Zeit zur andern einige Neigung zum Frieden blicken. Der Ritter Montmagny wünschete ihn von Herzen; erstlich, weil er nicht im Stande war, Krieg zu führen; zweytens, weil nicht das geringste dabey zu gewinnen war. Ja, es war ihm nicht einmal möglich, seine Schwäche vor dem Feinde zu verbergen, und bey irgend einer günstigen Gelegenheit einen Vergleich, davon die Nation keinen Schimpf hätte, zu schließen. Im Gegentheile praleten die Iroquesen zuletzt ungescheuet: sie wollten die Franzosen nun bald zur Rückreise über die See nöthigen.

Ungeachtet also der Statthalter sehr wohl wußte, wenn man Ruhe vor diesen Barbaren haben wollte, müsse man das Rauhe heraus kehren: so war er doch leider! nie im Stande, es zu thun. Er suchete also nur das, was er aus Noth thun mußte, auf eine geschickte Art zu vermänteln, und wenigstens einige Monate Stillestand zu gewinnen.

1544.

Der Statthalter möchte gern Friede machen.

Einige Zeit nach des Pater Bressani Gefangennehmung, berichtete ihm der Befehlshaber an den drey Flüssen, Herr Champflour, es wären einige Huronen mit drey gefangenen Iroquesen an besagten Ort gekommen, davon sie einen den Algonquinen überlassen hätten. Diese nun hätten ihm, wiewohl ungern, versprochen, den Kerl so lange, bis Antwort von dem Statthalter einlaufe, nicht zu tödten. Sogleich begab sich der Statthalter in eigener Person an die drey Flüsse, und meldete den Häuptern beyder Nationen: er hoffe, dem Kriege zwischen ihnen und den Iroquesen auf immer ein Ende zu machen, wenn sie ihre Gefangenen seiner Willkühre überlassen wollten. Er werde, um allen Betrug zu vermeiden, nur erstlich einen nach Hause schicken, und den Iroquesen melden lassen, wollten sie die übrigen wieder haben, so müßten sie ohne Verzug Bevollmächtigte zu Schließung eines dauerhaften Friedens abschicken. Zugleich wies er den Häuptern die Waaren, damit er ihre Gefälligkeit bezahlen wollte.

Was zwischen ihm und den Huronen deswegen vorgeht.

So bald seine Rede zu Ende war, stund ein Hauptmann der Algonquinen auf, nahm seinen Gefangenen bey der Hand, und überlieferte ihn dem Statthalter mit diesen Worten: er könne seinem Vater nichts abschlagen; er nähme auch seine Geschenke nur an, um die Thränen eines Geschlechtes, das mit den Gefangenen die Stelle eines verstorbenen Anverwandten ersetzen wollte, abzutrocknen. Uebrigens wäre es ihm zwar lieb, wenn Friede würde, er halte aber die Sache für sehr schwer.

Hierauf wendete sich der Statthalter zu den Huronen, um ihre Antwort zu wissen. Allein: ihr Worthalter gab mit großem Trotze zu vernehmen: er sey kein Kaufmann, sondern ein Krieger, und um Krieges willen ausgezogen. Er frage wenig nach des Statthalters Zeugen und Kochkesseln; habe selbiger so große Begierde nach den Gefangenen, so könne er sie immer hinnehmen, er für seine Person wolle schon andere bekommen, oder drüber sterben: wenn ihm solches Unglück begegnete, so sterbe er doch als ein ehrlicher Kerl; dagegen werde seine ganze Nation die Schuld seines Todes auf den Onontio legen. Diese Antwort setzete den Statthalter in große Verlegenheit, daraus ihm gleichwohl die folgende Rede eines christlichen Huronen half.

„Onontio! du mußt meines Bruders Worte nicht übel nehmen. Daß wir die Ge-
„fangenen nicht hergeben, dazu haben wir tristige Ursachen, welche du selbst billigen wirst:
„denn wir verlören unsere Ehre, wenn wir es thäten. Wie du siehst: so haben wir kei-
„nen einzigen Alten unter uns; solche junge Leute, wie wir, dürfen nicht thun, was sie
„wollen; und ein Krieger, der statt der Gefangenen mit Waaren nach Hause käme,
„würde sich auf immer beschimpfen. Ja, wie würdest du selbst, lieber Vater! deine
„Krieger bewillkommen, wenn sie in einem Kaufmannsaufzuge nach Hause kämen?
„Deine bloße Begierde, unsere Leibeigene zu haben, wäre schon ein genugsames Lösegeld
„für sie: es steht aber nicht in unserer Macht, mit ihnen willkührlich zu verfahren. Unse-
„re Brüder, die Algonquinen, konnten dein Verlangen sehr wohl erfüllen; denn sie sind
„alte Leute, welche von ihrem Thun und Lassen niemanden Rede und Antwort geben dür-
„fen; und eben aus dieser Ursache konnten sie dir, ohne eine Unhöflichkeit zu begehen, ei-
„ne so schlechte Sache nicht wohl abschlagen. Ohne Zweifel werden unsere Aeltesten, sobald
„sie deine Meynung erfahren, ein gleiches thun. Wir verlangen den Frieden alle mit
„einander; wir treten deiner Absicht bey; ja, wir sind ihr zuvor gekommen: denn eben
„deswegen haben wir unsern Gefangenen kein Leid zugefüget, sondern ihnen als Leuten, die
„bald unsere guten Freunde seyn würden, begegnet. Nur kömmt es uns nicht zu, un-

„ sern Aeltesten vorzugreifen, noch eine so schöne Gelegenheit, ihrem Vater ein Zeichen ih-„ rer Ehrerbiethigkeit zu geben, wegzunehmen.

1644.

„ Noch hält uns eine andere Ursache zurück, welche du verhoffentlich nicht weniger „ billigen wirst. Wir wissen, es wimmele der ganze Fluß von Feinden. Gesetzt, wir „ stießen auf eine stärkere Anzahl, als wir selbst sind; wozu helfen deine Geschenke, als „ uns zu beschweren, die Feinde aber, aus Hoffnung zur Beute, desto hitziger zu ma-„ chen? Finden sie aber ihre Brüder bey uns, und vernehmen von ihnen, wir wären „ zum Frieden geneigt, Ononthio wolle der Vater aller Völker seyn, und nicht länger lei-„ den, daß seine Kinder, die er alle mit einander in seinem Busen trägt, einander ver-„ tilgen, so wird ihnen das Gewehr aus der Hand fallen, unsere Gefangene werden uns „ das Leben retten, und weit mehr zu Schließung des Friedens beytragen, als wenn ihr „ Freylassen übereilet würde „.

Die Huronen versprechen Friedensvorschläge zu thun.

Montmagny wußte gegen diese vernünftige Rede nichts zu erinnern. Im Gegentheile glaubete er, nicht wenig dabey zu gewinnen, wenn er den Huronen die ersten Friedensvorschläge zu thun überließ. Er gab demnach dem Redner zur Antwort: er billige seine angeführten Gründe vollkommen, und übrigens sey ihnen selbst mehr am Frieden gelegen, als ihm. Unterdessen, weil der Pater Brebeuf, den eine gewisse dringende Angelegenheit seiner Kirche nach Quebec geführet hatte, bey dieser Gelegenheit, nebst zweenen neuen Mitarbeitern dahin zurück zu kehren verlangete: so wollte er ihn keinen dergleichen Unglücksfällen, als den Pater Jogues und Bressani betroffen hatte, bloß stellen, sondern gab ihm eine hinlänglich Begleitung mit.

Die Irokesen stellen sich dazu geneigt.

1645.

Sie endigten ihre Reise ohne den geringsten Anstoß. Nach ihrer Ankunft unter den Huronen beschloß man in einer allgemeinen Versammlung, dem Ritter Montmagny beyde Gefangene einzuliefern. Der Statthalter hatte denjenigen, den er von den Algonquinen bekam, bereits in Freyheit gesetzet; dagegen die Stämme, um ihre friedfertige Neigung zu bezeugen, eben den Couture, der sich mit dem Pater Jogues gefangen nehmen ließ, zurück schicketen. Es kam nicht nur der itzterwähnte iroquesische Gefangene wieder mit, sondern auch Abgeordnete mit dergleichen Vollmacht, als der Statthalter verlanget hatte.

Oeffentliches Gehör.

Sobald Herr Montmagny ihre Ankunft an den drey Flüssen erfuhr: so reisete er mit dem Pater Vimond dahin, bewirthete sie wohl, und bestimmete sodann den Tag zum öffentlichen Gehöre. Als dieser erschien, begab er sich auf den Marktplatz der Schanze, über den er vorher Segeltücher ausspannen ließ. Er saß in einem Armstuhle, hatte auf beyden Seiten den Herrn Champflour und Pater Vimond neben sich, auf den Flügeln aber einige Officier, und die vornehmsten Einwohner des Ortes. Die iroquesischen Abgeordneten, an der Zahl fünfe, saßen auf einer Matte zu seinen Füßen. Diesen Platz hatten sie, um dem Ononthio, den sie allemal ihren Vater nenneten, desto mehr Ehrerbiethigkeit zu erzeigen, aus eigener Bewegung erwählet.

Gleich gegen über waren die Algonquinen, Montagnezen, Attikameguen, und noch andere Wilde von gleicher Sprache: die Huronen aber mischeten sich unter die Franzosen. Die Mitte des Platzes blieb völlig leer, damit man alle nöthige Wendungen ungehindert machen konnte. Denn es sind dergleichen Handlungen in der That wirkliche Schauspiele, da man sehr vernünftige Dinge durch allerley wunderliche Gebärden und Stellungen zu verstehen giebt. Die westlichen Völker stecken eine große Tabackspfeife in die Mitte des

 Platzes;

1645.

Platzes; es thun auch zuweilen die übrigen ein gleiches. Denn seitdem alle diese Völker seit der Bekanntschaft mit uns, mehr mit einander auszumachen bekamen, als vorhin: so entlehneten sie auch allerley Gewohnheiten von einander, absonderlich die mit der Tabackspfeife, welche voritzt bey allen Vergleichen gemeiniglich gebraucht wird.

Die Iroquesen hatten siebenzehn Glasschnüre bey sich, welche eben so viele Worte, das ist Vorträge, die sie zu thun hatten, bedeuteten. Damit nun dieselbigen, wenn zu ihrer Erklärung geschritten würde, einem jedweden ins Gesicht fielen: so hatten sie zween Pfähle eingeschlagen, und von einem zum andern einen Bindfaden, daran man die Schnüre hängen könnte, gezogen. Nachdem nun jedermann in der angezeigten Ordnung war: so stund der Redner der Stämme auf, nahm eine Schnur, und überreichete sie dem Statthalter mit folgenden Worten: „Onontheio! neige deine Ohren zu meiner Stimme: „denn voritzt reden alle Iroquesen durch meinen Mund. Mein Herz geht mit keiner „Falschheit schwanger; alle meine Neigungen sind aufrichtig. Wir wollen alle unsere „Kriegesgesänge vergessen, und dagegen lauter lustige Lieder anstimmen„. Damit fing er an zu singen. Seine Amtsgenossen bemerketen mit ihrem he! dazu, das sie mit abgemessenen Zügen aus der Brust heraus holeten, den Tact. Er selbst sang, lief mit gewaltigen Schritten auf und ab, und machete allerley lächerliche Gebärden dabey.

Zuweilen sah er nach der Sonne, und rieb sich die Arme, als wenn er sich zum Ringen fertig machete. Auf einmal that er ungemein ernsthaft, und setzete seine angefangene Rede folgendermaßen fort. „Gegenwärtige Schnur, die ich dir, lieber Vater, überreiche, saget dir Dank, daß du meinem Bruder das Leben gegeben hast. Du rissest „ihn aus den Zähnen des Algonquinen: allein, wie konntest du ihn immermehr ganz al„lein fortziehen lassen? Wie? wenn sein Canot umgeschlagen wäre; wer hätte ihm helfen „sollen, es wieder umzuwenden? Wäre er ertrunken, oder durch einen andern Zufall „umgekommen: so hörtest du füritzt keine Friedensworte, und schöbest vielleicht die Schuld „auf uns, da sie doch ganz allein auf dir selber liegt„. Bey Endigung dieser Worte, hing er die Schnur an den Bindfaden, nahm eine andere und band sie dem Couture um den Arm, wendete sich hernach wieder gegen den Statthalter, und sprach:

„Mein Vater, diese Schnur giebt dir deinen Untergebenen wieder: allein, ich ließ „es wohl bleiben, daß ich zu ihm gesaget hätte: hier Vetter! nimm ein Canot, und keh„re nach deinem Lande zurück. Ich hätte keine ruhige Stunde gehabt, wenn ich seine „glückliche Ankunft zu Hause nicht erfahren hätte. Mein Bruder, den du nach Hause „schicktest, mußte unterwegens nicht wenig ausstehen, und kam in manche Gefahr. Er „mußte sein Bündel ganz allein tragen, den ganzen Tag rudern, sein Canot über die „Wasserfälle schleppen, gegen alle Ueberfälle ohne Unterlaß auf der Hut stehen„. Alles, was der Redner sagete, das machete er auch durch Gebärden vorstellig. Es war eben, als ob man einen Mann sähe, der bald seinem Canot mit der Ruderstange forthilft; bald eine Welle mit dem Ruder abweist. Zuweilen schien er ganz außer Athem zu seyn; hernach schöpfete er frischen Muth, und bezeugete sich eine Zeitlang ganz gelassen.

Nachgehends that er, als ob er sein Bündel trüge, und über einen Stein fiele, hinkete hernach fort, als wenn er sich wehe gethan hätte. „Es gienge noch alles mit, „fing er wieder an, hätte man ihm nur über die beschwerlichsten Orte geholfen. Fürwahr, lieber Vater! ich weis nicht, wo dein Verstand war, daß du eines von deinen „Kindern ganz allein und ohne den geringsten Beystand von dir ließest. Ich, meines

„Ortes,

„Ortes, gieng mit dem Couture ganz anders um. Komm her, Vetter! sagete ich zu „ihm, ich will dich deiner Anverwandtschaft mit Gefahr meines Lebens wieder einlie„fern„. Die übrigen Schnüre bezogen sich auf den Frieden, welchen zu schließen die Gesandtschaft abgeschicket war; jedwede hatte ihre eigene Bedeutung, welche der Redner auf eine eben so deutliche Weise, als die vorigen, erläuterte.

1645.

Eine machete die Wege sicher; die andere beruhigte den Fluß; eine andere vergrub die Streitäxte: andere bedeuteten die künftigen freundschaftlichen Besuche, die Wechselschmäuse, die Verbindung beyder Völker, das beständige Vorhaben, den Pater Jogues und Bressani wieder nach Hause zu schicken; die Begierde nach ihrer Wiederkunft; die Ehre, die man ihnen anthun wolle; die Danksagung für das Loslassen der drey gefangenen Iroquesen. Jedweder Punct hatte seine eigene Schnur; und man hätte die Absicht derselbigen bloß aus den Gebärden des Redners abnehmen können, gesetzt auch, er hätte nicht das geringste Wort dazu gesprochen. Am allermeisten mußte man dieses bewundern, daß er seine Person drey ganze Stunden lang, ohne das geringste Anzeichen einer Müdigkeit fortspielete. Im Gegentheile führete er bey der Lustbarkeit, damit das Gehör beschlossen wurde, und das aus Singen, Tanzen und Schmausen bestund, den Vorreyhen.

Antwort des Statthalters.

Zween Tage hernach beantwortete der Statthalter den Vortrag der Iroquesen; indem es die Gewohnheit nicht leidet, die Antwort denselbigen Tag zu geben. Die Versammlung war eben so zahlreich, als das erstemal, und der Statthalter machete eben so viele Gegengeschenke, als er Schnüre empfangen hatte. Couture führete das Wort zwar in iroquesischer Sprache, aber ohne sich dabey nach ihrer Weise zu gebärden, auch ohne seine Rede zu unterbrechen, im Gegentheile nahm er eine Ernsthaftigkeit an sich, welche dem, dessen Dollmetscher er vorstellete, gemäß war. Als er fertig war, stund ein Hauptmann der Algonquinen, Namens Pieskaret, auf, und übergab sein Geschenk. „Hier ist ein „Stein, sagete er dabey, den ich auf das Grab der in diesem Kriege Gebliebenen lege, „damit niemand ihre Gebeine weiter beunruhige, noch sie zu rächen verlange„. Es war dieser Hauptmann einer der tapfersten Leute in ganz Canada, und erzählete man beynahe ganz unglaubliche Dinge von seiner Tapferkeit.

Hierauf überreichete der Montagnezen Oberhaupt, Negabamat, eine Elendshaut, mit dem Bedeuten, sie sey zu Schuhen für die iroquesischen Abgeordneten bestimmet, damit sie auf der Heimreise die Füße nicht wund gehen möchten. Die übrigen Nationen sageten nichts, vermuthlich, weil sie weder Oberhäupter noch Redner hatten. Zum Beschlusse feuerte man drey Stücke ab, wobey der Statthalter die Wilden bedeuten ließ, es geschähe, um die Friedenszeitung aller Orten auszubreiten. Der Jesuiten Superior bewirthete die Gesandten ebenfalls, und bekam dagegen die schönsten Worte von der Welt zu hören. Ein Schmaus machet diese Leute ungemein beredt; und der Wirth darf sich kecklich auf alle ersinnliche Lobsprüche Rechnung machen. Nun darf man sie freylich nicht eben im genauesten Verstande nehmen: dagegen kosten sie auch wenig; denn es ist nicht nöthig, sich wegen dieser Leute große Unkosten zu machen, indem ihnen alles gleich gilt.

Der Frieden wird bestätiget.

Den folgenden Tag macheten sich die Abgeordneten auf den Weg nach Hause. Es giengen zween Franzosen, eben so viele Huronen und Algonquinen mit ihnen zu Schiffe, dagegen drey Iroquesen als Geisel zurück blieben. Der Stamm Agnier, als der einzige, welcher bisher noch in offenbarem Kriege mit uns gelebet hatte, bestätigte den Vergleich. Die beyden Franzosen kamen nebst den vier Wilden zur bestimmten Zeit, das ist in der Hälf-

te

1645.

te des Herbstmonates wieder zurück, und berichteten, die Jroquesen wollten alle mit einander Mißionarien haben; die Huronen und Algonquinen wären dem Frieden gleichfalls beygetreten, und es schiene alles ruhig zu seyn.

Der P. Bressani geht wieder zu den Huronen.

Indem dieses vorgieng, so kam der Pater Bressani nach Quebec. Kaum hatte er einige Tage ausgeruhet, so kehrete er nebst dem Pater Poncet zu den Huronen zurück. Bey der Abreise ließ er eine große Begierde blicken, einer von denen Mißionarien, die man unter die Jroquesen abschicken werde, zu seyn. Ja er sammelte Geld für seine Peiniger, um ihnen zu zeigen, was für eine Rache die christliche Religion auszuüben befehle! Allein, diese Barbaren waren damals noch viel zu ungeschliffen, die Edelmüthigkeit einer solchen Gesinnung einzusehen, oder sich dieselbige zu Nutze zu machen.

Im folgenden Winter sah man, was seit der Franzosen Ankunft in Canada noch niemand gesehen hatte, nämlich, die Jroquesen, Algonquinen und Huronen so friedfertig mit einander jagen, als wenn sie alle mit einander einerley Landesleute wären. Unter dem Schutze dieses guten Verständnisses empfingen die huronischen Mißionarien den so lange gemißten Beystand, verrichteten ihre apostolischen Reisen in aller Sicherheit und erndteten mit Freuden, was sie mit Thränen gesäet hatten. Zum Unglücke war dieser Sonnenschein von kurzer Dauer; und es schien, er sollte ihnen nur Zeit zum Verschnauben geben, und zur Vorbereitung auf einen abermaligen Kampf dienen.

Tod des Pater Enemond Masse, und Annas de la Noue.

1646.

Mit dem Anfange eben dieses 1646 Jahres, verlor Neufrankreich zween seiner ersten Mißionarien. Der Pater **Enemond Masse** starb zu Sylleri in Ausübung eines Eifers, den keine Schwierigkeit je abschrecken konnte, der ungemeine Gaben zum Beystande hatte, und daher nie ohne reichliche Früchte ablief. Sein Alter belief sich zwar nicht sonderlich hoch: allein, seine vielen Reisen und Bemühungen hatten ihn gewaltig geschwächet. Der Pater **Annas de la Noue** folgete ihm sehr bald nach. Er war den 30sten Jänner von den drey Flüssen abgereiset, um die Besatzung der Richelieuschanze Beichte zu hören, und auf das Lichtmeßfest vorzubereiten. Weil er aber voraus gehen wollte: so verirrete er sich, ohne daß seine Begleiter, nämlich zween Soldaten und ein Huron, ihn wieder auszuspühren vermochten. Am Festtage selbst fand man ihn kniend und todt gefroren.

Sein Leichnam wurde an die drey Flüsse, wo er im Rufe der Heiligkeit gelebet hatte, gebracht, und mit möglichstem Prachte begraben. Allein, es wurden ihm mehr Gebethe zugeschicket, als für ihn gethan. Ja, es versicherten einige, sie hätten unmöglich für ihn bethen können. Andere wirketen bey dem Anblicke seines Leichnams, Buße, und beichteten, was sie seit langer Zeit verschwiegen hielten; also, daß seine Gebeine noch prophetischer thaten, als des Elisä; denn die letztern gaben einem Todten durch das Berühren nur das leibliche Leben wieder; dahingegen viele das geistliche erhielten, als sie den Leichnam eines in seinem Berufe verstorbenen Mißionars nur ansahen.

Die Sokokier wollen den Frieden brechen.

Kaum hatte man die Lieblichkeit des Friedens geschmecket: so wäre beynahe ein neuer Krieg ausgebrochen. Drey Wilde von Sylleri wurden ermordet, als sie etwas zu weit von ihrem Dorfe weggiengen. Ein anderer, der mit seinem Weibe auf der Reise war, wurde angefallen, und gefährlich verwundet. Dem Weibe streifete man den Haarkopf ab, das ist Haut und Haar mit einander, und ließ sie für todt liegen. Man fand sie alle beyde stark verblutet, und schaffte sie ins Hospital, wo der Mann starb, die Frau aber davon kam. Anfänglich fiel der Verdacht gänzlich auf die Jroquesen: man erfuhr aber nachgehends, daß die Thäter **Sokokier** waren, die mit den Algonquinen in Uneinigkeit lebeten, und daher, als

sie den Friedensschluß mit den Iroquesen nicht zu hindern vermochten, auf Mittel ihn zu vernichten gedachten.

1646.

Es zogen also diese Unglücksfälle keine weitere Folge nach sich; im Gegentheile wurde der im vorigen Jahre getroffene Friedensschluß durch neue Abgeordnete bestätiget. Eigentlich waren sie, um die Patres Masse und Noue zu beweinen und zu bedecken, das ist, um die Jesuiten wegen ihrer Mitbrüder Tod zu trösten und zu beschenken, abgeschicket. Weil man aber mit keinem andern, als dem Agnierstamme ausdrücklich geschlossen hatte: so warneten diese Abgeordnete vor allen übrigen, so lange bis sie dem Vergleiche namentlich beyträten, auf seiner Hut zu stehen. Es wäre dieses, wie sie sageten, bereits geschehen, wofern der Onontio ihnen dießfalls vorgekommen wäre, und einige ihrer Landesleute, die bey unsern Bundesgenossen in der Leibeigenschaft lebeten, in Freyheit gesetzet hätte.

Die Iroquesen bestätigen ihn abermal.

Vermuthlich verlangete der Herr von Montmagny nicht, die Ruhe der Pflanzstadt um einer so geringen Sache willen in Gefahr zu setzen: allein, ich finde in meinen Nachrichten nicht, was er wirklich that. Ja, wir werden bald sehen, daß die vier Stämme das Kriegesfeuer von neuem anbliesen, und ganz Canada in Brand setzeten. Das gewisseste ist, daß man damals recht weise Anstalten vorkehrete, den Stamm Agnier nicht nur in unserm Bündnisse zu erhalten, sondern auch Christo zu gewinnen.

Der Pater Jogues hatte bey seiner Gefangenschaft den Saamen des göttlichen Wortes unter sie ausgestreuet, verstund über dieses ihre Sprache, und trug also großes Verlangen, mit diesen Abgeordneten abzureisen. Der Statthalter ließ es sich gefallen, doch mit dem Bedinge, er sollte, wenn alle Stämme dem Vergleiche beygetreten wären, wieder kommen, und von den Gesinnungen der Nation Bericht erstatten. Ja, ich finde in einigen Nachrichten, es hätten die Algonquinen für gut erachtet, der Mißionar solle diesesmal weder in seiner Ordenskleidung erscheinen, noch von der Glaubenslehre sprechen; es sey auch ihre Meynung befolget worden.

Der P. Jogues reiset zweymal unter die Iroquesen.

Doch dieses bey Seite gesetzet, so gieng er in Begleitung des Herrn Bourdon, eines der angesehensten Einwohner in Quebec, den 16ten May zu Schiffe. Ihm folgeten zween Algonquinen in einem besondern Canote, und hatten die Geschenke bey sich, die sie im Namen ihrer Nation unter die iroquesischen Stämme vertheilen wollten. Den 5ten des Brachmonates kamen sie in das erste Dorf der Agnier, da man sie mit aller aufrichtigen Freundschaftsbezeugung empfing. Den Pater Jogues erkannten einige seiner ärgsten Peiniger, und erzeigeten ihm unzählige Liebkosungen. Was ferner vorgieng, ist mir unbekannt; so viel ist gewiß, daß der Mißionar nicht aus dem Bezirke dieses Stammes kam, sondern seinen Kuffer da zurück ließ, und unter dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und beständig da zu verbleiben, abreisete.

Den 27sten erreichete er die Richelieuschanze. Hier fand er den Herrn von Montmagny und versicherte ihn, man könne den Agniern sicher trauen. Allein, vermuthlich verließ er sich auf sein Vorgeben nicht mehr, als er sollte, und merkete wohl, ein Geistlicher, welcher dergleichen Absichten, als der Pater Jogues, hege, sehe an den Wilden nur, was er wünsche. Nichts destoweniger willigte er endlich in die Erfüllung seines Versprechens; ungeachtet er ihn der Willkühr dieses unbeständigen Volkes mit größtem Widerwillen bloß stellete.

Der gute Pater reisete den 24sten des Herbstmonates mit größtem Vergnügen ab, und sah in seinen Gedanken schon, wie die Iroquesen sich nach dem Unterrichte drängeten.

Die Feindseligkeiten fangen wieder an.

1646. geten. Zur Begleitung hatte er einen Franzosen und einige Wilde bey sich. Bald darauf erfuhr man, die Feindseligkeiten wären zwischen den Huronen und den Oberiroquesen schon wieder ausgebrochen. Die Oberiroquesen sind die vier Stämme, welche man im Friedensschlusse nicht benamet hatte. Die Niederiroquesen sind die einzigen Agnier, wiewohl einige den Stamm Onneguth noch dazu rechnen. Um aber alles, was die gegenwärtige Geschichte von dieser hauptsächlich mit ihr verknüpften Nation beybringt, desto besser zu verstehen, muß man die Lage und Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnet, und die fünf Stämme, daraus sie besteht, wohl kennen.

Nachricht von der Iroquesen Lande.

Das Land der Iroquesen liegt zwischen dem ein und vierzigsten und drey und vierzigsten Grade; es beträgt ungefähr siebenzig bis achtzig französische Meilen von Osten gegen Westen, von dem obern Theile desjenigen Flusses, welcher erstlich ihren Namen führete, hernach Richelieu und Sorel hieß, zu rechnen, das ist vom Sacramentsee bis an Niagara und etwas über vierzig Meilen von Mitternacht gegen Mittag, oder vielmehr von Nordost gegen Südwest, zwischen der Quelle des kleinen Agnierflusses, bis an den Ohio. Dergestalt sind seine Gränzen gegen Mittag der Ohio und Pensylvanien, gegen Westen der Ontariosee, gegen Nordwest der Eriesee, gegen Mitternacht der Sacramentsee und der Lorenzfluß, und endlich Neu-York, theils gegen Mittag, theils gegen Südost. Es wird von vielen Flüssen bewässert, ist zwar hier und da gebirgicht, überhaupt zu reden aber ungemein fruchtbar.

Ursprung ihres Namens.

Der Agnierstamm liegt unter allen am weitesten gegen Norden, und am nächsten an Neu-York. Die Stämme **Onneyuth**, **Onnontague** a), **Goyoguin** b) und **Tsonnonthuan** folgen in der itztgemeldeten Ordnung von Osten gegen Westen aufeinander, ziehen sich aber doch dabey etwas gegen Südwest, aus welcher Ursache auch, sie den Namen der obern Stämme tragen; man wollte denn behaupten, sie hießen deswegen so, weil sie ein Reisender, wenn er den Lorenzfluß und den Ontariosee, welchen besagter Fluß durchstreicht, aufwärts fährt, in dieser Ordnung antrifft. Der Name Iroquese ist eine französische Erfindung, und rühret von dem Worte **Hiro**, oder **Hero**, welches so viel heißt, als ich habe gesaget, her. Es beschließen nämlich diese Wilden ihre Reden allemal entweder damit, wie etwa vor Zeiten die Lateiner mit Dixi, oder mit **Kue**, einer gewissen Ausrufung, welche in einer dehnenden Aussprache Traurigkeit, in einer geschwinden, Freude anzeiget. Ihr eigentlicher Name ist **Agonnonsionni**, das ist **Hüttenbauer**, indem sie weit dauerhaftiger, als andere Wilden bauen.

Was jedweder Stamm besonderes habe.

In dem Agnierstamme, als dem damals volkreichsten, schlingt sich ein schöner Fluß ungefähr acht französische Meilen weit, durch die angenehmsten Wiesengründe. Bey den Onnontaguern ist ein sehr schöner See, **Gannentaha** genannt, in dessen Nachbarschaft es viele Salzquellen giebt, und an dessen Ufer man beständig das schönste Salz findet. Geht man zwo Meilen weiter gegen den Stamm **Goyoguin**, so findet man eine Quelle mit einem milchfärbigen Wasser, von sehr heftigem Geruche, das über dem Feuer ein eben so brennendes Salz, als der ätzende Stein, anschießen läßt. Dieser ganze Bezirk ist höchst angenehm, und der Boden zu allem tüchtig.

Der Onneyuth Bezirk liegt zwischen dem Agnier- und Onnontaguestamme, und giebt ihnen in keiner einzigen Sache das geringste nach. Allein, der Goyoguin Bezirk

a) Man spricht es **Onnontahe** aus. b) **Oyoguin**.

zirk übertrifft sie alle mit einander an Trefflichkeit des Bodens und angenehmer Witterung. Man merket es auch an den Einwohnern, indem mit keinen Iroquesen besser umzugehen ist, als mit ihnen. In dem weitläuftigen Bezirke der Tsonnonthuaner giebt es vortreffliche Gegenden, und der Boden ist überhaupt zu reden, gut. Dem Vorgeben zu Folge, hat man da eine Erde gefunden, daraus man durch vieles Schwemmen ganz reinen Schwefel bringt. An eben diesem Orte giebt es auch eine Quelle, deren Wasser nach dem Abrauchen Schwefel zurück läßt. Es solle sich auch durch heftiges Schütteln von selbst entzünden c). Noch weiter hin, in der Nachbarschaft der ehemaligen Erier, ist ein stehendes, dickes und öhlichtes Wasser, welches gleich dem Branntweine Feuer fängt.

1646.

Von der Goyoguinen und Tsonnonthuanenbay, imgleichen von dem großen Moraste in dem letztbesagten Bezirke, habe ich schon anderswo, als von Orten, die mir höchst angenehm vorkamen, gesprochen. Diesem kann ich noch beyfügen, daß ich in der ganzen Gegend zwischen dem Onnontagne und Niagaraflusse, mit Ausnahme einiger seichten Sandstriche, keine andere als fruchtbare mit Holze und Wasser bestens versehene Gegenden antraf. Unterdessen kann es seyn, daß unter denen Orten, dahin ich nicht gekommen, einige von anderer Beschaffenheit sind.

Fruchtbäume.

In dem ganzen Gebiethe der fünf Stämme kommen alle unsere europäischen Obstbäume vortrefflich fort; ja, einige so gar ohne die geringste Pflege. Nebstdem giebt es andere bey uns unbekannte daselbst. Die Wälder stehen voll Kastanien und zweyerley Nußbäume. Die eine Gattung trägt eine sehr süße Frucht, die andere eine sehr bittere. Man bekömmt aber von ihr durch Hülfe der Mühle, des Feuers und Wassers auf eben die Weise, wie wir von der Sonnenbluhme, ein recht gutes Oel. An einigen Orten giebt es sehr wohlgeschmackte Kirschen ohne Kerne, einen Baum, dessen Blüthe unserer weißen Lilie, die Frucht aber an Farbe und Größe einer Abricose, an Geschmacke und Geruche einer Citrone gleicht.

Es giebt da einen wilden Citronenbaum, der aber nur unter die Stauden gehöret. Seine Frucht ist so groß, als eine chinesische Pommeranze, schmecket sehr lieblich, und erquicket sehr. Sie wächst zwischen zweyen Blättern, welche die Gestalt eines Herzes haben. Dagegen ist die Wurzel dieses Gewächses giftig. Auch findet man Aepfelbäume, deren Apfel einem Gänseye gleicht, seine Kerne aber eine Bohnengattung sind. Die Frucht riecht angenehm und schmecket vortrefflich; der Baum ist ein Zwärgbaum, der fetten und feuchten Boden verlanget. Die Iroquesen haben ihn aus dem Lande der Erier in das ihrige versetzet. Imgleichen die von uns also genannte Universalpflanze, mit deren zerstoßenem Laube man alle Wunden heilet. Besagtes Laub ist einer Hand breit, und dem französischen Wapen ähnlich. Die Wurzel riecht wie Lorbeer. Noch haben diese Wilden eine Menge Farbewurzeln, darunter einige sehr hohe Farben geben.

Thiere und Edelgesteine.

Es giebt in der Iroquesen Gebiethe, gleichwie in allen etwas südlich gelegenen Gegenden von Nordamerica, Klapperschlangen; ferner eine schwarze, welche auf die Bäume steigt, aber keinen Gift hat. Sie hat einen Todtfeind, der sie seiner anscheinenden Schwäche ungeachtet, heftig bekrieget, nämlich ein kleines Vögelchen, das, so bald es sie gewahr wird, darauf zufliegt, und mit einem einzigen Schnabelstoße todt

c) Eben dergleichen giebt es auch sechs französische Meilen von Grenoble.

1646. todt machet. Die Nattern sind hier zu Lande weit größer, als bey uns. Es giebt bräunlichte Tieger, (petit gris) ohne Flecken, mit einem langen Schwanze, und stellen sie den Stachelschweinen nach. Die Jroquesen schießen sie öfter von einem Baume herab, als auf der Erde. Sie sind, nach dem eigenen Geständnisse der Franzosen, gut zu essen, und schmecken ungefähr wie Schöpsfleisch. Einige haben röthlichte, alle mit einander aber sehr zarte Haare, und ihre Bälge gehören unter das feine Pelzwerk.

Doch das allerfeinste geben die schwarzen Eichhörnchen. Das Thier ist so groß, als eine viertheljährige Katze, ungemein munter, im geringsten nicht boshaft, wird auch sehr leicht zahm. Die Jroquesen machen aus diesem Rauchwerke Röcke, und verkaufen sie für sieben bis acht Pistolen. Die Turteltauben gehören hier, wie überall, unter die Strichvögel. Ein gewisser Mißionar sah alle Morgen von sechs Uhr bis um eilfe aus dem Austritte eines Flusses, welcher etwa eine Viertheilmeile groß seyn mochte, dergleichen Vögel in so großer Menge auffliegen, daß sie die Luft beynahe gänzlich verdunkelten. Sie fielen in einen nahe dabey befindlichen großen Teich, badeten sich, und flogen hernach ihres Weges. Dieses, saget er weiter, wären nur die Männchen gewesen, die Weibchen kämen erst nachmittage, und macheten es eben also. Endlich so findet man in der Jroquesen Gebiethe auch Steine, welche einen Diamant in sich schließen. Manche sind schon geschnitten, und zuweilen von hohem Werthe. Ich komme wieder auf das neue Kriegesfeuer, das vielmehr mit Asche bedecket, als gänzlich gelöschet worden war.

Die Jroquesen überfallen ein huronisches Dorf.

Die Jroquesen schlugen zuerst aus. Einige ihrer Krieger näherten sich einem huronischen Dorfe, in der Absicht Gefangene zu machen. Nun sahen sie zwar, daß man auf seiner Hut stund, doch wollten sie nicht gänzlich leer abziehen. Sie blieben also über Nacht im Holze verstecket, und unterdessen trieb ein Huron, zum Anzeigen daß er nicht schlafe, beständig ein großes Gelärme. Allein, als er sich mit anbrechendem Tage nicht weiter hören ließ: so schlichen zween Jroquesen bis an die Umzäunung des Dorfes, und horcheten, ob sich niemand rührete. Als sie nicht das geringste vernahmen, stieg einer von ihnen auf die Verschanzung, und sah zween Kerle im tiefsten Schlafe darauf liegen. Damit schlug er einem den Kopf mit der Axt entzwey, dem andern streifete er das Haar ab, und lief davon.

Schöne That dreyer Huronen.

Der erste blieb auf der Stelle todt: der andere machete das ganze Dorf munter. So gleich war die gesammte junge Mannschaft auf den Beinen, und eilete dem Feinde lange Zeit nach, konnte ihn aber wegen des gewonnenen Vorsprunges nicht einholen. Bald darauf rächeten sich die Huronen. Drey Krieger zogen aus, und erreicheten nach einer zwanzigtägigen Reise ein Dorf der Tsonnonthuanen. Es war Nacht, alle Hütten verschlossen, und jedermann schlief. Damit durchbrachen unsere Waghälse die Wand einer Hütte, und giengen hinein, ohne daß jemand erwachet wäre. Sie zündeten ein Feuer an, sucheten sich bey dessen Scheine jedweder seinen Mann aus, schlugen ihn todt, und streifeten ihm das Haar ab. Hernach steckten sie die Hütte in Brand, und gaben Reißaus. Man verfolgete sie, aber vergeblich. Sie kamen mit ihrem Siegeszeichen glücklich nach Hause.

Fortgang der christl. Religion während den Friedens.

Die Mißionarien sahen diese Merkmaale eines verlöschenden Friedens mit äußerstem Verdrusse. Sie hatten die kurze Dauer desselbigen so wohl angeleget, daß man

die christliche Religion in dem huronischen Gebiethe für die herrschende halten konnte. Ja, es wurde das Evangelium hauptsächlich von den Huronen selbst, unter viele andere Völker ausgebreitet. Die Wilden in der Nachbarschaft von Quebec und Montreal ließen einen nicht geringern Eifer spüren. Allein, die Iroquesen störeten diese zur Fortpflanzung des Glaubens und zur Aufnahme der Pflanzstadt höchstnöthige Ruhe; dahingegen in der letzteren jedermann, aus Mangel des Beystandes, die Hände in den Schoos legete.

1646.

Der P. Jogues lernete bald aus der Erfahrung, wie sehr er sich in seiner Meynung von diesen Barbaren geirret habe. Ja, es mochte nun eine bloße Ahndung, oder ein Argwohn der genauere Nachrichten zum Grunde hatte, gewesen seyn, so nahm er doch bey seiner Abreise auf immer Abschied, und zwar nicht als ein Mann, der die Agnier zu bekehren hoffet, sondern seiner Hinrichtung gewärtig ist. Die vorläufigen Anzeigungen hievon äußerten sich sehr bald. Kaum hatte er die drey Flüsse zurück geleget, so ließen ihn seine Begleiter im Stiche. Dergestalt hatte er niemand bey sich, als einen jungen Franzosen, Namens la Lande, und wußte nicht, wie er weiter fortkommen sollte.

Der P. Jogues wird von seinen Begleitern verlassen.

Wäre dieses einem andern begegnet, so wäre er wieder umgekehret, gleichwie denn dieses das klügeste zu seyn schien. Allein, er setzete seinen Weg fort, und erreichete zwar endlich, wiewohl mit großer Beschwerlichkeit, ein iroquesisches Dorf, wurde aber nicht viel besser als ein Kriegesgefangener bewillkommet. Man riß ihm und seinem Gefährten beynahe alle Kleider vom Leibe, und ließ es weder an Maulschellen noch Prügeln fehlen.

Wie er aufgenommen wird

Die Ursache dieser erstaunlichen Veränderung ist unbekannt. Doch schrieb sie der neubelgische Befehlshaber in einem Briefe an den Herrn Montmagny, imgleichen ein guter Freund in einem andern Briefe an den Herrn Bourdon, welcher den Pater das vorige Jahr begleitet hatte, der wunderlichen Einbildung der Iroquesen zu, als ob nämlich der Pater den Teufel in ihr Land gebannet hätte. Das letztere Schreiben meldete noch, es liege die Schuld dieser Treulosigkeit ganz allein an dem einzigen Stamme vom Bären; dahingegen die vom **Wolfe** und von der **Schildkröte** die beyden Franzosen auf alle Weise zu retten gesuchet, ja sogar zu jenen gesaget hätten: „schlaget lieber uns selbst todt, als daß „ihr diese Leute, die uns nicht das geringste zu Leide gethan haben, und im Vertrauen „auf den getroffenen Frieden zu uns kommen, hinrichten wollet.„ Beyde Briefe warneten den Statthalter zugleich, auf seiner Hut zu seyn, indem vier hundert Mann in der Absicht, die Franzosen auf einmal zu überfallen, und ihn selbst aufzuheben, im Anzuge wären.

Was die Iroquesen wider ihn aufgebracht.

Es warfen also die Iroquesen eben den Verdacht auf die Mißionarien, als anfänglich die Huronen; und weil die Krankheiten dieses Jahr bey den Agniern viele Leute weggeraffet, und die Würmer ihre Feldfrüchte beschädiget hatten, so schoben sie das ganze Unglück auf den Pater Jogues und seine Hexerey. In diesem Wahne wurden sie von einigen unter ihnen wohnenden Huronen, und großen Feinden des Christenthums bestärket; indem diese ihnen zu Gemüthe führeten, das Unglück sey erfolget, sobald sie Mißionarien verlanget hätten.

1646.

Sein Tod.

Der Pater fragete bey dem unfreundlichen Empfange, womit er denn seit seiner Abreise die Nation beleidiget habe? Statt der Antwort sagte man ihm, er habe nebst seinem Gefährten den Tod verwirket. Doch wolle man ihn aus besonderer Höflichkeit nicht verbrennen, sondern nur mit der Axt vor den Kopf schlagen, und ihre Köpfe auf den Zaun stecken, damit, wenn ein Franzos etwa durchreisen sollte, er sie kennen möchte. Alles Vorstellen dagegen war vergeblich. Man gab im geringsten nicht Acht darauf, und noch weniger eine Antwort. Er bereitete also sich und seinen Gefährten zum Tode.

Den folgenden Tag, welches der 17te des Weinmonates war, sagete man ihnen bis auf den Abend nicht das geringste Wort. Um selbige Zeit aber hieß ein Hurone den Pater Jogues, unter dem Vorwande, er wolle ihm zu essen geben, mit sich gehen; denn weder er noch sein Gefährte hatten den ganzen Tag über das geringste genossen. Aber als er in die Hütte trat, stund ein Iroques hinter der Thüre, und schlug ihn mit der Axt auf den Kopf, daß er sogleich todt niedersank. La Lande hatte gleich darauf ein ähnliches Schicksal. Man hieb ihnen die Köpfe ab, steckte sie auf den Zaun, und warf die Leiber ins Wasser.

Sein Mörder bekehret sich.

Dieses war das Ende eines Mannes, dessen erhabene Tugend und großen Muth die Iroquesen nach Verlaufe vieler Jahre, selbst bewundern mußten. Sein Mörder fiel im folgenden Jahre den Franzosen in die Hände, wurde von ihnen an die Algonquinen ausgeliefert, von diesen aber verbrannt. Doch starb er als ein Christ. Es sollen durch die Vorbitte des P. Jogues viele Gnaden, die ihn unter die berühmtesten Heiligen des abgewichenen Jahrhundertes setzen, gewirket worden seyn: ich überlasse sie aber seinen Lebensbeschreibern zu erzählen.

Die Agnier fangen den Krieg wieder an.

Weil die Agnier wohl sahen, es werde ihnen nach dieser Verletzung des Völkerrechtes jedermann über den Hals fallen: so wollten sie mit Höflichkeit zuvor kommen, und schicketen ihre Parteyen auf allen Seiten aus, ehe man von diesem Vorfalle Nachricht haben konnte. Eine solche Partey begegnete dem **Piescaret**, unterstund sich aber nicht, ungeachtet er ganz allein war, ihn anzugreifen; denn er hätte, gleichwie er schon öfters gethan hatte, wenigstens die Hälfte von ihnen erwürget. Sie stelleten sich demnach als Freunde, und durchstachen ihn unversehens von hinten. Eine andere Partey überfiel einige Christen ungewarnet auf der Jagd; sie schlugen einige todt, nahmen einige gefangen, und quäleten sie auf eine bisher unerhörete Weise. Ja, es gieng ihr Haß gegen das Christenthum so weit, daß sie, dem Berichte zu Folge, ein dreyjähriges Kind kreuzigten, und also verzappeln ließen. Die erste Nachricht von diesen Feindseligkeiten wurde den Franzosen durch einige algonquinische Weiber überbracht, die sich mit einer Kühnheit, die man an dem tapfersten Kerl bewundern würde, aus ihrer Henker Hand erretteten. Unter andern ist folgende Geschichte des Erzählens würdig.

Geschichte einer algonquinischen Frau.

Es war diese Frau seit zehn Tagen in einem Dorfe der Agnier gefangen, ohne noch zu wissen, was man mit ihr vorhabe. Doch da man sie bey ihrer Ankunft ganz nackend auszog, und bisher alles Bittens ungeachtet also ließ: so hatte sie mehr Ursache, etwas schlimmes als etwas gutes zu vermuthen. Als sie einstens die Nacht wie gewöhnlich, mit Händen und Füßen an vier Pfähle gebunden, in einer Hütte zubrachte, und ihre

Hüter,

Hüter, die auf den Stricken lagen, fest schliefen, machte sie nach vielem Bemühen erstlich eine Hand frey, und streifte sodann die übrigen Stricke ab. Hierauf holete sie eine Axt, die bey der Hüttenthüre lag, schlug dem nächsten dem besten den Kopf damit entzwey, und versteckete sich in einen nicht weit von der Hütte befindlichen hohlen Baum, den sie sich vorher schon auserse hen hatte. Das ganze Dorf kam über dem Winseln und Poltern des Sterbenden auf die Beine: die jungen Leute setzeten ihr sogleich nach, nahmen aber, wie sie wohl bemerkete, alle miteinander einerley Weg. Die übrigen aber blieben in ihren Hütten. Als sie niemanden vermerkete, lief sie gerade gegen die andere Seite, als ihre Verfolger, und entkam ohne jemandes Gewahrwerden in den Wald.

1646.

Diese Nacht über setzete ihr niemand auf dieser Seite nach, aber mit anbrechendem Tage folgete man ihrer Spur. Zwar hatte sie zween Tage Vorsprung gewonnen: aber am dritten Tage hörete sie von ferne Leute herbey kommen. Als sie eben bey einem Teiche war, so sprang sie geschwind bis an den Hals ins Wasser, und tauchte unter, sobald sie die Iroquesen sah. Zuweilen steckete sie den Kopf unter dem Schilfe heraus, schöpfete Athem, und gab Acht, was vorgieng. Als der Feind sich überall fleißig umgesehen hatte, und keines Menschen gewahr wurde, ergriff er den Rückweg, und sie ihres Ortes durchwadete den Sumpf und setzete den ihrigen fort. Also wanderte sie fünf und dreyßig Tage fort, und lebete unterdessen von Wurzeln und Waldobste. Endlich erreichete sie unterhalb des Petersees den Lorenzfluß; und weil sie in der Nähe der Richelieuschanze, vor den streifenden Parteyen der Iroquesen nicht genugsam sicher zu seyn vermeynte, so band sie in der Eile eine Flöße zusammen, und setzete über den Fluß. Als sie, ohne jedoch zu wissen, wo sie eigentlich sey? an die drey Flüsse kam: so erblickete sie ein Canot, versteckete sich aus Beysorge, es möchten Iroquesen seyn, bis nach Untergang der Sonne ins dickeste Gebüsche, und gieng sodann wieder nach dem Flusse. Gleich darauf fiel ihr die Schanze in die Augen; sie selbst aber einigen Huronen, die sie kannte, und um ein Kleidungsstück zu Bedeckung ihrer Blöße bath. Man warf ihr einen Pelzrock zu, darein sie sich wickelte, und in diesem Aufzuge in der Schanze erschien. Anfänglich schienen ihre Begebenheiten unglaublich zu seyn: allein, es ereigneten sich nachgehends so viele ähnliche Beyspiele, daß man in einem solchen Falle alles für möglich halten mußte.

Unterdessen, da die Iroquesen das Heil ihrer Seelen muthwillig von sich stießen, vermehrete eine Nation, welche an Tapferkeit keiner andern etwas nachgab, an Sanftmuth und Leutseligkeit aber alle übrige in ganz Nordamerica übertraf, die Menge der gläubigen Wilden aus eigenem Triebe; und es dienete ihre Bekehrung Neufrankreich zu einer Schutzmauer, welche kein Feind jemals überwältigen konnte.

Ich verstehe hier die Abenaquier. Anderswo habe ich schon erwähnet, es habe dieses Volk das zwischen dem Pentagoet und Neuengland gelegene südliche Stück von Neufrankreich bewohnet, und die zu ihm gehörigen Einwohner der Gegend am Kinibequi den Namen Canibas geführet. Nachgehends vereinigten sie sich, um den Engländern und ihren Bundesgenossen gewachsen zu seyn, mit den **Etecheminen** oder **Maleciten**, den Nachbarn des **Pentagoetflusses**, imgleichen mit den **Mikmaken** oder **Suriquois**, welches die natürlichen Einwohner Acadiens und der ganzen canadischen Ostküste waren. Diese drey Nationen begriff man wegen ihrer genauen Verbindung, ähnlichen Sprache und Neigung

Wer die Abenaquier waren

1646. Neigung zu uns und dem Christenthume gemeiniglich unter der allgemeinen Benennung der abenaquischen Nation; und ich werde mich, wofern nicht die Deutlichkeit ein anders erfordert, künftig nach dieser Gewohnheit richten.

Seit einiger Zeit waren viele Canibas nach Sylleri gekommen und hatten sich taufen lassen. Diese machten ihren Landesleuten so große Lust zum Christenthume, daß sie durch eigene Abgeordnete einen Mißionarium von dem Statthalter und General Superior der Jesuiten begehreten. Ein so tapferes Volk und das bedürfenden Falles, wegen seiner Lage zwischen uns und den Engländern große Dienste thun konnte, war keinesweges zu verachten. Man empfing folglich zu Quebec die Abgeordneten auf das beste, und gab ihnen im Augustmonate des 1646 Jahres den P. Gabriel Dreuillettes mit nach Hause.

Ihre Gemüthsart.

Seine Reise war lang und beschwerlich. Die Abenaquier sind, gleichwie ihre Nachbarn ebenfalls, Faullenzer, die man niemals recht zum Landbaue bringen konnte, und die für den folgenden Tag noch weniger sorgen, als alle übrige Wilde; daher muß man bey ihnen am allermeisten Hunger leiden. Dagegen versüßete die Beschwerlichkeiten dieser Mißion ihr gutes Gemüth, ihre Liebe gegen die Franzosen, und ihre geleisteten ungemeinen Dienste, indem vielleicht von Neufrankreich nichts mehr zu hören noch zu sehen wäre, wofern man den Iroquesen und Engländern nicht die Abenaquier entgegen zu setzen, gehabt hätte.

Der P. Dreuillettes fand bey seiner Ankunft am Kinibequi ein Hospitium der Capuziner. Sie hatten noch ein anderes Haus am Pentagoet, und waren die Seelensorger nicht nur der daselbst ansäßigen Franzosen, sondern auch aller übrigen, welche die Handlung dahin zog, und nahmen den Pater mit aller möglichen Freundlichkeit auf.

Verrichtung des P. Dreuillettes.

Er brachte den Winter und das folgende Frühjahr damit zu, daß er alle Dörfer dieser Gegend besuchete, eine Menge sterbende Kinder, nebst einigen erwachsenen taufte, und fand überall große Lehrbegierde. Ja, es wurden sogar einige Zauberer seine Schüler, und verbrannten ihr Zauberwerk. Da ihm nun bey diesen Umständen der Weizen reif zur

1647.

Erndte zu seyn schien, reisete er nach Quebec zurück, und erstattete dem P. Superior Bericht von dem Zustande der Abenaquier. Man beschloß zu Folge desselbigen, eine Mißion unter diesem Volke zu errichten, und versprach sich desto reichlichere Früchte davon, weil hier von den Iroquesen nichts zu befürchten war.

Hr. v. Montmagny wird zurück berufen

Bey dieser Beschaffenheit des neufranzösischen Staates, bekam der Herr von Montmagny Befehl, seine Statthalterschaft dem damaligen Befehlshaber an den drey Flüssen, Herrn d'Aillebouft, zu übergeben, und nach Frankreich zu kommen. Der Ungehorsam des Statthalters der americanischen Eylande, Ritters von Poinci, welcher wider des Königes Willen in seiner Stelle geblieben war, und andere Befehlshaber zu gleicher Widerspänstigkeit veranlassete, hatte Seine Majestät zu der Entschließung gebracht, die Befehlshaber der Pflanzorte alle drey Jahre abzuwechseln, und auf diese Weise zu verhüten, daß sie nicht etwan, bey einem allzulangen Aufenthalte, das ihnen anbefohlene Land für ihr Eigenthum ansehen möchten.

Jedwedes allgemeine Gesetz hat seine Beschwerlichkeit, welcher man anderer Umstände wegen nicht allemal durch eine Ausnahme abhelfen kann. Einen tüchtigen Befehlshaber kann

kann man nie zu lange bey einer neuangelegten Pflanzstadt lassen, gleichwie im Gegentheile einen untüchtigen und übelgesinneten, nie zu zeitig absetzen. Allein, mit Ausnahme dieser nurbesagten Fälle, kann kaum etwas für die Aufnahme einer noch schwachen Einrichtung nachtheiligeres seyn, als das oftmalige Abwechseln der Oberhäupter, indem das Legen eines dauerhaften Grundes eine große Einförmigkeit der Absichten erfordert. Nicht alles, was man für nützlich und nöthig befindet, kann auch sogleich ausgeführet werden. Manche Anschläge erfordern Zeit. Allein, der Nachfolger dünket sich insgemein klüger, als sein Vorfahrer zu seyn: Er fängt demnach die Sache ganz anders an; und damit bleibt immer alles ein bloßer Anfang, und gewinnt niemalen eine dauerhafte Stärke. Allein, wie gesagt, manche Umstände erlauben einem Fürsten nicht, dasjenige, was in der That das beste wäre, zu wählen. Unglücklicher Zwang, welchem die Götter dieser Erde nur allzuoft unterworfen sind! Das Unvermögen, darein sie so manchesmal gerathen, einem Uebel auf bessere Weise, als durch ein anderes, abzuhelfen, ist ein sehr bequemes Mittel, sie an ihre eigene Schwäche zu erinnern.

1647.

Seine und seines Nachfolgers Abschilderung.

Der Ritter Montmagny hatte dergleichen verkehrte Anstalten, als mancher Nachfolger eines weisen Vorfahrers, nie gemachet, sondern im Gegentheile sich beständig bemühet, den Entwurf des Herrn Champlains auszuführen. Ohne Zweifel wäre die Pflanzstadt in einen recht guten Stand von ihm gesetzet worden, wenn es der Gesellschaft beliebet hätte, ihn zu unterstützen. Gleichwohl erhielt er sie mit weniger Macht in ihrem Wesen. Nebstdem war sein Lebenswandel jederzeit ohne Tadel. Er zeigte bey aller Gelegenheit die rühmlichste Gottesfurcht, Klugheit und Abscheu vor allem Eigennutze. Er schonete, um den Iroquesen Widerstand zu leisten, seiner eigenen Person nicht, und wußte bey den kützlichsten Fällen dermaßen über sein Ansehen zu halten, daß ihn Franzosen und Wilde gleich liebeten und ehreten; ja, der Hof selbst ihn den Befehlshabern neuangelegter Pflanzorte, als ein vortreffliches Muster ihres Betragens vorstellete.

Sein Nachfolger war ein braver, gottesfürchtiger und wohlgesinneter Mann. Er war ein Mitglied der montrealischen Gesellschaft, die aus lauter frommen und für die Bekehrung der Heiden eifrigen Personen bestund, gewesen. Er vertrat, als Herr Maisonneuve nach Frankreich verreiset war, dessen Stelle auf dieser Insel, und wurde hernach Befehlshaber an den drey Flüssen. Er kannte folglich den canadischen Zustand vollkommen wohl, er wußte wo es fehlete, und suchte nach äußerstem Vermögen zu helfen. Allein, da man ihm eben sowenig unter die Arme griff, als seinen Vorfahren, so hatte Neufrankreich unter seiner Regierung mancherley Unglück auszustehen, das ihm mit keiner Billigkeit auf einige Weise zuzuschreiben ist.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Siebentes Buch.

1648.

Zustand der Colonie.

Damals war sowohl zu Quebec, als in den übrigen französischen Wohnplätzen, alles ziemlich ruhig, und die Wilden, welche unter uns wohneten, oder Handlung mit uns trieben, machten sich diese Stille zu Nutze. Das größte Verkehr wurde mit Pelzwerke getrieben, und zwar meistens von nordlichen Wilden, welche zu diesem Ende an die drey Flüsse und nach Tadussac kamen. Hier unterrichtete man sie in der christlichen Lehre, die sie hernach zu Hause weiter ausbreiteten. Sie kamen auch stets mit einigen Neubekehrten zurück, die man hernach vollends geschickt machete, daß sie konnten getaufet werden. Sylleri wuchs ebenfalls alle Tage an Einwohnern und an Eifer: nur die einzige huronische Kirche, die größte unter allen, verursachete beständige Sorge und Kümmerniß.

Schlechtes Verfahren der Huronen.

Es erschien zwar in eben diesem 1648 Jahre einige neue Hoffnung zu einem Vergleiche zwischen den Iroquesen und Huronen. Denn die letztern erhielten einige wichtige Vortheile über ihre Feinde, nebst dem erbothen sich auch die Andasten oder Andastoesen, ein damals sehr mächtiges und tapferes Volk, zu ihrem Beystande. Allein, weil ich von einer wirklich geleisteten Hülfe nicht das geringste finde: so nahmen die Huronen das Anerbiethen vermuthlich nicht an. Demnach schwächeten sie sich durch allzugroße Sicherheit selbst. Eben zu der Zeit, da sie eine vergebliche Friedenshandlung mit den Onnontaguen pflogen, überfielen die Agnier und Tsonnonthuaner zwo starke auf der Jagd begriffene Parteyen aus dem Ignatius-Flecken, und hieben sie nieder. Als man sodann eine Zeitlang von keiner weitern Feindseligkeit etwas hörete, so verfielen die Huronen von neuem in ihre vorige Schläfrigkeit. Eben darauf lauerten die Agnier, die sich ingeheim rüsteten, und im Felde erschienen, als man sie am wenigsten vermuthete.

Ein huronisches Dorf

Den 4ten des Heumonates mit anbrechendem Tage überfielen sie den Josephsflecken, woselbst der P. Anton Daniel seinen gewöhnlichen Sitz hatte, und eben damals Messe las. Er hörete ein verwirretes Geschrey von Leuten, die überall herum liefen und schrien:

Man

Man bringt uns um. Sogleich eilete alles zur Capelle hinaus; und kaum hatte er so viel Zeit, sein Meßgewand anzuziehen, und es nebst den Kirchengefäßen, an einem sichern Orte zu verbergen. Als er aus der Capelle trat, nahmen viele, und zum Theile noch ungläubige Weiber und Kinder ihre Zuflucht zu ihm, und bathen um Hülfe; weil der Feind mit der Streitaxt in der Hand, hinter ihnen drein war. Sie warfen sich ihm zun Füßen, und verlangeten, getauft zu werden. Er tauchete daher geschwind ein Schnupftuch ins Wasser, und taufete sie durch das Besprengen. In dem Augenblicke wurden die Pallisaden überwältiget; und man bath den Mißionar inständigst, sich mit ihnen zu retten. Er wollte nicht, und gab ihnen die General Absolution. Sodann vermahnete er jedermann zur Flucht, und trat, um solche zu erleichtern, dem Feinde entgegen, welcher aus Schrecken über eine solche Kühnheit, sich nicht an ihn getrauete, sondern ihm nur den Leib voll Pfeile schoß. Endlich durchrennete ihn einer mit der Helmbarte. Der todte Körper wurde schimpflich gemishandelt, und endlich in die Capelle, welche schon in voller Flamme stund, geworfen.

1648.

wird von den Aniern zerstöhret.

Heldenmüthiger Tod des P. Daniels.

Bey diesem Unglücke kamen über siebenhundert Personen ums Leben. Der Josephsflecken wurde gar nicht wieder aufgebauet, sondern die noch übrigen Einwohner wendeten sich nach dem Marienflecken, welcher gleichsam die Hauptstadt des ganzen Landes vorstellete. Hier lebeten sie bis ins folgende Frühjahr ganz ruhig.

Fast um eben diese Zeit kam, zu großer Verwunderung der Franzosen, ein neuengländischer Gesandte nach Quebec. Sein Antrag war ein ewiges Bündniß zwischen beyden Landschaften, welches sogar auf den Fall, da beyde Kronen einander bekriegeten, fortdauern sollte. Der Herr d'Allebout, befand den Vorschlag sehr vortheilhaftig, und schickete den Pater Dreuillettes als seinen Gevollmächtigten nach Boston, um den Vergleich unter der Bedingung, wenn die Engländer ihren Beystand gegen die Iroquesen verspráchen, richtig zu machen.

Vergebliche Unterhandlung mit Neuengland.

Was der Pater auf dieser ersten Reise ausrichtete, ist mir unbekannt. So viel aber ist gewiß, daß man die Unterhandlung im 1651 Jahre aufs neue vornahm, und eifrig trieb. Zum Beweise dienen folgende Urkunden, welche die einzigen sind, die ich in der Canzeley des Seewesens, von dieser Sache finden konnte. Die erste ist ein Schreiben der Regierung zu Quebec an die neuengländische, und lautet folgender Gestalt:

„Als die Herren Bostoner schon vor einigen Jahren die Errichtung einer Handlung „zwischen Neufrankreich und Neuengland vorschlugen, antworteten sowohl die von Seiner „Majestät verordneten Regierungsräthe, als der Herr Gouverneur darauf, man wünschete „nicht nur die vorgeschlagene Handlung, sondern auch die beyderseitige Einigkeit der Ge„müther von Grunde des Herzens; nur verlangete man zugleich, auch in ein Angriffs- und „Vertheidigungsbündniß gegen unsere Feinde, die Iroquesen, mit ihnen zu treten, weil au„ßerdem besagte Feinde die Handlung entweder gänzlich verhindern, oder doch wenigstens „beschwerlich machen würden. Unseres Erachtens haben sie hohe Ursache, den Uebermuth „der Iroquesen, welche dero Bundesgenossen, die Sokokinesen und Abenaquier verfolgen, „einmal zu demúthigen, und zu zeigen, wie leicht ihnen dieser Krieg, wenn er recht an„gegriffen wird, falle. Aus diesem gedoppelten Grunde haben wir für dienlich angesehen, „des ehemals vorgeschlagenen Bündnisses von neuem zu erwähnen. Wir legen also dem „Schreiben des Herrn Gouverneurs dieses gegenwärtige bey, versichern dieselbe unserer „und aller Einwohner von Neufrankreich herzlichen Neigung zur Handlung mit Neueng-

1648. „land und zum Bündnisse gegen die Irequesen, welche künftig unsere gemeinschaftlichen „Feinde seyn sollen. Wir haben für gut angesehen, dem Herrn Dreuillettes, welcher „dieses Geschäffte den vorigen Winter betrieb, noch den Herrn Godefroy, Rath der hie„sigen Regierung, beyzugesellen. Die Geschicklichkeit beyder Abgeordneten läßt uns „einen glücklichen Ausgang hoffen, und sind sie zu diesem Ende mit der nöthigen Voll„macht versehen, nämlich sowohl um die beyderseitige Handlung auf einen dauerhaften „Fuß zu setzen, als auch um ihnen die Kriegeskosten gegen die Iroquesen zu erleichtern. „Wir bitten, ihnen Gehör zu verleihen, und mit derjenigen Offenherzigkeit, welche den „Engländern eben sowohl als uns Franzosen natürlich ist, mit ihnen also Unterredung zu „pflegen, als ob wir selbst zugegen wären. Wir zweifeln nicht, Gott werde Ihre und „unsere Waffen segnen; weil wir sie zur Vertheidigung unserer beyderseitigen Bundesge„nossen, der wilden Christen, gegen barbarische Heyden, welche weder einen Gott noch „ein Gesetz haben, noch auf Recht und Billigkeit achten, gebrauchen. Alles dieses wer„den unsere Abgeordnete ausführlich vortragen, und dieselben zugleich unsers aufrichtigen „Wunsches für das Wohlergehen ihrer Lande und eigenen Personen, versichern. Gegeben „in Seiner Majestät zu Quebec in Neufrankreich errichteten Regierungskammer, den „20sten des Brachmonates, im 1651 Jahre.„

Die zweyte Urkunde betrifft die Ernennung des Herrn Godefroy, zum Gehülfen des P. Dreuillettes und hat die Aufschrift: **Auszug aus dem Protocolle der alten Regierung dieses Landes, vom 20sten des Brachmonates 1651.** Sie lautet folgender Gestalt:

„Als die Regierung Vormittags um neun Uhr sich versammelte, und dabey gegenwär„tig waren, der Herr Gouverneur, Seine Ehrwürden der P. Superior, die Herren „de Mauze, de Godefroy und Menoil, und das Antwortschreiben in Vortrag kam, „welches die hiesige Regierung im 1651 Jahre, auf den Antrag der neuengländischen Land„schaftsbevollmächtigten, wegen eines Handlungsvereines beyder Colonien abgelassen hatte: „so wurde beschlossen, darein zu willigen, und der Herr Regierungsrath Godefroy dazu er„nennet, daß er sich nebst dem Pater Dreuillettes nach Neuengland, zu besagten Land„schaftsbevollmächtigten begeben, und vermöge der ihnen beyderseits ertheileten Vollmacht, „davon, gleich wie auch von dem Schreiben an besagte Herren, eine Abschrift bey den „Acten befindlich ist, Unterhandlung mit ihnen pflegen solle. Und was anbetrifft die Waa„ren, welche einer, Namens **Thomas Rost**, auf Treu und Glauben des P. Dreuillettes „hieher bringt, so soll ihm jemand entgegen geschicket, und ihm ein Ort, dahin er sie „bringen kann, angewiesen werden.

„**Ludwig d'Aillebouft**, königlicher Stattverweser und Befehlshaber von ganz „Neufrankreich, alles Gutes zuvor. Sintemal wir sowohl von unsern unterthänigen „Wilden, als von den Abenaquiern, die am Kinibekiflusse wohnen, und ihren übrigen „Bundesgenossen, um Schutz gegen ihre Feinde, die Iroquesen, ersuchet worden, maßen „denn unser Vorfahrer in der Statthalterschaft, Herr de Montmagny, ihnen Schutz er„theilet habe, und sie uns vor kurzem abermal vorgestellet, es stehe ihnen der gänzliche „Untergang bevor, wofern wir nicht bey Zeiten kräftige Gegenmittel gebrauchten: Als „haben wir zum Besten dieser Pflanzlande, vermöge eines, von der Königinn Regentinn, „zu Beschützung der Wilden, gegen ihre besagte Feinde erhaltenen ausdrücklichen Befeh„les, auf Gutachten der hiesigen Regierung und einiger angesehenen Einwohner, die

„Herren Gabriel Dreuillettes, Prediger des Evangelii unter den Wilden, und den Re-
„gierungsrath Johann Godefroy, zu Bothschaftern in ihrem Namen bey den Neuenglän-
„dern ernennet, und sollen sie entweder mit der dasigen Regierung, oder mit der allgemei-
„nen Versammlung sämmtlicher Landschafsabgeordneten, wegen der Hülfe an Volk, gleich
„wie auch an Mund- und Kriegesvorrathe Abrede nehmen, damit man die Iroquesen an
„den bequemsten Orten angreifen möge. Auch sollen sie wegen aller Puncte, die man zur
„Sicherheit dieses Vergleiches für nöthig erachten möchte, abschließen, und den Neueng-
„ländern ihre im 1647 Jahre schriftlich verlangte Handlungsfreyheit mit unserm Lande,
„unter allen dienlich scheinenden Bedingungen, so lange verwilligen, bis wir einen eigenen
„Bothschafter abschicken, und alles, was sie eingegangen haben, schließlich bestätigen und
„gutheißen. Ersuchen alle und jede Statthalter, General-Lieutenante, Hauptleute und
„andere Personen, sie frey und ungehindert ihres Weges ziehen zu lassen u. s. w.

1648.

Vermuthlich machte die einzige Bedingung, vom Kriege gegen die Iroquesen, die ganze Sache rückgängig. In der That hieß das viel von den Engländern gefordert; indem sie nicht nur, wegen weiter Entlegenheit, von den Iroquesen wenig zu besorgen hatten, sondern auch die Handlung und den Landbau zu ihrer einzigen Beschäfftigung machten. Das gewisseste ist, daß nichts aus dem Vergleiche wurde; und daß die Huronen alle Furcht vor ihrem gefährlichen Feinde fahren ließen, als er ein völliges halbes Jahr sich ganz stille hielt.

Sorglosigkeit der Huronen.

Diese Sorglosigkeit bekam ihnen sehr übel. Den 16ten des Märzmonates 1649, mit anbrechendem Tage, überfiel eine iroquesische Partey von tausend Mann den Ignatiusflecken ganz unvermuthet. Er war wider die Wilden noch so ziemlich befestiget. Weil aber damals nicht über vier hundert Personen anwesend, und nicht die geringste Wache aufgestellet war: so hatte der Feind keine andere Mühe, als die Pallisaden in Brand zu stecken, und die schlafenden, oder doch schlaftrunkenen Einwohner zu erwürgen. Es kamen nicht mehr als drey Mann davon, welche eiligst nach dem unweit davon liegenden Ludwigsflecken liefen, und Lärm machten: sogleich liefen alle Weiber und Kinder in den Wald. Achtzig Mannspersonen fasseten die Entschließung, bis auf den letzten Athem zu fechten. Sie trieben auch den stürmenden Feind zweymal mit großem Verluste zurück: endlich aber wurde die Verschanzung überstiegen, und alle Huronen entweder getödtet oder gefangen.

1649.

Zwey huronische Flecken werden zerstöhret.

Die Ueberwinder steckten den ganzen Ort in Brand, und nahmen mit der Beute und den Gefangenen ihren Weg nach dem Ignatiusflecken zurück, weil sich ihr Mundvorrath unter einer starken Wache daselbst befand. Weil der Ruf von dem gedoppelten Angriffe viele huronische Krieger herbey gelocket hatte: so wurde die beyden folgenden Tage zum öftern und mit abwechselndem Glücke gefochten; absonderlich aber bey dem Marienflecken, der nur eine französische Meile weit vom Ludwigsflecken liegt.

Er war sehr volkreich. Es hielten sich nebst den Mißionarien viele Franzosen da auf, und man hielt allezeit gute Wache. Nichts destoweniger schlichen sich den 17ten ein paar hundert Iroquesen herbey, und wollten sehen, was etwa zu thun seyn möchte. Sie verfielen aber, da sie sich ein wenig zu weit gemacht, in einen Hinterhalt. Man schlug ihrer viele todt, nahm einige gefangen, und verfolgete die übrigen bis an den Ludwigsflecken, ohne zu wissen, daß die feindliche Hauptmacht hier stehe. Auf einmal sahen sich die Huronen von sieben- bis achthundert Mann auf allen Seiten umringet, und kein

Verschiedene Gefechte.

1649. Mittel, zu entweichen. Gleichwohl verloren sie den Muth nicht. Sie wehreten sich den ganzen Tag mit ersinnlicher Tapferkeit; und ungeachtet der ungleichen Anzahl war der Vortheil lange Zeit auf der Seite der Huronen. Endlich aber konnten sie vor Mattigkeit die Waffen nicht mehr halten; und ihrer waren nur noch eine Handvoll. Die meisten davon waren verwundet, und sie wurden insgesammt zu Gefangenen gemacht.

Indem nun bey dieser Gelegenheit der Kern der ganzen Nation zu Grunde gieng: so gerieth man im Marienflecken in die äußerste Bestürzung, und besorgete alle Augenblicke einen feindlichen Angriff. In dieser Noth wendete man sich an den h. Joseph, dessen Tag der folgende war. Das Gebeth wurde erhöret; man erfuhr am 19ten, der Feind habe den Rückweg mit solcher Geschwindigkeit, als wenn er gejaget würde, ergriffen.

Die PP. Brebeuf und Lallemant werden verbrant.

Die darüber geschöpfte Freude wurde durch die Nachricht von dem traurigen Schicksale des Pater **Johann Brebeuf** und **Gabriel Lallemant**, eines Vetters der Patres **Karl** und **Hieronymus Lallemant**, ziemlich versalzen. Sie fielen dem Feinde bey Eroberung des Ludwigsfleckens in die Hände, und mußten eben den Willkommen als die Kriegesgefangenen ausstehen; ja, man schonete ihrer um so viel weniger, weil ihre Hinrichtung schon beschlossen war. Sie wurden von einander abgesondert; und der Pater Brebeuf zuerst auf die Bühne geführet. Als er nun währenden Quälens nicht abließ, die gefangenen Huronen zur Beständigkeit zu ermahnen, die Iroquesen hingegen mit den Strafgerichten Gottes zu bedrohen: so schnitten sie ihm die Unterlippe nebst der Nasenspitze ab, hielten ihm brennende Fackeln an den Leib, verbrannten ihm das Zahnfleisch, und stießen ihm endlich ein heißes Eisen in den Hals.

Gleich darauf erschien der Pater Lallemant, ein junger Mann von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit. Diesem hatten sie, nach mancherley anderer Quaal, um den ganzen Leib vom Kopfe bis auf die Füße Tannenrinde gebunden; und voritzt sollte sie angezündet werden.

So bald er den Pater Brebeuf in seinem greulichen Zustande ansichtig wurde: so schauderte ihm die Haut. Darauf sagete er: **Wir sind der Welt und den Engeln und den Menschen ein Schauspiel geworden.** Der Pater antwortete ihm durch eine sanfte Neigung des Hauptes; und in dem Augenblicke warf sich ihm der Pater Lallemant, der sich frey befand, zu seinen Füßen, küssete seine Wunden und beschwur ihn, Gott zu bitten, daß er ihm Geduld und Glauben verliehe. Die Wilden rissen ihn hinweg, und steckten die Rinde in Brand.

Die Barbaren ergötzeten sich eine Zeitlang an dem Heulen und Wehklagen, das ihm der Schmerz austrieb. Nachgehends kamen sie über den Pater Brebeuf, und hingen ihm heißgemachte Axteisen um den Hals. Indem sie auf eine neue Quaal sannen, rief ein abgefallener Huron: man müsse ihnen dafür, daß sie eine Menge Leute mit kaltem Wasser begossen, und dadurch so großes Unheil unter der Nation gestiftet hätten, heißes Wasser auf den Kopf gießen. Der Anschlag wurde genehm gehalten. Man schaffete siedendes Wasser herbey, und goß es den beyden Mißionarien sachte auf den Kopf. Der Pater Lallemant wäre beynahe darüber erstickt; indem das Wasser auf die glimmenden Rindenstücke herab floß, und einen gräßlichen Dampf erregete. Weil nun seine Bande verbrannt waren: so hub er in der Angst die Hände gegen den Himmel auf, um denjenigen, welcher die Stärke der Schwachen ist, anzurufen: allein, man schlug sie ihm mit Stricken so gleich nieder. Endlich als beyde Patres keinen heilen Ort am ganzen Leibe mehr hatten: so erquicketen sich die Iroquesen recht an dem elenden Anblicke. **Nun!**

müssen

müssen die Kerle nicht übel schmecken, sageten sie unter einander. Damit schnitten sie hin und wieder große Stücke von ihnen ab, und fraßen sie unter großem Gespötte hinein. „Du sagtest ja diesen Augenblick, sprachen sie zum Pater Brebeuf, je mehr man hier auf „Erden leide, desto glücklicher lebe man dort im Himmel; darum erzeigen wir dir den Gefal= „len und quälen dich, so sehr wir können; warum dankest du uns denn nicht dafür„?

1649.

Gleich darauf zogen sie ihm die Haut über die Ohren; und als er noch athmete: so stach ihn ein Oberhaupt durch den Leib. Das herausströmende Blut soffen die Barba= ren mit größter Begierde in sich; nachgehends schnitt ihm der Urheber dieser Wunde die Brust auf, riß das Herz heraus, und fraß es auf. Der Pater Brebeuf war aus dem Bisthume Bayeux gebürtig, und ein Vetter des Uebersetzers von des Lucani Heldengedich= te. Er hatte eine ansehnliche Leibesgestalt, und war, ungeachtet seiner großen Enthaltung und eines zwanzigjährigen höchstmühsamen Lebens, dennoch ziemlich wohl bey Leibe.

So bald er todt war, wurde der Pater Lallemant wieder in die Hütte geführet, wo seine Marter angefangen hatte. Als er hinein trat, bekam er einen Hieb mit dem Beile über das linke Ohr, welcher die Hirnschale spaltete, daß das Gehirn heraus sprang. Darauf riß man ihm ein Auge aus, und setzete eine glühende Kohle dafür hinein. Das ist alles, was man von den Umständen seines Todes weis. Nur soll er, nach dem Zeugnisse der An= wesenden, schrecklich gemartert worden seyn, und vor heftigen Schmerzen kläglich geschrie= hen haben. Er war aus Paris gebürtig; sein Vater und Großvater hatten das Amt ei= nes Criminallieutenants, oder Blutrichters verwaltet. Er war ungemein mager, erst vor einem halben Jahre nach Neufrankreich gekommen, und bey seinem Tode neun und drey= ßig Jahre alt.

Zerstreung der Huronen.

Nach dieser erlittenen Niederlage, gaben die Huronen alle Hoffnung zu längerer Ver= theidigung auf. Innerhalb acht Tagen stunden alle Dorfschaften in der Gegend des Ma= rienfleckens leer; ja, es blieb meistentheils kaum eine Spur davon übrig; denn die Ein= wohner selbst brannten sie bis auf den Grund weg, und nahmen ihre Zuflucht, theils in die Wälder, theils zu andern Völkerschaften. Da nun die Einwohner des Marienfleckens, aus Furcht vor den Iroquesen sich nicht hinaus wagen durften: so riß der Hunger unter ihnen ein; und dieser Umstand brachte die Mißionarien auf den Einfall, den Ueberbleib= seln dieser zerstreueten Nation einen Sitz an einem von den Iroquesen weit entferneten Orte zu verschaffen.

Die Huronen beziehen die Josephsinsel.

Hierzu schlugen sie die Insel Manitualin in dem nordlichen Theile des Huronsees vor. Sie ist von Osten nach Westen ungefähr vierzig französische Meilen lang, aber ziemlich schmal, hat fischreiche Küsten, mehrentheils fruchtbaren Boden, und wim= melte, weil sie nicht bewohnet war, von Wildpräte. Allein, die Huronen wollten aus ih= rem Lande nicht weichen, sondern bezogen die gleich an selbigem liegende Josephsinsel.

Der Abzug geschah den 25sten des Maymonates. In kurzer Zeit war auf dieser kleinen Insel ein Flecken von hundert Wohnungen, einige für achte, andere für zehn Haus= haltungen errichtet. Nebstdem ließen sich viele, der Jagd und Fischerey zu gefallen, hie und dort im Lande, oder an der Küste nieder. Der Sommer wurde ganz ruhig zuge= bracht, und die Mißionarien taufeten unterdessen bey drey tausend Heyden. Allein, weil das Land beynahe gar nicht angebauet wurde, der Fischfang wenig bedeutete, und das Wild= prät bald ein Ende nahm: so fehlete es schon zu Anfange des Herbstes an Lebensmitteln. In kurzer Zeit wurde die Noth erschrecklich groß. Man grub halb verfaulte Leichen aus,

Schreckliche Hungersnoth.

1649. und verzehrete sie. Die Mütter fraßen ihre verhungerten Kinder, und die Kinder die Leichen ihrer Aeltern.

Verwegenheit der Huronen.

Hieraus entstunden ansteckende Seuchen, welche desto mehr Leute dahin raffeten, weil sich die Wilden vor der Ansteckung nicht genugsam in Acht nahmen. Was das ärgste war: so erfuhr man, es sey eine Partey von dreyhundert Iroquesen im Anzuge. Da man nun ihre eigentliche Absicht nicht wußte: so ließen die Oberhäupter der Nation alle Dorfschaften warnen, auf ihrer Hut zu seyn. Absonderlich betraf diese Warnung die Tionnontatesen, als welche, seitdem der Marienflecken leer stund, das feindliche Streifen am allerersten treffen konnte. Nun war ihr Bezirk sehr volkreich, wie denn der einzige Johannesflecken über sechshundert Haushaltungen in sich begriff; daher hielten sie der dreyhundert Iroquesen Unternehmen für ein bloßes Hohnsprechen, und zogen alle mit einander, so viel ihrer im Stande waren, mit gewaffneter Hand gegen sie aus.

Der Johannesflecken wird zerstöret.

Allein, der Feind bekam von diesem unbedachtsamen Vornehmen bald Wind, wich ihnen durch allerley Abwege aus, und überfiel den Johannesflecken mit anbrechendem Tage. Was nicht in der Geschwindigkeit entspringen konnte, das wurde niedergehauen: der Pater Garnier bekam zween Schüsse durch den Leib, davon er als todt niedersank; und als er nach einiger Zeit einen Versuch, sich aufzurichten, vornahm: so richtete ihn ein Iroquese mit einem Paar Hieben völlig hin. Unterdessen da dieses Unglück vorgieng, war der Pater Chabanel auf dem Wege nach einem andern Orte begriffen: allein, er kam nicht wieder zum Vorscheine, ohne daß man eine sichere Nachricht von seinem Schicksale zu geben wüßte.

Neues Unglück, das den Huronen begegnet. 1650.

Die erschreckliche Hungersnoth und die ansteckenden Krankheiten nöthigten endlich eine große Menge Manns- und Weibespersonen von allerley Alter, die Josephsinsel mitten im Winter zu verlassen, und sich über das Eis in andere Gegenden zu retten. Zum Unglücke trug das Eis nicht recht. Es brach folglich unter ihnen ein. Viele ersoffen, viele erfroren. Die meisten kamen davon, und gedachten in der Wildniß vor den Iroquesen sicher zu seyn. Allein, diese Barbaren spühreten ihren Aufenthalt aus, und metzelten sie jämmerlich nieder.

Viele gehen nach Quebec.

Als die auf der Josephsinsel Zurückgebliebenen, davon die Anzahl etwa dreyhundert betrug, das unglückliche Schicksal ihrer Brüder erfuhren, und alle Tage einen Ueberfall von den Iroquesen besorgeten: so hielten sie nach vielem Ueberlegen endlich für das Beste, den Pater Ragueneau, welcher diese Mißion besorgete, zu ersuchen, er möchte doch nebst seinen Gehülfen die Ueberbleibsel der geschwächten Nation sammeln und nach Quebec führen. Hier wollten sie unter dem Schutze der französischen Festung und ihres Vaters Ononthio die Ländereyen, die man ihnen anweisen würde, in der Stille anbauen, und ein ruhiges Leben führen.

Der Pater Ragueneau wollte, ehe er darauf antwortete, die andern Mißionarien umher zu Rathe ziehen; und alle waren der Meynung dieser Wilden. Es schien auch dieses das einzige Mittel zu seyn, welches diesem unglücklichen Volke übrig geblieben. Das ganze Land war in der äußersten Bestürzung; man sah nur zerstörete oder verlassene Flecken, worinnen schon die wilden Thiere zu hausen anfingen, da die Menschen ihre Wohnungen in den Wäldern und auf den Bergen einnahmen. Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn man die traurigen Ueberbleibsel einer ehemals so blühenden Nation retten wollte.

Man

Man machete sich also, ohne lange zu berathschlagen, auf die Reise. Zwar wußte man nicht, woher die Lebensmittel unterwegens kommen möchten. Allein, der Hunger war auf der Insel oder in einer Wildniß noch weit gewisser. Man gieng also auf dem Strome der Uraouais zu Schiffe; und ungeachtet man fast alle Tage ganz frische Fußtapfen von Jroquesen erblickete: so wurde man doch niemals von ihnen entdecket. Ungefähr auf halbem Wege begegnete den armen Flüchtlingen der Pater Bressani, welcher zu Quebec überwintert hatte, und vorißt, weil er von allem vorgegangenen Unglücke nicht das geringste wußte, mit einer starken Begleitung von Huronen, in seine alte Mißion zurückkehren wollte.

1650.

Er war einige Zeitlang von vierzig Franzosen begleitet worden; und wenig Tage darnach, da ihn diese Begleitung verlassen, wurde er von zehn Jroquesen in der Nacht überfallen. Atirontha, ein berühmtes huronisches Oberhaupt, ein tapferer Mann und guter Christ, wurde zuerst erleget, und der Mißionar von dreyen Pfeilen verwundet, da er herum lief, seine Leute aufzuwecken. Die Jroquesen hatten sich zu lange verweilet, und sahen sich nunmehr von allen Seiten angefallen. Ihrer sechse wurden erleget, zween gefangen genommen, und zween waren davon gelaufen. Die Huronen hatten ihrer sieben eingebüßet, und setzeten darauf ihren Weg fort, schämeten sich aber, daß sie sich von einer Handvoll Wagehälsen so hatten überfallen lassen.

Wie man sie da empfängt.

Sie vernahmen den Umsturz ihres Vaterlandes mit größter Bestürzung, und wußten keinen andern Rath, als den Rückweg zu ergreifen. Dergestalt kamen sie alle mit einander nach Montreal, hielten sich aber an diesem Orte noch nicht für genugsam sicher, sondern setzeten nach zweytägigem Ausruhen ihre Reise bis nach Quebec fort, wo sie den 25sten des Heumonates im Jahre 1650 anlangeten. Nun empfing sie zwar Herr d'Aillebout auf das beste: allein, die Anzahl vermöglicher Personen war in der Pflanzstadt ungemein schwach, die Klöster und einige Vornehme übernahmen einige Haushaltungen zu verpflegen: zweyhundert Personen aber, und drüber, mußte man der Vorsehung überlassen. Sie that auch das Ihrige in der That. Die Leute erhielten sich lange Zeit, ohne daß man begreifen konnte, von was.

Wie es den übrigen ergeht.

Den übrigen Huronen, welche ihr Vaterland nicht verlassen wollten, gieng es noch schlimmer. Einige sucheten bey benachbarten Völkerschaften Schutz, zogen ihnen aber dadurch die Jroquesen über den Hals. Andere flohen zu den Engländern, und ließen sich in dem vorißt also genannten Pensylvanien nieder. Eine ziemliche Anzahl wurde unter dem Vorwande eines Vergleiches von den Jroquesen in einen Hinterhalt gelocket. Sie merketen aber die Bosheit, überfielen ihre arglistigen Feinde selbst, hieben viele nieder, und bezogen hierauf die Insel Manitualin. Nach einiger Zeit zogen sie aus der Insel weg, und nach Quebec zu ihren Landesleuten.

Die Einwohner des Michael- und Johannesflecken, ergriffen meistentheils eine andere Entschließung, welche zwar höchst verwegen zu seyn schein, gleichwohl aber glücklich ausschlug. Sie wendeten sich nämlich an die Jroquesen selbst, versprachen, unter ihnen zu leben, und wurden wohl empfangen. Noch andere schweiften, ohne einen gewissen Sitz zu haben, im Lande herum. Diese wurden aufgesuchet, und alle mit einander niedergemacht. Dergestalt war nicht nur das ganze huronische Land, sondern auch die ganze Gegend am Uraouaisstrome eine völlige Wüsteney, ungeachtet dieser Bezirk noch vor wenigen Jahren ungemein bevölkert war.

1650.

Man nimmt sich der erstern nicht an.

Man hatte gehofft, es würden doch wenigstens die nach Quebec geflüchteten vor allem Unglücke, das ihre Landesleute traf, in Sicherheit seyn. Man konnte sie leicht in den Stand setzen, sich ihren Unterhalt selbst, und ohne alle Beschwerung der Pflanzstadt zu verschaffen; ja es hätte diese letztere mit der Zeit nicht wenig Vortheil von ihnen gehabt. Es reisete auch der Mißionssuperior, Pater Hieronymus Lallemant, ausdrücklich deswegen nach Frankreich, um den Befehlshabern der canadischen Gesellschaft die Sache nachdrücklich vorzustellen.

Ihr unbesonnenes Verfahren.

Allein, es hieß den Tauben geprediget. Die Folge davon war diese, daß die französische Pflanzstadt in die äußerste Verachtung fiel, und sich vor den Iroquesen viele Jahre lang eben so sehr fürchten mußte, als vorher die Huronen. Voritzt führeten sich diese letzteren sehr unbesonnen auf. Es war nicht anders, als ob der Schwindelgeist in sie gefahren wäre. Kaum waren sie unter den Stücken von Quebec, so verfielen sie auf einmal aus der größten Muthlosigkeit in den größen Uebermuth. Ungeachtet der geringen Anzahl ihrer Kriegesleute, schätzeten sie sich dennoch von nun an für unüberwindlich. Der allerleichteste Anschlag, den sie machten, war dieser, die Iroquesen aus ihrem Lande zu jagen, und gänzlich zu vertilgen.

Sie beredeten die Einwohner von Sylleri dazu, daß sie sich zu ihnen schlugen, und eine Kriegesparter auf die Beine brachten, dagegen, wie sie meyneten, die fünf Orte viel zu schwach wären. Hierzu schlugen sich noch die Algonquinen und Huronen an den drey Flüssen. Das ganze Heer zog gegen die Agnier aus; und weil es aus lauter Christen bestund, und die Unternehmung einen Kreuzzug vorstellen sollte: so macheten sie überall kund, ihr Absehen sey, den Erbfeind des christlichen Namens aus den Ländern der Gläubigen zu jagen, und die Mißionarien in den Stand zu setzen, daß sie die wahre Lehre einführen könnten.

Unglückliche Unternehmung.

Bey dem ersten Dorfe, das sie überfallen wollten, wurde ein Huron und ein Algonquin auf Kundschaft ausgeschicket. Die Kerle trenneten sich; und der erste fiel einer iroquesischen Partey in die Hände. Um nun sein Leben zu retten, wurde er zu einem schändlichen Verräther. Er gieng auf die Iroquesen zu, und sagete: „Meine Brüder! „ich habe mich schon lange nach euch umgesehen. Ich wollte in mein Vaterland zurück kehren, „weil ich wohl weis, daß die Iroquesen und Huronen voritzt nur ein einziges Volk ausma„chen. Um desto sicherer fortzukommen, schlug ich mich unterwegens zu einigen Algon„quinen, die euch zu überfallen gedenken: ich habe mich aber, um euch zu warnen, schon „vor zween Tagen von ihnen weggemachet „.

Der Verräther dienete den Agniern so gar zum Wegweiser, und führete sie zu den Christen, die alle mit einander da lagen und schliefen. Indem nun der Feind mit Muße zielen konnte, auf wen er wollte: so blieben die allertapfersten gleich bey dem ersten Abfeuern auf dem Platze. Viele erwacheten über dem Gekrache der Flinten, und schlugen sich tapfer herum; einige nahmen Reißaus in den Wald. Die übrigen wurden gefangen und verbrannt. Nur zween entliefen; und von diesen erfuhr man alle Umstände des traurigen Vorganges.

Diese große Niederlage, und noch einige darauf folgende geringere, gereichten freylich den Mißionarien, gleichwie jedermann, dem das Blühen des Christenthumes und der Pflanzstadt am Herzen lag, zu innigster Betrübniß. Doch trösteten sich die erstern einigermaßen damit, daß die Anverwandten der Gebliebenen über diese harte Züchtigung im geringsten nicht murreten, sondern die Probe, darauf ihr Vertrauen gesetzet wurde, mit Geduld ausstunden.

Der

Der Eifer war bey allen und jeden ungemein groß; gleichwie er denn mit der Zeit der Trübsal unzertrennlich verbunden zu seyn scheint. Gleichwohl riß unter den Christen, welche Tadussac besucheten, einige Unordnung ein; und leider! war niemand Schuld daran, als die Europäer. Absonderlich gieng das Vollsaufen im Schwange. Die Wilden haben eine natürliche Neigung dazu; ehe sie ihr ein Genüge thun konnten, blieb sie jedermann, ja ihnen selbst, unbekannt. Allein, so bald sie sich an das Trinken gewöhnen, fällt es ihnen beynahe unmöglich, jemals davon abzustehen.

1650-51.

Das Branntweinsaufen machet Unordnung.

Zwar setzeten sich die Oberhäupter der Pflanzstadt gegen das Branntweinverkaufen. Allein, zum Unglücke waren zu Tadussac zwar Mißionarien, aber keine ordentliche Obrigkeit, darum, weil man nie einen förmlichen Anbau an diesem Orte vorgenommen hatte. Der Statthalter mochte also verbiethen, wie er wollte: so war doch niemand da, der die Uebertreter zur Verantwortung gezogen hätte.

In kurzer Zeit riß das Uebel dermaßen ein, daß die wilden Oberhäupter selbst den Herrn Aillebout ersucheten, er möchte ein Gefängniß bauen, und die ärgerlichen Trunkenbolde hinein sperren lassen. Denn es kamen, ohne die Montagnezen, als die natürlichen Landeseinwohner, auch noch Bersiamiten, Papinachesen und Umamiucker nach Tadussac; und es gab unter allen diesen Völkern Christen. An den drey Flüssen gieng es ordentlicher zu. Denn da war nicht nur ein wachsamer und eifriger Befehlshaber, nämlich der Herr Dupleßis Bochart, sondern auch ein Jesuiterhaus.

Dieses 1650ste Jahr, welches, wegen Vertilgung der Huronen, und der daraus fließenden üblen Folgen, für ganz Neu-Frankreich ein rechtes Unglücksjahr gewesen war, endigte sich damit, daß der Statthalter, weil seine Zeit verlaufen war, abgelöset wurde. Sein Nachfolger war der Herr von Lauson, einer von den vornehmsten Mitgliedern der canadischen Gesellschaft: doch kam er erst im folgenden Jahre nach Quebec. Der Herr von Aillebout, als sein Vorgänger, verließ den Ort ohne Widerwillen, wo er nur ein Zeuge von der Verheerung der Pflanzstadt seyn konnte, und wo er seine Würde nicht zu unterstützen vermochte. Der neue Statthalter hatte stets mehr als jemand an den Angelegenheiten der Gesellschaft Theil gehabt. Er hatte vornehmlich die Wiedergabe von Quebec in England bewirket, und hatte sich dessen, was Canada betraf, stets eifrig angenommen.

Herr von Lauson wird Statthalter.

1651.

Er fand den Zustand der Pflanzstadt ärger beschaffen, als ihn der Pater Lallemant abgemalet hatte; ja, es wurde von Tage zu Tage schlimmer. Die Iroquesen wageten sich bis unter die Stücke unserer Schanzen, und streifeten in großen Haufen um alle unsere Wohnplätze herum. Als eine von ihren Parteyen sich an den drey Flüssen sehen ließ: so zog der dasige Befehlshaber, Herr du Pleßis Bochart, alles Abrathens ungeachtet, in eigener Person gegen sie aus. Der Ausgang war, daß er auf dem Platze blieb, und die Furcht vor den iroquesischen Waffen desto größer würde.

Sylleri wurde mit einer Mauer umgeben, und Stücke aufgeführet, weil man sich daselbst hinter bloßen Pallisaden nicht mehr für genugsam sicher schätzete: gleichwie denn in der That so gar die greulichsten Wüsten und die entlegensten nordlichen Orte vor den Anfällen der Iroquesen nicht mehr sicher waren.

1652.

Der Pater Jacob Buteux hatte besagte weitläuftige Gegenden im Frühlinge des 1651 Jahres durchreiset. Hier fand er, daß die Attikameguer von sich selbst, und ohne daß je ein Priester zu ihnen gekommen wäre, den christlichen Glauben angenommen, und eine

Nordliche Streifereyen der Iroquesen.

1652.

eine Capelle erbauet hatten, darinnen sie ihr Gebeth zur ordentlichen Zeit verrichteten. Sie führeten ihn zu einer noch weiter entlegenen Nation, davon er eine kleine Anzahl zu bekehren das Glück hatte. Allein, kaum war er wieder nach Quebec gekommen, so überfielen die Iroquesen diese entlegenen Gegenden und metzelten alles nieder. Nicht ein einziges Dorf blieb verschonet, sondern es wurden sämmtliche Einwohner entweder erwürget, oder verjaget. Herr de Lauson sah nur allzuwohl, man sollte diesem reißenden Strome von Rechtswegen Einhalt thun. Aber was half es? Er hatte keine Verstärkung aus Frankreich mitgebracht; und die Pflanzstadt war für sich allein bey weitem nicht stark genug dazu.

Die einzige Gegend von ganz Neu-Frankreich, dahin die Iroquesen weder damals, noch nachgehends sich wageten, war das Land der Abenaquier. Hier arbeitete der Pater Dreuillettes mit großem Segen; ja, er war bey ihnen dermaßen viel vermögend, daß die Engländer seine Freundschaft mit allem Eifer sucheten, und ihm manche Gefälligkeit erzeigeten, bloß damit diese Wilden gute Nachbarschaft halten möchten. Ja, als die Abenaquier nachgehends durch das Band der Religion an die Franzosen geknüpfet waren: so bekamen die Neuengländer genugsame Ursache zur Reue, daß sie dieses Volk zu unversöhnlichen Feinden gemacht hatten.

Der P. Buteux geht nach Norden.

Um eben diese Zeit bathen einige Attikameguer den Pater Buteux, er möchte mit ihnen in ihr Land reisen, und die wenigen Ueberbleibsel ihrer Nation sammeln. Diesem Begehren zu Folge reisete er den 4ten April des 1652 Jahres wirklich mit ihnen ab. Die ganze Gesellschaft bestund aus sechzig Männern, Weibern und Kindern. Als man einen Monat lang auf den beschwerlichsten Wegen, und in äußerstem Mangel der Lebensmittel fortgezogen war: so theilete man sich, sowohl um desto leichter Lebensmittel zu finden, als die streitenden Feinde zu vermeiden. Es blieb niemand bey dem Pater, als ein junger Franzos und ein Huron. Weil nun die Flüsse bereits schiffbar waren: so baueten sie einen Nachen und setzeten sich hinein. Den folgenden Tag mußten sie etlichemal aussteigen, und ihr Fahrzeug zu Lande fortschleppen. Auf einmal fühlete der Huron, welcher voraus gieng, daß man ihn von hinten umfassete: zugleich hörete er einige Schüsse, und sah den Pater nebst dem Franzosen niederstürzen. Die Iroquesen richteten sie im Augenblicke völlig hin, zogen sie aus, und warfen die Leichen ins Wasser. Der Huron sollte verbrannt werden. Er entwischete aber, kam den 8ten des Brachmonates an die drey Flüsse und erzählete den ganzen Verlauf.

Kömmt ums Leben.

Viele Mißionarien kehren nach Europa zurück.

Dergestalt kam alle Jahre irgend einer von den Mißionarien ums Leben. Da nun die übrigen meistens alt und eine Sprache zu lernen, außer Stande waren, über dieses auch einige nach Zerstörung der huronischen Flecken keine Beschäfftigung hatten: so kehreten sie, und darunter auch der Pater Bressani, wieder nach Europa zurück.

Was zu Montreal vorgeht.

1653.

Weil die Insel Montreal von den iroquesischen Streifereyen nicht weniger mitgenommen wurde, als andere Gegenden von Neufrankreich: so reisete Herr von Maisonneuve selbst nach Frankreich, um dasjenige, was die Briefe nicht thun konnten, in Person auszuwirken. Im Jahre 1653 kam er wieder zurück, und brachte hundert Mann, und eine Haushälterinn, Namens Margarethe Bourgeois, aus Langres gebürtig, mit sich nach Montreal. Die letztere machete sich durch ihre große Heiligkeit und Stiftung der Jungfern von der Congregation berühmt.

1653.

Bald nach seiner Ankunft geschah es einstens auf der Insel, daß sechzig Mann von zweyhundert Iroquesen überfallen und umringet wurden. Doch die letztern mochten schießen, wie sie wollten, so trafen sie doch niemanden; dahingegen die erstern mit jedwedem Schusse ihren Mann trafen. Hierüber erschracken die Feinde dergestalt, daß sie über Hals und Kopf davon liefen. Dieser Vorfall wurde auf der ganzen Insel für ein sichtbarliches Zeichen von dem Schutze der Mutter Gottes angesehen; indem ihr die Insel besonders geheiliget war: gleichwie auch jedermann ein solches Leben führete, das die Gunst Unserer lieben Frau in der That verdienete.

Neue Friedensunterhandlung.

Als der Befehlshaber auf Mittel sann, wie er dergleichen Ueberfälle künftig verwehren könnte: so erschienen sechzig Onontaguer vor der Schanze. Einige sonderten sich darauf von ihnen ab, näherten sich mit vieler Zuversicht und macheten Zeichen, daß sie reden wollten. Ihre kleine Anzahl machete, daß man sie leicht in die Stadt ließ; und sie meldeten, daß ihre Nation geneigt wäre, Friede zu machen, wenn man mit ihnen unterhandeln wollte. Sie begleiteten diesen Antrag mit Geschenken. Der Herr von Maisonneuve nahm solche an, und stellete ihnen vor: wie weit die französische Nation von ihrer Treulosigkeit entfernet wäre, da sie so oftmals das Vertrauen gemisbrauchet, welches man auf ihr Wort gesetzet hätte; er hätte bey diesem Vorfalle Gegenbedrückungen brauchen, und ihnen als Kundschaftern begegnen können, wozu ihm ihre ganze vorige Aufführung ein Recht gäbe: die Christen aber handelten nach andern Grundsätzen.

Sie ließen sich alles gefallen, und versicherten, man sollte in kurzem gewisse Beweise von ihrer Aufrichtigkeit erhalten. Sie giengen so gleich ab, um ihren Alten die Vorschläge des Statthalters zu hinterbringen. Als sie unterwegens durch Onneyuth reiseten: so brachten sie die Oberhäupter dieses Bezirkes gleichfalls auf Friedensgedanken. Eben dieses thaten auch die Goyoquinen; ja, sie schicketen in ihrem eigenen Namen Abgeordnete mit Geschenken nach Montreal, und ließen den Befehlshaber warnen, wohl auf seiner Hut zu stehen, weil fünfhundert Agnier einen Anschlag auf die drey Flüsse auszuführen gedächten. Der Statthalter ließ so gleich alle Huronen, die er auftreiben konnte, gegen sie ausrücken. Diese stießen auf eine zahlreiche und wohlverschanzete Partey der Agnier, schlugen viele todt, nahmen ihre Anführer und andere Vornehme gefangen, die übrigen liefen davon.

Der P. Poncet wird gefangen.

Hingegen rückete eine andere feindliche Partey bis an die Thore von Quebec, erregete den ganzen Sommer über vieles Schrecken, verursachete in der ganzen Gegend noch mehr Schaden und erwürgete so gar einige Franzosen: einige andere aber, und darunter den Pater Poncet a) nahmen sie gefangen. Weil dieser Mißionar in der Pflanzstadt ungemein beliebt war: so machten sich auf die Nachricht von seiner Gefangenschaft sogleich vierzig Franzosen nebst einer großen Anzahl Wilden auf die Beine, und wollten ihn wieder befreyen. Aber da sie an die drey Flüsse kamen, mußten sie da bleiben, und die Besatzung verstärken; indem der Feind diesen Ort auf allen Seiten eingeschlossen hielt.

Unterwegens sahen sie an einem Baume zween Köpfe angemalet, und den Namen des Paters und noch eines mit ihm gefangenen Franzosen darunter geschrieben. Auf der Erde lag ein Büchelchen, darein der Pater geschrieben hatte. „Es führen uns sechs zu „den Iroquesen getretene Huronen und vier Agnier mit sich davon: doch haben sie uns noch „kein Leid zugefüget„. Allein, nachgehends machete man es ihm, sowohl auf dem Wege, als bey der Ankunft zu Hause, um kein Haar besser, als ehemals dem Pater Jogues und Bressani.

 Als

a) Dieser war ein Vetter des verstorbenen Bischofs von Usez.

1653.

Als man einstens darüber berathschlagete, was mit ihm und seinem Gefährten anzufangen sey: so überreichete ein Weib eine Halsschnur von Porcellan, und bath sich dagegen einen Finger von dem Pater aus. Dieses wurde bewilliget. Es trat darauf ein Wilder zu dem Pater, und nahm seine rechte Hand. Unterdessen daß er daran einen Finger nach dem andern besah, bath der Missionarius Gott, daß er ihn doch lieber die linke, als die rechte Hand möchte verstümmeln lassen. Sogleich ließ der Wilde die Hand fallen, und nahm die andere, von welcher ihm denn ein Kind den Zeigefinger abschneiden mußte. Man gab ihn dem Weibe, und hing dem Pater dagegen die Schnur um den Hals. Den folgenden Tag führete man ihn durch alle Dörfer, und überließ ihn dem Muthwillen der Kinder. Nachgehends wurde der junge Franzos verbrannt, der Pater hingegen der Willkühr einer alten Matrone, die ihren Bruder im Kriege eingebüßet hatte, übergeben. Diese schenkete ihm das Leben. Drey Tage hernach kam ein Iroquese von den drey Flüssen zurück, und berichtete, der Friede sey so gut als richtig; nur wolle der Onontio vor allen Dingen den Pater Poncet wieder haben, und habe man ihm deswegen Geisel, die für sein Leben haften müßten, eingeliefert; er selbst, der Zeitungsträger, sey um diese Umstände zu melden, in aller Eile abgereiset.

Hierauf änderte sich sein Zustand im Augenblicke. Man führete ihn ohne Verzug nach Orange, und ließ ihn neu kleiden. Nach der Rückkunft wurde er in allen Dörfern der Agnier wie im Triumphe herum geführet, und überall mit großen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen. Endlich reisete er den 15ten des Weinmonates nach Quebec ab, und hatte einen Abgesandten des Ortes, mit Geschenken für den Statthalter und den P. Superior, bey sich. Nach einer zweytägigen Reise wurde der Abgesandte von einem nachgeschickten Bothen eingeholet. Man ließ ihm melden, die Geisel wären in Ketten und Bande geleget, ja, einige gar erwürget worden; er möchte also selbst zusehen, was er thun wolle. Dem Abgesandten wurde bey dieser tröstlichen Nachricht zwar nicht wohl zu Muthe: doch auf des Paters Versichern, es werde ihm nicht das geringste Leid wiederfahren, setzete er die Reise fort.

Gleichwohl war an der ganzen Sache nichts. Die iroquesischen Geisel hatte kein Mensch mit einem Finger angerühret, sondern es war ein Algonquin, wegen Vollsaufens ins Gefängniß geleget worden, und das ganze Gerücht rührete vielleicht von Uebelgesinneten her, welche an dem Friedensschlusse wenig Gefallen trugen. Als er über den Ludwigssprung schiffen wollte: so schlug der Kahn um, und er wäre beynahe ersoffen. Endlich kam er den 15ten des Windmonates nach Quebec, und wurde mit größter Freude empfangen.

Der Friede ist geschlossen.

Der Friede war bereits geschlossen. Ungeachtet man bisher nur allzuviele Proben von dem leichtsinnigen und treulosen Gemüthe der Iroquesen gesehen hatte: so hoffete man doch, die Ruhe sollte diesesmal dauerhaftig seyn. Die fünf Völkerschaften hatten sich dahin erkläret, ohne es mit einander verabredet zu haben, und die Agnier hatten den Anfang dazu gemacht, zu einer Zeit, da sie am erbittersten wider die Franzosen zu seyn schienen, und sich von ihnen nichts zu befürchten hatten. Man schickete im folgenden Jahre den P. le Moyne nach Onnontague, um den Frieden im Namen des Statthalters zu bestätigen: es geschah auch dieses zu beyderseitiger Zufriedenheit. Als der Mißionar erwähnete, er wolle eine Wohnung für sich in ihrem Bezirke haben: so wies man ihm sogleich einen Platz an; und er nahm Besitz davon. Nachgehends wurde er in vielen Flecken bewirthet, von allen Oberhäuptern reichlich beschenket, und dem Versprechen gemäß, mit

einer

einer guten Begleitung nach Quebec zurück geschicket. Allein, unterwegens begegnete ihm etwas, davon er zwar bey seiner Rückkunft, aus heftiger Begierde eine Gemeinde unter den Iroquesen zu errichten, nicht das geringeste erwähnete, das man aber nachgehends von den Iroquesen selbst erfuhr.

1654.

Er saß mit zween Onnontaguern in einem Kahne. Diesem folgeten noch mehrere Kähne, darinnen Huronen und Algonquinen saßen. Unweit Montreal wurden sie unvermuthet von einer Menge Kähne voll Agnier umringet, und mit einer guten Salve bewillkommet. Die Huronen und Algonquinen blieben alle miteinander auf der Stelle todt, und ein Onnontaguer ebenfalls. Den P. le Moyne band man als einen Kriegesgefangenen; der noch übrige Onnontaguer hingegen bekam Erlaubniß, nach Hause zu gehen. Allein, er wollte den Mißionar, der ihm von den Landesältesten anvertrauet war, durchaus nicht verlassen, sondern bedrohete vielmehr die Agnier, es würden die obern Orte ihr Beginnen nicht ungeahndet lassen.

Treulosigkeit der Agnier.

Anfänglich lacheten sie nur darüber. Als er aber standhaftig blieb, so banden sie den Pater los, und ließen ihn nebst seinem Begleiter seines Weges nach Montreal fortziehen. Die Mutter von der Menschwerdung meldet in ihren Briefen, es habe der Ort Agnier diese Thathandlung von sich abgelehnet, und auf einen Holländer geschoben, der von einer Agnierinn gebohren und erzogen war, unter den Agniern lebete, und in unsern Nachrichten den Namen Batard Flamand trägt. Doch, dem sey wie ihm wolle; so behielt der geschlossene Friede seine Richtigkeit einmal wie das andere. Es war diese Beleidigung nicht die einzige, die man von den Iroquesen empfing, und wobey man durch die Finger sehen mußte.

Damals wohneten sechshundert Huronen auf der Insel Orleans, und nähreten sich ihrer Hände Arbeit. Dieses war der Ausbund aller Christen von ihrer Nation. Man errichtete von den allereifrigsten ein Manns- und ein Nonnenkloster; und es mag ein gewisser Schriftsteller, welcher nicht die besten Nachrichten hatte, sagen, was er will; so stifteten doch diese Klöster eben dasjenige gute, das man damals überall, wo welche waren, mit Verwunderung ansah.

Frömmigkeit der Huronen.

Unterdessen suchten die Agnier die Ruhe, darinnen wir und unsere Bundesgenossen lebeten, zu stören. Die Hauptursache ihres Misvergnügens rührete aus einem Laster her, das erst seit dem Umgange mit den Europäern bey ihnen eingerissen war, nämlich der Gewinnsucht. So lange der Krieg währete, trieb die ganze Nation ihr Verkehr bloß mit den Holländern. Dieses nun fiel den obern Orten freylich beschwerlich. Denn der Weg bis nach Orange war nicht nur weit, sondern er gieng auch durch der Agnier ihr Gebieth, folglich mußten sie sich in allen andern Dingen nach den Agniern richten, zugeschweigen, daß die letztern, der holländischen Nachbarschaft wegen, dem ganzen Lande Gesetze vorschreiben konnten.

Die Agnier suchen den Frieden zu stöhren.

Alle diese Vortheile fielen weg, seitdem der Frieden die Handlung zwischen den obern Orten und Neufrankreich eröffnete. Demnach ist es kein Wunder, daß die letztern diesen Frieden so eifrig verlangeten, die Agnier hingegen ungern daran kamen, ja, als er endlich geschlossen worden war, die ganze Sache nach kurzer Zeit bereueten. Nebstdem hatten die letztern, weder jemals in einigen Frieden mit unsern Bundesgenossen gewilliget, noch das Streifen gegen sie ausgesetzet. Ja, es reuete sie in kurzer Zeit sogar des Versprechens, das sie uns selbst gethan hatten, nämlich unsere Pflanzlande nicht mehr mit gewaffneter Hand zu betreten, noch unsere Mißionarien in ihren Amtsverrichtungen zu

Ermorden einen Jesuiten.

stöhren.

1654.

stöhren. Man fand unweit Syllery einen Jesuiter Bruder, Namens Johann Ligeois, mit zween Schüssen ermordet. Der Kopf war ihm abgeschnitten, und die Haut mit den Haaren vom Schedel abgestreift.

Schöne That einer Algonquininn.

Weil man wohl einsah, hier müßte man nicht lange Federlesens machen, sondern diese unbändigen Feinde zu Paaren treiben, ehe sie die übrigen Orte auf ihre Seite brächten: so schickte man eine Menge Parteyen gegen sie aus, und setzete sie endlich in Furcht. Die tapfere That einer algonquinischen Frau trug hauptsächlich viel dazu bey. Sie war mit ihrem Manne und ihren Kindern auf dem Felde. Unversehens fielen fünf Agnier über den Mann her, banden ihn, und führeten ihn nebst Weib und Kind, wiewohl ohne eines von ihnen zu binden, mit sich davon. Diese Unvorsichtigkeit kam ihnen theuer zu stehen. Denn die Frau erwischete eine Streitaxt, schlug dem Anführer nebst noch einem andern den Kopf damit entzwey, und band ihren Mann los, worauf die übrigen davon liefen.

Die Agnier erneuern den Frieden.

Ein so schlechter Anfang benahm den Agniern die Lust zum Kriege. Sie schicketen also Gesandten ab, und verlangeten nicht nur einen Frieden ohne Vorbehalt, sondern auch einen Mißionar. Man gab ihnen den Pater le Moyne, weil er es durchaus verlangete. Er wurde, bey seiner Ankunft im Lande, auf das beste empfangen, und trauete daher den Agniern alles gute zu. Zwar stellete sich einstens ein Kerl an, als ob er toll wäre, lief des Nachts mit einer Streitkolbe in der Hand, in alle Wohnungen herum, und rief dabey, er wolle den Ondesson umbringen. Dieses war der iroquesische Name, den der Pater angenommen hatte, weil ihn der P. Jogues vormals geführet hatte. Allein, kein Mensch rührete sich. Die Mordthat unterblieb also. Dergleichen Dinge begegneten ihm kurz nach einander noch mehrere: er hoffete aber immer, es werde sich mit der Zeit schon geben, da doch ein jedweder, der ein so schweres Unternehmen, als die Besserung des Verstandes und Herzens ist, zu Stande bringen will, vor allen Dingen die Gemüthsart seiner Schüler genau ausforschen muß.

Zween Mißionarien gehen unter die Onnontaguer.

Hingegen giengen die Onnontaguer mit größerer Aufrichtigkeit zu Werke. Man schickete den P. **Chaumonot** und **Dablon** unter sie. Jener war von Geburt ein Wälscher, und damals der älteste Mißionar in Neufrankreich. Dieser war erst aus Europa angekommen. Beyde wurden durch eigene Abgeordnete der Onnontaguer und eine große Menge Wilde von dieser Nation abgeholet, mit denen sie den 15ten des Herbstmonates 1655 abreiseten. Den 5ten des Wintermonates kamen sie ins Land, und wurden mit großer Freundlichkeit empfangen. Man wies ihnen Platz zu Wohnungen an. Man bauete eine Capelle, die in einem einzigen Tage fertig wurde; so viele Leute legten Hand daran! und hernach taufte man noch an eben demselbigen Tage einen Neubekehrten darinnen. Ueberhaupt fand das Christenthum geneigte Aufnahme. Denn es hatten nicht nur die gefangenen Huronen stark vorgearbeitet, sondern es wurde auch ein altes Weib nebst ihrem Enkel, welche beyde krank und ganz abgezehret waren, in dem Augenblicke, da man sie taufte, vollkommen gesund. Gleichwohl fanden sich auch Hindernisse, indem einige verstockte Huronen die Onnontaguer damit von der neuen Religion abzuschrecken suchten, daß sie vorgaben, es habe dieselbige aller Orten, wo man sie predigte, lauter Unglück ins Land gebracht, und werde es ihnen, in einem solchen Falle, nicht besser gehen.

1655.

Vertilgung der Erier.

Fast um eben diese Zeit vertilgeten die Iroquesen die Erier, oder die sogenannte Kazen Nation so gänzlich, daß man voritzt nicht einmal die Stelle, wo sie ehemals wohnete,

nete, kennen würde, wofern nicht ein großer See ihren Namen noch immer trüge. Weil man besorgete, es möchte dieses Kriegesglück die Iroquesen zu ihrem alten Trotze gegen die Franzosen verleiten: so unternahm der P. Dablon, nach genommener Abrede mit den Onnentaguern, eine Reise nach Quebec, um den Statthalter dahin zu vermögen, daß er eine gute Anzahl Franzosen ins Land abschicken möchte.

1656.

Französische Pflanzstadt bey den Onnentaguern.

Er reisete den 2ten des Märzmonates im 1656 Jahre mit einer starken Begleitung ab, kam aber erst mit Anfange des Aprilmonates nach Quebec. Der Statthalter willigte in alles, ungeachtet ihn ein Hurone, welcher unter diesen Wilden lange Zeit gewesen war, vor dem falschen Gemüthe dieser Leute warnete. Man suchete zu dem neuen Anbaue funfzig Franzosen aus, und gab ihnen den Herrn **Dupuys**, einen Officier von der Quebecschen Besatzung zum Anführer. Ungeachtet auch die Erndte ungemein mäßig gewesen war, so versorgete man doch die Abreisenden mit Brodt- und Saatkorne, für ein ganzes Jahr: und der Mißions Superior, Pater **Franz le Mercier**, der Nachfolger des P. Lallemants, wollte die dahin bestimmten Mißionarien, nämlich die Patres **Fremin**, **Meßnard** und **Dablon** in eigener Person anführen. Den 7ten des Maymonates geschah die Abreise.

Feindseligkeiten der Agnier.

Sobald die Agnier von dieser Unternehmung Wind bekamen, so machte ihnen solche viel Nachdenken, und erweckete ihre Eifersucht, wider die Onnontaguer. Sie hielten eine allgemeine Versammlung der ganzen Nation, und beschlossen darinnen, ihr Aeußerstes dagegen zu versuchen. Sogleich schickete man vierhundert Mann gegen die Mannschaft des Herrn **Dupuys** aus, und befahl ihnen, dieselbige entweder niederzuhauen oder aus einander zu jagen. Doch Herr Dupuys entgieng ihnen. Sie plünderten also nur einige Kähne, die sich verspätet hatten, erschossen oder verwundeten die dabey befindlichen Franzosen, und sagten hernach: „wir wußten nicht, daß ihr Franzosen waret, wir hielten euch für Huronen oder Algonquinen.

Sie holen Huronen aus der Insel Orleans weg.

Man ließ diesen Streich ungerochen vorüber gehen, weil man hoffete, die Agnier würden die begangene Mishandlung von selbst gut machen. Allein, man betrog sich weit. Sie überfielen vielmehr einstens mit anbrechendem Tage neunzig huronische Männer, Weiber und Kinder, welche auf der Insel Orleans im Felde arbeiteten, schossen sechs Personen todt, führeten die übrigen gebunden mit sich davon, und vor der Festung vorbey. Bey dem Vorbeyfahren mußten ihre Gefangene, dem Statthalter gleichsam zum Hohne, singen. Allein, er rührete sich nicht. Sie kamen nach Hause, ohne daß ihnen jemand nachgesetzet hätte. Die vornehmsten Gefangenen verbrannten sie, die übrigen machten sie zu Leibeigenen.

Was mit den Utauais vorgieng.

Vierzehn Tage nach diesem Unglücke, kamen dreyßig **Utauais**, unter Anführung zweener Franzosen, mit Pelzwerke nach Quebec. Ehe ich aber erzähle, was mit ihnen vorgieng, muß ich die Sache etwas weiter herholen. Sobald die Iroquesen die Huronen aus ihrem Lande verjaget hatten, fielen sie ihren Bundesgenossen, und darunter auch den **Utauais** auf den Leib. Allein, diese hielten für das beste, dem beverstehenden Unglücke durch die Flucht zu entgehen. Schon vorher hatten sich einige an dem Huronensee niedergelassen, nämlich theils an der **Sanguinanbay**, theils an der **Donnerbucht**. Viele waren auf die **Manitualin-** und **Michillimakinakinseln** geflohen: der größte Theil aber war bis zur gänzlichen Vertilgung der Huronen an dem großen Flusse, der ihren Namen trägt, verblieben. Nach selbiger vereinigten sie sich mit den **Tionnontates** Huronen, und zogen weit gegen Süden. Hier machten sie erstlich ein Bündniß mit den

1656.

Siuern, zerfielen nachgehends mit ihnen, und lehreten dieses Volk, davon man bisher diesseits des Mißißipi wenig Thaten gehöret hatte, zu ihrem eigenen Schaden, wie man Krieg führen müsse. Endlich zertheileten sie sich in kleine Haufen, schweifeten im Lande herum, und wurden endlich so dünne, daß heutiges Tages schwerlich mehr der zwanzigste Theil von ihnen übrig ist. Ein solcher kleiner Haufen von der Utauais Nation war denn derjenige, welcher nebst einigen Huronen unter Anführung zweener Franzosen bis von dem Michiganse nach Quebec kam. Man empfing sie freundlich. Es hatten auch besagte Franzosen einige sterbende Kinder unter ihnen getauft. Uebrigens war diese Nation so dumm, daß man ihr nie das geringste von geistlichen Sachen beybringen konnte, folglich alle Mühe und Arbeit, sie zu bekehren, vergeblich ablief. Doch, dieses sey nur im Vorbeygehen gesagt. Voritzt tauschete man ihr Pelzwerk ein, und gab ihnen, weil ihre Ungeschicklichkeit zum Christenthume noch nicht bekannt war, die Patres Dreuillettes und Garreau, nebst dem Jesuiter Bruder Ludwig de Boeuf mit. Dreyßig junge Franzosen erbothen sich freywillig zu ihrer Begleitung.

Man giebt ihnen Mißionarien.

Kurz vor dem halben Augustmonate reiseten sie mit einander von Quebec ab. Gleich an dem folgenden Tage ließ sie der Befehlshaber an den drey Flüssen, durch ein Canot, warnen, wohl auf ihrer Hut zu stehen, indem eine Partey Agnier in der Nähe sey. Doch erreicheten sie die drey Flüsse glücklich. Hier blieben die Franzosen, denen nichts gutes schwanete, zurück bis auf drey. Die Utauais waren wirklich so dumm, daß sie währenden Schiffens ihr neuerkauftes Feuergewehr alle Augenblicke probiereten, und dadurch den Agniern selbst Nachricht gaben, wo man sie finden könnte. Dergestalt legten ihnen diese einen Hinterhalt am See der zween Berge, oberhalb der Insel Montreal, wo der große Fluß in den Lorenzstrom fällt. Die sechs vördersten Canote, darinnen lauter Huronen, nebst dem P. Garreau saßen, wurden mit einem heftigen Feuer empfangen, und was nicht auf der Stelle blieb, gefangen genommen. Dieses letztere wiederfuhr auch dem Pater, welchem der Rückgrad entzwey geschossen war. Die folgenden Canote eileten zwar sogleich herbey, sucheten ihre Mitbrüder zu befreyen, und bestürmeten zu diesem Ende die feindliche Verschanzung, mußten aber nach einem heftigen Gefechte, leer abziehen. Doch verschanzeten sie sich, in der Absicht, einen neuen Versuch zu wagen, und die Iroquesen zu züchtigen. Aber als der Tag anbrach, so waren sie weg, und hatten beyde Jesuiten nebst den drey Franzosen im Stiche gelassen.

Sie werden von den Agniern angegriffen.

Hierauf erschien der iroquesische Anführer, welches der vorhin erwähnete **Batard Flamand** war, und bath den Missionar um Vergebung, daß man ihn verwundet habe. Dem ungeachtet wurde er nackend ausgezogen, und bekam weder das geringste zu essen, noch verlangete jemand seine Wunde zu verbinden. Den folgenden Tag, den 2ten des Herbstmonates, brachten ihn einige Agnier nach Montreal, und übergaben zugleich, mit ziemlich schlechter Höflichkeit, zwey Halsgehänge. Eines sollte ihre Betrübniß über sein Schicksal andeuten; das andere sollte die Thränen seiner Amtsbrüder abwischen. Den 4ten starb er. Nach seinem Tode gieng der P. Dreuillettes nebst seinem Gefährten, nach Quebec zurück, und von da unter die Abenaquier.

Unterdessen setzete Herr Dupuys seine Reise fort. Den 8ten des Brachmonates fuhr er von Montreal ab, und plünderte an eben diesem Tage eine Partey Agnier zur Wiedervergeltung für die von ihnen ausgeplünderte Canote. Den 29sten um neun Uhr Abends kam ein junger Hurone ins Lager. Er war auf der Insel Orleans von den Agniern gefangen

Die Franzosen kommen nach Onnontague.

fangen und in ihr Land geführet worden, daselbst aber entwischet. Die Haut war ihm am ganzen Leibe versenget, und hatte er in den siebenzehn Tagen seiner Flucht, bloß von einigem wilden Obste gelebet. Die bey den Franzosen befindlichen Onnontaguer brachten ihm den Magen, vermittelst eines gewissen Trankes, bald wieder zurechte. Man versorgete ihn mit Lebensmitteln, und schickte ihn nach Quebec.

1656.

Ihre Aufnahme daselbst.

Sonst lief die Reise glücklich ab. Nur fehlete es an Lebensmitteln, indem wider alles Verhoffen, weder die Jagd, noch der Fischfang glücklich war. Ja, die Franzosen wären zuletzt verhungert, wenn ihnen nicht die Aeltesten der Onnontaguer einige Kähne mit Vorrathe entgegen geschicket hätten. Zugleich erfuhren sie, man erwartete sie am Ufer des Gannentahasees; worauf Herr Dupuys sogleich Anstalt zu seinem Einzuge ins Land machete.

Erstlich ließ er fünf Feldstücken ans Land bringen, und selbige abfeuern. Hernach gieng er wieder zu Schiffe, fuhr in schönster Ordnung auf dem See einher, und ließ innerhalb einer Viertelstunde, alles kleine Gewehr zweymal abfeuern. Dem Ansehen nach, gieng alles gut von statten. Man empfing ihn mit großer Ehrerbiethung, und Innigkeit. Da gab es weitläuftige Bewillkommungsreden, große Gastereyen; man sang und tanzete, und überreichete die bey einem neuen Bündnisse gewöhnlichen Geschenke. Ihres Ortes sangen die Franzosen das Te Deum, hielten ein Hochamt, und empfingen zu großer Erbauung der Wilden, alle miteinander das heilige Abendmahl. Den Morgen darauf quartirete man sich ein, und der P. le Mercier besuchete den Flecken Onnontague, wo er mit vielen Ceremonien empfangen wurde. Den 24sten wurde eine allgemeine Versammlung gehalten, und der P. Chaumonot redete darinnen mit vieler Beredsamkeit von der christlichen Religion. An eben dem Tage kamen Abgeordnete von dem Stamme Goyoguin, und bathen um einen Mißionar. Man gab ihnen den P. Mesnard. In Onnontague war alles in Bewegung, die christliche Religion anzunehmen, und man mußte die Capelle um mehr als die Hälfte erweitern, indem sie nicht alle diejenigen mehr fassen konnte, welche Unterricht verlangeten.

Nur eines fehlete! und dieses einzige war von nicht geringerer Wichtigkeit. Alle Sicherheit, die man gegen das leichtsinnige und veränderliche Gemüth der Wilden haben konnte, beruhete auf einer guten Schanze. Allein, so reich war ganz Canada nicht, daß es die Baukosten bestreiten konnte, und zum Unglücke hatte unter allen Mitgliedern der neufranzösischen Gesellschaft niemand weniger zu sagen, als wer das Land am besten kannte.

Was mit den Huronen auf der Orleansinsel vorgieng.

Indem dieses bey den Onnontaguern vorgieng, traueten sich die Huronen nicht mehr, auf der Insel Orleans zu bleiben, sondern flohen nach Quebec. Ja, weil es sie verdroß, daß ihnen die Franzosen keine Hülfe geleistet hatten, so schickten sie heimlich an die Agnier, und verlangeten, unter sie aufgenommen zu werden. Bald hernach reuete es sie, und suchten allerley Ausflüchte: allein, die Agnier hielten sie beym Worte, und um sie zu Erfüllung desselbigen zu nöthigen, ließen sie durch ihre ausgeschickten Parteyen alles, was sich auf dem Felde blicken ließ, entweder todtschlagen, oder gefangen nehmen. Nachgehends da sie meyneten, nun wären sie genugsam zur Erkenntniß gebracht, schickten sie dreyßig Abgeordnete nach Quebec, um sie abzuholen.

Trotz der Irokesen.

Die Abgeordneten vollzogen ihren Auftrag mit unglaublichem Stolze. Sie wandten sich anfänglich an den Herrn von Lauson, und verlangeten in einer allgemeinen Versammlung

1656. sammlung der Franzosen und Huronen gehöret zu werden. Man bewilligte es. Hierauf redete der Vornehmste erstlich die Huronen folgender Gestalt an: „Mein Bruder! du „streckest schon vor einiger Zeit deine Arme gegen mich aus, und wolltest in mein Land „abgeholet seyn: allein, so oft ich es thun wollte, liefest du davon; ich habe dich also zur „Strafe für deine Unbeständigkeit mit meiner Streitaxt geschlagen. Das allerbeste für „dich wird dieses seyn, daß du mir zu dergleichen Verfahren keine Ursache mehr gebest. Stehe „also auf, und komm mit mir *b*).„ Bey Endigung dieser Worte, überreichete er zwey Halsgehänge; eines sollte die Huronen zum Aufstehen bewegen; das andere dienete zur Versicherung, die Agnier würden sie als leibliche Brüder halten.

Nachgehends redete er den Statthalter folgender Gestalt an: „Ononthio, laß deine „Arme sinken, und deine Kinder los, die du an deine Brust drückest; denn sonst möch„ten sie etwa eine Narrheit begehen, und ich, wenn ich sie strafen wollte, dich mit ihnen „zugleich treffen. Hier ist ein Halsgehänge, um dir die Arme zu öffnen. Ich weis wohl, „daß der Hurone gern bethen mag, daß er den Urheber aller Dinge erkennet und vereh„ret, auch bey aller Gelegenheit seine Zuflucht zu ihm nimmt. Ich meines Ortes bin „gesonnen, ein gleiches zu thun. Erlaube nur dem Ondesson *b*), welcher mich, ich weis nicht „warum, verlassen hat, daß er wieder zu mir komme, und mich ferner unterweise; und „weil ich für so viele Leute nicht Kähne genug bey mir habe; so leihe mir die deinigen.„ Diese gedoppelte Bitte bekräftigte er mit zweyen andern Halsgehängen, und schied damit aus der Versammlung.

Verlegenheit der Huronen.

Es ist schwer zu begreifen, aus was für einer Ursache der Herr von Lauson diese Grobheiten mit Geduld ertrug, da er doch damals mit keinem andern Feinde, als dem einzigen Stamme der Agnier zu thun hatte. Die Huronen geriethen über sein gelassenes Wesen in große Verlegenheit. Die Erfahrung des Vergangenen, und die Aufführung der Iroquesen, ließ sie alles befürchten, und sie hielten ihren Untergang für gewiß, sie möchten eine Partey ergreifen, was für eine sie wollten. In dieser Bestürzung theileten sie sich. Einige wollten bey den Franzosen verbleiben, andere wollten sich an die Onnontaguer ergeben, mit denen sie bereits in einem halben Vergleiche stunden. Das einzige Geschlecht vom Bären blieb bey seinem den Agniern gegebenen Worte.

Nach diesem gefasseten Entschlusse versammelte man sich wieder, und der Statthalter wollte selbst mit dabey seyn, ungeachtet er nicht die geringste Anstalt, sein Ansehen zu behaupten, gemachet hatte. Der P. Moyne stellete seinen Dollmetscher vor, und hielt folgende Rede: „Ononthio liebet die Huronen ungemein; denn sie sind seine Kinder; „gleichwohl hält er sie nicht als noch unerzogene; sie sind alt genug, sich selbst zu rathen; „er öffnet also seine Arme, und läßt ihnen Freyheit, zu gehen, wohin sie wollen. Ich „meines Ortes bin gesonnen, sie nicht zu verlassen. Gehen sie zu dir, Agnier, so will „ich dich ebenfalls lehren, wie man bethen, und den Urheber aller Dinge verehren müsse. „Ich habe aber schlechte Hoffnung, daß du mich anhören werdest; denn ich kenne dich „schon, und weis, wie ungelehrig du bist, unterdessen bin ich allenfalls mit dem einzigen „Hurone schon zufrieden. Was die verlangten Kähne betrifft, so siehst du selbst, daß „wir keine übrig haben. Mache dir also welche, wenn du nicht genug hast.„

b) Der P. le Moyne.

Hierauf trat das Oberhaupt der Huronen von Bären hervor, und sagete: „Mein „Bruder! Hier bin ich. Ich springe mit geschlossenen Augen in deine Kähne, und bin „zu allem, auch zum sterben fertig. Nur will ich anfänglich mit meiner Cabanne c) „allein abreisen. Ich leide nicht, daß außer mir noch andere zu Schiffe gehen. Wol„len mir meine übrigen Landesleute künftig nachfolgen, so will ich mich nicht dagegen se„tzen: es wäre mir aber lieb, wenn man vorher wüßte, wie du mit mir umgehen wirst.„ Damit warf er drey Halsgehänge hin, damit die Agnier ihm gut begegnen, das Angedenken der Vortheile, denen er entsagete, austilgen, und ihm die Reise erleichtern sollten. Die Abgeordneten nahmen die Geschenke zu sich, und schienen sehr vergnügt zu seyn. Nachgehends baueten sie Kähne, und fuhren nebst den Huronen und dem P. le Moyne davon.

1656.

Wenige Tage nach ihrer Abreise kamen die Abgeordneten der Onnontaguer nach Quebec und forderten diejenigen Huronen, die sich mit ihnen eingelassen hatten, auf, ihr Wort zu halten, und mit ihnen zu ziehen. Sie empfanden es sehr übel, daß das Geschlecht vom Bären mit den Agniern fortgezogen war. Die Huronen wußten um so viel weniger, was hier zu thun sey, weil sie wohl sahen, der Statthalter wolle sich ihrentwegen die Onnontaguer, welche ungemein hoch sprachen, nicht zu Feinden machen. Endlich ließ der Herr von Lauson den letztern auf das höflichste beybringen, sie setzeten die gebührende Ehrerbiethung gegen ihren Vater aus den Augen; die Huronen wären zum Theile Willens, mit ihnen zu ziehen, es hätte aber ihr kriegerischer Aufzug Weibern und Kindern eine große Furcht eingejaget, weil man Brüder und gute Freunde auf keine solche Weise abzuholen pflegete. Wollten sie nun der Ordnung gemäß verfahren, so sollten sie wieder nach Hause gehen; so bald man keine Ursache mehr haben würde, sie für Feinde anzusehen, wollte man das gegebene Wort halten: und um zu zeigen, daß dieses kein leeres Vorgeben wäre, so würden die Huronen zu Montreal auf sie warten, und Geisel geben.

Die Onnontaguer fordern sie ab.

Mit dieser Antwort schienen sie äußerlich ganz vergnügt abzureisen. Gleichwohl machten diese öftern Zwistigkeiten, und die Zerstreuung einer so zahlreichen christlichen Gemeine, darauf man mit allem Rechte eine nicht geringe Hoffnung gesetzet hatte, nebst den Feindseligkeiten der Agnier, dem Statthalter sowohl, als den Mißionarien, allerley schweres Nachsinnen.

c) Cabanne bedeutet zuweilen so viel, als Angehörige.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Achtes Buch.

1657.

Anfänglich schien es nicht, als ob dasjenige, was zu Quebec, wegen der Huronen vorgegangen, eine Veränderung in der neuen Freundschaft zwischen uns und den obern Iroquesen machen würde. Es wäre aber zur guten Dauer derselbigen höchstnothwendig gewesen, wenn ihre Abgeordnete einen vortheilhaften Begriff von unserer Macht bekommen hätten. Allein, zum Unglücke waren sie nicht nur Augenzeugen unserer Schwäche gewesen; sondern es wurde ihnen dieselbige auch durch die große Geduld, damit wir den Trotz der Agnier einsteckten, alle Tage noch handgreiflicher. Niemanden erweckete die Erwägung dieser Umstände mehr Betrübniß, als den Mißionarien. Denn da fast niemand, als nur sie allein, die Sprache dieser Barbaren verstund, noch ihre Gemüthsart so gut, als sie kennete: so konnte auch niemand mit solcher Zuverläßigkeit, als sie, einsehen, es werde der neue Anbau bey den Onnontaguern von schlechter Dauer seyn. Nun eröffneten sie zwar ihre Gedanken überall, wo es nöthig war: es erforderte aber ihre Schuldigkeit noch weit mehr, die gegenwärtige gute Gesinnung dieses Volkes wohl anzuwenden, und den Wink der Vorsehung zu dem Heile vieler Seelen zu folgen.

Viele Iroquesen bekehren sich.

Der Pater Chaumonot besuchete die Tsonnonthuaner, und fand eine große Menge christlicher Huronen unter ihnen, welche durch ihr gutes Beyspiel in manchem Ungläubigen eine Neigung zum Christenthume erreget hatten. Die Frömmigkeit der Franzosen brachte zu Onnontague nicht weniger Frucht. „Was für ein Unterschied, sageten die Wil„den, ist doch unter diesen Christen und den Holländern? Sie sagen, sie erkennen alle „beyde einerley Gott: aber die Aufführung der einen ist doch lange nicht so ordentlich, als „der andern ihre. Wenn wir die Franzosen besuchen: so kommen wir stets mit einer wah„ren Begierde zu bethen zurück; zu Orange redet man niemals mit uns vom Bethen, und „wir wissen nicht einmal, ob man daselbst bethet„. Es wäre zu wünschen, daß die Völker in Canada stets so von den Franzosen geredet hätten.

Noch glücklicher war der Pater Mesnard bey den Goyoguinen und Onneyuthern. Er taufete gleich im ersten Jahre über vierhundert Personen, und machete sich zu einer noch

noch reichlichern Erndte gegründete Hoffnung. Aber, als selbige am größten war: so wurde sie zu Wasser. Kaum hatte sich die Pflanzstadt von ihrem erlittenen Verluste einigermaßen erholet: so wurde sie in einen neuen Krieg verwickelt, der ihr zwar den gänzlichen Untergang verursachen, aber nicht den geringsten Vortheil bringen konnte. Das erste Merkmaal von dem veränderten Gemüthe der obern Iroquesen äußerte sich zu Montreal.

1657.

Es kamen einige Onnontaguer dahin, um die Huronen, vermöge der im vorigen Jahre genommenen Abrede, abzuholen. Einige Franzosen und zween Jesuiten sollten die Huronen begleiten. Allein, da es zur Abreise kam, sageten jene rund heraus: sie würden sonst niemand, als nur die Huronen mitnehmen. Zwar gaben sie, was einige Franzosen betraf, endlich nach; wegen beyder Jesuiten aber blieben sie unerbittlich. Wollten nun diese ihre Neubekehrten nicht im Stiche lassen: so mußten sie sich in einen zufälliger Weise am Ufer vorhandenen Kahn setzen, und ohne andern Vorrath, als einem Säckchen mit Mehle, die Reise antreten.

Die Onnontaguer gehen mit den Huronen übel um.

Diese unvermuthete Aufführung der Onnontaguer schien eine schlimme Vorbedeutung für die Huronen zu seyn. Sie war es auch nur allzugewiß. Ehe man auf der Reise noch sonderlich weit gekommen war: so schlug ein iroquesisches Oberhaupt einer huronischen Weibesperson den Kopf auf der Stelle entzwey, weil sie in sein Begehren nicht willigen wollte. Dieses war gleichsam die Losung, die Maske abzunehmen, welche die schändlichste Treulosigkeit bedeckete. Die angesehensten Huronen wurden ohne weitern Wortwechsel niedergehauen; die übrigen für Kriegesgefangene angesehen; ja einige so gar verbrannt, ohne daß man die Ursache von einem so unanständigen Verfahren wissen konnte.

Die Franzosen vermutheten ihres Ortes kein besseres Schicksal. Ja, es soll der Entschluß, sie sämmtlich zu erwürgen, wirklich gefaßt gewesen, aus einer mir unbekannten Ursache aber wieder geändert worden seyn. Sie entgiengen also zwar dieser Gefahr, verfielen aber in eine weit größere. Denn das erste, was sie bey ihrer Ankunft zu Onnontague erfuhren, war dieses: man hätte einen Anschlag entdecket, alle Franzosen zu ermorden. Wie man saget: so gab folgendes Ursache dazu.

Die Iroquesen wollen alle Franzosen ermorden.

Als eine Partey Onneyuther unweit Montreal jagete: so fand sie drey Franzosen an einem einsamen Orte, schlug sie todt und nahm die Haarköpfe mit nach Hause. Herr d'Aillebout, welcher die Stelle des Herrn de Lauson versah, weil dieser nach Frankreich zurück gekehret war, verlangete, ohne seinen Nachfolger zu erwarten, wegen dieses Frevels Genugthuung, und um solche der Nation abzunöthigen, ließ er alle in der Pflanzstadt anwesende Iroquesen beym Kopfe nehmen. Anfänglich brachte die Nachricht von diesem Verfahren die Nation auf sehr heftige Entschließungen: endlich aber blieb es nach reifer Ueberlegung bey folgendem Vorsatze.

Man wollte den Pater le Moyne, welcher sich bey den Agniern aufhielt, ersuchen, eine Reise nach Quebec zu thun, und die Loslassung der Gefangenen zu bewirken. Unter dem Vorwande nun, ihn zu beehren, und gegen die jungen Leute, welche wider alle Franzosen heftig erbittert wären, zu beschützen, wollte man ihm eine zahlreiche Begleitung mitgeben, und zugleich viele Parteyen ausschicken, die sich im französischen Gebiethe hier und dort aufhalten mußten. So bald nun ihre Landesleute frey wären: so sollte alles, was man von Franzosen und ihren Bundesgenossen antreffen könne, erwürget und ausgeplündert werden. Nachgehends sollte zu Onnotague ein gleiches geschehen.

Gleich=

1658.

Der Anschlag wird entdeckt.

Gleichwohl übernahm der Pater le Moyne die Reise nicht, ohne daß ich sagen könnte, warum? Aber gleich mit Anfange des folgenden Hornunges im Jahre 1658 zogen sehr zahlreiche Parteyen Agnier, Onneyuther und Onnontaguer, sämmtlich zum Kriege ausgerüstet, aus ihren Dörfern. Dieses verursachete bey dem Herrn Dupuis einen gewaltigen Argwohn, und bald darauf erfuhr er den ganzen Anschlag von einem Christen. Hier war guter Rath theuer. Denn da kein Entsatz von Quebec zu hoffen war, oder solcher auch nicht in Zeiten ankommen konnte: so half alles Verschanzen weiter zu nichts, als daß man den unvermeidlichen Untergang nur bis auf eine kurze Zeit verschöbe. Wollte man entfliehen, so mußte man erst Kähne bauen; denn so vorsichtig war man nicht gewesen, daß man eine gute Anzahl im Vorrathe behalten hätte. Bey diesen Umständen aber erst welche zu bauen, das hieß seinen Anschlag selbst verrathen. Endlich fassete er folgende Entschließung. Er gab vor allen Dingen dem Herrn d'Aillebout durch einen eigenen Bothen von der angezettelten Verrätherey Nachricht, und ließ hernach in aller Eile kleine leichte Fahrzeuge bauen. Damit aber die Iroquesen hiervon nicht das mindeste erfahren möchten: so wurde in der Scheune des Jesuiterhauses daran gearbeitet; indem diese nicht nur größer, als andere Scheunen, sondern auch weiter abgelegen war.

Als dieses geschehen war: so bestimmete er den Tag zur Abreise, und befahl seinen Leuten, sich unvermerkt mit Lebensmitteln zu versorgen, damit man den Iroquesen keinen Verdacht gäbe. Nur kam es darauf an, wie man ohne der Wilden Vorwissen zu Schiffe gehen sollte? Auch dieses wurde vermittelst folgender ziemlich sonderbaren List möglich gemacht.

Annehmung der Wilden an Kindesstatt.

Ein sehr angesehener Einwohner zu Onnontague hatte einen jungen Franzosen zu seinem Sohne angenommen. Dergleichen Annehmung an Kindesstatt, welche mit der Zeit etwas sehr gemeines wurde, hatte mit Ausnahme der Erbschaft, als welche bey den Wilden nichts heißt, alle diejenigen Vortheile, die bey den Römern damit verknüpfet waren, keinesweges aber die Beschwerlichkeiten an sich; ja, es vermochte nicht einmal ein unterdessen einfallender Krieg die geringste Aenderung darinnen zu machen. Eben aus dieser Ursache gebrauchete man nachgehends manche von Iroquesen als Söhne angenommene Franzosen, als Friedensmittler.

Flucht der Franzosen.

Der junge Franzose nun gieng zu seinem angenommenen Vater, und sagete, es habe ihm von einem Schmause geträumet, dabey man alles, was aufgetragen wird, rein auffressen muß: er bäthe also, der Herr Vater möchte das ganze Dorf zu einem solchen Schmause einladen; denn es liege ihm beständig im Sinne, er müsse sterben, wenn das geringste übrig bleibe. Der Wilde sagete, das wäre ihm nicht lieb, wenn er sterben sollte; er möge nur selbst den Schmaus nach Belieben anordnen; er, der Wilde, wolle die Gäste einladen, und es solle gewiß nichts übrig bleiben. Hierauf bestimmete der Franzos den 19ten des Märzmonates, an welchem man absegeln wollte, zum Freßtage. Es wurden so viele Lebensmittel, als man immer missen konnte, dazu bestimmet, und alle Wilden dazu eingeladen.

Der Schmaus nahm seinen Anfang Abends um neun Uhr. Damit nun die Franzosen ihre Fahrzeuge ins Wasser bringen und beladen könnten, ohne daß man im Dorfe etwas davon hörete, mußten die Trommeln und Trompeten rings um die Wohnung, darinnen geschmauset wurde, ohne Unterlaß erschallen. Als alles zur Abreise fertig war: so gab man dem jungen Menschen die verabredete Losung, worauf er zu seinem Vater sagete, er trage Mitleiden

leiden mit den Gästen. Die meisten hätten bereits um Gnade gebethen, man könne demnach ausruhen, und wolle er jedermann einen angenehmen Schlaf verschaffen. Damit nahm er seine Guitarre zur Hand. Kaum hatte er etwa eine Viertelstunde gespielet: so schnarchete alles, was Athem hatte: er aber lief eiligst nach der kleinen Flotte, und fuhr mit den übrigen ohne Verzug davon.

1658.

Mit Anbruche des folgenden Tages wollten einige Wilden, ihrer Gewohnheit zu Folge, die Franzosen besuchen, fanden aber zu ihrer größten Verwunderung eine gänzliche Stille, und alle Häuser verschlossen. In Meynung man lese etwa Messe, oder hielte Rath, verzogen sie viele Stunden lang, und pocheten sodann an einige Thüren: es antwortete aber niemand, als die Hunde, die man nicht mitgenommen hatte. Zwar sahen sie durch die Umpfählung einiges Federvieh herum laufen, von einem Franzosen aber sahen und höreten sie nicht das geringste. Endlich gegen Abend brachen sie die Thüren auf, und fanden das leere Nest.

Niemand konnte begreifen, wie die Franzosen weggekommen wären, von denen sie wußten, daß sie keine Kähne hätten. Man kann sich nichts so närrisches einbilden, das ihnen nicht in den Kopf kam, wie es doch zugegangen seyn müßte. In der That hatte man auch zu solchen Reisen noch nie besegelte Fahrzeuge gebrauchet. Wenn aber die Franzosen gleich Kähne gehabt hätten: so wären sie ihnen nichts nütze gewesen, weil die Flüsse noch voll Eis giengen; und eben aus dieser Ursache hielten die Iroquesen das Nachsetzen für unmöglich.

Der Krieg geht wieder an.

Allein, dem Herrn Dupuys war gewaltig bange davor. Er eilete wirklich dermaßen, daß er in vierzehn Tagen schon zu Montreal war; ungeachtet ihn der widrige Wind ziemlich lange auf dem Ontariosee aufgehalten hatte. Doch, er fand bey seiner Ankunft, daß es den Montrealern eben so wenig wohl zu Muthe war, als ihm. Die iroquesischen Parteyen schwärmeten auf allen Seiten herum, und hauseten dergestalt, daß sich kein Mensch aufs Feld zu gehen getrauete. Mit Ausgange des Maymonates kam der Pater le Moyne ebenfalls nach Montreal. Die Agnier hatten ihm versprochen, er sollte unbeschädiget bis dahin geliefert werden. Sie hielten auch ihr Wort: allein, so bald dieses geschehen war, legete die ganze Nation alle Verstellung bey Seite, und der Krieg gieng heftiger an, als er nie gewesen war.

Argenson wird Großstatthalter.

Den 11ten des Heumonates trat der Vicomte d'Argenson zu Quebec ans Land, und wurde als Generalgouverneur, oder Großstatthalter empfangen. Allein, er verwunderte sich gewaltig, als er gleich den folgenden Tag, ins **Gewehr!** rufen hörete, und zugleich vernahm, die Iroquesen hätten einige Algonquinen unter den Stücken der Festung todtgeschlagen. Er ließ sie zwar ohne den geringsten Zeitverlust durch zweyhundert Franzosen und Wilde verfolgen; man konnte sie aber nicht einholen. Zwey Kinder fand man, die sie, um desto hurtiger zu laufen, unterwegens frey ließen; ingleichen drey Weibespersonen. Eine war todt, die übrigen beyden gefährlich verwundet.

Bald darauf hatten die Agnier im Sinne, die Schanze an den drey Flüssen zu überrumpeln, und schicketen zu diesem Ende achte aus ihrem Mittel ab, welche unter dem Vorwande einer friedlichen Unterredung den Zustand des Ortes erkundschaften sollten: allein, der dasige Befehlshaber, de la Potherie, behielt einen davon gefangen bey sich, und schickete die übrigen dem Generale, welcher sie nach Gebühr hinrichten ließ. Dieses herzhafte Verfahren that erwünschte Wirkung, und verschaffete den Franzosen einige Ruhe.

1659.

Die Mißionarien macheten sich dieselbige zu Nutze. Sie unternahmen viele Reisen in die nordlichen Gegenden, und entdecketen verschiedene Wege nach der Hudsonsbay.

Ankunft des ersten Bischofs in Canada.

Also war der Zustand von Neufrankreich beschaffen, als den 6ten des Brachmonates im Jahre 1659, **Franz von Laval**, sonst der Abt von **Montigny** genannt, damaliger Titularbischof von Petráa, als apostolischer Vicar zu Quebec ans Land trat. Die Jesuiten hatten schon seit einigen Jahren darauf gedrungen, man möchte, um einigen in der Pflanzstadt einschleichenden Unordnungen zeitig vorzubeugen, einen Bischof dahin schicken. Die alte Königinn wollte einen alten Mißionar dazu ausgesuchet wissen, und soll so gar die Augen auf den Pater Paul le Jeune geworfen haben. Es verbathen aber die Jesuiten diese Ehre, weil sie solche, vermöge ihrer Stiftungsregel, nicht annehmen dürften, und schlugen dagegen den Abt Montigny vor, welcher sogleich beliebt wurde.

Der neue Prálat bath sich den Pater Hieronymus Lallemant, damaligen Rector des Collegii zu la Fleche, vom Jesuitergenerale aus. Er nahm auch noch andere Geistliche mit nach Canada; noch mehrere folgeten mit der Zeit, und wurden so, wie sie kamen, in Besitz der Pfarren gesetzet, welche in Ermangelung anderer Priester, die Jesuiten bisher versehen hatten.

Von den Pfarren in Canada.

Die neuen Pfarrer versahen ihr Amt anfänglich nur Auftragsweise; ja, es beruhete ihr Verbleiben bey der Pfarre lange Zeit auf dem bloßen Belieben des Bischofes, oder auch der Vorsteher des Seminarii zu Quebec, welcher letztere ihres Ortes von den Vorstehern des Pariser Seminarii für ausländische Mißionen, ernennet wurden. Nachgehends verordnete der Hof zwar, es sollten die Pfarren in Canada, gleichwie im ganzen Königreiche, für beständig ertheilet werden: dem ungeachtet geschieht es noch heutiges Tages nicht bey allen, sondern die Insel Montreal steht nebst allen dazu gehörigen Pfarren noch immer auf dem alten Fuße unter der Aufsicht des Seminarii zu St. Sulpiz.

Insel Montreal wird dem Seminario eigen.

Nurbesagtes Seminarium hatte vor zweyen Jahren alle Rechte der allerersten Eigenthumsherren der Insel an sich gebracht. Einige Jahre vorher war der Abt **Quelus** als Großvicarius des Erzbischofs von Rouen nach Quebec gekommen. Indem aber die Gerichtsbarkeit dieses Prálaten über Neufrankreich nur selbst angemaßet war, auch die Bischöfe zu Nantes und Rochelle gleiche Ansprüche darauf hatten: so gieng der Abt Quelus, weil ihn niemand als Großvicarium erkennen wollte, wieder nach Frankreich zurück, kam aber im Jahre 1657 nebst einigen Abgeordneten des Seminarii von St. Sulpiz wieder, nahm Besitz von der Insel Montreal, und legete den Grund zu einem Seminario. In diesem allen fand er nicht die geringste Hinderniß; ja, es war im Gegentheile jedermann lieb, daß diese Insel in vermögende Hände kam, folglich ihr Anbau und ihre Bevölkerung kräftiger, als es die bisherigen Besitzer zu thun vermochten, getrieben werden sollte.

Es wird ein Seminarium zu Quebec errichtet.

Als der Bischof von Petráa im Jahre 1662 nach Frankreich gereiset war: so wirkete er bey Seiner Majestät die Erlaubniß zur Errichtung eines Seminarii zu Quebec aus; und es wurde das Patent im April des folgenden Jahres für die Vorsteher des Seminarii der ausländischen Mißionen ausgefertiget. Indem nun das besagte neue Seminarium, bey dem damaligen Zustande, ganz Neufrankreich mit Pfarrern versehen mußte: so wurde ihm auf des Prálaten Vorstellung der Zehenden verwilliget, und solcher auf das Dreyzehende von allem, was der Kirche pflichtig ist, angeschlagen. Allein, weil dieses für arme Leute zu viel zu seyn schien, und die Einwohner dießfalls Vorstellung thaten: so machete die neufranzösische Regierung im Herbstmonate des 1667sten Jahres die vorläu-

sige

fige Verordnung, es sollte statt des Zehenden nur der sechs und zwanzigste Theil erhoben, in Kernern, nicht in Garben bezahlet, auch von allererst urbar gemachten Feldern die ersten fünf Jahre gar nichts gereichet werden.

1659.

Als nachgehends die Colonie volkreicher wurde, und man neue Pfarren errichten mußte: so verordnete der König im Maymonate des 1679 Jahres: die Pfarren sollten festgesetzet seyn, und der Zehenden dazu geschlagen werden; er bestätigte auch die nur gemeldete vorläufige Verordnung, und bewilligte aus seinen eigenen Einkünften jährlich sieben tausend sechs hundert Livres für die Pfarrer, die vom bloßen Zehenden nicht leben konnten. Hierzu kam nachgehends zweytausend Livres für solche Pfarrer, welche Alters oder Schwachheit wegen ihrem Amte nicht mehr vorstehen konnten, und wurden sie durch ein Arret vom 29sten des Märzmonates im Jahre 1717 in fünf Antheile von dreyhundert Livres, und einen von zweyhundert abgetheilet.

Noch bewilligte der König dreyzehnhundert und funfzig Livres für eben dergleichen Pfarrer, und eben so viel zum Baue der Pfarrkirchen. Das Jus Patronatus wurde den Gerichtsherren, die es vermöge eines Arrets vom Maymonate des 1679 Jahres bisher gehabt hatten, entzogen, und durch ein anderes vom 27sten März des 1699 Jahres dem Bischofe eingeräumet; zugleich auch befohlen, man solle die Kirchen von Stein erbauen. Uebrigens kann der Bischof alles vom Könige bewilligte Geld nach seinem Ermessen verwenden. Das Domcapitel besteht aus dem Domdechant, Domsänger, Archidiaconus, Scholaster, und zwölf Domherren. Die beyden ersten Stellen vergiebt der König, die übrigen der Bischof.

Hospital zu Montreal.

So bald das Seminarium zu St. Sulpiz die Insel Montreal zu seinem Eigenthume besaß: so wurde auf die Errichtung eines Hospitales gedacht. Die Frau de Bullion gab hierzu zwey und sechzig tausend Livres, und Herr de la Doversiere, königlicher Oberrichter am Appellationsgerichte zu la Fleche, widmete ebenfalls einen Theil seines Vermögens dazu. Auf seinen Rath wählete man auch zu Besorgung dieses Hospitales die Frauen aus dem Hotel-Dieu gedachter Stadt, deren Stiftung nachher ein Orden geworden.

Indem Montreal allgemach zu einer Stadt erwuchs: so wurde nicht nur dieser Ort, sondern auch ganz Neufrankreich mit einer besondern Stiftung zu Erziehung junger Mägdchen gezieret. Die Stifterinn war Margaretha Bourgeois, welche vor einigen Jahren als Haushälterinn mit dem Herrn von Maisonneuve nach Canada gekommen war. Die Personen, welche sich dazu gebrauchen lassen, nennet man die Jungfern von der Congregation, und leben sie weder in einem Kloster, als welches ihrer Absicht durchaus entgegen wäre, noch dürfen sie einiges Gelübde thun, ungeachtet sie einstens darum ansucheten.

Die Ursulinerinnen zu Quebec wurden anfänglich in der Absicht, die wilden Mägdchen wohl zu erziehen, gestiftet; man mußte aber dieses Vorhaben nachgehends fahren lassen, nicht nur, weil es besagten Nonnen an dem nöthigen Vorschusse fehlete, sondern auch, weil die Wilden ihre Kinder nicht gern von sich lassen. Ueberhaupt half alle Mühe wenig. So bald die Kinder aus dem Kloster unter ihre wilden Anverwandte kamen: so geriethen sie wieder auf die alten Sprünge; und weil die Unterweisung ihren Verstand geschärfet, und ihre Erkenntniß vermehret hatte: so misbraucheten sie nur beydes, oder doch meistentheils. Dergestalt hätte man sich bloß an die Töchter der Bekehrten und unter uns ansäßigen Wilden halten müssen! Allein, diese hatten dergleichen Beystand am wenigsten nöthig, und war es, wie die Erfahrung lehrete, am allerbesten gethan, wenn man sie in

1659.

in ihrer Einfalt und Unwissenheit dahin gehen ließ, oder doch das Verlernen ihres plumpen Wesens der Zeit heimstellete.

Man entdecket viele Nationen.

Kaum hatte der Bischof von Peträa die Regierung seiner Kirche übernommen: so erfuhr er: man habe im Norden und Westen des Huronsees verschiedene Nationen entdecket. Er war sogleich für ihre Bekehrung besorget, und nahm dießfalls mit dem Pater Hieronymus Lallemant, welcher nun zum zweytenmale Mißionssuperior war, die nöthige Abrede. Gleichfalls schickete man mehr Mißionarien unter die Abenaquier, bey welchen sich, ihrer umschweifenden Lebensart wegen, das Christenthum mit keiner solchen Geschwindigkeit ausbreiten wollte, als ihre Gelehrigkeit sonst vermuthen ließ.

Großes Wunderwerk.

Weil die Nachbarn des Lorenzbusens mit den Eskimaux beständige Kriege führeten: so brachten sie öfters Leibeigene nach Hause, darunter man zuweilen einige bekehren konnte. Unter dieser geringen Anzahl war auch eine Frau, welche währender Unterrichtungszeit, gleich als vom Teufel besessen zu seyn schien. Man gebrauchete, um die eigentliche Beschaffenheit ihres Uebels zu erforschen, mancherley Arzeneymittel: aber alle vergeblich. Zuletzt nahm man seine Zuflucht zum Weihwasser, und hiervon wurde sie vollkommen gesund. Hierauf verlangete sie die Taufe, und nach selbiger schwur ein Calvinist, welcher einem so offenbaren Wunderwerke unmöglich widerstehen konnte, seinen Glauben ab.

Allerley Entdeckungen.

1660.

Ein Algonquin, welcher zwey ganze Jahre in den nordlichen Gegenden herum gereiset war, fand im folgenden Jahre eine große Anzahl seiner Landesleute, in der Gegend der Hudsonsbay, dahin sie die Furcht vor den Iroquesen getrieben hatte. Die Landeseinwohner waren nicht ungeneigt, gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen gegen dieses unbändige Volk zu machen, das niemanden in Ruhe ließ, und ihnen allmählich zu nahe kam. Ja, sie gaben den Algonquinen so gar Geschenke an den Statthalter mit. Der Mann hatte den Weg nach der Hudsonsbay über den obern See genommen, und kam auf dem Saguenay zurück.

Um eben diese Zeit hatten zween Franzosen mit einer großen Anzahl algonquinesischer Haushaltungen am obern See überwintert: sie bekamen nachgehends Lust, die westlichen Länder zu besehen, und kamen bis zu den Siuern oder Siuxen. Unterwegens fanden sie einen großen Flecken, darinnen eine Menge Tionnontates-Huronen wohneten. Die Siuxen wußten von den Franzosen noch nicht das geringste; ja, sie waren nicht einmal den huronischen und algonquinischen Völkerschaften, die mit uns Handelschaft trieben, recht bekannt, wenigstens doch erzähleten beyde Franzosen, es wäre den Tionnontatern und Utauais, die ihre Zuflucht in der Siuxen Land nahmen, die Lebensart dieser Leute sehr seltsam und lächerlich vorgekommen. Ja, sie kriegten so gar Händel mit ihnen. Anfänglich verließen sie sich auf ihr Schießgewehr; endlich aber spielte die Menge den Meister. Absonderlich locketen die Siuxen einstens viele Huronen in einen mit taubem Haber bewachsenen Sumpf oder Morast. Hier verwickelten sich die letztern nebst ihren Kähnen, in ausdrücklich ihrentwegen aufgestellete Netze, die sie nicht wahrnahmen, und wurden alle mit einander mit Pfeilen todtgeschossen. Die übrigen hielten es für das Beste, von dieser Nation zu weichen, weil doch keine Aussöhnung mit ihr zu hoffen war. Sie ließen sich also in Südosten der Westspitze vom Obernsee nieder, wo denn unsere beyden Reisende sie antrafen.

Nachricht von den Siuxen oder Siuern.

Von hier reiseten sie zu den Siuxen, und sahen einige Weiber, denen die Nase abgestutzet und ein Riemen aus der Haut am Kopfe geschnitten war. Auf ihr Befragen erfuh-

erfuhren sie, es sey dieses die gewöhnliche Bestrafung der Weiber, wegen getriebenen Ehebruchs. Unterdessen, da bey diesem Volke die Vielweiberey im Schwange geht: so bedünkete ihnen diese Strafe ziemlich hart zu seyn. Die ganze Nation war in vierzig große und sehr volkreiche Flecken vertheilet, und mußte, weil diese Flecken zum öftern auf eine andere Stelle versetzet wurden, ein ungeheuer weitläuftiges Land besitzen. Im Jahre 1687 und 1689 reiseten zween Jesuiten unter die Siuxen, und beschrieben sie als ein ungemein mächtiges Volk. Absonderlich bedauerte der eine, Namens Joseph Maret, zum öftern gegen den Pater Charlevoix, daß er nicht beständig unter ihnen bleiben könnte; denn sie ließen viel Sanftmuth und Verstand an sich blicken. Sie hätten eine deutliche Erkenntniß von einem einigen Gotte, verführen auch mit ihren Gefangenen auf keine so grausame Weise, als die übrigen Nordamericaner zu ihrer größten Schande thun.

1660.

Ich habe schon anderswo erwähnet, man schreibe ihnen eine chinesische Aussprache zu: doch hat man bisher noch keine Gewißheit hiervon. Sonst hat ihre Lebensart viel ähnliches mit der tatarischen. Es haben wenige Franzosen ihre Sprache zu erlernen begehret, da sie doch zum Entdecken der westlich am Micißipi liegenden Länder vieles beytragen könnte. Allem Ansehen zu Folge wäre auf dieser Seite viel nützliches zu entdecken, absonderlich aber, was die Südsee betrifft; denn es scheint nicht, als ob dieses Volk sehr weit davon entfernet wäre.

Elender Zustand von Canada.

Unterdessen wollte keine Verstärkung aus Frankreich ankommen, und die canadische Colonie erhielt sich nur noch durch ein halbes Wunderwerk. Niemand durfte ohne eine gute Begleitung den Fuß vor das Thor setzen; ja, es war an manchem Orte gar nicht abzusehen, wie man die herannahende Erndte abwarten wolle? Es machten also viele Personen bereits Anstalt zu ihrer Rückreise nach Frankreich. Siebenhundert Iroquesen erlegten eine starke Partey Franzosen und Wilde, und hielten hernach Quebec so gut als eingesperret. Man mußte die Nonnen des Nachts aus ihren Klöstern in die Stadt abholen, weil sie nicht mehr sicher darinnen waren; ja, als man nach Endigung des Herbstes gedachte, nun würden die Kerle endlich einmal ihrer Wege gehen, mußte man nicht ohne große Bestürzung vernehmen, sie stünden noch immer im Felde.

Endlich verschwanden sie doch. Ein Huron, der aus ihrer Gefangenschaft entflohen war, berichtete, sie wären Willens gewesen, unter dem Vorwande einer Vergleichsabrede, einen Mißionar ins Netz zu locken, und hernach gegen ihre gefangenen Landesleute auszutauschen. Hätten sie diese einmal: so wollten sie niemanden mehr verschonen; absonderlich aber alle Kinder, die sie kriegen könnten, weghaschen, und ihr Land damit bevölkern. Es sey aber der ganze Anschlag im Rauche aufgegangen, weil einer von dem Haufen, der nach einem Hirsche gezielet, den Anführer todt geschossen habe.

Feindseligkeit der Iroquese.

Sie ließen sich das ganze Jahr nicht weiter sehen. Allein, mit Ende des Winters zeigeten sich viele Parteyen an verschiedenen Orten der Colonie, und stifteten gewaltiges Unheil. Ein Geistlicher aus dem Seminario zu Montreal, Namens le Maitre, der auf dem Lande Messe gelesen hatte, wurde auf dem Rückwege ermordet. Der Herr von Lauson, Senechal von Neufrankreich und Sohn des gewesenen Statthalters, wollte seinem Schwager, den die Wilden in seinem Hause in der Insel Orleans belagert hielten, zu Hülfe kommen, verfiel aber unterwegens in einen Hinterhalt. Die Iroquesen kenneten ihn, und hätten gar zu gern einen so wichtigen Gefangenen gehabt. Weil er ihnen aber zu viele Leute ins Grab setzete: so schossen sie ihn endlich todt.

1661.

Eben dieses Schicksal betraf noch mehr angesehene Personen, nebst einer großen Anzahl Einwohner und Wilden. Dreyßig Attikameguer, darunter jedoch einige Franzosen waren, fielen unter achtzig Iroquesen. Sie wehreten sich erstaunlich; ja, so gar die Weiber fochten bis auf den letzten Athem. Allein, was half es? Mit einem Worte, es ließen diese hochmüthigen Feinde in der ganzen Gegend zwischen Montreal und Tadussac blutige Spuren ihres Durchzuges hinter sich.

Krankheit und Lustzeichen.

Zu diesem Unglücke kam noch ein anderes. Jedermann, sowohl Franzosen, als Wilde, wurde von einer Krankheit befallen, und absonderlich eine große Menge Kinder weggerafft. Es war eine Art von Schnupfen, die sich in ein Seitenstechen verwandelte. Man wollte die Ursache bösen Künsten zuschreiben; und die Aerzte brachten diese Meynung zu allererst in Schwang. Nachgehends gab man vor, es sey eine feurige Krone in der Luft erschienen, an den drey Flüssen habe man die Klagemutter gehöret, bey Quebec habe sich ein feuriges Canot sehen lassen, und an einem andern Orte ein brennender Mensch, der ganz mit Flammen umgeben gewesen; in der Insel Orleans habe eine schwangere Frau ihre Leibesfrucht wimmern hören, und was dergleichen mehr war. Zuletzt erschien ein Comet, welcher den Pöbel allemal, und bey trübseligen Zeiten absonderlich, zu erschrecken pfleget.

Iroquesische Abgeordnete zu Montreal.

Gleichwohl ereignete sich bald darauf etwas Gutes. Die feindlichen Parteyen verschwanden beynahe alle mit einander; und zu Ende des Brachmonates erschienen unvermuthet zwey Canote mit weißen Fahnen bey Montreal. Man ließ sie sich nähern, und sah Iroquesen mit so vieler Zuversicht aussteigen, als die treuesten Bundesgenossen hätten thun können. Es waren zween Abgeordnete der beyden Bezirke Onnontague und Goyoguin; der eine war das allerangesehenste Oberhaupt des letztbesagten Bezirkes, zugleich auch ein alter Bekannter des Pater Mesnard, und ein Herzensfreund der Franzosen. Sie brachten vier Franzosen mit sich, und wollten dagegen acht zu Montreal gefangen sitzende Goyoguinen ausgeliefert haben. Ja, sie versprachen, alle übrige Franzosen, die in ihrer Gewalt wären, ebenfalls in Freyheit zu stellen, wofern man mit ihren Landesleuten ein gleiches thun wollte.

Zugleich übereicheten sie dem Herrn von Maisonneuve einen Brief, den alle in beyden Bezirken gefangene Franzosen unterschrieben hatten. Der Inhalt war: es gehe ihnen noch ziemlich wohl, und schienen alle Gemüther zum Frieden geneigt zu seyn; werde man aber den beyden Abgeordneten kein Gehör geben, so würden sie, die Gefangenen, alle mit einander verbrannt werden. Der Statthalter antwortete den Abgeordneten: er wollte an den Herrn d'Argenson schreiben, welcher dergleichen Anträge allein annehmen oder verwerfen könnte: sie möchten indessen in der Schanze bleiben, wo sie alle Freyheit haben sollten. Argenson schien anfänglich nicht sehr geneigt zu seyn, in Unterhandlung zu treten. Bey dem Zustande der Colonie aber war ein schlechter Friede besser, als ein Krieg, den man nicht aushalten konnte. Er änderte also seine Gedanken. Die größte Schwierigkeit verursachete das Verlangen der Wilden nach einem Mißionar. Doch, als der Pater le Moyne seine Bereitwilligkeit zu verstehen gab: so kam auch dieser Punct zur Richtigkeit. Dieses war nunmehr das fünfte mal, daß dieser Pater sein Leben bey dergleichen Gelegenheiten wagete.

Indem dieses vorgieng, lösete der Baron d'Avaugour den Vicomte d'Argenson in seiner Statthalterstelle ab; indem der letzte, weil er beständig kränklich war, keine Hülfe von

von der neufranzösischen Gesellschaft erhielt, und von Uebelgesinneten beständigen Verdruß ausstehen mußte, vor abgelaufener Zeit seinen Abschied verlanget hatte. Der neue Statthalter machte große Augen, als er nach vorgenommener Besichtigung aller Plätze, den elenden Zustand der Pflanzlande sah. Es fiel ihm unbegreiflich, wie sich seine Vorgänger mit so weniger Macht darinnen hätten erhalten können. Er sagete, er wollte es dem Könige schreiben, und wenn man ihm nicht unverzüglich die versprochenen Truppen und Kriegesbedürfnisse schicke, sogleich wieder zu Schiffe gehen, ohne seinen Nachfolger zu erwarten. Er war ein beherzter und grundehrlicher Mann, aber etwas eigensinnig. Im Türkenkriege hatte er sich sehr hervorgethan: allein, in Canada fand er nicht so viele Gelegenheit, seine guten Eigenschaften auszuüben, als vielmehr seine Fehler zu offenbaren; und die letztern zogen ihm in der kurzen Zeit seiner Regierung eine Menge Verdrüßlichkeiten zu.

1661.

Als er ankam, war der P. le Moyne schon abgereiset, und unterdessen, da uns dieser mit den Iroquesen auszusöhnen trachtete, suchten die Patres Dreuillettes und Dablon auf dem Saguenay bis in die Nähe des Nordmeeres zu kommen. Zween Monate nach ihrer Abreise, das ist zu Anfange des Heumonates, waren sie bey der Quelle des Nekubaflusses, der sich in den Johannessee ergießt, und stunden da gewaltige Hitze aus. Sie schrieben die Ursache der Höhe des Landes zu, indem sie nach ihrem Vorgeben hundert französische Meilen weit, beständig bergauf gereiset waren.

Reise zweener Mißionarien nach Norden.

Der Johannessee ist die eigentliche Quelle sowohl des Saguenay als vieler andern Flüsse. Er hat zwanzig französische Meilen in Umkreise und eine eyrunde Gestalt. Die vielen Inseln, damit er gleichsam bestreuet ist, verursachen einen lustigen Anblick; so sind auch seine Ufer mit ungemein schönen Bäumen bewachsen. Vielleicht aber würde man von der Schönheit dieser Gegend bey weitem kein so großes Wesen machen, wofern man nicht durch lauter gräßliche Wüsteneyen dahin reisen müßte. Billig sollten alle Reisende dieses wohl überlegen, so würden sie auf keine übertriebene Abbildungen verfallen, und ihrem Werke dadurch den Glauben benehmen, gleichwie zuweilen geschieht.

Beschreib. des Johannessee.

Der Herr Dablon erwähnet in seinem Tagebuche einer seltsamen Krankheit, welche, wie man ihn versicherte, in den Nordländern etwas sehr gemeines seyn solle. Zuweilen wird eine Person auf einmal mondsüchtig, melancholisch und zuletzt toll. Der Kranke spühret eine heftige Begierde nach Menschenfleische, und fällt, gleich einem hungrigen Wolfe alle Leute an, die ihm begegnen. Je mehr er zerreißen kann, desto hitziger wird er. Man hilft also dieser Krankheit damit ab, daß man den Kranken bey Zeiten todtschlägt.

Seltsame Krankheit.

Die Quelle des Nekubaflusses war damals ein Handelsplatz, den fast alle nordische Völker besuchten. Gleichwohl ist die dasige Gegend dermaßen schlecht, daß man im Sprichworte saget, es sey nicht einmal für die Mücken genug zu fressen da. Die Mißionarien fanden an diesem Orte eine Menge Wilde auf sie warten, sie ertheileten ihnen Unterricht, und den Gläubigen die Sacramente; weiter aber konnten sie nicht kommen, weil man erfuhr, die Iroquesen wären im Anzuge, und hätten erst kürzlich die sogenannte **Eichhornnation** vertilget.

Ein anderer Mißionarius, Namens **Peter Bailloquet**, schiffte auf dem Lorenzflusse von Tadussac bis in den Seebusen. Er fand etwan acht Flecken, die von eben so viel algonquinischen Völkerschaften bewohnet wurden, und den Unterricht gern annahmen. Er taufte auch einige Personen, absonderlich aber sterbende Kinder, und hoffete, im folgenden

1661.

den Jahre eine reiche Erndte zu gewinnen. Voritzt ist von diesen Völkerschaften so viel als nichts übrig, ohne daß man zu sagen wüßte, wohin sie gekommen sind.

Bey Annäherung des Herbstmonates erhielt man zu Quebec Briefe aus Onnontague vom Pater le Moyne. Die Agnier, Onneyuthen und Tsonnonthuaner hatten ihm zwar unterwegens nachgestellet: er war ihnen aber glücklich entgangen. Als er noch zwo französische Meilen weit von Onnontague war, fand er zu seiner größten Verwunderung das Oberhaupt dieses Bezirkes, Namens Garakonthie, nebst einem zahlreichen Gefolge auf ihn warten. Denn sonst gehen die Wilden einem Abgesandten nicht über eine Vierthelmeile weit entgegen. Allein, seine Verwunderung hörete bald auf, als er dieses Oberhaupt recht kennen lernete. Garakonthie hatte ein vortreffliches Naturell, viel Sanftmuth, einen erhabenen Verstand, und viele Redlichkeit. Er war ein großer Kriegesheld, ein nicht schlechterer Staatsmann, und liebte, was das allerbeste war, die Franzosen aufrichtig. Er suchte alle gewaltsame Anschläge seiner Landesleute gegen sie zu verhindern, rettete den Gefangenen das Leben, ja, er hatte eine große Anzahl aus der Agnier Gewalt befreyet.

Charakter des Garakonthie.

Allein, er führete den Pater durchaus nicht gerades Weges in seine eigene Wohnung, sondern er gieng vorher, vermöge einer feinen Staatslist, die man einem Wilden kaum zutrauen sollte, bey allen Oberhäuptern, die ihm zu seiner Absicht nöthig fielen, mit ihm herum. Denn auf diese Weise sahen sie den Frieden als ihr eigenes Werk an, keinesweges aber als bloß das seinige; sie konnten folglich nicht scheel darüber sehen. Es gelang ihm auch dieser Streich in der That besser, als er selbst gehoffet hatte. Den 12ten des Augustmonates gab man das Zeichen zur Rathsversammlung, mit einer Glocke, welche noch immer an dem Orte, wo die Jesuiter-Capelle gewesen war, hing. Sämmtliche Abgeordnete der Onnontaguer, Goyoguinen und Tsonnonthuaner fanden sich in des Garakonthie Wohnung oder Cabanne ein, und ließen den Pater le Moyne zu sich bitten. Der Pater kam, hielt vorläufig ein kurzes Gebeth in iroquesischer Sprache, und eröffnete sodann: es habe ihn Onontio mit einem gewissen Auftrage hieher abgeschicket. Damit legte er seine Geschenke mitten in die Versammlung hin, und redete folgender Gestalt:

Rede des P. le Moyne im iroquesischen Staatsrathe.

„Meine Worte gehen dich an, o Onnontague. Dein Sohn *a*) der Goyoguin „ist zu mir gekommen, und hat gesagt, du hättest ihn abgeschicket, um die ganze Nation „mit mir zu vereinigen; hast du ihn wirklich abgeschicket?„ Die Antwort war, der Goyoguin habe die Wahrheit geredet. Damit überreichete er ein Geschenk, und fuhr also fort: „Er sagte, wenn ich alle Iroquesen, die ich gefangen habe, frey ließe, so wolltest du auch alle „gefangene Franzosen los geben: hast du ihm dieses aufgetragen?„ Der Goyoguin, versetzte man, hatte Befehl, also zu reden, und es soll geschehen. Hierauf überreichte er das zweyte Geschenk, und sagte: „Du ließest mich auch bitten, ich solle die Gebeine der währenden „Krieges verstorbenen Iroquesen so tief in die Erde verscharren, daß niemand weiter daran „denken könne, sie zu rächen, und wäre es dir lieb, wenn mit den Franzosen ein gleiches „geschähe. Ist dieses dein gänzlicher Ernst?„ Man versicherte es. Sogleich folgete das dritte Geschenk; und der Pater sagete weiter: „Und du, o Tsonnonthuan, hast du „mir vor kurzer Zeit wirklich sagen lassen: du wollest an dem Frieden Antheil nehmen; „und in deinem Lande Franzosen wohnen lassen?„ Als ein Oberhaupt dieses bekräftigte, gab

b) Der Stamm oder Ort Onnontague ist gleichsam das Oberhaupt aller übrigen; deswegen nennet er die übrigen alle miteinander seine Söhne.

gab ihm der Pater ein Geschenk, und sagete zum Beschlusse: „Der Agnier ist beständig „übel gesinnet. Er schicket, wie ich wohl weis, unter der Hand Geschenke an die übri- „gen, damit sie den Krieg fortsetzen sollen. Ich habe ihm weiter nichts zu sagen, als er „werde Schuhe für seine Füße finden.„ Damit legte der Mißionarius die Person eines Abgesandten vom Statthalter ab, und redete von Religionssachen, wurde auch gern angehöret.

1661.

Nach einigen Tagen versammelte man sich abermal, und der iroquesische Worthalter brachte vor: 1. Man wolle dem Onontzio voritzt neun Franzosen einhändigen, die übrigen müßten hier bleiben, damit sie dem Ondesson (Pater le Moyne) den Winter über Gesellschaft leisten könnten. 2. Garakonthie sey zum Haupte der Gesandtschaft ernennet, und solle er dem Onontzio die neun Franzosen überliefern. Der Mißionarius stellete zwar vor, man habe ja alle Franzosen frey zu lassen versprochen: allein, die Antwort war, es gehe voritzt nicht an; er sah also wohl, es sey vergeblich, ferner darauf zu dringen, nebstdem wurden die Leute auf das beste gehalten. Dahingegen die Agnier ihre Gefangene in beständiger Furcht des Todes hielten.

Antwort der Iroquesen.

Garakonthie fuhr in der Mitte des Herbstmonates ab. Einige Tage hernach begegnete ihm ein Haufen seiner Landesleute, unter Anführung eines berühmten Oberhauptes, Namens Utreuhati. Der Mann war vor diesem zu Montreal gefangen gesessen, und hatte sich nun dafür gerächet. Er hatte eine Menge Haarköpfe und Kleider bey sich, und that insonderheit mit dem geistlichen Rocke des Herrn le Maitre ungemein groß. Garakonthie wußte bey diesem Anblicke nicht, was er thun sollte. Seine Leute riethen ihm, umzukehren, indem sie sich nicht überreden konnten, daß man sie nach diesem Vorfalle als Abgeordnete ansehen würde: er war aber der Meynung, seine Reise dennoch fortzusetzen, und versicherte seine Leute, es werde ihnen, in Ansehung des P. le Moyne, nichts leides wiederfahren.

Garakonthie geht nach Montreal.

Nach einigen Tagen begegnete ihm eine Partey Onneyuther, und gab ihm ihre große Begierde, Franzosen zu fressen, zu vernehmen: er brachte es aber dahin, daß sie nach Hause umkehreten. Endlich kam er nach Montreal, wurde auf das beste empfangen, zeigete großen Verstand, und willigte in alles, was man verlangete. Auf sein Versprechen, künftiges Frühjahr alle übrige gefangene Franzosen zu überliefern, händigte man ihm alle gefangene Iroquesen sogleich ein; welches bey einer solchen Staatsverfassung, als die iroquesische ist, ziemlich viel gewaget hieß. Vielleicht verließ man sich darauf, daß die Agnier den Krieg mit den Mahinganen und den übrigen Abenaquiern auf dem Halse hatten, gleichwie die obern Stämme mit den Andasten: sie würden also, hoffete man, eines Friedens mit den Franzosen höchstbedürftig seyn.

Seine Aufnahme daselbst.

Allein, die Agnier vertrugen sich vermuthlich mit ihrem Feinde; denn sie setzeten ihre Streifereyen in Gesellschaft der Onneyuther beständig fort, und ermordeten unweit Montreal einen Geistlichen, Namens M. Vignol. Die obern Stämme wiesen die Andasten mit blutigen Köpfen zurück, streiften bis in Virginien, und sehr weit gegen Westen. Nach ihrem Berichte kamen sie bis ans Meer, und fanden da ein Volk, das die französische Religion hatte. Vermuthlich verstunden sie Neu-Mexico und die sogenannte Purpursee.

Der Friede steht im weiten Felde.

1662.

Ueber dieses durchstreifeten zweyhundert Onnontaguer einen großen Theil des französischen Gebiethes, und überfielen bey hellem lichten Tage einige Einwohner der Insel Montreal bey ihrer Feldarbeit. Der Stadtmajor wollte ihnen mit sechs und zwanzig

1662. Mann zu Hülfe kommen, verfiel aber in einen Hinterhalt, und blieb mit seiner ganzen Mannschaft auf dem Platze.

Begebenheiten des P. Mesnards.

Zu gleicher Zeit liefen schlechte Nachrichten von dem Pater Mesnard ein. Diesen hatte ein Trupp **Utauais**, der aus der Gegend am obern See herkam, im Augustmonate des 1660 Jahres abgeholet. Allein, ungeachtet sie ein großes Verlangen nach ihm bezeuget hatten, so begegneten sie ihm dennoch sehr schlecht. Er mußte den ganzen Tag rudern. Weil er nun also sein Brevier bey der Nacht bethen wollte, warfen sie es ins Wasser. Das allerärgste war, daß sie bey der Einfahrt in den obern See, die verhofften Lebensmittel nicht fanden, folglich alle miteinander in große Hungersnoth geriethen. Nach einiger Zeit zerbrach ein niederstürzender Baum den Kahn, darinnen der Pater fuhr; man ließ ihn also nebst noch dreyen Personen an demselbigen Orte zurück. Zum Glücke lag das Ufer voll Knochen. Diese zerstießen sie, kochten einen Brey daraus, und lebeten also sechs Tage lang, das ist, so lange bis man sie abholete, und an einen zum Ueberwintern ausersehenen Ort brachte. Dieser war eine Bucht am südlichen Theile des obern Sees. Der Pater kam den 15ten des Weinmonates dahin, an welchem Tage man das Fest der heiligen Theresia feyerte, und nennete sie deswegen die **Theresenbucht**. Er fand daselbst einige Christen von allerhand Völkern, und vermehrete deren Anzahl noch mit einigen Seelen. Ueberhaupt aber konnte er bey diesen Barbaren wenig ausrichten. Es gieng nicht nur die Vielweiberey unter diesen Wilden im Schwange, sondern sie besorgeten auch, die französische Nation werde sie eben so unglücklich machen, als die Huronen.

Nachdem er an diesem elenden Orte acht ganze Monate zugebracht, und meistens nur von zerstoßenen Eicheln und Baumrinden, mit Oele betröpfelt, gelebet hatte: so riefen ihn die Huronen, die ihren Sitz auf der Michaels- oder **Chaguamigoninsel** *b*) am westlichen Ende des Sees genommen hatten, zu sich. Ungeachtet nun einige anwesende Franzosen es ihm widerriethen, weil der Weg bis dahin wenigstens hundert Meilen betrage, und ungemein beschwerlich, er selbst aber ganz ausgemergelt sey: so begab er sich doch den 13ten des Brachmonates, nebst einem ungemein heiligen Manne, und zwanzigjährigen Bedienten der Mißionarien, Namens **Johann Guerin**, auf die Reise. Es holeten ihn zwar einige Huronen ab, und sollten ihm den Weg zeigen. Sie giengen aber unterwegens, unter dem Vorgeben, Lebensmittel zu verschaffen, nach ihrem Dorfe, und kamen nicht wieder. Als der Pater vierzehn Tage vergeblich auf sie gewartet hatte: so setzete er sich in einen Kahn, den er in einem Flusse fand, und fuhr weiter. Den 20sten des Augustmonates mußte man, um einem Wasserfalle auszuweichen, eine Zeitlang zu Fuße gehen. Indem nun sein Gefährte mit dem Fortschleppen des Kahnes, und dem Beladen desselbigen beschäfftiget war: so gieng der Pater in den Wald, und kam nie wieder zum Vorscheine. Seinen Sack fand man nachgehends bey einem Wilden, der aber nicht sagen wollte, woher er ihn habe. Seinen Priesterrock und sein Brevier traf man in der Wohnung eines Siux an. Die Leute verehreten nach ihrer Art beydes als Heiligthümer, und setzten ihnen bey ihren Schmäusen, von jedwedem Gerichte etwas vor. Guerin gieng wieder nach der Theresenbucht zurück, und kam den folgenden Sommer durch eine losgegangene Flinte ums Leben. Einen solchen Ausgang hatte das zweyte Mißionarienholen der Utauais. Nachgehends bekamen sie, bis zu ihrer Vereinigung mit andern dem Evangelio geneigten Wilden,

c) Man nennet zwar insgemein eine der Insel gegenüberliegende, sehr bekannte Bucht also: es ist aber der eigene Name der Insel selbst.

Wilden, keine mehr. Allein, sie haben dem ungeachtet, mit Ausnahme der sterbenden Kinder, die man taufte, bisher wenig Antheil am Reiche Gottes genommen.

1661.

Als Garakonthie von seiner Gesandtschaft nach Hause kam, fand er die Gesinnungen seiner Landesleute gewaltig verändert. Man äußerte ein großes Mistrauen gegen ihn, und beynahe hätte man sein gegebenes Wort unerfüllet gelassen. Doch, vermöge seiner Standhaftigkeit und ungemeinen Geschicklichkeit, trieb er die Sache endlich durch. Die drey Stämme bestätigten den Frieden, und der P. le Moyne reisete mit allen gefangenen Franzosen nach Montreal. Nur einer blieb zurück, welcher als ein Märtyrer der ehelichen Keuschheit starb. Man hatte ihn in der Hütte, wo er ein Sclave war, zwingen wollen, sich zu verheirathen. Er entschuldigte sich damit, er hätte schon eine Frau, und seine Religion erlaubete ihm nicht, deren zwo zu haben. Diese Antwort brachte den Herrn auf keinen andern Sinn, welcher ihm oftmals drohete, er würde ihn umbringen, wofern er das nicht einwilligte, was er von ihm verlangete. Endlich kam es von Worten zu Thaten, und er schlug ihm den Schedel ein.

Der Frieden wird geschlossen.

Als die letztern Schiffe nach Frankreich abgiengen, schickte man den Befehlshaber an den drey Flüssen, Herrn **Boucher**, mit einer Bittschrift an Seine Majestät ab, um dero Schutz für die äußerst bedrängte Pflanzstadt auszuwirken. Der König befahl sogleich dem Herrn **de Monts**, den eigentlichen Zustand am Orte selbst zu erforschen, und gab ihm vier hundert Mann zur Verstärkung der Besatzungen mit. Herr de Monts nahm unterwegens im Namen des Königes Besitz von der Schanze Plaisance, auf der Insel Neuland, und kam hernach zu großer Freude aller Einwohner glücklich nach Quebec; zumal da er Hoffnung machete, es würde künftiges Jahr noch mehr und ansehnlichere Verstärkung kommen, dergleichen Neufrankreich von allerhand Art brauchete.

Boucher reiset nach Frankreich.

Bisher hatten die Statthalter mit allem Ernste über ihrem eigenen Verbothe, keinen Brandtwein an die Wilden zu verkaufen, gehalten; und der itzige **Baron d'Avagour** hatte eine scharfe Strafe darauf gesetzet. Einstens nun wurde eine zu Quebec wohnende Frau auf frischer That erwischet, und sogleich ins Gefängniß geführet. Der P. Lallemant legete eine Vorbitte für sie ein. Dieses nahm der Statthalter dermaßen übel, daß er im Zorne heraus fuhr, weil das Brandteweinverkaufen diesem Weibe ungestraft hingehen solle, so solle es künftig einem jedweden ungestraft hingehen. Das schlimmste war, daß er diese übereilete Rede nicht widerrufen wollte. Die Sache kam ohne langen Verzug unter das gemeine Volk; damit entstund eine gräuliche Unordnung. Man schalt über die Beichtväter, welche dem Uebel Einhalt thun wollten; ja, man verschonete den Bischof von Peträa nicht einmal, weil er die Kirchencensur zur Hand nahm. Man schrie über Gewissenszwang; ja, man klagete sogar bey dem königlichen Staatsrathe. Indem aber die Bittschrift gewissen Personen, deren untadelhaftige Aufführung jedermann bekannt war, allerley zur Last legen wollte: so wurde sie übel aufgenommen. Es war auch der Ruhm des Bischofs und der übrigen Geistlichen in der That allzufest gegründet, als daß er durch Verleumdungen wankend gemachet werden konnte. Fanden aber gleich dieselbigen bey Hofe kein Gehör: so gieng doch nichts destoweniger das Uebel seinen Gang dahin, und breitete sich immer weiter aus. Da das Brandteweinverkaufen selbst von demjenigen öffentlich geduldet wurde, welcher ihm allein nachdrücklich Einhalt thun konnte: so begiengen die Wilden, welche sich des Trinkens desselben, wenn man es ihnen anboth, nicht enthalten konnten, und bey denen die geringste Wirkung dieses Getränkes ist, daß es ihnen allen

Große Unruhe wegen des Brandtweins

1662. Verstand benimmt, dadurch allerhand Aergerniß entsteht. Die Alten und Oberhäupter der Flecken wandten alle Mittel an, dieser grimmigen Ausgelassenheit Einhalt zu thun. Sie ersucheten den Großstatthalter vergebens, ihnen mit seinem ganzen Ansehen hülfliche Hand zu biethen, und seine eigenen Verordnungen beobachten zu lassen. Sie erhielten aber nichts bey einem Manne, der sichs einmal in den Kopf gesetzet, daß man ihm das Uebel nur größer vorstellete. Die Unordnung nahm also beständig zu, und griff so gar die eifrigsten Neubekehrten an. Außer einigen wenigen, die sich freywillig verdammet hatten, nicht aus Sylleri zu gehen, um sich vor der ansteckenden Seuche zu verwahren, und einigen andern, die in eben der Absicht nach den drey Flüssen, und dem Magdalenen-Vorgebirge geflüchtet waren, wurden alle diese neuen Christen, welche durch ihren tugendhaften Wandel, bisher selbst bey den Ungläubigen, Bewunderung erwecket hatten, eine Schande des Christenthums und machten es bey den Feinden desselben zum Gespötte.

Endlich wendete sich der Bischof an Seine Majestät, wirkete auch alle Befehle aus, die er selbst zum Abstellen des sündlichen Brandteweinschenkens für nöthig erachtet hatte. Doch, der Himmel kam dem Vollziehen derselbigen zuvor. Er setzete die ruchlosen Gemüther durch eine sonderbare Begebenheit in Angst und Schrecken, und brachte dadurch den größten Theil der Sünder in Neufrankreich auf den Weg des Heils. Ich werde die ganze Begebenheit also erzählen, wie ich sie in den beglaubtesten Nachrichten gefunden, und von unverwerflichen Zeugen vernommen habe, ohne daß ich jedoch die Gewährschaft aller und jeder Umstände über mich zu nehmen gedächte.

1663. Erstaunliche Himmelszeichen.

Im Herbste des 1663 Jahres, kurz vorher, ehe der Bischof nach Frankreich abreisete, sah man allerley sehr seltsame feurige Gestalten in der Luft fliegen. Sowohl über Quebec als über Montreal erschien des Nachts eine feurige Kugel. Ueber Quebec flog sie ohne weitere Umstände weg; aber zu Montreal schien sie sich vom Monde abzulösen, knallete wie ein Stückschuß, flog etwa drey Meilen weit, und wurde hinter dem Berge, davon die Insel ihren Namen empfangen hat, unsichtbar.

Den 7ten des Jänners folgenden Jahres stieg ein gleichsam unmerklicher Nebel aus dem Flusse auf. Er war, als die aufgehende Sonne darauf schien, zwar durchsichtig, gleichwohl aber noch so dick, daß er zwo Nebensonnen vorstellete. Man sah also drey Sonnen in einer mit dem Gesichtskreise gleichlaufenden Linie neben einander; jedwede stund dem Ansehen nach, einige Klaftern weit von der andern, und jedwede hatte ihren eigenen Regenbogen, der seine Farben alle Augenblicke veränderte. Bald glichen sie den Farben eines ordentlichen Regenbogens, bald einem weißen Lichte, eben als ob hinter den Bogen ein starkes Feuer brennete. Dieser Anblick dauerte zwo ganzer Stunden; den 14ten zeigete er sich abermals, nur aber schwächer.

Prophezeyhung eines Erdbeben.

Mit Anfange des Hornungs lief unter der Hand ein Gerücht herum, es werde in kurzer Zeit ein noch nie erhörtes Erdbeben sich ereignen. Dieses Gerücht kam von einer höchstgottseligen Person her, welche ihre Gedanken nur einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde entdecket hatte, und sich äußerst bemühete, daß jedermann Buße thun, und den gerechten Zorn Gottes von Neufrankreich abwenden möchte.

Als den 3ten besagten Monates eine Algonquininn und eifrige Christinn des Nachts in ihrer Cabanne auf dem Bette saß und wachte, hörete sie eine Stimme zu ihr sagen: es würden innerhalb zween Tagen unerhörte Dinge vorgehen. Den folgenden Tag, als sie mit ihrer Schwester im Walde war, und Holz holete, vernahm sie recht deutlich, daß

die vorige Stimme sagete, es werde morgen zwischen fünf und sechs Uhr ein schreckliches Erdbeben vorgehen. Ihre Schwester hörete nicht das geringste.

1663.

Einem Mägdchen von eben dieser Nation, das ein ganz englisches Leben führete, und dadurch verdienet hatte, daß sie von einer unheilbaren Krankheit im Augenblicke gesund wurde, erschien U. L. Frau des Nachts zwischen vier und fünf im Traume, und offenbarete ihr die Stunde und alle übrige Umstände des Erdbebens. Um fünf Uhr des Abends, kurz vorher ehe es wirklich anfing, schien das Mägdchen ganz außer sich, und rief zweymal mit aller Macht: Nun wird es bald angehen, worüber alle Anwesende heftig erschracken.

Was noch mehr, die Mutter Maria von der Menschwerdung, die berühmte Stifterinn des Ursulinerklosters in Neufrankreich, hatte nicht nur vom Himmel verschiedene Warnungen wegen des bevorstehenden Unglücks empfangen, und ihrem Seelsorger, dem Pater Lallemant, Nachricht davon gegeben, sondern es erschien ihr auch um halb sechs Uhr Abends der Heiland, und war sehr zornig über Canada *d*). Sie wurde zugleich durch eine höhere Macht angetrieben, um Gerechtigkeit über die im Schwange gehende Unordnung zu schreyen. Alles, was sie dabey thun konnte, war dieses, daß sie den Himmel eifrigst bath, er möchte nicht die Seelen mit dem Leibe zugleich verderben.

Gleich darauf bekam sie eine innerliche Versicherung, nun werde das göttliche Zornfeuer bald entbrennen, und zwar hauptsächlich deswegen, weil man aus den Verordnungen der Kirche nur ein Gespötte mache. Zugleich sah sie an den vier Ecken der Stadt Quebec vier Teufel, welche die Erde mit großer Gewalt bewegeten. Eine andere ungemein majestätische Person hatte die vier Teufel an einem Zügel, den sie bisweilen nachließ, und dann wieder anzog. In diesem Augenblicke vernahm man in der ganzen Stadt ein Geprassel, dergleichen ein sehr großes Feuer zu machen pfleget; und es lief jedermann aus den Häusern heraus.

Heftiges Erdbeben.

Da sah man mit Erstaunen die Häuser sich dergestalt bewegen, daß ihre Dächer itzt auf dieser, hernach auf jener Seite beynahe an die Erde stießen, die Thüren von selbst aufsprangen und sich wieder verschlossen, die Glocken von selbst läuteten, die Pallisaden auf und nieder hüpfeten, die Mauern barsten, das Zimmerwerk einstürzete, die Thiere gräßlich heuleten und brülleten. Die Erde war beynahe in eben so starker Bewegung, als die See, wenn sie tobet. Die Bäume schlugen sich in einander; viele wurden mit der Wurzel ausgerissen und weit weggeschleudert.

Nachgehends vernahm man allerley Getöse, bald wie von stürmenden Wellen, bald wie von einer Menge Kutschen, die auf einem Steinpflaster dahinrennen; bald prasselte es, als wenn große Marmorklippen an einander stießen oder zersprängen. Zu gleicher Zeit stieg ein dicker Staub auf, den einige für einen Rauch ansahen, und eine allgemeine Entzündung besorgeten. Andern kam es dabey vor, als ob sie das Feldgeschrey der Iroquesen höreten.

Die Gefilde zeigeten nichts, als Klüfte und Abstürze, und man erwartete alle Augenblicke, neue unter seinen Füßen eröffnet zu sehen. Ganze Berge wurden von Grunde ausgerissen, und anderswohin versetzet; einige stürzeten in Flüsse hinein und hemmeten ihren Lauf;

d) Sie erzählet zwar in ihren Briefen dieses von einer dritten Person: man hat aber alle Ursache zu glauben, daß es ihr selbst begegnete.

1663. Lauf; andere sanken so tief in die Erde, daß man nicht einmal mehr die Gipfel der auf ihnen stehenden Bäume sehen konnte.

Manche Bäume wurden mit solcher Gewalt in die Höhe geschleudert, als ob eine Mine unter ihnen gesprungen wäre; ja, es blieben einige bey dem Herabfallen mit dem Gipfel in der Erde stecken. Der Lorenzfluß war damals gleichwie alle andere Flüsse zugefroren. Das Eis barst, und die Stücke wurden mit größter Gewalt an einander gestoßen, sehr große Schollen in die Höhe geschmissen, und an dem Orte, wo sie gewesen waren, eine Menge Sand und Schlamm ausgeworfen. Viele Quellen und Bäche vertrockneten, andere bekamen geschwefeltes Wasser. Von einigen konnte man nicht einmal ihr ehemaliges Bette mehr kennen.

Hier wurde das Wasser roth gefärbet, anderswo schien es gelb; der Lorenzfluß bekam von Quebec bis nach Tadussac, das ist, ganze dreyßig französische Meilen weit, eine weißlichte Farbe. Die Luft hatte ihre Veränderungen ebenfalls. Man hörete ein beständiges Sausen. Einige wollten Gespenster mit einer Fackel in der Hand gesehen haben. Wenigstens sah man Flammen herum fahren, welche ihre Gestalt zum öftern veränderten; einige glichen Lanzen, andere Spießen, andere brennenden Fackeln, welche auf die Häuser fielen, doch aber nicht anzündeten. Von einer Zeit zur andern vernahm man ein klägliches Winseln, welches die Angst noch mehr vergrößerte. An den drey Flüssen hörete man Meerschweine oder Seekühe blöcken, da doch kein Mensch dergleichen Fische an diesem Orte jemals gesehen hatte; dieses Blöcken hatte mit keinem Laute irgend eines bekannten Thieres die geringste Aehnlichkeit.

Mit einem Worte, innerhalb eines Raumes von dreyhundert Meilen zwischen Ost und West, und von hundert und funfzig zwischen Süd und Nord, war Land, Wasser und Küste lange Zeit, obgleich nur Stoßweise, in derjenigen gewaltsamen Bewegung, welche der königliche Prophet unter die übrigen bey dem ägyptischen Ausgange geschehenen Wunder zählet. Es war an den Wirkungen dieses Erdbebens gleichsam eine unendliche Mannichfaltigkeit zu spühren. Vielleicht hatte man, weil die Welt steht, noch nie eine so gegründete Ursache, als diesesmal gehabt, ihr Ende zu vermuthen.

Der erste Stoß dauerte eine ganze halbe Stunde meist in einem fort; doch wurde er nach Ablaufe der ersten Viertelstunde schwächer. Denselbigen Abend um acht Uhr, folgete der zweyte, eben so gewaltsam, und in einer halben Stunde noch zween andere. Es haben einige Personen in der darauf folgenden Nacht bis zwey und dreyßig, und darunter recht starke gezählet. Unterdessen da die Bangigkeit des Gemüthes und die Dunkelheit der Größe einer Vorstellung mancherley beysetzen können: so lasse ich dieses dahin gestellet seyn: gleichwie es denn ebenfalls eine bloße Wirkung des heftigen Schreckens an der Einbildungskraft gewesen seyn kann, daß man auch zwischen den Stößen ein eben solches Schwanken, als auf einem vor Anker liegenden Schiffe empfunden habe. Das gewisseste ist, daß viele Personen eben dergleichen Uebelkeit empfanden, als ein angehender Seefahrer.

Den folgenden 6ten des Monates um drey Uhr Morgens, verspürete man einen gewaltigen und langwierigen Stoß. Zu Tadussac regnete es eine halbe Stunde lang Asche. Anderswo fanden einige Wilden, als sie nach geendigtem Stoße ihre Cabanne sucheten, an ihrer Stelle eine große Wasserpfütze. Auf halbem Wege zwischen Quebec und Tadussac, wurden zween Berge eben, und aus der abgestürzeten Erde entstund eine Landspitze, welche eine halbe Viertelmeile weit in den Fluß hinein ragete. Zween Franzosen kamen eben

eben damals in einer Schaluppe von Gaspe hergefahren. Diese spüreten nicht das geringste, als bis sie dem Saguenay gegen über kamen. Hier wurde ihre Schaluppe eben so, als von dem heftig stürmenden Meere hin und her geschleudert.

1663.

Indem sie voll Erstaunen über eine so ungewöhnliche Sache nach dem Lande sahen: so erblicketen sie einen Berg, der nach des Propheten Ausdrucke wie ein Widder hüpfete, gleich darauf sich wie ein Kräusel herumdrehete, und endlich in die Erde sank. Ein Schiff, das hinter der Schaluppe herfuhr, verspürete eine nicht geringere Erschütterung. Die allerkeckesten Matrosen vermochten eben so wenig, als in einem gewaltigen Sturme aufrecht zu stehen, ohne sich an etwas zu halten. Als der Schiffer den Anker ausbringen ließ, sprang das Tau wie ein Bindfaden entzwey.

Ziemlich nahe bey Quebec erschien bey hellem lichten Tage gleichsam eine feurige Fluth, einer guten französischen Meile groß, in der Luft. Sie kam von Norden, strich über den Fluß weg, und verschwand bey der Insel Orleans. An dem Cap Tormente stürzete eine erstaunliche Menge wildes Wasser von den Bergen herab, und riß alles, was ihm im Wege lag, mit sich dahin. Eben an diesem Orte, imgleichen oberhalb Quebec, veränderte der Strom seinen Lauf. Ein Theil seines Bettes blieb trocken; seine steilesten Ufer senketen sich an einigen Orten, und wurden dem Wasser gleich. Sein Wasser selbst blieb über ein Viertheljahr lang sehr schlammicht, und schwefelfärbig.

Neuengland und Neubelgien wurden eben so wenig verschonet, als Neufrankreich. In diesem ganzen erstaunlichen großen Landstriche spürete man, wenn die heftigen Stöße vorbey waren, sowohl auf dem Lande, als in den Flüssen, ein inwendiges Bewegen, wie etwa an einer Pulsader, welches sich zuweilen, und zwar an allen Orten zu gleicher Zeit, verdoppelte. Die Stöße selbst geschahen zuweilen plötzlich und gerade aufwärts, zuweilen durch ein stärkeres oder schwächeres hin und her wiegen: zuweilen ließen sie ihre Wuth auf einmal aus, ein andermal nahm ihre Gewalt stufenweise zu. Doch gieng kein einziger ohne merkliche Wirkung ab. An einigen Orten, da vorher ein Wasserfall gewesen war, floß der Strom nunmehr gemächlich dahin, und umgekehrt, mancher Fluß, der ehemals ohne die geringste Hinderniß beschiffet werden konnte, war nunmehr mit Klippen angefüllet. Ein Mann, der über Feld gieng, sah auf einmal die Erde vor seinen Füßen aufbersten. Er lief aus allen Kräften davon, und die Erdritzen gleichsam hinter ihm her. Auf den Bergen spürete man gemeiniglich die Erschütterung nicht so heftig; dagegen hörete man ohne Unterlaß ein schreckliches Getöse.

Es kömmt niemand dabey um.

Höchst zu verwundern war es, daß bey dieser erstaunlichen Verheerung, ungeachtet sie ein halbes Jahr lang anhielt, dennoch kein einziger Mensch ums Leben kam. Ohne Zweifel wollte Gott die Sünder zwar bekehren, keinesweges aber vertilgen. In der That sah man überall ernstliche Buße. Manche ärgerliche Sünder bekannten ihre Mishandlungen öffentlich; die Feinde versöhneten sich; an das gottlose Brandteweinschenken, von welchem das ganze Unglück herrührete, wurde eine ziemliche Zeit nicht weiter gedacht. Man suchete alle ersinnliche Mittel zur Besänftigung des Himmels hervor, Fasten, Almosengeben, Wallfahrten und Beichten. Endlich ließ er sich erbitten.

Folgen des Erdbebens.

Allein, obgleich die Erde nicht mehr erbebete: so glaubeten doch einige, es sey noch nicht alles Unheil zum Ende. Sie besorgeten, das unterirdische Feuer habe die Erde verbrennet, daß sie in langer Zeit keine Früchte mehr tragen könne. Hierzu kamen noch starke Regengüsse. Dem ungeachtet war die Erndte sehr reichlich.

Andere

1663.

Andere besorgeten, die vielen Ausdünstungen der Erde, und die mit dem Wasser vorgegangene Veränderung werde Krankheiten nach sich ziehen. Auch hiervon war nicht das geringste zu spühren. Der Erdboden gewann allmählich eine dauerhafte Gestalt. Die versetzten Berge blieben, wo sie waren. Einige Flüsse behielten ihr neues Bette. Unter den neuentstandenen Inseln wurden einige durch die Gewalt des Stromes bald verschwemmet, andere blieben da, und gewannen von dem angeschwemmeten Schlamme und Bäumen eine mehrere Größe.

Die Haselnußinsel, welche auf dem halben Wege von Tadussac nach Quebec liegt, wurde weit größer, als sie vorhin gewesen war. Es ist ganz irrig, was einige vorgeben, als ob sie nämlich durch einen in den Strom gestürzten Berg entstanden, statt des Berges aber der Schlund, welcher das Vorbeyschiffen so gefährlich machet, zum Vorscheine gekommen sey. Denn es gab schon Jacob Cartier dieser Insel ihren Namen. Da aber weder er, noch sonst jemand, eines Schlundes, sondern nur eines reißenden Stromes erwähnet: so kann es wohl seyn, daß selbiger sein Daseyn dem Erdbeben, entweder ganz, oder zum Theil, schuldig sey.

Neue Vorschläge der Iroquesen.

Man erachtet leicht, die Iroquesen werden unterdessen, da alle Elemente in Unordnung waren, wenig an den Krieg gedacht haben. Zwar erschienen einige bey Montreal: sie trugen aber Schläge davon. Nebstdem erlitten die Agnier und Onneyuther eine Niederlage von den sogenannten Springern, und die drey übrigen Stämme hatten mit den Andasten alle Hände voll zu thun. Daher wurden sie höflich. Ja, die Onnontaguer bathen sich die Gegenwart der Franzosen in ihrem Bezirke aus, und wollten zur Sicherheit den Ursulinerinnen zu Quebec einige von ihren Töchtern zur Erziehung anvertrauen. Aber als man um die Sache richtig zu machen, Gesandte abschicken wollte: so machete ein naturalisirter Huron den Iroquesen weis: es wären viele tausend Franzosen zu Quebec angekommen, und man wäre gesonnen, die ganze Nation auszurotten; damit gieng alles zurück.

Neufrankreich kömmt unmittelbar an die Krone.

So viel war an der Geschichte wahr, daß der Bischof von Peträa, nebst dem Herrn de Mesy, welcher den Baron d'Avagour ablösen sollte, und einiger Mannschaft angekommen war. Auch befand sich bey ihnen der Herr Gaudais, welcher ganz Neufrankreich für seine Majestät in Besitz nehmen sollte; indem die canadische Gesellschaft den 14ten des Hornungs eben dieses Jahres das Eigenthum davon an dieselbe abgetreten hatte. Es kamen zugleich hundert Haushaltungen, viele Krieges- und andere Beamte mit.

Der Commissarius machete nach eingenommener Huldigung vor allen Dingen einige Verordnungen wegen des Justitzwesens. Bisher war in Canada kein eigentlich also genannter Gerichtshof gewesen, sondern die Statthalter versucheten anfänglich den gütlichen Vergleich, und entschieden, wenn dieser keine Statt fand, die Sache nach der natürlichen Billigkeit. Dabey blieb es, und in diesem Stücke hatte sich der Baron d'Avagour vor andern viel Ruhm erworben. Nebstdem bezeugen die canadischen Landeskinder, ungeachtet sie meistens aus der Normandie herstammeten, schlechte Lust zu Processen; sondern gaben gemeiniglich lieber etwas nach, als daß sie die Zeit mit Streiten zubrachten. Ja, es schien vielmehr, als ob alle Güter gemeinschaftlich wären. Wenigstens doch gieng eine lange Zeit dahin, ehe jemand seine Habe zu versperren begehrete, und es war nie erhöret worden, daß jemand dieses Verfahren gemisbrauchet hätte. In der That ist es etwas seltsames, und gereichet dem menschlichen Geschlechte zu keiner sonderlichen Ehre, daß zu eben der

der Zeit, als ein weiser König auf die Verbannung der Rabbulisterey und die Aufnahme der Gerechtigkeit sorgete, jene ihren Anfang nahm, und diese Anstoß litt.

1663.

Beschaffenheit des Justizwesens.

Zwar hatte Neufrankreich bereits im Jahre 1640 einen Großsenechal, und die Gerichte an den drey Flüssen stunden unter ihm: es waren aber dennoch die Statthalter beständig im Besitze, selbst Recht zu sprechen, wenn bey ihnen, gleichwie oft geschah, Klage erhoben wurde. Wegen wichtiger Dinge wurde eine Regierungskammer niedergesetzet, die aus dem Großsenechale, dem Jesuiter Superior, als dem vornehmsten Geistlichen vor Ankunft des Bischofes, und einigen der vornehmsten Einwohner, die man Räthe nennete, bestund. Allein, diese Regierung saß nicht beständig. Der Statthalter berief und veränderte sie kraft habender königlicher Vollmacht, nach Belieben. Canada bekam also erst im Jahre 1663, nachdem das Land unmittelbar unter Seiner Majestät stund, eine beständige Regierungskammer. Das Errichtungsedict ist vom Märzmonate des besagten Jahres; kraft desselbigen bestund sie aus dem Statthalter Herrn de Mesi, aus dem päbstlichen Vicario in Neufrankreich, und Bischofe von Peträa, Herrn de Laval, aus dem Intendanten Herrn **Robert**; aus vier Räthen, welche von den ersten drey Herren ernennet, und nach Belieben verwechselt werden konnten; aus einem Generalprocurator, oder Fiscale, und einem Archivario.

Herr Robert kam nicht nach Neufrankreich; sondern Herr **Talon** versah im Jahre 1665 das Amt eines Justiz, Policey, Finanz und Seewesens Intendanten in Canada zum erstenmale. Ihm folgete im Jahre 1675 Herr **du Chesneau**, und sollte kraft eines königlichen Befehles das Amt als erster Präsident in der Regierungskammer verwalten: doch aber seine Stelle nach dem Statthalter und dem Bischofe haben; zugleich wurde die Anzahl der Räthe mit zweenen vermehret, und sämmtliche Mitglieder vom Hofe eingesetzet. Im Jahre 1704 kamen noch vier Räthe, ein geistlicher und drey weltliche, dazu. Einer davon heißt vorsitzender Rath, und hat doppelte Besoldung, nämlich achthundert Livres jährlich, unterdessen ist es eine bloße Ehrenstelle, ohne besondere damit verknüpfte Verrichtungen. Die fünf folgenden Räthe haben jedweder vierhundert Livres, die übrigen gar nichts. Es sind auch keine Sporteln im Gebrauche. Der General Procurator und Archivarius haben eine sehr mäßige Besoldung. Man spricht hier Recht nach den französischen Reichsgesetzen, und dem Pariser Herkommen.

Noch sind drey Untergerichte im Lande; eines zu Quebec, das andere an den drey Flüssen, das dritte zu Montreal. Jedwedes besteht aus einem Oberrichter, Unterrichter und Fiscale. Sie haben Besoldungen, gleichwie auch die Notarien, Gerichtsdiener und Häscher; denn da die Accidentien, wegen Armuth der Einwohner, beynahe gar nichts betragen, so könnten sie sonst nicht leben.

Die Gerichte zu Montreal gehöreten bis 1692 den Eigenthümern, nämlich dem Seminario von St. Sulpiz; nun aber dem Könige: doch dürfen sie von ihnen im Bezirke des Seminarii und ihres Landgutes zum h. **Gabriel** genannt, ausgeübet werden. Nach dem Muster der canadischen Regierungskammer, wurden nachgehends auch die auf Martinique, St. Domingo und in Luisiana eingerichtet. Alle diese Räthe sind Edelleute.

Das Erdbeben hatte den Streitigkeiten zwischen dem Baron d'Avagour und der Geistlichkeit ein Ende gemacht. Der Baron hatte um seine Erlassung selbst angesuchet. Er gieng mit dem Herrn Gaudais sehr vergnügt nach Frankreich zurück, und von da in kai-

1663.

kaiserliche Dienste nach Ungarn, wo er im folgenden Jahre bey Vertheidigung der Schanze Serin an der croatischen Gränze blieb.

Neue Streifereyen der Iroquesen. 1664.

Unterdessen enthielten sich die Iroquesen, welche doch beständig in Waffen waren, aller Einfälle ins französische Gebiethe, vermuthlich um zu sehen, was man mit der neuangelangeten Verstärkung vornehmen werde. Aber im Winter streifeten sie in die nördlichen Gegenden, und verübeten da große Grausamkeiten. Garakonthie hörete indessen nicht auf, an dem Frieden zu arbeiten, und schickete zu diesem Ende alle gefangene Franzosen mit einer Begleitung von dreyßig Onnontaguern nach Quebec. Sie reiseten in aller Sicherheit. Allein, unterwegens fiel eine Partey Algonquinen, die sie für Feinde ansah, plötzlich über sie her; schlug in der ersten Hitze viele Iroquesen todt, und jagete die übrigen davon. Die Franzosen selbst hatten Mühe zu entkommen; gleichwohl wurde keiner von ihnen verwundet. Es war zu befürchten, dieses möchte übele Folgen haben: allein, Garakonthie vermittelte auch dieses.

Nach einigen Monaten sah man mit angenehmem Erstaunen das goyoguinische Oberhaupt zu Quebec ankommen. Er erwähnete des Gefechtes mit den Algonquinen nicht im geringsten; sondern überreichete im Namen sämmtlicher Stämme, nur mit Ausnahme der Onneyuther, Geschenke, und trug ihre ernstliche Gesinnung, künftighin friedlich zu leben, vor. Herr de Mesy nahm ihn zwar gütig auf, wie er es auch verdienete; doch sagete er zu ihm: seine Vorgänger wären durch dergleichen Anträge so oft hintergangen worden, daß es keine Klugheit von ihm seyn würde, wenn er sich auf seine Nation verlassen wollte. Er gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, man hätte den Vorsatz gefasset, sich im Ernste einmal einen Feind vom Halse zu schaffen, der stets in der That unversöhnlich bliebe, ob er gleich so oft dem Scheine nach versöhnet worden. Herr de Mesy glaubete, er könnte in diesem Tone reden; weil er sich stark genug befand, und versichert war, bald noch eine größere Verstärkung zu erhalten. Allein, es gieng in eben diesem Jahre in der Iroquesen Nachbarschaft eine Veränderung vor, welche ihren Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und deren Ursache ich von weitem herholen muß.

Die Engländer bemächtigen sich Neubelgien.

Als Heinrich Hudson im Jahre 1609 den Manhattefluß entdecket hatte: so verkaufete er, ich weis nicht aus welcher Befugniß, das neuentdeckete Land an die Generalstaaten; und diese schicketen im Jahre 1614 eine große Anzahl Einwohner dahin. Da nachgehends eben der Samuel Argall, welcher die Franzosen aus Acadia und Pentagoet jagete, Statthalter von Virginien wurde: so gab er vor, es habe Hudson, als ein gebohrner Unterthan des Königes von England, kein Recht dazu gehabt, sein entdecktes Land an die Holländer zu verkaufen. Er schickete also Truppen nach Manhatte und nahm den Holländern so viel von Neubelgien weg, als er konnte; das übrige blieb den Holländern, absonderlich die Hauptstadt Neuamsterdam, die Oranienschanze und noch zwo andere. Damals saßen auch die Schweden schon in der zunächst an Virginien liegenden südlichen Gegend. Alle drey Nationen betrugen sich recht gut zusammen. Aber als die Holländer den Engländern zu Kopfe wachsen wollten: so schickete König Karl der II im Jahre 1643 vier Bevollmächtigte mit Völkern dahin, welche Manhatte oder Neuamsterdam, und die Oranienschanze ohne Widerstand wegnahmen, und jene Neu-York, diese aber Albany nenneten; ein gleiches geschah mit der Stadt Arasapha und dem Schlosse Lavare. Wer ein Unterthan Seiner großbritannischen Majestät werden wollte, der blieb da, und ein Besitzer seines Vermögens. Nachgehends verglich man sich, und der König trat den Hollän-

Holländern Surinam ab, die Schweden behielten ebenfalls etwas. Seitdem trägt Neubelgien den Namen Neu-York. Die Irequesen merketen den beyderseitigen Haß der Engländer und Franzosen gegen einander, zwischen denen sie inne lagen, sehr geschwind, und wurden um so viel trotziger; weil sie stets bey einem oder dem andern Beystand fanden.

1664.

Zum Unglücke zerfiel der neue Statthalter mit dem Bischofe. Es hatte dieser bey dem Könige ausgewirket, daß er selbst einen Statthalter an des Baron d'Avagour Stelle wählen durfte. Er fiel also auf den Platzmajor von der Citadelle zu Caen, Herrn von Mesy, einen sehr gottesfürchtigen, und ihm wohlbekannten Mann. Aber kaum war derselbige Statthalter geworden: so schien er ganz ein anderer Mann zu seyn, oder es misbraucheten vielmehr einige Personen seiner Schwachheit, und verhetzeten ihn aufs äußerste gegen den Bischof und alle bischöflich gesinnete.

Neue Uneinigkeit in Canada.

Das Zwietrachtsfeuer schlug in dermaßen starke Flammen aus, daß man unverzüglich Rath schaffen mußte. Nun gab zwar der königliche Staatsrath dem Herrn von Mesy in sofern Unrecht, absonderlich als zwo sehr angesehene Personen der canadischen Regierung, nämlich der Rath Villeray, und der Generalprocurator, oder Großfiscal, die er alle beyde ohne das geringste Verhor, als Verbrecher nach Frankreich geschicket hatte, Klage gegen ihn erhuben: gleichwohl machete auch seine Vertheidigung einen nicht geringen Eindruck. Er klagete insonderheit über die große Gewalt der Jesuiten. Indem nun der Hof nach den canadischen Angelegenheiten bisher wenig gefraget hatte, und die jährlichen Nachrichten, die er aus Neufrankreich empfing, allemal sehr vieles von den Mißionarien erwähneten, gleichwie sie denn an allem, was mit den Wilden vorgieng, kraft ihres Amtes Antheil nehmen mußten: so hielten manche die Klagen des Statthalters für nicht ungegründet. Man glaubete, Personen, welche einmal viel zu sagen hätten, sucheten ihre Gewalt auf alle Weise zu erhalten; ja, es sey auch wohl möglich, daß sie dieselbige zuweilen misbraucheten.

Der Statthalter klaget über die Jesuiten.

Auf der andern Seite erkannte der Staatsrath auch wohl, die Jesuiten hätten dazu, daß Neufrankreich, bey so manchen mislichen Umständen, sich noch im̃er erhalten habe, nicht wenig beygetragen, und man könnte sie wegen der Wilden, mit denen niemand besser, als sie, umzugehen wisse, schwerlich missen. Mit einem Worte, Herr von Mesy hatte zwar andere verklaget, sich selbst aber nicht rein brennen können. Herr Colbert erachtete folglich für das Beste, ihn zurück zu rufen, übrigens aber die Gewalt der Geistlichen und Mißionarien gehörig einzuschränken. Ehe wir aber von seinem Nachfolger reden, müssen wir vorher noch etwas von der in Canada vorgefallenen Veränderung, in Absicht auf die Regierung gedenken, da die Handlungsgesellschaft aufgehoben wurde, welche die Einkünfte davon fünf und dreyßig Jahre lang gehabt hatte.

Wird abgesetzt



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Neuntes Buch.

1664.

Ohne Zweifel war die canadische Gesellschaft, welche im Jahre 1628 errichtet wurde, eine der mächtigsten, die jemals gewesen, nicht nur wegen der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Mitglieder, sondern auch wegen derer Vorrechte, die sie genoß. Gleichwohl blieb die Pflanzstadt unter ihrer Aufsicht immer in einem schwachen kraftlosen Zustande; und es erhellet dieses aus der bisherigen Erzählung zur Genüge. Ja die Gesellschaft wurde sogar des wenigen Aufwandes, den sie an ihr Eigenthum wagete, in kurzer Zeit überdrüßig, überließ im Jahre 1644, den Pelzhandel, als den einzigen Vortheil, den sie von ihrem Lande hatte, den Einwohnern, und bedung sich dagegen tausend Bieberbälge, als eine jährliche Erkenntlichkeit aus.

Der König übergiebt Canada einer neuen Gesellschaft.

Endlich, da sie bis auf fünf und vierzig Mitglieder geschmolzen war, übergab sie im 1662 Jahre alle ihre Rechte ohne Vorbehalt noch Schadloshaltung an die Krone. Bald darauf wurde Neufrankreich so wie andere französische Pflanzlande in America, der Westindischen Gesellschaft, mit dem Vorrechte, den Statthalter und alle übrige Beamte selbst zu setzen, eingeräumet. Zwar, da diese neue Gesellschaft, wie Colbert in einem gewissen Aufsatze saget, damals noch keine zu diesen Stellen tüchtige Personen kannte, so ersuchte sie den König, besagte Aemter so lange, bis sie ihr Vorrecht zu gebrauchen im Stande sey, zu besetzen, und kraft dieser Bitte war Herr von Mesy zum Statthalter, und Herr Robert zum Intendanten ernennet worden.

Hr. von Tracy wird Unterkönig von America.

Den 19ten des Wintermonates des nurbesagten 1663 Jahres wurde der Generallieutenant Alexander de Prouville, Marquis de Tracy, zum Statthalter, mit dem Titel eines Unterköniges von America ernennet. Sein Verhaltungsbefehl lautete: er solle erstlich die Windinseln besuchen, sodann nach S. Domingo, und von da nach Canada gehen, auch solange da verbleiben, als es zum Besten des Landes, zur Befestigung seiner innerlichen und äußerlichen Ruhe, und zur Demüthigung der Iroquesen nöthig seyn werde.

Zu Anfange des folgenden Jahres reisete er ab. Bald nach seiner Abreise liefen die Klagen des Bischofs und der Regierung über den Herrn von Mesy ein. Seine Majestät wurde zugleich ersuchet, zur Bevölkerung des Landes, Leute hinein zu schicken, solche aber aus Isle de France, Normandie, Picardie und den benachbarten Landschaften zu nehmen, darum, weil diese Leute arbeitsam, sinnreich und andächtig wären. Dahingegen was aus den Gegenden der Seestädte herkomme, sich schlecht zum Landbaue schicke, auch mit der Kezerey angestecket sey.

1664.

Der König ernennete Daniel de Remi, Herrn von **Courcelles**, einen wohlverdienten und erfahrnen Officier zum Statthalter, den Herrn Talon aber, bisherigen Intendanten im Hennegau, an des Herrn Robert Stelle. Zugleich befahl er, sie sollten nebst dem Herrn Tracy gegen den Herrn de Mesy Untersuchung anstellen, und wenn er das angeschuldigte wirklich begangen habe, ihn gefangen setzen, und ihm den Proceß machen. Gleichfalls sorgete man für neue Einwohner, und das Regiment **Carignan**-Salieres, das bisher mit großem Ruhme gegen die Türken gedienet hatte, sollte nun die Iroquesen zu bekriegen, nach America eingeschiffet werden.

1665.

Courcelles wird Statthalter.

Herr Tracy kam mit einigen Compagnien des besagten Regimentes im Brachmonate nach Quebec, und ließ sogleich die Iroquesen, welche ihre Streifereyen aufs neue angefangen hatten, aus einander stäubern, also daß man in Ruhe erndten konnte. Bald darauf erschienen die übrigen Compagnien unter Anführung ihres Obersten Herrn de Salieres auf einer Flotte, welche zugleich die Herren **Courcelles** und **Talon** mitbrachte, imgleichen eine große Menge Haushaltungen, Handwerksleute und Dienstbothen, Ochsen, Schafe, die ersten Pferde, die man in Canada gesehen hatte, mit einem Worte, eine Verstärkung, welche weit ansehnlicher war, als die Pflanzstadt, die man verstärkete.

Es kömmt eine große Verstärkung an.

Sobald sie da war, begab sich der Unterkönig mit der ganzen Mannschaft ohne Zeitverlust an die Mündung des Richelieuflusses, und ließ daselbst drey Schanzen zugleich aufwerfen. Die erste wurde auf die Stelle der ehemaligen Richelieuschanze gesetzet, einem Hauptmanne des Regimentes Carignan, Herrn de **Sorel**, anvertrauet, und nach ihm benennet. Seitdem trägt der Fluß selbst seinen Namen. Die zweyte bekam ihre Stelle an dem Wasserfalle, den man bereits erwähntermaßen weiter oben im Strome antrifft. Anfänglich hieß sie die **Ludwigsschanze**; nachgehends brachte der dasige Befehlshaber, Hauptmann de **Chambly** unter besagtem Regimente, das Eigenthum der umliegenden Gegend an sich; und seitdem trägt sowohl dieselbige, als die von Steinen neuerbauete Schanze, seinen Namen.

Man erbauet Schanzen.

Die dritte lag noch drey Meilen weiter oben, und hier nahm der Oberste selbst seine Stelle. Er nennte sie die Theresenschanze, weil sie an dem Tage der heiligen Theresia fertig wurde. Alle drey Schanzen wurden mit erstaunlicher Geschwindigkeit aufgeworfen. Nun hatte man zwar dadurch den Iroquesen die Thüre auf einer Seite verschlossen: sie fanden aber gar bald viele andere. Hätte man eine gute Schanze zu Onnontague oder in der Agnier Lande angeleget, und stets eine gute Besatzung darinnen gehalten: so würde man ihnen vielleicht mehr zu thun gemacht haben. Die noch vorhandene Chamblyschanze decket die Pflanzstadt noch heutiges Tages gegen Neu-York und die untern Iroquesen.

Unterdessen war Herr Talon nichts weniger als ansäßig. Weil Herr de Mesy verstorben war, ehe man in Canada etwas von seiner Absetzung wußte, der Bischof aber und seine übrigen Ankläger die Sache nicht weiter zu treiben begehreten: so blieb sie zwar auf sich

Talons Bericht an Colberten.

erſitzen.

1665.

erſitzen. Dagegen verfertigte Herr Talon für den Herrn Colbert einen umſtändlichen Bericht, von der Stärke, Beſchaffenheit und den Vortheilen des Landes. Er war der Meynung, es ſey in ganz America keine Landſchaft, welche Frankreich nützlicher fallen könnte, als dieſe. „Aber, fuhr er fort, ſchwerlich wird etwas daraus werden, wofern nicht Seine „Majeſtät ſie der weſtindiſchen Geſellſchaft wegnimmt, und allen ihren Unterthanen die „Handlungsfreyheit dahin erlaubet. Will ſie aber dieſes Land bloß als einen zu dem Um„ſatze einiger Landeswaaren gegen Pelzwerk bequemen Ort betrachten, ſo verdienet es der „daraus entſpringende Vortheil freylich nicht, daß man ſich ſonderlich darum bekümmere; „denn es iſt am allerbeſten, wenn man die Geſellſchaft eben alſo, wie mit den übrigen In„ſeln, damit ſchalten läßt. Allein, in dieſem Falle könnten Seine Majeſtät das Land wohl „gar verlieren. Denn ſobald man erfuhr, es dörfe kein einziger Einwohner das allerge„ringſte, auch nicht einmal zu ſeinem eigenen Gebrauche, aus Frankreich verſchreiben, war „jedermann ſchwierig. Die Geſellſchaft wird bey ſolchen Umſtänden zwar reich, das Land „hingegen arm und nie gehörig bevölkert ſeyn.„

Ankunft des Garakonthie.

Zu Ende des Chriſtmonates, kam Garakonthie nebſt noch mehr Geſandten, ſowohl von ſeinem Orte, als von den Goyoguinen und Tſonnonthuanern zum Herrn de Tracy nach Quebec, überreichete viele Geſchenke, verſicherte alle Willfährigkeit, und bath um die Freyheit der letztern Gefangenen. Auch beweinete er nach ſeinem Landesgebrauche den Tod des kürzlich verſtorbenen P. le Moyne, und hielt bey dieſer Gelegenheit eine dermaßen ſinnreiche und bewegliche Rede, daß der Unterkönig ſowohl, als alle übrige Anweſende, darüber erſtauneten. Man bewilligte ihm alles, und ließ ihn reichlich beſchenket ſeines Weges ziehen. Das Stillſchweigen der Agnier und Onneyuther und noch mehr ihre vorige Aufführung, ließen an ihrer übeln Geſinnung nicht zweifeln. Es wurde alſo beſchloſſen, ſie baldigſt zu lehren, daß man ſich im Stande befände, ihre Anfälle und Treuloſigkeiten zu beſtrafen. Man theilete die Völker in zween Theile. Den größten führete Courcelles, den andern Sorel.

Man will die Agnier und Onneyuther bekriegen.

1666.

Hierüber erſchracken die Onneyuther, ſchickten Abgeſandte nach Quebec, um das Wetter abzuwenden, welches ihnen drohete. Nach einiger Meynung hatten ſie auch von den Agniern Vollmacht. Doch ſtreiften die letztern noch herum, und erlegten drey Officiere nämlich die Herren **Chaſy**, **Chamat** und **Marin**, davon der erſte ein Vetter des Herrn von Tracy war. Gleichwohl wurde der Vergleich nicht durch dieſen Zufall, ſondern auf folgende Weiſe abgebrochen.

Ein Haupt der Agnier wird beſtrafet.

Als Sorel im Begriffe war, einen Flecken der Agnier zu überfallen: ſo begegnete ihm ein Haufen ihrer Kriegesleute, unter Anführung des **Batard Flamands**. Als dieſer ſich zu ſchwach ſah, gieng er dreiſte auf Herrn Sorel zu, und gab vor, er gehe mit Friedensvorſchlägen nach Quebec. Sorel glaubte es, und begleitete ihn ſelbſt zum Unterkönige. Bald darauf kam noch ein anderes Oberhaupt der Agnier, und gab ſich gleichfalls für einen Geſandten aus; man glaubte folglich, es ſey gänzlicher Ernſt. Aber als der Unterkönig eines Tages beyde angebliche Geſandten an der Tafel hatte, und die Rede auf den Tod des Herrn Chaſy fiel, hub der letztere Geſandte ſeinen Arm auf, und ſagte: Dieß iſt der Arm, der dem jungen Kerl den Kopf entzwey geſchlagen. Der Unterkönig antwortete mit Entrüſtung: künftig ſoll er keinen mehr entzwey ſchlagen; und ließ ihn durch den Scharfrichter auf der Stelle erdroſſeln. Der Batard Flamand mußte zuſehen, und wurde hernach ins Gefängniß geſetzet.

Unter=

1666.

Verrichtung des Hrn. Courcelles.

Unterdessen rückte Herr Courcelles, welcher nichts davon wußte, was in der Hauptstadt vorgieng, immer auf die Agnier los, unterredete sich aber vorher mit dem Befehlshaber von Corlar, einem neuyorkischen Orte, und erhielt das Versprechen; man wolle den Iroquesen im geringsten nicht beystehen. Weil der Zug mitten im Winter geschah, so fiel er höchst beschwerlich. Viele Soldaten froren sich zu schanden. Herr Courcelles that zwar sein äußerstes, und trug sein Gewehr und Brodt selbst, sowohl als jedweder Gemeiner. Allein, die ganze Mühe war vergeblich. Als er in den Bezirk der Agnier kam, war kein Mensch zu Hause. Die Alten, die Weiber und Kinder hatten sich im Walde verborgen, die Krieger waren in Erwartung, wie der angefangene Vergleich ablaufen werde, zum Zeitvertreibe gegen andere Nationen ausgezogen. Es blieb also bey einigen kleinen Scharmützeln von schlechter Wichtigkeit.

Hauptzug gen die Iroquesen.

Bey seiner Rückkunft waren schon die meisten Anstalten zu einem Hauptzuge gegen die Onneyuther und Agnier gemachet. Herr von Tracy wollte, ungeachtet seines mehr als siebzigjährigen Alters, das Heer dennoch selbst anführen. Es bestund aus sechshundert Mann vom Regimente Carignan, eben soviel Canadiern, und hundert Wilden von allerley Völkerschaften. Das schwere Geschütz bestund zwar nur aus zweyen Feldstücken, doch für eine iroquesische Verschanzung war es hinlänglich. Als er eben aufbrechen wollte, kamen von beyden Orten neue Abgesandten nach Quebec: er ließ sie aber gefangen setzen, und machte sich den 14ten des Herbstmonates auf den Weg.

An Lebensmitteln hatte man so viel bey sich, daß man sich die iroquesische Gränze zu erreichen getrauete. Allein, weil man den Vorrath nicht zu Rathe hielt, so war in einer großen Entfernung vom feindlichen Gebiethe, schon nichts mehr vorhanden. Zum Glücke erreichete man einen Castanienwald, und versah sich da mit frischem Vorrathe.

Man nimmt einige alte Weiber und Männer gefangen.

Der Unterkönig hatte sich geschmeichelt, diese Wilden zu überfallen. Allein, die vorausstreifenden Algonquinen hatten zur Unzeit Lärm gemachet. Dergestalt fand man in den Dörfern nur einige wenige alte Weiber und Männer, die vor Schwachheit nicht entlaufen konnten. Diese nahm man gefangen. Das Heer zog in Schlachtordnung mit fliegenden Fahnen und gerührtem Spiele ins erste Dorf, und fraß sich hernach satt. Denn Lebensmittel fand man im Ueberflusse. Es mußten auch die Iroquesen damals reicher, als itzt gewesen seyn; denn es gab da künstlich gebauete und köstlich ausgezierete Cabannen; einige hatten hundert und zwanzig Schuhe in die Länge, eine verhältnißmäßige Breite, und waren inwendig getäfelt.

Man entdeckete so viele, nach Gewohnheit der Wilden in die Erde gegrabene, und mit Korne angefüllete Löcher, daß dieser Vorrath alle Einwohner des französischen Gebiethes zwey Jahre lang reichlich hätte ernähren können. Die ersten Flecken wurden weggebrannt. Die beyden letzten fand man durch Hülfe einer Algonquininn, welche in diesem Lande lange Zeit leibeigen gewesen war, und den Franzosen zur Wegweiserinn dienen mußte. Das nächste Dorf war auch noch leer von Einwohnern: in dem letzten aber traf man endlich den Feind an. Er hatte sich eingebildet, man würde sich nicht getrauen, ihn da aufzusuchen. Der außerordentliche Aufzug aber, womit er die Franzosen anrücken sah, erschreckete ihn dergestalt, daß er nirgend Stand hielt, sondern in solche Gegenden floh, da ihm kein Mensch beykommen konnte. Man brannte folglich nur alle Cabannen im ganzen Lande weg.

Herr von Tracy verlangete nicht, sich im Lande fest zu setzen. Er wollte den Iroquesen nur zeigen, daß man sie züchtigen könnte, und glaubete übrigens, die am Sorelflusse

1666.

errichteten Schanzen verwahreten das französische Gebiethe gegen alle iroquesische Einfälle zur Genüge. Zwar hätte er den Onneyuthern gern eben also mitgefahren, als den Agniern: allein, die Zeit litt es nicht. Der Weinmonat war zu Ende, der Weg bereits sehr schlimm, und man hatte große Beschwerlichkeit auszustehen, ehe man Quebec wieder erreichete.

Bey seiner Ankunft in dieser Stadt ließ der Unterkönig ein Paar Gefangene zum Beyspiele aufhängen. Den übrigen begegnete er recht gut, und schickte sie nebst dem Bastard Flamand wieder nach Hause. Wenige Tage hernach bekam er Nachricht, die Engländer hätten die Königsinsel, oder Cap Breton, wo Herr de la Valliere Befehlshaber war, angegriffen. Ich habe aber keine weitere Umstände hiervon gefunden. Der damalige Anbau auf dieser Insel war von schlechter Wichtigkeit, und nach einigen Jahren verließ man die ganze Insel freywillig.

1667.

Tracy geht wieder nach Frankreich.

Sobald die Fahrt frey war, gieng Herr von Tracy nach Frankreich zurück. Kurz vor seinem Abschiede übergab er der westindischen Gesellschaft alle Vorrechte, welche die Gesellschaft der hundert Mitglieder sonst genossen hatte. Zwar versprach man sich von dieser Veränderung allerley Vortheile: allein, es blieb, gleichwie Herr Talon zum Voraus gesaget hatte, bey dem Alten. Doch erhielt die neuangekommene starke Verstärkung die Pflanzstadt eine ziemliche Zeit bey guten Umständen; ja, sie verfiel seitdem nie wieder in die Kraftlosigkeit, daraus sie der König gezogen hatte.

Die Leute werden gottlos.

Die Demüthigung der Iroquesen both eine schöne Gelegenheit dar, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Allein, leider! als die Zeiten der Trübsal ein Ende nahmen, schlichen sich fleischliche Gesinnungen in der Pflanzstadt ein. Der Eifer zum Bekehren der Wilden erkaltete bey den Einwohnern, und erlosch auch allmählich bey den Neubekehrten, absonderlich da einige mit dergleichen Wilden besetzte Dörfer ausstarben, und die übrigen zerstoben, ohne daß man, ich weis nicht warum? auf ihre Wiederherstellung bedacht gewesen wäre.

Man will die Wilden französisch machen.

Herr Talon hatte ausdrücklichen Befehl, die Mißionarien dahin anzuweisen, daß sie die Kinder der Wilden in der französischen Sprache und Lebensart unterrichten möchten. Nun hatten sie diesen Vorsatz schon längst aus eigener Bewegung gefasset, aber wie ich oben schon erwähnet habe, wegen der übeln Folgen dieser Auferziehung, wieder fahren lassen. Diese üblen Folgen stelleten sie dem Herrn von Talon vor: allein, er schrieb ihre Vorstellungen der Begierde zu, die Wilden in ihrer Gewalt zu erhalten, und sich dadurch unentbehrlich zu machen. Demnach trug er diese Verrichtung dem Bischofe, und den Geistlichen zu Montreal auf: es erwies aber der schlechte Erfolg genugsam, wie vergeblich ein solches Unternehmen sey. Herr von Tracy sah endlich selbst ein, es sey nicht nur unmöglich, sondern auch gefährlich; und wiewohl die Herren de Courcelles und Talon darauf beharreten, so stellete er doch dem Herrn Colbert die wahre Beschaffenheit der Sache vor, und brachte ihm allen Argwohn gegen die Jesuiten aus dem Kopfe. Colbert widmete ihnen von dieser Zeit an nicht nur seine Freundschaft, indem er sie allezeit hochgeschätzet hatte, sondern auch seinen Schutz, und setzete, soviel ihre Amtsverrichtungen betraf, bis an sein Lebensende, ein vollkommenes Vertrauen in sie.

Weil Herr Talon zu verhüten suchete, daß man seine Beschreibung von der vortheilhaften Beschaffenheit Neufrankreichs für keine bloße Windmacherey halten möchte: so suchte er die zum Besten des Landes aufgewendeten Kosten auf einige Weise zu ersetzen, und

fiel

fiel zu diesem Ende auf die Bergwerke. Das Angeben einiger Reisenden machte ihm Hoffnung, in Gaspe Silber zu finden, und landete er deswegen bey seiner Herreise aus Frankreich daselbst, es war aber nichts. Mit dem Eisen gieng es glücklicher. Im Augustmonate des Jahres 1666 schickete er den Herrn de la Tesserie in die Paulsbay. Der Mann entdeckete wirklich eine Eisenader, die er für sehr reich hielt, ja so gar Kupfer, vielleicht auch Silber, daraus zu gewinnen verhoffte. In seinem Tagebuche bemerket er, es sey die Erde überall, wo man geschürfet habe, von dem Erdbeben des 1663 Jahres noch zerrüttet gewesen.

1667.

Als Talon im 1668 Jahre nach Frankreich zurück gegangen war: so beredete er den Herrn Colbert, die Entdeckungen weiter zu treiben. Es wurde auch zu diesem Ende der Herr de la Potardiere wirklich nach Canada geschicket. Herr Courcelles zeigete ihm bey seiner Ankunft zu Quebec Proben aus der Gegend am Champlain und dem Magdalenenvorgebirge a). Die eine war ein eisenhaltiger Sand, die andere ein Eisenstein. La Potardiere reisete selbst an Ort und Stelle, und versicherte bey seiner Wiederkunft zu Quebec, die Gruben wären sowohl wegen der Güte, als wegen der Menge des Eisens vortrefflich.

Der Handel wird frey gegeben.

1668.

Indem nun die ersten Proben, die man mit dem Lederbereiten gemachet hatte, gleichfalls glücklich abliefen, und in eben diesem 1668 Jahre auch der Handel freygegeben wurde: so schöpfete man große Hoffnung von Canada, und ist es schwer zu sagen, warum sie wieder verschwand. Soviel ist wenigstens gewiß, daß man eben die von Talon entdeckten Eisengruben, nachdem über siebenzig Jahre lang kein Mensch mehr daran gedacht hatte, voritzt von neuem gefunden hat, und vermuthlich bearbeiten wird.

Abermalige Reisen gegen Westen und Norden.

Bald nach eingelaufener Nachricht von dem Tode des P. Mesnard, erschienen eben die Utauais, bey denen er ums Leben gekommen war, mit vielen Geschenken, und bathen sich einen andern Jesuiten zum Mißionar aus, wiewohl nur eigentlich in der Absicht, weil sie gern Franzosen im Lande gehabt hätten, und zum Voraus sahen, es würden einige mit dem Mißionar dahin kommen. Man hatte großes Bedenken, ihr Begehren zu bewilligen. Endlich erbeth sich der P. Claudius Allouez freywillig dazu, und zog mit ihnen davon. Sie machten es aber ihm nicht besser, als den PP. Garreau und Mesnard, das ist, sie begegneten ihm ungefähr wie einem Leibeigenen; ja es ließen ihn diejenigen, in deren Kahne er saß, einstens am Ufer sitzen: aber kaum waren sie fortgefahren, so schlug der Kahn um, und sie ersoffen alle. Nebstdem waren sie äußerst verstockt, und man konnte nicht das geringste bey ihnen ausrichten.

Aberglauben der Utauais.

Einstens kam Feuer in ein Pulverfäßchen, und es wurden viele von dem Pulver häßlich verbrannt. Weil sie dafür keinen Rath wußten, so wendeten sie sich an die Sonne, und begiengen ihr zu Ehren ein Fest. Man sang und machte dabey die wunderlichsten Gebärden. Nachgehends setzeten sich etwa ein Dutzend der Vornehmsten um ein kleines Feuer, machten ein großes Geschrey, und sahen dabey gegen die Sonne, als ob sie ihr die Flamme des Feuers, oder doch den Rauch davon opferten. Endlich stund der älteste auf, und ersuchte die Sonne mit lauter Stimme, sie möchte die Kranken gesund machen. Dieses fiel dem Mißionario unerträglich. Er wendete sich an den verwegensten des Haufens, und redete mit solchem Nachdrucke, daß einer von den Kranken dadurch gerühret wurde, sich auf der Stelle an den Gott der Christen wandte, und denselbigen für die einzige Gottheit

a) Es sind zwo Pfarren, welche diesseits der drey Flüsse liegen.

1668. heit und für den allmächtigen Herrn des Lebens erkannte. Hierüber gerieth der Verwegene in solchen Grimm, daß man dachte, er werde ihn der Sonne gar aufopfern. Doch, endlich wurde nur sein Kahn verbrannt.

Den 1ten des Herbstmonates kamen sie an U. L. Frauen Sprung, welcher bereitserwähnter maßen seine Stelle an dem engen Canale hat, durch welchen der obere See sich in den Huronischen ergießt Der Pater bereisete in diesem Monate die Südküste des obern Sees, und kam den 1sten des Weinmonates nach Chaguamigon. Man nahm ihn in einem großen Flecken auf, darinnen man über achthundert Krieger aus allerley Nationen zählete. Hier erbauete er eine Capelle, und der obenerwähnte gerührte Kranke ließ sich taufen, weil er seine erfolgete Genesung dem Gotte der Christen zuschrieb. Weil eben damals eine Versammlung von etwa einem Dutzend Nationen, welche die algonquinische Sprache alle miteinander redeten, gehalten wurde: so hielt der Pater eine lange und nachdrückliche Rede in besagter Sprache an sie. Doch sie zog keine andere Wirkung nach sich, als daß man sie bewunderte.

Aberglaube der Utauais.

Die Leute waren in dieser Gegend eben so abergläubisch, als die Utauais. Als der Pater einstens durch ein Dorf reisete: so sah er mitten auf einem Platze das Bild irgend einer Gottheit, die er aber nicht nennet, stehen, und jedermann beschäfftiget, demselbigen Hunde zu opfern. Die Absicht war, Hülfe gegen eine eingerissene Seuche zu erhalten. Man opferte eben diesem Bilde auch aus andern Ursachen. Nebstdem opferte jedweder in seiner Wohnung, wenn er wollte.

Wird ein Utauais, wenn er auf einem See schiffet, von einem Sturme überfallen: so erwürget er einen Hund oder ein anderes Thier, wirft es ins Wasser, und saget zu dem Gotte des Sees: Sey doch nur zufrieden, ich gebe dir ja meinen Hund. Anfänglich machten es die Neubekehrten mit dem wahren Gotte eben also; und es setzete große Mühe, bis sie glaubeten, er verlange dergleichen Verehrung nicht. Dieses Volk war so dumm, daß es die Sonne für eine Mannsperson, wiewohl von einer weit erhabenern Art als der menschlichen, den Mond aber für seine Gemahlinn hielt. Eben das glaubten sie auch vom Schnee und Eise, und sageten, des Sommers wohneten sie alle beyde in einem andern Lande.

Den Vögeln schrieben sie eine Sprache und Unterredungen zu, die einige Menschen verstünden. Die Seele eines Fisches fuhr nach ihrer Meynung wieder in einen andern Fisch; daher verbrannten sie die Gräthen nicht; denn die darinnen wohnende Seele möchte darüber verdrüßlich werden, und es den Fischen widerrathen, sich einandermal fangen zu lassen. Ueber das alles trugen sie eine besondere Ehrerbiethung gegen ein gewisses seltsames Thier, das einige, ihrem Vorgeben nach, zwar im Traume gesehen hatten, seine eigentliche Gestalt aber nicht beschreiben konnten. Einige machten den Wassergott Mirabichi daraus, dessen mährchenhafte und lächerliche Geschichte bey einer jeden Nation, die ihn verehret, anders ist.

Ihre Sitten u. Gebräuche.

Ihr Gottesdienst lief beynahe allemal auf Schmausereyen, Tanzen, Singen, Ueppigkeiten und Unfläthereyen hinaus, dabey man alles entblößete. Die Vielweiberey, das Ehescheiden, und Huren gieng dermaßen im Schwange, daß man die sträflichsten Ausschweifungen für ein verdienstvolles Werk ansah. Verlangete jemand etwas von seinem Schutzgeiste, so fastete er so lange, bis ihm träumete, er werde es erhalten. Die Krankheiten rühreten nach dem Vorgeben ihrer Aerzte meistens daher, weil man nach ge-

endigter

endigter Jagd oder Fischerey, keinen Schmaus gegeben hatte. Doch zuweilen rührete das Uebel auch von einem bösen Geiste her, den irgend ein böser Kerl in das kranke Glied gebannet hätte. Man ließ den Zauberer holen. Dieser überlegete die Sache unter allerley seltsamen Gebärden, verordnete einen Schmaus anzustellen, und gieng seines Weges.

1668.

Der Pater fand zu Chaguamigon eine große Anzahl bekehrter Huronen, die aber aus Mangel der Unterweisung ziemlich irre waren, und dabey etwas lüderlich lebeten. Diese brachte er wieder auf den rechten Weg. Auch kamen dreyhundert Putenatamier aus ihren Inseln, wo die ganze Nation noch beysammen lebete, dahin. Der Mißionarius besuchte sie gleich nach ihrer Ankunft, und wurde nach ihrer Art mit großer Ehrerbiethung empfangen. Der Anführer des Haufens verlangete des Paters Schuhe; als er sie hatte, besah er sie auf allen Seiten, wollte sie ihm wieder anziehen, und sagete, dieses wäre bey ihnen ein Merkmaal der Ehrerbiethung.

Was zwischen dem Pater u. den Puteuatamiern vorgeht.

Sie hatten einen beynahe hundertjährigen Greisen bey sich, der für einen Propheten galt. Er aß, wie sie sagten, oft in zwanzig Tagen nicht das geringeste, und bekam nicht selten den Urheber aller Dinge zu sehen. Auf diese Art drücken sich diese Wilden ordentlicher Weise aus, wenn sie von dem wahren Gotte reden. Dieser Greis wurde zu Chaguamigon todtkrank. Seine beyden Töchter sagten ihm die Unterweisungen des Paters, denen sie fleißig beywohneten, so gut als es ihr Gedächtniß litt, vor, und machten ihm Lust, den Pater selbst zu hören. Dieses geschah. Der Kranke glaubete alles, was man ihm sagte, und wurde getauft.

Unterdessen fiel die Zeit des Traumfestes ein. Der Kranke bath den Mißionarius, er möchte ihm eine gewisse blaue Decke reichen. Der Pater wollte wissen, in was für Absicht er solche verlangete? Er antwortete: „Weil das Blaue die Farbe des Himmels ist, an welchen ich von nun an gedenken will, und den ich bald betreten werde.„ Vor seinem Tode, der wenig Tage darauf erfolgete, sagte er mit inniger Bewegung: **Herr! ich habe sehr spät angefangen, dich zu lieben.** Der Pater Allouez machte Anstalt, ihn nach christlichem Gebrauche zu beerdigen. Aber ehe er es sich versah, war die Leiche wider die ordentliche Gewohnheit dieses Volkes verbrannt, und man sagte ihm auf sein Erkundigen folgende schöne Ursache.

„Der Vater des Verstorbenen war ein Hase, und sagete einstens zu seiner Frauen, „seine Kinder müßten nach ihrem Tode durchaus nicht in die Erde geleget werden; denn „sie wären nahe Anverwandten des Schnees, der einen himmlischen Ursprung habe. „Würde man seinem Willen zuwider leben, so wolle er den Schnee bitten, in so großer „Menge zu fallen, daß man dasselbe Jahr keinen Frühling genießen solle.„ Der Mißionarius lachete anfänglich über diese Antwort; darauf aber wollte er den Anwesenden beweisen, es wären dieses höchstungereimte Dinge, allein, vergeblich. Die beyden Töchter des Greises, welche so viel zur Bekehrung ihres Vaters beygetragen, erhielten von dem Himmel eben diese Gnade.

Um eben diese Zeit kamen hundert und zwanzig Utagamier, zweyhundert Sakier und achtzig Illinesen nach Chaguamigon. Einige bekehreten sich. Damals gab man die Illinesen für eine Nation aus, welche von den Iroquesen beynahe gänzlich vertilget worden sey. Gleichwohl bestund sie funfzig Jahre hernach, noch aus vierzigtausend Seelen. Auch sah der P. Allouez an eben diesem Orte viele Siuxen und andere Nationen, mit denen er durch einen Dollmetscher reden mußte. Er giebt ihnen Namen, die ich sonst

 nirgend

1668.

nirgend antreffe. Vielleicht kennen wir sie heutiges Tages unter andern Namen, die ihnen von andern näher bey uns wohnenden Wilden beygeleget werden.

Land der Siuxen.

Die Siuxen sageten ihm, sie wohneten am nordlichen Ende der Welt. Vermuthlich aber begriffen sie unter ihrem Namen alle Völker, welche eben dieselbige Sprache reden, als sie; insonderheit die Aßiniboilen. Gegen Westen gränzeten die Karesier an sie. Weiter hinaus sey die Erde abgeschnitten, und sehe man nichts als stinkendes Wasser, darunter sie das nordwestliche Meer verstunden. Sie gränzeten an Völker, welche Menschenfleisch fressen, und roh verkaufen. Es giebt in der Aßiniboilen Nachbarschaft ein Volk, davon man ein gleiches erzählet: allein, es geht in diesen Gegenden alle Jahre eine große Anzahl Menschen durch Bären von erstaunlicher Größe und ungemein langen Klauen zu Grunde.

Cristinauer.

Damals streiften die Kilistinonen oder Cristinauer, von unsern Canadiern Criquen genannt, bis an dieses Ende des obern Sees. Der Pater Allouez sah ihrer viel, und versichert, sie betheten die Sonne an, und hingen ihr zu einem Opfer Hunde an die Bäume. Sie reden, wider der übrigen Wilden in Nordamerica Gewohnheit, sehr viel, und sehr geschwind, deswegen werden sie auch von unsern Reisebeschreibern die canadischen Gasconier genannt. Ihre Sprache ist eine Mundart der algonquinischen, und kömmt der Attikameguer ihrer sehr nah. Da nun der Name dieser letztern eigentlich einen gewissen am nordlichen Ende des Huronsees sehr gemeinen Fisch bedeutet [a]): so sollte man glauben, sie hätten ehemals am obern See gewohnet.

Reisen des P. Allouez.

Zu Anfange des 1667 Jahres erfuhr der Pater Allouez, es habe sich eine große Anzahl Nipißinger an den Alimipegonsee geflüchtet, welcher nordlich über dem Obernsee liegt, und sich in ihn ergießt. Er reisete in Gesellschaft zweener Wilden sogleich dahin, ungeachtet der Weg bey fünfhundert französische Meilen betrug, und fand die armen, meistens christlichen Flüchtlinge in eben dem Zustande, als er die Huronen angetroffen hatte. Sodann gieng er nach Chaguamigon zurück; und weil er an diesem Orte einen beständigen Mißionssitz zu errichten gedachte: so schlug er sich zu einer zahlreichen Gesellschaft Utauais, die mit Pelzwerke nach Montreal zogen, und erreichete Quebec im Augustmonate des folgenden Jahres.

Hier blieb er nur zween Tage. Sodann gieng er mit dem Pater Ludwig Nicolas, einem Jesuiterbruder, und vier Handwerksleuten nach Montreal zurück, traf auch seine Reisegefährten noch an. Allein, da es zum Einschiffen kam, wollten sie niemanden, als die beyden Patres in ihre Kähne nehmen. Sie mußten also allein, ohne Vorrath und andern Beystand, als des Himmels, sich ihnen anvertrauen. Den Erfolg werden wir zu seiner Zeit vernehmen.

Mißionarien unter den Irokesen.

Indessen hatten die iroquesischen Orte Agnier und Onneyuth endlich geurtheilet, es würde das Beste für sie seyn, sich mit den Franzosen zu vergleichen. Sie ließen also bald nach des Marquis von Tracy Abreise bey dem Herrn von Courcelles um Frieden und um Mißionarien ansuchen. Sie erhielten beydes. Man gab ihnen die PP. Bruyas und Fremin mit. Der Pater Garnier folgete nach einiger Zeit. Als er aber die Christen im Bezirke Onnontague besuchete: so mußte er dem Garakonthie, der ihm eine Cabanne und Capelle bauete, versprechen, so lange im Lande zu bleiben, bis er von seiner verhabenden Reise nach Quebec zurück komme, wo er für seinen Ort und für Goyoguin Mißionarien holen wollte.

a) Er heißt insgemein Weißfisch.

wollte. Er reisete auch wirklich dahin, und brachte die PP. de Carheil und Milet mit. Weil eine große Anzahl Iroquesen sich an dem westlichen Ende des Ontariosees niedergelassen hatte: so versorgete sie der Bischof mit den Herren de Fenelon und Trouve. Dergestalt suchete man mit Ausnahme des Stammes Tsonnonthuan die ganze iroquesische Nation zu bekehren, gleichwie denn auch, wegen ihrer Tapferkeit und Lage zwischen uns und den Engländern, am allermeisten daran gelegen war, ihr die Liebe zu Jesu Christo und zur französischen Nation einzuflößen.

1668.

Gleichwohl war alle Mühe vergeblich. Ich habe die meisten, welche in diesem Weinberge am längsten gearbeitet hatten, gekannt, und zum öftern nach der Ursache gefraget, warum bey dieser Nation ungeachtet ihres Witzes, gesunden Verstandes und hohen Geistes, alle Arbeit umsonst sey? Die Antwort war einhällig, das ruchlose Leben der Engländer und Holländer bringe die Wilden auf die Gedanken, das Christenthum sey eine willkührliche Religion. Nebstdem ist auch dieses wahr, daß die Iroquesen sich auf den jedesmaligen Beystand dieser Nachbarn verließen, folglich wenig nach uns und unserer Religion frageten. Besagte Mißionarien meldeten auch: es sey der Brandtewein, den die Wilden nach Belieben in Neu-York eintauscheten, eine unüberwindliche Hinderniß ihrer Bekehrung gewesen. Ist es nun nicht den Katholiken eine Schande, wenn sie eben durch dieses Getränke die Neubekehrten im Glauben irre machen, und den Ungläubigen Gelegenheit zum Lästern geben?

Warum sie sich nicht bekehreten.

Neufrankreich genoß damals seit seiner Stiftung zum erstenmale eines tiefen Friedens. Die Regierung gab sich bey dieser guten Gelegenheit alle ersinnliche Mühe, der Pflanzstadt eine dauerhafte Gestalt zu geben. Der größte Theil des Regimentes Carignan-Salieres hatte sich nach geendigtem Iroquesen-Kriege häuslich im Lande niedergelassen. Ja, man schickete zwey Jahre hernach, die sechs Compagnien, welche Herr de Tracy mit sich nach Frankreich genommen hatte, wieder zurück, um sowohl die Besatzungen, als die Zahl der Einwohner zu verstärken. Viele Officier bekamen ein Stück Landes mit allen Freyheiten eines Rittergutes, und es blühet ihre Nachkommenschaft noch heutiges Tages, aus welcher Ursache denn Neufrankreich einen stärkern Adel von alter Herkunft, als vielleicht alle übrige französische Pflanzlande, aufzuweisen hat. Der Boden war überall fruchtbar; und weil die neuen Einwohner Lust zur Arbeit hatten: so konnten sie sich auch nähren.

Neufrankreich nimmt an Einwohnern zu.

Im April eben dieses Jahres erschien zu Quebec abermals ein Comet von röthlicher Farbe, in Gestalt einer heftig brennenden und sehr langen Lanze. Sein eines Ende lag unter dem Horizonte verborgen. Er erschien nach Untergange der Sonne, und verschwand, so bald der Mond aufgieng. Das gemeine Volk glaubete, er habe die bald darauf folgende Erderschütterung und die Krankheiten, die sich im Herbste äußerten, angekündiget. Zum Glücke hatte er keinen Einfluß in die Erndte, wie viele befürchteten; sondern es fiel dieselbige ungemein reichlich aus.

Ein Comet, Erdbeben, Krankheiten.

Im Maymonate dieses Jahres verlor das Kloster der barmherzigen Schwestern zu Quebec die Mutter Catharina von St. Augustin. Sie war eine Tochter Jacob Simons, Herrn von Longpre, und kam den 3ten des Maymonates im Jahre 1632 zu St. Sauveur-le Vicomte, im Bisthume Coutance zur Welt. Den 24sten des Weinmonates im Jahre 1646 gieng sie ins Kloster der barmherzigen Schwestern zu Bayeux. Dieses Kloster hatte ihre Muhme gestiftet, und sie lebete damals nebst der Catharinen ältesten

Eine heilige Nonne stirbt.

1668.

Schwester, ihrer Großmutter, und einer Groß-Muhme noch darinnen. Den 27sten des Maymonates gieng sie mit dem Pater Vimond und seinen übrigen Reisegefährten nach Quebec zu Schiffe, kam den 19ten August dahin, und starb daselbst im Rufe der Heiligkeit. Der Pater Raguenau beschrieb ihr Leben. Allein, es wollte nicht jedermann gefallen. Die Ursache ist, weil das Verfahren Gottes mit solchen Seelen, denen er innerst beywohnet, solche Geheimnisse in sich hält, daß es nicht nur vergeblich, sondern auch zuweilen gefährlich ist, sie der Welt zu offenbaren. Da wenige Personen im Stande sind, sie zu begreifen: so werden dergleichen hohe Dinge denen, welchen Gott den Verstand nicht dazu eröffnet, ein Stein des Aergernisses.

Was die Mißionarien bey den Iroquesen nützen.

Zu Ende des Sommers verlangeten die Tsonnonthuaner durch eigene Abgeordnete, einen Mißionar. Es begab sich also der Pater Fremin aus dem Bezirke der Agnier dahin, und seine Stelle ersetzete der Pater Pearron. Ungeachtet die Iroquesen überhaupt schlechte Lust zum Christenthume bezeugeten: so stiftete die Gegenwart der Mißionarien gleichwohl etwas Gutes. Es war schon viel, daß man sie leutseliger machete, daß man sie zu dem Umgange mit Franzosen gewöhnete, und ihnen eine Hochachtung gegen die christliche Religion beybrachte. Allein, man taufete überdieses auch manche sterbende Kinder, Leibeigene von allerley Nationen, und erwachsene Todtkranke. Zugeschweigen, daß man zuweilen irgend eine andere auserwählte Seele fand.

Die Agnier waren jederzeit die abgesagtesten Feinde des Christenthumes und der Franzosen gewesen. Gleichwohl gewann hier das Evangelium den allerschnellesten Fortgang. Man sah nicht nur in kurzer Zeit eine Kirche, die aus Neubekehrten voll Eifer bestund; sondern es lieferte auch eben dieser Bezirk die neufranzösische Genevieve, das ist, die berühmte Catharina Tegahkuita, welche der Himmel nun schon seit siebenzig Jahren durch unverwerfliche Wunderwerke beschrieben zu machen, fortfährt.

Dagegen bezeugeten sich die Onneyuther sehr ungelehrig: gleichwie auch bey den Goyoguinen, von denen man sich die beste Hoffnung gemacht hatte, die große Mühe des Pater Sebastian von Cartheil wenig Nutzen brachte. Gleichwohl besaß dieser Mißionar die größten Gaben, die ein Mann von seinem Stande sich wünschen kann. Er arbeitete über sechzig Jahre lang mit ersinnlichem Eifer an ihrer Bekehrung; er redete die huronische und iroquesische Sprache eben so leicht und zierlich, als die französische. Sowohl die Franzosen als Wilden hielten ihn für einen Heiligen, und für einen Mann von außerordentlichen Eigenschaften. Gleichwohl hat er sehr wenige Personen bekehret; zum klaren Beweise, daß es damit im geringsten nicht auf die Bemühung oder Geschicklichkeit des Lehrers ankomme.

Mißionen bey den Algonquinen.

Weil die algonquinischen Völkerschaften vor dem Streifen der Iroquesen nunmehr sicher waren: so bezogen sie meistentheils ihre ehemaligen Wohnplätze wieder; und weil zum Glücke eine Verstärkung von Arbeitern aus Frankreich angelanget war: so konnte man sie alle und jede mit Mißionarien versorgen. Die PP. Dablon und Marquette bekamen ihre Stelle an Unser lieben Frauen Sprung, wie er damals hieß. Allein, ungeachtet die Springer ein großes Verlangen nach ihrer Ankunft bezeuget und sich alle mit einander zur Taufe angebothen hatten: so merkete man doch bald, daß diese Bekehrungsbegierde eine sehr unlautere Absicht zum Grunde hatte. Es blieb also bey dem Taufen sterbender Kinder, und beym Unterweisen der Erwachsenen. Um eben diese Zeit brachte der Pater Nicolaus, ein Gehülfe des Pater Allouez, gewisse Wilde nach Quebec,

bec, die uns unter keinem andern Namen als der **durchbohreten Nasen** bekannt sind. Es ist eine kleine algonquinische Nation. Männer und Weiber stechen sich Löcher durch die Nase, und hängen Glascorallen oder andere Kleinigkeiten hinein. Sie giengen nach getriebenem Umtausche ihres Pelzwerkes wieder nach Chaguamigon zurück. Weil nun an diesem Orte für zween Mißionarien zu wenig Arbeit war: so schlug der Pater Allouez seinen Sitz am **Michigansee** *a)* auf. Es fruchtete aber seine Arbeit in den ersten Jahren sehr wenig.

1668.

In eben diesem Jahre gieng Herr **Talon** wieder nach Frankreich zurück, und wurde von dem Herrn **de Bouteroue** abgelöset. Diesem letztern wurde insonderheit scharf eingebunden, die allzugroße Strenge der Beichtväter und des Bischofes zu mäßigen, auch die Einigkeit unter allen Geistlichen im Lande zu erhalten. Wegen des letzten Punctes war zwar nie eine Klage entstanden, wohl aber wegen des ersten, und werden wir bald mehr davon erwähnen.

Herr Talon geht nach Frankreich zurück.

Herr Talon verließ Neufrankreich nicht in der Absicht, nie wieder zu kommen, und wir werden ihn in wenig Jahren sein Amt daselbst wieder antreten sehen. Einige Hausangelegenheiten verlangeten seine Gegenwart in Paris; und er hatte einige Ursache zum Misvergnügen in Canada, welches machete, daß er sich auf eine Zeitlang davon zu entfernen wünschete. Es ist gewiß, daß er sich bey Hofe über des Herrn Courcelles Betragen gegen ihn beschwerete. Dieser Befehlshaber besaß vortreffliche Eigenschaften, und gehöret unter die besten Statthalter, welche Neufrankreich jemals hatte. Nur fehlete ihm zuweilen die Thätigkeit; und bey dem allen wollte er doch nicht leiden, daß das, was er selbst nicht that, durch andere geschehe. Es war nicht allemal gut mit ihm umgehen, und hatte er sich allerley Vorurtheile gegen die Geistlichkeit in den Kopf gesetzet.

In eben diesem 1670 Jahre kam die Erhebung der quebecschen Kirche zu einem Bisthume zu Stande. Es währete deswegen so lange damit, weil der Pabst durchaus darauf beharrete, es solle das neue Bisthum unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen. Dem ungeachtet ist der Bischof zu Quebec auf gewisse Weise mit der französischen Geistlichkeit vereiniget, eben so wie der zu Puy, welcher gleichfalls unmittelbar unter Rom steht. Um nun das neue Bisthum zu dotiren, ließ ihm der König die beyden Mensas der Abtey Maubec zuschlagen, und des Herrn de Lavals Nachfolger, Herr de S. Valier, brachte es dahin, daß noch die Abtey Benevent, theils dem Bisthume, theils dem Capitel zugeschlagen wurde. Der Geldmangel zu Bezahlung der Bullen nöthigte den neuen Bischof, nach Frankreich zu reisen, und den König um Hülfe zu ersuchen: er konnte sie aber nicht eher, als im Jahre 1674 erhalten.

Quebec wird ein Bisthum. 1670.

Ungeachtet Herr de Courcelles die innerlichen Geschäffte der Colonie ziemlich schläfrig abhandelte, und überall Schwierigkeiten fand: so war er doch voll Feuer und Munterkeit, wenn es auf einen Krieg und auf die Wilden ankam. So bald er also erfuhr, die Irokesen hätten die Utauais durch Geschenke zu vermögen gesuchet, ihnen ihr Pelzwerk zu bringen, damit sie es hernach zu Neu-York absetzen könnten: so sah er wohl ein, es werde dieser Anschlag, wenn er gelingen sollte, nicht nur den neufranzösischen Handel vernichten, sondern auch die nordlichen Völker auf die Seite der Irokesen ziehen, wornach sie uns bald wieder auf den Hals fallen würden. Er fand also für nöthig, sich den Irokesen selbst zu zeigen; und sein Zug hatte alle erwünschte Wirkung. Ja, er nahm seinen

Herr Courcelles reiset unter die Irokesen.

a) Man nennet ihn die Bay der Stinker.

1670.

nen Weg so gar auf dem Lorenzflusse, ungeachtet selbiger wegen der vielen Wasserfälle zwischen Montreal und dem Ontariosee ungemein beschwerlich fällt; denn er wollte diesen Barbaren zeigen, daß man sie mit besegelten Fahrzeugen besuchen könne, welches auf dem Sorelflusse keinesweges angeht. Doch schwächete diese Unternehmung seine Gesundheit dermaßen, daß er um seine Erlassung ansuchen mußte, in der Absicht, wie er an den Minister schrieb, daß er nach wiedererlangten Kräften das Glück genießen möchte, sein Leben, gleichwie seine Brüder, in des Königes Diensten zu zu setzen.

Was mit Acadia vorgeht.

Damals hatte Frankreich durch den Friedensschluß zu Breda Acadien wieder bekommen. Um diesem Lande eine Dauerhaftigkeit zu geben, dachte der Hof auf eine solche Einrichtung, daß es von Quebec aus schleunig unterstützet werden könnte. Damit man aber die eigentliche Absicht des Hofes desto deutlicher einsehen möge, so muß ich die Sache etwas weiter herholen.

Als die Franzosen, wie wir oben gesehen haben, im Jahre 1613 von den Engländern aus Acadia und dem ganzen südlichen Theile von Neufrankreich gejaget wurden: so gaben sie sich um die Wiedereroberung dieser Länder nicht die geringste Mühe: ungeachtet es die Engländer von selbst verließen, und Herr von Poutrincourt, als er im folgenden Jahre dahin kam, keinen Menschen, der sich ihm widersetzen konnte, da antraf; auch die wenigen Einwohner, die er selbst dahin gebracht hatte, in aller Ruhe lebeten. Indem aber zu besorgen war, die Engländer möchten ihn, ehe er fest genug säße, zum zweytenmale wegjagen: so verlangete er Königshafen nicht wieder aufzubauen.

Nach Verlaufe einiger Jahre schien man am englischen Hofe wegen dieses schönen Landes wieder aus seinem Schlafe zu kommen. Allein, der Graf Sterlin, welchem Jacob der I im Jahre 1621 das ganze Land schenkete, gab sich schlechte Mühe, einigen Vortheil daraus zu ziehen. Es blieben also die Franzosen bis auf den Rocheller-Krieg ruhig darinnen sitzen. Damals aber verloren sie alle Posten, bis auf das einzige Sandvorgebirge, welches die Südspitze von Acadia machet, und von dem damaligen Befehlshaber, la Tour, gegen seinen leiblichen Vater vertheidiget wurde.

Schöne That des Herrn de la Tour.

Es hatte dieser währender Belagerung der Stadt Rochelle sich in London aufgehalten, eine Hofdame der Königinn geheirathet, und wegen dieser Heirath den Orden vom Hosenbande erhalten. Entweder hatte er sich schon vorher mit diesem Hofe zum Nachtheile seiner Pflicht eingelassen, oder seine neue Würde verleitete ihn dazu: so viel ist gewiß, er versprach dem Könige von Großbritannien, er wollte die Engländer in den Besitz desjenigen Postens setzen, den sein Sohn in Acadien inne habe. Auf diese Versicherung gab man ihm zwey Kriegesschiffe, auf die er sich mit seiner neuen Gemahlinn einschiffete.

Als er damit an das Sandvorgebirge kam, ließ er sich ans Land setzen, und gieng allein zu seinem Sohne, welchem er sein Ansehen an dem londonschen Hofe, und die Vortheile, die er sich davon versprechen könnte, mit vielen prächtigen Worten herausstrich. Er setzete hinzu, es läge nur an ihm, sich eben dergleichen zu verschaffen; er brächte ihm den Orden des Hosenbandes mit; und er hätte Macht, ihn in seiner Statthalterschaft zu bestätigen, wenn er sich für seine großbritannische Majestät erklären wollte. Der junge Befehlshaber erstaunete über diesen Antrag, der ihn eben so sehr verdroß, und sagete seinem Vater rund heraus: er hätte sich sehr geirret, wenn er ihn für fähig gehalten, seinen Platz den Feinden des Staates zu übergeben: er würde ihn dem Könige, seinem Herrn, erhalten, so lange noch ein Athem in ihm wäre; er schätzete die Ehre, die ihm der König

in England erweisen wollte, sehr hoch: er möchte sie aber nicht durch Verrätherey erkaufen; der Herr, dem er dienete, wäre mächtig genug, ihn auf eine Art zu belohnen, daß er nicht Ursache hätte, die Anerbiethungen zu bedauern, die man ihm thäte; und auf allen Fall würde ihm seine Treue zur Belohnung dienen.

1670.

Nachdem der Vater diese Antwort, deren er sich nicht versehen war, erhalten hatte: so gieng er wieder an Bord, von da er den andern Morgen in den zärtlichsten und dringendsten Ausdrückungen an seinen Sohn schrieb. Allein, dieser Brief richtete eben so wenig aus. Endlich ließ er ihm sagen, er wäre im Stande, dasjenige mit Gewalt wegzunehmen, was er durch sein Bitten nicht erhalten können; wenn er seine Truppen ans Land gesetzet hätte, so würde es nicht mehr Zeit seyn, sichs gereuen zu lassen, daß er die Vortheile ausgeschlagen, die er ihm angebothen; und er riethe ihm als sein Vater, er möchte ihn nicht zwingen, ihm als einem Feinde zu begegnen.

Diese Drohungen waren eben so vergebens, als es das Bitten und Versprechen gewesen war. La Tour der Vater wollte solche ins Werk richten; und da die Engländer angriffen, so vertheidigte sich der Befehlshaber so gut, daß nach Verlaufe zweener Tage der engländische General, der nicht den geringsten Widerstand zu finden vermeynet, und schon viele von seinen besten Soldaten verloren hatte, es nicht für dienlich hielt, noch weiter hartnäckig bey dieser Belagerung zu bleiben. Er meldete solches dem alten la Tour, der sehr verlegen darüber war. Er getrauete sich nicht, wieder nach England und noch vielweniger nach Frankreich zu kommen; und es blieb ihm keine andere Partey zu ergreifen übrig, als daß er zu der Gnade seines Sohnes seine Zuflucht nahm.

Er entdeckete sich seiner Gemahlinn, und sagete zu ihr: er hätte gewiß geglaubet, sie in America glücklich zu machen. Weil aber sein widriges Schicksal seine Anschläge zunichte gemacht: so wollte er von ihr nicht fordern, daß sie daselbst unglücklich lebete, sondern ließe ihr völlige Freyheit, wieder zu ihrer Familie zu kehren. Seine Gemahlinn aber antwortete ihm: sie hätte ihn nicht geheirathet, um ihn zu verlassen; wohin er sie auch führen und in welchem Zustande er sich auch befinden möchte, so wollte sie doch stets seine getreue Gefährtinn seyn, und darinnen ihr Glück suchen, daß sie seinen Kummer versüßete. La Tour wurde durch eine solche Großmuth entzücket, und ließ seinen Sohn bitten, er möchte zugeben, daß er in Acadia bliebe.

Der junge la Tour antwortete, er wollte ihn eben nicht der Gefahr aussetzen, daß er in England seinen Kopf auf einem Blutgerüste hingäbe, und ihm daher gern einen Schutzort verstatten: allein, er könnte weder ihm, noch seiner Gemahlinn erlauben, einen Fuß in die Schanze zu setzen; doch gäbe er ihm sein Wort, er wollte es ihnen an nichts fehlen lassen. Die Bedingung schien ein wenig hart: man mußte sich ihr aber unterwerfen. Die beyden Eheleute wurden mit Erlaubniß des engländischen Generales, nebst allen ihren Sachen, zweenen Dienern und zwoen Kammerfrauen ausgeschiffet; und die beyden Schiffe nahmen ihren Weg wieder nach England. La Tour ließ seinem Vater ein bequemes Haus in einiger Entfernung von der Schanze auf einem fruchtbaren Boden und in einer angenehmen Lage bauen, und sorgete für ihren Unterhalt. Hier traf sie im 1635 Jahre **Denys** in gutem Wohlstande an.

Zu Acadia gehörige Landschaften. 1647-70.

Als nun Frankreich im Jahre 1632 alles in Acadia und an der benachbarten Küste verlorene wieder bekam: so wurde dieser Theil von Neufrankreich in drey Landschaften abgetheilet, und das Eigenthum derselbigen, nebst der Statthalterwürde, dem Ritter Ra-

zilly,

1647-70. zilly, dem jungen la Tour, und dem Herrn Denys eingeräumet. Der erste bekam Königshafen, und den ganzen mittägigen Strich, bis an Neuengland. Der zweyte bekam das eigentliche Acadia von Königshafen bis an das Vorgebirge Camceaux; der dritte die canadische Ostküste, von Camceaux bis nach Gaspe. Gleichwohl scheint es, der erste habe anfänglich ein Recht über ganz Acadia gehabt, mit dem la Tour aber einen Vergleich getroffen, maßen es unstreitig ist, daß er in dem Hafen de la Heve, welcher doch nachgehends zu des la Tour Antheil gehörete, einen Anbau vornahm: gleichwie dieser letztere an dem Johannesflusse dergleichen that. Sie müssen folglich ihre Bezirke entweder ganz oder zum Theile gegen einander vertauschet haben; indem die Schanze Pentagoet, welche la Tour vor dem Kriege erbauet hatte, dem Ritter verblieb. So lange dieser lebete, herrschete zwischen allen dreyen Statthaltern ein beständig gutes Vernehmen.

Innerlicher Krieg der Franzosen.

Nach seinem Tode trat der Herr d'Aunay de Charnise durch einen Vergleich mit des verstorbenen Brüdern in alle Rechte desselbigen, und wurde im Jahre 1647 zum Statthalter von Acadia ernennet, wiewohl es vermuthlich nur von dem eigentlich also genannten Acadia zu verstehen war. Das erste, was er that, war dieses, daß er la Heve verließ: und ungeachtet hier ohne allen Widerspruch der fruchtbareste Boden und der beste Hafen von ganz Acadia ist, die Einwohner nach Königshafen versetzete, wo er einen weitläuftigen Anbau anfing.

Weil nun entweder dieser Ort kraft des getroffenen Tausches mit dem Ritter Razilly, dem la Tour gehörete, oder weil beyde Statthalter hiemit allzunahe Nachbarn wurden: so kam es zwischen ihnen erstlich zu einem Misverständnisse, und hernach zum Kriege. Als nun la Tour einstens mit der meisten Besatzung aus seiner Johannesschanze ausgezogen war: so rückete Charnise davor. Die Frau la Tour war darinnen geblieben; und ob sie gleich nur wenig Mannschaft bey sich hatte, so entschloß sie sich doch, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Sie that solches drey Tage lang mit solcher Tapferkeit, daß sie die Feinde nöthigte, abzuziehen. Den vierten aber, welches der Ostersonntag war, wurde sie von einem Schweizer verrathen, welchen Charnise zu bestechen gewußt hatte. Sie hielt indessen noch nicht alles für verloren. Als sie vernahm, daß der Feind die Mauern überstiege: so zeigete sie sich auf solchen, um dieselben an der Spitze ihrer kleinen Besatzung zu vertheidigen.

Charnise, welcher sich einbildete, diese Besatzung wäre weit stärker, als er anfänglich geglaubet hatte, und welcher Schande davon zu haben befürchtete, wenn er abzöge, that der Frau von la Tour den Vorschlag, sie auf Vergleich anzunehmen. Sie willigte darein, um denen wenigen tapfern Leuten das Leben zu retten, welche ihr so gut beygestanden hatten. Allein, Charnise war kaum in die Schanze gekommen, so schämete er sich, daß er mit einer Frau Bedingungen eingegangen, die ihm nur ihren Muth und eine Handvoll zusammengeraffeter Leute entgegen gestellet hatte. Er beschwerete sich, man hätte ihn hintergangen; und er hielt sich für berechtiget, keinen von den Vergleichspuncten zu halten. Er ließ alle Leute der Frau von la Tour aufhängen, bis auf einen, dem er nur unter der Bedingung das Leben schenkete, daß er der andern Henker seyn sollte. Seine Gefangene nöthigte er, dieser Hinrichtung mit einem Stricke um den Hals beyzuwohnen.

Herr Denys, welcher diese traurige Begebenheit erzählet, meldet nicht, weder wenn dieses vorgegangen, noch was darauf gefolget sey, sondern nur, es sey nach des Charnise Tode, einer von seinen Gläubigern, Namens le Borgne, aus Rochelle gebürtig, durch einen

einen Parlamentsschluß in den Besitz aller acadischen Güter desselbigen gesetzet worden. Dagegen finde ich anderswo: la Tour habe seines Feindes Witwe geheirathet, folglich nicht nur die Johannesschanze wieder bekommen, sondern auch den Königshafen eine Zeitlang inne gehabt.

1647-70.

Folgen der Uneinigkeiten in Acadia.

Der Herr le Borgne hingegen gab sich für den Eigenthumsherrn von ganz Acadien aus, und beschloß, die Herren la Tour und Denys hinaus zu jagen. Als dieser letztere mit einer Vollmacht der westindischen Gesellschaft auf die Königsinsel kam, seine Leute ans Land setzete, und einen Anbau anfing: so ließ ihn le Borgne überfallen; sein Schiff, dessen Ladung funfzig tausend Livres betrug, wurde weggenommen. Die Leute des Herrn Denys, ja ihn selbst kriegte man gefangen, und mußte er eine Zeitlang zu Königshafen in einem Kerker geschlossen sitzen. Im folgenden Jahre nahm le Borgne noch die **Petersschanze** auf der Königsinsel weg, und setzete einen vertrauten Mann zum Befehlshaber dahin. Ueber das alles giengen seine Leute nach des Herrn Denys Gefangennehmung nach la Heve, welcher Ort nach des Charnise Tode sich ziemlich erholet hatte, und brannten alle Häuser, ja so gar die Capelle weg, welcher Schaden auf hundert tausend Livres geschätzet wurde.

Endlich kam Herr Denys wieder los. Die westindische Gesellschaft ertheilete ihm eine neue, durch einen offenen Brief von Seiner Majestät bestätigte Vollmacht, und setzete ihn in alle seine Gerechtsame wieder ein. Damit gieng er im Jahre 1654 zu Schiffe, und der Befehlshaber der Petersschanze, übergab sie ihm so gleich.

Die Engländer nehmen Acadia wieder weg.

Le Borgne war eben im Begriffe gewesen, die Johannesschanze unter dem Vorwande einer Proviantlieferung zu überfallen. Er kehrete auf erhaltene Nachricht von dem Verluste der Petersschanze nach Königshafen zurück, und war gesonnen, der Person, welche ihm die Befehle Seiner Majestät nebst der Vollmacht des Herrn Denys kund machen sollte, ihre bey sich habenden Briefschaften wegzunehmen, und sodann den Herrn Denys, der sich kein Arges vermuthen werde, gefangen zu nehmen. Allein, ehe er Königshafen erreichen konnte: so erschienen die Engländer vor der Johannesschanze. Herr la Tour mußte sich ergeben, weil er keine Lebensmittel mehr hatte. Damit rücketen sie vor Königshafen, wo sie den Herrn le Borgne ebenfalls aufforderten. Er antwortete anfänglich ziemlich trotzig; und da die Engländer dreyhundert Mann ausgesetzet hatten: so schickete er ihnen seinen Feldwäbel mit einem Theile seiner Leute entgegen. Es kam zum Gefechte; und der Feldwäbel blieb, worauf alle seine Soldaten die Flucht nach der Schanze nahmen. Le Borgne fand sich dabey sehr verlegen. Er hatte nur noch hundert und funfzig Mann, die Einwohner mit gerechnet, aber keinen darunter, der sie anzuführen wußte. Er selbst verstund nicht das geringste vom Kriege. Also ergab er sich auf Vergleich, ungeachtet der Ort nicht nur eine zahlreiche Besatzung, sondern auch Mund- und Kriegesvorrath im Ueberflusse hatte. Die Engländer versprachen ihm viel, hielten sich aber nachher nur über ihn auf, und sageten, sie glaubeten nicht, daß sie verbunden wären, Leuten Wort zu halten, die so wenig Herz gezeiget hätten.

Pentagoet erfuhr bald darauf ein gleiches Schicksal; folglich war ganz Acadien nebst der canadischen Südküste nun schon zum drittenmale in der Engländer Gewalt. Zwar kam einige Zeit hernach der Sohn des le Borgne mit einem Rocheller Kaufmanne, Namens Guilbaut, nach Acadien, und bauete bey la Heve eine Schanze von Pallisaden:

 allein,

1654 - 70.

allein, die Engländer jageten ihn so gleich wieder hinaus, und mit einem Worte, die Engländer behielten alles neueroberte, bis auf den Friedensschluß zu Breda.

Des Herrn Denys Schicksal.

Herr Denys, welcher nunmehr von der Furcht frey war, die ihm der alte le Borgne verursachet hatte, machete sich dieser Ruhe zu Nutze, um sich wider die Engländer zu befestigen, von denen er nichts bessers erwartete, als was seinen Mitbefehlshabern begegnet war. Es dauerte auch nicht lange: so war er auf andere Weise unglücklich. Er wohnete in seiner neuerbaueten Chedabuctuschanze, und erwartete ein Schiff mit Lebensmitteln. Ein gewisser la Giraudiere erschlich von der westindischen Gesellschaft einen Befehl, kraft dessen ihm der Hafen Camceaux angewiesen wurde. Er kam in diesem Hafen an, wo er wußte, daß Denys ein mit Lebensmitteln beladenes Schiff alle Augenblicke erwartete. Dieses Schiff kam wirklich an; und Giraudiere ließ dem Hauptmanne seinen Befehl kund machen, und ihm andeuten, dem Herrn Denys nichts auszuliefern. Er forderte diesen Statthalter auch selbst auf, ihm Chedabuctu mit allem, was er bis an das Cap St. Ludwig besäße, zu übergeben, wie es in seiner Vollmacht enthalten wäre.

Denys gab ihm zur Antwort, die westindische Gesellschaft wäre hintergangen worden, und es hätte nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sie dasjenige einem andern gegeben, was sie ihm schon verkaufet hätte. Giraudiere erwiederte: er wäre mit einer förmlichen Vollmacht versehen; und wenn er ihm nicht seine Schanze mit Gutem übergeben wollte, so hätte er Mittel, ihn dazu zu zwingen. Zugleich verlangeten hundert und zwanzig Mann, die bey dem Herrn Denys waren, da sie erfuhren, daß sein Schiff in Beschlag genommen, und sie sich dadurch auf dem Puncte sahen, an Lebensmitteln Mangel zu leiden, ihren Abschied. Er sagete zu ihnen, er wollte sie nicht mit Gewalt halten: doch vermocht er sie durch sein gutes Betragen, die angefangenen Werke zu vollenden; und als er sich im Stande sah, sich vor dem Giraudiere nicht zu fürchten, so ließ er sie nach Cap Breton führen, zwölf Mann ausgenommen, die ihn nicht verlassen wollten.

So bald la Giraudiere ihren Abzug vernommen hatte: so schickete er sich an, Chedabuctu einzunehmen; erstaunete aber sehr, den Befehlshaber darinnen wohlverschanzet und mit Geschütze versehen anzutreffen. Er unterließ nicht, ihn von neuem aufzufordern, seinen Platz zu übergeben, und ließ ihm melden, er thäte nicht weislich, daß er sein Leben zur Vertheidigung eines Platzes wagete, den er zu erhalten nicht hoffen könnte. Denys ließ ihm antworten, er selbst wagete mehr, wenn er ihn angriffe, als er, da er sich vertheidigte, und die Gerechtigkeit seiner Sache würde für ihn streiten. La Giraudiere, welcher seinen Bruder, Namens de Bay, mit sich genommen, blieb drey Tage lang im Gesichte der Schanze und that nichts, als daß er herum gieng, um einen schwachen Ort zu entdecken, wo er seinen Angriff am sichersten thun könnte. Da er aber keinen gefunden: so begab er sich wieder zurück.

Einige Zeit darnach gieng de Bay allein nach Chedabuctu und verlangete, mit dem Befehlshaber zu sprechen. Er meldete ihm, sein Bruder wäre Herr von der Petersschanze auf der Königsinsel, und trug ihm einen Vergleich an, welcher nach einigem Wortwechsel endlich geschlossen wurde. Die Bedingungen waren: la Giraudiere sollte dem Herrn Denys die Petersschanze wiedergeben, der ihm dagegen Chedabuctu überliefern und nach Frankreich geführet werden sollte, wo beyde ihre Angelegenheiten und ihre gegenseitigen Ansprüche den Händen der westindischen Gesellschaft überlassen und mit dem zufrieden seyn wollten, was sie aussprechen würde.

Herr

1654 - 70.

Herr Denys gieng solches ein; und die Gesellschaft that die Erklärung, sie wäre hintergangen worden; vernichtete auch nachgehends alles wieder, was sie auf des Giraudiere ungegründetes Angeben zu seinem Besten verordnet hatte: allein, sie ersetzete dem Herrn Denys seinen Schaden, der sich auf funfzehn tausend Thaler belief, nicht wieder. Ja, als er nachgehends in seiner Petersschanze denselbigen vermittelst des Pelzhandels zu ersetzen trachtete, auch wegen des starken Zulaufs der Wilden nach seinem Sitze, der Peterschanze in der That große Hoffnung zu einem ansehnlichen Gewinne hatte, brachte ihn eine Feuersbrunst vollends um alles. Seitdem konnte er nie wieder zu Kräften kommen. Das Land litt nicht wenig darunter; denn es hatte nie einen geschicktern und ämsigern Statthalter, als den Herrn Denys.

Acadia wird geräumet. 1667-70.

Der Friede wurde zwar schon im Jahre 1667 zu Breda geschlossen, und die Zurückgabe alles dessen, was Frankreich im nordlichen America verloren hatte, bedungen: gleichwohl legete man erst im Jahre 1670 Hand ans Werk. Den 7ten des Heumonates nurbesagten Jahres, unterzeichnete der großbritannische Gevollmächtigte, Ritter Temple, und der französische Hubert d' Andigny, Ritter de Grand Fontaine zu Baston eine Schrift, kraft dessen alles Land vom Pentagoet, bis an die Insel Cap Breton, die letztere mit eingeschlossen, Frankreich verbleiben sollte.

Zwar da der Friedensschluß nur von Acadien redete, unter welchem Namen man zuweilen auch die benachbarte Küste mit begriff: so wollte Temple Pentagoet, wo er Befehlshaber war, nicht abtreten; sondern wendete vor, es gehöre nicht zu Acadia. Nun hatte er zwar Recht: weil aber beyde Könige damals sehr gute Freunde waren, so mußte er diesen Ort, welcher ihm nach dem eigenen Geständnisse der Engländer jährlich achtzigtausend Livres eintrug c), abtreten. Der Bestallungsbrief des neuen französischen Statthalters ist vom 5ten Märzmonate des 1670 Jahres, und bestimmet die Gränzen für diese Landschaft zwischen dem Quinibequi und Lorenzflusse, so wie sie der Ritter Razilly im Jahre 1630 in Ludwigs des XIII Namen in Besitz genommen hatte.

Der französische Hof sah wohl, wenn dieses Land vor neuen Anfällen in Sicherheit seyn solle, so müsse man ihm den Beystand aus Quebec erleichtern; folglich auf einen bequemen Weg zwischen nurbesagter Stadt und Königshafen oder Pentagoet gedenken; indem es vorläufig nur bey Wiederherstellung dieser beyden Plätze verblieb. Herr Courcelles erwähnete in dem Schreiben an Herrn Colbert, darinnen er um seine Erlassung bath, er würde, wenn seine schlechte Gesundheit nicht wäre, dieses Vorhaben aus eigener Bewegung vollstrecket haben.

Weil dem Herrn Colbert die besagte Vollstreckung sehr am Herzen lag, so schickete er den Commissarium des Seewesens, Herrn Patoulet, mit dem Befehle nach Acadien, alle Plätze genau zu besichtigen, und ihm von ihrer Beschaffenheit Bericht zu erstatten. Nun geschah zwar das Besichtigen mit möglichster Sorgfalt: allein, der Weg kam nicht zu Stande, sondern Acadia blieb in seinem alten kraftlosen Zustande, daraus man es zu ziehen gedachte. Zu eben der Zeit, da man in Frankreich einander fragete: zu was doch diese Landschaft helfe? trieben die Engländer an der Küste desselbigen

c) Wie es scheint, so begriff die Befehlshaberstelle zu Pentagoet, welche der Ritter Temple bey dem Friedensschlusse zu Breda besaß, auch Acadien und die dasige Fischerey unter sich, indem er die achtzig tausend Livres nur als Gefälle, welche die Engländer bezahleten, erhoben haben solle.

1670.

gen einen Fischfang, der ganz Neuengland bereicherte. Gleichwohl war dieser Vortheil bey weitem nicht der einzige, den Frankreich davon haben konnte.

Zustand der Insel Neuland.

Um die Insel Neuland hatte man sich eben so wenig bekümmert, als um Acadia: voritzt aber wollte der König den Besitz des Hafens Plaisance und der ganzen südlichen Küste, daran er liegt, in Sicherheit gesetzet wissen. Die Franzosen hatten sich bereits im Jahre 1504 in der Gegend des Cap de Raze darauf niedergelassen: dahingegen der Ritter Humbert Humfrey oben erwähnter maßen erst im Jahre 1583 in der Königinn Elisabeth und seinem eigenen Namen Besitz von der Insel nahm. Weil er aber auf der Rückreise an einer Sandbank scheiterte, und wie einige berichten, zwey Jahre lang darauf zugebracht haben sollte: so giengen seine Anschläge und Ansprüche mit ihm zugleich zu Grunde; und die französischen Fischer trieben den Fang an der großen Bank eben so, wie sie bisher und seit hundert Jahren gethan hatten, ohne auf die Errichtung eines Wohnsitzes im Lande zu gedenken.

Im Jahre 1608 fiel Johann Guyas, aus Bristol gebürtig, auf eben den Anschlag, als der Ritter Humfrey: er fing in der Empfängnißbay einen Anbau an, der nachgehends nach Johannes verleget wurde. Mit der Zeit errichteten die Engländer an eben dieser Ostküste zwischen der Empfängnißbay und dem Cap de Raze noch mehrere: allein, außerhalb dieser Gränzen wurden die vorgeblichen Gerechtsamen der Engländer über die ganze Insel, nie erkannt, weder wegen ihrer Entdeckung von beyden Gabots unter Heinrich dem VIII, noch wegen des vom Humfrey genommenen Besitzes; um so viel mehr da beydes, gleichwie ich anderswo erwähnet habe, von den französischen Fischern widersprochen wurde.

Endlich setzeten sich die Franzosen an der Plaisancebay fest: indem sie da einen so schönen und bequemen Hafen, als einer in ganz Nordamerica seyn mag, fanden. Nun ist zwar dieser Ort weiter gar nichts, als ein Hafen, indem man die allergemeinsten Bedürfnisse anders woher holen muß: allein, da hier der Stockfisch nicht nur in ungemeiner Menge gefangen, sondern auch mit großer Bequemlichkeit getrocknet werden kann, so sollten diejenigen, deren Werk es war, Acadia empor zu bringen, billig für den Anbau des dasigen vortrefflichen Bodens gesorget haben. Denn sodann konnten beyde Pflanzlande, Neuland nämlich und Acadia, einander die Hand biethen, und ohne allen Beystand von Quebec oder aus Frankreich, welcher ohnedieß selten zu rechter Zeit erschien, vertheidigen.

Beschreibung der Plaisancebay.

Die Plaisancebay ist achtzehn französische Meilen lang, und zu äußerst liegt der Hafen. Man läuft durch einen engen Schlund, der nicht mehr als ein einziges Schiff, doch aber von jedweder Größe einläßt, hinein. Es können hundert und funfzig Schiffe im Hafen liegen, und gegen alle Winde gesichert seyn, auch den Fischfang eben so ruhig, als in einem Flusse treiben. Vor dem Schlunde liegt eine Rhede anderthalb Meilen weit, welche aber gegen den auf dieser Küste sehr gemeinen und dabey stürmischen Nordnordwest keine Sicherheit verschaffet. Was die Einfahrt so enge machet, das sind gewisse zur rechten Hand liegende sehr gefährliche Klippen. Oberhalb dieser Klippen hatten wir die Ludwigsschanze angeleget. Die Ströme sind hier ungemein heftig, und streichen über die Klippen, also, daß man die Schiffe buchsiren, und hierzu ein dreyfaches Tau auf die dabey liegende steinigte Sandbank ausbringen muß.

Die Schanze lag an einem Berge von etwa hundert und zwanzig Schuhen in die Höhe. Oben auf dem Berge war eine Redute. Die nurbesagte steinigte Sandbank ist eine französische Meile groß, und liegt zwischen zweenen andern ungemein steilen Bergen.

Einer

KARTE VON DEM EYLANDE TERRE-NEUVE

entworfen von N. B. Ingenieur bey dem Dépost des Cartes et Plans de la Marine.

1744.

N.a Der Lauf der Flüsse, das Ende vieler Bayen, wie auch das Innere der Insel sind gænzlich unbekannt.

INSEL TERRE-NEUVE

LAND DER ESQUIMAUX

STRASSE VON BELL'ISLE

KLEINE NORD

DER KLEINE NORD

STÜCK VON DEM MEERBUSEN VON SANCT LAURENTZ

Stück von der großen Bank von Terre-neuve wo der Stockfischfang geschicht

Stück von der Banc à vert

MAASSSTAB

Gemeine Französische Seemeilen 25 auf einen Grad. 5 10 15 20 25 50 S. M.

Französische und Englændische Seemeilen 20 auf einen Grad. 5 10 15 20. 40 S. M.

Westliche Længe von der Pariser Mittags linie.





Maaßstab von 2000 Toisen
500
1000
2000 Toisen
Normands Spitze
Barachoua
Bay von klein Plaisance
Bay du Son
Bay de la Marquise
Untiefen de la Marquise
BAY VON PLAISANCE
I. au Saumon
Manns spitze
Brunnen
Ankergrund für Fahrzeuge
Weiße Spitze
Batterien
Fort
RHEEDE VON PLAISANCE
Sand und Felsenriffen
Grüne Spitze
Schwarze Cap
Schwarze spitze
Vortrefflicher Hafen, die Schiffe zu überwintern
KARTE VON DEN BAYEN, RHEEDEN UND HAFEN VON PLAISANCE
auf der Insel Terre Neuve
Nach den Manuscripten des Schatzes von Karten, Grundrissen und Tagebüchern bey der Marine
entworfen von N. B. Ingénieur du Roy et de la Marine.
1744.



1670.

Einer davon sieht gegen Südsüdwest; er wird von der Bank durch einen Bach abgesondert, der aus dem Schlunde entspringt, und etwas einem See ähnliches, oder die sogenannte kleine Bay bildet. Hier fängt man viele Salmen. Auf der großen Steinbank können auf einmal ungefähr so viel Fische, als die Ladung für sechzig Schiffe beträgt, getrocknet werden; nebst dieser giebt es noch eine kleinere, zum Gebrauche der Einwohner, welche ihren Fang an der Küste treiben; auf allen beyden kann der Fisch ohne die geringste Sorge getrocknet werden; denn beyde Bänke liegen voll flacher Steine oder Schiefer, (Galots).

Klein Nord.

An dem erwähnten Bache schlug man nachgehends kleine Laubhütten von Tannenzweigen auf, die man **Echafauts** nennete, und den Fisch bey Regenwetter darinnen trocknete. Nicht weit davon stunden die Häuser der Einwohner, sämmtlich in einer einzigen Gasse, und in diesen bestund der Flecken Plaisance. Die Ludwigsschanze machte uns zum Meister der ganzen Südküste von Neuland, und von den gegenüberliegenden Peterinseln, auf welchen, gleichwie auch am rothen Hute, und an andern Orten der Küste, es Wohnungen gab. Die Fischer aus S. Malo trieben ihren Fang in einiger Entfernung davon, an einem Orte, welcher den Namen **Petit Nord** oder **Klein-Nord** bekam. Der Fisch ist daselbst zwar kleiner, als in der Plaisancebay. Hingegen zum Verführen in das mittelländische Meer und nach der Levante, weit tauglicher.

Beschaffenh. der Insel.

Die Nachrichten von der Beschaffenheit dieser Insel, sind ungemein widersprechend. Einige behaupten, der Himmel sey fast beständig helle; es gebe im Lande die schönsten Wälder, anmuthige Auen voll Bäume und Erdbeeren; das Gebüsche bestehe meistens aus Brombeerstauden; das Wasser sey gesund; man finde die fruchtbaresten Gründe, darinnen eine sehr nahrhaftige Rockengattung von selbst wachse. Alles wimmele vom Wildpräte; Man sehe da die Caribeux, Orignaux, Hirsche, Bären, Füchse, Rehböcke und Bieber zu tausenden.

Andere hingegen stellen uns Neuland als eine Wüsteney vor. Die ganze Insel, sagen sie, sey meistentheils klarer Felsen, mit Moose bewachsen. Zwar gebe es im Sommer eine große Menge Erd- und Brambeere, außerdem aber nicht die geringste andere Frucht. Das Holz tauge zu nichts. Die Jagd falle mit Ausnahme der Rebhühner und Wasservögel, wegen der steilen Felsen, so gut als unmöglich; die Nebel breiteten sich von der großen Bank bis in die Insel aus, und genieße man selten eines schönen Tages. Scheine die Sonne im Sommer, so sey die Hitze unleidlich, und es verdürben die Fische bey dem Trocknen auf der Steinbank davon. Wiederum sey die Kälte ein ganzes halbes Jahr lang kaum auszustehen.

Um diese widersprechenden Berichte miteinander zu vergleichen, darf man nur die Gegenden, dahin die Europäer kommen, von einander unterscheiden. Die Süd- und Ostküste hat in der That insgemein keinen sehr heitern Himmel, und es liegt, wie ich anderswo erwähnet habe, die Schuld davon an der großen Bank, als welche von einem beständigen Nebel bedecket wird, dagegen genießt man an der Ost- und Nordseite Winter und Sommer eines heitern Himmels. Von dem inwendigen der Insel läßt sich wenig gewisses melden. Es ist beynahe unmöglich, dahin zu kommen, und habe ich noch niemand angetroffen, der sich dessen berühmet hätte. Unter denen, die am weitesten kamen, können einige garwohl angenehme Gründe, andere hingegen steile Felsen angetroffen haben. Zwar ist kein Berg ohne Thal: allein, die Thäler selbst sind nicht allemal von gleicher

Beschaf-

1670.

Beschaffenheit. Nebstdem muß in einem so weitläuftigen Lande nothwendig eine Gegend anders, als die andere beschaffen seyn.

In der Gegend um den Hafen und die Bay Plaisance, giebt es viele Teiche und Bäche, an welchen sich das Wildprät in großer Menge aufhält: es ist aber wegen Unwegsamkeit der Gegend, beynahe nicht möglich, es zu schießen; daher vermehret es sich unendlich, ohne daß man es nützen könnte, als irgend zufälliger Weise. Die Kälte muß freylich heftig seyn, nicht sowohl deswegen, weil das Land zwischen sechs und vierzig und zwey und funfzig Graden liegt, als wegen der vielen Berge und Wälder, wegen der öftern West- und Nordwinde, und absonderlich, wegen der ungeheuren Eisstücke, welche aus dem Nordmeere an die Küste treiben, und öfters lange Zeit daran fest bleiben. Eben so wenig ist die große Sommerhitze auf freyem Felde etwas unbegreifliches, weil die Strahlen der Sonne auf kahle Felsen und mit Kieselsteinen angefüllete Gegenden fallen, und davon zurück prallen.

Von seinen natürlichen Einwohnern.

Von den natürlichen Einwohnern und der Beschaffenheit des innern Landes hat man eben so wenig Gewißheit. Zwar sind einige Geschichtschreiber geneigt, ihm Einwohner zuzuschreiben: die gemeine Meynung hingegen will von keinen beständigen Einwohnern etwas wissen. Man hat an der Küste nie andere Leute gesehen, als Eskimaux, welche die Jagd und ihr Verkehr mit den Europäern dahin führete: zwar haben dieselbigen öfters noch anderer Völker, mit welchen sie Handel trieben, erwähnet. Allein, sie vermengen überhaupt alles, was sie sagen, mit Fabelwerke; und es ist schwer zu begreifen, daß ein ganzes Volk in der Mitte einer Insel, sie sey übrigens so groß, als sie wolle, beständig eingeschlossen bleiben, und nie an die Küste kommen sollte.

Von der großen Bay.

Die Meerenge zwischen der Insel Neuland und dem americanischen festen Lande, heißt die Straße Belle Isle, und läuft Nordwest und Südwest. Ist man gegen Süden durch gekommen: so findet man, unter dem funfzigsten Grade, an dem festen Lande Labrador eine große Bay, mit einer den Franzosen gehörigen Schanze, Pontchartrain genannt. Sie gehöret heutiges Tages einem canadischen Edelmanne aus einem normandischen Geschlechte, Namens Tilly de Courtemanche. Der Stockfischfang ist hier zwar ungemein ergiebig: allein, mit den Landeseinwohnern ist nichts zu thun; denn sie sind dermaßen leuteschen, daß man alle Hoffnung zu ihrem Umgange aufgegeben hat.

Uebrigens haben wir uns Neuland weit besser zu Nutzen gemacht, als Acadien, ungeachtet Acadien, soviel den Stockfischfang betrifft, nur besagter Insel nicht das geringste nachgiebt, in allen übrigen Stücken aber ohne Vergleich überlegen ist. Allein, hier war der Gewinn augenblicklich da, und erforderte wenig Vorschuß. Eben so wenig hatte man einen Anbau, welcher Eintracht und Muth erfordert, nöthig; sondern es konnte jedweder, der nach Neuland auf den Fischfang abreisete, nach einigen Monaten wieder zu Hause bey seiner Frau seyn.

Nebstdem erhub man die Vortrefflichkeit des Hafens zu Plaisance, und machte aus ihm eine nothwendige Ruhestätte für alle Schiffe, die auf der Heimreise aus den americanischen Eylanden, und dem spanischen Indien begriffen sind; eben, als wenn Acadia nicht eben so bequeme und weit näher gelegene Häfen hätte, darein die Schiffe leichter einlaufen, und sich mit allem benöthigten versorgen könnten, dahingegen zu Plaisance an dieses letztere nicht einmal zu gedenken ist. Unterdessen lag uns allerdings viel daran, ihn beyzu-

zubehalten, und es erschien, wie die Folge berichten wird, zu diesem Ende mehr als ein königliches Geschwader in diesem Gewässer.

1670.

Vor dem 1660 Jahre bekümmerte sich der Hof wenig um diese Insel, sondern überließ diese Sorge einzelnen Personen, welche Schiffe auf den Fischfang ausrüsteten. Aber in nurbesagtem Jahre erhielt Herr Gargot das Eigenthum des Hafens Plaisance, nebst der dasigen Befehlshaberstelle. Allein, er fand großen Widerstand. Wie es scheint, mußte er sich des Eigenthumrechtes sogleich begeben, ja er blieb nicht einmal lange Befehlshaber. Denn als nach einigen Jahren der Herr de la Poype dahin geschicket wurde, um sowohl von der Schanze, als dem Wohnplatze in Seiner Majestät Namen Besitz zu nehmen, und beyden als Befehlshaber vorzustehen: so wurde in seinem Verhaltungsbefehle ausdrücklich gemeldet: Seine Majestät befinde für nöthig, diesen Ort zu bevölkern, damit dero Unterthanen in dem uralten Rechte jährlich dahin zu fahren, und eine ansehnliche Menge trockene Fische zu fangen, nicht gestöret werden, noch von den Engländern Eingriffe leiden möchten. Seine Majestät hätten jährlich eine ansehnliche Summe daran gewendet, um die Einwohner in den Stand zu setzen, daß sie von ihrer Hände Arbeit leben könnten. Hierzu nun scheine der Fischfang das sicherste und gelegenste Mittel zu seyn: es hätten aber, dem Ansehen nach, die dasigen Befehlshaber ihre Gewalt gemisbrauchet, und die Einwohner genöthiget, die empfangenen Lebensmittel mit Fischen zu bezahlen, da doch der König dieselbigen aus seinem Vorrathshause habe reichen lassen. Diese Unordnung solle Herr Poype durchaus abschaffen, und dagegen untersuchen, ob die Einwohner von der Frucht ihrer Arbeit, wenn ihnen dieselbige ungekränket bleibe, das Jahr über, oder doch einen Theil des Jahres leben könnten? Sollten sie nun eines Zuschusses bedürfen, so solle er Seiner Majestät zu wissen thun, gegen welcherley Lebensmittel oder andere Waare sie ihre Fische am vortheilhaftesten umzusetzen gedächten; denn auf diese Weise würden sie mit Hülfe des Landbaues, der Viehzucht und der Jagd, in kurzer Zeit in gute Umstände kommen.

Erster Statthalter zu Plaisance.

Also nun war der Zustand aller zu Neufrankreich gehörigen Landschaften zu der Zeit, da Herr Talon zum zweytenmale als Intendant dahin kam, beschaffen. Er hatte sich bey seinem Verweilen in Europa, fast beständig mit canadischen Angelegenheiten beschäfftiget, und absonderlich den Vorsatz gefasset, Barfüßer dahin zu bringen. Die Gesellschaft der hundert Mitglieder hatte diese Mönche aus einem Grunde, welcher alle Bettelorden überhaupt betraf, nie im Lande haben wollen. Der größte Theil der Einwohner war vor itzo noch immer von gleicher Gesinnung; andere hingegen wünscheten ihre Anwesenheit, in Hoffnung sie würden sowohl wegen des Brandtweinverkaufens, als anderer allmählich einschleichenden Unordnungen, nicht so strenge verfahren, als die Jesuiten.

Herr Talon geht wieder nach Canada.

Nun war ihr Wahn freylich ungegründet; unterdessen, da das Geschrey über Gewissenszwang kein Ende nahm, so wollte Herr Talon diese Schreyer ihres Unrechtes überführen. Schwerlich hat jemals etwas Böses mehr Gutes veranlasset, als diesesmal das Klagen leichtsinniger Gemüther; denn die Barfüßer haben seitdem großen Nutzen in Canada gestiftet, und sind bey jedermann lieb und werth.

Bringt Barfüßer dahin.

Im 1669 Jahre erhielten sie durch ein königliches Edict die Erlaubniß, sich wieder da niederzulassen. Den 15ten des Heumonates gieng Herr Talon mit dem P. Cäsareus Herveau, noch zween andern Priestern, einem Layenbruder und einem Theile der fünf-

Leidet Schiffbruch.

1670. hundert Haushaltungen, damit man Canada bevölkern wollte, nach Quebec zu Schiffe. Nach einer dreymonatlichen höchstbeschwerlichen Fahrt, trieb sie der widrige Wind in den Hafen von Lissabon zurück. Von hier giengen sie mit Ende des Christmonates nach Rochelle unter Segel: es gieng aber das Schiff beynahe im Angesichte des Hafens zu Grunde, ohne daß man die Leute alle miteinander zu retten vermochte.

Er kömmt mit Barfüßern nach Quebec.

Im Maymonate des folgenden Jahres gieng Herr Talon wieder zu Schiffe. Er nahm den Barfüßer Provincial und nachmaligen Bischof zu Vence, P. Germanus Allard, drey andere Priester dieses Ordens, einen wegen seiner Gemälde berühmten Diaconum, Namens Bruder Lucas, und einen Conversum mit sich. Ueber dieses hatte er die Zahl der verunglückten Einwohner mit einigen nach Frankreich zurückgegangenen Compagnien von Carignan, aufs neue ersetzet. Die Reise lief glücklich ab. Der Provincial setzete seine Mönche in den Besitz des Bezirkes bey Quebec, den sie vor dem engländischen Einfalle gehabt hatten, und gieng wieder nach Hause.

Der Sturm, durch welchen des Herrn Talons Schiff im vorigen Jahre untergegangen war, hatte sich bis nach Quebec erstrecket, und an diesem Orte für mehr als hundert tausend Livres Schaden gestiftet. Doch verschmerzete man ihn leichter, als den Verlust der Leute, um welche er die Colonie gebracht hatte. Man dachte damals eifrig auf die Bevölkerung des Landes, und suchete deswegen die neuen Einwohner nicht mehr so sorgfältig aus, als vor diesem; daher schlichen sich auch in kurzer Zeit allerley Laster ein, davon man bisher nichts gewußt hatte.

Wilde von Franzosen ermordet.

Kurz vor des Herrn Talons Ankunft begegneten drey französische Soldaten einem iroquesischen Hauptmanne, der viel Pelzwerk bey sich hatte. Diesen soffen sie voll und brachten ihn hernach um. Allein, die That wurde entdecket, und die Thäter ins Gefängniß gesetzet. Unterdessen da man auf ihr Urtheil dachte, machten es drey andere Franzosen mit sechs Mahinganen, welche für mehr als tausend Thaler Pelzwerk bey sich hatten, eben so; ja, sie verkauften die Waaren unter dem Vorwande, sie hätten das Wild selbst erleget, unverschämter Weise öffentlich. Sie waren auch nicht einmal so sorgfältig, die Ermordeten einzuscharren, welche von einigen ihrer Landesleute erkannt wurden.

Folge davon.

Der Verdacht fiel anfänglich auf die Iroquesen, mit denen die Mahinganen erst kürzlich Friede gemachet hatten, und sie schicketen sich an, solches an ihnen zu rächen. Es hatte aber einer von den Mördern, der mit den beyden andern nicht zufrieden war, die That einem guten Freunde offenbaret, und der gute Freund nicht reinen Mund gehalten; damit erfuhr es jedermann, und endlich auch die Wilden, welche sogleich auf Rache gedachten. Beyde Nationen, welche im Begriffe stunden, einen grausamen Krieg wider einander zu führen, vereinigten sich gegen die Franzosen. Die Mahinganer waren die ersten im Felde, und viere von ihnen unterstunden sich schon, am hellen Tage ein französisches Haus zu stürmen. Der Herr desselben war abwesend; und die Knechte vertheidigten sich tapfer. Zween Wilde wurden erleget: die beyden andern aber stecketen das Haus in Brand; und es war nicht möglich, solches zu löschen, noch die Frau heraus zu bringen, welche verbrannte.

Die Iroquesen erfuhren die Umstände von dem an ihrem Haupte begangenen Meuchelmorde auch gar bald, und versicherte sie sogar, es wären zween von den Mördern durch den dritten angeklaget worden, sie hätten sich verbunden, alle diejenigen umzubringen, die

sie

sie von ihrer Völkerschaft antreffen könnten. So viel brauchete es nicht, sie in Wuth zu bringen, und sie entschlossen sich, ihre Rache aufs äußerste zu treiben. Man hatte keinen Augenblick zu verlieren, wenn man sich nicht in einen Krieg verwickelt sehen wollte, welcher gefährliche Folgen haben konnte.

1670.

Herr von Courcelles begab sich also ohne Zeitverlust nach Montreal, wo sich eine große Anzahl Wilde von allerley Nationen, ja, auch Iroquesen und Mahinganen eingefunden hatte. Diesen ließ er durch den Pater Chaumonot, welcher sowohl die huronische als algonquinische Sprache in der Vollkommenheit redete, den wahren Verlauf der Sache vorstellen, und sodann die drey Mörder des iroquesischen Hauptmannes vorführen, und sie in ihrer Gegenwart todtschießen. Eine so schleunige Gerechtigkeit entwaffnete die Iroquesen; zumal da er ihnen noch dabey versprach, er wolle nichts verabsäumen, auch die Mörder der Mahinganen zu bekommen, und wenn sie ihm in die Hände fielen, auf gleiche Weise abzustrafen. Uebrigens ersetzete er den Werth der geraubten Güter; damit zogen sie vergnügt nach Hause.

Herr Courcelles erhält den Frieden unter den Wilden.

Um diese Zeit übeten die Iroquesen und Utauais aufs neue Feindseligkeiten gegeneinander aus, und es war zu besorgen, es möchte aus diesem Fünkchen zuletzt eine allgemeine Feuersbrunst entstehen. Herr Courcelles ließ ihnen beyderseits vermelden, sie möchten der Unruhe ein Ende machen, oder er wolle diejenigen, welche billige Vergleichsvorschläge verwürfen, mit der neulich erzeigten Schärfe abstrafen. Sie sollten ihm also ihre beyderseitigen Beschwerungen durch Abgeordnete vortragen, und eines gerechten Ausspruches gewärtig seyn.

Weil er allemal aus einem hohen Tone mit den Wilden gesprochen, und auf diese Weise sich ihre Ehrerbiethigkeit zugezogen hatte: so geschah, was er verlangete. Der Vergleich kam zu jedermanns Vergnügen zu Stande. Garakonthie trug nicht wenig dazu bey, und bekennete sich hernach öffentlich zum Christenthume. Der Bischof taufete ihn in eigener Person. Der Statthalter und des Intendanten Tochter, Mademoiselle de Bouterue, waren seine Taufzeugen. Er bekam den Namen Daniel, den der Statthalter selbst führete. Man begieng diese Handlung mit möglichster Pracht. Alle Abgeordnete der Nationen waren dabey zugegen, und wurden hernach auf das köstlichste bewirthet.

Seuche in Norden.

Indem Herr von Courcelles dergestalt für die Ruhe Neufrankreichs sorgete: so riß in dem nordischen Canada eine ansteckende Seuche ein, welche diese weitläuftigen Gegenden fast gänzlich verheerete. Unter andern hat man seitdem von den Attikameguern nichts weiter gehöret. Sollten ja noch einige übrig seyn, so müssen sie sich unter andere Völker gemischet haben, mit denen die Franzosen keinen Umgang pflegen.

Eben damals fingen die Wilden an, Tadussac nicht mehr zu besuchen, ungeachtet sonst zur Zeit des Pelzhandels selten weniger, als eintausend und zweyhundert dahin kamen. Mit den drey Flüssen gieng es eben also, indem die Algonquinen sich von da nach den Magdalenenvorgebirge zogen. Tadussac blieb wüste, weil die Franzosen nie einen förmlichen Anbau daselbst vorgenommen hatten. Meistentheils waren es die Kinderpocken, welche so viele Leute wegraffeten, gleichwie denn einige Jahre hernach der Flecken Sylleri gänzlich davon ausstarb. Es wurden eintausend fünfhundert Wilden damit befallen, und kein einziger kam davon.

1670.

Huronischer Flecken Loretto.

Die Huronen blieben noch am meisten verschonet, ungeachtet sie mitten unter den Franzosen, durch welche diese Krankheit ins Land gekommen war, lebeten. Eben um diese Zeit versammelte sie der P. Chaumonot alle miteinander an einem, zwo französische Meilen von Quebec gelegenen Orte, und machte den Anfang zu der Mißion von Loretto, welche heutiges Tages mehr wegen des Eifers im Glauben, den die Einwohner dieser Wüsteney bezeugen, als wegen ihrer Menge berühmt ist.

Das Christenthum wurzelt unter den Agniern ein.

Der Canton Agnier machte damals starke Hoffnung, es werde die christliche Religion in diesem Lande die herrschende werden. Zwar anfänglich verlangeten sehr wenige Erwachsene die Taufe; ja, man ließ nicht einmal diejenigen, die sich freywillig anbothen, dazu, weil sie weder ihre unnöthigen Kriege lassen, noch ihrem Aberglauben gute Nacht geben wollten. Gleichwohl schlug endlich eine Kleinigkeit, welche aber der dasige Mißionarius P. Pearon geschickt zu behandeln wußte, zur Bekehrung vieler Personen aus. Einstens hieß ihn ein Hauptmann in einer Rathsversammlung schweigen, und ein andermal, da man eine abergläubische Handlung, welche der Pater unmöglich billigen konnte, vorzunehmen gedachte, hieß er ihn gar hinaus treten. Weil nun diese Barbaren von der Herzensdemuth und christlichen Geduld nichts wissen, sondern derjenige, der einen Schimpf einstecket, alles Ansehen verliert: so regete sich der Mißionarius, drohete mit seinem Abzuge, und stellete es dahin, wie Onontio die Sache aufnehmen werde. Nun sah er zwar wohl zum Voraus, man werde ihn, damit er nicht bey dem Statthalter klagen möchte, auf alle mögliche Weise zu besänftigen suchen, aber das, was wirklich erfolgete, konnte er unmöglich vermuthen.

Der iroquesische Hauptmann bath ihn noch denselbigen Tag öffentlich um Verzeihung. Als nun der Pater darüber klagete, daß sein vieles Ermahnen so wenig helfe, und endlich sagte, weil er wohl sehe, daß bey ihnen alle Mühe verloren sey, so wolle er das Wort Gottes lieber anderswo vortragen: so sagte der Wilde endlich: „Ich merke wohl, du „wirst nicht wieder gut, wenn wir nicht alle miteinander Christen werden. An mir „soll es nicht fehlen.„

Damit nahm er ihn bey Seite, gab ihm die Anschläge, wie die Sache am füglichsten durchzutreiben sey, an die Hand, und versprach, die Aeltesten zu gewinnen. Als es Zeit zu seyn schien, stellete er eine allgemeine Versammlung an, darinnen er als ein leibhaftiger Mißionarius redete. Hierauf that der Pater das seinige, und Garakonthie, welcher zufälliger Weise anwesend war, half dazu, daß mit allgemeiner Einwilligung folgender Entschluß gefasset, mit Geschenken bestätiget, und auf alle in diesem Lande übliche Weise unwiderruflich gemachet wurde.

Erstlich solle der Agreskue a) künftighin, weder öffentlich angerufen, noch für den Urheber des Lebens gehalten werden; zweytens, solle kein Kranker die Zauberer oder Gaukler mehr zu sich berufen. Drittens, sollen die abergläubischen und unziemlichen Tänze abgeschaffet werden. Dieses hieß ungefähr eben soviel, als die christliche Religion für die einzige, die man öffentlich bekennen dürfte, erklären. Es wohnete auch seitdem der ganze Flecken den Unterweisungen des Mißionarii sehr fleißig bey. Nun stimmete zwar der nachmalige Erfolg mit der Hoffnung, die man sich von einer sowohl eingefädelten Begebenheit machen konnte, nicht sonderlich überein. Gleichwohl blieben diejenigen, welche

a) Die Huronen sagen **Areiskui**, die Iroquesen **Agreskue**.

welche es nicht allzulange verschoben, zum christlichen Glauben überzutreten, nachgehends unverbrüchlich dabey.

1670.

Der Pater Bruyas hingegen konnte in dem Lande der Onneyuthen bey weitem so viel nicht ausrichten. Die Schuld lag hauptsächlich an dem vielen Brandteweine, der aus Neuyork dahin kam, und das Saufen desselben verursachete entsetzliche Unordnungen. Nebstdem hatte sich weder ein angesehener Mann, noch irgend eine Matrone vortheilhaftig für den Mißionarius erkläret, ja, es mochte nicht einmal jemand seine Unterweisungen anhören. Sein ganzer Trost bestund also darinnen, daß er eine Menge sterbende Kinder taufete, und den Himmel damit bevölkerte. Garakonthie that zwar eine Reise dahin, um zu versuchen, ob er sie keines bessern bereden könnte: allein, sein Eifer war eben so vergebens. Was die übrigen drey iroquesischen Stämme betrifft, so gieng es da etwas besser; denn der Brandtewein von den Engländern und Holländern konnte nicht so leicht dahin kommen, als nach Onneyuth. Nebstdem hatte Garakonthie da mehr zu sagen: es lebete eine große Anzahl bekehrter Huronen im Lande; und weil die obern Stämme von den Andasten einigemal gewaltige Schläge bekommen hatten, so waren sie überhaupt desto gelehriger.

Was bey den Onneguthen vorgieng.

Nebst den iroquesischen Nationen, richtete die neufranzösische Regierung ihr Augenmerk hauptsächlich auf die bey den obern Algonquinen angelegten Mißionen. Denn diese eröffneten nicht nur dem Evangelio ein weites Feld, sondern sie verschaffeten auch der Handlung eine große Freyheit. Ihr Mittelpunct war bey U. L. Frauen Sprung. Um die Wilden beständig da zu erhalten, ließen die Mißionarien viele Felder mit solchem Gesämig, dessen Anbau wenig Mühe erfordert, bestellen. Dieses gelung ihnen, und tauften sie in den zwey ersten Jahren, wenigstens dreyhundert Personen, darunter aber die sterbenden Kinder vermuthlich die größte Anzahl ausmacheten.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Zehentes Buch.

1671.

Obgleich der Herr von Courcelles alle nur ersinnliche Mühe auf die Erhaltung der Ruhe unter den canadischen Nationen wendete: so fiel es ihm dennoch in die Länge unmöglich, alles Unheil gänzlich zu verhindern, nicht nur weil diese Leute um der geringsten Ursache willen zum Gewehre greifen, sondern auch, weil eine stärkere Macht sie nur so lange im Zaume hält, als sie sich vor ihr fürchten, oder etwas von ihr erwarten. Zum Unglücke erhielt Courcelles die versprochene Verstärkung nicht, folglich beruhete sein ganzes Ansehen bey den Wilden nur auf dem Angedenken des von dem Herrn Tracy gegen die Agnier unternommenen Zuges.

Krieg unter den Wilden.

Ehe man es sichs versah, fielen die Tsonnonthuaner, welche von den französischen Wohnplätzen am weitesten entfernet sind, den Puteuatamiern über den Hals. Herr von Courcelles ließ ihnen sogleich sagen, er nehme es sehr übel, daß sie wider seinen Befehl, wider ihr gegebenes Wort, und ungeachtet des eidlich geschlossenen Friedens dergleichen Ungebühr trieben, und sich unterstanden hätten, ein friedfertiges Volk anzugreifen, welches sich auf den Vertrag verließe; er würde es nicht leiden, daß sie einen Frieden stöhreten, den er geschlossen hätte, und sie in Ehren halten sollten, sie sollten ihm also die Gefangenen unverzüglich einhändigen, die sie von seinen Bundesgenossen hätten, oder gewärtig seyn, daß es ihnen eben also ergehen solle, als den Agniern.

Dieses trotzige Verfahren erbitterte die Tsonnonthuaner ungemein. Sie frageten: ob denn ein Volk den Franzosen sogleich unterwürfig würde, wenn es Mißionarien unter sich litte, und ob es nicht mehr erlaubt wäre, die erlittenen Beleidigungen zu rächen? Die iroquesischen Orte hätten zwar wohl Frieden mit dem Ononthio gemachet, allein deswegen wären sie seine Unterthanen nicht geworden, und wollten sie lieber alle miteinander zu Grunde gehen, als ihre Freyheit im allergeringsten kränken lassen. Man sollte sich erinnern, daß sie es die Franzosen mehr als einmal empfinden lassen, sie wären keine Bundesgenossen, denen man so hochmüthig begegnen dürfte, noch Feinde, die eben zu verachten

achten wären. Allein, dieses war nur in der ersten Hitze gesaget. Die Tsonnonthuaner berathschlageten sich, wozu sie greifen sollten. Endlich schicketen sie dem Statthalter von den fünf und dreyßig gefangenen Putenatamiern gleichwohl acht; und dieser that, als ob er glaubete, sie hätten nicht mehr; weil er es nicht für dienlich erachtete, Leute aufs äußerste zu treiben, die er schonen müßte.

1671.

Die Gefangenen wurden von dem Großoberhaupte der Goyoguinen eingeliefert; und sobald dieses geschehen war, verlangete der besagte Großgoyoguin von dem Bischofe, in Gegenwart seines Vaters Ononthio getauft zu werden. Nun war dieser Mann, dessen wir schon öfters erwähnet haben, nach dem Garakonthie, der berühmteste bey allen fünf Stämmen. Man taufte ihn also mit allem möglichen Gepränge. Herr Talon, der seit kurzem aus Frankreich angekommen war, vertrat die Pathenstelle, nennete ihn Ludwig, und bewirthete alle zu Quebec, Loretto und Sylleri vorhandene Neubekehrte in seinem Namen auf das beste.

Das große Oberhaupt der Goyoguinen wird getauft.

Weil die neubekehrten Agnier wohl merketen, sie würden in ihrem Lande nie vollkommene Freyheit haben, nach den Grundsätzen der christlichen Religion zu leben: so fasseten sie die Entschließung, nach Loretto zu den Huronen zu ziehen. Es war unter ihnen eine sehr angesehene Frau, welche kraft der Oyanderwürde, die sie trug, den allergeheimsten Rathschlägen beywohnen durfte. Indem ihr nun ihre Anverwandte an ihrer Andacht hinderlich fielen: so beschloß sie, ihr Leben zu Quebec unter Christen hinzubringen. Man suchete ihr diesen Vorsatz auszureden; und als kein Zureden helfen wollte, so beraubte man sie in öffentlicher Rathsversammlung ihrer Würde. Nichtsdestoweniger gieng sie nach Loretto, und blieb bis an ihr Ende beständig.

Die christl. Iroquesen ziehen aus ihrem Lande.

Noch eine andere Iroquesinn fiel unter eine Partey Mahinganer, und bekam etliche Wunden von den Hieben mit der Axt am Kopfe, davon sie niedersank. In diesem Zustande wendete sie sich, aus einem innerlichen Triebe, an den Gott der Christen, und bath ihn, er möchte nicht zugeben, daß sie ungetauft stürbe. Im Augenblicke waren alle Mahinganen weg, und gleichsam verschwunden. Sie befand sich so stark, daß sie ihr Dorf erreichen konnte; ja, sie wurde gar wieder gesund, und zog nebst ihrem Manne und Töchterchen nach Loretto, wo sie alle miteinander getauft wurden.

Merkwürdige Bekehrung.

Herr von Courcelles nahm alle dergleichen iroquesische Flüchtlinge mit Freuden auf, und ließ ihnen nicht das geringste fehlen, weil er wohl einsah, es könne mit der Zeit eine Völkerschaft daraus entstehen, mit welcher man ihre Landesleute im Zaume halten könnte. Als nun der Pater Bonifacius viele Haushaltungen aus dem Stamme Agnier herbeyführete: so sonderte man die Iroquesen von den Huronen ab, und gab ihnen ihre Stelle, Montreal gegenüber auf der Südseite, und der sogenannten Magdalenenaue, die aber mit der Zeit nach St. Ludwigssprung verleget worden.

Mißion am Ludwigssprung wird angelegt.

Indem auch voritzt viele algonquinische Völkerschaften mit den Franzosen in eine genauere Verknüpfung als bisher traten: so wollte Herr Talon bey dieser Gelegenheit die Gerechtsamen der französischen Krone über die äußersten Gegenden von Canada fest setzen. Er hatte diesen Vorsatz schon bey seiner vorigen Reise gefasset, und bey seiner Anwesenheit in Frankreich den Herrn Courcelles schriftlich ersuchet, die nord- und westlichen Nationen durch einen vertrauten Mann dahin zu bringen, daß sie an einem bequemen Orte durch Abgeordnete erscheinen, und auf des Königs Verlangen eine Erklärung von sich geben möchten.

Herr Talon nimmt Nordcanada in Besitz.

Hiezu

1671.

Hiezu war niemand geschickter, als Nicolaus Perrot, ein vernünftiger Mann, von guter Herkunft und einiger Gelehrsamkeit. Er war aus Noth ehemals in der Jesuiter Dienste getreten, und hatte dergestalt Gelegenheit zum Umgange mit dem größten Theile der canadischen Wilden, und zu Erlernung ihrer Sprache gehabt. Ja es hatten ihn die Wilden dermaßen lieb gewonnen, daß er sie leicht zu allem bereden konnte, wozu er nur wollte. Herr Courcelles schlug ihn also zu dieser Unterhandlung vor; und als Herr Talon unterdessen zu Quebec ankam: so billigte er solches und man schickete ihn fort.

Großoberhaupt der Miamier.

Er zog also bey allen nordlichen Völkern, die einigen Handel mit uns trieben, herum; und bestellete sie auf künftiges Frühjahr an unser lieben Frauen Sprung, weil ihnen der Groß-Onontio der Franzosen, das ist der König von Frankreich, durch einen seiner Hauptleute etwas eröffnen wollte. Als sie alle mit einander Abgeordnete zu schicken versprachen: so besuchete er auch die westlichen Gegenden, gieng aber bis nach Chicagu zu äußerst an dem Michigansee, wo die Miamier damals wohneten, hinab; und ließ seine Ankunft ihrem Großoberhaupte, Namens Tetinchua, melden; denn er hatte wegen eines zwischen den Siuxen und Masceutinern entstandenen Krieges, bey den Puteuatamiern einige Mannschaft zu seiner Begleitung mitgenommen.

Besagtes Oberhaupt konnte etwa fünf tausend streitbare Mann auf die Beine bringen, hatte beständig eine Leibwache von vierzig Mann um sich; die auch Tag und Nacht um seine Cabanne herum Schildwacht hielten, wenn er darinnen war. Er ließ, wie Perrot meldet, seine Unterthanen selten vor sich, sondern eröffnete ihnen seine Befehle nur durch einen Beamten. Wenn das zu jener Zeit geschah: so haben sich die Umstände seitdem sehr geändert. Indessen ist doch so viel wahr, daß die miamischen Oberhäupter, wie der Pater Charlevoix selbst gesehen hat, weit mehr geehret werden, und nicht so leicht zu sprechen sind, als bey den meisten Wilden in Canada.

Doch dem sey wie ihm wolle, so saget doch Perrot, es habe das damalige Großoberhaupt der Miamier, da es seine Ankunft vernommen, so gleich beschlossen, seine Herrlichkeit zu zeigen, und den Abgesandten des französischen Generales als einen Kriegeshelden zu empfangen. Er schickete ihm also eine Anzahl Kriegesleute entgegen. Diese rücketen in völliger Rüstung, mit Federbüschen geschmücket, in schönster Ordnung heran, und ließen zuweilen ihr Feldgeschrey erschallen. Als die Puteuatamier dieses sahen: so thaten sie ein gleiches, und Perrot trat vor ihnen her. Auf einmal stunden beyde Parteyen stille, um gleichsam Athem zu schöpfen: sodann liefen Perrots Leute rechts, die Miamier links, immer ein Mann hinter den andern, um gleichsam eine vortheilhafte Stelle zum Angriffe zu gewinnen: allein, die letztern schwenketen sich, und bekamen jene in die Mitte. Man erhub ein Feldgeschrey, und schoß, obgleich nur blind, auf einander. Sodann kam es mit den Streitkolben zum Handgemenge; man führete aber die Streiche nur nach den Kolben. Endlich wurde Friede, die Miamier überreicheten dem Perrot das Friedensrohr, und führeten ihn nebst seinem Gefolge in den Hauptflecken. Hier bekam er funfzig Mann zur Ehrenwache, wurde nach Landesart herrlich bewirthet, und mit dem Schnippkeulchenspiele belustiget.

Nachdem Perrot einige Tage bey den Miamiern zugebracht, und mit ihrem Oberhaupte, nach seiner Anweisung, Unterhandlung gepflogen: so kehrete er wieder nach Unser lieben Frauen Sprunge. Tetinchua wollte ihn persönlich begleiten: seine Unterthanen aber besorgeten, er möchte wegen seines hohen Alters und seiner Unpäßlichkeiten die Beschwerlich-


KARTE
VON DEM OSTLICHEN-STUCKE VON
NEU FRANKREICH
ODER
CANADA
Durch N. Bellin Ingenieur de la Marine 1744.
MAASS-STAB.
Gemeine See-meilen 25 auf einen Grad.
Französische und Englændische See-meilen 20 auf einen Grad.
ANMERKUNG
Diese Karte ist von allen, die bisher erschienen sind sehr unterschieden. Ich habe diese Kentnissen verschiedenen Manuscripten aus dem Schatze von Karten, Grundrissen, und Tagebüchern, bey dem Seewesen und denen Nachrichten der Jesuiten-Missionarien in diesen Landen zu danken
STÜCK VON LABRADOR
LAND DER ESQUIMAUX
MEERBUSEN VON ST. LAURENTZ
INSEL NEU-LAND od. TERRE-NEUVE
Das Innere dieses Eylandes und der Lauf der Flüsse sind nicht recht bekannt.
INSEL ANTI-COSTI
ST. LAURENTZ FLUSS
GASPESTERS
NEU SCHOTTLAND
ACADIEN
FRANZÖSISCHE BAY
DIE BÆNKE VON ACADIEN man fischet
Magdalenen Inseln
BAY JAMES
ENDE VON DER HUDSONS BAY von den Engländern genannt
NITCHIK-IRINIWETCHS od. Nation von der Fischotter
LAND DER ATTIK-IRINIWETCHS od. Leute von Caribu
DIE UNESCAPI
ATTICAMEWECKER
Banc à Vert
Stück von der Großen Bank
Die Craus Bancke
Westliche Længe von der Pariser Mittags-linie
N.º 8.
T. XIV.

1571.

Großobe
haupt de
Miamie

lichkeit der Reise nicht ausstehen können, und vermochten ihn also, zu Hause zu bleiben. Er schickete auch nicht einmal einen Abgeordneten zu der allgemeinen Versammlung, sondern gab nur den Puteuatamiern Vollmacht. Perrot hatte vermuthlich nicht Zeit, die Mascutiner und die Kicapuer einzuladen, noch weniger die Illinesen, welche damals am Micissipi wohneten, und bis zu denen noch kein Franzos gekommen war. Wenigstens erschien doch weder ein Abgeordneter, noch ein Gevollmächtigter dieser drey Nationen.

1671.

Wohl aber erschienen dergleichen von allen Nordvölkern; ja, so gar von den Monsoniern, welche an dem untern Theile der Hudsonsbay wohneten. Im Maymonate des 1671 Jahres kam Herr St. Luson als Nachgeordneter des Intendanten von Neufrankreich an Unser lieben Frauen Sprung, und hatte er eine ausdrückliche Vollmacht, alle von besagten Völkern bewohnete Gegenden in Besitz, und unter des Königes Schutz zu nehmen. Die Handlung fing sich mit einer Rede des Pater Allouez in algonquinischer Sprache an, darinnen er den Wilden einen hohen Begriff von der Macht des Königes von Frankreich beyzubringen, und nachgehends zu beweisen suchete, es könne für sie nichts vortheilhaftigers seyn, als der Schutz eines solchen Monarchen; diesen aber würden sie genießen, wenn sie ihn für ihr großes Oberhaupt erkenneten.

Besitznehmung der Gegenden um die Seen.

Sodann redete Herr von St. Luson etwas weniges, und fragete: ob jedermann darein willigte. Weil er französisch geredet: so verdollmetschete der Pater Allouez seine Worte. Sogleich antworteten alle Anwesende erstlich mit Geschenken, und hernach mit einem großen Zurufe: es lebe der König! Der Nachgeordnete ließ sodann unter dem Absingen des Vexilla einen großen Cederpfahl, und ein großes Kreuz, ebenfalls von Cedernholze aufrichten, und an beyde das französische Wapen hängen. Als dieses geschehen war: so wurde das Exaudiat angestimmet, und der Herr St. Luson meldete durch den Pater Allouez, daß er hiermit das Land zu des Königes Händen, und sämmtliche Einwohner in dessen Schutz nehme. Als die Anwesenden sich erkläret hatten: sie verlangeten keinen andern Vater, als den Groß Onontio der Franzosen: so wurde das Te Deum abgesungen, vor und nach selbigem das kleine Geschütz etlichemal abgefeuert und zuletzt geschmauset.

Ehe Herr Luson diese Handlung vornahm, bereisete er auf Herrn Talons Befehl die canadische Südküste, und fand sowohl das Ufer des Kinibequi, als die Seeküste mit gut gebaueten und wohl eingerichteten engländischen Wohnungen besäet. Er erinnerte die Einwohner, sie wären auf französischem Grund und Boden. Allein, ihre Antwort war, sie erfreueten sich, einem so großen Könige zu gehorchen, und würden sich allemal als gehorsame Unterthanen aufführen.

Die Engländer lassen sich auf französischen Grund und Boden nieder.

Ich ersehe aus einem Schreiben des Herrn Talon an Herrn Colbert, daß selbiger in die Aufrichtigkeit dieser Erklärung der Engländer einigen Zweifel setzete. Es scheint auch, als ob besagte Engländer von ihrem Könige zurück berufen worden wären. So viel ist gewiß, daß man damals dem Frieden zu Breda gemäß, den Kinibequi für die Gränzscheidung auf dieser Seite hielt.

Endlich wurden auch in eben diesem Jahre, die Tionnontalezen Huronen des umschweifenden Lebens überdrüßig, und ließen sich zu Michillimakinac nieder; nicht zwar auf der Insel, welche diesen Namen eigentlich führet, sondern auf einer Spitze des festen Landes, welche gegen Mittag sieht, und einer andern gegen Mitternacht sehenden Spitze gegen über steht. Diese beyden Spitzen machen die Wasserenge, welche den Huron- und Michi-

Huronen zu Michillimakinac.

1671.

Michigansee zusammen hängt. Der Pater Marquette brachte die Huronen an diesen Ort, und bewog sie, da zu bleiben.

Ebbe und Fluth, Ströme.

Es ist schwer zu begreifen, warum er nicht lieber einen andern bequemen Ort erwählete. Denn er giebt ihm in seinen eigenen Nachrichten ein schlechtes Lob, und gesteht, die Kälte sey daselbst ungemein heftig. Vielleicht entspringt dieselbige von der Lage dieser Gegend zwischen dreyen Seen, darunter der kleineste, nämlich der Michigan, ohne die zwanzig Meilen große Bay der Stinker, die sich in ihn ergießt, zu rechnen, dreyhundert französische Meilen in die Länge hat. In allen diesen Seen aber herrschen gewöhnlicher Weise sehr stürmische Winde.

Der Pater Marquette meldet noch, es mache das unordentliche Abwechseln der Ebbe und Fluth die Schiffahrt auf diesen Seen sehr beschwerlich. Ich habe auch selbst schon bemerket, die Fluth halte keine gewisse Zeit, und sey an einigen Orten ungemein stark. An der kleinen Insel Michillimakinac läuft sie zur Zeit des Neu- und Vollmondes in vier und zwanzig Stunden einmal an und ab, und streicht allemal in den Michigan. Ja, es geht ohne die Fluth noch ein anderer Strom aus dem huronischen See hinein; und es entspringt dieser Strom, vermuthlich wie andere in der offenbaren See befindliche, ebenfalls aus unterirdischen Quellen.

Gleichwohl hindert er den natürlichen Strom des Michigan nicht; indem dieser See eben sowohl, als der obere, sich in den huronischen ergießt. Jener Strom, nämlich der aus dem Huronsee in den Michigan streicht, wird desto merklicher, wenn der Wind ihm entgegen, das ist, aus Süden bläst. Denn da fahren die Eisschollen mit solcher Geschwindigkeit, als ein Schiff mit vollen Segeln thun könnte, aus jenem in diesen. Ein gleiches geschieht auch in der bahamischen Meerenge.

Noch meldet der Pater Marquette, man spühre in dem Ausflusse des obern Sees in den huronischen, eine große Anzahl so starker Ströme unter dem Wasser, daß sie zuweilen die Fischernetze mit sich davon führen; woraus er schließt, es müsse dieser große See einen Theil seines Wassers durch unterirdische Gänge in den Michigan ergießen, eben so, wie das kaspische Meer vermuthlich einen Zusammenhang mit dem schwarzen, dieses aber mit dem mittelländischen Meere hat. Es ist dieses um so viel glaublicher, weil der obere See wenigstens vierzig Flüsse, und darunter ein Dutzend eben so breite, als sein sichtbarer Ausfluß ist, zu sich nimmt; folglich, wenn er keinen andern als diesen hätte, das empfangene Wasser nimmermehr weglassen könnte.

Eben dieses hat meines Erachtens auch bey dem Michigan Platz. Er empfängt ohne das Wasser aus der großen Bay noch eine große Menge Flüsse, darunter viele sehr breite sind, und von weit entferneten Gegenden herkommen. Er muß also, außer seinem sichtbaren Ausflusse in den Huronsee unter der Erde noch mehrere ausgewählet haben. Es wird diese Vermuthung des Pater Marquette dadurch sehr wahrscheinlich gemacht, weil alle Felsen, die man in dem Canale bey Unser lieben Frauen Sprunge in einer gewissen Tiefe findet, so löcherigt, als ein Schwamm, ja einige gar ausgehöhlet sind, woran denn die vorhin gemeldeten Ströme Ursache seyn mögen.

Seltsame Luftzeichen.

Zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahres, ereignete sich in diesem Theile von Canada etwas sehr sonderbares. Der Winter fing mit dem halben Jänner 1671 an, und endigte sich mit dem halben Märzen. Anfang und Ende wurde durch einige Luftzeichen, darüber die Wilden gewaltig erstauneten, bemerket. Den 21sten Jänner erschienen in der Bay, ungefähr ein Paar Stunden vor Untergange der Sonne, zwo Nebensonnen, nebst einem

einem halben Monde, mit auswärts gekehrten Hörnern. Die wahre Sonne war von beyden falschen gleich weit entfernet. Eine davon wurde von einem regenbogenfärbigen, aber durchsichtigen kleinen Gewölke etwas verdunkelt: gleichwie hingegen die andere hinter einem starken Glanze steckete. Die Wilden hielten es für ein Anzeigen großer Kälte; es fror auch den folgenden Tag wirklich ungemein stark.

1671.

Den 12ten des Märzmonates sah man an drey verschiedenen Orten Nebensonnen, jedoch mit einem Unterschiede ihrer Stellung, Zahl und der Zeit, da sie erschienen. Zu Machillimakinac sah man drey Sonnen; jedwede stund nach dem Augenmaße eine halbe französische Meile von der andern; die eine Nebensonne schien nur einem eyrunden, und mit einem schmalen goldfarbigen Streifchen gekrönten Regenbogen ähnlich zu seyn. Die andere hingegen glänzete so stark, daß man sie von der wahren Sonne bloß dadurch unterscheiden konnte, weil sie auf derselbigen Seite mit einem scharlachrothen Rande eingefaßt war. Es dauerte diese Lufterscheinung einige Tage lang. Man sah sie des Morgens, bald nach der Sonnen Aufgange, und des Abends wenn die Sonne untergieng. Die Nachricht, daraus ich dieses genommen habe, meldet noch, beyde Nebensonnen hätten ihre Stellen alle Tage verwechselt; denn des Abends sey diejenige, welche des Morgens gegen Mittag stund, gegen Mitternacht gestanden, und umgekehret: vermuthlich aber veränderte sich zwar ihre Gestalt, nicht aber ihre Stelle.

Auf der Insel Manitualin, woselbst viele Wilde sogenannte Springer überwinterten, erschienen an der Abendseite drey Sonnen in einer gleichen Linie mit der Erde. Sie waren an Größe alle drey einander gleich. Die wahre stund in Westsüdwest, die eine Nebensonne in Westen, die andere in Südwest. Zu gleicher Zeit erschienen auch zween mit dem Gesichtskreise gleich laufende halbe Zirkel. In der Mitte waren sie blau, über dem blauen, aurorafärbig, und zu äußerst dunkelgrau, und aschfärbig. Der Himmel war auf dieser Seite etwas trübe; ja auch überhaupt nicht sehr helle: ungeachtet man nicht das geringste Gewölke wahrnahm.

An der südwestlichen Nebensonne nahm ein Viertelszirkel seinen Anfang. Er stund senkrecht auf dem Gesichtskreise, hatte ungefähr eben solche Farben, als die Nebensonnen, durchschnitt einen der beyden mit dem Horizonte gleichlaufenden Halbkreise, und verlor sich in dem zweyten. Zuweilen verschwanden alle drey Sonnen, doch verbarg die wahre sich seltener, als die andern. Endlich erschien auch die dritte Nebensonne gerade über der wahren, sie dauerte aber nicht lange. Als die beyden erstern zum letztenmale verschwanden: so ließen sie zween sehr helleuchtende Regenbogen hinter sich. Es dauerten auch die beyden halben Kreise noch lange hernach.

Bey Unser lieben Frauen Sprunge erblickete man eines Morgens, gleichwie an den nurbesagten Orten, ebenfalls drey Sonnen: allein, kurz nach Mittage erschienen ihrer achte auf einmal, in folgender Ordnung. Im Mittelpuncte eines Kreises, welcher aus den Farben des Regenbogens bestund, erschien die wahre Sonne. Der Kreis wurde von vier Nebensonnen in vier gleiche Theile abgetheilet, und stunden sie bley- und wasserrecht gegen einander. Durch den Mittelpunct der wahren Sonne gieng ein eben also wie der vorige gefärbter, aber weit größerer Kreis, und wurde von der wahren Sonne, welche oben an selbigem stund, und von drey Nebensonnen, eben also, wie der vorige kleine abgetheilet. Die Wilden meyneten, alle diese Nebensonnen wären Gemahlinnen der rechten Sonne, und habe sie dieselbigen dem menschlichen Geschlechte einmal zeigen wollen. Man erklärete

1671.

klärete ihnen aber die Sache anders, und lerneten sie bey dieser Gelegenheit, die Sonne sey nichts weniger, als ein Geist: gleichwie sie bisher gewähnet hatten.

Erbauung einer Schanze zu Catarocuy. 1672.

Mit Ende dieses Jahres endigten auch die Iroquesen ihren vieljährigen Krieg, mit ihren Nachbarn, den Anadasten und Chauanonen, zu ihrem Vortheile. Beyde Völker wurden fast gänzlich vertilget, und zur Ersetzung der verlornen Mannschaft eine große Menge Gefangene den fünf Stämmen, absonderlich den Tonnonthuanen einverleibet, welches stets die Staatsklugheit dieser Völker gewesen, um die Abnahme ihrer Stärke zu verhindern.

Indem nun dergestalt die Macht und der Ruhm dieses unruhigen Volkes abermal anwuchs: so erachtete es Herr Courcelles für höchstnothwendig, ihm einen Schlagbaum vorzuziehen. Er ließ also die vornehmsten Oberhäupter nach Catarocuy zu einer Unterredung einladen. Sie erschienen auch in großer Anzahl. Er beschenkete sie, that ungemein freundlich, und sagete endlich: wenn ihnen dieser Ort zu ihrem Pelzhandel mit den Franzosen sehr bequem falle, so sey er Willens, eine Schanze dahin zu bauen. Sie willigten ohne Bedenken darein, weil sie anfänglich nicht einsahen, daß er sie dadurch nur im Zaume halten wollte, und einen Ort hätte, wo seine Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse sicher seyn könnten, wofern sie ihn etwa nöthigten, die Waffen zu ergreifen. Es wurden die Anstalten zum Baue ohne Verzug vorgekehret. Ungeachtet aber Herr von Courcelles denselbigen nicht ausführen konnte; indem er bey seiner Rückkunft zu Quebec seinen Nachfolger den Grafen Frontenac vor sich fand: so trat doch dieser seinen Absichten so gleich bey, erhub sich im folgenden Frühjahre nach Catarocuy, und ließ die Schanze aufrichten, welche denn, gleich dem Ontariosee, an dessen Mündung sie liegt, dem Namen des Grafen lange Zeit trug.

Herr Courcelles geht nach Frankreich zurück. Seine Gemüthsart.

Herr Talon hatte mit dem Herrn von Courcelles immer allerley Verdrüßlichkeit gehabt; und weil er bald sah, es werde ihm mit dem Grafen Frontenac nicht besser gehen: so verlangete er seinen Abschied. Neufrankreich verlor viel an dem Herrn von Courcelles. Hatte er gleich nicht so viele erhabene Eigenschaften, als sein Nachfolger: so hatte er doch auch nur seine kleinesten Fehler und keine so heftige Leidenschaften. Er suchete aufrichtig des Landes Beste. Seine Erfahrung, seine Standhaftigkeit und seine Klugheit hatten ihn bey den Franzosen beliebt gemacht, und bey den Wilden Ehrerbiethung erworben. Ja, es wäre der Ruhestand dieses Landes vielleicht nie gestöret worden, wofern seine Nachfolger seine Absichten beybehalten, und auf dem Wege, den er ihnen abgestecket hatte, fortgegangen wären.

Gemüthsart des Herrn Frontenac.

Sein Nachfolger, **Ludwig von Buade**, Graf von Frontenac, war königlicher Generallieutenant, und Enkel eines Ordensritters, welcher durch seine zur Zeit der Ligue erzeigete unveränderliche Treue, das Vertrauen des großen Heinrichs verdienet hatte. Dem Enkel fehlete es weder an Großmuth und Tapferkeit, noch an Einsicht, Standhaftigkeit, und einem geläuterten Verstande. Er wollte allein herrschen, und that alles, diejenigen fortzuschaffen, die ihm im Wege stunden. Niemand wußte die Völker, die er regierete, besser in ihrer Pflicht und Ehrerbiethung zu erhalten. Er gewann, wenn er wollte, die Freundschaft der Franzosen und ihrer Bundesgenossen. Seine Absichten zur Vergrößerung der Pflanzorte waren groß und gerecht, und es lag nicht an ihm, wenn man die Vortheile nicht einsehen wollen, die das Königreich davon ziehen konnte. Nur beherrscheten ihn zuweilen ungegründete Vorurtheile; und eben diese verhinderten die Ausführung manches für

die

1672-73.

die Pflanzlande höchstvortheilhaften Anschlages, und erweckten den Verdacht, als ob sein Ehrgeiz und seine Begierde, niemanden neben sich aufkommen zu lassen, den Eifer für das gemeine Beste in manchem Falle zu überwiegen vermöge. Hätte ihn der Himmel auf einen Thron gesetzet, so hätte er einen großen Fürsten vorgestellet; gleichwie er hingegen für einen solchen Unterthanen, der seinen größten Ruhm nicht eben in einem unverbrüchlichen Gehorsame gegen seinen Landesherrn suchen wollte, gefährliche Eigenschaften besaß.

Herr Talon wendete die wenige Zeit, die er noch zu bleiben hatte, auf eine seinem Angedenken sehr vortheilhafte Weise an. Er suchete nämlich neue Entdeckungen zu machen. Zwar wußte man aus dem Berichte der Wilden überhaupt so viel, es gebe im Westen von Neufrankreich einen großen Strom, der, wie einige sageten, **Mechassipi**, wie andere **Micissipi** heiße, und weder gegen Norden noch gegen Osten fließe. Demnach mußte man auf ihm, wenn er südlich floß, in den mexicanischen Meerbusen, wo aber westlich, ins Südmeer kommen können.

Entdeckung des Micißipi.

Wohin er nun eigentlich seinen Lauf nehmen möge, das trug der Intendant dem Pater Marquette zu erforschen auf. Denn dieser hatte beynahe alle Gegenden von Canada schon durchgereiset, und stund bey den Wilden in großer Hochachtung. Sein Reisegefährte war ein Bürger aus Quebec, ein verständiger und erfahrner Mann, Namens Joliet. Beyde fuhren mit einander aus der Bay des Michigansees in den Utagamis, oder sogenannten Fuchsfluß, und kamen, ungeachtet er wegen der öftern Wasserfälle höchstbeschwerlich zu beschiffen ist, bis nahe an seine Quelle. Nachgehends reiseten sie eine Zeitlang zu Lande, giengen auf den Wisconsing wieder zu Schiffe, und fuhren beständig gegen Westen. Dergestalt kamen sie ungefähr unter zwey und vierzig und einen halben Grad Norderbreite in den Micissipi. Es geschah dieses den 17ten des Brachmonates im Jahre 1673, und fanden sie die Breite dieses Stromes, noch mehr aber seine Tiefe, dem Berichte der Wilden ziemlich gemäß.

Indem in dieser Gegend sein Strom noch nicht so reißend ist, als er nachgehends wird: so ließen sie sich denselbigen fortführen, und lerneten nach einer kurzen Reise die Illinesen kennen. Sie fanden drey von ihnen bewohnete Dörfer, drey Meilen weit über dem Orte, wo der Missuri, oder von dem Pater Marquette also genannte **Pekitanoni** in den Micissipi fällt. Es war den Illinesen recht lieb, Franzosen bey sich zu sehen; denn die Irokesen streifeten seit einiger Zeit bis in diese Gegend: es war also mit dieser ihnen weit überlegenen Nation ein Krieg zu besorgen, und aus dieser Ursache sucheten sie den Beystand der Franzosen.

Nach einigem Ausruhen setzeten beyde Reisende ihren Weg auf dem Strome fort, bis zu den Akansas, und dem drey und dreyßigsten Grade der Breite. Hier fing es an, ihnen an Lebensmitteln, Pulver und Bleye zu fehlen; zugeschweigen, daß es für drey bis vier Personen etwas sehr unbesonnenes gewesen wäre, sich unter unbekannte Völker zu wagen, und daß sie voritzt zur Gnüge abnehmen konnten, der Strom müsse sich in den mexicanischen Meerbusen ergießen. Sie fuhren also den Strom aufwärts, und aus diesem, in den Illinesenfluß. Zu **Chicagu** am Michigansee theileten sie sich; der Pater Marquette blieb bey den Micamiern, Joliet gieng nach Quebec, fand aber den Herrn Talon nicht mehr im Lande.

Beschreibung des Landes der Utagamier und Maßcutiner.

Der Mißionar wurde von dem Großoberhaupte der Miamier wohl aufgenommen, und wählete den vornehmsten Flecken dieses Volkes zu seinem beständigen Sitze. Im vorigen

1673.

rigen Jahre hatten die Patres Allouez und Dablon alle im Süden der großen Bay gelegene Länder mit großer Beschwerlichkeit, obgleich ohne sonderlichen Vortheil, durchreiset. Als sie den Fuchsfluß aufwärts fuhren: so sahen sie bey einem Wasserfalle ein sehr ungestaltetes Götzenbild, das mehr einem Spiele der Natur, als einem Werke der Kunst, ähnlich zu seyn schien. Es war ein Felsen, dessen Gipfel von weitem einen Menschenkopf vorstellete, und den die Wilden zum Schutzgotte ihres Landes gemacht hatten. Sie bestrichen ihn mit allerley Farben, und legeten, wenn sie vorbey reiseten, allemal etwas Tabac, einen Pfeil, oder so etwas, ihm zu Ehren hin. Um ihnen nun die Ohnmacht dieses vermeyntlichen Schutzgottes auf eine handgreifliche Art zu zeigen: so stürzeten die Mißionarien den Felsen ins Wasser; damit hatte seine Verehrung ein Ende.

Ist man einmal über die Wasserfälle weg, so genießt man einer angenehmen Schifffahrt auf diesem Flusse. Er durchströmet höchst angenehme Gegenden. Die Witterung ist gelinde; zwischen den Waldungen sieht man lustige Auen, darauf die wilden Thiere, absonderlich aber die illinischen Ochsen, welche Wolle tragen, zu Tausenden weiden. Es fallen viele kleine Flüsse in den Fuchsfluß; und weil sie mit taubem Haber bewachsen sind, so findet man da zur Herbstzeit eine erstaunliche Menge Wildprät. Die Wälder sind voll wilder Weinstöcke, mit großen Trauben: auch schmecken die wilden Pflaumen und Aepfel nicht übel, und würden, wofern Fleiß an sie gewendet würde, gewiß vortrefflich seyn.

Man hält die Jesuiten für Götter.

Wendet man sich von hier nach Süden: so kömmt man in das Land der Mascutiner, welches einige französische Karten das Feuerland benennen; gleichwie denn auch die Mascutiner selbst von einigen Landbeschreibern die Feuernation genennet werden. Der ganze Irrthum beruhet auf der Aehnlichkeit zweyer Worte. Das Land und das Volk heißt eigentlich Mascutenec, das ist freyes Feld, indem es bey weitem nicht so viele Wälder hat, als das übrige Canada. Besagtes Wort sprechen die Puteuatamier Mascutin aus, und von ihnen ist diese Aussprache auf die Franzosen gekommen. Man saget also, es hätten einige Franzosen das Feuer von den Wilden, mit einem Worte, das mit Mascutenec viele Aehnlichkeit hatte, benennen hören; folglich es mit dem Namen der Nation vermenget. Die Kicapuer sind der Mascutiner Nachbarn, und wie es scheint, beständige Bundesgenossen.

Beyde Patres fanden den Tetinchua mit dreytausend Miamiern bey den Mascutinern, und erfuhren, es habe die Furcht vor den Iroquesen alle diese wilden Völker mit einander vereiniget. Sie wurden freundlich aufgenommen, und verkündigten Jesum Christum. Doch der ganze Vortheil von ihrer Predigt war dieser, daß man sie für Wundermenschen, oder Schutzgeister ansah, und von ihnen eben das, als von den Landesgöttern, nämlich die Gesundheit der Kranken, und dergleichen verlangete.

Einstens wurden sie zu einer feyerlichen Handlung eingeladen. Man hatte mitten in einer ungemein weiten Cabanne eine Menge Pfeile, Bogen und steinerne Streitäxte in Gestalt eines Siegeszeichens aufgerichtet. Hierzu kam noch Mundvorrath, welcher in Maizmehle bestund; imgleichen Taback, und die dasigen Kriegesspiele, nämlich Chichikuen und Trommeln. Sobald die Patres an ihrer Stelle saßen: so trug man ihnen eine Schüssel Maiz in Ochsenfette gekocht, auf, und der Geber des Schmauses hielt eine weitläuftige Rede, des Inhaltes: es liege ihnen ein schwerer Krieg mit den Siuxen auf dem Halse; voritzt sey ihre junge Mannschaft im Begriffe, gegen den Feind ins Feld zu rücken, sie bäthen also um Ertheilung des Sieges. Was die Patres darauf antworteten,

ist

ist leicht zu erachten. Bald darauf wurde der Pater Dablon nach Quebec zurück berufen. Pater Allouez aber gieng unter die Utagamier, bey welchen man damals etwa tausend Haushaltungen zählete.

1673.

Die Miamier und Mascutiner wiederriethen es ihm aufs äußerste; denn es waren unlängst einige Utagamier zu Montreal übel behandelt worden, und die ganze Nation hatte eidlich angelobet, Rache an den Franzosen auszuüben. Nebstdem hatten auch die Leute immer schlechte Lust zum Christenthume bezeuget. Dem ungeachtet ließen sie sich allmählich gewinnen. Er taufete viele Sterbende, absonderlich Kinder, und man bath ihn, als er abreisete, bald wieder zu kommen.

Der Pater Marquette arbeitete unter den Miamiern zu Chicagu mit Segen. Er blieb bis ins 1675 Jahr da, und starb auf der Reise nach Michillimakinac. Bald darauf ersetzete der Pater Allouez seine Stelle, und bekehrete viele Miamier. Vermuthlich ist dieses Volk mit den Ilinesen von einerley Ursprunge. Da es eine sanftmüthige stille Gemüthsart besitzt: so hätte es sich vielleicht gänzlich zum Christenthume gewendet, wenn nicht ihre Mißionarien von eben denen, welche ihre Arbeit unterstützen sollten, vielmehr gehindert worden wären.

Acadische Sachen.

Der Hof gedachte noch immer auf die Bevölkerung von Acadien: allein, die Privatpersonen, welche man zu Ausführung dieser Absicht gebrauchete, singen die Sache ganz unrecht an. Sie wollten nie begreifen, daß sie durch Beförderung des königlichen Dienstes ihren eigenen Vortheil am allerkräftigsten beförderten. Ja, sie erbaueten nicht einmal die geringste Schanze; sondern hielten sich durch die Pentagoetschanze, wo der Ritter Grandfontaine saß, und durch die am Johannesflusse, wo Herr Marson in desselbigen Namen Befehlshaber war, für genugsam gesichert.

Herr Talon bekam auf sein Verlangen die königliche Erlaubniß, auf seiner Rückreise nach Frankreich Acadien zu besichtigen; absonderlich weil der Ritter Temple gegen den Herrn Colbert eine große Lust, sich im französischen Gebiethe niederzulassen, geäußert hatte. Diesem nun sollte er Naturalisationsbriefe und andere Gnadenbezeugungen Seiner Majestät versprechen. Es wurde aber aus der ganzen Sache nichts, ohne daß ich sagen könnte, warum?

Die Engländer nehmen die Pentagoet- und Johannesschanze weg.

Im folgenden Jahre wurde Herr Grandfontaine von dem Herrn Chambly abgelöset. Dieser brachte etwa ein Jahr in der Pentagoetschanze zu, wornach ihn im Jahre 1674 ein Engländer, der sich vier Tage lang verkleidet in der Schanze aufgehalten hatte, in Gestalt eines niederländischen Corsaren heraus jagete. Der Engländer hatte hundert und zehn Mann; Herr Chambly hingegen nur dreyßig, und wurde über dieses nach einstündiger tapferer Gegenwehr durch den Leib geschossen. Hierauf ergab sich sein Fähndrich, nebst der übrigen Mannschaft, weil sie schlecht bewaffnet, und noch schlechter gesinnet war, auf Gnade und Ungnade. Der Feind schickete hierauf einige Mannschaft nach der Gemesieschanze am Johannesflusse und ließ den Herrn Marson aufheben, welches denn ohne den geringsten Widerstand geschah; dergestalt stund ganz Acadia, weil seine ganze Vertheidigung in beyden Schanzen bestund, den Engländern offen. Zwar hatte der Unternehmer dieser That keinen Bestallungsbrief; man wollte auch am englischen Hofe nichts damit zu thun haben: gleichwohl hatte man ihn zu Baston mit einem Lootsmanne versorget; man wußte auch wohl, daß die Bastoner die Franzosen höchst ungern im Besitze beyder Schanzen sehen.

Wäre

1674.

Verwirrter Zustand in Canada.

Wäre Neufrankreich damals ruhig gewesen: so hätte man den erlittenen Verlust auf der Stelle ersetzen, und gegen künftige Ueberfälle gute Anstalten machen können. Allein, da war alles in größter Verwirrung. Der Statthalter hatte sich mit der Geistlichkeit überworfen, und zerfiel bald darauf, auch mit des Herrn Talons Nachfolger, dem Herrn du Chesneau. Der Abt Salignac Fenelon aus dem Seminario St. Sulpiz kam ins Gefängniß, unter dem Vorwande, er habe wider den Grafen Frontenac geprediget, und er sey Ursache daran, daß die Einwohner von Montreal zum Besten ihres Befehlshabers, des Herrn Perrot, den der Statthalter ins Gefängniß gesetzet hatte, ein schriftliches Zeugniß aufgesetzet hätten. Nebstdem beschuldigte man den Grafen, er habe die Regierungskammer bloß mit seinen Anhängern besetzet, er unterdrücke jedermann, und es gebe seit einem halben Jahre mehr Processe in Neufrankreich, als seit sechzig Jahren. Mit einem Worte, wenn es länger also fortgehen solle, so müsse das ganze Land verderben.

Gleichwohl hatte der Graf im Hauptwerke selbst so gar unrecht nicht: allein, er gab seinem Ernste, auch wenn er übrigens gerecht war, ein so gewaltthätiges und übermüthiges Ansehen, daß sein Bestrafen der Schuldigen etwas tyrannisches an sich hatte, und zuweilen sowohl ihn, als den Hof, in große Verlegenheit setzete. Absonderlich war er den Mißionarien äußerst gehäßig; und hätte es in seiner Macht gestanden, so hätte das Land mit ihnen zugleich auch seine stärkste Vormauer verloren.

Die Herren Courcelles und Talon hatten, um die Iroquesen im Zaume zu halten, für nöthig erachtet, so viele von ihnen als möglich ins Land zu ziehen, und hatte man ihnen die sogenannte Magdalenenaue zum Anbaue angewiesen. Weil aber der dasige Boden dergleichen Früchte als die Wilden am liebsten bauen, nicht tragen wollte, und der Hunger allgemach unter ihnen einriß: so bathen die Mißionarien bey dem Statthalter und Intendanten um einen andern Platz bey dem Ludwigssprunge. Jener gab auf die Bitte gar keinen Bescheid; Herr Chesneau hingegen bewilligte sie; die Wilden nahmen also Besitz von dem Platze. Darüber vergaß sich der Statthalter auf eine Weise, welche seine besten Freunde nicht zu entschuldigen getraueten. Gleichwohl blieben die Leute im Besitze ihres neuen Wohnplatzes, weil der Hof es für nützlich und nöthig ansah. Denn die Hauptursache, warum sich die neubekehrten Iroquesen ins französische Gebiethe wendeten, war diese, weil die Holländer, nachdem sie im Jahre 1673 Manhatte und ganz Neu-York wieder erobert hatten, wiewohl sie es nicht lange behielten, die im Bezirke Agnier befindlichen Mißionarien mit Gewalt hinaus zu jagen droheten, wenn sie nicht gutwillig giengen. Denn sie besorgeten sich wenig Gutes von den Iroquesen, wenn die ganze Nation durch das Band der Religion mit den Franzosen vereiniget werden sollte.

Ja, es wurden, wie es scheint, diese Barbaren damals unter der Hand zu einem Kriege gegen die Franzosen aufgehetzet. Denn in dem folgenden 1674 Jahre meldete der Graf Frontenac dem Herrn Colbert, wenn er die vornehmsten Oberhäupter der Iroquesen durch Freundlichkeit und Geschenke gewonnen hätte: so würde in ganz Canada kein einziger Franzose mehr seyn. Das hieß nun zwar unstreitig zu viel gesagt. Doch ist so viel gewiß, daß die Iroquesen unter der Hand von den Holländern aufgehetzet wurden, und daß der Statthalter hieraus einen Schluß auf die Nothwendigkeit seiner zu Catarocuy erbaueten Schanze zog. Allein, der Hof schloß wider sein Vermuthen

muthen noch ferner daraus, der Anbau der iroquesischen Christen am Ludwigssprunge sey demnach eben so nothwendig, als die Schanze.

1675 = 78.

Er zerfiel mit dem Intendanten, und wollte nicht leiden, daß dieser dem königlichen Befehle gemäß die Stimmen im Regierungsrathe einsammelte, und den Bescheid gab, sondern maßete sich den Präsidententitel an. Ja, er gieng so weit, daß er den General Procurator und zween Räthe, des Landes verwies. Doch dieser Sache gab der König bald abhelfliche Maaße.

Nebstdem erneuerte Seine Majestät dero Befehle wegen der Landstreicher oder sogenannten Wildschützen, indem dadurch das Land von Einwohnern entblößet, und die Handlung vernichtet werde.

Leidiger Brandtweinhandel, stiftet Unglück.

Noch entstund ein weit wichtigerer Streit zwischen dem Grafen und dem Bischofe. Der leidige Brandteweinshandel schlich sich abermal ein. Man machete dem königlichen Staatsrathe weiß, er falle, um die Wilden an uns zu locken, unumgänglich nöthig. Der angebliche Misbrauch sey so groß nicht, als ihn die Geistlichen macheten, und ihr deßwegen bezeugter Eifer sey ein bloßer Deckmantel, unter welchem sie diejenigen verfolgeten, die ihrer Begierde das ganze Land zu beherrschen, Einhalt thäten. Ja, als der Bischof einen Casum reseruatum daraus gemachet, und Herr de Chesneau zum Vortheile desselbigen nach Hofe geschrieben hatte, mußte der letztere von dem Herrn Colbert hören, diesesmal habe er nicht als ein Intendant gehandelt, es müsse vorher gewiß seyn, daß der Brandteweinverkauf lauter Schande und Laster nach sich ziehe, ehe man ihn verbiethen wolle. Als aber so viele Personen, deren Tugend und Einsicht Seine Majestät bewunderten, darüber klageten, und die Sache als die allernachtheiligste für die Religion in ganz Neufrankreich vorstelleten: so befahl der Staatsrath, den 12ten des Maymonates 1678, es sollten zwanzig der vornehmsten Einwohner von Neufrankreich ihr Gutachten darüber ausstellen. Die beyderseitigen Gründe wurden dem Erzbischofe zu Paris, und dem königlichen Beichtvater P. la Chaise zum endlichen Ausspruche übergeben. Beyde waren nach vorgängiger Unterredung mit dem Bischofe von Quebec, welcher sich in Frankreich befand, der Meynung, man müßte das Verkaufen des Brandteweins, an die Wilden, bey der schwerersten Strafe verbiethen. Dieser Ausspruch wurde durch eine königliche Verordnung bestätiget, und dem Grafen von Frontenac darüber zu halten auferleget; dagegen der Bischof versprach, den Casum reseruatum in die Gränzen, welche die Verordnung vorschrieb, einzuschränken.

Hr. de la Sale kömmt nach Canada.

Nach des Herrn Talons Abreise, und dem Tode des P. Marquette hatte man die fernere Entdeckung des Micissipi völlig bey Seite gesetzet. Endlich fiel Robert Cavelier, Herr von la Sale, der bloß, um durch irgend eine Unternehmung, Reichthum und Ehre zu gewinnen, nach Canada gekommen war, auf die Gedanken, er könne seine Absicht nicht besser erreichen, als wenn er die Entdeckung dieses großen Stromes, und des von ihm bewässerten Landes, ausführete.

Seine Aeltern waren vermögende Leute zu Rouen. Weil er aber einige Jahre bey den Jesuiten zugebracht hatte: so bekam er nichts von der Erbschaft. Er hatte einen geläuterten Verstand, und wollte sich hervorthun. Es fehlete ihm auch, etwas wichtiges auszuführen, weder an Muth noch Standhaftigkeit; er wußte sich auch in widrigen Fällen sogleich zu helfen: allein, er wußte sich nicht beliebt zu machen, noch diejenigen zu schonen, die er brauchete, und verfuhr allzustrenge, wenn er etwas zu befehlen hatte. Bey dergleichen

1676. gleichen Fehlern konnte er unmöglich empor kommen, gleichwie es denn in der That nie geschah.

Will den Micissipi vollends entdecken.

Sein allererstes Vorhaben, das ihn nach Canada führete, war die Entdeckung eines Weges in Norden, nach Japan und China. Ungeachtet ihm nun alles und jedes, was zu einer solchen Unternehmung gehöret, gänzlich fehlete, und er sich die ersten Jahre in sehr schlechten Umständen befand, indem er nicht das geringste Vermögen in dieses Land, wo gar keine Hülfsmittel gegen die Dürftigkeit sind, gebracht hatte: so ließ er den Muth dennoch nicht sinken. Er machte sich gute Freunde und Gönner, und trachtete mit unglaublichem Fleiße, alle zu seinem Vorhaben nöthige Erkenntniß und übrige Erfordernisse aufzutreiben.

Als er damit beschäfftiget war, kam Joliet mit der Nachricht von seiner Entdeckung nach Montreal. La Sale schloß nicht nur daraus, der Micissipi müßte sich in den mexicanischen Busen ergießen, sondern er hoffete auch, seine Hauptabsicht zu erreichen, wenn er die Quelle des besagten Stromes aufsuchte. Er entdeckete seine Anschläge dem Grafen von Frontenac; und dieser versprach ihm allen möglichen Beystand.

Das allervornehmste war, erstlich Geld aufzutreiben, und sodann um die Wilden im Zaume zu halten, genugsame Mannschaft zu erhalten, wozu dann vorläufig eine schickliche Würde nöthig fiel. Da er nun wußte, wie sehr dem Grafen Frontenac seine Schanze zu Catarocuy am Herzen lag: so schlug er ihm vor, man solle die Befestigungswerke vermehren, den Ort mit einer genugsamen Besatzung gegen die Anfälle der Irokesen, und mit einem tüchtigen Befehlshaber versorgen, ja, auch mit Einwohnern besetzen, damit man im Falle der Noth, Lebensmittel und Leute daraus nehmen, auch zur Schifffahrt auf dem Ontariosee, Barken haben könne.

Dieses nun war, soviel den Nutzen des Landes betraf, vortrefflich ausgedacht. Der General schickte ihn also mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Frankreich, um seine Vorschläge dem Minister zu eröffnen. Dieses war damals, soviel das Seewesen betraf, Seignelay, indem Colbert kurz vorher mit Tode abgegangen war. La Sale hatte viele Unterredungen mit ihm, machte sich bey ihm beliebet, und erhielt alles, was er verlangete. Seine Majestät erhub ihn in den Adelstand, begnadigte ihn auch mit der Herrschaft Catarocuy, und der Befehlshaberstelle der dasigen Schanze, jedoch mit dem Bedinge, sie von Steinen zu erbauen. Nebstdem erhielt er alle nöthige Vollmacht, freye Handlung zu treiben, und die angefangene Entdeckung auszuführen.

Alle diese Gnadenbezeugungen half ihm der Prinz von Conti, bey welchem er gleichfalls Zutritt gefunden hatte, auswirken, und verlangete dafür, er möchte bey seinen Unternehmungen einen gewissen Officier, welchen der Prinz seiner Achtung würdigte, gebrauchen. Es hieß selbiger der Ritter Tonti, und ein Bruder von ihm war als Hauptmann in Canada verstorben. Beyde waren Söhne des Erfinders der Tontine. La Sale sah des Prinzen Verlangen für eine neue Gnade an. Es leistete ihm auch Tonti in der That wichtige Dienste, ungeachtet er sich, weil ihm in Sicilien eine Hand von einer Granade weggenommen worden war, mit einer eisernen behelfen mußte.

Begebenheiten des Herrn de la Sale. 1678.

Den 14ten des Heumonates im 1678 Jahre, giengen sie beyde mit dreyßig Mann, darunter auch Handwerksleute und Lootsen waren, zu Rochelle unter Segel. Den 15ten des Herbstmonates kamen sie nach Quebec. Sie begaben sich, nebst dem P. Hennepin, einem niederländischen Barfüßer, ohne langen Verzug nach Catarocuy. Herr de la Sale

ließ nicht nur an der Schanze, welche nur aus Pallisaden bestund, sondern auch an einer Barke arbeiten. Beydes wurde in einer so kurzen Zeit fertig, daß man sich von der Unverdrossenheit des neuen Befehlshabers billig vortheilhafte Gedanken machte.

1678.

Nachgehends führete er seine Barke in eigener Person nach Niagara, stach daselbst eine neue Schanze ab, und hinterließ zur Erbauung derselben dem Ritter Tonti dreyßig Mann. Auch machete er Anstalt, daß an der Mündung des Eriesee oberhalb des Wasserfalles bey Niagara die zweyte Barke verfertiget werden mußte. Unterdessen durchstrich er den ganzen Bezirk der Tsonnonthuaner zu Fuße, und machte den Winter über noch mehrere Reisen, welche sämmtlich den Pelzhandel zur Absicht hatten. Er gieng zu Lande nach Catarocuy zurück, und schickte seine Barke mit Lebensmitteln und Waaren beladen, wieder nach Niagara. Sie verrichteten diese Reise noch etlichemal mit beständigem Glücke: einstens aber hielt der Steuermann zu nahe ans Land; damit gieng sie zu Stücken.

Doch Herr de la Sale ersetzete diesen Verlust bald wieder, und beschäfftigte sich im Frühlinge und Sommer 1679, bloß damit, daß er sein Vorrathshaus zu Niagara anfüllete, und die wilden Völkerschaften, mit denen er künftig handeln wollte, oder die ihm vermuthlich einiges zu seinem Vorhaben dienliches Licht geben konnten, besuchete. Eben dergleichen that der Ritter von Tonti auch seines Ortes. Endlich, in der Mitte des Augustmonates war die Barke an der Mündung des Eriesees in segelfertigem Stande. La Sale setzete sich mit vierzig Mann, darunter drey Barfüßer waren, hinein, und fuhr nach Machillimakinac. Unterwegens überfiel ihn ein heftiger Sturm, darüber wurden seine Leute des Wesens meist überdrüßig, ja, einige liefen gar davon. Allein, sie fielen dem Ritter Tonti, der einen andern Weg genommen hatte, in die Hände, und ließen sich größtentheils wieder eines andern bereden.

1679.

Von Michillimakinac gieng der Greif, so hieß die Barke, in die Bay, und von da mit einer Ladung Pelzwerk nach Niagara zurück. Herr la Sale hingegen befuhr auf einem Canot den Josephfluß, an welchem ein miamischer Flecken, den der P. Allouez mit Segen bearbeitete, lag. Hier kam der Ritter Tonti zu ihm, gieng aber ohne langen Verzug zu den Illinesen, la Sale hingegen nach Catarocuy zurück, wo er den Verlust des Greifs muthmaßen hörete, gleichwie denn derselbige nie wieder zum Vorscheine kam. Man giebt vor, die Iroquesen hätten bey Erblickung eines so großen Fahrzeuges sich wenig gutes träumen lassen, und den Utauais gleichen Argwohn in den Kopf gesetzet. Als nun das Fahrzeug vor Anker gelegen, wären einige unter dem Vorwande, es zu besehen, hinein getreten, hätten die darinnen befindlichen fünf Mann ermordet, das Pelzwerk geraubet, die Barke aber in Brand gestecket. Doch, woher konnte man dieses wissen; absonderlich, da, wie man versichert, kein Utauais jemals das geringste davon gesprochen hat?

Leidet großen Verlust.

Auf diesen Verlust folgete ein anderer nicht weniger herber. Die illinesische Nation war damals sehr zahlreich, und besaß viele Plätze, welche zur Gemeinschaft zwischen Canada und dem Micissipi ungemein bequem lagen. Eben deswegen hatte der Ritter Tonti sein Heil bey ihnen versuchet, ihre Freundschaft auch ohne sonderliche Mühe gewonnen. Die Iroquesen sucheten sie davon abwendig zu machen; und als es nicht angehen wollte, beschlossen sie, dieses Volk vorläufig in einen Stand zu setzen, daß es uns keinen Beystand leisten könnte. Sie nahmen also einen unvermutheten Einfall vor, und hieben eine große Menge nieder, ohne daß es der Ritter, weil er wenige Leute bey sich hatte, zu hindern vermochte.

Niederlage der Iroquesen.

 La Sale

1679.

Standhaftigkeit des la Sale.

La Sale befand sich damals in gefährlichen Umständen. Er hatte sich von den Iroquesen alle Augenblicke eines schlimmen Streiches zu versehen. Die Utauais waren ihm verdächtig, ja, er durfte nicht einmal den unter ihnen stehenden Franzosen viel trauen, indem sie ihm, dem Vorgeben nach, etlichemal nach dem Leben stunden. Ja sie versucheten sogar, seine Bundesgenossen gegen ihn aufzuhetzen, und gaben unverschämter Weise vor, er wolle sie alle miteinander vertilgen, und warte zu diesem Ende nur auf die Iroquesen.

Bey diesen Umständen kam er zu den Illinesen, fand aber ihre Gesinnung gegen ihn gewaltig verändert, ja, beynahe wäre ihm die ganze Nation auf den Leib gefallen, ohne daß er sich auf einen Mann der Seinigen verlassen durfte. Gleichwohl ließ er nicht die geringste Furcht blicken, sondern erzeigete im Gegentheile größere Unerschrockenheit, als jemals. Dieses brachte ihm Hochachtung zuwege. Allein, er wollte allzusehr gefürchtet seyn. Eben dieses war sein Hauptfehler, und die vornehmste Quelle alles seines Unglückes. Dabey konnte er sich nie verstellen, noch mit denen, die er am allerwenigsten missen konnte, freundlich thun. Freylich muß der Kopf alles anordnen: was will er denn aber ohne Hände und Füße zu Werke richten?

Man will ihn vergiften.

Zu Ende dieses Jahres giengen einige von seinen Leuten, denen er am meisten trauete, mit dem gottlosen Vorhaben schwanger, ihn und alle seine guten Freunde mit Gifte hinzurichten. Der Anschlag wurde aber entdecket, und sie mußten Reiß aus nehmen. La Sale nahm dagegen junge Illinesen in Dienste, und gedachte nun seine Entdeckungen wirklich zu beginnen. Zu diesem Ende schickte er einen, Namens Dacan, nebst dem Pater Hennepin ab, um den Micissipi aufwärts zu befahren, und wo möglich seine Quelle zu entdecken.

Läßt den Micissipi aufwärts befahren.

Sie reiseten beyde den 28sten des Hornungs aus der Schanze Crevecoeur ab, und befuhren den Strom bis unter den sechs und vierzigsten Grad Norderbreite. Hier wurden sie von einem hohen Wasserfalle, der die ganze Breite des Strems einnahm, aufgehalten. Der P. Hennepin benennete ihn nach dem heiligen Antonio von Padua. Hierauf fielen sie, ich weis nicht durch was für einen Zufall, den Siuxen als Gefangene in die Hände, blieben es auch eine ziemliche Zeit, wiewohl ihnen weiter nichts leides wiederfuhr. Endlich kamen einige Franzosen aus Canada dahin, und machten sie frey. Hierauf schifften sie den Strom bis an die See hinab, und kehreten wieder nach der Schanze Crevecoeur zurück, ohne daß ihnen etwas merkwürdiges begegnet wäre. Ein Roman, der unter des Ritter Tonti Namen heraus kam, giebt vor, sie hätten viele französische Wohnungen am Micissipi gefunden, die Quelle dieses Stroms auf einem hohen Berge entdecket, und ihre Reise bis an den See der Assiniboils fortgesetzet.

Eben also ist es auch mit den Mißionen der Barfüßer beschaffen, die man auf der Landkarte bemerket antrifft, vermuthlich aber nur die Orte bedeuten, wo der P. Hennepin Messe las, oder ein Kreuz aufrichtete. Er verstund gar keine Sprache der dasigen Völker, verweilete auch bey keinem einzigen, als so lange er unter den Siuxen gefangen saß. Die Quelle des Micissipi ist noch immer unbekannt, und der Assiniboilsee von denen Gegenden, dahin beyde Reisende gekommen sind, sehr weit entfernet, gleichwie denn auch die Franzosen an dem Strome damals nicht den geringsten Wohnplatz inne hatten. Ja, es fällt schwer zu begreifen, wie unsere Reisende innerhalb eines Jahres bis unter sechs und vierzig Grade aufwärts, sodann bis an die Mündung des Stromes hinab, und wieder bis

an

an die Schanze aufwärts fahren, über das alles aber einige Monate lang in der Gefangenschaft seyn konnten. In Canada glaubte niemand, daß sie weiter gekommen wären, als von der Schanze bis an den Wasserfall, und wieder bis an die Schanze.

1680.

Nach des P. Hennepins und Dacans Abreise mußte la Sale wegen neuer Hindernisse bis in den Windmonat zu Crevecoeur verbleiben; ja, endlich gar nach Catarocuy zurück gehen. Als er auf dieser Rückreise den Illinesenfluß auswärts fuhr: so bemerkete er an selbigem eine ungemein bequeme Stelle zu einer Schanze. Er steckte sogleich eine ab, ließ den Ritter zur Erbauung derselbigen da, und reisete weiter. Kaum hatte Tonti Hand ans Werk geleget, so bekam er Nachricht, es hätten sich die Franzosen zu Crevecoeur empöret. Er eilete unverzüglich dahin, fand aber nur etwa noch acht Mann anwesend, die übrigen waren davon gelaufen, und hatten alles, was sie fortbringen konnten, mit sich genommen.

Er bauet noch eine Schanze.

Bald darauf erschienen sechshundert iroquesische Krieger im Gesichte der illinesischen Wohnplätze. Da nun dieser Einfall den Verdacht der Illinesen gegen die Franzosen vermehrete: so befand sich der Ritter in großer Verlegenheit. Endlich suchete er beyde Parteyen mit einander zu vertragen, und gebrauchete hierzu die Barfüßer Patres Gabriel de la Ribourde und Zenobius Mambre. Doch der Friede war von schlechter Dauer. Denn als die Iroquesen sahen, man fürchtete sich vor ihnen: so wurden sie nur desto trotziger, und verübeten nach kurzer Zeit neue Feindseligkeiten.

Neue Feindseligkeiten der Iroquesen.

Herr Frontenac meldete dem Könige in einem Schreiben vom 2ten des Windmonates des 1681 Jahres, es sey dieser Krieg der Iroquesen gegen die Illinesen ein Werk der Engländer, und der Feinde des Herrn de la Sale gewesen. Wen er unter den letztern verstehe, das meldet er nicht. Nun hatte zwar dem Herrn de la Sale sein ausschweifendes Handlungsvorrecht, noch mehr aber die Weise, wie er es ausübete, im ganzen französischen Gebiethe freylich Feinde genug zuwege gebracht: es ist aber kaum glaublich, daß sie sich und ihn zugleich ins Unglück bringen wollten.

Man hat die Engländer deswegen in Verdacht.

Von den Engländern war die Sache um soviel glaublicher, weil sie die Iroquesen auf allen Seiten anzuhetzen suchten. Ihre Absicht war folgende. Acadia nebst der Schanze am Johannes- und Pentagoetflusse war nun zum viertenmale an Frankreich zurück gegeben, und Herr Chambly zum Statthalter ernennet worden, da er vorhin sowohl, als der Ritter Grandfontaine nur den Befehlshaber- oder Commendantentitel führete. Die Statthalterschaft begriff Acadia nebst der ganzen Südküste von Neufrankreich in sich, und stund unter dem Großstatthalter dieses Landes. Zu Königshafen fing man einen Anbau an; und es stellete dieser Ort die Hauptstadt vor. In der That aber war es ein höchstelendes Werk. Man mochte vorstellen, was man wollte: so hieß es doch immer, Acadia helfe zu nichts.

Acadia kömmt wieder an Frankreich.

Dagegen näherten sich die Engländer diesem Lande so sehr sie konnten. Nach Zurückgabe der Pentagoetschanze baueten sie eine andere zwischen selbiger und dem Kinibequi an einem in der Abenaqui Gebiethe liegenden Orte, welcher den Namen Pemkuit trug. Dieses Unterfangen misfiel den Abenaquiern ungemein, und die Engländer hatten sehr beschwerliche Nachbarn an ihnen. Um sie zu bändigen, hetzeten sie ihnen die Iroquesen auf den Hals, damit mußten sie sich mit den Engländern vergleichen.

Die Engländer nehmen es wieder weg.

Hierauf breitete sich der Befehlshaber zu Pemkuit weiter aus, und nahm die Schanzen am Johannes- und Pentagoetflusse ohne Widerstand weg. Die Einwohner zu Königs-

1680.

hafen ergaben sich freywillig; und also kam Acadia nebst allem, was zwischen diesem Lande und Neuengland liegt, zum fünftenmale in der Engländer Hände.

Tonti muß den Illinesenfluß verlassen.

Bisher hatten die Iroquesen noch keinen öffentlichen Krieg gegen die Franzosen vorgenommen: aber nun beschlossen sie, dieselbigen vom Illinesenflusse zu jagen; und der Ritter Tonti hielt nicht für rathsam, ihre Ankunft zu erwarten. Er zog also den 11ten des Herbstmonates 1680 mit zween Barfüßern und seiner aus fünf Franzosen bestehenden Besatzung aus der Schanze Crevecoeur, und fuhr den Illinesenfluß aufwärts. Nach zurück gelegten fünf Meilen, hielt er stille, und ließ einiges naßgewordenes Pelzwerk trocknen. Der P. Gabriel gieng, um sein Brevier zu bethen, in den Wald, und wurde da von einigen Kicapuern todtgeschlagen. Er war ein frommer und wegen seiner Tugenden bey jedermann beliebter Greis von ein und siebenzig Jahren. Der Ritter überwinterte in der Bay des Michigansees.

La Sale befährt den Strom bis ans Meer.

1682 = 83.

Weil Herr la Sale von dem ganzen Vorgange unmöglich etwas wissen konnte: so verwunderte er sich sehr, als er folgendes Frühjahr nach Crevecoeur kam, und keinen Menschen darinnen fand. Er legte frische Besatzung hinein, ließ die im vorigen Jahre abgesteckete Schanze zu Stande bringen, und nennete sie die **Ludwigsschanze**. Er gieng hierauf nach Machillimakinac, und traf da den Ritter Tonti an, welcher kurz vorher mit seinen Leuten dahin gekommen war. Mit Ausgange des Augustmonates begaben sie sich alle beyde nach Catarocuy. Drey Monate verliefen mit allerley kleinen Reisen, um mehr Franzosen und Vorrath aufzutreiben. Als dieses geschehen war: so zog la Sale mit seiner ganzen Mannschaft in der Illinesen Gebiethe, und fand seine beyden Schanzen im alten Stande.

Hierauf fuhr er den Illinesenfluß hinab, und kam den 2ten des Hornungs 1682 in den Micissipi. Den 4ten des Märzmonates nahm er mit allen gewöhnlichen Gebräuchen Besitz von dem Lande der **Akansas**, und den 9ten des Aprilmonates, als er die Mündung des Stromes gefunden hatte, that er ein gleiches. Dieses ist alles, was man von dieser Reise mit Gewißheit sagen kann. Denn was die in dem vorgegebenen Berichte des Ritters Tonti erzähleten Umstände betrifft, so kann man von ihrer Glaubwürdigkeit aus demjenigen urtheilen, was zu Ende derselben gesaget wird, daß nach des Herrn von la Sale Rechnung die Mündung des Micissipi zwischen dem zwey und zwanzigsten und drey und zwanzigsten Grade Norderbreite sey, und einen Canal mache, der zwo Seemeilen breit, sehr tief und sehr schiffbar sey.

Geht nach Frankreich zurück.

Nachdem er diese wichtige Entdeckung zu Stande gebracht, und Frankreich in den rechtmäßigen Besitz eines der größten Ströme in der Welt gesetzet hatte, trat er den Rückweg nach Quebec an, und kam im Frühlinge des folgenden 1683 Jahre dahin. Einige Monate hernach gieng er nach Frankreich, und nahm den Major zu Catarocuy, Herrn de la Forest, einen braven Mann und guten Officier, mit sich.

Unterdessen da Herr la Sale auf der Reise war, stieg die Uneinigkeit zwischen dem Großstatthalter und dem Intendanten so hoch, daß der Hof für das Beste befand, sie alle beyde zurück zu rufen. An die Stelle des erstern kam Herr le **Fevre de la Barre**, an des zweyten, der Herr von **Meules**. Die Bestallungsbriefe für beyde wurden im May 1682 ausgefertiget, und ihnen absonderlich anbefohlen, mit dem Statthalter der americanischen Inseln, Grafen von Blenac, ein vollkommen gutes Verständniß zu unterhalten; weil man damals glaubete, es könnten die beyderseitigen Lande aus dem Wechseltausche ihrer Waaren nicht wenig Vortheil haben.

Neu=

1683.

Neufrankreich war seit einigen Jahren in großer Verwirrung, und wurde täglich schwächer. Die Anzahl aller Seelen belief sich im 1679 Jahre ohne Acadia, welches wenig bedeutete, nicht höher, als auf achttausend fünfhundert und funfzehn. Zum Unglücke wurde man mit einem schweren Kriege bedrohet. Ich habe bereits erwähnet, daß die Iroquesen die verglichenen Friedenspuncte nicht sonderlich genau hielten. Gleichwohl verlangeten sie, uns nicht eher öffentlich zu bekriegen, als bis sie es mit Vortheile thun könnten; und zu diesem Ende suchten sie uns absonderlich um unsere Bundesgenossen zu bringen.

Ursprung des Iroquesen-Krieges.

Die Ursachen ihres Hasses gegen uns waren mancherley. Seitdem Neuyork wieder unter englischer Bothmäßigkeit war: so hielt der dasige Statthalter, Oberste Dongan, mit Ernste darüber, daß man den Iroquesen alle Waaren wohlfeiler lieferte, als es den Franzosen deswegen zu thun möglich fiel, weil die Gesellschaft, welche damals den Pelzhandel ganz allein trieb, den vierten Theil der Bieberbälge, den zehnten Theil der Wildhäute und des übrigen Pelzwerkes zum Voraus wegnahm, und das übrige um einen geringen Preis bezahlete. Ueber dieses waren noch andere verdrüßliche Dinge vorgefallen. Es hatten einige Wilde zween Franzosen ermordet; der Herr du Luth bekam sie in seine Gewalt, und ließ sie todtschießen. Da man nun bisher viele andere Gewaltthätigkeiten geduldig eingestecket hatte: so nahmen die Wilden die Strafgerechtigkeit des Herrn du Luth für eine große Missethat auf, nicht anders als ob die Franzosen schuldig wären, alle Drangsalen geduldig zu leiden.

Der böse Wille der Iroquesen brach bey folgender Gelegenheit aus. Im Herbstmonate 1681 schlug ein Illinese einen Hauptmann der Tsonnonthuaner, wegen persönlicher Streitigkeiten zu Machillimakinac todt. Da nun in einem solchen Falle, die Rache der Beleidigten weder den Thäter noch seine Nation, sondern den Oberherrn des Ortes, wo die That geschah, betrifft: so mußten voritzt die Kiskaconen eine utauaische Völkerschaft, den Iroquesen genug thun. Der Graf Frontenac schickete demnach ohne Verzug eine vertrauete Person an die fünf Orte ab, mit Bitte, die Feindseligkeiten so lange zu verschieben, bis er ihnen von den Kiskaconen Gerechtigkeit verschaffen könne. Er wolle in Person nach Catarocuy kommen, und möchten sie Abgeordnete dahin schicken, damit man sowohl diese als andere Beschwerungen heben könne. Wenige Tage hernach wurde ihm durch ein Schreiben aus Onnontague berichtet, der Iroquesen Verlangen sey, er solle bis an den Chuguensluß *b)* kommen; vermuthlich nun habe ihnen der Oberste Dongan dieses in den Kopf gesetzet, damit die Unterhandlung mit ihnen krebsgängig werden möchte, wenn der Generalstatthalter solches verwürfe. Der Graf Frontenac antwortete auch demjenigen, der ihm den Brief geschrieben hatte, wirklich: er würde sich niemals entschließen, dergleichen zu thun; erstlich, weil diese Gefälligkeit den Uebermuth der Iroquesen nur vermehren würde; zweytens, wenn es auch gleich nicht wider seine Würde seyn sollte, so könnte er dennoch diese Reise nicht mit Wohlstande und Sicherheit für seine Person ohne große Kosten unternehmen; drittens, weil er die Kiskaconer noch nicht gesprochen hätte, und nicht wüßte, was für einen Entschluß sie gefasset hätten. Zuletzt ersuchte er den Verfasser des Brieses, die Onnontaguer, wo es möglich wäre, auf bessere und ehrerbiethigere Gedanken zu bringen.

Trotzige Forderung der Iroquesen.

Allein, dieser hielt es für unmöglich, ja gar gefährlich, dergleichen nur zu unternehmen; indem alle iroquesische Oberhäupter, auch die besten Freunde der Franzosen, die Unter-

b) Ist der eigene Name des Onnontagueflusses, der in den Ontariosee fällt.

1683.

Unterredung durchaus an der Mündung des Chuguen verlangeten. Geschähe es nicht, so möchte wohl nichts Gutes daraus erfolgen. Zu gleicher Zeit wurde der Graf gewarnet, er möchte eine starke Begleitung mit sich nehmen, weil die Iroquesen wider ihre Gewohnheit sehr schimpflich von ihm redeten.

Der Graf breitete diese Warnung zwar überall aus, eigentlich aber unterließ er die Reise nur deswegen, weil er dachte, die Iroquesen würden ihn, aus großer Hochachtung gegen seine Person, nimmermehr bekriegen. Daher beschloß er, noch ferner eben so groß, als bisher, zu thun; und erklärete sich öffentlich, er nehme die Utauais in seinen Schutz. Den Kiskaconen aber erlaubete er, neue Schanzen zu erbauen, und sich auf den Fall eines Angriffes zu wehren.

Ja, als einige Iroquesen auf Zureden ihres Mißionars, des Pater Johann de Lamberville, endlich in eine Unterredung zu Catarocuy willigten: so wollte der Graf nunmehr nicht weiter, als bis nach Montreal gehen, auch nicht länger, als bis auf den Brachmonat auf sie warten. Dieses verdroß die Iroquesen, daß sie nunmehr bey dem Chuguen beharreten. Herr du Chesneau schrieb dem Grafen von Frontenac, der im Heumonate noch immer zu Montreal war, er und viele erfahrene Leute wären der Meynung, man möchte den Iroquesen ihr Verlangen immer zugestehen, und das um so vielmehr, weil man nach denen Nachrichten, die er aus Frankreich hätte, keinen Beystand erwarten dürfte. Er setzete hinzu, es fände sich noch ein Mittel, dieses Verlangen ohne Nachtheil seiner Würde und ohne seine Person einer Gefahr auszusetzen, ins Werk zu richten: er dürfte nämlich nur eine Barke besteigen, und solcher noch eine Brigantine folgen lassen; und wenn er in der Nähe des Chuguen wäre, die iroquesischen Abgeordneten an Bord rufen.

Die Antwort des Generales war: er misbilligte dieses Mittel nicht: er könne sich aber nicht entschließen, sich dessen zu bedienen; und da die Wilden, die letzten Vorschläge, die man ihnen gethan hätte, so übermüthig aufgenommen, so würde man ihrem Stolze zu sehr schmeicheln, wenn man zu ihnen kommen wollte; er wäre beständig geneigt, sie anzuhören, wenn er die Kiskaconer gesehen hätte, woferne sie sich nur zu ihrer Schuldigkeit bequemeten: es wäre aber gut, die nöthigen Zurüstungen zu machen, um den Krieg zu unterhalten; und sie müßten bey dieser Gelegenheit beyde einmüthig verfahren, ob sie gleich Nachricht hätten, daß man ihnen Nachfolger ernannt; weil vielleicht diese Herren nicht bey Zeiten ankommen würden, sich in den Stand zu setzen, einem Feinde die Spitze zu biethen, welcher stets bereit wäre, die Feindseligkeiten anzufangen.

Iroquesische Abgeordnete zu Montreal.

Als er bald darauf die Küste bey Montreal besichtigte: so begegnete ihm der Major von Catarocuy mit fünf iroquesischen Abgeordneten, welche ihrem Vater Ononthio die Geneigtheit der Orte, mit ihm und seinen Bundesgenossen im Friede zu leben, versicherten. Der Vornehmste unter ihnen war ein Hauptmann der Onnontaguer, und großer Freund der Franzosen, Namens Teganissorens, welcher die Gemüther seiner Landesleute auf alle Weise zu besänftigen gesuchet hatte. Herr von Frontenac gab ihm den 11ten des Herbstmonates Gehör, und antwortete ihm den Tag darauf, es liege nicht an ihm, daß das gute Vernehmen unter den beyden Nationen nicht wiederum hergestellet würde. Weil aber die Illinesen von dem Frieden ausgeschlossen waren, den die Orte mit den französischen Bundesgenossen halten wollten, und Teganissorens gestund, man mache große Anstalten, die Illinesen zu bekriegen: so beschenkete ihn der General reichlich, um diesen Krieg zu hin-

hintertreiben. Er versprach es: allein, er selbst wußte die wahre Gesinnung seiner Landesleute nicht, sondern er wurde von ihnen nur zu einem Werkzeuge, dieselbigen zu verbergen, gebrauchet.

1683.

Kaum war er weg: so erschienen Abgeordnete der Kiskaconer, der Huronen von Michillimakinac und der Miamier. Der Graf redete den erstern zu, die Tsonnonthuaner zu befriedigen. Ihre Antwort war: sie hätten durch die Huronen Geschenke übersendet: mehr zu thun wären sie nicht schuldig. Die Huronen hätten als rechte Unglücksstifter, anstatt das aufgetragene Geschäffte gehörig zu verrichten, die Iroquesen nur noch erbitterter gemacht. Weiter konnte man sie nicht bringen.

Ankunft des neuen Statthalters und Intendanten.

Bey diesen Umständen kamen die Herren de la Barre und de Meulles nach Quebec; ja, man erfuhr, der Krieg gegen die Illinesen sey wirklich angegangen. Auf der andern Seite sah man bald, es würden die Creaturen des Grafen Frontenac, unter der gegenwärtigen Regierung, den vorigen Schutz nicht mehr finden. Absonderlich äußerte sich dieses, so viel den Herrn de la Sale betraf, dermaßen geschwind, daß man zweifelte, ob der Herr de la Barre den Mann, den er hassete, auch recht kennete.

La Barre verklaget den la Sale.

Denn schon am 14ten des Windm. dieses Jahres schrieb er an den Minister: der Krieg zwischen den Franzosen und Iroquesen rührete bloß von des la Sale Unvorsichtigkeit her. An seinen und des Pater Zenobius Entdeckungen sey nach seinem Ermessen so viel nicht gelegen, noch dürfe man dem Pater in allem glauben; la Sale gehe mit bösen Tücken um. In einem andern Briefe an den Minister vom 30sten April des folgenden Jahres, gab er gar seine Entdeckungen für eine bloße Windmacherey aus, beschuldigte ihn, er misbrauchete sein Vorrecht in den neuentdeckten Ländern ganz allein Handlung zu treiben, u. d. g.

Also ist das Schicksal derjenigen beschaffen, welche eine Vermischung von großen Fehlern und ungemeinen Eigenschaften über die gewöhnliche Gattung der Menschen erhebt. Sie begehen Schwachheiten; sie bringen aber auch zuwege, was niemand thun konnte. Damit haben sie eine Menge Feinde. Einige klagen mit Recht über sie, andere schreyen aus bloßer Misgunst.

Zu des Herrn de la Sale Glück, war er bey Hofe wohl angeschrieben; und seine bald darauf erfolgende Anwesenheit löschete wenigstens einen Theil von der gehäßigen Abschilderung aus. Herr Seignelay gab ihm einige gute Erinnerungen für das Künftige, und beschloß übrigens, ihn weiter zu gebrauchen.

Hauptversammlung der neufranzösischen Einwohner.

Weil Herr de la Barre den mislichen Zustand von Neufrankreich wohl einsah: so stellete er eine große Rathsversammlung an. Sie bestund nicht nur aus dem Intendanten und Bischofe, sondern auch aus vielen Mitgliedern der Regierung, aus den vornehmsten Krieges- und andern Beamten, aus dem Superior des Seminarii und der Mißion. Sein Verlangen war, sie möchten ihre Meynung von dem Ursprunge und der Beschaffenheit des Uebels, und wie ihm abzuhelfen sey, eröffnen.

Sie giebt von dem Zustande der Sachen Nachricht.

Man sagete also, die Engländer und Holländer in Neu-York suchten, vermittelst der Iroquesen, den ganzen canadischen Handel an sich zu ziehen: sie hetzeten diese Barbaren seit langer Zeit gegen uns auf, und diese suchten, um hernach mit uns desto leichter fertig zu werden, unsere Bundesgenossen, entweder von uns abzuziehen, oder zu vertilgen. Es sey uns äußerst viel daran gelegen, daß den Illinesen dergleichen nicht wiederfahre. Allein, da die Pflanzlande, wofern man gleich die Landleute mit zu Hülfe nehme, kaum tausend Mann ins Feld stellen könnten, so werde es schwer hergehen, sie zu beschützen.

1683.

Nebstdem müsse man so nahe an des Feindes Land, als möglich sey, genugsame Mund- und Kriegesbedürfnisse im Vorrathe haben; denn es komme nun nicht mehr, wie zu des Herrn Tracy Zeiten darauf an, den Feind zu erschrecken, sondern zu demüthigen; folglich müsse man eine gute Zeit in seinem Lande, oder in der Nähe bleiben. Hierzu wären Catarocuy ungemein bequem; denn von hier könne man in zweymal vier und zwanzig Stunden den Tsonnonthuanen, als den allerentferntesten, über den Hals fallen. Auch müsse man einige Barken auf dem Ontariosee haben, und vor allen Dingen die Tsonnonthuaner angreifen. Ehe man aber sich in einen solchen Krieg einlasse, müsse man den König um einige hundert Soldaten ersuchen, und die Schanzen Catarocuy und la Galette, als die Schlüssel zum Lande, in Abwesenheit der Einwohner damit besetzen: damit auch der Feldbau unterdessen nicht verabsäumet werden dürfte, so müßten Seine Majestät tausend oder funfzehnhundert Tagelöhner ins Land schicken; ferner müßten dieselbe die Errichtung der Vorrathshäuser und die Erbauung der Barken über sich nehmen, zu welchem Ende man die unumgängliche Nothwendigkeit des Krieges, nebst der Armuth der Pflanzlande vorstellen, absonderlich aber dabey melden müsse, Neufrankreich falle wegen ausbleibender Hülfe bey den Wilden in die größte Verachtung. Kämen hingegen französische Völker an, so würden sich die Irequesen vielleicht eines bessern bedenken, unsere Bundesgenossen hingegen willig im Felde erscheinen.

Der König schicket Völker nach Canada.

Dieses Gutachten schickete der Statthalter nach Hofe. Der König befahl sogleich, zweyhundert Mann abzuschicken, und meldete in seinem Schreiben vom 5ten August des 1673 Jahres, der Oberste **Dongan** müsse von seinem Herrn gemessenen Befehl zur guten Nachbarschaft mit Neufrankreich erhalten haben: er werde sich auch ohne Zweifel darnach richten. Seine Majestät befohlen dem Herrn de la Barre ferner, er solle das Festsetzen der Engländer an der Hudsonsbay nach Möglichkeit verhindern. Wir hatten dieselbige schon vor vielen Jahren in Besitz genommen; und muß ich um dem geneigten Leser einen hinlänglichen Begriff davon zu geben, folgendes beybringen.

Beschreibung der Hudsonsbay.

Umsegelt man die Nordspitze von Neuland gegen Nordwest Haland, und streicht sodann bis auf drey und sechzig Grad an der Labradorküste hin: so findet man die Meerenge, welche Hudsons Namen trägt. Sie läuft gegen Ost und West, neiget sich etwas gegen Nordwest, und endiget sich unter vier und sechzig Grad. An diesem Orte bildet das Meer eine Bay von etwa dreyhundert französischen Meilen in die Länge, welche Hudsonsbay heißt. Die Breite derselbigen ist ungleich, die größte beträgt zweyhundert Meilen, sodann nimmt sie von Norden nach Süden beständig ab, bis auf fünf und dreyßig. Ihre Südspitze liegt unter ein und funfzig Graden.

Nichts kann elender seyn, als die umliegende Gegend. Man sieht nirgend sonst etwas, als Wüsteneyen, steile Felsen, die bis an die Wolken reichen, mit dazwischen liegenden Schlünden und tiefen Thälern, welche die Sonne nie bescheint, sondern Schnee und Eis unzugänglich machen. Das daran stoßende Meer ist nur vom Anfange des Heumonates bis zu Ende des Herbstmonates vom Eise frey: doch ausgenommen das Triebeis, das wegen seiner erstaunlichen Größe den Seefahrer nicht selten in die größte Verlegenheit setzet. Denn ehe er es sich versieht, umzingelt irgend die Fluth oder ein Strom, dem er nicht widerstehen kann, sein Schiff mit einer solchen Menge dergleichen schwimmender Klippen, daß er auf allen Seiten nichts als Eis um sich erblicket.



N.o 9.
Karte von der
Hudsons Bay
Durch N. Bellin Ingenieur de la Marine 1744.
Maaßstab
Französische und Englische Seemeilen 20 auf einen Grad.
Gemeine Französische Seemeilen 25 auf einen Grad.
Westliche
Længe von
der Pariser
Mittagslinie
Hudsons Bay
Buttons Bay
James Bay
Labrador
heutiges Tages
Neu Britannien
von den Englændern genannt
Hudsons Strasse
Königinn
Cap der Maria
Eis Straße
Neue Straß welche Midleton entdecket hat 1742
Dieß ist eine Insel
Diese ganze Küste hat Midleton. sint J. 1742 befahren
Tausend Inseln
I. Nottingam
I. Salisburi
Bay des Weißen Bæren
Spitze der Königinn Anne
Salvages
Cap Elizabeth
Baye de Méprise od. Versehensbay
I.le de Résolution
C. Walsingan sonst C. S. Louis
I. Diges
I. d'Esperance
C. Charles
C. Haut
Französischer Hafen od. de Bonne Fortune
C. Pembrok
C. Nesdark
Cariswaines
Cap Southampton
I. Mansfeld sonst I. N.e Dame
Nörd Schlæfer
Schlæfer Insel od. I. des Tages Anbruch
Cap Smith od. Cap du Forgeron
Dieses ist nicht bekannt
I. du Foin
I. Buttons
I. Baston
Chidley
Habergen
Sculpade
Bay Ganse
Cap Enchanté od. bezauberte Vorgebürge
I. Saldy
Das Becker Dutzend
I. du Roteur
Dieses Stück ist nicht bekañt
Cap Jaune od. gelbe Cap
Fl. de la Mine
Seewolfs fluß od. R. du Loup Marin
Port de Mouc od. Mune
Cap Churchil sonst Cap. Brigges
R. de Mouc od. dænische Fl.
Rupert Greck
Port Nelson
Bourbon itzo Fort d'York
Fl. Bourbon
C. Talman
West federn
Ost federn
I. Warners
Schwarzer Felsen
Fluß
St. Therese itzo R. Hayes
die große Gabel
Egarie Fl.
Fort Nieuvesavane
Fl. Maricurt
Lookouts spitze
C. Henriette Marie
Fl. des Saintes Huiles, itzo Fl. Nieuvesavane auch Isenglas genant
Port de Tristesse od. Traurigkeitshafen
Bæren Inseln
Kleine Bæren
The Thwins
See Quitchidechuan od. See St. Anne Die Englænder nennen ihn Piscotagamy
See der beyden Ausflüsse
Equam
I. Weston
F. St. Germain
Fluß Quitchidechuan od. Fl. St. Anne, itzo Fl. Albani
Fl. Peré
F. Rupert
Charleton
T. XIV. F.

Der
schick
ker
nada

Bes
der
bay.

1683.

Das Beste bey solchen Umständen ist, sich an die größten Stücke fest zu hängen, und die andern mit langen beschlagenen Stangen von sich zu halten. Hat man einmal eine Oeffnung gewonnen: so muß man sich ohne die geringste Säumniß herausmachen; denn wofern in der Zeit, da man mit Eisstücken umringet ist, ein Sturm entstünde, so würde es mislich aussehen. Gemeiniglich entstehen diese Stücke von dem Wasser der Bäche, die sich in die Bay ergießen. Die Sonne ist nicht einmal währenden Hundstagen im Stande, sie zu schmelzen; sondern machet sie nur vom Lande los. Dieses geschieht mit einem entsetzlichen Gekrache; und es werden zugleich große Stücke vom Ufer; ja zuweilen ziemlich große Felsen mit fortgerissen. Man höret in dieser Bay öfters ein großes Brausen, das einen Seefahrer, der die Ursache nicht weis, erschrecken kann. Es tragen die Bäche, durch ihr Herabstürzen von den hohen Felsen ins Meer, viel dazu bey. Die Hauptursache aber ist das Strudeln des Wassers, das durch die Inseln und durch die an allen Ufern der Bay ausgestreueten Eisbänke verursachet wird. Es mag damit meines Erachtens folgender Gestalt zugehen.

Vom Triebeise.

Indem die Fluth mit Ungestüme in die Bay eindringt: so stößt sie an die Eisschollen, und prallet ab; dergestalt ändert sich ihre Richtung, und es entstehen Ströme, die einander durchkreuzen. Hierzu kömmt noch der viele Salpeter, den diese Meere bey sich führen. Beydes zusammen verursachet eine Gährung, und ein Aufwallen der Oberfläche des Wassers. Mit Salpeter muß dieses Meer freylich angefüllet seyn, wenn man die erstaunliche Menge des geschmolzenen Schnees und Eises, die es zu sich nimmt, erwägen will. Nebstdem hat man bemerket, daß die Bleyplatten, damit man die Mündung der Stücke verdecket, alle Morgen voll Salpeter sitzen. Läßt jemand, es sey nun auf dem Schiffe oder auf dem Lande, zur Ader: so setzet sich in kurzer Zeit rings um die Wunde ein Rand von Salpeter. Auch ist es gewiß, daß eben diese Menge Salpeter, nebst der ungewohnten Witterung, den eingesalzenen Speisen und der wenigen Bewegung, die man auf einer solchen Reise hat, große Krankheiten verursache, und ein Schiff gemeiniglich die Hälfte seiner Mannschaft einbüße.

Lufterscheinung.

Noch verdienete eine gewisse Lufterscheinung wohl, daß man ihrer Ursache nachsinne. In den heitersten Nächten erscheint auf einmal ein ungewöhnlich weißes Gewölk, und durch dieses schimmert ein helles Licht heraus. Das Gewölk zieht mit großer Geschwindigkeit fort, und verändert seine Gestalt auf allerley Weise: ungeachtet nicht der geringste Wind zu spühren ist. Je dunkler die Nacht ist, desto heller scheint das besagte Licht. Ja, zuweilen fällt es leichter, bey seinem Scheine etwas zu lesen, als bey dem Scheine des Vollmondes.

Man wird vielleicht sagen, es sey solches nichts anders, als eine Zurückprallung der Sonnenstralen, welche sich in dieser Höhe nicht weit von dem Horizonte in den Sommernächten entfernet; und obgleich in der untern Luft kein Wind sey, so könne doch wohl in der obern einer seyn, welches auch wahr ist. Woraus ich aber urtheile, daß es noch eine andere Ursache von dieser Lufterscheinung geben müsse, ist, daß im Winter selbst der Mond oftmals mit einem Regenbogen von verschiedenen sehr lebhaften Farben umgeben zu seyn scheint. Ich meines Theils bin überzeuget, daß diese Wirkungen zum Theile denen salpetrichten Ausdünstungen zuzuschreiben sind, welche den Tag über von der Sonne in die Höhe gezogen und entzündet werden.

1683.

Auf diesen ungeheuren großen Eisschollen, welche zuweilen manche in der Bay befindliche Insel an Größe übertreffen, sieht man zuweilen Leute, die mit Versatze darauf herumfahren. Sollte man das wohl glauben? Gleichwohl thun es die Eskimaux, und halten es für weit besser gethan, als sich mit einem Schiffe zwischen das schwimmende Eis zu wagen. Denn da sie ihre Nachen allezeit bey sich haben: so kann es ihnen nie fehlen. Kommen die Eisstücke einander sehr nah, so springen sie nach Belieben, von einem auf das andere. Lassen sie Raum zwischen sich, so setzen sie mit ihrem Nachen über. Können sie einem daher schwimmenden Stücke nicht ausweichen, so steigen sie darauf. Zwar kann dieses letztere ein Schiffbrüchiger ebenfalls thun: allein, wie er darauf leben oder herab kommen will, das ist eine andere Frage. Ein Meer, das so gefährlich zu beschiffen fällt, ist, wie leicht zu erachten, noch nicht völlig bekannt. In der That hat man auch noch keine andere Inseln oder Küsten in der Nähe gesehen, als die man auf seiner Fahrt im Wege fand, oder wo die Engländer und Franzosen eine Wohnung errichteten.

Ansprüche auf diese Bay.

Als zu Ende des sechszehnten und im siebenzehnten Jahrhunderte viele Seefahrer aus allerley Nationen mit Ausfindung eines Weges über Norden nach China und Japon beschäfftiget waren: so müssen allerdings einige unter ihnen von dieser großen Bay Kundschaft erlanget haben. Gleichwohl hat sie benebst der Straße, dadurch man hinein läuft, den Namen von **Heinrich Hudson**, einem Engländer, welcher im Jahre 1611 da war. Nachgehends soll **Nelson**, **Thomas Button** und **Luxfox** zu verschiedener Zeit Besitz von dem Lande ergriffen haben. So viel ist gewiß, daß die Engländer rings um die Bay nicht das geringste besaßen, als Herr Bourdon, um Frankreich in den Besitz dieses Landes zu setzen, im Jahre 1656 dahin geschicket wurde, welche Ceremonie nachgehends öfter als einmal wiederholet worden.

Die Engländer bauen Schanzen da.

Im Jahre 1663 führeten zween französische Ueberläufer, Namens **Medard Chouard des Grosseilliers**, und **Pierre-Esprit de Radisson**, aus Rache wegen einer mir unbekannten Beleidigung, die Engländer in den Nemiscaufluß, der sich in die Südspitze der Bay ergießt. Hier baueten sie erstlich die Robertsschanze, sodann noch eine bey den **Monsoniern**, und die dritte zu **Quitchitchuen**. Man sah aber in Frankreich und Canada dieses für lauter unbefugte Eingriffe an.

Was Frankreich thut.

Zwar sah Herr Colbert wegen des damaligen genauen Verständnisses beyder Kronen, dabey durch die Finger. Man suchete aber doch die Verjährung zu verhüten. Herr Talon suchete einen bequemen Weg, vermittelst des Saguenay nach der Hudsonsbay zu kommen. Da nun einige Abgeordnete der dasigen Völker nach Quebec kamen, und Mißionarien verlangeten: so gab er ihnen den Pater **Karl Albanel** und zween Franzosen mit. Einer davon war Herr **Denys de St. Simon**, ein canadischer Edelmann, und ein Vetter desjenigen, dessen Nachrichten von Acadia ich öfters angeführet habe.

Reise auf dem Saguenay nach der Hudsonsbay.

Sie reiseten den 22sten August des 1671 Jahres von Quebec ab. Den 17ten des Herbstmonates erfuhren sie, es lägen zwey englische Schiffe in der Bay, und trieben Handlung mit den Wilden. Sie mußten also Pässe von Quebec abholen lassen; darüber gefror der Fluß zu, und sie mußten am Johannessee überwintern. Den 1sten des Brachmonates im Jahre 1672 setzeten sie die Reise fort, und kamen den 18ten in den Mistaßinsee, welchen zu umfahren man, wie es heißt, zwanzig Tage schönes Wetter haben muß. Den 25sten erreicheten sie den weit kleinern Nemiscausee; und den 1sten des Heumonates einen Ort, Namens **Miscutenagechit**, wo die Wilden, welche Mißionarien verlanget hatten,

hatten, sie erwarteten und mit großer Freude empfingen. Gleichwohl merkete der Pater Albanel, sie besorgeten, man möchte sich ihrer Handlung mit den Engländern widersetzen; denn diese waren bis dahin gekommen, und hatten zu ihrer Handlung ein Haus gebauet. Er tröstete sie aber damit, daß er für seine Person nur das Heil der Seelen suchete, die Franzosen aber den Ruhestand des Landes und dessen Beschützung gegen die Iroquesen zur Absicht hätten.

1683.

Einige Tage hernach bereisete er die ganze Gegend um den Nemiscausee, gieng auf dem Flusse gleiches Namens zu Schiffe, und in die Bay. Hier nahm er, vermöge des erhaltenen Befehles an verschiedenen Orten Besitz von ihr, unterzeichnete nebst dem Herrn Simon die darüber aufgesetzten Schriften nicht nur selbst, sondern ließ sie auch von einem Dutzend Oberhäuptern eben so vieler wilden Nationen unterzeichnen. Denn diese hatte er als Zeugen dieser Handlung vorher zusammen gebracht. Dabey blieb es einige Jahre. Die Engländer trieben die Handlung in der Bay, die Franzosen dachten, sie gehörete ihnen.

Die Ueberläufer kommen wieder.

Auf der andern Seite giengen die erwähnten beyden Ueberläufer zum zweytenmale durch, und wieder nach Frankreich, ungeachtet Radisson des Ritters Kirke Tochter geheirathet hatte, erhielten auch Erlaubniß, sich wieder nach Canada zu begeben. Als nun nach einigen Jahren zu Quebec eine nordische Handlungsgesellschaft entstund, welche die Engländer aus der Hudsonsbay jagen wollte: so nahm sie die beyden Herren in ihre Dienste.

Wollen die Engländer verjagen.

Sie liefen im Jahre 1682 mit zwey ziemlich schlecht bemanneten Schiffen aus, und gerade auf die erste engländische Schanze los: durften sich aber nicht unterstehen, sie anzugreifen. Sie liefen also an der Westküste hin, und sucheten eine bequeme Stelle, dahin man den Pelzhandel verlegen könnte. Den 26sten August kamen sie in eine Bucht, darein sich zween große Flüsse ergießen, und an der Mündung mit einander vereinigen. Einer ist der Bourbonsfluß, den man, ohne seine Quelle zu finden, sehr weit auswärts befahren hat. Den Namen gab ihm ein französisches Schiff, das im Jahre 1675 darauf überwinterte. Den zweyten hieß Grosseilliers nach seiner Frauen, Radissons Schwester, den Theresenfluß. Die kleine Bay, da beyde Flüsse zusammen stoßen, heißt bey den Engländern die Nelsonsbay, weil sie Hudsons Steuermann, Nelson, im Jahre 1611 entdecket haben sollte.

Eine gewisse Nachricht, welche dem Herrn von Seignelay das folgende Jahr überreicht wurde, und davon ich die Urkunde in der Hand gehabt habe, meldet, es hätten beyde Franzosen kaum den Anfang zur Erbauung einer Hütte am Theresenflusse gemacht, so sey erstlich eine Barke von Baston, und nach einigen Tagen ein großes londonsches Schiff an der Mündung des Flusses erschienen. Letzteres habe nicht nur den Franzosen, sondern auch den Bastonern, als welche keine Vollmacht hatten, großes Schrecken eingejaget. Allein, bald darauf erregete es Mitleiden; denn die Ebbe trieb große Eisschollen darauf zu, welche die Ankertauen zerrissen, und das Schiff mit sich davon führeten, bis es an andere Schollen stieß und barst. Die Mannschaft bestieg diese Unglücksschollen, und wurde von ihnen wieder an die Mündung des Theresenflusses geführet. Der Hauptmann, welcher bey seiner Ankunft die Franzosen aus seines Herrn Lande weichen hieß, mußte nunmehr bey ihnen um geneigte Aufnahme bitten, die er denn ohne Mühe erhielt. Man versorgete ihn mit Lebensmitteln, und erlaubete ihm, Hütten am Flusse aufzubauen; jedoch gegen eine schriftliche Versicherung: er wolle sich weder verschanzen, noch zum Nachtheile der französischen Gerechtsamen sonst etwas vornehmen. Allein, als die Engländer ihre Ueberle-

 gen-

1683.

genheit betrachteten: so arbeiteten sie nicht nur an einer Verschanzung, sondern macheten auch gefährliche Anschläge. Die Franzosen versicherten sich also ihrer, ohne daß die Nachricht meldete, wie? Weil ihnen aber so viele Gefangene beschwerlich und länger zu ernähren unmöglich fielen: so ließen sie, als das Meer offen war, einen Theil davon hinfahren, wo sie hin wollten, und gaben ihnen zu diesem Ende eines von ihren aus Quebec mitgebrachten beyden Fahrzeugen. Die übrigen nahmen sie auf dem großen Schiffe, und auf der bastonischen Barke mit sich nach Quebec. Allein, die nordische Gesellschaft war mit der Aufführung beyder Anführer, absonderlich den Pelzhandel betreffend, schlecht zufrieden: ungeachtet sie eine große Menge Rauchwerk mitbrachten. Sie giengen also, in Hoffnung Recht zu erhalten, nach Frankreich.

Liefern den Engländern die Hudsonsbay wieder. 1684.

Diese Hoffnung schlug fehl. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zum zweytenmale zu den Engländern. Mylord **Preston**, damaliger großbritannischer Bothschafter am französischen Hofe, beredete den Radisson, daß er wieder nach London gieng. Sein Schwiegervater, der Ritter **Kirke**, empfing ihn auf das Beste, und brachte ihm einen jährlichen Gehalt von zwölfhundert Pfunden, den er bis an seinen Tod genoß, zuwege. Das folgende 1685 Jahr, schickete man ihn mit zweyen Schiffen ab, um die von ihm selbst erbauete Schanze am Theresenflusse wegzunehmen. Er kam also, gab die verabredete Losung, und wurde von seinem Vetter, des **Groseillers** Sohne, **Chouard**, der mit acht Mann darinnen lag, sogleich eingelassen. Unterdessen befahl doch Seine Majestät dem Marquis **Denonville**, wie ich in einem an ihn erlassenen Schreiben finde, den jungen Chouard der königlichen Belohnung zu versichern, auf des Radissons Kopf aber funfzig Pistolen zu setzen. Nebstdem ist es auch gewiß, daß Chouard in Canada, Radisson aber in England starb. Eine gewisse Nachricht giebt vor, die Engländer hätten erst damals der Mündung des Theresenflusses den Namen **Nelsonshafen** beygeleget.

Wie wichtig dieser Posten war, das läßt sich aus dem Verluste der Franzosen ermessen. Denn dieser belief sich auf zwey und dreyßig tausend Bieberbälge, sechs Ballen Marder, zween Ballen Fischotter und anderes geringes Pelzwerk, alles zusammen am Werthe auf vier hundert tausend Livres. Gleichwohl war dieses nur der Ertrag von einem einzigen Jahre: indem Radisson, als er die Bay verließ, alles vorräthige Pelzwerk mit sich nach Quebec nahm. Ehe ich aber die Anstalten der nordischen Gesellschaft diesen Streich zu rächen melde: so müssen wir zuvor erst einen Blick auf die canadischen Angelegenheiten werfen.



Der

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Eilftes Buch.

1684.

Der Herr de la Barre rüstete sich zwar zum Kriege gegen die Iroquesen, verlor aber doch die Hoffnung zu einem gütlichen Vergleiche noch nicht. Als er demnach erfuhr, sie wären im Begriffe mit funfzehnhundert Mann gegen die Utauais und Miamier ins Feld zu gehen, ob sie gleich ausgesprengt hatten, sie wollten nur wider die Illinesen ziehen: so ließ er sie durch eine vertraute Person ersuchen, den Zug so lange einzustellen, und Abgeordnete zu einer gütlichen Handlung nach Montreal zu schicken. Sie versprachen es, und versicherten, die Abgeordneten würden vor Ende des Brachmonates zu Montreal seyn. Man erkannte aber bald, daß sie nur so geredet, um die Franzosen einzuschläfern. Denn der General erfuhr schon im Märzmonate, es wären bis achthundert Mann Onnontaguer, Goyoguinen und Onneyuther gegen die Huronen, Utauais und Miamier ausgezogen, die Tsonnonthuaner aber und einige Goyoguinen würden zu Ende des Sommers das französische Gebiethe besuchen.

Herr de la Barre schreibet um Hülfe.

Der General berichtete dieses dem Minister, und schrieb alles dem Aufhetzen der Engländer zu, welche die französischen Ueberläufer dazu gebrauchten, und sie hernach den Einwohnern zu Jamaica für Dienstbothen verkauften: Man müsse entweder Canada gänzlich räumen, oder wenigstens die Tsonnonthuaner und Goyoguinen vertilgen; denn diese wären über die Franzosen am meisten erbittert, und könnten etwa zweytausend Mann ins Feld stellen. Der König möchte ihm also bey guter Zeit vierhundert Mann schicken, damit er auf das längste mit Anfange des Augusts dem Feinde ins Land fallen könne. Vor allen Dingen aber müsse man vom Herzoge von York einen Befehl an seinen Statthalter auswirken, damit er den Zug nicht etwa hindern dürfe.

Grobheit der Iroquesen.

Als die Barke mit dem Schreiben weg war: so erinnerte er die Iroquesen an ihr gegebenes Wort, wegen der Abgeordneten. Die Antwort war: sie erinnerten sich keines Versprechens, habe er etwas mit ihnen zu reden, so könne er zu ihnen kommen. Auch erfuhr man, die neuyorkischen Engländer hätten ihnen ihre Waaren, nur um uns verhaßt

1684. verhaßt zu machen, mit ihrem eigenen Schaden vertauschet, und hetzeten sie ohne Unterlaß auf, alle Völker, mit denen wir Handlung trieben, zu vertilgen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Jroquesen ihren Vortheil bey der Handlung mit den Engländern und Holländern weit besser fanden, als bey uns. Denn es bezahlete nicht nur in Neu-York der Bieber keinen Zoll, noch andere Auflage, sondern es war auch dieser Handel einem jedweden erlaubet; solglich konnten sie ihre Waaren im Vertausche geringer anschlagen.

Seltsame Aufführung des Herrn de la Barre.

Gleichwohl kamen im Augustmonate Abgeordnete von allen fünf Orten nach Montreal. Es war aber weiter nichts, als leere Complimente aus ihnen zu bringen; dabey verheeleten sie ihr Vorhaben, unsere Bundesgenossen zu bekriegen, im geringsten nicht. Man erfuhr, daß sie Catarocuy zu überrumpeln versuchet hätten. Nebstdem warneten die Mißionarien den Herrn de la Barre, dieser arglistigen Nation nicht zu trauen. Dem ungeachtet that er mit den Abgeordneten ungemein freundlich, und schickete sie mit vielen Geschenken nach Hause. Was ihm aber die allermeiste übele Nachrede machete, war dieses, daß er sich der Schanze Catarocuy bemächtigte, da sie doch dem Herrn de la Sale, oder seinen Gläubigern zugehörete; imgleichen der Ludwigsschanze bey den Jllinesen, dahin er den Lieutenant seiner Leibwache, den Herrn de Baugy, um in seinem Namen daselbst zu befehlen, abschickete.

Zum größten Unglücke betrogen ihn die Jroquesen; und diejenigen, die seiner noch am meisten schoneten, sageten öffentlich, sein hohes Alter machete ihn leichtgläubig, wenn er mistrauisch seyn sollte, furchtsam, wenn er etwas unternehmen mußte, argwöhnisch gegen diejenigen, welche sein Vertrauen verdieneten; und es benähme ihm die nöthige Lebhaftigkeit, etwas zu thun, wie es sichs in den Umständen schickete, worinnen sich die Colonie befand.

Es sey aber damit, wie ihm wolle; so zog doch selbst zu der Zeit, da er sich auf die Betheurungen der Jroquesen am meisten verließ, eine Schaar von diesen Wilden zu Felde, um die Ludwigsschanze wegzunehmen. Unterwegens plünderten sie vierzehn Franzosen, die mit den Jllinesen zu handeln gedachten, und nahmen ihnen für funfzehn tausend Franken Waare ab. Dieses letztere geschah den letzten Hornung im Jahre 1684. Zu ihrer Entschuldigung gaben sie vor, sie hätten diese Franzosen für des Herrn de la Sale Leute angesehen, und diese habe ihnen der Herr de la Barre, gleichwie es denn wirklich nicht ohne Grund war, zu plündern erlaubet. Die Jroquesen setzeten ihren Marsch nach dem Flusse der Jllinesen fort, und erschienen vor der Ludwigsschanze, wo man sie, nach ihrer Meynung, nicht vermuthete.

Sie irreten sich. Der Herr von Baugy und der Ritter Tonti hatten von ihrem Marsche Nachricht erhalten, und hielten sich fertig, sie zu empfangen. Sie wurden solches gleich bey dem ersten Angriffe gewahr, wo ihrer viele getödtet wurden; und den 28sten März zogen sie wiederum ab. Herr de la Durantaye, ein bretagnischer Edelmann, und welcher Hauptmann in dem Regimente Carignan gewesen, war auf das erste Gerücht von ihrem Marsche von Michillimakinac aufgebrochen, um dem Orte zu Hülfe zu kommen. Er vernahm aber unterwegens, daß die Belagerung aufgehoben worden, und kehrete also zu seinem Posten zurück, aus welchem er bald darnach zu einem wichtigern Unternehmen auszog.

Endlich erwachete der General aus seinem Schlafe. Er erfuhr, es machten die sämmtlichen Orte ungemeine Zurüstungen, und hätten die virginischen Wilden durch eine eigene Gesandtschaft dahin vermocht, ihr Land unterdessen, da sie mit uns zu thun hätten, in Ruhe zu lassen. Herr de la Barre hielt es also für weit leichter und weniger gefährlich, ihnen vorzukommen, und sie selbst zu bekriegen, als sie wieder aus der Colonie zu jagen, wenn sie einmal den Fuß hinein gesetzet hätten. Allein, weil die aus Frankreich angekommene Verstärkung wenig sagen wollte, so mußte er seine Zuflucht zu den wilden Bundesgenossen nehmen.

1684.

Hr. de la Barre will Krieg führen.

Es meldete also der Befehlshaber zu Michillimakinac de la Durantaye und dessen Lieutenant, Herr du Luth, welcher sich an der Bay befand, sämmtlichen Völkerschaften der dasigen Gegend, Onontio sey Willens, alle Iroquesen zu vertilgen, und mit den Tsonnonthuanern den Anfang zu machen. Sie sollten folglich den 15ten des Augustmonates zu Niagara sich einfinden; indem er mit aller seiner Macht gleichfalls zugegen seyn wolle. Es war den meisten dieser Völkerschaften an Vertilgung der Iroquesen, die eine Art von Herrschaft über das ganze Land ausüben wollten, eben so viel gelegen, als den Franzosen. Gleichwohl gieng es schwer zu, sie zu diesem Zuge zu bereden, absonderlich die an der Bay wohnenden. Denn es hatte Herr de la Sale, um zu verwehren, daß an denen ihm allein zugestandenen Orten sonst jemand einigen Handel treiben möchte, den Wilden befohlen, einem jedweden, der keine Vollmacht von ihm aufzuweisen habe, die Waaren wegzunehmen. Darüber nun wäre zwischen uns und diesem Wilden beynahe ein blutiger Krieg entstanden. Voritzt waren die Gemüther beyderseits noch sehr gegen einander erbittert, folglich die Umstände nicht sonderlich bequem, die westlichen Völker zu einem gemeinschaftlichen Zuge zu bereden. Das Beste that Nicolaus Perrot dabey. Dergestalt brachte Herr de la Durantaye endlich fünfhundert Huronen, Utauais, Utagamier und andere an der Bay wohnende Krieger, und zweyhundert Canadier zusammen, führete sie auch, wiewohl mit großer Mühe, nach Niagara.

Die meisten von diesen Wilden setzeten sich, man weis nicht aus was für Ursachen, in den Kopf, das Unternehmen des Herrn la Barre würde nicht glücklich ablaufen, und verschiedene Zufälle, die ihnen unterwegens aufstießen, hatten sie ganz umgekehret; so daß sie wohl hundertmal im Begriffe waren, wieder auseinander zu gehen. Es war noch ärger, als sie nach Niagara kamen und daselbst weder vom Generale noch von einem französischen Krieger die geringste Spur zu sehen war. Sie beklageten sich öffentlich, man hätte sie nur aus ihrem Lande gezogen, um sie den Iroquesen zu überliefern; und man hatte alle Ursache, zu fürchten, sie möchten eine gefährliche Entschließung fassen.

Ihre Führer, welche selbst die Ursache dieser Verzögerung nicht wußten, wollten anfänglich die Schuld auf die widrigen Winde schieben, und warteten einige Tage. Endlich lief zu größter Beschämung der Heerführer die Nachricht ein, Onontio habe Friede gemachet. Man konnte die Sache vor den Wilden unmöglich verhehlen, und besorgete von ihrer ungestümen Hitze wenig gutes. Sie kamen aber doch noch mit einigen Vorwürfen davon, die ihnen ihre Oberhäupter sehr kaltsinnig macheten, welches anzeigete, daß sie weit empfindlicher darüber wären, als wenn sie mit zorniger Heftigkeit geredt hätten.

Die Oberhäupter sageten zu ihnen: es wäre nicht das erstemal, daß sie wahrnähmen, daß die Franzosen bey ihren Unternehmungen nur in soweit mit auf ihr, der Wilden, Bestes sähen, als sie selbst Vortheil davon hätten: sie wollten sich aber nicht mehr bey der

1684.

Nase herum führen lassen. Ononthio sollte sie künftig nicht vom Hause wegbringen, als wenn es ihnen beliebete; und sie wollten ihn ein andermal seine Händel mit den Iroquesen allein ausmachen lassen, wider die sie sich ohne ihn schon vertheidigen könnten, wenn sie angegriffen würden.

La Durantaye, Dü Lüth und Perrot unterließen nichts, sie zu besänftigen, und sie schmeichelten sich sogar, daß es ihnen darinnen geglücket sey; indem sie dieselben überredeten, sie wären in dem geschlossenen Friedensvertrage nicht vergessen worden; dieser Friede wäre gewissermaßen ihr Werk, weil nur bloß die Furcht, so viele Nationen auf den Hals zu bekommen, die Iroquesen hätte vermögen können, sich zu einem Vergleiche zu bequemen; und sie sollten sich freuen, daß es ihnen so wenig gekostet hätte, das ganze Land ruhig zu machen. Sie schienen sich mit diesen Ursachen zu befriedigen, und kehreten ziemlich ruhig wieder nach Hause.

Das größte Unglück aber war, daß der geschlossene Friede dem Generale keine sonderliche Ehre machte. Der ganze Verlauf war folgender:

Was der General dem Obersten Dongan melden läßt.

Als der General im Begriffe war, sich nach Montreal, als dem Sammelplatze der ganzen Kriegesmacht zu begeben: so schickete er den Herrn Bourdon an den Obersten Dongan nach Neuyork ab, und ließ ihm vermelden, wenn er das Blut sechs und zwanzig maryländischer Engländer, welche die Tsonnonthuaner den vorigen Winter ermordet hatten, zu rächen begehrete, so dürfte er nur zu ihm stoßen: wenigstens doch hoffe er, der Oberste werde dem Befehle des Herzoges von York gemäß leben, und einen so gerechten Zug nicht im mindesten zu hindern begehren.

Seine Anstalten zum Zuge.

Ferner suchte er die Iroquesen zu trennen. Zu diesem Ende schickete er den Onnontaguern, Agniern und Onneyuthern Geschenke, und gab vor, er habe es nur mit den einzigen Tsonnonthuanern zu thun. Nachgehends schickte er den Hauptmann du Tast, mit sechs und funfzig auserlesenen Soldaten und einer großen Menge Mund- und Kriegesvorrath nach Catarocuy. Der dasige Befehlshaber, Herr d'Orvilliers, bekam Befehl, das feindliche Land mit Anfange des Frühlinges zu erkundschaften, und die bequemeste Stelle zum Ausschiffen der Völker zu bemerken; und dieses geschah.

Nach diesen Veranstaltungen wurde der Zug angetreten. Das Heer bestund aus siebenhundert Canadiern, hundert und dreyßig Soldaten und zweyhundert Wilden, meistens Iroquesen vom Ludwigssprunge, und Huronen von Loretto. Man theilte es in drey Theile, welche zu Montreal, dahin der General den 21sten des Heumonates kam, wenig Tage hernach zusammenstießen. Den 27sten gieng man zu Schiffe. Den 1ten des Augustmonates erfuhr er von sicherer Hand, die Onnontaguer, Onneyuther und Goyoguinen hätten die Tsonnonthuaner genöthiget, ihre Vermittelung anzunehmen, und verlangeten sie, zum Abhandeln dieser wichtigen Sache, den Herrn le Moyne.

Zu gleicher Zeit berichtete ihm eine sichere Person aus Onnontague, er werde den Tsonnonthuanern wenig Leides zufügen können; denn sie hätten sich mit allem Vorrathe an Lebensmitteln aus dem Staube gemacht. Dagegen wären sie zu einer Genugthuung bereit. Denn die Oberhäupter hätten dem Verfasser des Briefes ingeheim melden lassen, wolle man das Vergangene vergessen, so wollten sie mehr, als man fordern werde, insonderheit aber alle Feindseligkeiten, gegen unsere Bundesgenossen einstellen. Uebrigens redeten sie dieses im geringsten nicht aus einiger Furcht, indem ihnen der Oberste Dongan

zu

zu Fortsetzung des Krieges vierhundert Mann zu Pferde, und eben so viele zu Fuße angebothen habe.

1684.

Es ist gewiß, hätte es der Oberste Dongan bey diesem Anerbiethen bewenden lassen, so würden sie ohne Zweifel seyn angenommen worden, und Herr la Barre sehr verlegen gewesen seyn. Allein, Dongan wollte sich seinen angebothenen Beystand sehr theuer bezahlen lassen; und er redete aus einem gar zu hohen Tone mit einer stolzen Nation, welche die Engländer niemals geliebet, noch hochgeschätzet hat. Dieser Befehlshaber hatte anfänglich das Wapen des Herzogs von York in dem ganzen iroquesischen Lande aufrichten lassen. Darauf ließ er aller Orten im Namen seines Prinzen, den er ihren unumschränkten Oberherrn nennete, verbiethen, mit den Franzosen ohne seine Theilnehmung Unterhandlung zu pflegen. Endlich sandte er einen, Namens Arnaud, nach Onnontague, und ließ sowohl diesem Stamme, als durch dessen Vermittelung den vier übrigen vortragen, sie möchten diese Verstärkung, die er, um sie von der französischen Tyranney zu befreyen, anbiethe, nicht ausschlagen. Vielleicht wäre sie wirklich angenommen worden. Allein, der Abgeordnete griff die Sache unrecht an. Er fragte die Onnontaguer, ob sie hiemit versprächen, dem Statthalter, welcher ihren rechtmäßigen Landesherrn den Herzog von York vorstellete, Gehorsam zu leisten? Dieser Voreingang ärgerte die Onnontaguer gewaltig. Einer von ihren Oberhäuptern nahm sogleich den Himmel zum Zeugen, wegen des Unrechtes, das der Nation widerfahre, und wegen des bösen Verfahrens des Abgesandten, welcher auf Erden Verwirrung zu stiften gedenke. Sodann wendete er sich zu ihm, und hielt mit einer aufgebrachten Stimme folgende Rede:

Schöne Rede eines Iroquesen.

„Vernimm, daß sich der Onnontague zwischen seinem Vater Onontio und seinem „Bruder Tsonnonthuan stellet, damit sie einander nicht bey den Köpfen kriegen. Ich „dachte immer, **Corlar** a) würde hinter mich treten, und rufen, halte dich wohl, Onnontague! leide es nicht, daß Vater und Sohn einander todtschlagen. Aber sein Abgesandter redet eine ganz andere Sprache, und will nicht leiden, daß ich sie miteinander „aussöhne. Arnaud! ich glaube nimmermehr, daß **Corlar** ein so böses Gemüth habe, „wie du sagest. Onontio hat mir eine große Ehre erzeiget, daß er in meiner Cabanne „Frieden stiften will. Sollte wohl ein Sohn seinen Vater beschimpfen? Höre meine „Stimme, **Corlar**! Onontio hat mich zu seinem Sohne angenommen; er hat mir als „einem solchen zu Montreal einen Schmaus gegeben, und ein Kleid angezogen. Wir „haben den Friedensbaum daselbst gepflanzet, wir haben ihn auch zu Onnontague gepflanzet, dahin mein Vater, weil der Tsonnonthuan ein dummer Kerl ist, seine Gesandten „gemeiniglich schicket. Seine Vorfahren machten es eben so; dabey befand sich jedermann „wohl. Ich habe zween Arme; einen strecke ich nach Montreal aus, und halte den Friedensbaum fest damit; der andere ruhet auf dem Haupte meines alten Bruders Corlar. „Onontio ist mein Vater seit zehn Jahren: Corlar ist mein Bruder schon seit langer Zeit; „beyde sind es, weil ich gern wollte, daß sie es wären; aber, keiner ist mein Herr, und keiner hat mir etwas zu befehlen. Derjenige, welcher die Welt gemachet hat, der hat mir „auch das Land, das ich besitze, eingegeben. Ich bin frey, ich habe Ehrerbiethung gegen alle beyde: aber keiner hat das Recht, mir zu befehlen, und kein Mensch kann es mir „übel nehmen, wenn ich auf alle mögliche Weise zu verhindern suche, daß die Erde nicht „verwirret werde. Uebrigens kann ich es nicht länger verschieben, ich muß mich zu mei-

a) Der Statthalter von Neuyork wird von den Wilden mit diesem Namen benennet.

1684. „nem Vater begeben, weil er sich bis an meine Thüre bemühet hat, und lauter billige „Vorschläge thun will.„

Aus dieser Rede ist abzunehmen, der Herr le Moyne müsse bereits vor dem Neuyorkischen Abgesandten angekommen seyn. Er lieferte den Onnontaguern zu einem Zeugnisse des großen Vertrauens, das der General in sie setze, einen Tsonnonthuan, der lange Zeit zu Quebec gefangen gesessen hatte, ein, und schickte seine eigenen Söhne mit der Nachricht von dem Antrage des Arnauds, und von der Onnontaguer Neigung zum Frieden an den Statthalter zurück. Zugleich ließ er melden, der Pater Lamberville habe in ihrem Namen an den Obersten Dongan schreiben, und ihm die Aufführung seines Abgesandten berichten müssen. Sie kamen den 27sten des Augustmonates nach la Galette, und setzeten ihren Weg von da weiter fort.

Hr. de la Barre ist in schlechten Umständen.

Der Statthalter war über diese Nachricht ungemein froh; denn die Krankheiten, welche theils vom Mangel, theils von der schlechten Beschaffenheit der Lebensmittel herrühreten, hatten sein kleines Kriegesheer in die elendesten Umstände versetzet. Ja, das Uebel wuchs dermaßen, daß man beynahe, ohne die Ankunft der iroquesischen Abgeordneten zu erwarten, hätte abziehen, und sich dadurch den Wilden zum Gelächter machen müssen. Der Intendant von Neufrankreich, Herr de Meules, schrieb an den Minister, es würde dem Heere nicht an Lebensmitteln gefehlet haben, wofern man nicht zehn bis zwölf Tage zu Montreal, und zwo ganzer Wochen zu Catarocuy unnützer Weise zugebracht hätte, und es murrete jedermann über die Aufführung des Generals.

Elender Friede

Freylich war allerley daran auszusetzen, absonderlich aber an der Weise, wie der Frieden gemachet wurde. Der Zustand, darinnen die Abgeordneten der Orte unser Heer antrafen, zeigte ihnen genugsam, wir würden den Tsonnonthuanern wenig Leides thun können. Man hätte ihnen aber weiß machen sollen, wir wären im Stande, mehr zu thun, als was sie sähen. Sie fanden das Lager des Herrn de la Barre am Ontariosee, etwan fünf Meilen dießseits der Mündung ihres Flusses, auf der Seite gegen Montreal in einer Bucht, welche wegen der großen Noth, die man da litt, den Namen der Hungerbucht bekommen hat.

Die beyden vornehmsten Abgeordneten, Garakonthie und Ureuati, redeten sehr fein; und wären sie allein gewesen, so wäre alles zu des französischen Generals Vergnügen abgelaufen. Allein, der Abgeordnete der Tsonnonthuaner hielt eine Rede voll Hochmuths und Trotzes. Als man ihm sagte, er müßte die Illinesen in Ruhe lassen: so sagte er rund heraus, er werde von ihnen nicht ablassen, bis eine von beyden Parteyen gänzlich vertilget sey. Das ganze Heer wurde über diese Vermessenheit entrüstet. Aber wie erstaunete es, da Herr de la Barre weiter nichts darauf versetzete, als er solle wenigstens, wenn seine Streitaxt die Illinesen treffe, wohl Acht geben, daß sie die unter ihnen befindlichen Franzosen nicht berühre. Dieses versprach der Gesandte und auf diese einzige Bedingung wurde der Friede geschlossen. Die Abgeordneten der Onnontaguer wurden Bürge dafür, daß die Tsonnonthuaner das Unrecht ersetzen würden, das ihre Krieger, als sie gegen die Illinesen auszogen, durch Ausplünderung einiger Franzosen begangen hätten. Dagegen forderte man vom Generale, sein Heer solle gleich den folgenden Tag den Platz räumen. Er stellete sogleich den Befehl dazu aus, und reisete für seine Person noch denselbigen Tag davon.

Der König schicket Völker nach Canada.

Bey Hofe dachte man nicht, daß dieser Krieg ein so geschwindes Ende nehmen, noch weniger daß sein Ende der Nation so wenig Ehre bringen werde. Daher war Herr de

la Barre

la Barre kaum wieder zu Quebec, so kam eine Verstärkung an, die allen Iroquesen Gesetze vorzuschreiben im Stande gewesen wäre. Sie wurde von den Seehauptleuten, den Herren de Montortier und Desnos angeführet. Vermöge eines königlichen Schreibens vom 5ten des Augustmonates sollten diese Herren die Befehlshaberstelle der äußersten und wichtigsten Plätze mit völliger Gewalt haben, vermuthlich deswegen, weil des Herrn de la Barre hohes Alter ihm nicht mehr erlaubete, alle Orte, wo die Gegenwart eines obersten Befehlshabers nöthig war, in Person zu besuchen.

1684.

In einem andern Schreiben vom letzten des Heumonates sagten S. Majestät: „Weil meinem Dienste daran gelegen ist, die Anzahl der Iroquesen nach Möglichkeit zu „verringern, und diese Wilde gute starke Kerl, folglich auf den Galeeren gut zu gebrau-„chen sind, so ist mein Wille, ihr sollet so viel, als ihr könnet, zu Kriegesgefangenen „machen.„ Voritzt war von diesem Befehle die Frage nicht mehr, und es ist mir unbewußt, ob des Herrn de la Barre Nachfolger einen ebenmäßigen Befehl erhielt, oder ob er sich, wie wir künftig hören werden, zur Unzeit nach diesem richtete.

Als in eben diesem Jahre der Befehlshaber zu Montreal, Herr Perrot, mit den Geistlichen des Seminarii von S. Sulpice zerfiel: so setzete ihn der König um Friedenswillen nach Acadia, an seine Stelle aber den Ritter de Callieres, ältesten Hauptmann des Regimentes Navarra. Zur Gränze seines Gebiethes wurde im folgenden Jahre der Petersee gesetzet.

Beginnen der Iroquesen.

Ungeachtet man in Canada dem in der Hungerbay geschlossenen Frieden keine lange Dauer prophezeihete, so hörete man doch über ein ganzes Jahr lang nicht das geringste von den Iroquesen. Allein, zu Ende des Heumonates 1685 erhielt der Herr de la Barre zwey Briefe von dem Mißionario bey den Onnontaguern, Pater Lamberville, die ihm ziemliches Nachdenken verursachten.

Der Pater meldete, die Tsonnonthuaner wären aus Beysorge eines französischen Ueberfalles, den ganzen Winter nicht auf die Jagd ausgegangen. Sie beklageten sich darüber, daß die Masciautiner und Miamier im Vertrauen auf den zugesageten Schutz des Onontio, ja, wie sie sagten, auf dessen Anstiften, sie bekriegeten, und einige Gefangene verbrannt hätten. Alle fünf Stämme hätten sich auf den Fall eines Krieges mit den Franzosen, aufs Neue mit einander verbunden. Die Mahinganer hätten eine Verstärkung von eintausend und zweyhundert Mann, und die Engländer eine noch wichtigere versprochen. Die Tsonnonthuaner weigerten sich, unter dem Vorwande mancherley seit kurzem erlittenen Verlustes, die tausend Biberbälge, wegen der ausgeplünderten Franzosen zur ersten Frist zu bezahlen, da sie doch mehr als zehntausend Stücke nach Orange brächten. Was ihr Versprechen den Statthalter zu besuchen, und wegen des gegenwärtigen Zustandes der Geschäffte Abrede mit ihm zu nehmen betreffe, so hielten sie sich dessen quit. Erstlich wegen des schlimmen Weges, zweytens, weil einer von ihren jungen Leuten, als er vorigen Sommer auf der Rückreise von Quebec begriffen war, in der Einbildung man wolle ihn tödten, in den Wald gelaufen, und da Hungers gestorben sey, ohne daß ihn die Franzosen beweinet, oder bedecket hätten *b*); und es habe alles Zureden der Onnontaguer dießfalls nicht das geringste gefruchtet.

Herr Denonville kömmt

Wenige Tage hernach, als dieses Schreiben eingelaufen war, kam der Marquis Denonville als Statthalter mit einer frischen Verstärkung nach Quebec. Er war sonst

 Drago-

b) Das ist, sie hätten seinen Anverwandten weder ihr Beyleid bezeuget, noch sie beschenket.

1685.

Dragoner Oberster gewesen, und ein Mann von großer Tapferkeit, Ehrlichkeit und Gottesfurcht. Seine Majestät hatten ihn gleich auf die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden zum Statthalter von Canada ernennet, indem dieselbe dero Unterthanen in Ruhe gesetzet wissen wollten, und das hohe Alter des Herrn de la Barre zum Kriegführen nicht mehr geschickt zu seyn schien.

als Statthalter nach Canada.

Der neue General trachtete vor allen Dingen, eine genaue Kenntniß des Landes und seines dermaligen Zustandes zu erlangen. Diesen nun befand er höchstschlecht. Bey seinem Aufenthalte zu Catarocuy vernahm er, daß man den Iroquesen ein großes Mistrauen gegen die Franzosen beygebracht: und er unterließ nichts, sie wieder auf die gute Seite zu bringen. Er merkete gleichwohl, daß diese Nation übermüthig geworden, und man sie nothwendig demüthigen müßte; und er meldete dem Minister, die Feindseligkeiten, welche sie beständig gegen die Illinesen ausübeten, wären ein hinlänglicher Bewegungsgrund sie zu bekriegen: man müßte aber dazu bereit seyn, ehe man ihnen den Krieg ankündigte; weil die Wilden stets dazu bereit sind. Es scheint auch, daß man diesem neuen Generale, so wie seinem Vorfahren schon oftmals geschehen, eingeschärfet habe, die Völker dieses Landes französisch zu machen. Allein, anstatt daß die Wilden allmählich die französische Lebensart annehmen sollten, so lebeten im Gegentheile die Franzosen wie die Wilden, und dachten wie Wilde. Kein Mensch bekümmerte sich um weiter sonst etwas, als um seinen Nutzen. Man suchete nur, sich von einander zu entfernen, damit man sich desto weiter ausbreiten möchte, ohne zu erwägen, daß man sich dadurch außer Stand setzete, einander gegenseitig beyzustehen. Niemand konnte vor den Anfällen des Feindes bedecket seyn. Das ganze Land stund offen. Der Hof hatte, wer weis wie oft schon befohlen, man solle ordentliche Dörfer und Flecken anlegen: aber das geschah nie.

Hält den Krieg für nothwendig.

Ein jeder fürchtete sich in Ansehung des gemeinen Besten, niemand aber fürchtete sich in Ansehung seiner selbst insbesondere. Selbst die Erfahrung machete diejenigen nicht klüger, welche das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit gewesen. Man besserte den Schaden aus, wenn man solches zu thun im Stande war. Man vergaß die Unglücksfälle bald, die man nicht verbessern konnte; und die Anscheinung eines gegenwärtigen kleinen Gewinnstes machete jedermann blind auf das Zukünftige.

Die Kenntniß, welche der neue Statthalter von den Sachen in Canada erhielt, worauf er sich den Winter über befliß, bestätigten ihn in den Gedanken, die Franzosen würden niemals die Iroquesen zu Freunden bekommen; und damit man nicht stets einen beschwerlichen und gefährlichen Feind auf dem Halse hätte, so müßte man, es möchte auch kosten, was es wollte, ihn aufreiben oder wenigstens dergestalt demüthigen und schwächen, daß er gezwungen wäre, das französische Bündniß zu suchen, und sich dabey zu erhalten. Er war vornehmlich überzeuget, daß nur dieses das einzige Mittel sey, die Handlung zu unterstützen, die man sonst bald zu nichts würde gebracht sehen, wenn die Sachen in dem Stande blieben, worinnen sie wären; und die einzigen Iroquesen könnten den Fortgang des Evangelii unter den Wilden aufhalten.

Mit Acadien sah es noch elender aus. Die Engländer thaten da, was sie wollten, und die wenigen französischen Wohnplätze verdieneten den Namen nicht einmal. Die Hudsonsbay hatte Radisson noch immer in seiner Gewalt, den Franzosen aber war die nordische Handlung so gut, als ganz unmöglich. Nicht viel besser war es mit der westlichen beschaffen. Denn die Tsonnonthuaner hatten die Engländer nach Niagara gezogen,

da

1685.

da schnitten sie uns von den Seen ab, erstrecketen ihre Handlung bis nach Machillimakinac und suchten uns, weil sie wohlfeiler gaben, die dasigen Wilden, von denen wir das meiste Pelzwerk bekamen, abspänstig zu machen. Seit einiger Zeit hatten sich alle Wilden, denen man vorher die Gegend an U. L. F. Sprung angewiesen hatte, dahin gezogen. Bey diesen waren die Engländer willkommen. Nebstdem war den Iroquesen nicht zu trauen, absonderlich da sie von dem Obersten Dongan beständig aufgehetzet wurden. Bey diesen Umständen war freylich das Beste, sie zu demüthigen. Die Frage war nur wie? Denn die Pflanzlande konnten nicht über achthundert Mann stellen, mit den Soldaten aber war wenig zu thun; es waren unabgerichtete Leute, meistens schlecht bewehret, und in der Weise mit den Wilden Krieg zu führen, ganz unerfahren: er mußte also um Verstärkung ansuchen.

Vorschläge des Hrn. Denonville.
1686.

Er schlug in einem Schreiben vom 8ten des Maymonates 1686 dem Minister vor, man solle zu Niagara eine steinerne Schanze für vier bis fünfhundert Mann aufbauen. Dieser Posten werde die Engländer von den Seen ausschließen, und die Iroquesen könnten ihnen sodann kein Pelzwerk mehr liefern. Denn da in ihrem Lande es wenig Wild, Bieber aber gar nicht gebe, so sey ihnen vermittelst der neuen, und der Catarocuyschanze die Thüre zur Jagd verschlossen; sie könnten nicht darauf gehen, als wenn wir wollten, folglich müßten sie uns ihr Pelzwerk vertauschen, welches den Engländern jährlich um vierhundert tausend Livres schaden, uns aber nützen würde. Um aber die Kosten aufzubringen, schlug er vor, man solle den Pelzhandel zu Niagara an eine Gesellschaft verpachten. Die nordische Handlungsgesellschaft wollte diesen Pacht in der That übernehmen, und both jährlich zehntausend Thaler dafür. Allein, es wurde aus der ganzen Sache nichts.

Seines Ortes schlief der Oberste Dongan auch nicht. Er versammelte alle Oberhäupter der fünf Orte zu Orange, warnete sie vor den bösen Anschlägen der Franzosen, und ermahnete sie, ihnen zeitig vorzukommen. Sie versprachen es, thaten auch wirklich einen Einfall in die Gegend Saguinam c). Doch der Pater Lamberville brachte die Onnontaguer dahin, daß sie in seiner Abwesenheit ruhig zu seyn versprachen, und reisete, um dem Generale von allem Nachricht zu geben, nach Quebec. Als er weg war, drang Dongan bey allen fünf Orten auf die Erfüllung ihres Versprechens, ja, er wollte den jüngern P. Lamberville, einen Bruder des verreiseten, ausgeliefert haben, und suchete die christlichen Iroquesen am Ludwigssprunge und am Berge, unter dem Versprechen ihnen katholische Mißionarien zu geben, ins Neuyorkische zu locken. Es schlug ihm aber beydes fehl. Nebstdem schrieb er dem Generale unterm 22sten des Maymonates, es schiene, als ob er die Iroquesen zu bekriegen, im Sinne habe, indem er zu Catarocuy eine große Menge Lebensmittel zusammen bringen lasse; indem nun die Iroquesen großbritannische Unterthanen wären, so wäre ein solcher Krieg ein offenbarer Friedensbruch. Da man ferner auch hören müsse, er, der General wolle zu Niagara eine Schanze erbauen, so füge er ihm zu wissen, es gehöre diese ganze Gegend zu Neuyork. Der General antwortete, weil man die Besatzung zu Catarocuy nicht allemal, wenn man wolle, mit Lebensmitteln versorgen könne, so pflege man bey guter Gelegenheit einen starken Vorrath auf einmal dahin zu schicken. Uebrigens sey der englische Anspruch auf das iroquesische Land ungegründet, maßen die Franzosen im Besitze desselbigen wären.

Der übrige Sommer wurde mit Vergleichsvorschlägen und Auswechslung der beyderseitigen Gefangenen zugebracht. Nur die Tsonnonthuaner gaben unter dem Vorwande, es

c) Saguinam ist eine sehr große Bucht an der Westküste des Huronsees.

1686.

es wollten selbige bey ihnen bleiben, die ihrigen nicht heraus. Dieses bestätigte den General in den Gedanken, es würde vergebens seyn, mit ihnen Unterhandlung zu pflegen.

Man will die Engländer aus der Hudsonsbay jagen.

Indem dieses vorgieng, hatten die Sachen in der Hudsonsbay noch einmal eine andere Gestalt bekommen. Die Engländer sahen die Franzosen in dem St. Theresenflusse als eine unrechtmäßige Besitznehmung an. Man hatte aber den englischen Hof eines andern belehret, und die beyden Könige hatten sich mit einander verglichen, es sollte ein jeder in dem Besitze dessen bleiben, was er hätte. Man hatte nachher erfahren, daß der Oberste Dongan, welcher die Bedienung eines Generalstatthalters in Neuengland als Verweser verwaltete, viel Schuld daran war, daß die Franzosen das Fort am Theresenflusse verloren hatten. Der König in Frankreich hatte bey dem Könige in England große Klage darüber geführet, aber vergebens. Karl der II misbilligte das Verfahren: er konnte aber seinem Bundesgenossen das nicht wieder schaffen, was ihm durch die Treulosigkeit eines Ueberläufers genommen worden.

Auf der andern Seite gedachte die nordische Handelsgesellschaft auf die Vertreibung der Engländer aus der Hudsonsbay. Herr Denonville gab ihr zu diesem Ende achtzig Mann, unter Anführung des Ritters **de Troye**. Die drey Söhne des Herrn le Moyne, **St. Helene, d'Iberville** und **Maricourt** wollten auch mit dabey seyn. Der Zug wurde im Märzmonate des 1686 Jahres angetreten, und den 20sten des Brachmonates erreichete man die Hudsonsbay.

Zuerst wurde die Schanze **Monsipi** am Monsonisflusse weggenommen, und die Besatzung von sechszehn Mann zu Kriegesgefangenen gemachet. Man fand zwölf, theils acht, theils sechspfündige Stücke, dreyßig Zentner Pulver und zehn Zentner Bley darinnen. Sodann nahm d'Iberville ein kleines vor Anker liegendes Fahrzeug weg, und machte den darauf befindlichen General der Bay zum Gefangenen. Die Robertsschanze ergab sich ohne Widerstand. Sie war erst gebauet, und das Geschütz noch nicht auf die Lavetten gebracht. Hingegen die Schanze Quitchitchuen ließ sich lange beschießen, ehe sie sich ergab. Hier fand man das Waarenlager der Engländer, welches der größte Vortheil bey dem ganzen Zuge war, doch belief sich der Werth des Pelzwerkes nur auf funfzigtausend Thaler, woraus man schloß, es kämen entweder nicht viele Wilde hieher, oder die Engländer wüßten noch nicht recht mit ihnen zu handeln. Die Besatzung wurde nach der Nelsonschanze geschicket.

In London machte man wegen dieser Unternehmung ein großes Geschrey, und legete sie dem Könige zur Last. Noch mehr zu verwundern ist, daß die Gevollmächtigten der Königinn Anna bey der Utrechter Friedenshandlung eine sehr große Schadloshaltung deswegen verlangeten, eben als ob wir nicht berechtiget gewesen wären, wegen der weggenommenen Theresenschanze eine noch größere zu fordern.

Neutralitätsvergleich.

In eben diesem 1686 Jahre, den 13ten des Herbstmonates, wurde zwischen beyden Kronen ein Neutralitätstractat für ihre beyderseitigen Unterthanen und Länder in America geschlossen, und im folgenden Jahre dem Herrn von Denonville zu wissen gemacht. Es wäre dieser Vergleich für die canadischen Lande in der That das vortheilhafteste, was man wünschen konnte, gewesen, wofern ihn die Engländer nur beobachtet hätten. Allein, hieran fehlete es weit.

Die Engländer halten ihn nicht.

Gleich im folgenden 1687 Jahre versuchten sie die Schanze Quitchitchuen, welche nunmehr die Annenschanze hieß, wegzunehmen: sie wurden aber von dem d'Iberville

mit

KARTE VON DEM ENDE DER HUDSONS-BAY

welche die Engländer JAMES BAY nennen. Durch N. Bellin Ing.r de la Marine 1744.

Maaßstab von Frantzösischen und Engländischen Seemeilen

5 10 20 40 65

JAMES BAY

Cap Henriette Marie

Bären Inseln

Traurigkeits Hafen od: Port de Tristesse

Die kleinen Bären

The Thwins

Equam

I. Weston

Tempel Salomons

I. Agamaske oder I. Viners

I. Hiderlis

Phippe Sound

Stein Banck

Fl. Quitchidechuan, oder Fl. S. Anna jetzo Albani genannt

Fl. Pichibowrini jetzo

Canuce

Charleton

Carais

I. Slade

Fl. Slude

See Slude

F. S. Anne jetzo Fort d'Albani

Dambi

Cochapisen

Yapusco

der kleine Fl.

Fl. Miscutenagache

Ide kleinen Koltzes

I. Rouge

I. Redondo

Separ

Nord Spitze

Fl. Wawai

Fl. Nemiscau oder

Fl. Peré

Cheibac

Sp. Confort

Sp. Indien

Fl. Rupert

Fort Rupert

Frantzosen-Fluss

I. de Have wo das F. S. Louis

Fl. S.t Louis od: Monsoni jetzo R. de Mousi

oder Monsipi jetzo

Fl. Seal

Fl. Onahama

Fl. Pisquamisco

Thompson

Narre Vatter

Iroquesen Fluss

56 54 53 52 51

55 54 53 52 51

83 82 Westliche 81 Länge von 80 der Pariser 79 Mittagslinie 78



mit Verluste abgewiesen. Er nahm ihnen über dieses ein Schiff weg, und verbrannte ein Haus, das sie am Ufer gebauet hatten. Nebstdem fuhr der Oberste Dongan noch immer fort, die Iroquesen aufzuhetzen; daher wurden sie von Tage zu Tage verwegener, und macheten es endlich so unerträglich, daß ihnen der Herr von Denonville im Herbstmonate des 1686 Jahres den Krieg ankündigte.

1687.

Vermuthlich mußte er eine wichtige Verstärkung erhalten haben; denn in einem Schreiben vom 16ten des Brachmonates im Jahre 1686 meldete er dem Herrn Seignelay, er könne aus den Pflanzlanden nicht mehr als neunhundert Mann aufbringen, welches viel zu wenig sey. Allein, den 6ten August schrieb er, er hoffe im Brachmonate des 1687 Jahres mit zweytausend Franzosen, und sechshundert angesessenen Wilden am Ontariosee zu stehen.

Der General will die Iroquesen bekriegen.

Nur gieng vor der Kriegesankündigung etwas vor, das dem Herrn von Denonville zu schlechter Ehre gereichen konnte. Der König hatte seinem Vorfahrer befohlen, die Iroquesen, die man gefangen bekommen würde, nach Frankreich zu schicken. Es verstunden aber seine Majestät keine andere, als im Kriege Gefangene. Der General hingegen dachte, es wäre ihm erlaubt, alle Mittel anzuwenden, die Wilden zu schwächen und furchtsam zu machen, welche wegen ihrer Treulosigkeiten, und unerhörten Grausamkeiten nicht werth wären, daß man die ordentlichen Regeln gegen sie beobachtete. Nach diesem Grundsatze, und da er nicht genugsam überlegete, daß er sich selbst dasjenige schuldig wäre, was er den Iroquesen nicht schuldig zu seyn glaubete, lockete er viele iroquesische Oberhäupter unter allerley Vorwande nach Cataroeuy, ließ sie in Fessel schlagen, und nach Quebec bringen; sodann aber mit den abgehenden Schiffen nach Frankreich abführen.

Nimmt ihre Oberhäupter hinterlistig gefangen.

Das schlimmeste war, daß er zween Mißionarien, nämlich die Patres **Lamberville** und **Milet**, obgleich ohne ihr Vermuthen, die Wilden ins Netz zu locken gebrauchet hatte. Milet fiel nachgehends den Onneyuthern in die Hände, die ihn grausam peinigten, und gar verbrennen wollten. Es errettete ihn aber eine angesehene Matrone vom Feuer. Denn sie nahm ihn für ihren Sohn an, und hielt ihn wohl.

Der Pater Lamberville hatte sein Leben und seine Freyheit der großen Hochachtung, die man für ihn trug, zu danken. So bald die Sache laut wurde: so ließen ihn die Aeltesten der Onneyuther vor sich kommen, und hielten ihm die häßliche That des Generales mit aller der Heftigkeit vor, wozu man in der ersten Bewegung des Zornes fähig ist, den man für gerecht hält. Als er nun nicht anders gedachte, als er werde das Schlachtopfer dafür abgeben müssen: so redete ihn einer aus der Versammlung ganz unvermuthet folgender Gestalt an:

Großmüthiges Bezeugen der Onneyuther.

„Wir wären überflüßig befugt, mit dir als mit einem Feinde umzugehen: allein, „wir können es unmöglich thun. Wir kennen dich seit so langer Zeit; daher glauben „wir nicht, daß du von dieser Verrätherey etwas gewußt habest; folglich wäre es unbillig, „dich dafür zu strafen. Gleichwohl ist es nicht rathsam, daß du hier bleibst; unsere „jungen Leute möchten dich für einen Verräther ansehen, der ihre Anführer dem Feinde „in die Hände geliefert hat, und wir möchten vielleicht außer Stande seyn, dich aus ihrer „Hand zu reißen „. Sie schicketen ihn wirklich auf der Stelle fort, und gaben ihm Wegweiser mit, die ihn durch unbekannte Umwege führeten, und nicht eher, als bis er in Sicherheit war, verließen.

1687.

Anstalten zum Zuge.

Der General hatte seine Anstalten in aller Stille gemacht. Der Ritter Tonti mußte die Illinesen aufbiethen, konnte aber anstatt vierhundert, kaum achtzig zusammen bringen. Die Huronen und Utauais waren gar im Begriffe, mit den Irokesen ein Bündniß zu schließen. Zum Glücke gewonnen die Mißionarien zween der vornehmsten Oberhäupter, und hintertrieben also die Sache. Von diesem allen wußten die Irokesen nicht das geringste. Der Oberste **Dongan** warnete sie. Allein, weil sich der junge Pater Lamberville unter einem sehr scheinbaren Vorwande aus dem Staube gemacht hatte, der ältere aber noch bey ihnen war, und ganz ruhig zu seyn schien: so glaubeten sie nicht, daß der General etwas gegen sie vorhabe. Endlich als der Oberste ihnen melden ließ, das feindliche Heer sey zum Aufbruche fertig: so schöpfeten sie zwar einiges Mistrauen, schicketen aber doch ihre Oberhäupter nach Catarocuy, in Hoffnung, den General entweder abzuschrecken, oder doch durch eine Unterhandlung noch einige Zeit zu gewinnen.

Der Zug geht vor sich.

Allein, das Heer war bereits auf der kleinen Heleneninsel, gegen Montreal über, gelagert. Es bestund aus achthundert zwey und dreyßig königlichen Völkern, ungefähr tausend Canadiern, und dreyhundert Wilden. Den 7ten des Brachmonates trat es den Zug an, auf zweyhundert Fahrzeugen, und eben so vielen Kähnen der Wilden. Indem auch zwischen dem Generale und dem neuen Intendanten, Herrn von Champigni, die vollkommenste, auf wirkliche Tugend und wahren Diensteifer gegründete Einigkeit regierete: so herrschete nicht nur unter allen Gattungen der Kriegesvölker bey diesem Heere eine gleiche Eintracht; sondern es fehlete auch an keinen Lebensmitteln.

Schreiben des Obersten Dongans.

Zu Catarocuy erhielt der General ein Schreiben vom Obersten Dongan, darinnen sich derselbige über den vorgenommenen Zug gegen großbritannische Unterthanen heftig beschwerete, und vorgab, es hätte der General bey ihm, dem Obersten, vorher anfragen sollen; gleichwie Herr de la Barre gethan habe. Die Antwort war, der General halte die Irokesen für keine großbritannische Unterthanen; übrigens habe er nicht Ursache, sich nach dem Herrn de la Barre zu richten. Er hatte in der That Ursache, über den Obersten verdrüßlich zu seyn, weil erst kürzlich etwas vorgegangen war, daraus seine Tücke klar erhelleten. Denn als der Befehlshaber zu Michillimakinac mit seinen Wilden auf dem Wege zum Heere begriffen war: so stieß er im huronischen See auf sechzig Engländer. Sie waren in zween Haufen vertheilet, hatten eine Begleitung Tsonnonthuaner bey sich, wurden durch französische Ueberläufer angeführet, und wollten mit allerley Waaren nach Michillimakinac auf den Pelzhandel reisen. Weil dieses dem Vergleiche zwischen beyden Kronen offenbar zuwider lief: so griff er sie an. Alle ihre Anführer wurden gefangen, und die Waaren unter die Wilden ausgetheilet. Wären sie in Abwesenheit des Befehlshabers an Ort und Stelle gekommen: so hätten sie die Wilden von neuem auf die iroquesische Seite gezogen, oder doch zum Stillesitzen beredet. Ja, vermuthlich war eben dieses ihre Hauptabsicht.

Den 10ten erreichete der General mit seinem ganzen Heere den Sandfluß, dießseits der Tsonnonthuanbay, auf der Seite gegen Catarocuy. Hier stieß Herr Durantaye zu ihm. Man errichtete am Ufer des Sees eine Verschanzung von Pfählen, um den Vorrath in Sicherheit zu bringen, und ließ sowohl, um selbigen zu bewachen, als dem Heere dem Rücken frey zu halten, den Herrn d'**Orvilliers** mit vierhundert Mann daselbst zurück.

Feldschlacht mit den Tsonnonthuanern.

Vor dem Aufbruche ließ der General die Franzosen, welche den Engländern zu Wegweisern nach Michillimakinac gedienet hatten, todt schießen. Sodann rückete das Heer

zu

zu Lande fort, und kam glücklich durch zween sehr gefährliche Pässe. Allein, den 13ten wurde es bey dem dritten Passe von achthundert Irokesen muthig angegriffen. Zweyhundert dieser Barbaren schwenketen sich nach dem ersten Abfeuern, und fielen über den Nachzug her. Da man nun überdieses von dem ersten Dorfe der Tsonnonthuaner nur einen Flintenschuß weit entfernet war; folglich alle Augenblicke eines neuen Schwarmes gewärtig seyn mußte: so verursachete dieses alles eine Unordnung unter dem Heere. Zum Glücke hielten unsere Wilden Stand, und schlugen sich so lange tapfer herum, bis das Heer sich besinnen konnte. Sodann wurde der Feind auf allen Seiten angegriffen; und da er die allzugroße Ungleichheit wahrnahm, zerstreuete er sich, und ergriff die Flucht. Wir bekamen etwa sechs Todte und zwanzig Verwundete, darunter der Pater Anielran, ein Jesuit, sich befand. Der Feind ließ fünf und vierzig Mann auf dem Platze, und bekam sechzig Verwundete. Jene wurden von den Utauais sogleich aufgefressen: in der Schlacht hingegen hatten sie nicht recht anbeißen wollen. Die königlichen Völker erwarben sich in diesem ganzen Feldzuge gleichfalls wenig Ehre.

1687.

Den 14ten erreichete das Heer eines von den vier großen Dörfern, daraus der Tsonnonthuaner Bezirk bestund. Man brennete es weg und zog weiter: allein, man bekam weder hier noch die übrigen zehn Tage, da man das Land durchstreifete, eine lebendige Seele zu sehen. Die meisten nahmen ihre Zuflucht zu den Goyoguinen, andere nach Neu-York. Der Oberste Dongan hatte diejenigen, mit denen man schlug, mit Kriegesbedürfnissen versorget; ja, als der König von England eine Person nach Manhatte abschickete, um den vorhin erwähnten Neutralitätstractat vollziehen zu lassen: so ließ im Gegentheile der Oberste besagte Person auf der Stelle an Bord bringen, und nach Europa führen.

Um wieder auf das Heer zu kommen, so brachte es zehn Tage in des Feindes Lande mit Verheeren zu. Absonderlich verbrannte man vierhundert tausend Scheffel Getreyde, und schlug eine erstaunliche Menge Schweine todt. Hieraus entstunden viele Krankheiten, und nöthigten den General, den Rückweg zu ergreifen; absonderlich weil die Wilden nicht länger bleiben wollten. Er gieng also nach genommenem Besitze von dem eroberten Lande nach dem Niagaraflusse zurück. Die Pflanzlande hatten also von diesem Zuge weiter keinen Vortheil.

Niagara Schanze erbauet, und bald darauf verlassen.

Dem Statthalter hatte die Erbauung einer Schanze zu Niagara längst im Sinne gelegen. Man legete also bey der gegenwärtigen guten Gelegenheit Hand ans Werk. Die Schanze wurde gebauet und der Ritter Troyes mit hundert Mann hinein geleget. Unsere Bundesgenossen bezeugeten ein großes Vergnügen darüber. Allein, als bald darauf die ganze Besatzung mit einander weg starb: so dachte man, es rühre das Unglück von der ungesunden Luft her, und schleifete die Schanze: da doch vielmehr die verdorbenen Lebensmittel, damit man die Besatzung versorget hatte, Ursache an ihrem Tode waren a).

Was der Oberste Dongan thut.

Unterdessen setzete der Oberste Dongan seine bisherige Aufführung fort: er trachtete nämlich unsere Bundesgenossen auf seine Seite zu bringen, und den ganzen Pelzhandel nach Neu-York zu ziehen. Er ließ den fünf Orten sagen: sie sollten künftig nicht mehr nach Catarocuy gehen, auch keine andere Mißionarien haben, als die er ihnen geben werde. Ja, sie mußten den Huronen und Utauais zu Michillimakinac die Gefangenen zurück geben. Den Irokesen am Ludwigsprunge und am Berge, both er engländische Jesuiten zu

a) Man hat seit einigen Jahren eine neue Schanze aufgebauet, auch mit Einwohnern besetzet, ohne daß jemand über ungesunde Luft klaget.

1687. zu Mißionarien, und einen bequemern Wohnplatz an. Dem Marquis Denonville ließ er melden, wenn er die Iroquesen ferner beunruhigen werde, so wolle er sie mit gewaffneter Hand unterstützen. Er schickete wirklich eine Partey von sechzig Agniern aus, um Gefangene zu machen. Als diese über den Champlainsee fuhren: so begegnete ihnen ihr Landesmann, ein Oberhaupt der Iroquesen am Ludwigssprunge, insgemein der große Agnier genannt, und beredete sie, unter dem Vorwande, Onontthio wolle sie nicht mehr bekriegen, wieder umzukehren; ja, der Mann predigte ihnen Jesum Christum mit solchem Nachdrucke, daß viere von ihnen mit ihm nach dem Ludwigssprunge giengen. Nachgehends schickete er seinen Vettern, nebst noch einem Wilden an die Onneyuthen und Onnontaguer, und beredete sie unter dem vorigen Vorwande, zum Stillesitzen.

Heldenthat zweener Franzosen.

An der Hudsonsbay gieng unterdessen eine merkwürdige That vor. Es lag ein englisches Schiff im Eise bey Charlestown, welche Schanze die Engländer seit kurzem etwa sechs Meilen weit von der Annenschanze gebauet hatten. Der Befehlshaber der letztern, Herr d'Iberville, schickete vier Mann aus, um das Schiff zu erkundschaften. Die Engländer überfielen sie aber, und nahmen zween gefangen. Als die Fahrt offen war: so banden sie einen los, weil der Schiffer das Bein gebrochen hatte, und die übrigen sechse das Schiff nicht regieren konnten. Allein, als einstens vier Engländer auf dem Maste waren, so erwischete der Franzos eine Axt, schlug die zween übrigen todt, machete seinen Kammeraden los, und nahm die übrigen Engländer auf dem Mastbaume gefangen. Das Schiff führeten sie nach St. Annen, wo es eben recht ankam; indem es daselbst sehr hungerig zugieng.

Sterben in Canada.

Mit Ende des Jahres ereignete sich in Canada ein großes Sterben, welches denn den General an einem zweyten Zuge gegen die Tsonnonthuaner hauptsächlich verhinderte. Zugeschweigen, daß es außer Zweifel war, die Engländer würden ihnen beystehen, und daß ihm der Hof befohlen hatte, alle Gelegenheit zum Verdrusse mit den Engländern zu vermeiden.

Streifereyen der Iroquesen.

Unterdessen da man dachte, die Iroquesen fürchteten sich erstaunlich vor einem neuen Einfalle: so suchete den 3ten des Windmonates eine Partey Agnier und Machinganer die Chamblyschanze zu überfallen. Vierzig Onnontaguer erschienen unvermuthet vor Catarocuy, nahmen drey Soldaten und die Fräulein d'Alonne gefangen. Der Befehlshaber, Herr d'Orvilliers, schickete den Pater Lamberville, der zu allem Glücke gegenwärtig war, mit zweyen Halsgehängen an sie ab. Eines deswegen, damit sie die Gefangenen wohl halten möchten; das andere, damit sie an dem Kriege der Franzosen mit den Tsonnonthuanern, welche ihren Vater erzürnet hätten, keinen Antheil nehmen möchten. Die Gefangenen wurden nach Onnontague geführet, und ganz gelinde gehalten, die Halsgehänge aber dem Obersten Dongan zugeschicket.

Der Oberste Dongan schreibt Friedensvorschläge vor.

Dieser schrieb an den General, was die Gehänge bedeuten sollten. Weil aber der Marquis von dem ganzen Verlaufe noch nichts wußte: so schickete er den letzten Christen im Jahre 1687, den Pater Vaillant de Gueslis an ihn ab, um zu vernehmen, ob der Oberste irgend einen Vorschlag zu thun habe. Dieser nun, sagete rund heraus, die Franzosen dürften an einen Frieden mit den Iroquesen nimmermehr, als auf folgende Bedingungen, gedenken. 1. Erstlich müßten die Wilden, die man nach Frankreich auf die Galeeren geschicket habe, wieder zurück kommen. 2. Müßten die christlichen Iroquesen, die voritzt am Ludwigssprunge und am Berge wohneten, in ihr Vaterland zurück kehren.

3. Die

3. Die Schanzen Niagara und Catarocuy müsse man schleifen; und 4. den Tsonnonthuanen alles, was aus ihren Dörfern weggenommen worden, wieder geben. Damit schickete er den Pater fort, ohne daß derselbige seinem Vorsatze zu Folge, die Agnier besuchen durfte.

1687.

Ordnet was die Iroquesen thun sollen.

Hierauf entboth der Oberste sogleich von allen fünf Orten Abgeordnete zu sich nach Orange, eröffnete ihnen, der französische General habe ihn ersuchet, der Friedensvermittler zu seyn: er habe auch solche Bedingungen, damit sie zufrieden seyn könnten, vorgeschlagen. Diese nun trug er ihnen vor; und setzete darauf hinzu: „Ich wünsche, daß „ihr die Axt niederlegtet: ich will aber nicht, daß ihr sie begrübet; verstecket sie nur unter dem Grase, damit ihr sie leicht wieder nehmen könnet, wenn es nöthig seyn wird. „Der König, mein Herr, hat mir verbothen, euch Gewehr und Pulver und Bley zu „verschaffen, im Falle ihr fortführet, die Franzosen zu bekriegen: dieses Verboth aber „darf euch nicht beunruhigen. Wenn die Franzosen die Bedingungen verwerfen, die ich „ihnen vorgeschlagen habe: so soll es euch an nichts von demjenigen fehlen, was nöthig „seyn wird, euch Gerechtigkeit zu verschaffen. Ich will euch solches vielmehr auf meine „Unkosten verschaffen, als euch in einer so gerechten Sache verlassen. Itzo rathe ich „euch nur, auf eurer Hut zu stehen, aus Furcht, daß ihr nicht von neuem durch eure „Feinde verrathen werdet; und euch ingeheim zu rüsten, um durch den Champlainsee „und bey Catarocuy sie anzugreifen, wenn ihr genöthiget seyn solltet, den Krieg wieder „anzufangen „.

Die Wilden fangen Feindseligkeiten an.

Die iroquesischen Abgeordneten begriffen alles, was ihnen der Statthalter zu verstehen geben wollte, und hielten sich den ganzen Winter ruhig. Sobald die Flüsse frey waren, so schickete Herr von Denonville einen großen Vorrath an Lebensmitteln nach Catarocuy: er kam auch glücklich dahin. Allein, im Rückwege überfielen die Iroquesen die Begleitung, und macheten einige im Angesichte des Befehlshabers nieder. Diesem wurde dabey so angst, daß er, anstatt seine Leute zu rächen, aufs eiligste Reißaus nahm.

Ihre trotzigen Friedensvorschläge.

Man sah hieraus deutlich genug, daß die Barbaren sich wenig aus dem Frieden macheten. Zum Unglücke war der General außer Stande, den Krieg länger fortzuführen. Er nahm also seine Zuflucht zum Pater Lamberville. Dieser brachte die Onnontaguer dahin, daß sie Abgeordnete an den General schicketen. Allein, sie gaben ihnen fünfhundert Mann zur Begleitung mit. Als sie nach Catarocuy kamen: so ließ sie Herr d' Orvilliers auf ihr Ersuchen durch seinen Lieutenant Herrn de la Perelle weiter führen. Doch dieser fand zu seinem größten Schrecken bey der Franzsee abermal ein sechshundert Iroquesen. Doch verlangeten die sämmtlichen Wilden nicht weiter zu gehen, sondern Herr Perelle begab sich nebst den Abgeordneten nach Montreal, wo ihnen der Statthalter noch denselbigen Tag Gehör ertheilete. **Haaskuaun**, in den französischen Nachrichten insgemein Großmaul genennet, ein Tsonnonthuaner, und eben der, welcher in der Hungerbucht mit dem Herrn de la Barre so trotzig gesprochen hatte, war voritzt der Worthalter. Er trug die vortheilhaften Umstände seiner Nation, den elenden Zustand der Franzosen, und die wenige Mühe, welche die fünf Orte zu gänzlicher Vertilgung derselbigen anwenden dürften, mit großer Beredsamkeit und nicht geringerer Deutlichkeit vor.

Sodann fuhr er fort: „Ich meines Ortes habe immer Mitleiden mit euch gehabt. „Als ich demnach von meinen Landesleuten erfuhr, sie wollten euere Schanzen, euere „Häuser, eure Scheunen und euer Getreide verbrennen, habe ich sie so lange gebethen, „bis sie mir erlaubeten, den OnontHio vor dem bevorstehenden Unglücke zu warnen, und

1687.

„ ihm zu melden, wofern er die vom Corlar vorgeschlagenen Bedingungen annehme, so „ könne er dem Unheile entgehen. Uebrigens kann ich euch nicht mehr als vier Tage Be„ denkzeit gönnen. Lasset ihr diese vorbey streichen, so bin ich euch weiter für Unglück „ nicht Bürge „.

Bestürzung der Colonie.

Diese Rede und die Anwesenheit der zwölfhundert Iroquesen am Franzsee, von da sie in zween Tagen die Insel Montreal überfallen konnten, machete jedermann bestürzt. Zu allem Unglücke mußte man vernehmen, der Ritter Troye sey mit seiner ganzen Besatzung gestorben, und es dürfe zwischen dem Sorelflusse und der Magdalenenaue kein Mensch vor den streifenden Parteyen aus dem Hause gehen.

Die Iroquesen belagern Cataracuy.

Der Marquis schickete alle gefangene Onnontaguer nach Hause, und suchete sich mit diesem Orte zu vergleichen. Als die Freygelassenen nach Cataracuy kamen: so fanden sie die Schanze von achthundert Iroquesen belagert. Es hatten selbige mit brennenden Pfeilen schon allen Heuvorrath in Brand gestecket, auch alles Vieh todt geschlagen. Der Ontariosee war gleichfalls voll feindlicher Canoten. Zum Glücke war unter den Freygelassenen ein Vetter des Hauptmanns, welcher Cataracuy belagerte: denn dieser hub zur Dankbarkeit die Belagerung auf, und also wurde der Ort, als man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, noch erhalten. Was noch mehr: den 8ten des Brachmonates kamen die Abgeordneten der Onnontaguer, Onneyuther und Goyoguinen nach Montreal, und verlangeten im Namen der ganzen Nation, Friede zu machen.

Friede mit den Iroquesen.

Er wurde auf folgende Bedingungen geschlossen. 1. Sollten sämmtliche Bundesgenossen mit eingeschlossen seyn. 2. Die Orte Agnier und Tsonnonthuan sollten gleichfalls Abgeordnete schicken, und Friede machen. 3. Alle Feindseligkeiten solle man einstellen. 4. Der General könne Cataracuy nach Belieben mit Lebensmitteln versorgen, und die Iroquesen sollten dießfalls Geisel geben.

Niagara wurde geschleift, weil man es nicht zu erhalten getrauete. Die Gefangenen wurden gegen einander ausgewechselt, auch hatte Herr Denonville schon vorher um die Befreyung der zu Marseille sitzenden Iroquesen nach Hofe geschrieben.

Dergestalt war der Stillstand richtig. Der Oberste Dongan schickete einen Gesandten mit dem Fräulein d'Allone, und zwölf gefangene Franzosen nach Montreal, meldete dabey, es sey der vorige Neutralitätstractat zwischen beyden Königen erneuert worden, und man werde allemal gute Nachbarschaft halten. Dem ungeachtet schickete er uns noch einige kleine Parteyen Iroquesen über den Hals: es zog aber der General mit aller seiner Macht gegen sie aus, und jagete sie aus einander.

Ritter Andros, Stathalter von Neu-York.

Bald darauf wurde der Oberste zurück berufen. An seine Stelle kam der Ritter Andros, ein Protestant. Da nun Dongan, ungeachtet er ein Katholik war, die Befehle seines Herrn, in Absicht auf die Franzosen so schlecht befolget hatte: so machete man sich von seinem Nachfolger desto schlechtere Hoffnung. Es traf auch diese Vermuthung nur allzu sehr ein.

Schlechter Zustand der Pflanzlande.

Doch, das allergrößte Unglück der Pflanzlande war ihr innerlicher schlechter Zustand. Jedermann, oder doch beynahe, that was er wollte, und geherchete seinem Vorgesetzten, so weit als es ihm beliebete. Die sogenannten Wildschützen stifteten erstaunliches Uebel; ihre Gierigkeit verleitete sie zu Schandthaten, die uns verächtlich macheten; sie setzeten den Preis unserer Waaren zu weit herab, erhöheten dagegen den Werth der Biberbälge. Hierzu kam die Uneinigkeit zwischen den Herren de la Barre, und de la Sale, woran nicht nur die

1687.

die Franzosen, sondern auch die verbündeten Wilden Antheil nahmen. Nurbesagte Uneinigkeit verursachete, daß die Iroquesen funfzehn mit Waaren beladene Canote wegnahmen, in Meynung, sie handelten dem empfangenen Befehle, des Herrn de la Sale Leute zu plündern, gemäß; gleichwie denn auch zum Unterschiede eine gewisse Losung beliebet worden war. Der begangene Irrthum zog den Krieg des Herrn de la Barre nach sich. Das viele Herumlaufen in den Wäldern und Wildschießen, entblößete das Land von den besten Leuten: es machete sie roh, dumm und widerspänstig, und ihre Kinder wurden nicht besser, als die Zigeuner, aufgezogen. Alles dieses stellete der Marquis dem Herrn von Seignelay vor, und meynete, um sich die Iroquesen vom Halse zu schaffen, müsse man sie an dreyen Orten zugleich angreifen, dazu aber viertausend Mann, Vorrath für zwey Jahre, und vier bis fünfhundert Fahrzeuge gehöreten. Es wäre zu wünschen gewesen, es hätte dieser General genugsame Standhaftigkeit besessen, die Unordnung, darüber er klagete, abzuschaffen, und dagegen die gute Ordnung, davon er ein großer Liebhaber war, einzuführen.

Unsere Bundesgenossen sind über den Frieden ungehalten.

Die Endigung des Krieges lag ihm sehr am Herzen. Er wußte auch wohl, es sey weder billig noch rathsam, ohne Beytritt unserer Bundesgenossen Friede zu machen; gleichwie er denn seine Meynung wegen dieses Stückes, den Abgeordneten der Iroquesen deutlich genug sagete. Es mag nun aber seyn, daß die Wilden wegen Zeitmangels von den Gesinnungen des Generales keine Nachricht bekamen, oder welches wahrscheinlicher ist, daß sie den Iroquesen wenig Aufrichtigkeit zutraueten: so waren sie doch mit diesem Vergleiche meistentheils sehr schlecht zufrieden. Ja, manche schämeten sich unsertwegen, daß wir Friede macheten, wenn und wie es die Iroquesen mit ihrem gewöhnlichen Trotze verlangeten.



Der

Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Zwölftes Buch.

1688.

Einige Bundesgenossen überfallen die Iroquesen.

Die Abenaquier waren unter allen unsern Bundesgenossen die einzigen, welche unsere Feinde entweder fürchteten, oder doch nimmermehr zu gewinnen hoffeten: gleichwie sie sich denn wenig darum bekümmerten, ob man sie in den Frieden oder Stillestand eingeschlossen habe oder nicht. Zu eben der Zeit, als Herr Denonville am eifrigsten bemühet war, Canada Friede zu verschaffen, streifeten sie bis an den Sorelfluß, tödteten einige Iroquesen und Machinganen, und nahmen hernach in den engländischen Wohnplätzen ein gleiches vor. Die Iroquesen am Sprunge und am Berge, streifeten nicht weniger. Unterdessen ergriff doch niemand ein so gewisses Mittel, den Friedensschluß unmöglich zu machen, als eben die zu Michillimakinac wohnenden Huronen, die man so oft in einem billigen Verdachte eines heimlichen Verständnisses mit den Engländern und Iroquesen gehabt hatte.

Verwägene That eines Huron.

Ihr Oberhaupt hieß **Kondiaronk**, wurde aber von den Franzosen insgemein **Ratte** genennet. Der Mann besaß ungemeinen Verstand, große Tapferkeit, und überhaupt so große Eigenschaften, als kein einziger den Franzosen bekannter Wilder. Herr Denonville hatte ihn nebst seinen Landesleuten gegen die Iroquesen aufgebothen. Aber, als er nach Catarocuy kam: so mußte er von dem dasigen Befehlshaber hören, der Friede sey so gut, als geschlossen; folglich könne er voritzt nichts besseres thun, als den Rückweg ergreifen. Ungeachtet Ratte wohl begriff, man wolle seine Landesleute sowohl, als die übrigen Bundesgenossen, dem Wohl der Franzosen aufopfern: so ließ er sich doch nichts merken, sondern zog ganz gelassen davon, und wie die Franzosen dachten, nach seinem Dorfe. Allein, er hatte ganz eine andere Absicht.

Er passete den iroquesischen Gesandten und Geiseln in der Hungerbay auf, schoß, weil sie sich zur Wehre setzeten, einige todt, die andern nahm er gefangen. Weil man nicht weit von Catarocuy war: so kehrete Ratte ganz allein wieder dahin zurück. Einige frageten ihn: wo er herkäme? und er antwortete: er hätte den Frieden erschlagen, setzete auch hinzu; nun wollen wir sehen, wie sich Ononthio aus diesem Handel heraus wickeln

wird.

wird. Anfänglich wußte man nicht, was dieses sagen wollte: man erfuhr es aber hernach bald durch einen Gefangenen, welcher aus den Händen der Huronen entwischet war.

1688.

Doch Ratte ließ es bey diesem guten Anfange nicht bewenden. So bald er wieder zu seinem Haufen gekommen war: so setzete ihn einer von den gefangenen Gesandten, Namens Teganissorens, zur Rede, warum er Bothschafter angreife, welche einen dauerhaften Frieden zu schließen im Begriffe wären? Der Betrüger stellete sich ungemein befremdet, und gab vor, die Franzosen hätten ihm weis gemacht, er werde an der Hungerbay eine Partey iroquesischer Krieger, die er leicht schlagen könne, finden. Ja, er ließ zum Zeichen seiner Unschuld, die Gefangenen so gleich los, bis auf einen, mit welchem er nach seinem Vorgeben, die Stelle eines verlornen Mannes ersetzen wolle. Damit zog er eiligst nach Michillimakinac, und verehrete seinen Gefangenen dem Herrn von Durantaye. Weil nun dieser von den Friedenshandlungen noch nicht das geringste wußte: so ließ er den Kerl todtschießen. Zwar betheuerte derselbige, er sey ein Abgesandter, und es hätten ihn die Huronen verrätherischer Weise gefangen: allein, Ratte gab vor, er wäre nicht richtig im Kopfe, und sage das nur aus Furcht, um dem Tode zu entgehen.

Der Statthalter von Neu-York verhindert den Frieden.

Sobald er todt war, setzete Ratte einen alten Iroquesen, der schon seit langer Zeit in diesem Dorfe gefangen saß, in Freyheit, und befahl ihm, seinen Landesleuten zu erzählen, was er gesehen habe, und daß die Franzosen unterdessen, daß sie ihre Feinde mit dem angeblichen Friedensschlusse nur bey der Nase herumführeten, Gefangene von ihnen macheten, und solche todtschlügen. Diese List that erwünschte Wirkung. Zwar wollte man neue Abgeordnete an den Marquis abschicken: allein, der Ritter Andros schickete eine eigene Person nach Onnontague, und verboth den Iroquesen, sich ohne Vorwissen des Ritters mit den Franzosen einzulassen. Zugleich versicherte er sie seines Beystandes, und des Schutzes Seiner großbritannischen Majestät, als welche die Iroquesen wie ihre leiblichen Kinder liebete. Dem Statthalter aber schrieb er, es sollte sich derselbige zu einem Frieden mit den Iroquesen nimmermehr einige Hoffnung, als auf die von dem Obersten Dongan vorgeschriebene Bedingung machen. Uebrigens sey er zu guter Nachbarschaft geneigt, habe auch den unter ihm stehenden Engländern alle Feindseligkeiten gegen Neufrankreich verbothen.

Vermuthlich aber verstund er unter dieser Benennung weder Acadia, noch die benachbarten Landschaften. Denn eben zu der Zeit, da er dieses Versprechen that, ließ er den Wohnsitz des Barons S. Castin am Pentagoet; imgleichen den zu Camceaux und Chedabuctu angelegten beständigen Fischfang zerstöhren. Er läugnete zwar, daß er der Anstifter dieser That sey, man wußte es aber dennoch; gleichwie er denn auch Urheber der Verwüstung war, welche eine Partey von dreyhundert Iroquesen in den Pflanzlanden anrichtete.

Zustand der Handlung in Neufrankreich.

Bey diesem Zustande von Neufrankreich konnte die Handlung freylich nicht sonderlich blühen. Seitdem 1669 Jahre, da sie der König frey gab, war die Menge der Leute ziemlich angewachsen, und bestund in dem gegenwärtigen 1688 Jahre aus eilf tausend zwey hundert neun und vierzig Personen. Die Engländer fingen damals schon an, sich in den Pelzhandel zu mischen, und verhetzeten eben deswegen die Iroquesen beständig gegen uns. Denn da die nordlichen Gegenden das beste Rauchwerk liefern: so konnten sie dasselbige sonst nicht, als mit Hülfe der Iroquesen bekommen. Nun sind zwar diese Leute keine sonderliche Jäger: allein, zugeschweigen, daß sie uns und unsere Bundesgenossen zum öftern ausplünderten, so brachten sie viele Völkerschaften, ja zuweilen unsere eigenen Wildschützen dahin, daß sie mit den Neu-Yorkern handelten. Dergestalt wurde ihr Land zum Mittel-

1688.

puncte dieser Handlung, und sie hatten großen Vortheil davon, der sie beständig auf der Engländer Seite zog. Hierzu kam noch der wohlfeile Preis der englischen Waaren. Mit einem Worte, das allerfeinste Rauchwerk wurde allemal den Engländern zugeschleppet.

Beständige Fischerey im Strome.

Endlich als mit dem Pelzhandel alle Tage weniger zu thun war: so fielen einige Genossen dieser Handlung auf einen schon oft vergeblich unternommenen Anschlag, nämlich einen beständigen Fischfang im Lorenzstrome zu errichten, ließen aber bald wieder davon ab. Der einzige Herr Riverin blieb beständig dabey; und weil es ihm am Gelde fehlete, so beredete er einige Pariser, mit ihm in Gesellschaft zu treten. Allein, die guten Herren wollten alle mit einander erndten, ehe die Frucht reif war. Damit giengen die besten Anschläge zu Grunde.

Menge der Stock- und Wallfische.

Er fing im Sommer des 1688 Jahres an, Hand ans Werk zu legen, und errichtete seinen Fang am Matanefluſſe, in welchen Fahrzeuge von zweyhundert Tonnen einlaufen können. Die ganze Südküste des Lorenzflusses wimmelte auf zwanzig Meilen weit von Stockfischen, und konnte man, wie Riverin dem Herrn von Seignelay berichtete, über fünfhundert Schaluppen auf einmal dazu gebrauchen. Der Fisch, sagete er ferner, sey ungemein gut, und zum Verführen nach Spanien und der Levante tauglich. Bey Matane sehe man zuweilen wohl funfzig Wallfische auf einmal; sie wären im geringsten nicht scheu, blieben ein ganzes Viertheljahr da, und fände man sie eine Viertheilmeile weit von der Küste. Unterdessen both doch keine einzige Gegend eine so unerschöpfliche Quelle zum Fischhandel dar, als Acadia. Nur hatten zum Unglücke, die Franzosen den wenigsten Vortheil davon.

Warum Acadia den Franzosen nichts helfe.

Der Hof schickete in diesem Jahre den Herrn Paquine dahin, um den Zustand des Landes recht zu erforschen. Seine Meynung war, es sey ein großer Fehler, daß man Königshafen zum Hauptsitze des Landes gemacht habe. Denn da man zum Einlaufen mancherley Winde brauche: so tauge dieser Ort im geringsten nicht zur Handelschaft. Die Klage war alt, aber gegründet. Die Häfen Camceaux und la Heve waren freylich ungleich bequemer. Eine gewisse Person, welche noch bessere Kenntniß, als der nurgemeldete Abgeordnete besaß, urtheilete folgendermaßen von der ganzen Sache.

Zustand des Landes.

„Acadia hat schöne und sichere Häfen, fruchtbaren Boden, trefflichen Fischfang, den „man das ganze Jahr über treiben könnte; und über das alles Bergwerke. Gleichwohl „ist es bisher in einem kraftlosen Zustande geblieben. Die Ursache lag anfänglich an der „Uneinigkeit der Eigenthümer, nach dem Bredaer Friedensschlusse aber an der Gierigkeit „der Statthalter, welche die Engländer immerhin Meister von dem Fischfange und Pelzhan„del bleiben ließen, wenn sie nur ihren eigenen Vortheil dabey fanden. An ihrem Orte „lebeten die Einwohner in den Tag hinein, bekümmerten sich weder um den Landbau, noch „um den Fischfang, sondern soffen, und liefen im Walde nach Wilde herum„.

Die größte Stütze dieses Landes war das Bündniß mit den Abenaquier, bey welchen das Christenthum großen Fortgang gewonnen hatte. Die Engländer sucheten sie durch Geschenke und großes Versprechen von unserer Seite abzuziehen: allein, es waren diese Leute ihrer Religion und ihren Mißionarien so herzlich zugethan, daß sie nie darein willigten.

Der Ritter Callieres geht nach Frankreich.

1689.

Unterdessen wurde die ganze Colonie bestürzt, als sie die Erklärung des Ritters Andros vernahm, und hören mußte, die Orte wollten ohne sein Vorwissen in der That sich nicht weiter einlassen. Wer sich gar nicht zuhelfen weis, der denket zuweilen auf Mittel, die man nimmermehr vermuthen sollte. Dergestalt verfiel man in Canada, ungeachtet

des

des gegenwärtigen höchstelenden Zustandes, auf den Anschlag, Neuyork zu erobern. Der Ritter Callieres ersann denselbigen, offenbarete ihn dem Marquis Denonville, und reisete deswegen nach Frankreich.

1689.

Seine Anschläge.

Seine dem Minister überreichte Schrift war folgenden Inhalts. Weil der Ritter Andros ein Protestant sey, so sey, alles Befehlens von seinem Könige ungeachtet, nie eine gute Nachbarschaft von ihm zu hoffen, im Gegentheile werde er, gleich seinem Vorfahrer, den Irokesen allemal Beystand leisten. Dergestalt werde dieses Volk nie Friede halten. Folglich sey, den Umsturz Neufrankreichs zu verhüten, kein anderes Mittel übrig, als Neuyork zu erobern. Dieses könne nach seiner Meynung folgender maßen geschehen.

Man gebe mir, sagete er, eintausend und dreyhundert Soldaten, und dreyhundert „Canadier, so will ich den Sorelfluß, bis in den Champlainsee aufwärts fahren, als „wenn ich die Iroquesen bekriegen wollte. Bin ich aber erst in ihrem Lande, so will ich „ihnen schon vermelden, meine Absicht gehe bloß auf die Engländer. Oranien hat bloße „Pallisaden, und eine kleine Schanze mit vier Bollwerken. Manhatte hat vierhundert „Einwohner, die in acht Compagnien halb zu Pferde und halb zu Fuße vertheilet sind, „aber gar keine Umschanzung, sondern nur ein kleines Schloß von vier Bollwerken, mit „Steinen bekleidet, und mit Stücken besetzet. Dergestalt käme der vortreffliche Hafen „Manhatte, den man zu aller Zeit besuchen kann, und ein höchstfruchtbares Land, von „gelinder Witterung, unter des Königes Bothmäßigkeit. Wendet man den Neutralitäts-„tractat ein: so antworte ich, erstlich haben ihn die Engländer nie gehalten. Zweytens „sind die neuyorkischen Einwohner meist Holländer, und werden dem Prinzen von Oranien „auch wider ihres Statthalters Willen anhängen *b*). Demnach muß man ihnen vorkom-„men. Will man aber so lange verziehen, bis der Krieg *c*) mit England ausbricht: so „muß man sich auf den künftigen Brachmonat fertig halten.„ Diese Schrift fand Beyfall; ja der König selbst hielt sie genehm. Allein, die Ausführung des Anschlages sollte der Marquis Denonville nicht übernehmen.

Der Graf Frontenac wird Statthalter.

Seine Majestät meldeten ihm unterm letzten des Maymonates 1689, dieselbe wären gesonnen, seine Dienste bey dem bevorstehenden Kriege in Europa zu gebrauchen. An seine Stelle kam der Graf Frontenac. Der Marschall de Bellefont, welcher seiner erhabenen Tugend wegen bey Ludwig dem XIV in großem Ansehen stund, wurde für sein gutes Verhalten Bürge. Nebstdem erforderte der elende Zustand Neufrankreichs einen angesehenen und standhaften Mann, der den Krieg wohl verstund, das Land kannte, und mit den Wilden umzugehen wußte. Alle diese Eigenschaften besaß der Graf. Ueber dieses verhoffte man, er werde die vorigen Fehler nicht weiter begehen. Dieses geschah auch. Entwischeten ihm ja einige Fehler, so wurden sie doch durch seine wichtigen Dienste ausgelöschet; und diejenigen, welchen er voritzt eben so schlecht geneigt war, als zuvor, mußten sich mit Gelassenheit darein schicken.

Seine Verhaltungsbefehle wegen der Hudsonsbay.

In seinem Verhaltungsbefehle vom 7ten des Brachmonates, meldete der König, man habe zwar wegen der vorgefallenen Thätlichkeiten an der Hudsonsbay, zu London Handlung gepflogen, solche aber nachgehends bis in den Jenner des 1689 Jahres ausgesetzet. Weil nun unterdessen die Thronveränderung vorgefallen, und es nicht wohl glaublich sey, daß England seitdem viel für die Hudsonsbay gesorget habe, so solle er der nordischen Gesellschaft zu gänzlicher Vertreibung der Feinde von diesem Orte behülflich seyn.

 Von

b) Frankreich führete Krieg mit Holland.

c) Man hielt den Krieg für unvermeidlich.

1689.

Von Acadia.

Von Acadia wurde gemeldet, es hätten die Engländer bey nurgemeldeter Handlung die Gerechtsamen Frankreichs über Pentagoet erkannt. Er solle mit dem acadischen Statthalter Herr von Manneval Abrede nehmen, wie etwa dieses Land vor den Einfällen der Engländer sicher zu stellen sey.

Von der neuyorkischen Unternehmung.

Doch das Hauptwerk betraf den Vorschlag des Befehlshabers zu Montreal, Ritters Callieres. Es hieß: Seine Majestät habe denselbigen gebilliget, und dero Intendanten zu Rochefort Herrn Begon befohlen, alle Kriegesbedürfnisse zur Unternehmung auf Neuyork in Bereitschaft zu halten. Auch würden zu Rochefort zwo Fregatten ausgerüstet, und dem Herrn de la Caffiniere untergeben, welcher die Befehle des Grafen genau ausrichten sollte. Der Graf solle mit diesen Fregatten erstlich an die Mündung des Lorenzbusens, sodann nach Canceaux und von hier auf einem Kaufschiffe nach Quebec abgehen, den Ritter Callieres aber, sobald möglich, voraus schicken, damit er vorläufig Anstalten zur Unternehmung machen könne. Caffiniere sollte unterdessen an der acadischen Küste warten, und alle feindliche Schiffe wegnehmen.

Nachgehends sollte der Graf nebst dem Ritter und der canadischen Landmacht den Zug gegen Neuyork auf Fahrzeugen antreten, und seinen Aufbruch dem Caffiniere zu wissen thun. Dieser sollte nach Manhatte segeln, und alle in der Bay befindliche Schiffe wegnehmen, sonst aber in nichts, was der Unternehmung hinderlich fallen könnte, sich einlassen. Das beste sey, wenn der Graf mit der Landmacht gerade auf Manhatte losrücke, ohne sich bey andern vorliegenden Plätzen aufzuhalten.

Wäre Neuyork erobert, so könne er die katholischen Engländer im Lande lassen, die Officier und vermöglichen Leute, die sich lösen könnten, gefangen behalten, die übrigen sowohl Manns- als Weibespersonen nach Neuengland oder Pensilvanien schicken, für seine Person zeitig nach Quebec zurück kehren, und das übrige dem Ritter Callieres überlassen, den Seine Majestät zum Statthalter von Neuyork, der Stadt und Festung Manhatte mache, doch aber dem Großstatthalter von Neufrankreich untergebe. Weil auch der Hauptnutzen dieser Unternehmung ein dauerhafter Friede mit den Iroquesen seyn solle, und man den übrigen englischen Pflanzlanden die Mittel zu einem Angriffe auf dem Lande benehmen müsse, so wurde dem Grafen ausdrücklich befohlen, alle in der Gegend um Manhatte befindliche Wohnplätze zu zerstöhren und die übrigen zu brandschatzen.

So wohl als dieser Anschlag ausgesonnen war, so beruhete er doch auf zweyen Dingen, die in keines Menschen Vermögen stunden; nämlich auf günstigem Winde, und auf einer gleichmäßigen Geschwindigkeit aller derer, welche man zum Vorkehren der Anstalten gebrauchete: hier aber fehlete es gleich im Anfange.

Man mußte zu Rochelle siebenzehn Tage warten, bis die Fregatte l'Embuscade ausgebessert wurde. Nachgehends mußte man die Kauffahrer begleiten, welche schwer beladen waren, folglich schlecht segelten. Daher kam der Graf erst den 12ten des Herbstmonates nach Chedabuctu, als dem bestimmten Sammelplatze, und die Kauffahrer erst den 18ten. Der Befehl, den er dem Caffiniere bey seiner Abreise nach Quebec hinterließ, zeigete genugsam, daß er von dem glücklichen Ausgange dieser Unternehmung schlechte Hoffnung hatte. Es sollte nämlich der Ritter Caffiniere die Union nach Königshafen begleiten, weil dieses Schiff den Ort mit Mund- und Kriegesvorrathe zu versorgen bestimmet war. Sodann sollte er nach Manhatte segeln, doch aber bis den 15ten außer dem Gesichte der Stadt und des Schlosses bleiben, und nur Anstalt zum Landen machen. Erhalte er

bis

bis den 10ten des Christmonates keine Nachricht von ihm, so könne er nach Frankreich zurück gehen, doch aber die zur Unternehmung bestimmete Mannschaft und Kriegesbedürfnisse zu Königshafen aussetzen.

1689.

Das letztere fiel dem Herrn Caffiniere vermuthlich wegen widrigen Windes zu thun nicht möglich. Aber nach Frankreich gieng er. Der Graf Frontenac kam seines Ortes nebst dem Ritter Callieres den 12ten des Weinmonates nach Quebec, und den 27sten nach Montreal, fand aber den Marquis Denonville und den Herrn von Champigny in der größten Bestürzung von der Welt.

Einfall der Iroquesen.

Den 25sten des Augustmonates, als man in völliger Sicherheit zu seyn vermeynte, landeten eintausend und fünfhundert Iroquesen vor Tages am chinesischen Quartiere, welches an der Südküste der Insel, und ungefähr drey französische Meilen über der Stadt liegt. Weil jedermann schlief, schlugen sie erstlich alle Mannspersonen todt, und steckten hernach die Häuser in Brand, wornach ihnen alles in die Hände laufen mußte. Sie verübeten ungewöhnliche Grausamkeiten; sie rissen die Frucht aus Mutterleibe, sie steckten die Kinder an Bratspieße, und nöthigten, die Mütter die Spieße zu drehen, und erfunden noch allerley andere schreckliche Todesarten. Dergestalt kamen innerhalb einer Stunde über zweyhundert Personen von beyderley Geschlechte und allerley Alter ums Leben. Hierauf streiften sie bis eine Meile weit von der Stadt, und wüteten überall auf gleiche Weise. Als sie des Quälens überdrüßig waren, wanderten sie mit zweyhundert Gefangenen nach Hause, und verbrannten sie da. Als der erste Lärm entstund, so befahl Herr Denonville, welcher eben zu Montreal anwesend war, dem Lieutenante Robeyre, sich in eine gewisse Schanze zu werfen. Kaum war er darinnen, so rückte ein Schwarm Iroquesen davor. Seine Leute fochten als verzweifelte, bis auf den letzten Mann; er selbst wurde gefährlich verwundet und gefangen. Hierauf stund den Wilden die ganze Insel offen. Sie hauseten bis an den halben Windmonat unmenschlich darinnen, ohne daß man ihnen widerstehen konnte. Als man nichts mehr von ihnen hörete: so schickte Herr Denonville, um ihren Abzug gewiß zu erfahren, die Herren du Lüth und Mantet in den See der zween Berge; denn es hatten unsere Leute nun schon zween Monate lang weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Sie trafen noch zwey und zwanzig Iroquesen in zween Canoten an, schossen achtzehn todt, und bekamen drey gefangen, welche man dem Feuer unserer Wilden überließ.

Vorsatz der Wilden.

Bey diesen betrübten Umständen, kamen der Graf von Frontenac und Callieres den 22sten des Windmonates nach Montreal. Einer von unsern Wilden, der ihnen wieder entwischet war, berichtete, sie wären Willens, bald wieder zu kommen, und den Winter über, reine Arbeit zu machen. Im Frühlinge hoffeten sie die Stadt wegzunehmen, indem eine große Anzahl Engländer und Mahinganen zu ihnen stoßen würde. Sodann wollten sie die drey Flüsse, und endlich Quebec besuchen. Hier hofften sie, eine englische Flotte anzutreffen, und zu Ende dieses Feldzuges sollte, nach ihrer Vorstellung, keine französische Seele mehr in ganz Canada seyn.

Zu allem Unglücke war Catarocuy, auf des Herrn Denonville Befehl, verlassen und geschleift worden. Um sich deswegen zu rechtfertigen, stellete der Marquis vor, weil diese Schanze unten an einer Bay liege, so schaffe sie wenig Vortheil; es mache allemal gewaltige Unkosten, wenn sie mit dem benöthigten versorget werden solle, indem man sogar das Brennholz dahin schaffen müsse. Denn die Besatzung dürfe sich, aus Furcht eines Ueberfalles, nicht in die Wälder wagen; und verstärken könne man sie, ohne andere nöthi-

1689.

gere Besatzungen zu schwächen, noch weniger. Diese Gründe ließen sich zwar hören; unterdessen hätte man sie schwerlich schleifen sollen, ohne vorher eine andere Schanze an einer bequemern Stelle zu erbauen. Denn übrigens war sie zum Pelzhandel, den einige bey dem Grafen beliebte Personen zum Nachtheile des gemeinen Bestens da trieben, sehr bequem, und eben dieses gehörete mit unter die Ursachen, warum sie der Marquis schleifen ließ.

Weil Herr Denonville dem dasigen Befehlshaber zur Räumung der Schanze den ganzen Windmonat Zeit gelassen hatte: so hoffete der Graf, sie werde noch nicht vorgegangen seyn. Er brachte demnach eine Menge Vorrath auf fünf und zwanzig Canote zusammen, und schickte ihn unter einer starken Bedeckung ab. Weil er auch die zu den Galeeren verdammeten Iroquesen mitgebracht hatte: so ließ er einige davon mitgehen, damit ihre Landesleute die Rückkunft derselbigen erfahren, und die übrigen abholen möchten. Aber sie waren kaum von dem chinesischen Quartiere abgefahren, so erschien Herr Valrenes mit seiner ganzen Besatzung in fünf und vierzig Mann bestehend. Er hatte allen Mund- und Kriegesvorrath, den er nicht mitnehmen konnte, theils verbrannt, theils ins Wasser geworfen, drey Barken nebst ihren Ankern und eisernen Stücken in Grund gebohret, die metallenen Stücke an den Franzsee gebracht und da vergraben, die Bollwerke, Mauern und Thürme untergraben, und beym Abzuge brennende Lunten an die Sprengkeller geleget; weil er nun nach einigen Stunden ein großes Gekrache vernommen hatte, so hoffte er, es werde alles in die Luft geflogen seyn. Es verdroß den Grafen freylich, daß seine Anstalten alle umsonst waren. Doch tröstete er sich damit, daß er die Schanze bald wieder herstellen wolle, gleichwie denn auch geschah.

Die Eroberung Neuyorks lag ihm gleichfalls noch immer im Sinne. Der Ritter Callieres machte dießfalls neue Anschläge: allein, sie waren vergeblich. Denn, leider! man erfuhr, die Engländer machten im Gegentheile Anstalt, Canada zu erobern. Sie waren uns auch in America an Macht freylich überlegen; unser Glück war, daß sie nicht zum besten gebrauchet wurde.

Was in Norden vorgieng.

An der Hudsonsbay liefen die Sachen dieses 1689 Jahr recht gut für uns. Iberville kam im vorigen Weinmonate dahin. Sein Lieutenant la Ferte, bekam den Befehlshaber der Nelsonschanze gefangen, und fand in seiner Tasche einen Befehl von den Bewindhabern der londonschen Gesellschaft, den Prinzen und die Prinzessinn von Oranien als König und Königinn von Großbritannien in der Bay, als welche der Krone gänzlich zugehöre, ausrufen zu lassen.

Bald darauf erschienen zwey Schiffe, eines von achtzehn, das andere von zehn Stücken vor der Annenschanze. Jedwedes hatte noch vier Steinböller, und eine große Menge Gewehr, Mund- und Kriegesvorrath am Borde. Ihre gesammte Mannschaft bestund aus drey und achtzig Mann, darunter eilf Lootsen von denen zwölfen, welche England in der Hudsonsbay hielt. Weil der erste Angriff nicht gelingen wollte, so schlugen sie einen Vergleich vor. Allein, Iberville merkete die List, lockete sie etlichemal in einen Hinterhalt, und erlegte ihnen dergestalt zwey und zwanzig Mann, darunter ihr Wundarzt, und einer der vornehmsten Officier war. Nachgehends bezwackete er sie bald auf einer Insel, darauf sie sich gelagert hatten, bald auf ihren Schiffen, die im Eise fest saßen. Endlich ergaben sie sich, mit dem Bedinge, es sollte den Officieren von der Ladung der Schiffe ihr Sold mit zehntausend fünfhundert Livres bezahlet, ihnen auch ein Fahrzeug mit aller Zugehör,

gehör, hinzufahren, wohin sie wollten, gegeben werden. Die übrigen, absonderlich die Lootsen, blieben gefangen. Iberville führete das Beste von den eroberten Schiffen nebst den Gefangenen nach Quebec, woselbst er den 25sten des Weinmonates anlangete, und ließ seinen Bruder Maricourt mit sechs und dreyßig Mann in der Bay zurück.

1689.

Die Engländer hatten zwischen dem Pentagoet und Kinibequi an einem Orte Pemkuit genannt, einen sehr schönen Anbau unternommen, auch eine Schanze von Pallisaden mit zwanzig Stücken dahin gesetzet. Aus diesem Orte beunruhigten sie die benachbarten Wilden, als geschworne Feinde der Franzosen, und setzeten den Statthalter von Acadia in große Verlegenheit.

Unternehmung der Canibas.

Den 9ten des Augustmonates machten sich hundert Canibas auf den Weg, um sie zu verjagen. Um aber ihrer Sache desto gewisser zu seyn, giengen sie vorher alle zur Beichte; viele communicirten; es mußten auch ihre Weiber und Kinder ein gleiches thun, damit sie reine Hände zu Gott aufheben, und um Sieg gegen die Ketzer bitten könnten. Nebstdem mußte in ihrem Dorfe, so lange als der Zug dauerte, der Rosenkranz ohne Aufhören fortgebethet, und nicht einmal zu Essenszeit ausgesetzet werden. Die Krieger überfielen erstlich den Wohnplatz in bloßem Hemde, macheten alles, was sich wehrete, nieder, und nahmen die übrigen gefangen. Nachgehends steckten sie sich hinter einige steinerne Häuser, und schossen von Mittage bis Abends so heftig auf die Schanze, daß sich niemand sehen lassen durfte. Den folgenden Tag übergab der Befehlshaber die Schanze, und zog mit vierzehn Mann und einigen Weibern, mit dem Bündel auf dem Rücken, aus. Die Wilden nahmen, was ihnen beliebete, aus den Häusern und der Schanze, schleiften sie hernach, und zogen wieder heim. Zu vergessen ist nicht, daß sie ein Faß Brandtewein ohne den geringsten Tropfen zu kosten, entzwey schlugen. Denn dieses ist bey den Wilden fürwahr eine Heldenthat. Die Besatzung hatte nach ihrem Vorgeben sieben Mann eingebüßet. Von den Canibas wurde nur ein einziger am Beine verwundet.

Auf diese Unternehmung folgete eine andere, und weit wichtigere. Die Engländer hatten vierzehn kleine, aber wohlversehene Schanzen in der Nachbarschaft des Kinibeki. Die Wilden am Pentagoet und Johannesflusse stießen zusammen, überfielen die Schanzen alle miteinander, und schlugen bey zweyhundert Personen todt; hernach zogen sie mit großer Beute davon. Der Hauptvortheil, den uns diese Streifereyen brachten, bestund darinnen, daß hiermit alle Völkerschaften in diesem Lande, welche den größten Ruhm der Tapferkeit hatten, zu unversöhnlichen Feinden der Engländer wurden, hingegen blieben sie wegen ihrer herzlichen Neigung zur christlichen Religion, und weil sie von Natur leicht zu bereden sind, desto fester auf unserer Seite.

Noch eine andere Unternehmung.

Von dieser Zeit an, hielten es viele Abenaquier für gut, sich mitten unter den Franzosen niederzulassen. Zwar waren sie noch nicht alle Christen, sie machten aber doch schon Anstalt, sich zu bekehren. Herr Denonville überreichete dem Herrn Seignelay nach seiner Rückkunft in Frankreich eine Schrift von dem neufranzösischen Zustande, und von den Mitteln der Verwirrung in diesem Lande abzuhelfen, darinnen er meldet, alle glückliche Unternehmungen gegen die Engländer wären dem guten Verständnisse zuzuschreiben, das er vermittelst der Mißionarien, absonderlich aber der beyden PP. Bigot mit den Abenaquiern unterhalten habe, und könne man nicht besser thun, als eine große Anzahl dieser Wilden nach S. Franciscus zu locken. Die Engländer, fährt er fort, hielten die Mißionarien für ihre abgesagtesten Feinde, und hätten nicht eher geruhet, als bis sie dieselbigen

Viele Abenaquier begeben sich zu den Franzosen.

1689.

Aufsatz des Hrn. Denonville.

aus dem ganzen iroquesischen Gebiethe vertrieben hätten. Man sollte billig, auch ohne Absicht auf die Religion, dahin trachten, ihnen nicht nur unter den Iroquesen, sondern auch unter allen übrigen Wilden einen beständigen Sitz zu verschaffen; denn sie könnten diese Leute beynahe lenken, wohin sie wollten. Die Iroquesen hätten uns im Grunde zwar lieber, als die Engländer; gleichwohl würde sie der vortheilhafte Handel mit ihnen, oder vielmehr der gute Zustand, darein die Engländer ihre Handlung setzen, beständig auf ihrer Seite behalten. Das gute Verständniß zwischen der Geistlichkeit, und dem Statthalter und Intendanten, sey das einzige Mittel, Ordnung und Ruhe im Lande zu erhalten. Es wäre zu wünschen, es möchten die Geistlichen und Mönche überall ein so erbauliches Leben führen, und so fromm seyn, als in Canada: allein, sie hätten in diesem Lande allzuwenig Einkünfte, und könnten kaum leben. Man könne die Gränzposten, absonderlich Cataroeuy, wegen ihrer Entlegenheit nicht zeitig genug retten, und hätte man sie gar nicht anlegen sollen. Die dasigen Befehlshaber würden immer in die Händel der Wilden verwickelt, darüber wir mit den Iroquesen Verdruß bekämen, ja zuweilen bey unsern Bundesgenossen uns verächtlich machten. Man hätte sich in die Händel der Wilden nie mischen sollen, noch weniger ihnen die Waaren zuschleppen. Das übrige betraf den elenden Zustand Acadiens, die Bequemlichkeit, einen einträglichen Fischfang an dieser Küste zu treiben, und die Eroberung Neuyorks, wozu er sechs Fregatten und eintausend und zweyhundert Mann Landmacht forderte.

Entschluß des Hofes.

Allein, der Hof hielt zwar wohl diese Eroberung für etwas vortheilhaftes, brauchte aber doch seine Macht anderswo nöthiger. Es wurde folglich dem Grafen Frontenac und dem Herrn von Champigni befohlen, statt der Eroberungsanschläge nur auf die Sicherheit von Canada zu gedenken, und zu diesem Ende die Einwohner in Flecken, die man leicht vertheidigen und befestigen könne, ziehen zu lassen. Uebrigens könne der Graf das Ansehen, darinnen er bey den Iroquesen stehe, und die Befreyung ihrer Landesleute von den Galeeren auf solche Weise anwenden, daß ein dauerhafter Friede, davon Frankreich Ehre habe, daraus erfolgete.

Man verwunderte sich in Canada, warum der Hof dem Lande die verdrüßlichen Nachbarn nicht vom Halse schaffen wollte, gleichwie sich der Hof verwunderte, warum die Canadier lieber zerstreuet, als in Flecken beysammen wohnen wollten? Gleichwohl war das letztere so leicht nicht zu thun, als man in Frankreich gedachte; und was die bloße Vertheidigung gegen die Engländer und Iroquesen betrifft, so kostete sie in der That mehr als einen Zug, welcher jene außer Stand, uns jemals anzufallen, gesetzet, und diese ruhig in ihrem Lande zu sitzen genöthiget hätte. Gleichwie denn die Folge dieser Geschichte genugsam zeigen wird.

Der Graf will die Iroquesen gewinnen.

Weil an die Eroberung Neuyorks weiter nicht zu gedenken war: so gedachte der Graf, die Iroquesen zu gewinnen, welches ihm denn, weil sie bey seinem vorigen Aufenthalte große Höflichkeit gegen ihn blicken ließen, etwas leichtes zu seyn schien. Er hatte auf der Reise einen tapfern Hauptmann der Goyogouiner, Namens **Ureuhare**, gewonnen. Auf dessen Einrathen schickte er den Iroquesen viere von ihren auf der Galeere gewesenen Oberhäuptern, und ließ ihnen durch den **Ureuhare** beybringen, sie möchten doch an ihren alten Vater eine Gesandtschaft abschicken, sie würden ihn voll Liebe und Freundschaft gegen sie finden.

Die

Die Orte versammelten sich, und schickten einen Abgesandten, welcher den 9ten des Märzmonates 1690 zu Montreal ankam. Allein, der Graf war nebst dem Ureuhare zu Quebec. Endlich lockete der Ritter Callieres dem Gesandten sein Anbringen ab. Es bestund in sechs Halsgehängen. Das erste entschuldigte den Verzug der Abgesandtschaft, durch eine Unterhandlung mit unsern westlichen Bundesgenossen, und der Gesandte, **Gagniegaton**, sagte dabey: So muß man es bey Friedensschlüssen machen, und sich nicht auf Ausländer verlassen. Er meynte, der Statthalter hätte ihrem Verlangen zu Folge, in Person nach Onnontague, oder an einen andern beliebigen Ort kommen sollen.

1690.

Entschluß derselbigen.

Das zweyte Gehänge bedeutete die Freude der Flamander, das ist der Neuyorker und der Iroquesen, über die Rückkunft des Ureuhare, welchem er den Titel eines obersten Feldhauptmannes der Iroquesen beylegete. Hieraus war das gute Verständniß zwischen Neuyork und den Iroquesen zu ermessen.

Durch das dritte verlangete man die baldige Ankunft der übrigen gefangenen Iroquesen. Der Abgesandte meldete zugleich, man habe alle gefangene Franzosen nach Onnontague gebracht, und werde mit ihnen nach des Ureuhare Rath und Gutachten verfahren.

Das vierte und fünfte handelte von des Herrn Denonville im Bezirke Tsonnonthuan angestifteten Verwüstung, von der verrätherischen Gefangennehmung ihrer Oberhäupter, von dem Räumen der Schanze Catarocuy, und meldete, wenn alles Unheil ersetzet, und der Weg frey seyn werde, so wolle **Teganissorens** zu dem Onontthio kommen und vom Frieden sprechen.

Durch das sechste berichtete **Gagniegaton**, es sey zwar eine Partey Iroquesen schon seit dem Weinmonate zu Felde gegangen, sie werde aber, ehe der Schnee schmelze, nichts vornehmen; mache sie nun Gefangene, so werde man dieselbigen wohl halten. Thut desgleichen, fuhr er fort, wenn ihr von unsern Leuten welche bekommet. Ich hatte acht Gefangene von der chinesischen Niederlage; viere davon fraß ich, vieren schenkete ich das Leben. Ihr seyd grausamer, als ich; denn ihr schosset zwölf Tsonnonthuaner todt; ihr hättet wenigstens ein Paar verschonen sollen. Eben um dieses zu rächen, fraß ich die viere.

Herr Callieres schickete die Abgeordneten hierauf an den Grafen: allein, dieser ließ sie nicht vor sich, aus der Ursache, weil ihr Anführer ihn durch seine Grobheit beleidiget habe. Alles, was er mit ihnen handelte, geschah durch den Ureuhare. Dieser stellete ihnen acht Gehänge zu, und erklärete sie auf eine Weise, daß der Graf nicht mit eingemischet wurde.

Der Hauptinhalt war, die fünf Orte möchten ihre Thränen abwischen, und das Vergangene vergessen. Es freue ihn, daß seine Landesleute das Leben der gefangenen Franzosen schonen wollten, Onontthio habe versprochen, mit den ihrigen dergleichen zu thun. Er, Ureuhare, werde nicht nach Hause gehen, bis sie ihn durch ein Oberhaupt abholen ließen. Auf seine Bitte, lasse sie Onontthio durch einen seiner vornehmsten Officiere begleiten, um die Orte zu ermahnen, sie möchten den Flamandern kein Gehör geben, sich auch nicht drein mischen, wenn er dieselbigen dafür, daß sie ihren rechtmäßigen König verjaget hätten, züchtige.

Antwort darauf.

1690. Die Ursache, warum der Graf aus einem so hohen Tone redete, war die Eroberung Corlar, die er erfahren hatte, und davon wir an seinem Orte reden wollen. Der Officier, den er mit den Irokesen fortschickete, war ein abgedankter Hauptmann, der Ritter d'Eau genannt.

Unterhandlung der Iroquesen und Utauais.

Gleichwohl machte ihm die Unterhandlung der Utauais mit den Iroquesen große Unruhe, und hatte es folgende Beschaffenheit damit. Weil unsere westlichen und nordlichen Bundesgenossen guten Gewinn dabey hatten, wenn sie durch Vermittelung der Orte mit den Engländern handelten: so hinketen sie immer auf diese Seite. Herr Denonville hatte sie eben deswegen in den Krieg mit den Tsonnonthuanern verwickelt und verwirret, dadurch eine ewige Feindschaft zwischen ihnen und den Iroquesen zu stiften. Allein, es gelang ihm nicht. Als die Wilden sahen, wie schlecht es mit diesem Zuge ablief, wie viele Schläge wir bekamen, und daß wir um den Frieden recht betteln, und allen Trotz einstecken mußten, so hielten sie für besser, sich mit den Iroquesen auszusöhnen, absonderlich nach dem Verheeren des chinesischen Quartieres, das vor des Statthalters Augen vorgegangen war, ungeachtet sie ihn gewarnet hatten, auf seiner Hut zu stehen. Sie schickten also den Tsonnonthuanern vorläufig alle Gefangene zurück, und verglichen sich mit ihnen wegen einer Unterredung im künftigen Brachmonate. Zum Glücke bekamen Herr Durantaye und die Missionarien Wind davon. Sie schickten also den Herrn Joliet mit einem Briefe vom Pater Carheil an den Grafen, ungeachtet der Winter bereits stark, und der Weg vierhundert französische Meilen lang war. Joliet kam zu Ende des Christmonates nach Quebec, und der Inhalt des Briefes war folgender.

Schreiben des P. Carheils.

Die Missionarien hätten ihr möglichstes gethan, die Utauais und Huronen auf der guten Seite zu erhalten. Allein, was zu Montreal vorgegangen, habe diese Wilden äußerst stutzig gemacht, und bewogen, erstlich den Tsonnonthuanern, hernach den sämmtlichen Orten ein ewiges Bündniß anzubiethen. Zwar die Huronen giengen noch nicht mit der Sprache heraus, sondern hätten ihren Bundesgenossen geantwortet: Ich bin noch allzu jung *d*), mich in solche Dinge zu mischen, ich überlasse sie meinen Brüdern, die mehr Verstand, als ich, haben, die mögen es verantworten.

Die Utauais hätten mit dem Abschicken ihrer Bothschafter ausdrücklich deswegen geeilet, weil sie sich eines Aufgebothes gegen die Iroquesen besorgeten. Sie hätten ihren Gefangenen bey dem Freylassen ganz außerordentliche Freundschaft bezeuget, und als die Mißionarien erwähnet, ihr Vater Onontio werde dieses nicht wohl aufnehmen, geantwortet: „Wir dachten, die Franzosen wären Kriegesleute: aber wir sehen aus der Erfahrung, daß sie den Iroquesen bey weitem nicht gleichkommen. Wir sahen mit Augen, „wie sie sich auf der Insel Montreal niedermetzeln ließen, wie wollten sie uns denn helfen? „Auch sahen wir ihr verzagtes Wesen auf dem Zuge gegen die Tsonnonthuaner, da sie „mit dem Getrayde und der Baumrinde Krieg führeten *e*). Seit der Zeit haben sie „gar nichts gethan, als demüthig gebethen, man wolle ihrer schonen. Sie haben nicht einmal „das Herz, sich zu wehren, wenn man sie angreift, und lassen sich lieber auf das schimpf„lichste

d) Das ist, zu schwach an Leuten.

e) Sie zerbrachen die Kähne der Tsonnonthuaner, die von Baste gemachet sind.

„lichste hudeln, als daß sie vom Leder zögen. Ihr Bündniß hat uns über dieses unsere „Handlung mit den Engelländern verdorben, davon wir größern Vortheil haben, als von „der ihrigen, da doch jedweder Schutz dem beschützten zum Vortheile gereichen solle. „Eben also geht es auch mit dem Kriege. Wir müssen fechten: Sie aber setzen ihr Le„ben durch einen schimpflichen Vergleich in Sicherheit. Ein jedweder, der, was itzt „vorgeht, weis, der wird vielmehr uns für die Beschützer der Franzosen, als sie für die „unserigen ansehen.„

1690.

Die Utauais waren viel zu dumm, eine solche Rede auszudenken. Man erfuhr aber bald, daß die Huronen, und absonderlich Ratte, hinter der ganzen Sache stecketen.

Der Brief des P. Carheil gefiel dem Grafen nicht übel; denn er hörete gern die Fehler berühren, welche vor seiner Zeit vorgegangen waren. Nebstdem dachte er, alles Unglück nehme seinen Ursprung von dem Schleifen der Schanze Cataroeuy. Gleichwohl trafen ihn die Klagen der Wilden hier und dort auch so in etwas, und es hatte sein Vorfahrer eben so gut, als er eingesehen, es wäre freylich das beste, wenn man die Engländer aus Neuyork jagen könnte. Unterdessen, da die Mittel, diese Unternehmung auszuführen, in des Grafen Gewalt nicht stunden, so trieb er doch wenigstens die Engländer dergestalt zu Paaren, daß die Wilden ganz andere Gedanken von unserer Tapferkeit schöpfeten.

Ehe ich aber in diese Erzählung mich einlasse, muß ich vorher die Begebenheiten des Herrn de la Sale beybringen. Denn dieser kam zu Ende des 1688 Jahres, als man in Alt- und Neufrankreich weder an ihn, noch an Louisiana mehr gedachte, unvermuthet wieder zum Vorscheine.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Dreyzehntes Buch.

1684-90.

Alle Tugenden sind mit irgend einem Fehler vermischet. Das Schicksal der Menschen bringt es also mit sich. Doch beschämet uns nichts so sehr, als daß gar öfters die erhabensten Eigenschaften mit den allergröbsten Fehlern in Gesellschaft treten, und dadurch ihrer gewöhnlichen Gefährtinn, der Misgunst, die schönste Gelegenheit, ihre boshaftige Wuth zu vermänteln, an die Hand geben. Denen, welche das menschliche Geschlecht regieren, liegt es ob, einen Weg aus diesem Irrgarten zu finden, die Wahrheit aus dem düstern Nebel ungegründeter Verleumdungen an das Licht zu bringen, und das Gemüth der Personen, denen sie ihre Geschäffte auftragen, genau auszuforschen: dergestalt werden sie im Stande seyn, alles, was dieselbigen Gutes an sich haben, vortheilhaft zu gebrauchen, gegen ihre schlimmen Neigungen aber, auf der Hut zu stehen.

Herr de la Sale übergiebt seinen Entwurf.

Eben dieses beobachtete der Herr von Seignelay, als es darauf ankam, die angebothenen Dienste des Herrn de la Sale anzunehmen. Weil ihn Herr de la Barre nicht zum vortheilhaftesten abgemalet hatte: so wollte er die eigentliche Gemüthsbeschaffenheit dieses Mannes mit Gewißheit kennen lernen: er ließ ihn zu diesem Ende öfters vor sich kommen, und schloß endlich, wenn gleich die Klagen, die man über ihn führete, nicht gänzlich ungegründet wären, so sey er doch auch im Stande, dem Königreiche höchstwichtige Dienste zu leisten. Er ließ also viel Gewogenheit gegen ihn blicken, und darüber wuchs dem la Sale der Muth, daß er mit einem neuen Vorschlage heraus rückete. Er wolle nämlich die Mündung des Micissipi zur See aufsuchen, den französischen Schiffen die Fahrt dahin eröffnen, und eine Pflanzstadt anlegen. Man hielt diesen Anschlag für genehm, und befahl ihm, zur Ausführung desselbigen Anstalt zu machen.

Was ihm befohlen wird.

Mit dieser beschäfftigte er sich den ganzen Winter, und erhielt, als alles zu Stande war, seine Bestallung von dem Herrn Seignelay. Der Inhalt war, es sollten alle zwischen der illinesischen Ludwigsschanze und Neubiscaya befindliche Franzosen und Wilde unter ihm stehen. Gleichfalls sollte das Oberhaupt des Geschwaders, damit er nach America abgehen

N. 11

KARTE VON LUISIANA, DEM LAUFE DES MISSISSIPI UND DEN BENACHBARTEN LAENDERN

Durch N. Bellin Ingenieur de la Marine. 1744.

MAASS-STAB.

Gemeine Französische See-meilen 25 auf einen Grad. 5 10 15 20 25 50 75 100

Franzoesische und Englaendische See-meilen 20 auf einen Grad. 5 10 15 20 40 60 80 See-meilen.

ANMERKUNG

Der kleine Raum dieser Karte hat verhindert, daß man den Krümmen des Flußes Missisipi genau folgen und alle Inseln darinnen bemerken koennen, womit er durchaus besaet ist; sonst würde kein Geographisches Verhaeltniß unter diesen Theilen gewesen seyn. Eben so verhaelt sichs mit allen andern Flüßen, die noch nicht so breit sind.

LA LOUISIANE

MEXICO

NEU MEXICO

FLORIDA

CAROLINA

VIRGINIEN

GEORGIEN

PENSELVANIEN

NEU JERSEY

NEU ENGLAND

LAND DER IROQUOIS

LAND DER CHUANONEN

UND CHERAQUIER

MEXICANISCHER MEER-BUSEN

SEE HURON

SEE MICHIGAN

SEE ERIE

SEE ONTARIO

HALB-INSEL FLORIDA

Westliche-Laenge von der Pariser Mittags-linie

H
S
gi
E

abgehen werde, seiner Vorschrift unterwegens folgen, nach dem Landen aber, in sofern es ohne Verwahrlosung der königlichen Schiffe geschehen könne, ihm allen verlangeten Beystand leisten.

1684-90.

Man rüstete zu Rochefort vier Fahrzeuge von unterschiedlicher Größe aus, und besetzete sie, das Schiffsvolk dazu gerechnet, mit zwey hundert und achtzig Personen. Sie bestunden, ohne jenes, aus hundert Soldaten, aus einer canadischen Haushaltung, davon das Haupt Talon hieß, aus etwa dreyßig Freywilligen, darunter einige Edelleute waren, aus einigen Mägdchen, und einer gewissen Anzahl, theils Dienstbothen, theils Handwerksleuten. Unterdessen hatte man nicht eben die beste Wahl getroffen. Die Soldaten waren meistens Steigbettler gewesen, einige waren gebrechlich, oder wußten nicht einmal, wie man eine Flinte losschießen müsse. Die Handwerksleute waren um kein Haar besser. Als man sie gebrauchen wollte: so fand sich beynahe kein einziger, der sein Handwerk verstund.

Seine Schiffsrüstung.

Unter den Freywilligen befanden sich zween Vettern des de la Sale, Namens **Cavelier** und **Moranzet**. Der erstere hatte kaum vierzehn Jahre. Ferner drey Geistliche aus St. Sulpiz, nämlich Herr Cavelier, des la Sale Bruder; **Chefdeville**, ein Anverwandter von ihm, und Herr **Majulle** a). Vier Barfüßer, nämlich der Pater **Zenobius Mambre**, welcher dem Herrn de la Sale bey seinen vorigen Entdeckungen Gesellschaft leistete; der Pater **Maximus Leclecq**, welcher eine Zeitlang in Canada gewesen war; der Pater **Anastasius Donay**, und der Pater **Dionysius Marquet**, sollten, theils in dem Wohnplatze, den man an des Micissipi Mündung errichten wollte, verbleiben, theils unter die Heiden ausgehen. Es wurde aber dem Pater Marquet gleich in den ersten Tagen der Fahrt so schlimm, daß man ihn wieder ans Land setzen mußte: er reisete also nicht mit. Noch schlug sich ein Bürger von Rouen, Namens **Joutel**, ein braver Mann, der lange im Kriege gedienet hatte, und die einzige zuverläßige Beschreibung dieser Reise herausgab, zu dem Herrn de la Sale, und dieser, weil er seine Geschicklichkeit und seinen scharfen Verstand kennete, gebrauchete ihn als seinen Haushofmeister, befand sich auch recht wohl dabey.

Die vier Fahrzeuge, darauf man die neuen Einwohner einschiffete, waren, erstlich le **Joli**, eine Fregatte von vierzig Stücken, unter dem Herrn de **Beaujeu**, welcher den Ritter d' Here zu seinem Lieutenante, und den Herrn **du Hamel** zum Fähndriche hatte. Eine andere Fregatte von sechs Stücken, die **Schöne** genennet, hatte der König dem Herrn de la Sale, und dieser zweenen Barkenschiffern anvertrauet. Die Flüte, l'Aimable, von dreyhundert Tonnen, gehörete einem Rocheller Kaufmanne, Namens **Massiot**, wurde vom Herrn Aigron geführet, und hatte alle Güter des Herrn de la Sale an Bord. Das vierte war eine Kits oder Jacht, und sollte theils Waaren, theils Kriegesbedürfnisse nach St. Domingo bringen.

Abreise von Rochelle.

Den 24sten des Heumonates im Jahre 1684 stach dieses kleine Geschwader in Gesellschaft der Inseln und Canadafahrer aus dem Rocheller Hafen in die See. Jene sollten so lange, bis man die spanische Küste entdeckete, unter dem Herrn de Beaujeu stehen. Allein, kaum war man funfzig Meilen weit in der See: so brach der Bogspriet des Joli bey dem schönsten Wetter von der Welt morsch entzwey. Jedermann hatte seine Gedanken darüber; und weil sich bereits einige Uneinigkeit zwischen den Herren de la Sale und Beaujeu

a) Andere Nachrichten nennen ihn Dainmaville.

1684-90. Beaujeu blicken ließ: so glaubeten viele, es sey nicht ungefähr geschehen. Man berathschlagete: ob man lieber nach Portugall gehen, oder umkehren wollte. Das letztere wurde beliebet. Die übrigen drey Schiffe folgeten dem Joli, und man konnte nicht eher, als den 1sten August wieder in die See stechen.

Den 16ten entdeckete man Madera. Beaujeu sah für gut an, man solle sich hier mit Wasser und frischen Lebensmitteln versorgen. Allein, Herr de la Sale meynete, da man kaum vierzehn Tage in der See sey, so könne es noch nicht an Wasser oder Lebensmitteln fehlen. Gehe man nach Madera, so versäume man wenigstens acht Tage für die lange Weile. Nebstdem wolle seine Unternehmung ingeheim ausgeführet seyn, am allerwenigsten aber dürften die Spanier etwas davon erfahren; gleichwie doch ohne Zweifel geschehen würde, wofern man sich so nahe an den canarischen Inseln sehen lasse: und zum Beschlusse, so sey es des Königes Wille nicht, gleichwie er am allerbesten wisse.

Beaujeu und la Sale veruneinigen sich.

Diese Antwort verdroß nicht nur den Herrn Beaujeu, sondern machete auch das sämmtliche Schiffvolk unwillig. Ja, es stieß ein reformirter Reisender, Namens Paget, bey dieser Gelegenheit sehr ungestüme Reden aus; und als la Sale den Befehlshaber fragete: ob er etwa dem Kerle, dergleichen Grobheiten zu begehen, anbefehlen habe? antwortete derselbige ganz kaltsinnig mit Nein; verlangete ihm aber nicht die geringste Genugthuung zu verschaffen. La Sale verbiß zwar seinen Verdruß: es schwanete aber keinem Menschen auf dem Schiffe viel Gutes von einer Unternehmung, deren Anführer ganz widersinnige Absichten und Anschläge hegeten.

Noch schlechter gieng es zu, als man nach St. Domingo kam. Herr de la Sale hatte dem Befehlshaber dieser Insel, Herrn de Cußi, einen Befehl des Ministers, seine Unternehmung betreffend, einzuhändigen. Da nun Herr Cußi seinen gewöhnlichen Sitz an der nordlichen Küste der Insel, in dem sogenannten Friedenshafen hatte: so war es natürlich, an diesem Orte zu landen. Allein, Herr Beaujeu befand es nicht für thunlich, sondern lief an die Westküste, und warf den 27sten des Herbstmonates bey klein Goave Anker. Hier erfuhr er, der Befehlshaber sey zu Friedenshafen, und habe die Herren St. Laurent und Begon bey sich, davon jener Großstatthalter und dieser Intendant aller americanischen Eylande war. Es wären beyde, hieß es weiter, kraft eines besondern Auftrages vom Könige nach St. Domingo gekommen, um nebst dem Herrn Cußi eine Polizeyordnung zu machen, Gerichte anzulegen, und allerley Unordnungen, dabey die Handlung dieser angehenden Pflanzstadt in Abnahme gekommen sey, abzuschaffen.

Es geht ein Fahrzeug verloren

Herr de la Sale ersuchete den Befehlshaber schriftlich, er möchte sich zu ihm bemühen, weil er ihm allerley des Königes Dienste betreffende Sachen zu eröffnen habe; gleichwohl aber vom Geschwader nicht weggehen könne. Sogleich machete sich nicht nur Herr Cußi, sondern auch die Herren Laurent und Begon auf den Weg. Sie fanden den guten la Sale bettlägerig. Der Verdruß hatte an seiner Krankheit nicht wenig Antheil. Denn seit einigen Tagen hatte er erfahren, seine Jacht sey an der Küste der Insel durch zwo spanische Piroguen weggenommen worden: es wäre aber dieses Unglück nicht erfolget, wenn man zu Friedenshafen eingelaufen wäre; und dieses vermehrete das schlechte Verständniß zwischen ihm und dem Beaujeu sehr.

Es konnte auch in der That kein Mensch begreifen, warum der letztere mit aller Gewalt auf einer Sache bestund, daran ihm eigentlich das wenigste gelegen seyn konnte. Allein, es schien, als ob beyde Herren nur darauf dächten, wie einer dem andern sein Vorhaben

haben vernichten wolle. Nun fällt es zwar einem königlichen Officier freylich schwer zu verdauen, wenn er an seinem eigenen Borde von einer Person ohne Rang Befehle annehmen solle. Allein, gesetzt, es schiene dieses dem Herrn Beaulieu wider seine Ehre zu laufen, warum übernahm er denn die Anführung des Geschwaders unter diesem Bedinge? Auf der andern Seite überlegete Herr de la Sale nicht genugsam, wie hart einem Geschwaderobersten eine solche Bedingung fallen müsse, und suchete sie durch sein Verfahren im geringsten nicht zu versüßen. Er ließ schlechtes Vertrauen gegen den Herrn Beaujeu blicken: und gab ihm auf seine Vorschläge allemal nur zur Antwort: **das will der König nicht haben.** Auf diese Weise nun brachte er den Mann freylich nicht auf den Versatz, das Beste bey dieser Unternehmung zu thun; ungeachtet er seiner Hülfe zum glücklichen Ausgange derselbigen allerdings benöthiget war. Daher als Herr Cavelier bey der gefährlichen Krankheit seines Bruders, den Herrn Beaulieu ersuchete, sich der Geschäffte seines Bruders anzunehmen: so bekam er keine andere Antwort, als sie wären ihm gänzlich unbekannt, schienen aber in so schlechten Umständen zu seyn, daß er sich mit Ehren nicht darein mischen könne.

1684-90.

Endlich wurde Herr de la Sale wieder gesund. Da ihm nun sowohl der Befehlshaber der Insel, als beyde königliche Commissarien nach einigen Unterredungen alles, was er verlangete, mit großer Bereitwilligkeit zustunden; folglich sein längerer Aufenthalt zu klein Goave unnöthig fiel: so gieng er den 25sten des Windmonates, in größerer Feindschaft mit dem Herrn Beaujeu, als jemals, unter Segel. Den 12ten des Christmonates, kam er das Antonsvorgebirge, welches die Westecke von Cuba ausmachet, vorbey; und lief in den mexicanischen Seebusen. Es jagete ihn aber den 14ten ein heftiger Sturm wieder an das Vorgebirge zurück, und nöthigte ihn, bis den 18ten daselbst vor Anker zu liegen. Den 28sten erblickete er das feste Land Florida. Weil man ihm nun gesaget hatte, im mexicanischen Seebusen trieben die Ströme nach Osten: so glaubete er, es müßte die Mündung des Micißipi noch weit gegen Westen entfernet seyn; und dieser Irrthum wurde die Quelle alles seines Unglückes.

Man erblicket Florida.

Er ließ also westlich halten, rückete aber dennoch langsam fort, indem er sich, um nach demjenigen, was er suchte, auszusehen, von einer Zeit zur andern der Küste näherte, auch währender Fahrt dieselbige beständig im Gesichte behielt. Den 10ten Jänner des 1685sten Jahres mußte dem nochmaligen Muthmaßen zu Folge, das Geschwader nahe an der Mündung des Stromes gewesen seyn. Weil aber Herr de la Sale die apalachischen Gebirge noch vor sich zu haben vermeynete: so fuhr er weiter, ohne einmal seine Schaluppe ans Land zu schicken. Als ihm wenige Tage hernach die Wilden einiges Licht gaben: so wollte er umkehren: allein, Herr Beaujeu schlug ihm diese Gefälligkeit ab; ungeachtet ihn der königliche Befehl dazu verband. Man ärgerte sich beyderseits. Endlich gab Herr Sale, der zur Unzeit in Kleinigkeiten auf seinem Kopfe bestanden war, zur noch größern Unzeit in einer Sache nach, da er die habende Gewalt auf alle Weise gebrauchen sollte.

Er verfehlet die Mündung des Micißipi.

1685-90.

Man setzete demnach die Fahrt immer westlich fort, und lief nach einigen Tagen in die Bernhardsbay, wiewohl ohne sie zu kennen. Sie liegt hundert Meilen westlich, von der Mündung des Micißipi. Man warf Anker und schickete die Schaluppen auf Kundschaft aus. Sie fanden einen sehr schönen Fluß, an dessen Mündung ein Riff ist, das nicht über zehn bis zwölf Schuhe Wasser hat. Nach vielem hin und herfahren, um zu sehen, wo man sey; und nach vielem Rathschlagen, darinnen nichts beschlossen wurde, weil jedwe-

Kömmt in die Bernhardsbay.

1685-90.

jedweder von beyden Anführern, alles, was der andere vorbrachte, sogleich widerlegete; fassete endlich Herr de la Sale die Entschließung, seine Leute hier ans Land zu setzen. Denn, erstlich glaubete er, von dem Micissipi nicht mehr weit entfernet zu seyn; und zweytens gereichete ihm die Gegenwart des Herrn Beaujeu nur zur Last.

Verliert die Flûte.

Er befahl also den 20sten des Hornungs dem Befehlshaber der Flûte, sein Fahrzeug zu lichten, und in den Fluß einzulaufen; übrigens aber den Befehlshaber der Schönen an Bord zu nehmen. Denn jenem trauete er nicht, entweder, weil er seine Geschicklichkeit in dem gegenwärtigen Falle nicht für groß genug hielt, oder aus einem andern Verdachte. Allein, dieser wollte den Hauptmann der Schönen durchaus nicht auf seinem Fahrzeuge leiden. Herr de la Sale wollte also bey dem Einlaufen in eigener Person gegenwärtig seyn. Zum Unglücke wurde ein Lieutenant unter dem Fußvolke, Namens la Sabloniere, nebst noch einem halben Dutzend Franzosen, als sie im Walde spazieren giengen, von den Wilden erhaschet; damit eilete er, sie zu befreyen.

Ehe er noch weit vom Ufer weg war, und sich ungefähr umsah: so wurde er gewahr, daß seine Flûte auf die Weise, wie sie geführet wurde, nothwendiger Weise am Riff stranden müsse. Allein, sein widriges Schicksal verhinderte ihn, wie Joutel in seiner Reisebeschreibung saget, daß er nicht so gleich umkehrete. Er gieng immer nach dem Dorfe fort, dahin man seine Leute geführet hatte. Allein, als er nächst dabey war: so hörete er einen Stückschuß, und vermuthete sogleich, es werde selbiger das Stranden seiner Flûte bedeuten. Die Vermuthung war nur allzu gewiß; und es hat unter allen, die dabey gegenwärtig waren, niemand anders geurtheilet, als der Befehlshaber des Fahrzeuges, Herr Agron, habe dieses Unglück vorsetzlicher Weise angestiftet.

Folge dieses Unglücks.

So groß dieser Verlust war, so waren doch die Folgen, die er nach sich zog, noch weit schlimmer. Die Kriegesbedürfnisse, das Hausgeräth, die Werkzeuge zum Feldbaue, mit einem Worte, alles, was man zu einer neuen Einrichtung bedarf, das hatte die Flûte an Bord. Sobald Herr de la Sale seine Leute frey gemacht hatte: so eilete er schleunigst nach dem Orte, wo das Fahrzeug gestrandet war, und fand, daß jedermann die Hände in den Schooß legete. Er bath den Herrn Beaujeu um seine Schaluppe und sein Canot, erhielt auch beydes ohne Mühe. Hierauf rettete er vor allen Dingen die Leute, sodann das Pulver und das Mehl, ferner den Wein und Brandtewein, und man brachte ungefähr dreyßig Fässer ans Land.

Hätte man noch die eigene Schaluppe der Flûte zu Hülfe nehmen können, so wäre beynahe alles gerettet worden. Allein, diese hatte man mit Vorsatze zu Grunde gehen lassen. Unterdessen fiel die Nacht ein, und man mußte das weitere Bergen bis auf den folgenden Tag verschieben. Allein, nach Verlaufe einiger Stunden, wurde der Wind, welcher aus der See herkam, stärker. Die heftigen Wolken warfen die Flûte an die Felsen, daran sie barst. Zu den Oeffnungen fiel eine große Menge Waaren heraus, und trieb auf dem Wasser herum. Man merkete es erst beym Anbruche des Tages, und rettete noch dreyßig Fässer Wein und Brandtewein, nebst einigen Tonnen Mehl, Pöckelfleisch und Hülsenfrüchten. Alles übrige gieng verloren.

Zum größten Unglücke fanden sich die Wilden ein, und stahlen bey der Unordnung, darinnen man war, aller gemachten Gegenanstalten ungeachtet, allerley gerettete Sachen weg. Ja, man merkete es nicht einmal, als bis sie mit ihrer Beute bereits über alle Berge waren. Zwar nahm man dafür einige Kähne weg, die sie am Ufer stehen ließen: allein,

allein, die konnten den Verlust schlecht ersetzen, und kosteten über dieses bald darauf mehr, als sie werth waren; denn die Wilden kamen, um sie abzuholen, bey der Nacht wieder zurück; und weil sie die neuen Besitznehmer schlafend antrafen, so schnitten sie zween Freywilligen, Orry und Desloges, welche Herr de la Sale ungemein bedauerte, die Hälse ab, verwundeten auch den Moranget, nebst noch einem andern, konnten aber doch ihrer Kähne nicht wieder habhaft werden.

1685-90.

So viele auf einander folgende Unglücksfälle benahmen manchem, der sich in diese Unternehmung eingelassen hatte, die Lust dazu, unter andern auch dem Herrn Dainmaville, und einem Ingenieur, Herrn Minet, welche beyde nach Frankreich umkehren wollten. Es trugen hierzu die Feinde des Herrn de la Sale durch ihre Reden nicht wenig bey; indem sie alles, was er that, ohne Unterlaß tadelten, und sein ganzes Unternehmen für thöricht und verwägen ausschrieen. Er seines Ortes zeigete die größte Unerschrockenheit. Er ließ ein Vorrathshaus aufbauen, mit einer guten Verschanzung umgeben, und machete sich fertig, den Fluß auswärts zu befahren, indem derselbige seines Erachtens vielleicht ein Arm des Micissipi seyn möchte.

Beaujeu geht nach Frankreich zurück. Seine Bosheit gegen Hn. de la Sale.

Als er damit umgieng: so erfuhr er, Herr Beaujeu sey im Begriffe, nach Frankreich unter Segel zu gehen. Er bath sich also die Stücke und Kugeln, die er ihm an Bord gegeben hatte, aus. Allein, dieser gab zur Antwort: es liege alles mit einander unten im Raume: wolle man es nun heraus haben, so müsse man die völlige Schichtung ändern, welches mehr Zeit erfordere, als er, um die gewöhnlichen Stürme der instehenden Jahreszeit zu vermeiden, daran wenden könne; und werde Herr de la Sale nicht verlangen, daß er seinetwegen zu Grunde gehen solle. Gleichwohl wußte er wohl, Herr de la Sale habe keine einzige Stückkugel, und nur acht kleine Feldstücke am Lande; zu geschweigen, daß niemand begreifen konnte, warum die Sachen, welche die neue Pflanzstadt höchstnothwendig bedurfte, so ungeschickt verpacket waren, daß man sie nicht ans Land bringen konnte.

Doch, es zeigete sich seine Bosheit, durch einen andern Streich, noch weit deutlicher. Die vorsetzliche Treulosigkeit des Flütenhauptmannes war unläugbar. Damit ihn nun Herr de la Sale nicht dafür strafen könnte: so nahm Beaujeu, gegen sein gegebenes Wort, niemanden, ohne des la Sale Gutheißen mitzunehmen, den Kerl nebst der ganzen Mannschaft des verunglückten Fahrzeuges an Bord. Alles, was jener dagegen thun konnte, war dieses, daß er an den Minister schrieb, und sich beklagete: allein, damit war seinem gegenwärtigen schlechten Zustande wenig geholfen.

La Sale erbauet zwo Schanzen.

Der Joli gieng im halben Märzmonate unter Segel; und um eben diese Zeit wurde der Anfang zu Erbauung zwoer Schanzen gemacht. Als man ziemlich weit damit gekommen war: so übertrug la Sale dem Joutel die gänzliche Ausführung, nebst der Befehlshaberstelle, und ließ etwa hundert und zwanzig Personen in der Schanze zurück. Er selbst gieng mit etwa funfzig Mann, darunter sein Bruder, Herr Cavelier, Herr Chefdeville, zween Baarfüßer, und einige Freywillige waren, zu Schiffe, mit dem Vorsatze, den Fluß so weit, als es möglich sey, auswärts zu befahren. Doch, er kam nicht weit. Weil die Wilden alle Nächte um die Schanze herum schlichen, und Joutel Befehl hatte, sie nicht allzunahe herbey zu lassen: so ließ er, um sie wegzujagen, einige Flintenschüsse thun. Diese hörete Herr de la Sale, weil er noch nicht weit entfernet war, und kam in der Ungewißheit, was sie bedeuten sollten, mit etwa sieben Mann nach der Schanze zurück, fand aber alles in gutem Zustande.

1685-90.

Er berichtete dem Joutel, er habe eine unvergleichlich schöne Gegend angetroffen, und deswegen seinen Leuten bey der Abreise anbefohlen, das nöthige Bauzeug zur Errichtung einer neuen Schanze herbeyzuschaffen. Allein, als er wieder zu ihnen kam, war das erste, was er erfuhr, es hätten die Wilden vieles Handwerkszeug weggestohlen. Er ließ den Bestohlenen zwar anderes Werkzeug geben: es fehlete ihnen aber sonst noch etwas: sie wußten es nämlich nicht zu gebrauchen; und es gieng folglich mit der Arbeit ungemein langsam zu.

Mit Anfange des Brachmonates kam Herr de Villeperdry in die erste Schanze, und brachte einen Befehl an den Herrn Moranget lautend mit sich, des Inhaltes, er solle die sämmtlichen daselbst vorhandenen Personen, mit Ausnahme des Proviantverwalters, Herrn le Gros, und dreyßig Mann, damit Herr Joutel die Schanze bewachen sollte, zum Herrn de la Sale führen. Es geschah auch auf der Stelle. Allein, ungeachtet die Jagd und Fischerey niemanden in der ersten Schanze einigen Mangel leiden ließ, und der Befehlshaber Ordnung und Friede mit Gelindigkeit zu unterhalten wußte: so fanden sich doch zweene Bösewichter, welche sowohl ihn, als den Proviantverwalter, einen grundehrlichen Mann, zu ermorden trachteten.

Anschlag gegē Herrn Joutel.

Ihr Vorhaben war, sie unversehens niederzustoßen, alles, was ihnen anständig falle, aus dem Vorrathshause mitzunehmen, und davon zu laufen. Es war auch der Tag dazu bereits fest gesetzet. Zum Glücke ließ einer unter ihnen einige Worte gegen einen Jäger, Namens Davault, schießen, und dieser offenbarete die Sache dem Herrn Joutel, welcher die Kerle sogleich schließen ließ. Den 14ten des Heumonates erhielt er einen abermaligen Befehl vom Herrn de la Sale, er sollte mit seiner ganzen Mannschaft zu ihm stoßen. Er gehorchete ohne Verzug, und überlieferte ihm zugleich die beyden Missethäter, nebst dem Beweise ihres Verbrechens.

Indem diese Nachricht dem Herrn de la Sale nur allzu deutlich sehen ließ, was für schlechte Kerle man zu Einwohnern einer neuen Pflanzstadt gewählet habe: so betrübete er sich gewaltig darüber. Seines Ortes verwunderte sich Joutel nicht minder, als er sah, wie wenig noch an der neuen Schanze fertig war; denn ausgenommen ein kleines steinernes Viereck für das Pulver und einige Fässer Brandtewein, war noch gar nichts unterm Dache. Zwar hatte man gesäet und gepflanzet: allein, das meiste war aus Mangel des Regens nicht fortgekommen; das übrige hatte das Wild abgefressen. Viele brave Leute, unter andern der Herr von Villeperdry, waren gestorben, und die Anzahl der Kranken wuchs täglich. Mit einem Worte, die Umstände des Herrn de la Sale waren höchst kläglich, und giengen ihm innerlich tief zu Herzen, ob er gleich äußerlich sehr unbekümmert zu seyn schien. Nebst einer ungemeinen Standhaftigkeit, welche die Grundlage seiner Gemüthsart ausmachete, nur aber zuweilen in eine eigensinnige Hartnäckigkeit ausschlug, besaß er auch die Gabe, sich allemal zu helfen, im höchsten Grade, und fand er so oft, als es nöthig fiel, dasjenige, was er bey andern vergeblich suchete, in sich selbst. So bald er alle seine Leute beysammen hatte: so dachte er im Ernste auf Wohnungen und auf eine tüchtige Verschanzung. Er machete sich selbst zum Baumeister; und weil er allemal am ersten Hand anlegete, so that jedweder gleich ihm sein Bestes.

Allzu große Schärfe des Herrn de la Sale.

Nur wäre es nöthig gewesen, die Leute bey gutem Willen zu erhalten. Allein, la Sale konnte seine natürliche Art auf keine Weise zwingen. Er konnte sein strenges Verfahren, seine unerbittliche Härtigkeit, die sich zu nichts weniger, als zum Anlegen einer Pflanzstadt schicket, nicht einmal lassen, als seine Leute über der Arbeit ganz kraftlos wur-

den,

den, und er ihnen mit genauer Noth Lebensunterhalt zu schaffen vermochte. Er bestrafete die geringsten Fehler mit einer Art von Grausamkeit; selten sprach er den allergeduldigsten irgend einen Trost oder ein gutes Wörtchen zu. Daher mußte er auch sehen, daß beynahe alle seine Leute in eine Kraftlosigkeit verfielen, welche vielmehr von ihrer Schwermuth, als von übermäßiger Arbeit, und dem Mangel gesunder Nahrung herrührete, und ihm viele Leute wegraffete.

1685-90.

Das allerschlimmste war, daß einige Franzosen durch ihre unvorsichtige Aufführung die Landeseinwohner vor den Kopf stießen, und daß es nachgehends nicht mehr möglich fiel, sie zu gewinnen; ja, man gab sich, wie es scheint, nicht einmal einige Mühe deswegen. Es sind diese Wilden, die man Clamcoeten nennet, grausam hinterlistig, boshaft, reißen gern Possen, machen alles, was andere thun, zum Spotte nach, und wissen alle diese Fehler unter dem Scheine eines offenherzigen lustigen Wesens so wohl zu verbergen, daß man ihnen am allerwenigsten trauen darf, wenn sie am allerfreundlichsten thun. Sie haben starkes Getränk und saufen gern. Eines der stärkesten wird aus einer gewissen Bohnenart gemacht, die sie kauen, und hernach Wasser darauf gießen: sie glauben, es mache dieser Trank ihre Glieder behende, und vermehre ihre Geschwindigkeit im Laufen; daher gießen sie ihn mit solcher Uebermaße in sich hinein, daß sie gar oft nur speyen und wieder saufen. Noch bereiten sie einen andern Trank aus dem Laube eines mir unbekannten Baumes. Man kochet das Laub, und querlet die Brühe, wie wir die Chocolate, da sie denn stark schäumet. Sie wird heiß getrunken, und absonderlich, wenn man weit gegangen ist, um die Müdigkeit zu vertreiben, gebrauchet.

Die Wilden erzeigen sich feindselig. Gemüthsart der Clamcoeten.

Ihre Gebräuche kommen mit den Gebräuchen anderer uns bekannten Wilden in Nordamerica beynahe gar nicht überein. Das besonderste, das sie an sich haben, ist die Weise, einander ihrer Freundschaft zu versichern. Zuweilen blasen sie dem Freunde statt des Grußes, ins Ohr. Zuweilen bereiben sie sich Brust und Aerme mit der Hand, und verüben hernach an demjenigen, den sie ehren, oder gewinnen wollen, ein gleiches. Die Männer laufen beynahe völlig nackend. Die Weiber bedecken sich vom Gürtel bis an das Knie. Sowohl diese, als jene haben eine gräßliche Bildung, daraus man das ungeschliffene Wesen, das man in ihrer Aufführung wirklich findet, zum Voraus sehen kann.

Sie bewohnen ein vortreffliches Land, darinnen beynahe alles, was die Natur nützliches hervorbringt, gut fortkommen sollte. Die Witterung ist gemäßigt und gesund, die Luft rein, der Himmel helle. Die sogenannten illinischen Ochsen, davon ich anderswo schon geredet habe, sind sowohl als Hirsche und Rehe in großer Menge vorhanden. Löwen und Tieger findet man ebenfalls, aber noch mehr Bären und Wölfe. Diese letztern werden, wenn sie noch jung sind, von den Wilden gefangen, und wie Hunde zur Jagd abgerichtet: es müßte denn der Verfasser dieser Nachricht, dergleichen Hunde, als es in Canada giebt, für Wölfe angesehen haben, indem sie, wie ich bemerkete, wirklich gerade stehende Ohren und eine lange Schnauze, wie ein Wolf, haben.

Beschaffenheit des Landes.

Das ganze Land wimmelt von Federwildpräte: es sind auch die Flüsse sehr fischreich, ungeachtet sie von Caymanen eben so sehr wimmeln, als die Auen von Klapperschlangen. Das Auge erblicket überall, so weit es reichen kann, die schönsten Ebenen, die aber mit Flüssen, Seen und Holzungen durchschnitten sind; folglich die anmuthigste Landschaft von der Welt vorstellen. Es wachsen auf freyem Felde viele Kräuter, denen man besondere

1685-90.

Tugenden zuschreibt. So viel ist gewiß, daß die Wilden diese Kräuter häufig gebrauchen, und ohne von schweren Krankheiten einigen Anstoß zu haben, ein hohes Alter erreichen.

Die gemeinsten Waldbäume sind Eichen, Nuß- und Maulbeerbäume, Fichten, alle Gattungen Palmbäume, und vielerley andere, in Europa unbekannte Bäume. Alle und jede wachsen ungemein hoch. Es giebt auch viele Obstbäume mit vortrefflichen Früchten. Die Weinstöcke, damit alle Wälder angefüllet sind, tragen rothe und weiße Trauben. Nebst den gewöhnlichen Wallnüssen, giebt es noch andere weit größere, und sehr gute. Haselnüsse, Maulbeere, und Bananasfeigen findet man überall. Unter die eigenen Früchte dieses Landes gehöret eine, in Größe eines Eyes; sie wächst auf einem sehr stachelichten Dornbusche, und kühlet sehr. Die Spanier benennen sie Tsonnons, und sind sehr begierig darnach.

Auch wird von einer gewissen, in diesem Theile von Florida sehr gemeinen Wurzel viel Wesens gemacht. Einige sahen sie für den Jugwer an. Die Wilden behaupten, sie befördere das Wachsthum der Haare, und daher kauen sie dieselbige, und bestreichen den Kopf damit. Ungeachtet es in diesem Lande selten regnet: so ist doch der Boden ungemein fruchtbar. Eben so wenig fehlet es an Salze, indem es an dem Seestrande und dem Ufer einiger Seen von der Sonne ausgekocht wird, also, daß man sich sonst wenig Mühe, als es einzusammeln, damit geben darf.

Von den Ceniern.

Tiefer ins Land hinein wohnen noch andere Völker: sie führen aber ungefähr eben die Lebensart, als die Clamcoeten, das ist, sie ziehen von einem Orte zum andern, lassen das Jagen und Fischen ihre meiste Arbeit seyn, und lagern sich, wenn die Nacht einbricht, wo sie sind. Die Franzosen haben noch nie einiges Verkehr mit ihnen gehabt; daher meldet uns auch Joutel weiter nichts, als die bloßen Namen von ihnen, damit ich aber dem Leser nicht beschwerlich fallen will. Ungefähr hundert Meilen weiter gegen Norden, findet man die Cenier oder Assenier, welche weit leutseliger sind, einen beständigern Aufenthalt haben, das Land bauen, Maiz, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und andere Erdfrüchte säen. Auch pflanzen sie Taback, und ziehen eine Menge Pferde, darauf sie gemeiniglich ihr erlegtes Wildprät nach Hause schleppen.

Es führen diese Wilden weit anders, als alle übrige Floridaner, Krieg. Sie sitzen alle zu Pferde, und haben einen Köcher von Ochsenleder, voll Pfeile auf dem Rücken hängen. Am linken Arme haben sie ein kleines Schild von Ochsenleder damit sie die Pfeile auffangen, und in der linken Hand den Bogen. Das Gebiß ihrer Zäume ist eine Schnur von Pferdehaaren. Eben also sind auch ihre Steigbügelriemen beschaffen. Sie hängen an einer viereckigt zusammen gelegten Rehhaut, welche die Stelle des Sattels vertritt. Der Steigbügel selbst ist ein Brettchen drey Zolle breit, und fünfe lang. Uebrigens sitzen sie vollkommen gut zu Pferde.

Kann ein Gefangener sich los machen, und in eine von ihren Cabannen treten: so erhält er nicht nur Leben und Freyheit, sondern er wird über dieses auch ein Mitglied der Nation. Wer nicht entwischen kann, der wird auf folgende Weise hingerichtet. Man richtet ein beynahe eben also beschaffenes Viereck auf, als die Illinesen und einige anderswo von mir erwähnte luisianische Völker aufzurichten pflegen. Es ist neun Schuhe hoch. An dieses wird der Gefangene mit starken Schnüren, oben bey den Handgelenken, unten bey den Knorren, mit ausgespanneten Armen und Beinen, angebunden, daß er gleichsam schwebet. In dieser Stellung muß er des Morgens eine halbe Stunde lang, gegen die

auf-

aufgehende Sonne gewendet, hängen, und des Abends eben so lange, gegen die untergehende. Weiter widerfährt ihm an diesem Tage kein Uebel, als daß er nichts zu essen bekömmt, und die ganze Zeit über, da er nicht hängt, tanzen muß.

1685 - 90.

Den zweyten Tag wird er vor Aufgange der Sonne aufgehänget. Sogleich versammelt sich das ganze Dorf, sowohl Weiber als Männer, bey dem Vierecke. Jedwede Haushaltung machet für sich Feuer an, und läßt in einer Schüssel Wasser dabey kochen. Sobald die Sonne aufgeht, geben vier Greise dem armen Sünder mit Messern viele Schnitte in die Arme, Schenkel und Beine, fangen das herauslaufende Blut in Schüsseln auf, und reichen es andern Greisen hin. Diese kochen das Blut in Kesseln, und geben es den Weibern und Kindern zu trinken. Die geschriebene Nachricht, daraus ich dieses genommen habe, meldet nicht, ob man den Gefangenen verbrenne, oder am Vierecke todt bluten lasse, sondern sie saget nur, wenn er todt sey, werde er auf einen Tisch geleget, in Stücke zerschnitten, und die Stücke unter die Anwesenden ausgetheilet; jedwede Haushaltung setze ihren Antheil ans Feuer; indem er koche, tanze man und fresse ihn hernach.

Von den Ayenniern.

Die Nachbarn der Cenier heißen Ayennier und leben mit jenen in gutem Verständnisse. Sie sind an Menge geringer, als die Cenier, ungeachtet diese letztern nach Joutels Berichte nicht über tausend wehrhafte Leute aufbringen können. Wie es scheint, machten beyde Völker ehemals nur ein einziges aus; denn sie haben beynahe einerley Sprache, Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit. Ihre Cabannen stehen ziemlich weit auseinander, indem jedwede Haushaltung ihr Baufeld gleich dabey hat. Es sind besagte Cabannen rund, und Joutel vergleicht sie bald mit einem Bienenstocke, bald mit einem Heuschober. Einige sehr große werden von niemanden bewohnet, sondern sie dienen nur zu allgemeinen Versammlungen, es sey nun, daß man sich lustig machen, oder daß man rathschlagen wolle.

Die bewohnten sind insgemein sehr geräumlich. Man findet welche von sechzig Schuhen im Durchschnitte, darinnen wohl funfzehn bis zwanzig Haushaltungen wohnen, die aber nichts als das Feuer, welches mitten in der Cabanne beständig brennet, mit einander gemein haben. Um nun eine solche Cabanne zu bauen, werden erstlich Bäume in der Dicke eines Schenkels in einem Kreise, doch aber also, daß sie am Ende einander berühren, eingesetzet, hernach füget man sie mit Latten zusammen, welche das Gras tragen, damit die Cabanne gedecket wird. Das Hausgeräth besteht in einigen recht gut gegärbten Ochsen- oder Rehhäuten, einigen hübschen Matten, und einigen gleichfalls recht sauber verfertigten irdenen Geschirren, darinnen sie ihr Fleisch, Sagamite und Gemüse kochen. Auch haben sie Körbe von Rohre geflochten, darinnen sie ihr Obst und ihren übrigen Vorrath verwahren. Das Bette ist drey Schuh hoch vom Boden erhaben, mit Rohre ausgeflochten, und mit Matten und gegärbten Häuten, daran die Haare noch sitzen, beleget. Beyderley gebrauchet man sowohl zum Unterbette, als zur Decke. Rings um das Bette hängen, statt der Vorhänge, Matten.

Ist die Zeit da, das Land zu bestellen, so kommen wohl hundert Personen zusammen, doch die Mannspersonen besonders, und die Weibespersonen ebenfalls. Dergestalt wird ein gewisses Stück Land gemeinschaftlich umgearbeitet. Der Eigenthümer bewirthet sodann die Arbeiter, und der übrige Tag wird mit Tanzen und andern Lustbarkeiten hingebracht. Den folgenden Tag verfährt man auf gleiche Weise, und also geht es immer-

1685 = 90.

fort, bis endlich alle Felder bestellet sind. Uebrigens wird die Arbeit niemanden sonderlich sauer; man schürfet nur die Erde oben etwas auf, damit ist es gut. Statt des Werkzeuges gebrauchen sie einen dicken, und unten gespaltenen Prügel, der in einen andern, welcher statt des Stieles dienet, eingestoßen ist; denn eiserne Werkzeuge haben diese Leute nicht. Sind alle Ländereyen auf diese Weise umgearbeitet worden, so gehen die Männer ihres Weges, und überlassen das Säen den Weibern, als welche nicht nur diese, sondern auch überhaupt alle Hausarbeit, ganz allein verrichten.

Es sind diese Wilden, sowohl Männer als Weiber, sehr wohl gewachsen, haben auch von Natur eine angenehme Gesichtsbildung: allein, sie bestechen und bemalen sich eben so, wie die Canadier; und diese vermeyntliche Schönheit bedünket einem europäischen Auge etwas ziemlich häßliches zu seyn. Mit Kleidern sind sie eben so wenig viel beschweret, als die Clamcoeten, ausgenommen wenn Nordwinde wehen; denn da tragen sie wohlgegärbte Ochsen= oder Rehhäute. Den Kopf bedecken sie nie. Ihre Lebensart ist ungefähr eben so, wie bey andern Völkern in Luisiana beschaffen. Die Weiber sind leicht zu verführen: erwischet sie aber der Mann, so geht es ihnen schlecht. Das geringste ist, daß man sie aus dem Hause jaget.

Sie haben weder Tempel noch sonst ein Merkmaal eines ordentlichen Gottesdienstes. Gleichwohl sind sie nicht ohne alle Religion. Ist das Getreyde reif, so legen sie eine gewisse Menge davon in ein Körbchen, die Körbchen aber setzen sie auf einen bloß hierzu gewidmeten Schemel; sodann strecket ein Greis seine Hand darüber, saget ein ziemlich langes Gebeth oder eine Rede daher, und theilet das Getreyde unter die Weiber. Acht Tage nach dieser Ceremonie darf man erst von dem neuen Getreyde essen. Etwas ähnliches wird auch bey gewissen gemeinschaftlichen Gastmahlen beobachtet. Ehe man den Gästen den Sagamite vorsetzet, wird er in einem Topfe auf einen Schemel gestellet; ein Greis strecket die Hand darüber, und saget seinen Spruch her. Wird ein junger Mensch wehrhaft gemachet, oder man will das Baufeld besäen: so wird das Gewehr, oder das Saatkorn auf die nur beschriebene Weise gleichfalls gewissermaßen eingeweihet.

Herr la Sale will den Micißipi zur See aufsuchen.

Unterdessen brachte Herr de la Sale seine Schanze endlich zu Stande, und nennete sie nach dem heiligen Ludwig. Nachgehends, weil er noch immer glaubete, der Micissipi müßte sich in die Bay, da er gelandet hätte, und die er gleichfalls die Ludwigsbay benennete, ergießen, so beschloß er, dieselbige mit seiner Fregatte zu umfahren. Er gieng also im Windmonate zu Schiffe, ließ den Joutel mit vier und dreyßig Personen in der Schanze zurück: und verboth ihm, jemanden von denen, die er mit auf die Reise nehme, ohne einen eigenhändigen Brief von ihm in die Schanze zu lassen. Kurz vorher hatte er den Herrn le Gros eingebüßet. Es hatte ihn eine Klapperschlange gebissen; und weil er das augenblickliche Gegenmittel, das man überall antrifft, nicht wußte: so mußte er sich den Fuß abnehmen lassen, woran er bald darauf starb. Es war dieser Proviantverwalter zu mancherley Geschäfften geschickt, und ein sehr braver Mann, dessen Verlust dem Herrn de la Sale ungemein nahe gieng.

1686 = 90.

Nachdem die Fregatte unter Segel gegangen war: so erfuhr man in der Schanze über ein Viertheljahr lang nicht das geringste von ihr. Endlich überbrachte der Herr Duhaut, dessen jüngerer Bruder, Namens Dominicus, in der Schanze geblieben war, eine sehr leidige Zeitung. Er kam einstens des Abends in einem Canote ganz allein, auch ohne einen Brief vom Herrn de la Sale, vor die Schanze, und rief seinem Bruder. Die

Schild=

Schildwache meldete es dem Befehlshaber, welchem sogleich wenig Gutes schwanete. Unterdessen gieng er doch dem Duhaut entgegen, und fragete, als selbiger den Herrn de la Sale für vollkommen gesund ausgab, nach der schriftlichen Erlaubniß. Duhaut gestund, er habe keine, erzählete aber die Ursache seiner Rückkunft mit einer dermaßen aufrichtig-scheinenden Art, daß Joutel für dieſesmal eine Ausnahme machte, und ihm den Eintritt in die Schanze erlaubete. Seine Erzählung nun bestund in folgendem:

Viele Franzosen werden ermordet.

Als Herr de la Sale, sagte er, die Fregatte im Gesichte hatte: so schickte er fünf seiner besten Leute dahin, und ließ dem Steuermanne durch sie melden, er solle mit einem Canote den Ankergrund erforschen. Der Steuermann that es, und brachte einen ganzen Tag mit dieser Arbeit zu; weil er aber vermuthlich müde war, so stieg er des Abends mit denen besagten Ueberbringern des Befehles ans Land. Hier machten sie Feuer an, und legten sich hernach, ohne die geringste Vorsichtigkeit gegen einen Ueberfall, schlafen. Die Wilden merketen an dem Feuer, es müßten Franzosen da seyn, schlichen des Nachts herbey, und ermordeten sie alle miteinander, zerschlugen auch ihr Canot.

Als la Sale merkete, seine Leute blieben über die gesetzte Zeit aus, so suchte er sie in Person auf, fand aber nichts mehr von ihnen, als was die Wölfe und andere reißende Thiere übrig gelassen hatten. Er bedauerte absonderlich den Steuermann wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit, und bekam bald hernach Ursache, ihn noch mehr zu bedauern. Nachgehends ließ er seine Fregatte in die Bay rücken, versorgete sie zu der vorhabenden Unternehmung, mit allen nöthigen Lebensmitteln, und besetzete sie mit einiger Mannschaft, welche Befehl bekam, sich ohne Erlaubniß weder zu entfernen, noch einzeln ans Land zu gehen.

Hierauf fuhr er mit zwanzig Mann in zweyen Canoten queer über die Bay, bohrete die Canote, sobald er am Ufer war, zu Grunde, und setzete seinen Weg zu Lande fort. Nach einer Reise von etlichen Tagen, kam er an einen sehr schönen Fluß und gab ihm den Namen des Schlimmen (la Maligne). Als die übrigen weiter fortzogen, und Duhaut etwas zurück geblieben war: so verirrete er sich, und kam ohne sein Vermuthen an die Ludwigsschanze. Weil nun die ganze Erzählung nicht das geringste unwahrscheinliche enthielt, so konnte ihr Joutel den Glauben nicht versagen: doch gab er auf des Duhaut Thun und Lassen genau Achtung.

Gegen die Hälfte des Märzmonates erschien Herr de la Sale selbst in sehr schlechtem Aufzuge, nebst seinem Bruder, Herrn Cavelier, seinem Vetter, Herrn Moranget, und noch etwa sechs Mann, indem er die übrigen, nach seiner Fregatte, darum er sehr besorget war, abgeschicket hatte. Ungeachtet er das nicht gefunden hatte, was er suchete, so schien er doch ganz vergnügt über seine Reise zu seyn, und sagte, er habe das schönste Land von der Welt durchstrichen. Damit war nun freylich das wenigste gethan; er wußte es auch selbst wohl: allein, er wußte nicht weniger, daß er seinen Leuten den Muth nicht benehmen dürfte, und er konnte seinen Verdruß unvergleichlich gut verbergen. Weil er meynte, Duhaut sey muthwilliger Weise von ihm weggelaufen, so wurde er bey Erblickung desselbigen anfänglich entrüstet, und setzete den Joutel zu Rede, warum er ihn wider sein Verboth aufgenommen habe? Doch gab er sich nach vernommenen Umständen zufrieden.

Den folgenden Tag kam sein Vetter, der junge Cavelier, nebst den übrigen, welche die Fregatte suchen sollten, mit der Nachricht in die Schanze, sie sey nirgend zu sehen. Hierüber wurde er sehr bestürzet; denn er hatte sein Leinenzeug, seine Kleider, Schriften

1686 - 90.

und beste Sachen am Bord. Nebstdem war er Willens gewesen, einige von den entdeckten Flüssen mit diesem Fahrzeuge zu erkundschaften, und es nachgehends, um einige Verstärkung zu begehren, in die americanischen Eylande abzuschicken, oder wofern keine Hoffnung mehr da wäre, aus der gegenwärtigen Bay, vermittelst eines darein laufenden Flusses in den Micißipi zu kommen, es selbst zu besteigen, und den letztbesagten Strom, an der ganzen Küste des mexicanischen Busens aufzusuchen.

Schiffbruch der Fregatte.

Unterdessen fassete er sich, mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit, und zog mit Ausgange des Aprils abermal auf Untersuchungen aus. Einige Tage nach seiner Abreise erschien Herr **Chefdeville**, nebst dem Marquis de la Sablonniere, und einiger Mannschaft von der Fregatte, in einem Canote an der Schanze, und überbrachten des Herrn de la Sale Kleider, nebst einigen Schriften und Leinenzeuge. Als Joutel nach der Fregatte fragete: so erfuhr er, sie sey gescheitert. Hiermit hatte also Herr la Sale die einzige letzte Hülfe, darauf er sich nach so vielfältigem Unglücke noch einigermaßen verlassen konnte, ebenfalls verloren. Es gieng damit nach ihrem Berichte folgendermaßen zu.

Als das süße Wasser auf dem Fahrzeuge ein Ende nahm: so wollte Herr **Planterose** nebst sieben Mann, aus dem nächsten Flusse frischen Vorrath holen. Als er mit seiner Ladung auf dem Rückwege begriffen war, hielt ihn der widrige Wind lange Zeit auf, und endlich übereilete ihn die Nacht, ehe er an Bord kommen konnte. Weil die Mannschaft in der Fregatte seine Bemühung wohl wahrgenommen hatte: so zündete sie ein Feuer an, damit er sich darnach richten könnte: allein, als dieses Feuer nach weniger Zeit ausgieng, so vergaß man ein neues anzuzünden; und seit dem kam weder die Schaluppe noch jemand von der darinnen befindlichen Mannschaft weiter zum Vorscheine. Als man etliche Tage vergeblich auf sie gewartet hatte, und der Durst auf der Fregatte überhand nahm: so versuchte man, sich einem am Strande liegenden, und nur zwo Meilen weit entfernten Wohnplatze zu nähern. Weil aber das Fahrzeug wegen Mattigkeit, vielleicht auch wegen Ungeschicklichkeit der Mannschaft nicht recht regieret werden konnte, und der Wind widrig wurde: so wurde es an die andere Seite der Bay getrieben, und scheiterte an der Küste.

Als die armen Leute sich dergestalt in einem unbekannten Lande schiffbrüchig und ohne Schaluppe sahen: so wußten sie zu ihrer Rettung kein anderes Mittel auszusinnen, als eine Flösse zu verfertigen, und damit auf jene Seite der Bay zu fahren. Allein, die Flösse gerieth so schlecht, daß die ersten, die sich darauf wageten, alle miteinander ersoffen. Die übrigen machten eine bessere, luden alles, was sie aus der Fregatte zu retten vermochten, darauf, und kamen glücklich über die Bay. Hier brachten sie einige Zeit in großer Sorge zu; denn aus Furcht vor den Wilden getraueten sie sich nicht, zu Lande zu reisen: mit der Flösse aber konnten sie den Fluß unmöglich aufwärts fahren. Endlich fanden sie ein elendes Canot, besserten es nach Möglichkeit aus, und kamen also an die Ludwigsschanze.

Aufruhr in der Ludwigsschanze.

Hierauf verliefen zween Monate, ohne daß man von dem Herrn de la Sale das geringste erfuhr. Doch es war dieses lange Außenbleiben nicht eben das schwereste, was dem Befehlshaber auf dem Herzen lag. Seine Mannschaft wurde je länger, desto dünner. Die Krankheiten raffeten die besten Leute weg; wer sich bey dem Jagen zu weit wagte, den schlugen die Wilden todt. Einige liefen gar ohne Scheu und Schaam davon, und zu den Wilden, lebten auch nach ihrer Weise. Andere fingen an zu murren, und verfielen vom Murren auf die gottlosesten Anschläge. Zum Haupte dieser Misvergnügten warf sich der ältere Duhaut auf, dessen jüngerer Bruder mit dem Herrn de la Sale ausgezogen

gen war, und Herr Joutel erfuhr, der Kerl sey Willens der Befehlshaber einer eigenen Partey zu werden.

1686 - 90.

Unterdessen da man den höchsten Grad der Bosheit, nicht auf einmal erreichet, und Duhaut damals noch keine Ursache einen Meuchelmord zu begehen hatte, so dachte er vermuthlich noch zur Zeit an seine nachmaligen Unthaten nicht. Wenigstens hielt er sich doch, als ihn sein Befehlshaber bey weiterm Ränkeschmieden mit Verhafte bedrohete, bis zu des Herrn de la Sale Ankunft in der Ludwigsschanze, welche im August geschah, ziemlich ruhig. Es vernahm selbiger den Untergang seiner Fregatte mit einer desto bewundernswürdigern Gelassenheit, weil er auf seiner Reise noch einen andern ganz unersetzlichen Verlust erlitten hatte.

Hr. de la Sale kömmt zu den Ceniern, und büßet einige Leute ein.

Er war bis zu den Ceniern gekommen, hatte ein Bündniß mit ihnen geschlossen, und konnte die Schönheit und Fruchtbarkeit des entdeckten Landes nicht genugsam rühmen. Aber mit dem allen wußte er von dem, was er suchte, eben so wenig, als zuvor, und es bestund alles, was ihm seine Reise eintrug, in fünf mit Lebensmitteln beladenen Pferden, damit ihn seine neue Bundesgenossen beschenket hatten. Auf der andern Seite, brachte er von zwanzig Personen nur noch achte mit sich nach Hause. Er fragte gleich bey seiner Ankunft, ob der junge **Duhaut**, **le Clerc**, **Hurie** und noch zween andere, deren Namen nicht gemeldet sind, sich in der Schanze befänden, indem er ihnen erlaubet habe, umzukehren. Die Antwort war, man habe sie nicht gesehen. Damit sagte er weiter, es habe sich der Herr **Bihorel** unterwegens verirret, ohne daß man wisse, wo er geblieben sey. Seinen Bedienten, Namens **Dumesnil**, habe ein Crocodill gefressen, und vier andere wären währenden Aufenthaltes bey den Ceniern weggelaufen.

Wird krank.

So viele Unglücksfälle erregeten keine sonderliche gute Gedanken in der Ludwigsschanze. Herr de la Sale wendete nicht genugsame Achtung darauf, sondern entschloß sich auf der Stelle zur dritten Reise, verschob sie aber, wegen der gegenwärtigen großen Hitze, bis auf künftigen Weinmonat. Die **Clamcloeten** bezwacketen ihn noch immer, und schlugen zween Franzosen gleichsam vor seinen Augen todt, und dieses bestärkete ihn in dem gefasseten Entschlusse, sich von diesen Unmenschen zu entfernen. Seine Absicht war, die Illinesen aufzusuchen: allein, eben als er sich auf den Weg begeben wollte, bekam er einen Leibesschaden, und mußte die Reise aufschieben.

Als ihn Joutel in diesem Zustande sah, so erboth er sich, mit funfzehn Mann dahin zu gehen. Allein, Herr de la Sale nahm das Erbiethen nicht an, weil seine persönliche Gegenwart bey den Illinesen nöthig falle, und er von da seinen Bruder Cavelier nach Frankreich abschicken wolle. Zu Ende des Christmonates befand er sich in soweit hergestellet, daß er im Ernste Reiseanstalten machte. Herrn Joutel wollte er mitnehmen; an dessen Stelle ernannte er den Herrn **le Barbier** zum Befehlshaber in der Schanze. Er hatte dieselbige seit seiner Rückkunft von den Ceniern ansehnlich befestiget, und nach seiner Meynung gegen alle Anfälle der Wilden in Sicherheit gesetzet. Er ließ auch so viel Lebensmittel als für die sämmtlichen Einwohner, das ist, für zwanzig Personen genug war, zurück. Es befanden sich unter selbigen sieben Weibespersonen, die zween Barfüßer Patres, **Maximus** und **Zenobius**, der Herr von **Chefdeville**, der Marquis **de la Sablonniere** und ein Feldscherer.

Den 12ten des Jänners 1687 machte er sich mit sechszehn Mann auf den Weg. Darunter war sein Bruder, Herr **Cavelier**, seine beyden Vettern, **Moranget** und der

1687 = 90.

Tritt die Reise nach den Illinesen an.

junge Cavelier, der P. Anastasius, Joutel, Duhaut, Archeveque, de Marle, ein Deutscher aus dem Würtembergischen, Namens Heinz b), welcher vorher unter den Flibustiern gewesen, und von Herrn de la Sale zu klein Goave angeworben worden war. Ferner ein Feldscherer, Namens Liotot, der Steuermann Jessier, der junge Talon, der Bediente des Herrn de la Sale, Namens Saget, nebst einem Wilden, der ein vortrefflicher Jäger war. Ich nenne alle diese Personen deswegen, weil ich künftig ihrer öfters erwähnen muß. Damit ihnen das Gehen desto leichter ankäme, so lud man das meiste Geräthe und die Lebensmittel auf die fünf von den Ceniern mitgebrachten Pferde.

Ungeachtet man durch ein sehr schönes Land reisete: so verursachete doch absonderlich das Regenwetter, davon fast alle Flüsse ausgetreten waren, große Beschwerlichkeit. Zwar stieß man öfters auf Wilde: es wußte sie aber Herr de la Sale durch seine Freundlichkeit alle miteinander zu gewinnen. Dem ungeachtet war er auf seiner Hut, und lagerte sich nie, ohne ungemeine Vorsichtigkeit zu gebrauchen. Weil man sehr breite Flüsse antraf, die man nicht durchwaden konnte, folglich das Uebersetzen beständig schwerer wurde: so lehrete ihn die Noth ein Canot ersinnen, das an Stangen getragen werden konnte, und ihm ungemeine Dienste that.

Je weiter man ins Land hinein kam, desto volkreicher war es. Als man nur noch vierzig Meilen weit von den Ceniern entfernet war: so erfuhr man, es halte sich ein Franzos unter ihnen auf. Als Moranget den 17ten des Maymonates auf der Jagd war, und wie man saget, den Duhaut, Heinz und den Feldscherer Liotot mit Worten beleidigte, fasseten diese drey den Vorsatz, ihn nächstens aus dem Wege zu räumen, den Anfang aber mit des Herrn de la Sale Bedienten, und dem wilden Jäger, Namens Nica, zu machen, weil ihn diese vertheidigen könnten.

Mordthaten.

Sie eröffneten ihr Vorhaben dem Archeveque, und dem Steuermanne Feßier, die es nicht nur billigten, sondern auch ihren Beystand versprachen. Dem Herrn de Marle sagten sie nichts davon, ob er wohl bey ihnen war, und hätten sie ihn lieber an einem andern Orte gesehen. Die folgende Nacht, als die drey unglücklichen Schlachtopfer ihrer Rache, ohne die geringste Sorge da lagen und schliefen, schlug Liotot jedwedem etlichemal mit der Axt vor den Kopf. Der Wilde und der Bediente starben auf der Stelle. Moranget richtete sich zwar auf, konnte aber nicht das geringste Wort mehr vorbringen. Damit nöthigten die Mörder den Herrn de Marle mit heftiger Bedrohung, es ihm nicht besser zu machen, daß er ihn vollends hinrichten mußte.

Unterdessen da die erste Uebelthat schwerlich ohne dergleichen innerliche Unruhe, welche kaum die größten Bösewichter zu unterdrücken vermögen, abgeht, so fiel es auch den Mördern nunmehr ein, sie würden der Rache des Herrn de la Sale so leicht nicht entgehen, es sey dann, sie kämen ihm zuvor. Damit entschlossen sie sich dazu. Nach einigem Berathschlagen, hielten sie für das beste, ihm entgegen zu gehen, alles, was sich widersetzen wollte, niederzuhauen, und sich auf diese Weise den Weg zu der vorhabenden Mordthat zu bahnen.

Ein so seltsamer Entschluß rührete nun freylich von keiner andern Ursache her, als von der blinden Verzweifung, welche die Bösewichter in die selbst gegrabene Grube zu stürzen pfleget. Doch für diesesmal lieferte ihnen ein bloßer Zufall, den verlangeten Raub in die Hände. Weil der Fluß, der sie von dem Lager trennete, seit ihrem Uebergange stark

b) Einige nennen ihn Jemme, und machen einen engländischen Soldaten aus ihm, sie irren sich aber allem Ansehen nach.

1687 - 90.

stark angelaufen war, so konnten sie zween Tage lang nicht darüber kommen: allein, ungeachtet diese Verzögerung ihrem Vorhaben eine Hinderniß in den Weg zu legen schien, so erleichterte sie ihnen doch die Ausführung desselbigen. Weil dem Herrn de la Sale das lange Außenbleiben seines Vetters, und seiner beyden Begleiter wunderlich vorkam: so beschloß er, sie in eigener Person aufzusuchen. Man bemerkete, daß ihm in dem Augenblicke, da er sich auf den Weg machte, ein Schauer anstieß, und daß er mit einiger ihm ungewöhnlichen Bangigkeit fragte: ob etwa Moranget mit jemanden Händel gehabt habe?

Nachgehends rief er dem Joutel, übergab ihm die Aufsicht über das Lager, und befahl ihm, fleißig Runde zu gehen, niemanden zu gestatten, daß er sich von dem Lager entfernete, und Feuer anzumachen, damit er sich auf dem Rückwege, vermittelst des Rauches allenfalls zurechte finden könnte. Den 20sten reisete er mit dem P. Anastasius und einem Wilden ab. Als er dem Orte, wo die Mörder stille lagen, näher kam: so erblickte er unweit davon viele Adler herum fliegen, schloß daraus, es müsse irgend ein Aas hier liegen, und feuerte seine Flinte ab. Hieraus muthmaßeten die Bösewichter, er müßte im Anzuge seyn; denn bisher hatten sie ihn noch nicht wahrgenommen; sogleich machten sie ihr Gewehr zurechte.

Trauriges Ende des Hrn de la Sale.

Duhaut und Archeveque setzeten über den Fluß; und als sie den Herr de la Sale ganz langsam daher kommen sahen, hielten sie stille. Duhaut versteckte sich ins hohe Gras, und hielt sein Gewehr zum Schusse fertig; Archeveque hingegen trat auf ihn zu, und antwortete auf dessen Frage, wo sein Vetter Moranget sey? er ist auf der Seite. In diesem Augenblicke brannte Duhaut los, und traf Herrn de la Sale durch den Kopf, daß er sogleich todt niederstürzete. Auf diese Weise erzählet Joutel den Verlauf. Er erfuhr ihn vom P. Anastasius, welcher dabey gegenwärtig war, und in dessen Zeugniß niemand einigen Verdacht setzen kann.

Hingegen saget der P. Ludwig Hennepin, welcher sich zwar ebenfalls auf seinen Mitbruder beruft, gleichwohl aber dem Joutel an Glaubwürdigkeit weichen muß, es habe Herr de la Sale noch eine Stunde gelebet, eine allgemeine Beichte abgeleget, seinen Mördern verziehen, sehr gottselige Gesinnungen geäußert, und die Absolution mit besonderer Andacht empfangen, gleichwie er denn auch vor dem Antritte des Weges communiciret habe.

Eine gewisse geschriebene Nachricht, welche in dem Archive des Seewesens liegt, und von dem Herrn de la Sale sehr nachtheilig redet, stimmet zwar, so viel die Weise, wie er ums Leben kam, betrifft, mit Joutels Angeben gänzlich überein, verändert aber die Umstände. Den Archeveque nennet sie d'Yvetot, vielleicht weil er beyde Namen trug; des deutschen Heinzen gedenket sie gar nicht, sondern eines engländischen Soldaten, den sie Jemme heißt, und denn noch eines Kerls, mit Namen Munier. Herr de la Sale, saget die Nachricht weiter, habe den Bedienten des Herrn d'Yvetot gefraget, wo Moranget sey? und dieser dem erhaltenen Befehle gemäß, mit dem Hute auf dem Kopfe und großem Trotze geantwortet, auf der Seite! Als nun Herr de la Sale den Kerl wegen dieser Grobheit bedrohet, und selbiger noch trotziger geantwortet, habe ihn la Sale prügeln wollen, der Bediente aber, abgeredeter maßen, die Flucht nach dem Orte, wo die Mörder auflauerten, genommen, da sie denn alle zugleich Feuer gegeben, nur einer aber getroffen.

1687 = 90.

Also waren ungefähr die Umstände bey dem kläglichen Lebensende Robert Caveliers, Herrn de la Sale beschaffen. Er war ein Mann von großer Geschicklichkeit, tiefer Einsicht, unvergleichlicher Standhaftigkeit und außerordentlichem Muthe. Ohne Zweifel hätte er bey so auserlesenen Eigenschaften sein Glück hoch getrieben, wofern er nur sein düsteres, verdrüßliches Wesen bezwungen, sein strenges oder vielmehr zur Härte geneigtes Gemüth besänftiget, und den Stolz unterdrücket hätte, damit er nicht nur seinen Untergebenen, sondern auch seinen Handelsgenossen begegnete, ungeachtet einige davon, absonderlich aber die beyden Mörder die allermeisten Kosten zu seiner Unternehmung vorschossen, folglich großen Antheil daran hatten.

Seine Gemüthsart.

Ferner hatte er den Fehler, daß er sich von niemanden rathen ließ, und durch einen unverantwortlichen Eigensinn, sich selbst öfters als einmal den größten Schaden zufügete. Wie einige vorgeben, so ereignete sich ein solcher Fall bey der Mündung des Micissipi; denn wie es heißt, so zeigete man ihm sie, er aber untersuchete aus einer bloßen Einbildung, sie könne an diesem Orte unmöglich seyn, die Sache nicht einmal.

Ausgesprengete Verleumdungen.

Hingegen verdienet es nicht den geringsten Glauben, was seine Feinde von vieler Gewaltthätigkeit und andern noch ärgern Missethaten, die er begangen haben sollte, aussprengeten. Um seine Ermordung einigermaßen zu beschönigen, gab man vor, er habe nicht nur den jungen Duhaut, sondern noch viele andere Personen, mit eigener Hand getödtet, seinen nachmaligen Mördern bey aller Gelegenheit übel mitgefahren, und sie dadurch auf den Vorsatz gebracht, so viel unschuldiges Blut zu rächen, und ihr eigenes Leben in Sicherheit zu setzen. Dergleichen Dinge verdienen um so viel weniger Glauben, weil es nur allzu oft geschicht, daß man die Fehler unglücklicher Personen vergrößert, ja ihnen weit mehrere, als sie jemals hatten, aufbürdet, absonderlich wenn sie nicht beliebet waren, und zu ihrem Unglücke Gelegenheit gaben. Das allergefährlichste für das Angedenken dieses berühmten Mannes ist dieses, daß ihn wenige Leute bedauerten, und daß ihn der schlechte Ausgang seiner Unternehmung bey denen, welche nur aus den äußerlichen Urtheilen, das ist, bey den allermeisten das Ansehen eines Landläufers giebt.

Was nach seinem Tode vorgeht.

Als der P. Anastasius den Herrn de la Sale niederstürzen sah: so befürchtete er, die Mörder würden es ihm, um eines solchen Zeugens ihrer Unthat los zu werden, eben also machen: allein, Duhaut sprach ihm Muth zu; denn was voritzt geschehen, das habe sich nicht anders thun lassen; an dem Moranget aber, der ihm nach dem Leben getrachtet, habe er sich schon seit langer Zeit zu rächen gesuchet. Unter diesen Reden kamen die andern Mörder herbey, zogen dem Todten alle Kleider, auch sogar das Hemde vom Leibe, und schleppeten ihn nach allerley schimpflichen Mishandlungen ins Gebüsche. Hier blieb er ohne einiges Begräbniß liegen; und es ist ungegründet, was P. Hennepin berichtet, als ob nämlich der P. Anastasius ihn zur Erde bestattet, und ein Kreuz auf das Grab gepflanzet hätte. Denn es meldet Joutel, welcher sonst alle Kleinigkeiten mitnimmt, nicht das geringste davon. Wäre das Begraben seines Herrn, den er sehr liebte, möglich gewesen, so hätte er dem Pater ohne Zweifel hülfliche Hand dabey geleistet. Die Mörder giengen hierauf geradesweges ins Lager, schickten aber ihr erlegtes Wildpret durch einige bey der That gegenwärtig gewesene Wilde voraus; und diese ärgerten sich über das, was sie gesehen hatten, nicht wenig.

Die Mörder werfen sich zu

Als Herr Cavelier seines Bruders Tod vom Pater Anastasius erfuhr, so sagte er den Mördern, er verzeihe es ihnen, wofern sie irgend mit ihm ein gleiches vorhätten, nud bitte

er

er sich nur eine viertheIstündige Frist aus, damit er sich zum Tode bereiten könne. Allein, sie hießen ihn gutes Muthes seyn, indem kein Mensch etwas an ihm auszusetzen habe. Joutel war damals im Lager nicht anwesend; Archeveque der viel auf ihn hielt, suchte ihn auf, und warnete ihn, er möchte sich ruhig halten, und weder einige Empfindlichkeit über das vorgegangene bezeugen, noch auf die vom Herrn de la Sale empfangene Gewalt weiter einigen Anspruch machen; sonst sey er des Todes.

1687 = 90.

Befehlshabern auf.

Joutel, der ein sehr gelassener Mann war, gab zur Antwort, er werde voritzt eben so wenig jemanden Anlaß zur Beschwerung geben, als er es bey seiner Befehlshaberstelle gethan habe, und lege er sie von Grunde des Herzens gern nieder. Damit giengen sie beyde ins Lager. Duhaut rief ihm schon von ferne zu, das Befehlen müsse künftig nach der Reihe herum gehen. Denn er hatte sich selbst schon zum Oberhaupte aufgeworfen, und vor allen Dingen des Vorrathshauses bemächtiget. Was er darinnen fand, das theilete er nachgehends, unter dem Vorwande, es sey ihr Eigenthum, mit Archevequen. Wie man vorgiebt, so lagen für mehr als zehntausend Thaler Waaren, und für ungefähr zehntausend Gulden theils baares Geld, theils Silberwerk darinnen. Weil jedermann wußte, was diese Kerl zu thun im Stande waren, so verlangete sich voritzt kein Mensch zu widersetzen.

Gleich am folgenden Tage, den 21sten des Maymonates, brachen alle Franzosen nebst einigen Wilden, nach dem Dorfe der Cenier auf. Ungeachtet selbiges nicht sonderlich weit entfernet war, so mußte man doch wegen schlimmen Wetters und üblen Weges bald Halte machen. Den 29sten wurde Joutel nebst dem Feldscherer Liotot, dem Heinzen und Fessier abgeschicket, um wo möglich einige Lebensmittel bey den Ceniern aufzutreiben. Diese begegneten den ersten Tag drey wohlberittenen Wilden, davon einer spanisch bekleidet war. Anfänglich hielten sie den Kerl für einen wirklichen Spanier, weil sie gehöret hatten, es würden einige von dieser Nation den Ceniern gegen ein gewisses anderes Volk zu Hülfe kommen. Indem nun die Castilianer keine andern Europäer in ihrer Nachbarschaft leiden wollen: so war unsern Franzosen gewaltig Angst, in ihre Hände zu fallen, und anfänglich hielten sie es für das Beste, diesen da in die andere Welt zu schicken, und Reißaus zu nehmen.

Joutel wird zu den Ceniern geschicket.

Allein, als Joutel sich voraus machte, den Mann auf spanisch und italienisch anredete, dagegen aber in cenischer Sprache zur Antwort bekam, er verstehe ihn nicht: so verschwand die Besorgniß. Die zween übrigen Wilden waren ganz nackend. Einer davon hatte einen schönen Schimmel, der zween recht sauber geflochtene Rohrkörbe voll Mehl von geröstetem Maize trug. Er schenkete den Franzosen etwas Mehl, und meldete, sein Herr erwarte sie mit sehnlichem Verlangen. Als Joutel fragte, ob Spanier bey ihnen wären? antworteten sie mit Nein! es wären aber bey einem benachbarten Volke einige zugegen.

Der spanisch gekleidete war, nach seinem Berichte, in der Spanier Lande gewesen, und hatte den schönen Ausputz daher mitgebracht. Auch zeigete er einen gedruckten Zeddel in castilianischer Sprache. Es war ein Verzeichniß alles Ablasses, den der Stuhl zu Rom den Missionarien in Neu-Mexico verwilliget hatte. Hierauf setzeten sie ihren Weg alle

e) Joutel meldet an dem Orte, wo er die Ermordung des Herrn de la Sale erzählet, sie sey den 20sten vorgegangen: an einem andern Orte hingegen, setzet er den 19ten dafür an den Rand, welches denn auch mit andern Berichten übereinstimmet. Er ist aber zu entschuldigen, weil er sein Buch nicht selbst herausgab.

1687 - 90.

drey nach dem französischen Lager fort, änderten aber ihre Meynung bald wieder, und ergriffen den Rückweg. Die Franzosen riefen sie herbey, und setzten ihnen Essen vor. Als nach der Mahlzeit die Nacht einbrach, blieben die Franzosen nebst einem Wilden an diesem Orte: die andern beyden machten sich auf den Weg nach ihrem Dorfe.

Wie er empfangen wird.

Jene folgeten ihnen des andern Morgens, und gedachten ohne viele Weitläuftigkeit bey dem Oberhaupte einzusprechen. Allein, kaum hatten sie das Dorf erreichet, so traten ihnen die Aeltesten mit großer Pracht und Herrlichkeit entgegen. Sie hatten gegärbte und mit allerley Farben bemalte Rehhäute um die Schulter geschlagen, und trugen einen Federbusch, der fast wie eine Krone aussah, auf dem Kopfe. Einige trugen spanische und am Gefäße mit Federn und Schellen geschmückte Schilfklingen in der Hand. Andere waren mit Bogen, Pfeilen und Streitkolben ausgerüstet. Noch andere hatten sich ein Bettlacken über die Achsel geschlagen, und unter dem andern Arme durchgezogen, alle miteinander aber das Gesicht schwarz und roth bemalet.

Französischer Wegläufer bey den Ceniern.

Der Alten waren zwölf. Auf beyden Seiten giengen die jungen Leute und Krieger, in zwo Reihen, und schönster Ordnung nebenher. Sobald sie den Franzosen nahe genug waren, stunden die letztern auf ein gegebenes Zeichen ihres Anführers stockstille. Die Alten aber schwungen die rechte Hand über den Kopf, jauchzeten mit aller Macht, und liefen hernach auf die Franzosen zu. Diesen machten sie nach ihrer Art alle ersinnliche Freundschaftsbezeugungen, überreichten ihnen hernach Taback und Pfeifen, und ließen endlich einen Franzosen aus Provence, welcher nebst andern dem Herrn la Sale gleich bey seiner ersten Reise weggelaufen war, herbeykommen. Er lief nackend, wie andere Wilden, und konnte kaum mehr französisch reden. Doch freuete er sich, daß er bekannte Landesleute antraf.

Hierauf führete man sie mit dem vorigen Gepränge in die Cabanne des Oberhauptes, der sie freundlich empfing. Aus dieser Cabanne gieng der Zug nach einer andern, weit größern, welche zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmet war, aber wenigstens eine Viertheilmeile weit von jener lag. Der Boden war mit Matten beleget. Man nöthigte sie zum Sitzen, und die Alten schlossen einen Kreis um sie. Sodann trug man Sagamite nebst allerley Gemüse auf, nach der Mahlzeit rauchte jedweder seine Pfeife Taback, und es wurde von lauter Krieges- und Staatssachen gesprochen.

Weil der Provenzal in einem andern Dorfe wohnete, so führete er seine Landesleute dahin, und man empfing sie ungefähr auf die vorige Weise. Die Nacht brachten sie in ihres Führers Cabanne zu. Aber am folgenden Tage wurden sie von den Aeltesten des ersten Dorfes wieder abgeholet, und in die gestrige Schmauscabanne geführet. Hier tauschten sie Waaren gegen Lebensmittel; und weil das Dorf nicht genug liefern konnte, so schickte Joutel unterdessen seine Gefährten unter Anführung des Provenzals mit dem erkauften Vorrathe ins Lager, er aber blieb, um noch mehr aufzutreiben, bey den Ceniern.

Nebstdem hatte er auch erfahren, es lebeten zween dem Herrn de la Sale entlaufene Franzosen unter einem benachbarten Volke. Er hoffte also, bey längerm Verweilen, vielleicht eine bessere Nachricht von dem Micißipi und dem Wege ins Illinesische aufzutreiben, als ihm der Provenzal zu geben wußte. Daher schickte er nach ihnen. Als er nun einstens des Nachts in einer Cabanne lag, aber nicht schlief, so hörete er jemanden um sein Bette herum schleichen; er sah auch bey dem Scheine des Feuers, das in der Cabanne brannte, es sey ein nackender Kerl, mit ein Paar Pfeilen und dem Bogen in der Hand, der sich ohne ein Wort zu sprechen, neben ihm hinsetzte. Er fragte ihn, was er wollte, bekam aber keine

Antwort,

Antwort, damit griff er nach den Pistolen, und die nackende Gestalt setzete sich von ihm weg ans Feuer. Endlich, als Joutel, um die Ursache ihrer Erscheinung zu erfahren, sie näher betrachtete, fiel sie ihm um den Hals, redete französisch und bekannte sich für einen der Wegläufer, die er suchte: denn der andere hatte, nach seinem Berichte, das Herz nicht, sich sehen zu lassen. Beyde waren ihres Handwerks sonst Matrosen; der gegenwärtige war ein Breton und hieß Ruter, der andere, Namens Grollet, war aus Rochelle gebürtig.

1687 - 90.

Sie hatten in weniger Zeit die wilde Lebensart dermaßen gut erlernet, daß man sie nimmermehr für Europäer angesehen hätte. Sie liefen nicht nur nackend, sondern waren auch am ganzen Leibe bemalet und bestochen. Auch hatten sie Weiber, und zwar mehr als eine. Anfänglich zogen sie mit den Ceniern in den Krieg, und thaten, so lange ihr Pulver dauerte, Wunderdinge: aber als selbiges ein Ende nahm, mußten sie sich an das Bogenschießen gewöhnen. Das lüderliche Leben, das sie führeten, gefiel ihnen ungemein wohl, wie sie denn auch von Glaubenssätzen wenig mehr wußten.

Ruter vernahm den Tod des Herrn de la Sale und seines Vettern Moranget mit Betrübniß. Von Micißipi wußte er nichts zu sagen, doch hätte er gehöret, es gebe vierzig Meilen von hier gegen Nordost einen großen Strom, dessen Ufer ungemein stark bewohnet wären, und die Leute, die dahin gekommen, wären eben also, wie wir, gestaltet und gekleidet gewesen. Joutel zweifelte im geringsten nicht, es müsse dieser Fluß der längst gesuchte seyn; und weil er sich von den Mördern des Herrn de la Sale, so bald als möglich, zu trennen gedachte, so gab er sich alle Mühe, den Weg nach diesen Strome recht auszukundschaften. Indem nun Ruter gleich des folgenden Tages wieder nach Hause gieng: so gab er ihm einige Geschenke für seine Weiber mit, und ersuchte ihn, den Grollet zu einem Besuche zu bereden.

Den 6ten des Aprilmonates erschienen sie alle beyde, in vorigem Aufzuge, nur hatte sich Grollet das Gesicht nicht bestechen, noch auch die Haare auf der Cenier Weise verschneiden lassen. Es besteht dieselbige darinnen, daß man sie übrigens ganz kurz trägt, nur aber entweder auf dem Wirbel, oder an der Seite, einen Schopf wachsen läßt, und in einen Zopf flicht. Grollet bestätigte seines Gesellen Aussage von dem großen Strome in Nordost, der von Europäern besuchet worden sey; und beyde erbothen sich zu seinem großen Vergnügen, ihn ins Lager zu begleiten. Als nun den 8ten zween Franzosen, um die vom Joutel erkaufte Lebensmittel abzuholen, mit einem Pferde ankamen: so reiseten sie mit einander davon, und erreicheten das Lager den 10ten.

Die Mörder trennen sich von einander.

Währender Abwesenheit des Joutels hatten die Mörder des Herrn de la Sale ihr Wesen vor sich gehabt, und die Entschließung gefasset, nach der Ludwigsschanze umzukehren, eine Barke daselbst zu bauen, und nach den Eylanden zu fahren. Dieses war nun ein höchstnärrischer Anschlag; denn sie hatten von allem, was zum Ausrüsten eines Schiffes gehöret, das wenigste; und über dieses verstund keiner von ihnen im allergeringsten, wie man es regieren müßte. Dagegen gedachten die übrigen, ihren Weg nach der Gegend, wo man ihres Bedünkens die Illinesen antreffen müsse, zu nehmen.

Als demnach ihr Anführer, Herr Cavelier, erfuhr, Duhaut und seine Mitschuldigen wollten, um ihr Geräthe nach der Ludwigsschanze zu schaffen, Pferde bey den Ceniern einkaufen; so stellete er ihm vor, es falle sowohl ihm, als einigen andern, die er hernannte, wegen großer Mattigkeit, die Reise nach der Schanze nicht möglich, sie gedächten also in dem ersten Dorfe der Cenier zu bleiben, oder doch eine Zeitlang auszuruhen. Demnach bäthe er für

sich

1687 = 90. sich und seine Reisegefährten, um einige Aexte, etwas Pulver, Bley und das benöthigte sich Lebensmittel dafür anzuschaffen, und dürfe Duhaut allenfalls nur den Preis melden, so wolle er ihm einen Schein darüber ausstellen.

Duhaut ließ ihm, nach gepflogener Ueberlegung mit seinem Anhange, des folgenden Tages melden, er wolle ihm die Hälfte aller vorräthigen Waaren geben. Sollte auch der Barkenbau nicht gelingen, so wolle er Duhaut und die Seinigen, zu ihm kommen, und bäthe er, auf allen Fall Lebensmittel in Bereitschaft zu halten. Einige Tage hernach änderte er seinen Anschlag die Reise nach der Ludwigsschanze betreffend, und schlug dagegen seinem Anhange vor, sie wollten lieber in Gesellschaft des Herrn Caveliers die Illinesen aufsuchen. Allein, Heinz war nebst noch einigen, einer andern Meynung, und verlangeten sie ihren Antheil an den Gütern.

Duhauts und Liotots klägliches Ende.

Als Duhaut deswegen Schwierigkeit machte: so kam es zum Wortwechsel. Endlich schoß ihn Heinz mit dem Pistohle durch den Kopf, daß er einige Schritte forttaumelte, und todt niedersank. Zu gleicher Zeit schoß Ruter, eben der bretonische Matrose, welcher den Joutel aus dem Dorfe der Cenier hieher begleitet, und mit Heinzen Freundschaft gestiftet hatte, den Feldscherer Liotot über den Haufen. Ungeachtet aber die Flinte mit drey Kugeln geladen war, so lebte der Kerl doch noch einige Stunden, und konnte sogar seine Beichte ablegen, worauf ihm Ruter mit einem Pistohlschusse vollends abfertigte. Dergestalt bekamen die beyden Bösewichter, welche die Hauptmörder, einer des Herrn de la Sale, der andere seines Vetters gewesen waren, ihren verdienten Lohn zu allererst.

Als Joutel sah, wie es zugieng: so griff er nach seiner Flinte, um sich allenfalls zu wehren: allein, Heinz rief ihm zu, er solle außer Sorgen seyn, er habe nur den Tod seines Patrons zu rächen verlanget; denn ungeachtet er auf des Duhaut Seite gewesen, so habe er doch nie in die Mordthat gewilliget, und würde sie, wenn er anwesend gewesen wäre, verhindert haben. Die Wilden sahen das Würgen mit an, und ärgerten sich gewaltig darüber. Sie hatten auch Recht, und konnten die Franzosen mit besserm Fuge für Barbaren ansehen, als wir sie dafür hielten.

Unterdessen da man ihrer Hülfe bedurfte, so brachte Joutel ihnen bey, die beyden Kerl hätten nichts bessers verdienet. Denn sie hätten nicht nur ihre Oberhäupter ermordet, sondern auch Güter, die ihnen nicht gehöreten, mit Gewalt an sich gezogen. Mit dieser Erläuterung waren sie zufrieden. Archeveque war desselbigen Tages in aller Frühe auf die Jagd gegangen, folglich bey dem ganzen Handel nicht gegenwärtig. Heinz wollte ihn durchaus todt haben: allein, Herr Cavelier und der P. Anastasius besänftigten ihn endlich; Joutel gieng ihm entgegen, und gab ihm von der Gefahr, die über seinem Haupte geschwebet hatte, Nachricht. Er führete ihn nachgehends zu Heinzen, und beyde versprachen, einander auf keine Weise zu beleidigen.

Einige Franzosen ziehen in den Krieg.

Nach dieser Versöhnung wollte man aufs Neue berathschlagen, was anzufangen sey. Allein, Heinz gab vor, er habe den Ceniern seinen Beystand im Kriege versprochen, das wolle er auch thun. Beliebe es nun den übrigen, in dem Lande besagter Wilden bis zu seiner Rückkunft zu verweilen: so könne man hernach von der Sache weiter sprechen. Weil die Güter noch nicht getheilet waren, so mußte Herr Cavelier und seine Anhänger in alles, was den tollen Kerlen einfiel, willigen. Sie zogen folglich alle miteinander in das Dorf der Cenier, und zu Anfange des Märzmonates gieng Heinz mit den Wilden und sechs Franzosen sämmtlich zu Pferde ins Feld.

Den

1690. Den 18ten als die zurückgebliebene Franzosen an nichts weniger gedachten, kam zu ihrem größten Erstaunen ein Schwarm Weibsbilder in ihre Cabannen. Diese Nymphen waren mit Thone geschminket, und tanzeten aus Leibeskräften im Kreise herum. Als das Hüpfen drey Stunden lang gewähret hatte: so beschenkete der Eigenthümer der Cabanne jedwede Tänzerinn mit einem Stückchen Landestaback. Es gleicht dieser Taback übrigens dem unsrigen, hat aber kleinere Blätter. Sodann eröffnete man den Franzosen, die Cenier hätten einen vollkommenen Sieg über ihre Feinde erstritten. Es konnte auch unmöglich anders seyn, wenn anders der Bothe, welcher die Nachricht überbrachte, die Wahrheit redete. Denn dieser hatte für seine Person wenigstens vierzig Feinde erleget.

Sieg der Wilden.

Sogleich machten die Weiber allerley Labsale zurechte, um sie dem siegreichen Heere entgegen zu bringen. Es hielt selbiges noch diesen Abend seinen Einzug ins Dorf. Der Cenier Feinde, die Cannohatinner hatten sie zwar mit standhaftigem Muthe erwartet: allein, so bald die Franzosen ihr Gewehr abfeuerten, erschracken sie über das fürchterliche Gekrache, und die tödtliche Wirkung dieser Waffen dergestalt, daß sie über Hals und Kopf davon liefen. Man setzete ihnen nach, und legte noch acht und vierzig theils Männer theils Weiber zu Boden. Die Cenier erwürgeten alle Gefangene auf der Stelle, ausgenommen zween Knaben, die sie nebst den Haarköpfen der Getödteten mit nach ihrem Dorfe nahmen, und zwo Weibespersonen, denen es weit schlimmer gieng.

Ihre Grausamkeit.

Zwar schickte man eine davon nach Hause, zog ihr aber vorher die Haut vom Kopfe ab, und gab ihr eine Ladung Pulver und Bley in die Hand, die sie ihren Landesleuten zustellen und dabey melden sollte, man werde bald einen Besuch mit dergleichen Gewehre bey ihnen ablegen. Die andere wurde dem cenischen Weibervolke preiß gegeben. Diese führeten sie in einen abgelegenen Ort, da keine Mannesperson war; hier fielen sie wie Furien über sie her. Jedwede hatte einen spitzigen Stock. Einige stachen sie damit, die andern schlugen aus Leibeskräften auf sie los. Nachgehends rissen sie ihr die Haare aus, schnitten ihr die Finger ab, und quäleten sie mit einem Worte, um den Tod ihrer im Kriege gebliebenen Anverwandten zu rächen, so sehr als sie konnten, bis sie es selbst überdrüßig wurden, wornach sie ihrem Leben mit vielen Stichen und Schlägen ein Ende macheten. Der Leichnam wurde in Stücken zerschnitten, und den Leibeigenen zu essen gegeben.

Ihre Lustbarkeiten.

Den folgenden Tag machte man sich lustig. Man kehrete die Cabanne des Oberhauptes fleißig aus, und belegete den Boden mit Matten, worauf die Aeltesten und Franzosen Platz nahmen. Als jedermann an seinem Orte saß, so trat ein Redner auf, und hielt eine lange Rede, vermuthlich zum Lobe der Krieger, der neuen Bundesgenossen und der wichtigen Dienste, welche sie der Nation geleistet hatten. Hierauf erschien eine Frau, mit einem langen Rohre in der Hand. Ihr folgeten die Krieger, jedweder mit einem Bogen und zween Pfeilen in der Hand. Ihre Weiber traten vor ihnen her, und trugen die Haarköpfe, die ihre Männer mitgebracht hatten. Den Beschluß des Zuges machten die beyden jungen Gefangenen, darunter einer, wegen seiner Wunden zu Pferde saß.

Indem die Krieger vor dem Redner vorbey giengen, so nahm jedweder die Haarköpfe von seiner Frau, und überreichete sie ihm. Der Redner empfing sie mit beyden Händen, schwang sie gegen die vier Ende der Welt, und legte sie hernach auf den Boden hin. Nach geendigtem Zuge trug man große Schüsseln voll Sagamite auf. Ehe aber iemand einen Bissen davon kostete, setzte der Redner den Haarköpfen einen großen hölzernen Napf voll, gleich als zu einem Opfer vor. Nachgehends steckte er eine Pfeife

1687 = 90.

Taback an, und blies den Rauch an die Haarköpfe. Als dieses geschehen war, nahm der Schmauß seinen Anfang. Nebst dem Sagamite trug man die Zungen der getödteten Feinde auf. Beyden Gefangenen setzete man etwas von dem Fleische des hingerichteten Weibes vor, und nöthigte sie, davon zu essen. Zum Beschlusse sang und tanzete man. Auf gleiche Weise gieng es in allen Cabanuen nach der Reihe zu.

Was die Franzosen vornehmen.

Weil die Franzosen nunmehr bey den Ceniern weiter nichts zu thun hatten: so dachten sie im Ernste auf einen endlichen Entschluß. Heinz sagete: er könne den Vorschlag, die Illinesen aufzusuchen, auf keine Weise billigen; denn erstlich scheine ihm die Sache mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verknüpfet zu seyn, und nebst dem sey er nicht Willens, seinen Kopf nach Frankreich zu liefern, damit ihn der Scharfrichter weghauen könne. Gegen die letztere Ursache hatte kein Mensch etwas einzuwenden. Unterdessen da es eigentlich die einzige war, warum er auf eine verzweifelte Entschließung fiel, so blieb jedermann, der sich unschuldig wußte, bey dem Vorsatze, die Illinesen aufzusuchen, und machte noch diesen Tag Anstalt dazu.

Die Wilden suchten den Joutel und seinen Anhang auf alle Weise zu bereden, daß er bey ihnen bleiben möchte, und machten deswegen die Gefährlichkeit des weiten Weges durch so viele unbekannte Völker, die ihn vielleicht schlecht empfangen würden, trefflich groß. Allein, er war nicht zu bewegen, sondern bath sich Wegweiser aus, die er reichlich zu belohnen versprach, auch mit aller Willigkeit erhielt. Heinz verwilligte ihm gleichfalls alles, was er begehrete; allein Joutel wußte wohl, man dürfe nicht viel von ihm begehren. Der Bösewicht behielt beynahe alle Güter des Herrn de la Sale für sich allein, und gieng bereits in dem roth scharlachenen mit Golde besetzten Kleide desselbigen herum. Er gab auch nichts her, als bis ihm Herr Cavelier ein schriftliches und eigenhändiges Zeugniß in lateinischer Sprache ausstellete, daß er an seines Bruders Ermordung ganz unschuldig sey. Vielleicht ist diese Schrift die Ursache, daß einige Nachrichten vorgeben, er habe in der That keinen Antheil an dem besagten Morde gehabt.

Einige gehen zu den Illinesen.

Es waren ihrer sieben, welche die Reise zu den Illinesen antraten, nämlich die Herren Caveliere, Oheim und Vetter, der P. Anastasius, die Herren Joutel und de Marle, ein junger Pariser, Namens Barthelemy und der Steuermann Feßier. Zwar der Archeveque, Munier und Ruter hatten versprochen, sie zu begleiten: allein, die Lust zum lüderlichen Leben machte, daß sie bey den Ceniern blieben, und allem Vermuthen zufolge, trug Archeveque wenigstens eben so viel Sorge für seinen Kopf, als Heinze, gleichwie er denn schuldiger, als jener war. Wir werden nachgehends sehen, wie es ihnen gieng: voritzt müssen wir die erstern bis nach Frankreich begleiten.

Sie erreichen die Akansas.

Bey den besondern Umständen ihrer Reise kann ich mich nicht aufhalten. Joutel hat sie weitläuftig beschrieben, es ist aber wenig darunter, was in der gegenwärtigen Geschichte einen Platz verdienete. Es begegnete ihnen auf dieser ganzen langen und höchstbeschwerlichen Reise kein anderes Unglück, als daß sie den Herrn de Marle einbüßeten, welcher nach Joutels Zeugnisse, ein grundehrlicher Mann war, und den 24sten des Brachmonates in einem Flusse, als er sich baden wollen, ums Leben kam. Den 20sten des [illegible] Heumo=

d) Joutel saget zwar in seinem Tagebuche, es sey dieses Dorf das letzte der Akansas. Es erhellet aber aus des Garcilasso de la Vega Geschichte von der Eroberung Florida, daß die Kappas zu der

Heumonates kamen sie zu den Akansas, und fanden die zween Franzosen. Einer hieß Delaunay; der andere war ein Zimmermann, und hieß **Couture**.

1687 - 90.

Es war eine große Freude für unsere Reisende, daß sie sich so nahe am Micißipi, und in einem bekannten Lande sahen. Die beyden Franzosen hatte der Ritter Tonti dahin geschicket, als er von seiner Reise an die Mündung des Micißipi, dahin Herr de la Sale ihn bestellet hatte, zurück kam. Die Leute hatten sich da eingerichtet, und hatten Lust, Zeitlebens da zu verbleiben, weil sie doch schwerlich weiter etwas von dem Herrn de la Sale hören würden. Herr Cavelier offenbarete ihnen zwar sein klägliches Ende: es wurde aber dabey abgeredet, man wolle die Sache vor den Wilden verhehlen, indem sie der bloße Name des verstorbenen bisher in Furcht erhalten hatte, und man voritzt Lebensmittel, Kähne und Wegweiser von ihnen verlangen wollte.

Nachgehends ersuchte Herr Cavelier den Couture, einigen Oberhäuptern der Nation zu hinterbringen, es habe Herr de la Sale an dem mexicanischen Seebusen einen sehr schönen Wohnplatz angeleget, die Ueberbringer dieser frohen Zeitung wären im Begriffe nach Canada abzugehen, und daselbst Waaren abzuholen, sie würden aber nebst einer guten Anzahl Franzosen bald wieder da seyn, und sich in ihrem Lande niederlassen, bloß in der Absicht, sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, und eine für sie vortheilhafte Handlung einzurichten. Sie hoffeten demnach, von ihnen eben den Beystand zu ihrer Reise zu den Illinesen zu erhalten, den ihnen bisher alle andere Völker, dahin sie ihr Weg geführet habe, geleistet hätten.

Die Akansas hielten, um diese Vorschläge in Erwägung zu ziehen, eine Versammlung, bewirtheten aber ihre Gäste unterdessen auf das Beste, und sangen das Calumet vor ihnen. Mit den Wegweisern für eine so lange Reise hielt es ziemlich schwer, doch Geschenke und Versprechen brachten die Sache endlich zuwege. Weil der junge Pariser nicht weiter fortkommen konnte: so blieb er bey den Akansas; hingegen begleitete Couture sie eine Zeitlang. Den 27sten reiseten sie ab, fuhren den Akansasfluß herab, und erreicheten noch denselbigen Tag ein Dorf, Namens **Toriman**. Hier sahen sie den Micißipi zum erstenmale. Den 29sten setzeten sie darüber, und erreicheten denselbigen Tag ein Dorf der **Kappas** *d*), wo Couture Abschied von ihnen nahm.

Kommen zu den Illinesen.

Den 3ten des Herbstmonates giengen sie in dem Illinesenflusse zu Schiffe, und erreicheten am 14ten die Ludwigsschanze, wo Herr von **Bellefontaine**, in Abwesenheit des Ritters Tonti, Befehlshaber war. Tonti war, um die Tsonnonthuaner zu bekriegen, zu dem Marquis Denonville gestoßen. Jedermann erkundigte sich mit größter Begierde nach dem Befinden des Herrn de la Sale. Ihre Antwort war, sie wären vierzig Meilen weit jenseits der Cenier von ihm geschieden. Mehr zu sagen, hielten sie deswegen nicht für dienlich, weil man voritzt wegen des iroquesischen Krieges nicht ohne große Beschwerlichkeit und Gefahr nach Canada, dahin sie gedachten, zu reisen vermochte. Sie hatten also Beystand hierzu nöthig, und besorgeten, man möchte sich, wenn des Herrn de la Sale Tod bekannt würde, keine sonderliche Mühe damit machen.

Müssen in der Schanze überwintern.

Zum Glücke für sie, war sein Factor, der Herr de **Boisrondet** Willens, eben diese Reise anzutreten, und es machte dieser Umstand beyden Theilen Vergnügen. Den

des Ferdinands von Soto Zeiten eine besondere und sehr zahlreiche Nation ausmachten. Heutiges Tages ist von ihnen, wenigstens doch in Louisiana, nichts mehr übrig.

1687-90. Den 18ten giengen sie zwar zu Schiffe: allein, sie kamen nicht weit, denn es trieb sie der widrige Wind wieder an die Schanze zurück. Dieser Unfall machte einen Strich durch ihre ganze Rechnung. Denn nunmehr fiel alle Hoffnung weg, dieses Jahr noch nach Frankreich zu gehen, und für ihre an der Bernhardsbay, in der dasigen Ludwigsschanze hinterlassene Reisegefährten die benöthigte Hülfe auszuwirken und abzuschicken. Unterdessen half da nichts, als die liebe Geduld.

Den 27sten des Weinmonates kam der Ritter Tonti selbst in die Ludwigsschanze. Herr Cavelier hielt für das beste, ihm von des Herrn de la Sale Ableben eben so wenig, als andern etwas zu melden. Weil ihm auch sein Bruder kurz vor dessen Tode, eine Anweisung auf eine gewisse Summe Geldes, oder den Werth dafür, an Pelzwerk, in der Illinesenschanze zu empfangen, ausgestellet hatte: so übergab ihm Tonti für viertausend Franken Waare, ohne das geringste Bedenken. Endlich den 21sten des Märzmonates 1688, begaben unsere Reisenden sich auf den Weg. Sie hatten den Herrn Boisrondet bey sich, imgleichen den P. Allouez, welcher zur Errichtung einer beständigen Mißion unter den Illinesen keine Gelegenheit finden konnte, und deswegen an den Josephsfluß zurück kam, woselbst er endlich auch, unter den Miamiern mit Tode abgieng.

Gehen nach Frankreich.

Den 10ten des Maymonates kamen sie nach Michillimakinac, woselbst sie aber nicht lange verweileten. Den 14ten des Heumonates begab sich Herr Cavelier nach Montreal, und seine Reisegesellschaft, die er im chinesischen Quartiere der Insel zurück gelassen hatte, den 17ten. Sie fanden hier die Herren Denonville und Champigny, gaben vor, sie müßten, um Hülfe für den Herrn de la Sale auszuwirken, schleunigst nach Frankreich abgehen, und fanden ohne weitere Untersuchung Glauben. Wenig Tage hernach schwur Teißier den reformirten Glauben in der Pfarrkirche zu Montreal ab; sodann giengen sie alle miteinander zu Schiffe nach Quebec, fanden ohne langes Warten ein abgehendes Schiff, und traten den 5ten des Weinmonates zu Rochelle ans Land. Den 7ten reisete Cavelier und Joutel miteinander nach Rouen, wo ich den letztern im 1723 Jahre gesehen, und lange mit ihm geredet habe.

Was aus der Ludwigsschanze wird.

Hätten sie nicht bey den Illinesen überwintern müssen, sondern wären ein Jahr eher in Frankreich angelanget: so wäre es, allem Ansehen zu Folge, möglich gewesen, die von Herrn de la Sale unter den Clamcoeten angelegte kleine Pflanzstadt entweder zu unterstützen, oder abzuführen. Allein, da sie nach Paris kamen, so glaubete man, es würde nunmehro zu späte damit seyn. Ja, es wäre dennoch vergeblich gewesen, wofern man gleich eher daran gedacht hätte. Denn die Clamcoeten erfuhren des Herrn de la Sale Tod, und die Zerstreuung seiner Leute ohne langen Zeitverlust, überfielen die Einwohner der Ludwigsschanze einstens ganz unvermuthet, und schlugen sie alle miteinander todt. Nur die drey Söhne des Talon, ihre Schwester, und einen jungen Pariser von guter Herkunft, Namens **Eustachius von Breman**, führeten sie mit sich in ihr Dorf.

Sonderbare List eines Italieners.

Gleichfalls rettete ein Italiener sein Leben, wiewohl durch eine seltsame List. Der Mann war zu Lande, allein leider zu spät aus Canada gekommen; denn er wollte dem Herrn la Sale von dem rechten Wege, an den Micißipi zu gelangen, Nachricht geben. Als ihm nun die Wilden den Schedel entzwey schlagen wollten: so stellete er ihnen vor, sie begiengen die größte Unbilligkeit, wenn sie einen Menschen umbrächten, der sie alle miteinander in seinem Herzen trage. Die Barbaren erstauneten darüber, und gönneten ihm, um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, Frist bis auf den folgenden Tag. Damit machte er einen Sackspiegel an der Brust fest, und ließ sie hinein sehen. Weil sie nun glaubeten, sie sähen sich in seinem Herzen, so ließen sie ihn leben.

Auf

1687-90.

Auf der andern Seite sahen die neumexicanischen Spanier zu des Herrn de la Sale Unternehmen gewaltig scheel, und beschlossen, ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen. Zu diesem Ende schicketen sie anfänglich fünfhundert Mann ab, welche bey ihrer Ankunft unter den Ceniern den Archeveque nebst dem Rocheller Matrosen Grollet, daselbst fanden, und beyde gefangen nahmen. Ob sie den Tod des Herrn de la Sale von ihnen erfuhren oder nicht, das weis man so eigentlich nicht. Gewiß aber ist, daß nach einiger Zeit noch zweyhundert Spanier an eben denselbigen Ort kamen, unterwegens den Munier und des vorhin erwähnten Talons Bruder, Namens Peter, antrafen, und in der Cenier Dorf führeten, auch daselbst ganz gut hielten. Denn sie hatten Franciscaner bey sich, und wollten durch Hülfe derselbigen die Wilden bekehren. Weil nun beyde Franzosen, wegen ihres vieljährigen Aufenthaltes im Lande, der dasigen Sprache vollkommen kundig waren, folglich ihre Gesellschaft den Patres sehr nützlich seyn konnte: so wollte man sie mit Güte dazu bewegen.

Begebenheiten einiger Franzosen.

Dieses glimpfliche Verfahren bewog den Talon, daß er gestund, seine drey Brüder, und seine Schwester, wären Leibeigene der Clamcoeten. Sogleich schicketen die Spanier, um sie abzuholen, einige Mannschaft dahin. Sie brachte aber nur zween Talonen, ihre Schwester und den Italiener mit. Ja, es hatte Mühe gekostet, sie von den Clamcoeten zu erhalten; denn die Leute hatten eine große Freundschaft auf sie geworfen, und wollten sie nicht von sich lassen. Das folgende Jahr erschienen abermal zweyhundert und funfzig Spanier in besagtem Dorfe, nahmen den Johann Baptist Talon und den Eustachius von Breman mit, und führeten sie erstlich nach St. Louis du Potosi, einer neumexicanischen Stadt, und von hier nebst den übrigen Talonen und ihrer Schwester nach Mexico, wo sie der Unterkönig alle miteinander in seine Dienste nahm.

Den Archeveque und Grollet hatte man erstlich nach Spanien geschicket. Nach einiger Zeit mußten sie wieder nach Mexico gehen. Hier warf man sie so lange ins Gefängniß, bis sich eine Gelegenheit zu ihrer Abführung nach Neumexico ereignen würde, und wo man sie vermuthlich zur Bergwerksarbeit bestimmete. Der Italiener wurde nach Veracrux abgeschicket, daselbst gleichfalls gefangen gesetzet, und vermuthlich hernach in den Bergwerken gebrauchet. Wie es den Eustachius von Breman ergieng, davon finde ich keine Nachricht. Vielleicht kam er seiner Jugend wegen zu den Talonen. Denn wie man glaubte, so gieng es ihnen nur deswegen besser, als andern, weil sie sich ihres geringen Alters wegen, sehr wenig um die Kenntniß des Landes bekümmert hatten; dahingegen die übrigen gestandene Männer waren, welche allenfalls entwischen, und ihren Landesleuten allerley vortheilhaftes entdecken konnten.

Als nach Verlaufe von acht Jahren, die drey ältesten Talonen wehrhaftig wurden: gab man sie auf die Armadilla, und zwar auf den Christo, welches Schiff der Viceadmiral führete. Es wurde aber dasselbige 1696 von dem Ritter des Augiers weggenommen; die Talonen erlangeten ihre Freyheit, und erzähleten nach ihrer Ankunft in Frankreich alle bisher beygebrachte Umstände. Man erfuhr nachgehends, der mexicanische Unterkönig habe, als er abgelöset worden, den jüngsten Talon nebst seiner Schwester, mit sich nach Spanien genommen.

So unglücklich lief es mit einer Unternehmung ab, welche aus verschiedenen Ursachen nicht gelingen konnte. Vielleicht hätte sie den gewünschten Erfolg wenigstens zum Theile gehabt, wofern sie, gleichwie denn viele in der Meynung stunden, auf weiter nichts, als auf Errichtung eines Wohnplatzes an der Mündung des Micißipi angesehen gewesen wäre. Allein,

Warum des Hrn. la Sale Unternehmen mislungen.

1687 - 90.

Allein, das Gegentheil erhellet aus allem Beginnen des Herrn de la Sale. Denn als er bis in die Bernhardsbay zuweit westlich gekommen war, und den begangenen Irrthum sogleich merkete: so hätte er den Strom, wenn es ihm bloß darum zu thun gewesen wäre, gleich bey seiner ersten, unter die Cenier vorgenommenen Reise, auszufinden vermocht, indem sie ihn eben so gern, als nachgehends den Joutel, mit Wegweisern versorget hätten. Allein, er suchte dagegen in die Nachbarschaft der Spanier zu kommen, und die Bergwerke der heiligen Barbara auszuforschen. Als er dergestalt allzuviel thun wollte: so richtete er gar nichts aus; ja, er stürzete sich selbst in den Tod, und wurde am Ende von keinem Menschen bedauert.

Anmerkungen über des Hrn. de la Sale Aufführung.

Als man die Ursachen, warum seine Unternehmung mislungen war, einsah: so wäre es noch immer etwas leichtes gewesen, sich an seinen Fehlern zu spiegeln, und das Hauptwerk seines Entwurfes auszuführen, das ist, von dem ganzen Strome Meister zu werden. Hätte uns auch eine Pflanzstadt in diesem Theile von Florida weiter zu nichts geholfen, als eine freye Fahrt auf dem mexicanischen Seebusen zu verschaffen, und Neufrankreich auf dieser Seite gegen die engländischen Pflanzlande zu decken: so wäre doch dieses schon von großer Wichtigkeit gewesen. Ja, es war den Spaniern eben so viel, als uns daran gelegen, diesen Schlagbaum gegen alle Anfälle frey zu wissen, weil sie leicht denken konnten, es würden die Engländer, da sie einmal Meister von Carolina, als einem Theile des alten französischen Florida wären, mit der Zeit immer weiter um sich greifen, und gleichwie denn nachgehends wirklich geschah, immer näher an ihre Augustinusschanze rücken, sodann aber könnten sie leicht bis an den Micißipi, ja noch weiter kommen, und in Alt- und Neumexico großen Verdruß machen; dahingegen wenn sie Franzosen am besagten Strome fänden, so würde die Misgunst beyder Nationen, welche einander nie leiden können, den Spaniern zur Sicherheit gereichen.

Allein, in Frankreich war man auf die Barbarabergwerke dermaßen erpicht, daß man auf der Ausführung dieses ungegründeten Einfalles des Herrn de la Sale noch lange Zeit nach ihm bestund. Ja, man hoffte bald nach seinem Tode, die ganze Sache, vermittelst eines heimlichen Verständnisses mit dem Grafen von Pinnalossa, durchzutreiben. Als dieses fehl schlug, vermuthlich, weil der Graf die Saiten zu hoch gespannet, oder weil man einander nicht trauete: so schien es, als ob das Blendwerk auf einmal verschwunden wäre, zugeschweigen, daß Frankreich, als Philipp der V den spanischen Thron bestieg, die Spanier in America auf keine Weise zu beunruhigen verlangete. Allein, nach Ludwigs des XIV Tode, verursachten die entstandenen Mishälligkeiten, daß der Hof den Vorschlägen einiger irrenden Ritter Gehör gab. Man suchte auf Treue und Glauben einiger Nachrichten ungenannter Verfasser das Vorhaben des Herrn de la Sale wieder hervor, und gedachte das Königreich mit Schätzen, die ihre Wirklichkeit bloß in der Einbildungskraft gewisser Leute hatten, anzufüllen. Diese neue Verblendung zog weit schädlichere Folgen nach sich, als die bisher erwähnten. Die Gelegenheit, hiervon zu reden, wird sich künftig äußern; denn voritzt müssen wir unsere Geschichte wieder zur Hand nehmen.



Der

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Vierzehntes Buch.

1690.

Zu Ende des zwölften Buches sahen wir, in was für einem Zustande der Graf Frontenac die Angelegenheiten Neufrankreichs, bey dem Antritte seiner Statthalterschaft fand, und wie nothwendig es war, sowohl die Engländer in ihrem eigenen Lande zu beschäfftigen, als den Wilden einen bessern Begriff von der französischen Tapferkeit beyzubringen. Dieses war das einzige Mittel, den Uebermuth der Iroquesen zu demüthigen, und ihnen zu zeigen, daß sie keine Ursache hätten, auf den Beystand des neuyorkischen Statthalters zu trotzen. Dahingegen mußten sodann unsere Bundesgenossen, wenn sie unser bisheriges elendes Vertheidigen, in einen kühnen Angriff verwandelt sehen, nothwendiger Weise, entweder die alte Hochachtung gegen uns hervor suchen, oder doch wenigstens besorgen, es möchte ihnen ein neues Bündniß mit unsern Feinden gleiches Unglück, als jenen, über den Hals ziehen, folglich eine genaue Vereinigung mit uns für das Beste halten.

Anschläge und Anstalten des Graf Frontenac.

Als der Graf Frontenac diesen Grundsätzen zu Folge seinen Entwurf gemachet hatte: so hieß er vor allen Dingen den Herrn de la Durantaye, welcher noch immer Befehlshaber zu Michillimakinac war, den Huronen und Utauais die Versicherung geben, es werde sich in kurzem die Gestalt der Sachen gewaltig verändern. Zu gleicher Zeit brachte er zur Verstärkung des nurbesagten Postens eine Menge Vorrath zusammen, und both drey Kriegesparteyen auf, um an dreyen Orten zugleich über die Engländer herzufallen. Die erste wurde in Montreal zusammen gezogen, sie sollte aus einhundert und zehn Franzosen und Wilden bestehen, und von den Lieutenanten Herrn d'Aillebout de Mantet, und Herrn le Moyne de St. Helene angeführet werden. Die Herren de Repentigny, d'Iberville, de Bonrepos, de la Brosse und de Montigny schlugen sich als Freywillige dazu.

Diese Partey gieng zu Felde, ohne zu wissen wohin eigentlich. Denn wiewohl sie überhaupt in Neuyork einbrechen sollte: so hatte es doch der Graf den Anführern freygestellet, welchen Ort sie ins besondere angreifen wollten; und sie hielten nicht für rathsam,

vor

1690.

vor dem wirklichen Eintritte in des Feindes Land sich hiervon etwas merken zu lassen. Demnach berathschlagete man erst nach einem sechstägigen Zuge, was nunmehr vorzunehmen sey? Die Franzosen wollten gerades Weges auf Orange losgehen: allein, die Wilden lacheten darüber, und einer von ihnen fragete, seit wann die Franzosen so verwägen wären? Ungeachtet nun man ihm vorstellete, er sehe die Sache nicht recht ein, man habe bisher bloß aus Liebe zum Frieden, nicht aber aus Mangel der Tapferkeit, so viel gelitten: so blieben doch die Wilden, weil sie die Schwierigkeit besagter Unternehmung nur allzuwohl kannten, auf ihrem Kopfe; und man gieng ohne endliche Entschließung auseinander. Dagegen rückete man fort, bis an einen Ort, da der Weg sich scheidet, und auf dieser Seite nach Orange, auf der andern Seite nach Corlar führete. Damit schlug Mantet, weil er von seinen Bundesgenossen keine Aenderung ihres ersten Entschlusses hoffen durfte, den Angriff des letztern Ortes vor. Hierein willigten sie. Man rückete sogleich auf diesen Flecken los; und es mußte das Heer ganze neun Tage lang gewaltig viel ausstehen. Jedermann war zu Fuße. Man mußte zuweilen bis ans Knie im Wasser waden, oder um einen festen Tritt zu haben, das Eis entzwey brechen. Ueber das alles war eine heftige Kälte.

Unternehmen wider Corlar.

Endlich befanden sich unsere Helden eines Abends um vier Uhr zwo Meilen weit von Corlar. Hier wollte der große Agnier, Oberhaupt der Iroquesen am Ludwigssprunge a), eine Rede an sie halten. Er that es auch mit ungemeiner Beredsamkeit, und mit einem gebietherischen Ansehen, das ihm seine der Colonie geleisteten großen Dienste, seine wohlausgesonnenen Thaten, erhabenen Tugenden, und sein ohne Unterlaß wirksamer Eifer für die Religion, nicht nur bey den Wilden, sondern auch bey den Franzosen beylegeten. Er vermahnete jedermann, die bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu vergessen, und die Haupturheber der vieljährigen Drangsalen, die treulosen Engländer, nachdrücklich dafür zu strafen, gleichwie denn bey einer so gerechten Sache an dem Beystande des Himmels gegen die Feinde Gottes im geringsten nicht zu zweifeln sey.

Kaum hatte man den Zug wieder angetreten, so fing man vier wilde Weiber auf, und erhielt von ihnen die benöthigte Nachricht, wie man sich dem Platze in aller Sicherheit nähern könnte. Sogleich schickte man einen Canadier, Namens Giguiere, mit neun Wilden auf Kundschaft aus. Der Mann that das seinige nach Wunsche; er betrachtete Corlar, ohne entdeckt zu werden, nach aller Lust, und kam sodann wieder zum Heere, welches nur eine Meile weit davon stund. Anfänglich wollte man den Angriff auf Morgen versparen: allein, man änderte der gewaltigen Kälte wegen, diesen Vorsatz, und beschloß, viel lieber ohne Zeitverlust anzurücken, und nach der Ankunft sogleich anzugreifen.

Corlar hatte damals ungefähr die Gestalt eines länglichen Viereckes, und zwey Thore. Eines führete nach Orange, welcher Ort nur sechs französische Meilen weit davon liegt; das andere gieng auf die Heerstraße, wo unsere Leute waren. Dieses letztere wollte Mantet und St. Helene angreifen, weil die wilden Weiber versichert hatten, es werde nie verschlossen, gleich wie man es denn auch wirklich offen fand. Das erstere sollte d'Iberville und Repentigny überwältigen: sie konnten es aber nicht finden, und stießen also wieder zu Mantet, daß also der Angriff nur an einem einzigen Orte geschah.

Das

a) Die Iroquesen von diesem Dorfe hatten vor dem chinesischen Blutbade auf der Magdalenenaue gewohnet. Nachgehends wohneten sie eine Zeitlang zu Montreal. Endlich ließen sie sich kurz vor dem gegenwärtigen Feldzuge, am Ludwigssprunge nieder.

Das Thor war nicht nur offen, sondern auch unbewachet. Dergestalt schlich das ganze Heer hinein, ohne daß es ein einziger Einwohner merkete. Beyde Anführer trenneten sich, um alle Straßen in Person auszukundschaften; und es geschah dieses in so großer Stille, daß sie ohne jemandes Gewahrwerden bis an das andere Ende des Fleckens kamen. Hierauf erhub man ein Kriegesgeschrey nach Art der Wilden, und jedweder brach ein, wo er war. Mantet machte sich an eine vorhandene, wiewohl schlechte Schanze. Die Besatzung wehrete sich tapfer. Als aber das Thor aufgesprenget war: so hieb man alle Engländer nieder, und steckete die Schanze in Brand. Die Häuser des Fleckens thaten keinen Widerstand, ausgenommen ein einziges, darein Montigny eindringen wollte, aber mit der Helmbarte am Leibe und Arme verwundet, und zum Gefechte untüchtig gemacht wurde. Als St. Helene dazu kam, brach man mit Gewalt hinein, und hieb zur Rache für des Montigny Verwundung alles, was Athem hatte, darinnen nieder.

1690.

Der Ort wird überfallen und eingenommen.

Das Morden und Plündern währete zwo Stunden, wornach die beyden Anführer, um allen Ueberfall zu vermeiden, Wachen ausstelleten, und ihre Leute ruhen ließen. Mantet hatte befohlen, den Prediger gefangen zu nehmen: er wurde aber, weil man ihn nicht kannte, erwürget, und seine sämmtlichen Schriften verbrannt. Der Platz-Major, Herr Condre hatte sich über den Fluß gerettet, und wollte sich da mit seinem Bedienten, einigen Soldaten und Wilden verschanzen. Weil er nun den Franzosen bey mancher Gelegenheit gutes erzeiget hatte, und man ihn deswegen schonen wollte: so ließ ihn Mantet mit anbrechendem Tage durch den großen Agnier und d' Iberville auffordern. Man versprach ihm nicht nur gut Quartier, sondern auch daß von seinen Sachen nichts angerühret werden sollte. Er folgete also den Abgeordneten, nachdem er sie wohl bewirthet hatte, nach Corlar; und es wurde ihm alles versprochene genau gehalten.

Sobald man den Ort völlig in seiner Gewalt hatte, ließen die Anführer, aus Furcht, die Wilden möchten sich bezechen, alle Brandteweinfässer entzwey schlagen. Hernach steckete man alle Häuser in Brand, ausgenommen die Wohnung des Majors, und einer gewissen Witwe, dahin man den Montigny gebracht hatte. Es waren ihrer in allen etwa vierzig, sämmtlich wohl gebauet und mit Geräthe versehen. Was leicht fortzubringen war, das nahm man mit. Sechzig Personen, meistens Weibesbilder, Kinder und alte Leute, welche der ersten Hitze entgangen waren, ließ man leben, imgleichen auch dreyßig Iroquesen, die man dafür erkannt hatte. Das letztere geschah deswegen, damit die Orte sehen sollten, man verlange bloß mit den Engländern Krieg zu führen. Ihr Schaden wurde auf vierhundert tausend Livres geschätzet.

Weil Orange viel zu nahe war, als daß man in einer Brandstätte lange verweilen durfte: so zog das Heer gegen Mittage wieder ab. Allein, die Beute, Montigny, den man tragen mußte, die Gefangenen an der Zahl vierzig, und nachgehends auch der Mangel an Lebensmitteln, hinderten das Fortrücken ungemein. Ja, es wäre wohl mancher Hungers gestorben, wofern man nicht funfzig Pferde bey sich gehabt hätte, gleichwie denn bey dem Einzuge der Ueberwinder in Montreal den 27sten des Märzmonates, von der ganzen Anzahl nur noch sechs übrig waren. Ja, das Heer mußte sich vor Hunger unterwegens in kleinere Haufen vertheilen. Einige wurden angegriffen, drey Wilde und sechszehn Franzosen entweder getödtet oder gefangen, also daß der Mangel an Vorsichtigkeit mehr Leute kostete, als die Eroberung Corlar, dabey man nur einen Wilden und einen Franzosen einbüßete.

Die Franzosen verlieren viel auf dem Rückzuge.

1690.

Wirkung dieser Thaten.

Diese Unternehmung machete nun zwar bey den Wilden einen etwas bessern Begriff von der französischen Tapferkeit. Es wurde aber die darüber geschöpfte Freude durch ein unvermuthliches Unglück ziemlich versalzen. Denn wir verloren einen Mann, der uns bey gegenwärtigen Umständen unentbehrlich fiel, und bey nahe verursachet hätte, daß unsere allergetreuesten Bundesgenossen, zu einer Zeit, da uns ihre genaue Vereinigung gegen unsere Feinde nöthiger als jemals fiel, einander in die Haare gerathen wären.

Unsere Bundesgenossen schlagen sich mit einander.

Der Lieutenant Tilly de Beauvais kam nebst dem abgedankten Lieutenante la Brosse, welcher bey der Eroberung Corlar gegenwärtig gewesen war, und noch vier andern Franzosen auf den Einfall, eine Kriegespartey von christlichen Iroquesen, welche der große Agnier anführete, aufzubringen. Sie giengen zu Montreal zu Schiffe, und fuhren den Strom bis an den Sorelfluß hinab. Den 26sten des Maymonates vernahmen ihre Kundschafter einige Schüsse, und erblicketen gleich darauf zwo Feldcabannen mit vierzehn Iroquesen, die sie sogleich angriffen und alle miteinander gefangen nahmen. Die Gefangenen sagten aus, wenn sie auf dem gegenwärtigen Wege nach der engländischen Schanze, die sie angreifen wollten, noch ferner blieben: so würden sie noch eine Partey Iroquesen von dreyßig Mann, Weiber und Kinder ungerechnet, antreffen, indem sie, die Gefangenen, erst seit kurzem sich davon getrennet hätten.

Man vernahm diese Nachricht mit Vergnügen. Aber ehe die Franzosen es sich versahen, fielen sie in einen Hinterhalt. Doch schlugen sie sich durch, erlegten vier Männer, zwey Weiber, und nahmen zwey und vierzig, darunter acht Engländer waren, gefangen. Allein, als sie erfuhren, es lauerten nur eine Tagereise von hier, siebenhundert Mahinganer auf sie: so befanden sie für das Beste, den Rückweg zu ergreifen. Denn erstlich waren sie zu schwach, und zweytens verhinderte sie das Bewachen ihrer Gefangenen am Fechten. Ich weis nicht, warum sie auf einem andern Wege, als sie gekommen waren, nach Hause zogen. Soviel ist gewiß, daß ihnen dieser Umweg theuer zu stehen kam.

Der große Agnier bleibt.

Den 4ten des Brachmonates zu Mittage erreicheten sie den Salmfluß, der sich in den Champlainsee ergießt. Weil sie nun ihre Kähne weit von hier zurück gelassen hatten: so erachteten sie für das beste, in der Geschwindigkeit andere zu verfertigen, legeten auch ohne Verzug Hand ans Werk. Als sie des Abends ihr Gebeth zusammen verrichteten, wurde ihrer eine Partey Algonquinen und Abenaquier, welche gleichfalls gegen die Engländer auszog, gewahr, hielt sie für Feinde, und überfiel sie mit anbrechendem Tage. Der große Agnier blieb nebst einem seiner Landesleute sogleich auf dem Platze; sechs andere Iroquesen; zween Franzosen, und zween leibeigene Engländer wurden verwundet, auch von beyden Theilen einige Gefangene gemachet.

Verlegenheit des Grafen Frontenac.

Hierauf erkannte man einander erst. Jedermann bedauerte das vorgefallene. Allein, weil den Iroquesen der Verlust ihres Oberhauptes gewaltig schmerzete: so wollten sie ihre Gefangenen nicht loslassen. Darüber wurden jene erbittert, und es waren sehr schlimme Folgen zu befürchten. Der Graf Frontenac mußte alle seine Einsicht und Klugheit zu Hülfe nehmen, um das aufsteigende Ungewitter zu vertreiben. Endlich nach gepflogener langer Handlung wurde verglichen, es sollten die Angreifer einen Abgeordneten mit einem Geschenke an den Ludwigssprung absenden, den ganzen Vorgang für einen unvorsetzlichen Irrthum ausgeben, und die Auslieferung ihrer Brüder begehren. Diese Erklärung sollte für bekannt angenommen, und alle Gefangene gegeneinander ausgetauschet werden. Bey dieser Gelegenheit hielt der abenaquische Wortführer eine ungemein verständige und herz=

herzbrechende Rede. Der Beschluß davon war, es sey billig, die Todten zu beweinen, nicht aber die Freundschaft unter Glaubensgenossen ihrentwegen zu verletzen.

1690.

Den großen Agnier beweinten die Franzosen eben so herzlich, als seine eigenen Landesleute; absonderlich aber fiel sein Verlust den Mißionarien am allerschmerzlichsten; denn der Mann war selbst ein eifriger Mißionarius, und auf die Art, wie er zu Werke gieng, hätte er in noch einigen Jahren vielleicht alle seine Landesleute bekehret. Seine eigene Bekehrung war ein Werk Gottes ganz allein gewesen. Denn er kannte noch keinen einzigen Jesuiten, hatte auch von unserer Religion kaum jemals reden hören, als ihn auf einmal ein innerlicher Trieb, dem er nicht widerstehen konnte, ankam, seine Brüder, welche damals auf der Magdalenenaue wohneten, zu besuchen. Weil er aber dennoch die Reise nicht allein vornehmen wollte: so beredete er bis funfzig Agnier, ihm Gesellschaft zu leisten.

Lob des großen Agniers.

Hier sahen sie nun zu ihrem größten Erstaunen, daß ihre Landesleute gleichsam in ganz andere Menschen verwandelt waren. Alles, was sie in ihrem Dorfe sahen, gefiel ihnen wohl, und endlich bekamen sie gar Lust, hier zu bleiben. Sie nahmen den Unterricht begierig an, und wurden getauft. Ihr Beyspiel und ihre Reden locketen noch mehr herbey; absonderlich aber war der große Agnier von dem heiligen Feuer, das die Leute zu Aposteln machet, dergestalt durchdrungen, daß er bis an seinen Tod bemühet war, dem wahren Gotte Anbether zu verschaffen. Der Himmel segnete seine Arbeit über eigenes Verhoffen. Nebstdem ließ er seinen alten Ruhm einer erhabenen Tapferkeit im Kriege nie sinken. Eben aus Hochachtung gegen seine persönlichen Eigenschaften, noch mehr aber gegen seine Tugend, legten ihm die Franzosen den Namen, darunter er in den Nachrichten derselbigen Zeit bekannt ist, einhällig bey.

Zug des Hrn. Hertels.

Eben die Abenaquier und Algonquinen, welche den schädlichen Irrthum begiengen, kamen aus Acadia her, woselbst sie einer nicht minder glücklichen, und für die Franzosen rühmlichen Unternehmung, als die corlarsche war, beygewohnet hatten. Vorhin habe ich erwähnet, daß Herr Frontenac währenden Winters drey Kriegesparteyen, um die Engländer an eben so viel Orten zu überfallen, auf die Beine brachte. Die gegen Neuyork bestimmete, welche Corlar wegnahm, wurde zu Montreal aufgerichtet, die beyden andern in dem Gebiethe, das zu den drey Flüssen und zu Quebec gehöret. Der General schickete deswegen jedwede besonders zu Felde, damit jedwede die andern zu übertreffen trachten möchte, gleichwie denn dergleichen Beeiferung nie ohne gute Wirkung abgeht, wofern man nur die Vermischung der Nationen, und alles, was eine schädliche Misgunst nach sich ziehen kann, dabey vermeidet.

Sementel wird weggenommen.

Das Gebieth der drey Flüsse war damals gar schlecht bevölkert, und konnte man fünf Algonquinen und zwanzig Sokokier mit eingerechnet, nicht mehr als zwey und funfzig Mann darinnen aufbringen. Zum Glücke hatten sie, wie der Graf in einem Schreiben an den Herrn von Seignelai ihm das Lob ertheilet, einen Anführer, welchem man eine Unternehmung von dergleichen Beschaffenheit kecklich anvertrauen durfte. Besagter Anführer war der Herr Hertel, dessen Gefangenschaft und Tugenden ich oben erwähnet habe. Unter der weniger Mannschaft, die er anführete, waren drey Söhne und zween Vettern von ihm, nämlich der Herr Crevier, Erbherr von St. Franciscus, und Herr Gatineau.

Den 28sten des Jenners brach er von den drey Flüssen auf, und rückete gerade gegen Süden ins Land, also daß er den Champlainsee zur Linken ließ. Nachgehends wendete er sich gegen Osten, und kam endlich nach einem langen und beschwerlichen Zuge,

 den

1690. den 27sten des Märzmonates an einen engländischen Flecken, Namens Sementels, den seine vorausgeschickten Leute erkundschaftet hatten. Hier theilete er seine Mannschaft in drey Haufen. Der erste, funfzehn Mann stark, sollte ein großes befestigtes Haus angreifen, der zweyte von eilf Mann, eine Pallisadenschanze mit vier Bollwerken. Die dritte bestürmete unter seiner eigenen Anführung eine größere und mit Stücken besetzte Schanze.

Alles dieses wurde mit einer Tapferkeit, darüber die Engländer erstauneten, ausgeführet. Anfänglich stelleten sie sich beherzt, hielten aber kaum das erste Feuer der stürmenden aus. Die tapfersten hieb man nieder, die übrigen, an der Zahl vier und funfzig, machte man zu Kriegesgefangenen. Die Sieger verloren einen einzigen Franzosen. Alle Häuser, an der Zahl sieben und zwanzig, wurden weggebrannt, und in den Ställen verdarben zweytausend Stücke Vieh vom Feuer.

Sementels lag nur sechs französische Meilen von einem großen neuengländischen Flecken, Namens Pescaduet, daraus man ihm eine zahlreiche Mannschaft nachschicken, diese aber ihn umringen und ihm den Weg verhauen konnte. In der That warneten ihn auch diesen Abend noch zween Wilde, es wären zweyhundert Engländer im Anzuge. Allein, weil er dieses im Geiste voraus gesehen hatte: so hatte er auch schon Anstalt dagegen gemachet. Er stellete seine Leute an einen Fluß, darüber eine sehr schmale Brücke gieng. Die Brückenschanze hatte er besetzet, und die Engländer konnten ihm sonst nirgend beykommen.

Die Engländer verachteten die geringe Anzahl der Franzosen, und rücketen mit großem Trotze auf die Brücke. Hertel ließ sie, ohne einen Schuß zu thun, nahe genug kommen, und fiel hernach mit dem Degen in der Faust auf sie los, stieß bey dem ersten Anfalle acht über den Haufen, verwundete zehn, und trieb die andern zurück. Bey dieser Gelegenheit verlor er seinen Vetter, den braven Crevier, und einen Sokoki. Sein ältester Sohn, la Fresniere, wurde ins Knie geschossen, und wird das Ehrenzeichen hiervon bis an seinen Tod tragen müssen. Voritzt ist er Hauptmann in Canada, hat sich bey verschiedener Gelegenheit hervorgethan, und ist als der älteste Sohn auch ein Erbe der väterlichen Frömmigkeit.

Stößt zu Hrn. Portneuf.

Nach dieser tapfern That dachte Hertel nur auf den Abzug, bewerkstelligte ihn auch mit großem Verstande und Glücke, mußte aber nach einigen Tagen seinen Sohn, weil er es nicht länger ausstehen konnte, unter den Wilden zurück lassen. Hier erfuhr er, die quebecsche Partey stehe nur zwo Tagereisen von ihm, und habe noch nichts vornehmen konnen. Damit schickte er seinen Vetter Gatineau mit der Nachricht von seiner Unternehmung an den Großstatthalter ab, ließ den Herrn Maugras mit seinen fünf Algonquinen nach St. Francisco zurück gehen, und machte sich auf den Weg nach Kaskebe, um zu den Quebeckern zu stoßen.

Diese Partey führete des Barons von Bekancourt dritter Sohn, Herr von Portneuf, damaliger Lieutenant unter Mannevals Compagnie. Der Graf hatte ihm befohlen, diese ganze Compagnie mit sich zu nehmen, indem dieselbige, weil sein Hauptmann und Bruder zugleich auch Statthalter von Acadia war, in dieser Landschaft lag. Hierzu stießen noch einige Canadier, und sechzig Abenaquier vom Kesselsprunge. Portneuf brach mit dieser Mannschaft an eben dem Tage von Quebec auf, als Hertel von den drey Flüssen. Tilli von Courtemanche dienete ihm statt eines Lieutenants.

Weil

1690.

Weil dieses Jahr eine große Theurung in ganz Canada war: so hatte man ihnen wenig Proviant mitgeben können; sie mußten also unterwegens von der Jagd leben, und kamen folglich erst im halben Maymonate in ein abenaquisches Dorf, wo Portneuf eine Verstärkung zu erhalten hoffete, es war aber niemand zu Hause. Er rückte bis an ein anderes am Kinibequi gelegenes Dorf besagter Nation, und erfuhr, die Krieger wären erst kürzlich von einem Einfalle ins engländische Gebiethe, da sie sechs Mann getödtet hätten, nach Hause gekommen. Er beredete sie, mit ihm zu gehen, zog noch andere Wilden aus der dasigen Gegend an sich, und lagerte sich den 25sten vier Meilen weit von Kaskebe, welchen Ort er anzugreifen gedachte.

Belagerung Kaskebe.

Kaskebe war ein Flecken am Seestrande, mit einer wohlgebaueten Schanze. Sie hatte acht Stücke, Krieges- und Mundvorrath im Ueberflusse. Die folgende Nacht legeten sich vier Wilde und zween Franzosen, unweit der Schanze in einen Hinterhalt, schlugen auch einen Engländer todt, der in ihre Hände fiel. Als die Wilden sogleich ihr Feldgeschrey erhuben: so rückten um Mittage funfzig Mann von der Besatzung heraus, und gegen den Ort, daher das Geschrey gekommen war: allein, sie wurden der Unsrigen, ungeachtet sie beynahe an sie stießen, nicht gewahr. Diese aber sahen sie gar wohl, gaben auf zehn Schritte weit, Feuer auf sie, und setzeten sodann mit dem Degen und der Streitart dermaßen tapfer unter sie hinein, daß sie in die größte Bestürzung geriethen, und nur viere, noch dazu verwundete, wieder in die Schanze kamen.

Es waren noch vier andere kleinere Schanzen bey Kaskebe, woraus man Feuer gab, auch einen Wilden todt schoß, einen Franzosen aber verwundete. Die Unsrigen mußten sich also etwas zurück ziehen. Gegen Abend ließ Portneuf den Befehlshaber zu Kaskebe auffordern. Als aber dieser sich bis auf den letzten Mann wehren wollte: so war dem Herrn Portneuf nicht zum besten bey der Sache. Er konnte mit Ehren nicht wohl zurück. Gleichwohl hatte ihm der Graf ausdrücklich verbothen, sich mit Belagerungen aufzuhalten. Er war nur angewiesen, das platte Land zu verheeren: allein, er fand nirgend etwas zu verheeren, wohl aber die Einwohner auf ihrer Hut stehen.

Unterdessen wollte er doch auch nicht weniger thun, als seine Amtsbrüder; denn er hatte die Eroberung Corlar erfahren, Hertel aber war zu ihm gestoßen; zu geschweigen daß nach des letztern Ankunft der ganze Haufen mit aller Gewalt Sturm laufen wollte. Endlich dachte er, bey gegenwärtigen Umständen leide des Generals Befehl eine Erklärung, und beschloß also, die Belagerung fortzusetzen. Ihres Ortes hielten die Engländer die Vertheidigung so vieler Schanzen für unmöglich; sie zogen also die Besatzung aus den vier kleinen in die große.

In der Nacht zwischen den 26sten und 27sten lagerten sich die Belagerer am Seestrande, funfzig Schritte weit vom Platze, hinter einer Anhöhe, da ihnen das grobe Geschütz nichts schaden konnte. Die folgende Nacht eröffneten sie die Laufgräben. Nun hatten zwar die Canadier von dieser Weise, eine Festung anzugreifen, eben so wenig Erfahrung, als die Wilden: allein, der Muth und die Begierde zum Siege ersetzete den Mangel der Wissenschaft. Jedermann arbeitete mit größtem Eifer. Zum Glücke hatten sie in den geräumeten Schanzen alle zum Graben und Aufwerfen der Erde nöthige Werkzeuge gefunden; daher gieng die Arbeit so hurtig fort, daß die Belagerten schon am Abende des 28sten von einem Vergleiche sprachen.

Kaskebe ergiebt sich.

Man verlangete die Uebergabe der Schanze mit allem darinnen befindlichen Mund- und Kriegesvorrathe. Sie bathen sich dagegen, in Hoffnung eines Entsatzes, sechs Tage

 Bedenk-

1690. Bedenkzeit aus. Allein, man verwilligte bloß die Nacht dazu, und setzete die Arbeit fort. Den folgenden Tag warfen sie eine Menge Granaten, wiewohl mit schlechter Wirkung, heraus. Man war nunmehr nahe an den Pallisaden, und hielt, um solche in Brand zu stecken, ein Faß mit Theere und andern Materien, welche leicht Feuer fangen, in Bereitschaft.

Als die Belagerten diese Maschine immer näher herbey rollen sahen, und weil diejenigen, die sie fortrolleten, von dem Laufgraben bedecket wurden, kein Mittel ihre Wirkung zu verhindern auszusinnen wußten: so stecketen sie die weiße Fahne aus. Herr Portneuf ließ hierauf dem Befehlshaber melden, er müsse sich mit der ganzen Besatzung zu Kriegesgefangenen ergeben. Weil nun nichts anders zu thun war, so zog er mit seiner ganzen Mannschaft, welche ohne Weiber und Kinder aus siebenzig Mann bestund, auf der Stelle aus.

Der engländische Entsatz kömmt zu spät.

Kaum waren sie heraus, so erschienen vier englische Segel. Man erfuhr nachgehends, sie hätten Volk zum Entsatze am Borde gehabt. Allein, weil sie keine englische Flagge auf den Schanzen wehen sahen: so begriffen sie wohl, es sey mit ihrer Hülfe zu späte, und nach einigem Verzuge, ob etwa eine Losung gegeben würde, kehreten sie wieder um. Herr Portneuf nahm seines Ortes erstlich alles, was ihm beliebig fiel, aus der Schanze weg, ließ hernach die Stücke abführen, und den Ort in Brand stecken. Das letztere widerfuhr allen Häusern auf zwo Meilen in die Runde ebenfalls.

Die meisten Gefangenen blieben in der Wilden Händen. Nur der Befehlshaber, Namens Denys, die beyden Töchter seines Lieutenants, und die vornehmsten Officier wurden nach Quebec abgeführet, dahin Herr Portneuf den 23sten des Brachmonates nach einem drey und zwanzig tägigen Zuge gelangete. Einem Franzosen und einem Wilden wurden in den Laufgräben der Arm entzwey geschossen. Mehr kostete ihm diese schöne Eroberung nicht. Hingegen hatte er auch weiter keinen Vortheil davon, als daß er viele Tapferkeit und Verstand gezeiget hatte. Die Herren Hertel, Courtemanche nebst allen Freywilligen, thaten sich sehr hervor, und die Wilden leisteten treffliche Dienste.

Michillimakinac wird verstärket.

Unterdessen war es noch nicht genug, daß man unsern Bundesgenossen eine Probe der französischen Tapferkeit gezeiget, und ihnen dadurch Muth gemachet hatte, sondern man mußte sie auch in den Stand setzen, daß sie die Handlung mit den Engländern missen, und vor den Iroquesen außer Furcht seyn konnten. An beydes hatte der Graf gedacht. Als Portneuf nach Quebec kam, war der abgedankte Lieutenant Herr de la Porte Louvigny nebst dem Nicolaus Perrot schon vor einem Monate mit einer großen Verstärkung von Montreal nach Michillimakinac abgegangen. Der letztere brachte den Wilden Geschenke vom Grosstatthalter mit, der erstere sollte als Befehlshaber daselbst bleiben.

Herr Louvigny *b)* war zwar allerdings einer der vollkommensten Officier, die man damals in Neufrankreich hatte. Gleichwohl wunderte man sich, warum der General den Herrn Durantaye ohne Ursache absetzete, da er doch durch seine Klugheit und seinen standhaften Muth alle entlegene Gränzorte bey sehr mißlichen Umständen unter des Königes Bothmäßigkeit erhalten, und niemals den geringsten Eigennutz an sich gezeiget hatte.

Lob des Hrn. Durantaye.

Einige sageten, sein Fall rühre daher, weil er in allzu gutem Verständnisse mit den Mißionarien gelebet habe. Soviel ist gewiß, daß der Marquis Denonville besagtes Ver=

b) Er kam 1725 in dem Schiffbruche des Kameles ums Leben, als er zum Befehlshaber der drey Flüsse ernennet worden war.

1690.

Verständniß dem königlichen Dienste für sehr vortheilhaft hielt, wiewohl es freylich zu Ausbreitung des christlichen Glaubens noch unendlich mehr als zu jenem beytrug, daß aber der Graf Frontenac einen schlechten Gefallen daran hatte. Nebst dem erwecken ein allgemeines Lob und reine Tugend allemal Neider, und diese suchen Gelegenheit, sie zu verdunkeln, finden dieselbige auch, wenn die Obern leicht zu bereden sind. Herr Durantaye erfuhr dieses leider nur allzusehr. Er besaß alle Eigenschaften, dadurch ein Edelmann sein Glück im Kriege machen kann; er hatte über dieses Neufrankreich die wichtigsten Dienste geleistet, gleichwohl wurde er da zu Lande nie, was er vor seiner Dahinkunft gewesen war c). Als er in seinem Alter die Kriegesdienste verlassen, und in obrigkeitliche Bedienungen treten mußte: so that er sich durch unverfälschte Redlichkeit hervor. Dem ungeachtet hatte er mit widrigem Glücke beständig zu kämpfen. Er starb in großer Armuth, und hinterließ seinen Kindern zwar ein tugendhaftes Beyspiel und den Adelstand, allein, nicht das geringste, ihn zu führen.

Die Verstärkung wird angefallen.

Die Verstärkung, welche Louvigny anführete, wurde von hundert und drey und vierzig Franzosen geleitet. Manche giengen nur deswegen mit, weil sie vieles Pelzwerk zu Michillimakinac liegen hatten, solches aber aus Furcht vor den Streifereyen der Iroquesen bisher nicht abholen durften. Auch giengen sechs Wilde mit zu Schiffe; über dieses mußten sie der Hauptmann d' Hosta und der Lieutenant la Gemeraye dreyßig Meilen weit begleiten.

Den 22sten des Maymonates reiseten sie ab, und erblicketen des folgenden Tages an einem Orte, die Katzen genannt, zween iroquesische Kähne. Weil d' Hosta und Louvigni wohl gedachten, sie würden nicht allein seyn: so schickten sie, um die Iroquesen auf allen Seiten zu umringen, dreyßig Mann in drey Canoten und sechzig zu Lande ab. Die ersten verfielen in einen Hinterhalt. Die Feinde lagen verdeckt, und zieleten nach Belieben. Daher waren in des Gemeraye Canote, welcher zuerst landen wollte, gleich nach dem ersten Feuergeben, nur noch zween unverletzte Mann übrig.

Die Iroquesen büßen ein.

Louvigny hätte verzweifeln mögen, daß er seinen Leuten nicht beystehen durfte; denn er hatte gemessenen Befehl, sich unterwegens nach dem Perrot zu richten, dieser aber wollte seine mithabenden Geschenke, darauf der glückliche Ausgang seines ganzen Gewerbes beruhete, nicht in Gefahr setzen, folglich dem Louvigny lange nicht erlauben, anzurücken. Endlich gab er nach. Damit rennete Louvigny und d' Hosta mit etwa sechzig Mann auf den Feind los, schossen dreyßig Iroquesen todt, verwundeten viele, nahmen einige gefangen, und jagten die übrigen über Hals und Kopf in ihre Canote. Es waren dieser Canote dreyzehn, und es brachte die Niederlage dieser Partey eine gute Wirkung zuwege.

Folge dieses Sieges.

Als die Herren d' Hosta und Gemeraye bald darauf nach Montreal zurück kamen: so schickten sie einen von ihren Gefangenen dem Grafen Frontenac, und dieser dem Ureuhare, welchem ein solches Zeichen des guten Zutrauens ungemein wohl gefiel. Ein anderer wurde nach Michillimakinac geschicket, und den Utauais eingehändiget, welche ihn, um dem neuen Befehlshaber zu zeigen, daß sie an keinen Vergleich mit den Iroquesen weiter gedächten, lebendig verbrannten. Eben diese Veränderung ihres Sinnes war eine Wirkung unseres erhaltenen Sieges. Denn sie erfuhren dieselbigen von der angelangten Verstärkung

c) Er war Hauptmann unter dem Regimente Carignan Salieres.

d) Er starb als Regierungsrath zu Quebec.

1690.

stärkung eben zu der Zeit, als ihre Bothschafter abreisen, und die letzte Hand an ein unverbrüchliches Bündniß mit den Iroquesen legen wollten.

Allein, als sie die Franzosen über alle ihre Feinde siegreich mit einer großen Menge Waaren, und in genugsamer Anzahl, um sie gegen alle Unternehmungen der Iroquesen zu beschützen, ankommen sahen, da gefielen ihnen die Geschenke, welche Perrot mit brachte, und meisterlich heraus zu streichen wußte. Sie verbanden sich genauer als jemals mit uns, und legten ungezweifelte Proben davon ohne langen Verzug an den Tag. Denn bald darauf kamen hundert und zehn Canote mit Pelzwerke für mehr als hundert tausend Thaler beladen, und von mehr als dreyhundert Wilden aus allen nordlichen Völkern begleitet, nach Montreal, und fanden da den Grafen Frontenac selbst, weil er sich, um einen angedroheten feindlichen Einfall abzuwenden, dahin begeben hatte.

Treulosigkeit der Iroquesen.

Alle Hoffnung zu einem Vergleiche mit den Iroquesen war gänzlich verschwunden. Wir haben gesehen, daß diese Barbaren den Ritter d'Eau und alle in seinem Gefolge befindliche Franzosen gefangen nahmen, ungeachtet der Großstatthalter dadurch, daß er ihn nach Onnontague abfertigte, nurbesagtem Orte ein Zeichen seines guten Zutrauens, das man zur besondern Ehre aufnehmen sollte, zu geben gedachte. Was noch mehr, sie schicketen diese Gefangene nach Manhatte, um dadurch die Engländer zu überführen, daß sie an keine Aussöhnung mit den Franzosen gedächten. Mit einem Worte, sie verletzeten treuloser Weise sogar das Völkerrecht; denn sie verbrannten zween Franzosen, welche den Ritter begleitet hatten. Mir ist unbekannt, wie es kam, daß man diese Bosheit nicht sogleich erfuhr. So viel aber merkete man doch, die Iroquesen verlangeten keinen Frieden; und es machte der Großstatthalter ohne Verzug Anstalt gegen alle Ueberfälle. Absonderlich sorgete er für die Sicherheit der Gränzgegenden, und schickte zu diesem Ende seine besten Leute ab. Ein Theil davon sollte unter dem abgedankten Hauptmanne, Ritter von Clermont, die Südküste von Montreal bis an den Sorelfluß bewachen, der zweyte sollte unter dem Ritter de la Motte, einem gleichfalls abgedankten Hautpmanne, das übrige Land bis an die Hauptstadt decken. Der Ritter Clermont erfuhr gleich bey seiner Ankunft an der Mündung des Flusses, die Iroquesen hätten einige Kinder, welche das Vieh hüteten, weggeholet. Er setzete den Barbaren nach, und befreyete die Kinder, bis auf eines, das sie, weil es nicht folgen konnte, gleich anfänglich erwürget hatten.

Neue Feindseligkeiten.

Zu eben derselbigen Zeit war eine andere iroquesische Partey auf dem Wiesenflusse, gegen die Insel Montreal in Anzuge. Sie wurde aber von einem Einwohner bemerket. Herr Colombet, ein abgedankter Lieutenant, raffete sogleich fünf und zwanzig Mann zusammen, und suchete sie auf: allein, der Feind ersparete ihm die Hälfte des Weges, und griff, weil er weit stärker war, die Franzosen mit großer Tapferkeit an. Colombet blieb nebst vielen andern selbst auf dem Platze, dagegen der Feind fünf und zwanzig Mann verlor. Einige Tage vorher nahm eine andere iroquesische Partey etwa sechszehn Weiber und Kinder am Bekancourtflusse weg. Man setzete nach: allein, der ganze Vortheil, den man davon hatte, war dieser, daß die Barbaren, um desto schneller zu fliehen, ihre Gefangene alle miteinander erwürgeten.

Ankunft einer großen Han-

Mit einem Worte, man war nirgend sicher; und es mußte deswegen vieles Land ungebauet liegen bleiben, aus welcher Ursache im folgenden Jahre eine große Hungersnoth entstund. Mitten unter diesen Unruhen meldete man am 18ten des Augustmonates dem

Herrn

Herr de la Chassaigne e), Befehlshaber der Chinaschanze, es lasse sich eine ganze Flotte von Canoten auf dem Ludwigssee sehen. Jedermann glaubte, es wären Iroquesen; und der Graf, welcher schon seit drey Wochen zu Montreal sich aufhielt, ließ die Landleute bereits warnen, in die Schanzen zu fliehen, als Tilly, der Erbherr der Insel kam, und berichtete, es sey die große von Michillimakinac ankommende Handelsflotte, davon ich vorher erwähnet habe.

1690.

Handelsflotte von Michillimakinac.

Die Freude war groß und dem ausgestandenen Schrecken gemäß. Die kleine Flotte kam nach Montreal, und wurde von der ganzen Stadt mit einem heftigen Freudengeschreye empfangen. Den 27sten gab der General allen Oberhäuptern öffentlich Gehör. Sie hielten schöne Reden, und gaben die besten Gesinnungen vor. Den folgenden Tag gieng das Umsetzen der Waaren an, wurde aber durch einen Iroquesen vom Ludwigssprunge, und Vetter des großen Agniers, Namens la Plaque, bald gestöret.

Man hatte ihn gegen Orange zu auf Kundschaft ausgeschicket. Als er wieder zurück kam, hielt er eine französische halbe Viertelmeile von dem Orte, wo die Utauais und andere Wilde gelagert und mit ihrem Handel beschäfftiget waren, still, und machte aus Muthwillen verschiedenemal den sogenannten Todtenruf. Die Wilden griffen, in Meynung, der Feind müsse ganz in der Nähe seyn, sogleich zum Gewehre. Als aber nichts zum Vorscheine kommen wollte, so setzten sie ihr Umtauschen fort.

Ein feindliches Heer ist im Anzuge.

Unterdessen gieng la Plaque in die Stadt und berichtete dem Grafen, er habe am Sacramentssee ein ganzes Heer wahrgenommen, das Canote verfertigte. Er habe zwar etlichemal versuchet, irgend einen Gefangenen zu machen, aber vergeblich; doch habe er vor seinem Abschiede drey Streitkolben in eine Cabanne geleget, damit der Feind merken könne, er sey verrathen, und man mache sich nichts aus ihm. La Plaque war ein verwegener Kerl, schlechter Christ, aber großer Freund der Franzosen, und ehemals Lieutenant unter unsern Soldaten gewesen; daher glaubete man ihm, und der Großstatthalter dachte auf alle mögliche Anstalten, das montrealische Gebiethe in Sicherheit zu setzen.

Vor allen Dingen suchte er unsere Bundesgenossen zu einem längern Verweilen zu bewegen. Zu diesem Ende that er ungemein freundlich, beschenkete sie reichlich, und ließ sie hernach alle miteinander zusammen kommen. Hier lobete er ihren gefasseten Vorsatz, weder Friede noch Stillestand mit den Iroquesen einzugehen, versicherte, er werde an seinem Orte gleichfalls nicht ruhen, bis er dieses unbändige Volk gezwungen habe, demüthig um Friede zu bitten, den er aber unter keinen andern, als für die Franzosen und ihre Bundesgenossen gleich vortheilhaften Bedingungen zugestehen werde, indem die letztern nicht weniger seine lieben Kinder wären, als die erstern.

Seines Erachtens, fuhr er fort, wären sie viel zu tapfer, und hätten ihn viel zu lieb, als daß sie ihn voritzt, da ein ganzes Heer ihrer gemeinschaftlichen Feinde im Anzuge sey, im Stiche lassen sollten. Demnach komme es nur darauf an, ob man dem Feinde entgegen gehen, oder ihn stehendes Fußes erwarten wolle. Damit gab er ihnen, ohne ihre Antwort abzuwarten, eine Streitaxt in die Hand, in der Hoffnung, wie er sagte, sie würden dieselbige ritterlich gebrauchen. Ja er hielt es sogar seiner Würde nicht für unanständig, sein Kriegeslied mit dem Streitkolben in der Hand, anzustimmen, und dadurch anzudeuten, er gedenke sie in Person anzuführen. Einem Manne, der alles mit hohen Gebärden und zu rechter Zeit zu

e) Er starb als Befehlshaber zu Montreal.

1690.

zu thun weis, dem steht auch alles wohl an. Daher wurden die Wilden über das artige Wesen des Grafen ganz entzücket, und gaben ihre Einwilligung nur durch Jauchzen zu verstehen.

Es entsteht Lärm zu Montreal.

Der Ritter Clermont war, um den Feind zu beobachten, den Sorelfluß aufwärts gefahren. Den 29sten des Augustmonates kam er wieder zurück, und berichtete, er habe den Feind in großer Menge auf dem Champlainsee gesehen, ja er sey bis nach Chambly von ihm verfolget worden. Sogleich wurde den Soldaten und dem Landausschusse die Losung, sich zu versammeln, gegeben. Den 31sten begab sich der Graf in aller Frühe auf die Magdalenenaue, als den allgemeinen Sammelplatz. Die Wilden kamen des Abends dahin, und ließen nicht einmal die geringste Wache bey ihren Waaren zurück.

Großer Kriegesrath.

Den folgenden Tag wurde das Heer gemustert, und eintausend zweyhundert Mann stark befunden. Nach Tische wurden der Wilden Oberhäupter durch einige Iroquesen vom Ludwigssprunge ersuchet, sich bey ihrem Vater Ononthio einzufinden, indem er ihnen etwas wichtiges eröffnen wolle. Als sie da waren, hielt einer der berühmtesten Anführer besagter Iroquesen, Namens Atherihata, im Namen seiner christlichen Landesleute eine ungemein schöne Rede. Erstlich ermahnete er alle Wilden überhaupt, sie möchten gegen ihren gemeinschaftlichen Vater ihr Herz öffnen, und alles, was seit einigen Jahren ingeheim darinnen vorgegangen sey, rein heraus beichten. Hernach wendete er sich absonderlich zu den Utauais, und sagte, er wisse alle ihre geheimen Unterhandlungen mit den Orten sehr wohl, auch wisse er, sie hätten nunmehr denselbigen abgesagt; gleichwohl bleibe ihm dießfalls noch einiger Zweifel übrig; er bitte sie also, unverholen zu eröffnen, aus was für einer Ursache sie, ohne ihres Vaters Vorwissen, mit dem Feinde sich eingelassen hätten, und wie sie voritzt gegen die Franzosen gesinnet wären?

Damit fing der Wortḥalter der Utauais an: „Freylich gaben wir den Iroquesen „einige Gefangene zurück, und versprachen, mit noch mehrern ein gleiches zu thun: allein, „bedenket nur selbst, wie man mit uns umgieng, und urtheilet hernach, ob wir recht tha„ten oder nicht? Erstlich mußten wir uns in den Krieg einlassen, hernach alle Feindse„ligkeiten einstellen, und ehe wir es gedachten, die Streitaxt von neuem ergreifen. Wir „wußten nicht, was das heißen sollte, heute so, morgen anders! Noch wunderlicher kam „es uns vor, daß der Krieg so schläfrig geführet wurde. Endlich besorgeten wir, die „Franzosen möchten uns, weil sie sich selbst nicht helfen konnten, zuletzt im Stiche lassen, „und dachten also selbst auf unsere Sicherheit. Wir gaben ein Wort und empfingen ei„nes: die Sache kam aber nicht zu Stande. Unser vornehmster Abgesandter starb bey „den Tsonnonthuanern, die übrigen kamen unverrichteter Dinge wieder zurück. Da „erfuhren wir, unser alter Vater sey wieder ins Land gekommen, damit ließen wir alle „Vergleichsgedanken mit den Iroquesen fahren, und nun sind wir da, und wollen seine „Willensmeynung ausführlich vernehmen.„

Als er ausgeredet hatte, stund der huronsche Worthalter auf, und gab vor, er seines Ortes sey von dem Bündnisse mit den Franzosen nie abgewichen, er wolle auch seinem Vater noch ferner gehorsam verbleiben. Nun wußte man zwar wohl, was von dieser Versicherung zu halten sey: weil es aber die Zeit nicht war, ihm viel vorzuwerfen, so schwieg man dazu. Alle übrige Wilde gaben gleiche Gesinnungen vor, und der Graf wußte es dem Ludwig Atherihata Dank, daß er zu dieser Erläuterung Anlaß gab. Gleichwohl endigte

digte er, aus Beysorge, es möchte endlich auf ein Gezänke ablaufen, den Kriegesrath vorizt, und sagte, so bald der Feind abgetrieben sey, könne ein jedweder nach Hause ziehen.

1690.

Den folgenden Tag brachten die Kundschafter die Nachricht, sie hätten von keinem Feinde das allergeringste weder gehöret noch gesehen. Damit beurlaubte man das Heer, bis auf weitern Bescheid, und die Einwohner machten sich an ihre Erndte, davor ihnen sehr bange gewesen war. Zween Tage hernach überfielen die Iroquesen die Einwohner und Soldaten, als sie in einer gewissen Gegend, la Souche oder das Stockfeld genannt, mit dem Schnitte beschäfftiget waren. Die Leute hatten sich, wider den gegebenen Befehl zu weit auseinander gestreuet; ja es hatten die wenigsten das geringste Gewehr bey sich, und der dasige Befehlshaber hatte nicht einmal Schildwachten ausgestellet. Dem ungeachtet verloren die Iroquesen sechs Mann. Dagegen fingen oder tödteten sie zehn Soldaten, eilf Einwohner und vier Weiber, schlugen viel Rindvieh todt, und verbrannten viele Häuser und Heustöcke. Als aber ein zahlreicher Entsatz aus Montreal herbey eilete, nahmen sie Reißaus in die Wälder. Es gehörete diese Partey zu dem Heere, das la Plaque entdecket hatte, und dessen Schicksal an seinem Orte vorkommen wird. Der Graf härmete sich gewaltig darüber, daß er seinen Kundschaftern zu geschwinde geglaubet, und darüber im Angesichte seiner Bundesgenossen Verlust erlitten hatte. Sein größtes Glück war, daß ihm nicht das ganze feindliche Heer über den Hals fiel.

Einige Franzosen werden überfallen.

Eben an dem Tage dieses Vorganges berief der General alle Bundesgenossen, weil sie durchaus nicht länger bleiben wollten, zum letztenmale zusammen, und sagte, sie würden mit dem Preise, dafür man die Waaren angeschlagen habe, hoffentlich zufrieden seyn, er hätte ihnen gern noch mehr zu Gefallen gethan, er habe aber von ihrer Ankunft nicht zeitig genug Nachricht erhalten. Uebrigens treffe sie ihre ehemalige Klage, als ob die Franzosen zu theuer verkauften, ebenfalls. Er halte alles, was sein Abgesandter Perrot in seinem Namen vorgetragen habe, für genehm. Ihr eigener Nutzen erfordere es, den Krieg gegen die Iroquesen fortzusetzen. Er seines Ortes werde die Streitaxt nicht eher niederlegen, als bis dieses Volk gedemüthiget sey. Nur sollten sie es so lange bezwacken, bis er es in seinem eigenen Lande heimsuchen könne, und wären ihnen seine Thaten gegen die Engländer schon bekannt; denn diese habe er als die Stifter des ganzen Unglückes zuerst züchtigen wollen; er werde auch ihnen nicht die geringste Ruhe gönnen. Er habe in Hoffnung, sie würden den Ermahnungen des Ureuhare folgen, die Agnier bey der Eroberung Corlar verschonen lassen. Weil sie aber seine Langmuth noch immer misbraucheten, so wolle er künftig nach seinem Grimme mit ihnen verfahren. Zu dieser Rede fügte er schöne Geschenke und ein angenehmes Wesen, damit er die Leute allemal, wenn es ihm beliebte, auf seine Seite ziehen konnte, daß also die Wilden mit ihm, und allen Franzosen wohl vergnügt von hinnen schieden.

Hr. Frontenac schicket die Bundesgenossen nach Hause

Wenige Tage nach ihrer Abreise erschienen die Iroquesen abermals an mehr als einem Orte, und überraschten viele Franzosen. Als der abgedankte Hauptmann, Herr des Marais, Befehlshaber der Chateauqueschanze oberhalb des Ludwigssprunges, mit seinem Bedienten und einem Soldaten spazieren gieng, passeten ihm drey Wilde auf, jedweder zielete auf seinen Mann, und legte ihn zu Boden. Den 22sten des Herbstmonates wurde der Ritter de la Motte und der Lieutenant Murat nebst ihrer Mannschaft von einer überlegenen Partey angegriffen. Diese schlugen sie zwar zurück. Aber als sie dachten, der Feind sey nunmehr auf der Flucht begriffen, so wagte er den zweyten Anfall; la Motte

Neuer Verlust.

 blieb

1690. blieb auf dem Platze; Murat kam nicht wieder zum Vorscheine, ohne daß man sein Schicksal jemals erfuhr.

Was der Graf dem Ureuhare vorwirft.

Aus Verdruß über diese leidigen Nachrichten ließ der Graf den Ureuhare vor sich kommen, rückete ihm anfänglich sein sanftmüthiges Betragen gegen die Landesleute desselbigen, sowohl bey seiner vormaligen Statthalterschaft, als bey der gegenwärtigen, vor, und fuhr hernach fort, er hätte gehoffet, es würden wenigstens die ihm, Ureuhare, erzeigeten Wohlthaten so viel wirken, daß er seinen Landesleuten die Augen öffnete; entweder müsse er also diese seine Schuldigkeit nicht beobachtet haben, folglich ein undankbarer Mann seyn, oder er müsse bey seinen Landesleuten wenig gelten, weil sie ihm nicht einmal Glauben beymäßen, wenn er ihnen ihr wahres Beste vor die Augen legete.

Antwort des Wilden.

Der Iroquese schien zwar über diesen Vorwurf sehr empfindlich zu werden: doch hielt er an sich, und bath, ohne in den geringsten Eifer zu gerathen, den Herrn von Frontenac, er möchte nur überlegen, daß er bey seiner Rückkunft aus Frankreich, seine Landesleute in einem Bündnisse mit den Engländern, das schwer zu trennen sey, und in der größten Erbitterung gegen die Franzosen angetroffen habe. Zu beyden hätten sie die letztern durch die begangene Treulosigkeit gleichsam mit Gewalt gezwungen. Daher sey weiter nichts zu thun gewesen, als günstigere Umstände abzuwarten. Er für seine Person, wisse sich unschuldig. Zum unfehlbaren Beweise diene sein beständiges Verbleiben bey den Franzosen, ungeachtet ihn seine Landesleute weit lieber zu Hause sähen. Wisse ihn jemand einiger Schuld zu zeihen, so sey er hier und wolle sich verantworten.

Diese vernünftige Antwort verursachete, daß der Graf seinen Verdruß nebst allem Verdachte gegen den Ureuhare fahren ließ, und dagegen auf Mittel sann, wie er diesen braven Mann, der im Stande sey, die wichtigsten Dienste zu leisten, immer besser gewinnen möge. Allein, voritzt bekam er nothwendigere Geschäffte. Als er den 10ten des Weinmonates im Begriffe war, wieder nach Quebec zu gehen: so überbrachte ihm ein Officier, welcher gestern aus besagter Hauptstadt abgereiset war, zwey Schreiben von seinem Stattverweser, dem dasigen Platzmajor, Herr Provot f). Das erstere war vom 5ten des Monats, und besagte, es habe ihm ein Abenaqui die Nachricht gebracht, als ob dreyßig Schiffe u Baston ausgelaufen wären, und sollten sie, dem Versichern zu Folge, Quebec belagern.

Eine englische Flotte will Quebec belagern.

Nur besagter Wilde, dessen Treue und Eilfertigkeit Neufrankreich seine Erhaltung guten Theils zu danken hat, war innerhalb zwölf Tagen bis von Pescadue hergereiset, und versicherte, es sey die englische Flotte schon seit sechs Wochen in der See. Das zweyte Schreiben des Majors war vom 7ten, und des Inhalts, es habe der Herr von Canonville in der Gegend bey Tadussac vier und zwanzig englische Fahrzeuge, und darunter acht sehr große gesehen. Auf diese Nachricht habe der Major seinen Schwager, den Herrn von Grandville mit einer Barke und einem wohlbesetzten Canote, um genauere Kundschaft einzuholen, ausgeschicket.

Der Großstatthalter konnte kaum glauben, daß eine so ansehnliche Flotte schon in der Nähe seyn sollte, ehe man das geringste von ihrer Ausrüstung zu Baston erfahren habe. Gleichwohl setzete er sich, nebst dem Herrn Champigny ohne Verzug in ein kleines Fahrzeug, damit sie allebeyde beynahe zu Grunde gegangen wären, und erfuhr den andern Morgen um drey Uhr durch einen zweyten Bethen des Herrn Provot, es habe eine Flotte von vier und dreyßig Segeln die Fräulein de la Lande und Joliet, zu Tadussac aufgehoben,

f) Damals war kein königlicher Stattverweser in Canada.

ben, und könne, da er dieses schreibe, vermuthlich schon bey der Haselnußinsel, das ist funfzehn französische Meilen weit von Quebec seyn.

1690.

Was den Grafen am meisten auf die irrige Meynung brachte, als ob Quebec nichts zu befürchten habe, das war die Einbildung, die Engländer würden Acadia angreifen, und da genug zu thun finden. Das erstere traf ein, aber das letztere nicht. Nebstdem glaubte er nicht, weder daß man zu Baston eine so große Macht, als ganz Neufrankreich anzugreifen, erforderlich falle, aufbringen könne, noch daß Acadia verloren seyn, und die allererste Zeitung davon, durch die Ueberwinder selbst, überbracht werden sollte.

Damaliger Zustand Acadiens.

Das Unglück war, daß er den elenden Zustand dieses Landes nicht genau kannte. Wir haben gehöret, daß in dem Augenblicke, da Kaskebe an Herrn Portneuf übergegangen war, vier englische Segel vor dem Platze erschienen. Nachgehends erfuhr man zu Quebec, sie hätten ihren Lauf, weil sie hier zu späte kamen, nach Königshafen genommen. Herr Frontenac erhielt diese Nachricht schon im Brachmonate: er war aber außer Stande, den Ort auf den Fall eines Angriffes zu entsetzen, vermuthlich dachte er auch nicht, daß selbiger vom Volke, von Krieges- und Mundvorrathe so gänzlich entblößet sey, als er wirklich war.

Gleichwohl hatte der acadische Statthalter, Herr Manneval, welcher gewöhnlicher Weise zu Königshafen saß, nicht mehr als sechs und achtzig Mann Besatzung, und achtzehn Stücke, die noch dazu nicht aufgeführet waren. Die zuletzt am Platze vorgenommene Befestigung war gegen einen plötzlich Ueberfall nicht hinlänglich, und übrigens hatte man an keiner Sache, als an allem und jeden Mangel. Die übrigen Plätze waren eben so schlecht versorget, und noch elender befestiget. Nebstdem lagen die meisten französischen Wohnungen noch weiter auseinander, als am Lorenzflusse, und waren schlechterdings nicht zu vertheidigen.

Acadia wird angegriffen.

Also war der Zustand Acadiens beschaffen, als den 22sten des Maymonates 1690 ein Soldat und zween Einwohner an der Mündung des Hafens die Wache hatten, und zwey englische Fahrzeuge mit vollen Segeln ankommen sahen. Sie gaben sogleich die verabredete Losung, durch Abfeuern eines Böllers, und setzeten sich in geschwinder Eile in einen Canot. Um eilf Uhr in der Nacht kamen sie an die Schanze, und der Befehlshaber ließ auf ihren Bericht sogleich alle Einwohner durch einen Stückschuß zu sich rufen.

Den 20sten warf das englische Geschwader auf eine halbe französische Meile weit von Königshafen Anker. Sie bestund aus einer Fregatte von vierzig Stücken, einem andern Schiffe von sechszehn, einem von achten, und vier Kitsen. Sogleich schickte der Admiral Phibs, ein Mann von geringer Herkunft, und einer seinem ehemaligen Zimmermannsstande gemäßen Geschicklichkeit, einen Trompeter ab, und verlangete die unbedingte Uebergabe des Platzes, nebst allem, was darinnen sey.

Herr Manneval behielt den Trompeter bey sich, und schickte in Ermangelung eines Officiers den Herrn Petit, einen Priester aus dem Seminario zu Quebec, der aber die Stelle eines Hofpredigers bey ihm versah, an den englischen General, um doch wenigstens leidliche Bedingungen auszuwirken. Denn mit einer Hand voll schlecht bewehrter verzagter Soldaten, ohne einigen Officier, an eine Vertheidigung zu gedenken, das war freylich etwas vergebliches, und auf die Einwohner durfte er schlechte Rechnung machen, indem auf die gegebene Losung nicht mehr als drey erschienen. Nebst dem allem war kein Mensch da, der die Stücke richten und laden konnte. Er selbst war seit zween Mo-

 naten

1690.

naten mit dem Zipperlein beschweret; hingegen gab man die feindliche Landmacht für achthundert Mann stark aus.

Der Befehlshaber ergiebt sich.

Anfänglich verlangete Wilhelm Phibs, der Befehlshaber solle sich mit seiner ganzen Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Als der Geistliche antwortete, Herr Manneval werde lieber sterben, als eine solche Kleinmüthigkeit begehen: so fragte Phibs, ob er einige Vorschläge zu thun habe? Petit bekannte sich bevollmächtiget, den Platz auf folgende Bedingungen zu übergeben: 1. Sollte der Befehlshaber nebst der Besatzung mit Gewehr und Geräthe ausziehen, auch auf einem Fahrzeuge, das man ihnen geben werde, nach Quebec geschicket werden. 2. Man sollte alle Einwohner in dem ruhigen Besitze ihres Vermögens lassen, auch keine Frau noch Jungfer an ihrer Ehre kränken. 3. Es solle ihnen die freye Uebung der römischen Religion ungestöhret, auch die Kirche in ihrem Stande bleiben.

Vermuthlich war Phibs schon damals Willens, alles zu versprechen, aber nichts zu halten. Er bewilligte alle Bedingungen ohne die geringste Schwierigkeit. Als aber Herr Petit einen schriftlichen Aufsatz zu machen verlangete: so schlug er es unter dem Vorwande ab, sein gegebenes Generalswort sey kräftiger, als alle schriftliche Aufsätze in der ganzen Welt, und dabey blieb er, Herr Petit mochte vorstellen, was er wollte.

Herr Manneval machte dießfalls nicht einmal so viele Schwierigkeit, als sein Abgeordneter. Denn sobald dieser zurück kam, schrieb er dem englischen Generale, er lasse sich alles gefallen, und wenn ihm derselbige morgen seine Schaluppe schicken wolle, so werde er zum Beweise seiner Aufrichtigkeit an seinen Bord kommen. Phibs schickte die Schaluppe, Manneval setzete sich hinein, und der Uebergabsvergleich wurde in Gegenwart des Herrn des Gouttins, königlichen Schreibers, welcher das Amt als Commissarius Ordinator zu Königshafen versah, nochmals mündlich bestätiget; der engländische General setzete noch hinzu, er stelle es dem Herrn von Manneval frey, ob er mit seiner Besatzung lieber nach Quebec oder nach Frankreich abgeführet seyn wolle?

Als dem Befehlshaber das letzte beliebete: so versprach Phibs, ihn dahin zu schaffen. Als nun dergestalt alles seine Richtigkeit hatte: so fuhren sie beyde miteinander ans Land. Herr Manneval übergab dem Admirale die Schlüssel zu der Festung, und setzete ihn in den Besitz von allem. Allein, Phibs machte große Augen, als er den elenden Zustand sah, und ließ es sich heimlich gereuen, daß er Leuten, die nicht den geringsten Widerstand thun konnten, so schöne Bedingungen zugestanden habe; doch schwieg er voritzt still, und dachte nur auf einen scheinbaren Vorwand, alles umzustoßen.

Der Vergleich wird nicht gehalten.

Diesen fand er bald. Er erfuhr, es hätten unterdessen, da der Befehlshaber an seinem Borde war, einige besoffene Soldaten und Einwohner, etwas aus einem dem Herrn Perrot, Amtsvorfahrer des Herrn Mannevals, gehörigen Waarenhause, entwendet. Damit sagte er, weil das entwendete seinem Könige gehöre, so sey er nicht schuldig, den eingegangenen Vergleich zu halten. Er entwaffnete sogleich alle Soldaten und sperrete sie in die Kirche. Er verlangete sodann von dem Herrn Manneval und dem Hrn. Gouttins ihre Degen, gab sie ihnen aber mit dem Bedeuten, sie wären seine Gefangene, sogleich wieder. Dem Befehlshaber wies er seine Wohnung zum Gefängnisse an, und setzete eine Wache davor, nahm ihm alle sein Geld, ja sein Geräthe weg, und ließ alle französische Wohnungen ausplündern, aus der Ursache, wie er sagte, weil die Einwohner ihre besten Sachen verstecket hätten. Man verschonete nicht einmal weder die Wohnung der Priester, noch die Kirche, darinnen seine Leute große Gottlosigkeiten ausübeten.

Wenige

Wenige Tage vorher hatte Herr Perrot, welcher nach der verlornen Statthalterstelle von Acadia, seiner eigenen Geschäffte wegen, im Lande geblieben war, nebst seinem Factore, Herrn Duclos, eine Kitse bestiegen, um seinen Pelzhandel an der Küste zu treiben. Als er den 27sten des Maymonates, ohne von der Uebergabe des Ortes etwas zu wissen, nach Königshafen zurück kam, wurde er zu seinem Glücke von einem widrigen Winde an der Mündung der Bay aufgehalten. Weil er nun die gewöhnliche Schildwache an diesem Orte nicht wahrnahm: so dachte er gleich, es müsse nicht richtig zugehen, und setzete sich, um die eigentliche Beschaffenheit der Sache zu erfahren, nebst einem Wilden und einem canadischen Edelmanne, Herrn Damour, in einen Canot. Als er drey französische Meilen zurück geleget hatte: so erblickete er in dem Flusse, daran der Flecken liegt, ein englisches Schiff vor Anker liegen, vernahm auch einige Stückschüsse, und Salven aus dem kleinen Gewehre.

1690.

Herr Perrot wird von Engländern gejagt.

Weil er glaubte, man schlage sich, so verbarg er sein Canot im Busche, und gieng zu Lande bis ans erste Haus. Als er es aber ledig fand, machte er sich eiligst nach seinem Canote, um seine Kitse zu erreichen, die ihm im Hafen begegnete. Zween Engländer hatten sie erblicket und eine Schaluppe bestiegen, um dem Herrn Perrot auf seiner Rückfahrt aufzupassen. Zum Glücke trat die Ebbe ein, und die Schaluppe blieb, weil sie noch zu nahe am Strande war, sitzen. Herr Perrot entgieng noch einem andern Canote, das ihn eine Zeitlang verfolgete, und erreichete sein Fahrzeug glücklich und fuhr davon. Das englische Schiff hatte ihn gleichfalls wahrgenommen, und setzete ihm nach, kehrete aber, als es ihn nicht einholen konnte, wieder in den vorigen Hafen zurück: er aber lief in den Bergwerkshafen.

Den 14ten des Brachmonates kam der Hauptmann Villebon, dessen Compagnie in Acadia lag, ein Sohn des Barons Bekancourt, aus Frankreich, nach Königshafen. Hier fand er die Herren Perrot, und des Gouttins, und erfuhr von ihnen, der Admiral Phibs sey nach Eroberung des Platzes nur zwölf Tage da geblieben, er habe den Herrn von Manneval, nebst einem Feldwebel und acht und dreyßig Soldaten, imgleichen den Herrn Petit und noch einen Geistlichen, Namens Trouve, mit sich genommen: vor seiner Abreise aber alle Einwohner dem Könige Wilhelm und der Königinn Maria von England huldigen lassen. Seinen ältesten Feldwebel, Namens Chevalier, habe er zum Befehlshaber von Königshafen gemacht, und sechs der vornehmsten Einwohner zu Räthen, um jedermann Recht zu sprechen.

Herr Villebon findet die Engländer nicht mehr.

Diese Nachricht setzete den Ritter Villebon in große Verlegenheit. Er hatte den Ingenieur, Herrn Saccardie, mit sich aus Frankreich gebracht; und mit diesem, imgleichen dem Herrn Perrot und Gouttins gieng er zu Rathe, wie man die Ueberbleibsel der Pflanzstadt, die ihm allein anvertrauet sey, retten, und die aus Frankreich mitgebrachten königlichen Güter in Sicherheit bringen wolle. Das schlimmste war, daß die Engländer noch zu la Heve lagen, und seine Ankunft in weniger als drey Tagen erfahren konnten, dahingegen er, wofern sie ihn zu Königshafen angreifen sollten, nicht den geringsten Widerstand zu leisten vermochte.

Nach reifer Ueberlegung beschloß man einmüthig, man wolle sich in den Johannesfluß begeben, und zwar an einen gewissen Ort, Jemset oder Jemsac genannt, wo ehemals der Ritter Grandfontaine seine Schanze gehabt habe; dahin wolle man die königlichen Güter bringen, und trachten, so viele Soldaten als möglich zu versammeln, indem viele,

1690.

viele, entweder nie in der Engländer Händen gewesen, oder doch wieder entwischt wären; ferner wolle man dem Lieutenant der villebonschen Compagnie, Herrn Montorgueil, der mit vierzehn Mann zu Chedabuctu stehe, zu wissen thun, er solle sich zu Jemser bey seinem Hauptmanne einfinden. Wäre alles dieses geschehen, so wolle man an besagtem Orte eine steinerne Schanze erbauen, den Wilden aus selbiger so viele Verstärkung als möglich zuschicken, und sie zur Fortsetzung des Krieges gegen die Engländer, den sie ohnedieß eifrig trieben, ermuntern. Sie streisten in der That ohne Unterlaß nach Neuengland, und fanden beynahe nirgend einigen Widerstand. Ja man hatte erst vor weniger Zeit erfahren, es hätten vierzig Abenaquier sechshundert Engländer im freyen Felde geschlagen, und auf ihrer Seite nicht mehr als sechs Mann nebst einem Canadier, Namens Bellefont, der sich bey der Belagerung Kaskebe sehr hervorgethan hatte, dabey verloren.

Heldenthat des Herrn Montorgueil.

Zu Folge dieses Entschlusses meldete man dem Herrn von Montorgueil, er solle Chedabuctu, weil er es gegen die englische Flotte ohnedieß nicht behaupten könne, räumen, die Stücke aber, und alles, was er nicht mitnehmen könne, vergraben. Allein, er war schon ausgezogen, wiewohl auf eine rühmlichere Art, als man ihm vorgeschrieben hatte. Der Admiral Phibs gieng nach einigem Verweilen zu la Heve, vor Chedabuctu, setzte achtzig Mann ans Land, und verlangete, es sollte sich der Befehlshaber auf Gnade und Ungnade ergeben. Als dieser zur Antwort gab, er wolle lieber unter dem Schutte der Schanze sein Grab finden, als sie den Feinden seines Königes übergeben: so ließ ihn Phibs noch zweymal auffordern, und der Unmöglichkeit, gegen eine so große Macht auszuhalten erinnern, bekam aber allezeit die vorige Antwort. Hierauf wagete er einen heftigen Angriff, der aber nicht gelang. Dieser Widerstand bewog ihn entweder zur Hochachtung gegen einen so tapfern Mann, oder zur Besorgniß er dürfte vor einem so elenden Neste, darinnen eine Hand voll Soldaten liege, wohl gar mit Schimpfe abziehen müssen. Er forderte also den Montorgueil unter großen Bedrohungen zum viertenmale auf, allein, abermals vergeblich.

Damit ließ er Schwärmer hinein werfen, und steckete damit ein Strohdach in Brand. Da nun das Feuer, alles Wehrens ungeachtet, sogleich um sich griff: so forderte Phibs noch zweymal auf; und Montorgueil bequemete sich zu einem Vergleiche, wiewohl mit einem so großen Stolze, und Androhen einer fernern heldenmüthigen Gegenwehre, wofern man ihm keine anständige Bedingungen bewilligen wollte, daß er alles erhielt, was er wollte. Er zog also nebst seiner Besatzung mit Gewehre und Geräthe aus, und wurde nach Plaisance abgeführet.

Chedabuctu hatte Einwohner. Für diese hatte Montorgueil zwar bestens gesorget; es giengen auch die Engländer ganz gut mit ihnen um: allein die durchlöcherte Insel (l'Isle percée) dahin sich dieselbigen nachgehends begaben, hatte kein so günstiges Schicksal. Phibs fand hier nicht den geringsten Widerstand; alle Häuser wurden geplündert, und die Kirche schändlich entweihet. Auf der andern Seite bestieg der Ritter Villebon zwar die Union, darauf er aus Frankreich angekommen war, und wollte sich nach dem Johannesflusse begeben: allein, weil er wegen widrigen Windes lange Zeit an der Mündung des Flusses verweilen mußte, so kamen ihm ein Paar englische Freybeuter, die ihn schon lange aufsucheten, über den Hals, und erschienen den 30sten des Brachmonates, als er eben in einem Canote den Strom hinauf, nach Jemset fuhr, im Angesichte der Union, welche an der Mündung vor Anker lag, und darauf sich Perrot befand.

So

1690.

Perrot wird gefangen.

Sobald dieser den Feind sah, ließ er das Schiff mit den Thauen an den Strand schleppen, sodann seine acht Stücke an den Bord, welcher gegen die Engländer gewendet war, bringen, und tapfer Feuer geben. Weil aber der Feind ein weit stärkeres Feuer machte, und hauptsächlich nach seiner Person trachtete, er aber sehr wenige Leute hatte: so war er auf seine Sicherheit bedacht, setzte sich mit dem größten Theile seiner Mannschaft in die Schaluppe, und kam ungeachtet der feindlichen Stückschüsse, davon nur ein einziger Matrose verwundet wurde, glücklich ans Land. Hierauf mußte sich die Union, darauf beynahe gar niemand mehr war, ergeben; und der Ingenieur Herr Saccardi wurde zum Kriegsgefangenen gemachet.

Dem Herrn Perrot gieng es weit schlimmer. Zwar hatten Herr Gouttins und der Hauptmann der Union die Flucht mit ihm zugleich ergriffen; sie nahmen auch alle drey den Weg nach Jemset. Allein, nach einiger Zeit befand sich Gouttins beynahe ganz allein, ohne zu wissen, wohin seine Reisegefährten gekommen seyn möchten. Indem dieses vorgieng, war der Ritter Villebon, nachdem er Jemset besichtiget hatte, in einem Canot auf dem Rückwege nach der See begriffen, erfuhr aber unterwegens den Verlust, nicht nur der Union, sondern auch der beyden Kitsen, darauf man die sammtlichen Güter aus besagtem Schiffe gebracht hatte. Nun erwartete er zwar eine Verstärkung von Wilden, und hoffete mit ihrer Hülfe die beyden Fahrzeuge wieder zu erobern: sie kam aber zu späte.

Zu gleicher Zeit erfuhr er, die beyden Schiffe, welche die Union wegnahmen, gehöreten nicht zu dem Geschwader des Admiral Phibs, sondern es wären ein Paar Freybeuter, mit neunzig Mann besetzet; sie hätten neue Einwohner von der Insel Marigalante, die von ihnen ausgeplündert worden, am Bord; sie wären in den Königshafen eingelaufen, hätten da besagte Einwohner ans Land gesetzet, alle Häuser auf ihrem Wege nach der Festung weggebrannt, eine Menge Vieh todt geschlagen, zween Einwohner aufgehänget, und eine Frau nebst ihrem Kinde in ihrem Hause verbrannt. Nach Eroberung der Union hätten sie Leute aus Land gesetzt, und die Entflohenen aufgesuchet, auch den Herrn Perrot, den Schiffhauptmann und den Steuermann aufgefangen, und den erstern vermuthlich um das Geständniß, wo er sein Geld und seine Güter habe, aus ihm zu pressen, auf das schimpflichste behandelt; zum Beschlusse, so hätten sich viele Matrosen von der Union, zween Soldaten und der Schiffsbarbier zu ihnen geschlagen, und würden sie in ein Paar Tagen wieder in die See gehen.

Der Ritter kehrete sich weder an diese leidige Nachricht, noch an die Wahrscheinlichkeit, daß es ihm eben also wie dem Perrot ergehen könne, sondern setzte seinen Weg mit den wenigen Wilden, die er zu Jemset aufgetrieben hatte, bis an die See fort. Hier sah er beyde Freybeuter an der Küste vor Anker liegen. Er stieg sogleich ans Land, und schlich sich durchs Gebüsche so nahe hinzu, daß er Feuer auf sie geben konnte; gleichwie er denn bis gegen Abend ohne Aufhören that. Diese Nacht stießen noch vierzig Wilde zu ihm, und er führete sie gleich mit anbrechendem Tage an den Ort, da er gestern Feuer gegeben hatte. Sein Absehen war, die Feinde zu verhindern, daß sie ihre Anker nicht lichten konnten, und die Wilden versprachen, die Tauen zu kappen, damit sie an den Strand treiben müßten: allein leider! sie waren schon unter Segel gegen Westen begriffen. Nachgehends erfuhr man, das Schiff, darauf Herr Perrot war, sey von einem französischen Flibustier wegge-

1690. nommen worden. So viel ist gewiß, daß der Mann noch so viel Mittel besaß, seine Töchter ansehnlich zu verheirathen. g).

Treue der Abenaquier.

Als der Ritter Villebon seine Hoffnung auf der Seeseite vereitelt sah: so gieng er nach Jemset zurück, ließ da alle Wilden zusammen kommen, und ermahnete sie, sich selbst und die Franzosen an den Engländern zu rächen. Er bedauerte absonderlich den Verlust der Geschenke, die sein König an sie abgeschicket habe, und bath zuletzt, wenn sie irgend einen angesehenen Engländer gefangen bekämen, so möchten sie die voritzt gefangen weggeführeten Franzosen dagegen austauschen. Er wolle ungesäumt nach Quebec und von da nach Hause gehen, dem Könige ihre getreuen Dienste vorstellen, und mit einer genugsamen Schadloshaltung vor ihrem erlittenen Verluste zurück kommen, sie möchten nur künftiges Frühjahr ihn unten an dem Flusse erwarten. Ihre Antwort war, ihr Vater Ononthio habe sie mit Pulver und Bleye versorget, andere Geschenke bedürften sie nicht, sie wollten ohne Verzug hundert und funfzig Mann stark auf den Streit ausgehen, und mit den Engländern schon zurechte kommen. Damit reisete er nach Quebec ab, und überbrachte die erste Bothschaft von dem Verluste Acadiens, und der Gefangenschaft des dasigen Statthalters.

Zustand der Insel Neuland.

Das Unglück unserer Pflanzstadt auf der Insel Neuland hatte man zeitiger erfahren. Ich habe bereits erwähnet, der französische Hof habe diese Insel, weil er ihre Wichtigkeit nicht kennete, lange Zeit nicht geachtet, endlich aber die großen Vortheile, welche der Stockfischfang verschaffen könne, eingesehen, und um den unaufhörlichen Eingriffen der Engländer in die Gerechtsame der französischen Unterthanen einen Schlagbaum vorzuziehen, den Herrn de la Poype als Befehlshaber nach Plaisance abgeschicket, mit dem Befehle, nur besagten wichtigen Ort in Vertheidigungsstand zu setzen, und zu behaupten.

Dieser Befehl wurde nicht zum besten vollzogen. Der Herr de la Poype dienete dreyzehn Jahre lang, zwar mit allem möglichen Eifer, aber auch mit allem Verdrusse, welchen der Mangel gehöriger Unterstützung einem braven Manne verursachet, wenn er ohne dieselbige nicht das geringste, davon er selbst Ehre und der Staat Vortheil hätte, zu unternehmen vermag. Im Jahre 1685 bekam er den Herrn Parat, welchem es anfangs nicht besser gieng. Doch zwey Jahre hernach brachte ihm der Ritter d'Hervaux nebst dem Herrn d'Amblimont fünf und zwanzig Soldaten unter Anführung des Herrn Pastour de Costebelle, imgleichen Lebensmittel, Stücke, Pulver, und überhaupt alles, was man zu Plaisance nöthig hatte. Man bauete nicht nur eine Schanze, sondern auch an der Mündung des Hafens, eine Batterie, welche die Rhede bestrich. Beyde Posten wurden mit neunzehn Stücken besetzet. Auch bewaffnete man die Einwohner, darauf man sich weit mehr verließ, als auf die Soldaten. Mit einem Worte, es fehlete dem Orte sonst nichts, als ein wachsames Oberhaupt, das sich nicht überfallen ließe, oder ein ehrlicher Mann, der ihn dem Feinde nicht muthwillig in die Hände spielete. Allein, eben in dieser Wahl betrog man sich, und zum Unglücke merkete man den Fehler, gleichwie es öfter geschieht, nicht eher, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war.

Plaisance wird überrumpelt.

Den 25sten des Hornungs des gegenwärtigen Jahres 1690, holeten fünf und vierzig engländische Flibustiers den Befehlshaber nebst seinem Lieutenante außerhalb der Schanze in ihren Betten weg. Gleichfalls fingen sie die Soldaten, welche hin und her zerstreuet waren, und entwaffneten sie. Zwar hatten die Einwohner überflüßige Zeit, sich

in

g) Er hinterließ zwo Töchter, nämlich die Gräfinn de la Roche Allard, und die Präsidentinn von Lubet.

in Vertheidigungsstand zu setzen gehabt: sie ergaben sich aber, als der Feind drohete, er wolle auf den Fall des geringsten Widerstandes alle Gefangene niederhauen. Die Engländer führeten also alles vorräthige an Waaren, Geräthe, Mund- und Kriegesvorrathe, und Fischerzeuge, damit die Einwohner recht gut versorget waren, auf ihrem Schiffe davon. Einige Stücke nahmen sie mit, einige warfen sie ins Meer, die übrigen wurden vernagelt, und sodann alle Gefangene in Freyheit gesetzet. Damit waren die Einwohner zu Plaisance benebst den Soldaten ungefähr in eben dem Zustande, als Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel.

1690.

Als die Feinde wegwaren, so wollte der Herr Parat mit irgend einem Schiffe, das den Fischfang an der Küste trieb, nach Frankreich abgehen: es wollte ihn aber kein einziges mitnehmen. Damit begab er sich mit drey Soldaten und eben so viel Matrosen auf die Peterinseln, fand Maloerschiffe daselbst, und erhielt die Ueberfahrt von ihnen. Indem also der Herr von Costebelle nunmehr Befehlshaber zu Plaisance war: so gedachte er, es sey vor allen Dingen nöthig sich gut zu verschanzen, und forderte zu diesem Ende die Einwohner zu sich. Einer aber von ihnen, Namens Andreas Doyen, weigerte sich nicht nur zu erscheinen, sondern schlug auch einen Corporal und zween Soldaten todt, als sie ihn mit Gewalt dazu nöthigen wollten.

Sah man bloß auf die Umstände, wie Plaisance weggenommen wurde: so konnte man dem Befehlshaber sonst nichts, als eine höchststräfliche Nachläßigkeit Schuld geben. Doch man beschuldigte ihn noch anderer Verbrechen; und weil er so schleunig und ohne des Königes Erlaubniß abgereiset war, so schloß man, er möchte wohl nicht an allem und jedem, was man ihm zur Last legte, so gar unschuldig seyn. Dahingegen gab er es für einen untrüglichen Beweis seiner Unschuld aus, daß er sich freywillig gestellet habe. Er schob die ganze Schuld auf die Basquen. Diese hätten sich gegen ihn empöret, und hernach allerley Zeugnisse erbettelt, damit sie ihn ins Unglück stürzen, oder doch wenigstens aus dem Kläger zum Beklagten machen, um alle Glaubwürdigkeit bringen, sich selbst aber der verdienten Strafe entziehen möchten. Wie die Sache endlich ausgieng, das ist mir unbewußt.

Herr Frontenac kömmt nach Quebec.

Doch dem sey wie ihm wolle. Gesetzt auch, der Großstatthalter hätte von der Plünderung der Stadt Plaisance und von dem Verluste Acadiens eher Nachricht erhalten, als von der Ankunft der Engländer zu Tadussac, so glaubte er doch vermuthlich nicht, daß man ihn selbst angreifen könne, ehe er Wind davon erhalten, und hinlängliche Frist zu seinen Gegenanstalten gewonnen hätte. So viel ist unterdessen gewiß, hätte er die Ankunft der Feinde nur um drey Tage später erfahren, so hätte er vielleicht bey seiner Ankunft zu Quebec den Admiral Phibs in der Stadt angetroffen. Ja wäre nicht die englische Flotte durch widrigen Wind aufgehalten worden, oder sie wäre mit bessern Lootsen versehen gewesen, so hätte sie Quebec erobert, ehe man zu Montreal das geringste von einer Belagerung wissen konnte.

Gleichwohl muß man gestehen, es habe nie ein General von einem plötzlichen Ueberfalle größere Ehre, der Feind hingegen größere Schande gehabt, als diesesmal. Das erste, was der Graf that, als er den zweyten Bothen des Herrn Provot erhalten hatte, war dieses, daß er dem Ritter Callieres durch den Befehlshaber an den drey Flüssen, Herr Ramezay wissen ließ, er solle so geschwind, als möglich, mit seiner ganzen Mannschaft nach Quebec aufbrechen, und nur einige Compagnien davon zu Montreal lassen, auch unterwegens alle Einwohner aufbiethen und mit sich nehmen.

 Nach-

1690.

Nachgehends gieng er selbst ohne sich unterwegens im geringsten zu verweilen, nach Quebec. Er kam den 14ten des Weinmonates Abends um zehn Uhr dahin, und erfuhr, die englische Flotte läge bey der Insel Orleans. Er war mit den gemachten Anstalten des Majors vollkommen zufrieden. Es hatte selbiger eine große Menge Einwohner, welche sämmtlich großen Muth bezeugeten, vom Lande in die Stadt gezogen, und ungeachtet man erst seit fünf Tagen an der Befestigung arbeitete, alle schwache Orte der Stadt gegen einen Ueberfall genugsam verwahret.

Der General ließ noch einige Verschanzungen aufwerfen, und bestätigte den weisen Befehl, welchen der Major den Hauptleuten des Landausschusses, von Beaupre, Beauport, der Insel Orleans und der lausanschen Küste, welche Quebec sämmtlich auf der Seite gegen die Rhede decketen, gegeben hatte, sie sollten nämlich ihre Posten nicht eher verlassen, als bis der Feind gelandet habe, und die Stadt selbst angreife, sodann aber sollten sie sich fertig halten, dahin zu rücken, wohin man sie rufen werde.

Anstalten zu Vertheidigung der Stadt.

Der älteste Sohn des Herrn le Moyne, Namens Herr von **Longueil**, wurde mit einem Haufen Huronen und Abenaquier abgeschicket, um die Bewegungen der Flotte zu beobachten. Alle Landspitzen am Flusse unterhalb der Stadt waren gut besetzet, die Einwohner bezeugeten sämmtlich einen großen Eifer, sich wohl zu halten; näherte sich eine englische Schaluppe dem Lande, so fand sie das Ufer mit Fußvolke besetzet, das sie durch ihr Feuer bald umzukehren nöthigte. Ueber dieses, wurde die bereits vorhandene Macht durch den Landausschuß von Montreal und den drey Flüssen ohne Unterlaß verstärket; und es bezeugeten diese Leute nicht minder einen großen Eifer, als die Landleute aus der Gegend um Quebec.

Den 15ten gieng der Ritter **Vaudrevil**, Befehlshaber der Soldaten, in aller Frühe mit hundert Mann aus, um den Feind zu erkundschaften, und ihn auf den Fall einer Landung anzugreifen. Der Graf hatte ihm ausdrücklich gebothen, die Feinde nicht aus dem Gesichte zu lassen, und von allen ihren Unternehmungen ungesäumt Nachricht zu geben. Er befolgete auch diesen Auftrag auf das beste. Doch der Graf ließ es bey dieser Vorsichtigkeit allein nicht bewenden.

Man erwartete Schiffe aus Frankreich; und es war zu besorgen, sie möchten aus Unwissenheit der gegenwärtigen Umstände, dem Feinde selbst in die Hände laufen. Allein, der Graf dachte an alles, und besaß, ungeachtet der Verlegenheit, die ein unvermutheter Ueberfall zu verursachen pfleget, eine wundernswürdige Gegenwärtigkeit des Verstandes. Er schickte also noch diesen Tag zween wohlbewaffnete Canote ab, ließ sie den Weg durch den schmahlen Arm des Stromes bey der Insel Orleans nehmen, und befahl der darauf befindlichen Mannschaft, den Schiffen, so weit als sie könnten, entgegen zu gehen, und sie zu warnen. Zu gleicher Zeit ließ er auch auf der Anhöhe neben der Festung, eine Batterie von acht Stücken anlegen, welche am folgenden Tage fertig wurde.

Festungswerke des Platzes.

Dergestalt fingen die Befestigungswerke bey dem Pallaste am Ufer des kleinen Karlflusses an, erstrecketen sich gegen die obere Stadt, umringeten dieselbige, und endigten sich an dem Berge bey dem Diamantvorgebirge. Auch hatte man von dem Pallaste neben dem Ufer hin, bis an die Ringmauer des Seminarii Pallisaden gesetzet. Hier schlossen die steilen Berge, der Matrosensprung genannt, und eine Batterie von drey Stücken. Daran weiter oben war noch eine andere Reihe Pallisaden, welche das Fußvolk deckete, und gleichfalls bis an den nurerwähnten Ort lief.

Die

Die Unterstadt hatte zwo Batterien, jedwede von drey achtzehnpfündigen Stücken, und fülleten selbige den Zwischenraum der Batterien in der Oberstadt aus. Die Ausgänge aus der Stadt vermachte man, wo keine Thore waren, mit dicken Balken, und statt der Schanzkörbe mit Fässern voll Erde; die Höhen besetzte man mit Steinstücken. Auf dem Wege aus der Unterstadt nach der obern machte man drey Abschnitte von Fässern voll Erde, Sandsäcken und spanischen Reutern. Währender Belagerung wurde an dem Matrosensprunge noch eine Batterie, und an dem Thore nach dem Karlsflusse die dritte errichtet. Ueberdas hatte man rings um die Oberstadt noch einige kleine Stücke gepflanzet, insonderheit aber auf dem Gemäuer einer Mühle, welches statt einer Kaze dienete.

1690.

Am 16ten früh um drey Uhr kam Herr Vaudrevil nach Quebec zurück, und berichtete, er habe die englische Flotte drey französische Meilen weit von der Stadt an einem Orte, der dürre Baum genannt, vor Anker gelassen. Man konnte sie auch wirklich, so bald es Tag wurde, von den Anhöhen erblicken. Sie bestund aus vier und dreyßig Segeln von allerley Größe, und hatte, wie das Gerücht vorgab, dreytausend Mann Landmacht am Borde. So wie sie anrückete, hielten sich die kleinesten Fahrzeuge an die Küste von Beauport, zwischen der Insel Orleans und dem kleinen Flusse; die übrigen blieben im tiefen Wasser. Um zehn Uhr warfen sie Anker; und man sah eine Schaluppe von des Admirals Borde auf die Stadt losfahren.

Die englische Flotte leget sich vor Quebec.

Weil sie eine weiße Flagge wehen ließ, so gedachte man gleich, sie werde einen Trompeter ans Land setzen. Der Graf schickete ihm also einen Officier auf halben Weg entgegen, der ihn mit verbundenen Augen in die Festung führete. Der Mann erschrack ungemein, als er, nach weggenommener Binde, den Großstatthalter, Intendanten und Bischof in einem großen Saale voll Officier erblickete. Um aber die Ursache seiner Erstaunung zu begreifen, muß man sich erinnern, daß Herr Provot, bey der ersten Nachricht von der Engländer Annäherung, um etwas gewisses und ausführliches zu erfahren, seinen Schwager, den Herrn Grandville ausschickte.

Der englische Admiral läßt den Statthalter auffordern.

Dieser wagete sich entweder zu weit, oder er ließ sich, welches wahrscheinlicher, die französische Flagge, welche einige englische Schiffe aufgestecket hatten, indem er sie nicht alle sah, betriegen; kurz, er fiel dem Admirale in die Hände, und gestund, Quebec sey ohne Befestigung, ohne Volk und ohne General. Weil nun Phibs weder an der Aufrichtigkeit dieses Geständnisses zweifeln, noch glauben konnte, es werde sich in einer so kurzen Zeit die Gestalt der Sachen gänzlich geändert haben: so hoffete er an einem einzigen Tage sowohl in der Rhede bey Quebec Anker zu werfen, als in der Stadt zu schlafen, und mit einem Worte, keinen größern Widerstand, als zu Portroyal, zu finden. Da er nun mit der größten Dreustigkeit hiervon sprach, so hielten alle seine Leute diese Sache für ausgemacht.

Gleichwohl mochte der Trompeter, ehe er noch die Festung erreichete, einige andere Gedanken geschöpfet haben; denn man hatte ihn mit Fleiß rings um die ganze Stadt geführet, und überall, wohin er kam, vernahm er eine Menge Leute, ein großes Geräusch, und allerley Reden, daraus er schließen konnte, die ganze Stadt sey mit Fußangeln und spanischen Reutern besäet, und es könne der Feind kaum einen Fuß fortsetzen, ohne einen neuen Abschnitt anzutreffen. Als er nun vollends die Herrlichkeit, darinnen der Großstatthalter da saß, und die erhabenen Gebärden der um denselbigen befindlichen Officiere erblickete, da verlor er allen noch übrigen Muth. Er überreichete die Aufforderung mit Zittern. Sie war in engländischer Sprache geschrieben, und wurde auf der Stelle verdollmetschet.

1690. metschet. Sie lautete, so wie Herr Frontenac sie dem Marquis Seignelay übersandte, und ich eine Abschrift von der Urkunde selbst nahm, folgender Gestalt:

„Wilhelm Phibs, General des englischen Heeres, an den Herrn von Frontenac. „Die Ursache, warum ich Befehl zu einer Unternehmung gegen ihre Pflanzstadt bekommen habe, ist keinesweges nur der offenbare Krieg zwischen den Kronen England und „Frankreich; sondern es sind Ihre großbritannischen Majestäten durch die Streifereyen und „Grausamkeiten, welche die Wilden und Franzosen ohne die geringste Ursache gegen Dero „Unterthanen ausgeübet haben, genöthiget worden, ihre Lande in Ruhe und Sicherheit zu „setzen, und zu diesem Ende Canada zu erobern. Indem ich aber Christenblut gern „schonen, und des leidigen Krieges überheben möchte: so verlange ich, Wilhelm Phibs, „Ritter, im Namen und von wegen Ihrer allerexcellentesten Majestäten, Wilhelm und „Maria, König und Königinn von England, Frankreich und Irland, Beschützer des „Glaubens, vermittelst dieses gegenwärtigen Briefes, von Ihnen, sie sollen mir alle ihre „Schanzen und Schlösser, in dem Zustande, wie sie wirklich sind, mit allem Mund- und „Kriegesvorrathe, wie er Namen haben mag, in meine Hände liefern. Auch verlange „ich, sie sollen mir alle Gefangene, die sie etwa haben, einliefern, auch sich selbst mit ihren „Gütern und Personen an mich übergeben. Thun sie das, so können sie hoffen, ich werde als ein guter Christ, das Vergangene, in so fern es dem Dienste Ihrer Majestäten, „und der Ruhe Dero Unterthanen vorträglich scheinen möchte, vergessen. Unterstehen Sie „sich aber, sich zu wehren: so sollen Sie wissen, daß ich im Stande bin, Sie mit Gewalt zu „bezwingen, und daß ich den Vorsatz gefasset habe, mit Gottes Hülfe, darauf ich mein „ganzes Vertrauen setze, ihre ausgeübte Ungerechtigkeit zu rächen, und Sie unter die Bothmäßigkeit der Krone England zu bringen. Ich erwarte in einer Stunde endliche Antwort durch einen Trompeter nebst dem meinigen.„

Dieses Schreiben wurde laut abgelesen, und bewog jedermann zum Eifer. Als man mit Lesen fertig war, zog der Trompeter eine Taschenuhr heraus, zeigte dem Statthalter, es sey voritzt zehn Uhr, und er dürfe nicht länger, als bis um eilf Uhr, auf Antwort warten. Hierauf erhub sich ein allgemeines Geschrey. Der Herr de **Valrenes** überschrie die andern alle miteinander, und verlangete, man solle mit dem groben Kerl eben also verfahren, als mit dem Abgeordneten eines Seeräubers, um so mehr, weil Phibs gegen seinen rechtmäßigen König in Waffen stehe, auch zu Königshafen als ein leibhaftiger Seeräuber gehandelt, den Vergleich gebrochen, und den Herrn Manneval wider alles Versprechen und wider das Völkerrecht gefangen behalten habe.

Antwort des Herrn Frontenac.

Herr Frontenac hingegen bezeugete mehr Gelassenheit, ungeachtet ihn der bezeugte Trotz bis in die Seele schmerzete. Er that nicht einmal, als ob er des Valrenes Rede gehöret hätte, sondern sagte zu dem Trompeter *h*): „So lange will ich euch nicht auf Antwort warten lassen. Ich weis von keinem Könige Wilhelm etwas, wohl aber von einem „Prinzen von Oranien, der wider alles Recht und Billigkeit seinen Schwiegervater vom „Throne gestoßen, und sich darauf geschwungen hat. Ich erkenne keinen rechtmäßigen „König von England, als Jacob den II. Ueber die von den Franzosen und ihren Bundesgenossen ausgeübten Feindseligkeiten darf sich der Ritter Phibs nicht wundern; denn da „mein König den König von England in seinen Schutz genommen hat, so hat er auch befohlen,

h) Diese Antwort steht von Wort zu Wort in dem Schreiben von dem Marquis Seignelay, davon ich vorhin erwähnete.

„fohlen, die widerspänstigen Unterthanen desselbigen zu bekriegen; und dieses hätte der Rit-„ter leicht selbst ermessen können. Aber gesetzt, er hätte mir leidlichere Bedingungen vor-„geschlagen, und ich wäre für meine Person nicht ungeneigt, sie anzunehmen; kann er wohl „gedenken, es würden so viel brave Leute darein willigen, und zugeben, daß ich dem Worte „eines Mannes traue, welcher dem Statthalter von Acadia den eingegangenen Vergleich „nicht hielt, welcher seinem Landesherrn untreu wurde, welcher alle von demselbigen em-„pfangene Wohlthaten vergessen, und sich an einen Ausländer gehangen hat, der unter dem „Scheine England zu befreyen und den Glauben zu vertheidigen, die Gerechtsamen des König-„reiches und der englischen Kirche über den Haufen wirft. Dieses sind Dinge, welche die „göttliche Gerechtigkeit, darauf Phibs sich beruft, dereinst nicht unbestraft lassen wird.„

1690.

Der Trompeter verlangete diese Antwort schriftlich: allein der General schlug es ab, und sagte: „ich will eurem Herrn mit den Carthaunen antworten: ich will ihn lehren, wie „er einen Mann, wie ich bin, auffordern soll.„ Damit ließ er dem Trompeter die Augen wieder verbinden, und ihn bis an den Ort, wo man ihn abgeholet hatte, begleiten. Sobald er an Bord war, fing man von einer Batterie der Unterstadt an zu feuern, darüber die Engländer große Augen machten. Absonderlich konnte Phibs sich nicht genug wundern, daß er eine Stadt ordentlich belagern mußte, von der er geglaubet hatte, sie würde ihm die Schlüssel entgegen tragen.

Heldenthat einiger Canadier.

Ab.r, wie entsetzete er sich erst, da ihm der allererste Stückschuß seine Flagge wegnahm; und als dieselbige auf dem Wasser trieb, einige Canadier hinein sprangen, und sie, ungeachtet derer Schüsse, die nach ihnen geschahen, im Angesichte der ganzen Flotte wegholeten. Man trug sie auf der Stelle in die Domkirche, wo sie noch hängt. An eben diesem Tage um vier Uhr Nachmittages fuhr Herr Longueil nebst seinem Bruder Maricourt, der seit kurzem aus der Hudsonsbay angelanget war, vor der ganzen englischen Flotte, die er auskundschaften wollte, in einem Canote vorbey. Nun giengen zwar einige Schaluppen auf ihn los, er gewann aber das Ufer, und jagte sie mit einem heftigen Feuer aus dem kleinen Gewehre wieder nach ihren Schiffen.

Den folgenden Tag näherte sich eine englische Barke voll Soldaten dem Karlsflusse, um zu sehen, ob man etwa zwischen Beauport und dem besagten Flusse landen könne. Sie blieb aber weit vom Ufer fest sitzen. Dem ungeachtet machte sie ein starkes Feuer, worauf man gehörig antwortete. Einige Wagehälse wollten sie zwar angreifen: weil man aber bis an den Gürtel im Wasser waden mußte, so unterblieb es.

Frontenacs Entwurf zur Vertheidigung des Ortes.

Die Hauptabsicht des Grafen war, die Feinde über den Karlsfluß zu locken, gleichwie sie denn auch wirklich die Stadt an keinem andern als an diesem Orte angreifen konnten. Des Grafen Ursache war, weil man nur bey niedriger Ebbe durch den Fluß waden konnte; hätten sie nur einmal darüber gesetzt, so konnte man ohne große Wagniß in Schlachtordnung auf sie losgehen: hätte man sie über den Haufen geworfen, so vermochten sie sich nimmermehr wieder in Ordnung zu stellen; denn sie mußten sodann eine halbe französische Meile weit im Schlamme bis an die Knie waden, ehe sie ihre Schaluppen erreicheten. Dahingegen konnten die Franzosen eben so wenig über den Fluß setzen, ohne sich in gleiche nachtheilige Umstände zu setzen. Zwar hätte man gerade das Gegentheil schließen und sagen können: Ist der Feind einmal über den Fluß, und schlägt unsere Leute: so hat er den allerschwächesten Ort der Stadt vor sich, und kann mit den Flüchtigen zugleich hinein dringen. Allein, der General verließ sich dermaßen auf die Tapferkeit seiner Leute,

daß

1690.

daß er keinen solchen Zufall besorgete, nebst dem war er auch nicht Willens, die Stadt von Mannschaft zu entblößen, sondern in beständiger Bereitschaft zu Unterstützung der seinigen zu bleiben. Die Folge wird zeigen, daß er recht hatte.

Den 18ten um Mittage sah man beynahe alle Schaluppen mit Soldaten angefüllet, nach einer einzigen Gegend fahren. Weil man aber unmöglich errathen konnte, an welchem Orte eigentlich sie landen wollten: so fanden sie niemand, der es ihnen verwehrete. Sobald sie am Lande waren, schickte der Graf zwar den Landausschuß von Montreal und den drey Flüssen aus, um sie zu bezwacken; es stießen auch noch einige Einwohner von Beauport dazu: es machte aber der ganze Haufen in allem nur dreyhundert Mann aus, dahingegen die Engländer, wenigstens funfzehnhundert stark, in schönster Ordnung bataillonweise da stunden.

Gefecht bey Beauport.

Nebstdem war der Boden an diesem Orte sehr sumpfig, voll Gebüsche und Felsen, die Ebbe niedrig, und man konnte nicht anders, als durch den Schlamm an den Feind kommen; daher konnte man ihn auch nicht angreifen, als nur mit einzelnen Pelotons, und nach Art eines Scharmützels. Aus gleicher Ursache half den Engländern ihre überlegene Anzahl zu nichts. Man focht also diesen Tag nur nach Art der Wilden.

Diese Art zu fechten setzte nicht nur die Engländer, weil sie ihnen ungewöhnlich war, in ziemliche Verlegenheit, sondern sie verhinderte dieselbigen auch, die geringe Anzahl ihrer Gegner wahrzunehmen. Das Gefecht währete ungefähr eine Stunde lang. Die Canadier hüpfeten immer von einem Felsen auf den andern um die Engländer herum, und konnten, weil sich diese geschlossen hielten, nicht wohl fehlen, dahingegen dem Feinde sein Feuergeben auf Leute, welche sich kaum einen Augenblick sehen ließen, und sodann wieder verschwanden, nicht viel Schaden that; daher riß die Unordnung bald unter den Engländern ein; sie hielten die Canadier für Wilde, und sageten beym Abzuge, es stecke hinter jedwedem Baume ein Wilder.

Herr Frontenac wollte ihnen gleichwohl die Zeit nicht lassen, daß sie die geringe Anzahl der unsrigen merken könnten; daher ließ er, so bald der Tag sich neigete, zum Abzuge blasen, und solchen durch ein Bataillon Soldaten unterstützen. Wir verloren bey dieser Gelegenheit den Ritter **Clermont** und den Sohn des Herrn **de la Touche**, Eigenthümers von Champlain, welche beyde als Freywillige mit dem Landausschusse auszogen. Auch bekamen wir etwa zwölf Verwundete, darunter der Herr **Juchereau de St. Denys** Erbherr von Beauport der ansehnlichste war; er hatte, ungeachtet seines mehr als sechzigjährigen Alters, solange bis ihm der Arm entzwey geschossen wurde, mit großer Tapferkeit gefochten. Der König erhub ihn, zur Belohnung seines bezeugten Eifers, bald darauf in den Adelstand, gleichwie auch den Herrn **Hertel**, welcher sich, durch gute Anführung des Landausschusses von den drey Flüssen, bey aller Gelegenheit hervor that. Dieses Gefecht kostete dem Feinde hundert und funfzig Mann, dafür sie zur Rache einige benachbarte Häuser wegbrannten.

Der Feind beschießt Quebec umsonst.

Eben an diesem Tage gegen Abend legten sich die vier größten feindlichen Schiffe vor die Stadt. Der Contreadmiral, welcher die blaue Flagge führete, nahm seine Stelle zur linken, am Matrosensprunge; zu seiner rechten war der Admiral, und weiter unten der Viceadmiral, beyde der Unterstadt gegenüber, das vierte Schiff, welches den Wimpel als Geschwaderoberster führete, rückte gegen die Diamantspitze. Die Stadt begrüßete sie zuerst. Sie machten hierauf ein starkes Feuer, worauf man aus gleichem Tone antwortete. Sainte Helene richtete beynahe alle Stücke der Hauptbatterie in eigener Person, und seine

Schüsse

Schüsse fehleten nie. Der Feind beschoß diesen Tag bloß die Oberstadt, verursachete aber keinen andern Schaden, als daß ein Mann getödtet, und zween verwundet wurden.

1690.

Die Engländer waren absonderlich über die Jesuiten erbittert, indem sie denselbigen alle Streifereyen der Abenaquier in Neuengland Schuld gaben, und droheten sie, wenn die Stadt in ihre Hände falle, übel mit ihnen umzugehen. Allein, es traf von allen Stückschüssen kein einziger das Jesuitercollegium; und als ihre Drohungen vor die Ohren des Ste. Helene, seiner Brüder, und noch einiger anderer Helden kamen, so verschwuren sich dieselbigen alle miteinander, sie wollten lieber ihr Leben vor der Thüre des Collegii zusetzen, als zugeben, daß einem Jesuiten das geringste Haar gekrümmet würde.

Muß sich zurück ziehen.

Um acht Uhr hörete das Schießen beyderseits auf. Den folgenden Tag machete die Stadt abermals den Anfang dazu; hingegen war das Feuer der Engländer nicht mehr so heftig, als gestern. Nach einiger Zeit fielen dem Contreadmirale die Batterien bey dem Matrosensprunge, imgleichen die unten zur linken Hand befindliche, dermaßen beschwerlich, daß er ausweichen mußte. Ihm folgete bald darauf der Admiral selbst mit großer Eilfertigkeit. Er hatte einige Schüsse unter Wasser empfangen, und mehr als zwanzig hatten sein Schiff durchlöchert; alle Wände waren entzwey, der Hauptmast zersplittert, eine große Anzahl Matrosen und Soldaten getödtet und verwundet. Die beyden übrigen Schiffe hielten noch eine Zeitlang aus, aber um Mittage schwiegen sie, und um fünf Uhr Abends legten sie sich, um vor unserm Geschütze Sicherheit zu haben, hinter die Diamantspitze, in die sogenannte Mutterbucht. Allein, sie blieben nicht lange an diesem Orte; denn weil das heftige Feuer aus dem kleinen Gewehre ihnen viele Leute zu Schanden machte, so entferneten sie sich noch weiter.

Die Landmacht wird nochmals abgetrieben.

Diesen ganzen Tag über hielten sich die Völker, welche bey Beauport gelandet hatten, in ihrem Lager ganz ruhig, und man begnügete sich unserer Seits ebenfalls damit, daß man auf ihr Vornehmen Achtung gab. Den 20sten in aller Frühe schlugen sie den Generalmarsch, und stelleten sich in Schlachtordnung. In dieser Stellung blieben sie bis um zwey Uhr Nachmittage, und schrien dabey ohne Unterlaß: **Es lebe König Wilhelm!** Hierauf rücketen sie an, und zwar, so viel man merken konnte, gegen die Unterstadt. Ihre Flügel waren mit Pelotons gedecket, voraus zogen einige Wilde.

Dergestalt zogen sie eine Zeitlang, in sehr guter Ordnung, an dem kleinen Flusse hin. Allein, die Herren Longueil und Ste. Helene verwehreten ihnen das weitere Fortrücken mit zweyhundert Freywilligen. Sie scharmuziereten nämlich auf eben solche Weise, als man am 18ten gethan hatte, und nöthigten sie durch ein beständiges und wohlangebrachtes Feuern, sich in ein Wäldchen zu ziehen, woraus sie ein heftiges Feuer machten. Die Unsrigen ließen sie immerhin schießen, und zogen sich in guter Ordnung zurück.

Ste. Helene wird tödtlich verwundet.

In diesem zweyten Gefechte bekamen wir zween Todte, und vier Verwundete. Unter den letztern waren beyde Anführer, welche mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit beständig im ersten Gliede fochten. Herr Longueil kam mit einer ziemlich starken Quetschung davon. Aber sein Bruder Ste. Helene wurde, als er einen Gefangenen machen wollte, durch das Bein geschossen; und ungeachtet die Wunde anfänglich gar nicht gefährlich schien, mußte er doch zu jedermanns Bedauerung, innerhalb wenig Tagen daran sterben. Die Pflanzstadt verlor an ihm einen der artigsten und bravesten Leute, die sie je gehabt hatte.

1690.

Während des Gefechtes rückete der Graf mit drey Bataillonen Soldaten in eigener Person aus, stellete sie am Ufer des kleinen Flusses in Schlachtordnung, und war Willens, wenn es den Freywilligen zu hart ergehen sollte, über den Fluß zu setzen. Allein, die Feinde gaben ihm keine Ursache, auf andere Weise als mit Zusehen, Antheil am Gefechte zu nehmen. Ihr Verlust war diesen Tag gewiß nicht geringer, als den vorigen. Als aber die Franzosen sich zurückzogen, fielen sie über das Heerdvieh, das man in Sicherheit zu setzen, außer Acht gelassen hatte, schlugen es alles zusammen todt, und schicketen es guten Theils auf die Flotte, welche an frischem Fleische großen Mangel litt.

Drittes Gefecht.

Die folgende Nacht versorgete der Admiral seine Landmacht mit fünf sechspfündigen Stücken, welches den Belagerten so lange, bis man damit zu feuern anfing, unbekannt blieb. Mit diesem Geschütze rücketen die Engländer gegen die Stadt, in der Absicht eine Sturmlücke zu legen. Allein, sie kamen nicht weit. Der abgedankte Lieutenant, Herr von **Villieu**, hatte sich vom Generale einige Mannschaft, lauter brave Leute, ausgebethen. Damit zog er aus, ehe die Engländer aus ihrem Lager aufbrachen, und that, als ob er irgendwo einfallen wollte. Ihm folgeten noch einige andere kleine Haufen unter Anführung der Herren von **Cabanas**, **Duclos**, und von **Beaumanoir**.

Villieu traf am ersten auf die Feinde, legete ihnen einen Hinterhalt, und lockete sie, in beständigem Scharmuzieren dahin. Hier wehrete er sich lange Zeit. Als ihn die Feinde nicht zum Weichen bringen konnten, wollten sie ihn umringen. Es verfiel aber ein Theil ihrer hierzu ausgeschickten Mannschaft in einen zweyten Hinterhalt, in welchem die Einwohner von Beaupre, Beauport und der Insel Orleans unter Anführung des Herrn **Carre**, auf sie laureten. Noch ein anderer Theil begegnete den drey vorhin erwähnten Officieren, und würde gleich jenen in große Unordnung gebracht.

Unterdessen vermochten die Franzosen gleichwohl wegen ihrer Schwäche, das Gefecht nicht lange auszuhalten, sondern zogen sich alle auf einmal, eben als ob es abgeredet wäre, wiewohl unter beständigem Scharmuzieren zurück, bis sie endlich bey einem verpallisadirten Hause, das auf einer Höhe lag, alle miteinander zusammenstießen. Hier setzeten sie sich hinter den Pallisaden zur Wehre, und machten ein so großes Feuer, daß das ganze feindliche Heer stille halten mußte. Voritzt gebrauchten die Engländer ihre Feldstücke. Allein, zu geschweigen, daß die Batterie am kleinen Flußthore ihnen antwortete, so schossen sie auch sehr schlecht, und thaten keiner Seele weh. Ihr kleines Geschütz hielt sich nicht viel besser. Es tödtete einen Schulknaben, und verwundete einen Wilden.

Das Feuergeben dauerte bis in die Nacht, da die Engländer abzogen, und über die Franzosen flucheten, daß sie wie die Wilden hinter die Zäune und Hecken kröchen. Die Ursache ihres Abzuges war, die große Anzahl ihrer Todten und Verwundeten. Anfänglich wichen sie in sehr guter Ordnung. Als sie aber die Sturmglocke in der Domkirche läuten höreten: so dachten sie, es werde ihnen der General mit seiner ganzen Macht auf den Hals fallen, und liefen über Hals und Kopf nach ihrem Lager. Unterdessen war das Sturmläuten eine bloße Kriegeslist des Stadtrichters zu Quebec, Herrn **Dupuis**, welcher vorher Officier gewesen war, und in währender Belagerung Adjutantendienste that, solchen auch ungemein gut vorstund.

Der Feind geht zu Schiffe.

Indem dieses am kleinen Flusse vorgieng, giengen beyde feindliche Schiffe, welche oberhalb Quebec lagen, den Strom hinab, um sich wieder in die Linie zu begeben. Bey dem Vorbeyfahren vor der Stadt, mußten sie einige Stückschüsse aushalten; sie schicketen

auch

1690.

auch dagegen einige Kugeln hinein, thaten aber keinen Schaden damit i). In der Nacht, zwischen dem ein und zwey und zwanzigsten war es sehr finster, und regnete stark. Diese Umstände machten sich die bey Beauport stehenden Engländer zu Nutze, und nahmen ihren Abzug. Ja, weil Herr von Frontenac einige Mannschaft hinter ihnen anrücken ließ, so besorgeten sie, es werde ihnen die ganze Macht der Colonie über den Hals fallen. Sie nahmen also sich nicht einmal so viel Zeit, ihre Stücke fortzuschaffen, sondern sprangen nur geschwind in ihre Schaluppen.

Man erfuhr ihren Abzug erst mit anbrechendem Tage durch einige streifende Wilden, und fand in ihrem Lager ohne die Stücke, welche auf ihren Lavetten stunden, hundert Pfund Pulver, und etwa funfzig Kugeln. Nach einiger Zeit erschienen drey bewaffnete Schaluppen, um das zurückgelassene abzuholen: sie kamen aber zu spät, und getraueten sich wegen des heftigen Feuers, das man auf sie machte, nicht einmal zu landen. Als der Admiral dieses sah: so schickte er noch dreyßig andere Schaluppen. Es befanden aber die Anführer derselbigen, nachdem sie außerhalb des Büchsenschusses miteinander berathschlaget hatten, das Aussteigen nicht für dienlich, sondern kehreten wieder um.

Der Graf ertheilete allen denen, welche bey dem letztern Gefechte gewesen waren, große Lobsprüche. Er erlaubte dem Carre und seiner Mannschaft zwey Stücke zum ewigen Angedenken ihres trefflichen Verhaltens, mit nach Hause zu nehmen. Jedermann gestund, es hätten die allergeübtesten Kriegesleute ihre Dinge nicht besser machen können, als dieser Bürger; ja, es ertheileten ihm die Engländer selbst das gebührende Lob. Nichts verrückte dem Admirale Phibs seine Anschläge so sehr, als daß er die ganze neufranzösische Macht zu Quebec gegen sich versammelt fand. Denn er hatte gehoffet, es sollte ein Theil davon seine Arbeit zu Montreal finden, und zwar aus folgenden Ursachen.

Die Nachricht, welche der Iroquese, la Plaque, dem Grafen von dem Lager eines feindlichen Heeres am Sacramentsee gebracht hatte, war nur allzugegründet. Gleichwohl war es nur ein Theil von einem aus dreytausend Mann bestehenden Heere Engländer, Iroquesen und Mahinganen, welches unterdessen, da die englische Flotte Quebec belagern würde, den montrealschen Bezirk anfallen sollte. Indem nun Canada einige Jahre her großen Verlust erlitten, und viele Kräfte zugesetzet hatte: so war allerdings zu besorgen, es möchte unter einem so starken und gedoppelten Angriffe erliegen. Allein, der Himmel schickte zu seinem Besten einen von den unvermutheten Fällen, dabey man das Wachen der Vorsicht für die Erhaltung der Länder erkennen muß.

Als die Engländer und Mahinganen auf dem Wege waren, sich mit den Iroquesen zu vereinigen, kamen die Kinderpocken unter sie; und es hatten noch sehr viele bey ihrer Ankunft auf dem Sammelplatze die Merkmaale davon aufzuweisen. Indem nun die Iroquesen über das lange Außenbleiben, das diese Krankheit verursachet hatte, ohnedieß ungeduldig waren: so brachte sie dieser Anblick vollends in den Harnisch, und warfen sie ihren Bundesgenossen vor, sie kämen nur, um sie zu vergiften. Es wurden ihrer in der That viele angestecket, und bey dreyhundert starben. Damit trenneten sich die übrigen von denen, welchen sie das Anstecken Schuld gaben, und giengen nach Hause: dergestalt gieng das ganze Heer auseinander.

i) Einige Nachrichten melden, beyde Schiffe hätten sich den 22sten des Nachmittags zurückgezogen.

1690.

Gewisse Nachrichten, dafür ich aber die Gewähr nicht leisten will, geben vor, es hätten die Engländer Kisten mit vergifteten Kleidern in der Absicht, die Franzosen sollten sie wegnehmen, vorausgeschicket: es wären aber die Kisten von den Wilden geöffnet worden, und wer ein solches Kleid zur Lust anzog, der sey gestorben. Es mag aber dieses pöbelhafte Gerücht nur deswegen geglaubet worden seyn, weil Herr Ste. Helene an einer an sich selbst nicht gefährlichen Verwundung sterben mußte, und daher einige aussprengeten, es müsse die Kugel vergiftet gewesen seyn. Gleichwohl ist es gewiß, daß viele in dem oftmaligen Gefechte mit den zu Beauport gelandeten Engländern verwundete Franzosen glücklich geheilet wurden, und daß der Feldscherer, der den Ste. Helene verband, sich darüber beschwerete, daß selbiger die vorgeschriebene Ordnung nicht beobachtet habe.

Noch sagte man, und zwar mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, das Misverständniß zwischen den Engländern und Iroquesen habe daher gerühret, weil jene durchaus nicht in die Canote der letztern treten wollen. Besagte Canote sind von Ulmenbaste, und ziemlich schlecht gemacht, auch sehr niedrig von Bord: diese Weigerung nun, hieße es, habe die Iroquesen so sehr verdrossen, daß sie die Engländer für verzagte Hudler gehalten, auch auf dem Heimzuge in der ganzen Gegend um Orange alles Getreyde verderbt und alles Vieh todtgeschlagen hätten. Ich meines Ortes glaube, es habe der Abzug der Wilden guten Theils aus einer Staatslist, davon wir künftig noch mehrere Merkmaale sehen werden, hergerühret. Sie suchen nämlich auf alle Weise zu verhindern, daß unter den beyden europäischen Nationen, die ihr Land zwischen sich schließen, keine der andern allzusehr über den Kopf wachse, indem sie selbst hernach zum Joche kriechen müßten.

Es mag aber mit diesen Umständen beschaffen seyn, wie es will: so erfuhr man doch zu Montreal die große Gefahr, darinnen man geschwebet hatte, erst lange Zeit hernach, als besagtes Heer auseinander gegangen war; vermuthlich wußte der Admiral Phibs zu der Zeit, als er vor Quebec rückete, die wahre Beschaffenheit der Sache eben so wenig, sondern schloß sie nur daraus, weil zu Montreal alles ruhig war. Eben diese gegründete Vermuthung und der schlechte Ausgang seines oftmaligen Versuches auf der Seite des Karlflusses, in Quebec einzudringen, bewog ihn endlich, die Belagerung aufzuheben. Er verlor in dem dreymaligen Gefechte beynahe sechshundert Mann; ja man hält es für ausgemacht, daß er keine einzige Stückkugel mehr gehabt, sondern seine Stücke die letzten Tage meistens nur mit allerley altem Eisen laden müssen. Sein übriger Kriegesvorrath gieng nicht weniger auf die Neige.

Die Belagerung wird aufgehoben.

Als den 23sten sich ein Gerücht erhub, die Flotte werde nun bald absegeln: so warfen sich die beyden Hauptleute, Herr **D'Orvilliers** und **Subercasse**, mit hundert Mann in die Insel Orleans, und der Herr de Villieu mußte durch den schmalen Arm des Flusses bis ans Vorgebirge Tourmente hinabgehen, um sich dem Landen der Engländer zu widersetzen. Um den Abend lichtete die Flotte Anker, und ließ sich die Ebbe fortführen. Den 24sten legte sie an dem dürren Baume bey. Sie hatte viele französische Gefangene, die sie bey verschiedener Gelegenheit gemachet hatte, an Bord, insonderheit auch den Herrn **Trouve**, einen Priester, welchen Phibs seit der Eroberung von Königshafen mit sich herumführete, imgleichen den Herrn **Grandville** und die Fräulein **Joliet** und **de la Lande**.

Man wechselt die Gefangenen aus.

Als die letztere sah, daß man weder vom Loskaufen, noch vom Auswechseln sprach: so schlug sie dem Admirale vor, ob er nicht lieber die gefangenen Engländer aus Canada mitnehmen, als Franzosen, die ihm nur beschwerlich fielen, nach Baston führen wollte, und

erboth

erboth sich, dem Grafen einen Austausch, dabey beyde Theile ihre Rechnung fänden, in eigener Person vorzuschlagen. Das Erbiethen wurde angenommen. Man führete sie nach Quebec, und der Großstatthalter willigte, was diesen Punct betraf, noch leichter in eine Unterhandlung, als der Admiral; ja er schickete so gar den Hauptmann seiner Leibwache mit einer Vollmacht an ihn ab. Weil die Anzahl der Gefangenen auf beyden Seiten ungefähr gleich groß war: so kam der Vergleich ohne große Schwierigkeit zu Stande, und wurde getreulich vollzogen. Phibs setzete hierauf seine Reise fort, wiewohl mit großem Verdrusse über den schlechten Ausgang einer Unternehmung, darauf er, in Hoffnung eines großen Gewinnstes, den meisten Theil seines Vermögens gewandt hatte. Nebst dem war ihm wegen der künftigen schlecht zu Muthe. Denn die Jahreszeit war schon weit verstrichen, seinen Lootsen war der Fluß nicht recht bekannt, seine Schiffe waren in schlechtem Zustande, und noch schlechter mit Mund- und Kriegesvorrathe versorget. Ja das seine wäre bey der Insel Orleans beynahe gar zu Grunde gegangen. Er verlor, ehe er aus dem Flusse kam, neune von seinen Fahrzeugen, oder mußte sie doch wenigstens, weil die Mannschaft durch Krankheiten und andere Fälle meistens geschmolzen war, zurück lassen.

1690. Verlust der englischen Flotte.

Zween Tage nach seinem Abzuge von Quebec kamen einige Abenaquier aus der Gegend von Acadia dahin, und berichteten, die Engländer hätten in Europa eine Niederlage zur See von den Franzosen erlitten. Diese Zeitung befand sich in der That gegründet, indem der Graf Tourville die vereinigte engländische und holländische Flotte im Canale geschlagen hatte. Auch meldeten sie, es wären von der Mannschaft, welche Montreal angreifen sollte, vierhundert Iroquesen und hundert Mahinganen an den Kinderpocken gestorben; es würden in kurzer Zeit funfzig Flamander aus Neu-York abgehen, und die Unterhandlungen mit den Utauais von Michillimakinac von neuem anfangen: sie gedächten aber, diese Wilde nur bey der Nase herum zu führen. Die Canibas hätten vor etlichen Monaten siebenzig Engländer und dreyßig Mahinganen geschlagen. Der Statthalter von Neuengland habe ihnen sehr vortheilhafte Vorschläge gethan: ihre Antwort aber sey gewesen, es würden weder sie, noch ihre Kinder und Kindeskinder jemals weder Friede, noch Stillestand mit einer Nation, die sie schon so oft betrogen habe, eingehen. Die Engländer hatten in der That niemals aufrichtig mit ihnen verfahren, und es konnten diese Leute absonderlich nicht vergessen, daß man vor einigen Jahren verschiedene aus ihrem Mittel, als sie mitten im Frieden nach Baston kamen, unter allerley Vorwande todtgeschlagen hatte.

Treue der Abenaquier.

Unterdessen lebete der Graf dennoch in einiger Bekümmerniß wegen derer Schiffe, die er aus Frankreich erwartete. Es hatten aber dieselben die Ankunft der englischen Flotte vor Quebec bey Zeiten erfahren, und sich auf dem Saguenay in Sicherheit gesetzet. Hier blieben sie so lange, bis besagte Flotte den Rückweg ergriff, und weit genug vor ihnen vorbey war. Den 12ten des Windmonates warfen sie Anker vor der Stadt. Die Freude über ihre Ankunft war um so viel größer, je mehr man ihrentwegen besorget gewesen war, und je größern Mangel man überhaupt an allem und jeden litt. Gleichwohl halfen sie der Hungersnoth nicht ab, sondern es stieg selbige, weil man im Frühjahre wegen der iroquesischen Streifereyen beynahe gar nichts zu säen vermocht hatte, in kurzer Zeit auf einen sehr hohen Grad.

Die französischen Schiffe kommen nach Quebec.

Man mußte also die Soldaten den vermögendesten Einwohnern zu ernähren geben; und diese übernahmen sie nicht nur ohne Murren, sondern auch mit Freuden. Diese gute Auffüh-

Hungersnoth und Eifer der Einwohner.

1690.

Aufführung, ihr währenden Feldzuges bezeugter Eifer, indem sie während desselben beynahe Tag und Nacht im Gewehre blieben; sodann die Willigkeit, damit sie alles, was ihnen währender Belagerung zugemuthet wurde, auf sich nahmen, nebst den vielen Beweisthümern ihrer Tapferkeit, alles dieses, sage ich, machte ihnen große Ehre; und es schienen Seine Majestät, als der Statthalter desfalls getreuen Bericht erstattete, eben so vergnügt darüber, als über die Befreyung Quebecs, ungeachtet sie diese Begebenheit mit unter die glorwürdigen Fälle Dero Regierung zähleten, und deswegen ihr Angedenken durch eine in Kupfer gestochene Schaumünze *i*) auf die Nachwelt fortzupflanzen geruheten.

1691.

Die Abenaquier streifen in Neuengland.

Im Märze des folgenden Jahres erschienen neue Abgeordnete aller abenaquischen Völkerschaften zu Quebec. Man erfuhr von ihnen, es wären von denen Schiffen, welche Quebec belagerten, bis in den Hornung erst viere zu Baston angelanget. Nachgehends erfuhr man, es wären einige, um auf die französischen Schiffe zu kreuzen, im Seebusen geblieben, hätten auch verschiedene Fischerfahrzeuge weggenommen; den Herrn **Manneval** habe man nach England geschicket; Herr **Petit** sitze zu Königshafen; der Ritter **d'Eau** zu Baston gefangen; der Dollmetscher nur besagten Hauptmannes, imgleichen zween andere Franzosen, die ihn auf seiner Gesandtschaft zu den Onnontaguern begleiteten, wären in drey verschiedenen Dörfern verbrannt worden. Die Utauais und unsere übrigen Bundesgenossen in Norden und Westen setzeten den Krieg gegen die Iroquesen mit aller Hitze fort. In Neuengland gäbe es wenig Waare; die Felder lägen meistens brach, und es wären viele Einwohner aus Mangel der Lebensmittel nach Baston und Manhatte gezogen. Dieses letztere war eine Frucht von den Streifereyen der Canibas und übrigen Abenaquier, welche währendes Winters das Land auf mehr als funfzig Meilen weit verheereten.

Verstellete Vorschläge der Iroquesen.

Aus diesen und noch einigen andern Nachrichten eben dieser Abgeordneten schloß der Graf, es müßten die Engländer dahinter stecken, daß ihn die Iroquesen, um eine neue Unternehmung auf Montreal auszuführen, durch eine verstellete Vertraulichkeit und angebliche Versöhnung einschläfern wollten. Die Gelegenheit dazu war folgende. Eine Partey von hundert und vierzig Agniern, und darunter auch einige Holländer, überfielen zu Chambly einige Iroquesen vom Ludwigssprunge, hieben viele nieder, und bekamen die übrigen, an der Zahl etwa zwölfe, gefangen.

Nach einiger Zeit kamen drey Abgeordnete von eben diesem Orte unbewaffnet an den Ludwigssprung, brachten die nurerwähnten Gefangenen mit sich, und gaben vor, sie kämen, um ihren Vater um Friede zu bitten. Nur möchten sie vorher gern wissen, ob er es nicht übel nehmen werde, wenn sie das Einräumen eines Stücke Landes in der Nachbarschaft des Sprunges verlangeten; indem sie Willens wären, bey ihren Brüdern sich niederzulassen. Sie hätten mit ihrer Ankunft nach aller Möglichkeit geeilet, um die Franzosen zu warnen, daß eine Partey von achthundert iroquesischen Kriegern einen Einfall, zwischen Montreal und den drey Flüssen, in das französische Gebiethe vorzunehmen gedenke. Man fragete nach dem Ritter d'Eau. Darauf antworteten sie: die drey Franzosen, die er bey sich gehabt, wären bloß auf inständiges Anhalten der Engländer verbrannt worden. Ihm selbst wäre es beynahe eben also ergangen, indem er bereits an den Pfahl gebunden gewesen. Indem aber weder die Engländer, noch die Iroquesen, den

i) Sie wird zu Anfange des zweyten Bandes der Ausgabe in 4. von der gegenwärtigen Geschichte in der Kupferleiste vorgestellet.

den Anfang zu seiner Hinrichtung machen wollen: so habe ihm dieser Wortwechsel das Leben gerettet.

1691.

Als der Graf von Frontenac dem Herrn von Pontchartrain, des Herrn Seignelay Nachfolger, die erhaltenen Nachrichten, absonderlich in Absicht auf die Iroquesen, zu wissen machte: so meldete er zugleich, er habe zwar nicht für dienlich erachtet, die Vorschläge der Agnier schlechterdings abzuweisen, halte aber noch weniger für gut, sonderliche Rechnung darauf zu machen. Er habe dem Ritter Callieres befohlen, die Unterhandlung vermittelst der Wilden vom Ludwigssprunge ins Weite zu spielen; auch den Utauais durch den Herrn von Courtemanche melden lassen, die Irequesen, so viel möglich, zu bezwacken. Unterdessen stehe er selbst gegen ihre Ueberfälle auf guter Hut.

Schreiben des Grafen an H. Pontchartrain.

„Eben dergleichen, fuhr er fort, habe ich auch den Oberhäuptern der Canibas beym „Abschiede eingebunden. Sollte Seine Majestät eine Unternehmung auf Baston oder „Manhatte vornehmen, und den letztern Platz erobern lassen: so würde, wie ich versichern „kann, ganz Neu-Frankreich in Sicherheit, und die Iroquesen ohne Hoffnung eines wei„tern Schutzes seyn. Nähme der König Acadien wieder weg, und machete sich zum völli„gen Herrn der großen Bank, welches denn leicht geschehen könnte, wofern man alle Jahre „drey bis vier Fregatten zwischen dem Sandvorgebirge und der Nordspitze von Neuland „kreuzen ließe: so würde er seinem Königreiche eine Handlung von mehr als zwanzig Mil„lionen, ja einen weit wichtigern Vortheil, als die Eroberung beyder Indien seyn könnte, „verschaffen.„ In einem andern zween Monate hernach abgelassenen Schreiben saget er: „Mir ist unbewußt, ob dero Vorfahrer Acht darauf hatten, wie viel daran gelegen „sey, daß man den Fischfang in seiner Gewalt habe, und was für Nutzen die Handlung „des ganzen Königreiches davon haben würde. Nichts würde Dero Verwaltung der „Staatsgeschäffte berühmter machen, als wenn sie den König zu dieser Eroberung bere„deten. Ich meines Orts halte sie für wichtiger, als die Eroberung ganz Indiens; denn „die Bergwerke erschöpfen sich, der Fischfang hingegen nimmermehr.„

Unterdessen erschien zu Anfange des Maymonates die große iroquesische Partey, dafür die Agnier gewarnet hatten, wirklich in der Gegend von Montreal. Sie belief sich auf tausend Mann, schlug ihr Lager an der Mündung des großen Utauaisflusses auf, und schickete zwo kleine Parteyen aus, eine von hundert und zwanzig Mann gegen Norden, die andere von zweyhundert gegen Süden; die erstere überfiel sogleich eine Gegend auf der Insel Montreal, die Aspenspitze genannt, brannte etwa dreyßig Häuser weg, und nahm einige Einwohner gefangen, mit denen sie unmenschlich umgieng.

Neue Feindseligkeiten der Iroquesen.

Die zweyte, darunter zwanzig Engländer und einige Mahinganen waren, schlich sich zwischen Chambly und der Magdalenenaue ein, und haschete zwölf Wilde vom Ludwigssprunge, theils Männer, theils Weiber, weg, schickete sie aber den folgenden Tag durch einige unter ihnen befindliche Agnier, welche vorgaben, sie kämen um Friedens willen, wieder zurück. Unterdessen merkete man bald, daß ihre eigentliche Absicht, die ihnen aber nicht gelang, nur dahin abzielete, die sämmtlichen Einwohner des besagten Dorfes auf ihre Seite zu locken. Eine andere Partey von etwa achtzig Mann überfiel fast zu eben derselben Zeit die iroquesischen Christen vom Berge, umringete sie auf allen Seiten, und führete unter der Gunst eines Scharmützels, der ihnen den Rücken frey hielt, fünf und dreyßig Weiber und Kinder bey hellem lichten Tage davon.

Viele

1691.

Viele andere, wiewohl schwächere Haufen, breiteten sich zwischen Repentigny und den Richelieuinseln aus, und verheereten alles, indem, wegen des Mangels an Lebensmitteln, weder die Soldaten, noch der Landausschuß, ins Feld rücken konnten. Endlich brachte der Ritter Vaudreuil ungefähr hundert bis hundert und zwanzig Freywillige, Officier, Soldaten und Canadier zusammen. Die Leute giengen vor allen Dingen von Hause zu Hause und sammelten Lebensmittel. So bald sie für einige Tage Vorrath aufgetrieben hatten: so stießen sie zu dem Hauptmanne de la Mine, welcher einige Zeit vor dem Vaudreuil ins Feld gegangen war, und eine Anzahl Onneyuther, die sich in einem wüsten und keiner Vertheidigung fähigen Hause zu St. Sulpice aufhielten, ausgespüret hatte.

Gefechte bey St. Sulpice oder Repentigny.

Der Chevalier Vaudreuil machete sich gleich auf die erste Nachricht davon kein Bedenken, seinen Zug dahin zu nehmen. Er hatte unter andern Wagehälsen auch den Ritter Crisasy, le Moyne de Bienville und den Ureuhare bey sich, welchen man zwar wegen eines heimlichen Verständnisses mit seinen Landesleuten im Verdachte hatte, der sich aber in diesem Feldzuge auf immer davon reinigte. Als die Unserigen ans Haus kamen, fanden sie funfzehn Onneyuther außen auf dem Grase schlafen, ohne daß es ihnen nur im Traume eingekommen wäre, es könnten Franzosen im Felde seyn. Diese nun wurden hingerichtet, ehe sie sich besinnen konnten. Auf das Geschrey, das die Sterbenden machten, kamen drey andere zum Hause heraus. Einer wurde sogleich zu Boden geleget, die beyden andern liefen hart verwundet in den Wald.

Hierauf setzeten sich die im Hause noch befindlichen zur Gegenwehre. Bienville, als er sich zu nahe an ein Fenster wagte, wurde über den Haufen geschossen k). Der Tod dieses den Iroquesen sehr wohl bekannten Officiers vermehrete den Muth dieser Barbaren. Ja, hätte nicht der Herr de la Mine nebst dem Herrn Crisasy und dem Ureuhare ganz außerordentliche Thaten gethan: so hätten achtzig Franzosen vor einer elenden mit einem Duzend Iroquesen besetzeten Hütte mit Schimpfe und Spotte abziehen müssen. Endlich dachte der Ritter Vaudreuil, wiewohl ziemlich späte, daran, er wolle es in Brand stecken. Der Feind wollte sich zwar durchschlagen: allein, die erstern zween oder drey wurden todtgeschossen, fünfe gefangen, und von den Einwohnern ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrannt, weil sie gedachten, das beste Mittel, diesen Unmenschen ihre Grausamkeit abzugewöhnen, sey dieses, daß man auf gleiche Weise mit ihnen verfahre.

Wer die Herren Crisasy waren?

Weil wir in der Folge des Marquis und des Ritters von Crisasy öfterer, als einmal, erwähnen müssen: so wird es dem Leser vielleicht angenehm seyn, zu wissen, wer sie waren, und aus welcher Ursache sie nach Neufrankreich kamen. Sie waren zween Brüder aus einem sehr berühmten und reichen sicilianischen Hause. Als nun in besagtem Königreiche die Empörung vorgieng, welche dasselbige dem spanischen Könige beynahe entrissen hätte: so waren sie mit unter den erstern, welche auf die französische Seite traten, und wurden nachgehends, da die Unruhe vorbey war, entweder von Seiner katholischen Majestät nicht begnadiget, oder sie mußten nicht darum angesuchet haben. Der Ritter war Professus des Ordens vom heil. Johannes zu Jerusalem, und hatte seine Kreuzzüge mit allem nur möglichen

k) Nach seinem Tode nahm einer von seinen Brüdern seinen Namen an, und ist derselbige nachher Statthalter von Louisiana gewesen.

möglichen Wohlverhalten gethan; gleichwie er denn auch in der That alle die Eigenschaften, welche einen Mann zu den vornehmsten Kriegesstellen erheben können, besaß.

1691.

Der Marquis war ebenfalls tapfer, trug auch solche Merkmaale seiner Herzhaftigkeit an sich, welche ihm, wofern er sie nur nicht im Kampfe gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn empfangen hätte, sehr rühmlich gewesen wären. Als Sicilien demselbigen sich wieder unterwarf: so kam er um alle seine sehr ansehnlichen Güter. Er reisete also, in Hoffnung, der allerchristlichste König werde ihm dieselbigen wiederverschaffen, oder ihn auf andere Weise dafür schadlos halten, nebst seinem Bruder nach Versailles. Ihre Meynung war, man werde sie doch wenigstens ihrer Geburt und erzeigten Treue gemäß versorgen.

Allein, ihre Meynung schlug fehl. Nach vielem Rennen und Laufen mußten die Herren Crisasy, aus Beysorge, sonst gar leer auszugehen, jedweder mit einer Hauptmannsstelle in Canada vorlieb nehmen. Hier dieneten sie bis an ihren Tod mit einem Eifer, der ihnen vermuthlich ein großes Glück verschaffet hätte, wenn er von dem einen zum Dienste seines Vaterlandes, und von dem andern zum Dienste seines Ordens angewendet worden wäre; dahingegen der französische Hof ihnen wenig Dank dafür wußte.

Der Ritter verübete eine Menge rühmliche Thaten, an welchen man seine Kriegeserfahrenheit, seine klugen Anschläge, die geschickte Ausführung derselben, seine Unerschrockenheit und geschwinde Entschließung im Gefechte, eines so sehr, als das andere, bewundern mußte. Endlich grämete er sich zu Tode, daß er beständig zurückgesetzet und ohne die geringste Hoffnung zu weiterer Beförderung gelassen wurde. Der Marquis besaß zwar keine so ausnehmende Geschicklichkeit, als sein Bruder, doch aber den Ruhm eines verständigen und braven Officiers. Er ertrug sein Unglück mit größerer Gelassenheit, als jener, und starb als Befehlshaber an den drey Flüssen.

Eine iroquesische Partey entwischt.

Unmittelbar vor dem nur erwähnten Gefechte, darinnen Bienville sein Leben in der Blüthe seines Alters verlor, hatte eben derselbige einer Partey von sechzig Goyoguinen, darunter einige Agnier waren, mit zweyhundert Mann, theils Franzosen, theils angesessene Iroquesen, nachgesetzet. Er kam dem Feinde unvermuthet über den Hals; und da er ihnen ohnedieß weit überlegen war: so hoffete er, es sollte kein Mann davon kommen. Als aber die Agnier eine Unterredung mit den Iroquesen vom Ludwigssprunge begehreten: so bestunden die letztern durchaus darauf, sie müßten ihre Vorschläge vernehmen, indem sonst, wie sie sagten, alle Hoffnung zu einem Vergleiche zwischen ihnen und dem besagten Stamme verschwinden möchte.

Die Agnier nun versicherten, sie wünscheten kein Ding auf Erden so sehr, als den lieben Frieden. Zum Beweise wollten sie zur Stunde nach Hause kehren, und Abgeordnete an den Herrn Callieres nach Montreal abschicken. Man glaubete ihnen auf ihr Wort so wohl, als den Goyoguinen, für die sie Bürge wurden, und ließ sie im Friede ziehen. Weil sie nun weiter nichts, als dieses, gesuchet hatten: so bekümmerten sie sich nachgehends wenig um die Erfüllung ihres gegebenen Versprechens. Uebrigens darf sich niemand über das Verfahren der christlichen Iroquesen bey dieser Gelegenheit verwundern; denn die Wilden überhaupt trauen immer wieder, wenn sie gleich, wer weis wie oft, betrogen worden sind. Allein, der Graf, der niemals eine gute Meynung von ihnen hatte, ließ bey diesem Vorfalle seinem Argwohne, ungeachtet er übrigens auf einem schlechten Grunde beruhete,

1691. ruhete, freyen Lauf, und schrieb deswegen noch in eben diesem Jahre folgendes an den neuen Staatsminister.

„Man klaget sehr über die Wilden vom Sprunge, und man setzet einen Verdacht in „ihre Aufrichtigkeit. Ich meines Orts bemerke an diesen Leuten schon seit langer Zeit „einen ziemlich erkalteten Eifer, der mir eben so wenig gefällt, als ihr heimliches Ver- „ständniß und Vernehmen mit den Agniern, unter welchen sie viele Anverwandte haben. „Ich habe die Patres, welche diese Leute nach Willen lenken, deswegen öfters gewarnet. „Nun will ich zwar denselbigen nicht eben Schuld geben, daß sie mit unter der Decke lä- „gen; so viel aber ist unstreitig, daß sie den Leuten, es sey nun, um sie Christo mit Gelin- „digkeit zu gewinnen, oder aus einer andern mir unbekannten Ursache, nicht selten nur all- „zuviel nachsehen. Bey meinem zwölfjährigen Aufenthalte in diesem Lande habe ich aus der „Erfahrung gelernet, man sollte diese Missionen nicht, gleichwie geschieht, von den Fran- „zosen absondern, sondern sie unter ihnen lassen, damit die Wilden nicht nur christlich, „sondern auch französisch würden; indem sie außerdem dem Dienste des Königes mehr „Nachtheil, als Vortheil schaffen.„

Falscher Grundsatz dieses Generales.

Im königlichen Staatsrathe wußte man schon, was von dem Verfahren der Missionarien mit den Wilden zu halten sey, und man war überzeugt, ihr Eifer sey weder lau, noch blind. Das Vernehmen der Neubekehrten mit ihren Anverwandten hatte keine andere Absicht, als den Ludwigssprung mit ihnen zu bevölkern; das ist, die Anzahl unserer Bundesgenossen zu vermehren, unsere Feinde aber zu schwächen, gleichwie denn alle Tage wirklich geschah. Ja es mußte jedermann gestehen, Neufrankreich habe keine bessere Soldaten, als die man den Iroquesen auf diese Weise entrisse, und es gehöre der Ludwigssprung unter die stärksten Vormauern des Landes. Thaten nun einige Christen bey Gelegenheit nicht das, was man von ihnen erwartete, oder handelten einzelne Personen nach andern Absichten, als man ihnen einzuflößen suchete: so ist doch kein Mensch, weder vor, noch nach dem Grafen Frontenac, auf die Gedanken gekommen, ihre Fehler dem ganzen Dorfe, noch weniger aber denen, welche die Aufsicht über sie hatten, aufzubürden. Auch hat nicht etwa eine zehnjährige, sondern eine mehr, als hundertjährige Erfahrung gezeiget, es könne, um diese Leute in Ordnung und auf unserer Seite zu erhalten, nichts schlechteres ausgedacht werden, als sie unter Franzosen zu bringen. Hätten sie uns nur immer von weitem gesehen: so trügen sie größere Hochachtung gegen uns, als voritzt geschicht.

Endlich so war nicht der geringste Zweifel mehr übrig, man könne sie nimmermehr recht christlich machen, wenn man sie französisch machen wolle. Als die Iroquesen vom Sprunge und vom Berge, nach der chinesischen Verheerung, etwa sieben bis acht Monate zu Montreal zugebracht hatten: so kannte sie, was die Aufführung und Gottesfurcht betrifft, kein Mensch mehr. Ja, es gestehet jedermann, es sey bloß ihr allzuvielfältiger Umgang mit uns die einzige Ursache, warum heutiges Tages ihr Glaubenseifer nicht mehr, wie ehemals, ganz Neufrankreich zur Bewunderung und Erbauung diene. Das einzige Beyspiel der abenaquischen Völkerschaften, welche, ungeachtet ihrer weit größern Entfernung von allen französischen Wohnplätzen, eben damals den Eifer, uns zu dienen, und die Treue gegen uns auf das höchste trieben, hätte dem Generale die Falschheit seines Grundsatzes zur Genüge beweisen können. Es achtete auch der Hof seine Klagen und Berichte in der That keiner sonderlichen Aufmerksamkeit würdig; indem er vielmehr überzeuget war,

es

es sey des Grafen Vorschlag, den er schon vor dreyßig Jahren mit allem Eifer durchzutreiben suchete, weder nützlich, noch thunlich.

1691.

Ja, es legeten so gar die Christen vom Sprunge und vom Berge eben damals eine solche Probe ihrer aufrichtigen Treue ab, welche dem Herrn Grafen seinen Argwohn gar wohl hätte benehmen können. Es schickete nämlich der Ort Onnontague dem Herrn le Moyne, weil er seine Familie unter sich aufgenommen hatte, voritzt ein Geschenk, um den Tod seines Sohnes, des Ste. Helene, zu beweinen, und ließ den Ueberbringer durch zwo bisher gefangen gewesene Weibespersonen aus dem Bergdorfe begleiten, welche folglich hiermit ihre Freyheit wieder bekamen.

Neue Ränke der Iroquesen.

Indem nun die Onnontaguer hoffeten, es werde diese erzeigte Gnade die beyden Weiber gänzlich auf ihre Seite gezogen haben: so vertraueten sie ihnen eine Verrichtung von großer Wichtigkeit. Sie sollten nämlich so wohl einem der Vornehmsten ihres eigenen Dorfes, als auch dem Ludwig Atherihata, einem Einwohner des Ludwigsprunges und Taufpathen des Königes, ingeheim ein Geschenk einhändigen. Vermittelst dieser Geschenke wurden die beyden Männer ersuchet, wieder in ihr Vaterland zu kommen, und so viele von ihren Anverwandten und Bekannten, als sie könnten, mit sich zu nehmen. Damit auch diese Einladung desto wirksamer seyn möchte, so mußten beyde Iroquesinnen zugleich vermelden, sie würden, wofern sie es unterließen, mit allen Franzosen zugleich umkommen. Nun werden wir bald sehen, worauf sich diese Drohung gründete.

Beyde Wilde nahmen zwar die Geschenke an, brachten sie aber ohne Verzug dem Befehlshaber zu Montreal, und versicherten denselbigen ihrer unveränderlichen Treue. Die Ueberbringerinnen besagter Geschenke berichteten dem Ritter Callieres zugleich, es halte sich eine starke iroquesische Partey bey dem sogenannten langen Sprunge am Utauaisflusse auf, und sey Willens, alle auf der Reise nach Michillimakinac begriffene, oder daher zurückkommende Personen, wenn sie da vorbeyzögen, todtzuschlagen, sodann sich in allen französischen Wohnplätzen auszubreiten, und die Aerndte zu verhindern.

Treue der christlichen Iroquesen.

Die Nachricht war gegründet. Als aber der Ritter Vaudreuil, um die Barbaren zu verjagen, zu Quebec eine große Menge Soldaten und Freywillige zusammenzog, und damit an die drey Flüsse kam: so erfuhr er, die Wilden hätten den Platz bereits geräumet, entweder, weil sie seine Anstalten erfahren, oder weil die Streifereyen unserer Bundesgenossen sie genöthiget hatten, ihr eigenes Land zu beschützen.

Der Krieg wurde unter diesen Wilden in der That sehr hitzig geführet, und gereichete uns zu einem nicht geringen Vortheile. Es war dem Grafen gelungen, die Utauais und Huronen zu gewinnen, da sie denn den ganzen Winter über Wunder thaten. Unterdessen hatte man ihnen noch keine Nachricht von unserm über die englische Flotte erhaltenen Vortheile geben können, sondern man schickete erst, nachdem das Eis geschmolzen war, die Herren Courtemanche und Repentigny damit an sie ab. Diese beyde schlichen sich nur mit zehn Mann glücklich durch die ganze Menge Iroquesen, damit Montreal damals umzingelt war, und erreicheten Michillimakinac ohne Anstoß. Ihre Reise that alle erwünschte Wirkung. So bald sie nach Montreal zurückkamen, mußte Courtemanche zu den Miamiern abgehen und die dasige Befehlshaberstelle übernehmen, weil man nicht nur dieses Volk gegen die iroquesischen Streifereyen in Sicherheit stellen, sondern auch das Thun und Lassen desselbigen beobachten wollte.

1691.

Es kömmt Verstärkung aus Frankreich.

Den 1sten des Heumonates warf ein kleines französisches Schiff, unter dem Hauptmanne **Denys de Bonaventure**, vor Quebec Anker, und erweckete in der ganzen Stadt große Freude, nicht so wohl wegen der mitgebrachten Verstärkung, als welche von keiner Erheblichkeit war, sondern weil der Schiffshauptmann versicherte, es werde bald eine sehr wichtige nachfolgen, und das ganze Land mit Ueberflusse anfüllen. Zwölf Tage hernach erschien der Schiffshauptmann, Herr dû Tast, wirklich mit einer Flotte von vierzehn Segeln verschiedener Größe. Allein, sie war nicht eben ausgerüstet, Neufrankreich mit Lebensmitteln zu versorgen, sondern hauptsächlich nur, den Engländern die Nelsonschanze wieder abzujagen; gleichwie denn auch die nordische Handelsgesellschaft die meisten Unkosten zur Ausrüstung hergeschossen hatte.

Unternehmung auf die Nelsonschanze wird verschoben.

Unterdessen gieng diese Unternehmung damals dennoch nicht vor sich. Die vorgewendete Ursache, als ob die Jahreszeit schon zu weit verstrichen sey, war zwar nicht gänzlich ungegründet, gleichwohl aber nur ein bloßer Vorwand. Die wahre Ursache bestund darinnen, weil die Handelsgesellschaft den ganzen Vortheil davon haben, Herr d'Iberville aber die Ehre mit dem Befehlshaber der königlichen Kriegesschiffe theilen sollte. Daher sagte auch dieser Officier bey seiner Ankunft zu Quebec frey heraus, er habe schlechte Lust zu einer solchen Unternehmung. Unterdessen, da der königliche Befehl ausdrücklich also lautete, so wollte der Graf aus eigener Macht nichts daran ändern.

Demnach ergriff er folgenden Ausweg. Er ließ alle Mitglieder der nordischen Gesellschaft, und alle Personen, welche von der Schifffahrt in der Bay einige Kenntniß hatten, zusammenkommen. Herr dû Tast brachte seine Gründe an, damit er beweisen wollte, man könne sich bey so später Jahreszeit nicht ohne Gefahr in eine solche See wagen. Seine Gründe überzeugeten jedermann, oder es sah vielmehr jedermann, daß es vergeblich wäre, sie nicht für überzeugend zu halten. Der Graf von Frontenac und Herr von **Champigny** hielten für das Beste, ihre Gedanken bey sich zu behalten.

Nebst dem wußten sie gewiß, es wimmele der ganze Seebusen nebst dem untern Theile des Lorenzflusses von englischen Seebeutern; und es hätten selbige bereits viele Kauf- und Fischerschiffe weggenommen. Daher war es dem Großstatthalter nicht sonderlich zuwider, daß Herr dû Tast lieber in diesem Gewässer kreuzen, als in der Hudsonsbay Krieg führen wollte; absonderlich, da ihm diese Verrichtung auf den Fall, da die erstere für unmöglich erachtet würde, in seinem Verhaltungsbefehle ausdrücklich vorgeschrieben war.

Große Zurüstungen der Feinde.

Seit einiger Zeit gieng ein Gerücht, als ob die Engländer, wegen des im vorigen Jahre vor Quebec erlittenen Schimpses, im Ernste auf Rache bedacht wären. Ja man versicherte, Phibs sey deswegen nach England gegangen, und werde mit einer weit stärkern Flotte, als die vorige war, einen neuen Versuch wagen. So erfuhr man auch, es würden zu Orange große Zurüstungen zu einem Angriffe auf die Insel Montreal vorgekehret. Nun hatte es zwar mit des Phibs Reise und Anschlägen seine Richtigkeit: es blieb aber beydes ohne Wirkung; vermuthlich deswegen, weil man seiner Geschicklichkeit nicht so viel zutrauete, daß man ihm eine zweyte Schiffsrüstung anvertrauen wollte; absonderlich, weil er die Kosten dazu nicht mehr vorschießen konnte.

Die Rüstung der Neuyorker war nicht so ansehnlich, daß sie für sich selbst viel ausrichten konnte. Denn sie bestund nur aus fünfhundert Mann n). Hundert und achtzig waren

n) Einige Nachrichten setzen sie auf zweyhundert und achtzig herab.

waren Engländer, die übrigen Agnier und Mahinganen. Gleichwohl veranlassete sie ein sehr hitziges Gefecht. Man verspürete augenscheinlich, daß die Vorsehung Neufrankreich beschützete. Denn im vorigen Jahre wurde die feindliche Landmacht unter sich uneinig, lief auseinander, und man konnte folglich der Flotte die sämmtlichen Kräfte Neufrankreichs entgegen setzen. Für dießmal blieb die feindliche Flotte aus, und Montreal war im Stande, den Engländern und ihren Bundesgenossen das Eindringen zu verwehren.

1691.

So bald der Ritter Callieres von dem feindlichen Anzuge Nachricht erhielt: so brachte er ohne die geringste Mühe sieben- bis achthundert Mann zusammen, und lagerte sich damit auf der Magdalenenaue. Hier schickete er viele Parteyen auf Kundschaft aus. Nach einigen Tagen kam ein Sohn des Herrn Hertels, den er mit dreyen Algonquinen und einem Bergiroquesen, um den feindlichen Zug zu beobachten, ausgeschicket hatte, zurück, und berichtete, er habe auf dem Sorelflusse, gleich über dem Wasserfalle bey Chambly, ein Canot voll Agnier wahrgenommen, und sie für Kundschafter angesehen. Diesen habe er sich genähert und fünfe davon todtgeschossen.

Der Feind nähert sich Montreal.

Aus diesem Berichte schloß der Befehlshaber zu Montreal, Chambly stehe in Gefahr, und ließ sogleich den Herrn **Valrenes** mit zweyhundert Mann dahin abgehen. Diesem befahl er, wenn der Feind besagten Ort angriffe, sich hinein zu werfen; wenn aber derselbe vorbeyzöge, sich nicht sehen zu lassen, sondern nur der Spur zu folgen, damit er dem Feinde, wenn er den Befehlshaber selbst von vorn angreife, in den Rücken fallen könne. Unter diesem Haufen befanden sich noch zween Hauptleute, nämlich die Herren **de Muys** und **d'Orvilliers**; imgleichen Herr **Dupuis**, Unterlieutenant bey der valrenischen Compagnie, nebst vielen Unterofficieren. Auch war noch ein Haufen Wilde und Einwohner dabey. Diese sollten unter Anführung des Herrn **le Bert du Chesne**, der bereits bey Chambly stund, besonders bleiben.

Vertheidigungsanstalten.

Die angesessenen Wilden hatten drey sehr berühmte Oberhäupter bey sich. Oreuhare führete die Huronen von Loretto; ein Iroquese vom Ludwigssprunge, Namens **Paul**, führete die Mannschaft aus seinem Flecken und vom Berge. **La Routine**, ein Hauptmann der Temiskaminger o), hatte eine große Anzahl seiner Landesleute unter sich.

Die Mannschaft, welche auf der Magdalenenaue zurückblieb, war nun schon drey Tage nicht aus den Kleidern gekommen, als es in der Nacht zwischen dem 10ten und 11ten August heftig regnete und sehr finster wurde. Die Leute begaben sich also, durchaus naß und wegen des bisherigen Wachens voll Müdigkeit, in die Schanze, darinnen Herr Callieres an einem heftigen Fieber, das er seit der Abreise von Montreal nicht loswerden konnte, zu Bette lag.

Es lag die besagte Schanze dreyßig Schritte weit vom Flusse, auf einer steilen Höhe, zwischen zwoen Wiesen. Eine Wiese, darauf man nach einem gewissen Orte, die **Gabel** genannt, geht, wird in der Entfernung eines Stückschusses von der Schanze von einem kleinen Flusse, vorher aber von einem Hohlwege durchschnitten. Zwischen beyden ist ein Bach, der eine Mühle treibt. Auf dieser, das ist, auf der linken Seite der Schanze, hatte sich der Landausschuß gelagert; imgleichen einige Utauais, welche sich, als zu Montreal Lärm wurde, zufälliger Weise daselbst befanden. Die Soldaten hatten ihr Lager auf der

Gefechte auf der Magdalenenaue.

o) Ist eine algonquinische Völkerschaft.

1691. der rechten Seite der Schanze, und die Officier ließen ihre Gezelte gleich dabey auf einer Anhöhe aufschlagen.

Eine Stunde vor Tages bemerkete die Schildwache, welche bey der Mühle ausgestellet war, daß an der Anhöhe, darauf die Schanze stund, Leute hinschlichen. Sie that sogleich einen Schuß, rief ins Gewehr, und sprang in die Mühle. Was sie gesehen hatte, das waren Feinde, die sich zwischen dem kleinen Gabelflusse und dem Hohlwege eingeschlichen, das Ufer des Stromes erreichet, und sich da festgesetzet hatten; hernach aber, da sie das Lager des Landausschusses schwach besetzet fanden, die noch vorhandenen wenigen Leute wegjageten, und dagegen sich selbst da festsetzeten. Bey diesem Ueberfalle kamen einige Einwohner und sechs Utauais ums Leben.

Auf den Schuß der Schildwache rückete der älteste Hauptmann, Herr de Saint Cyrque, welcher in des Herrn Callieres Abwesenheit Befehlshaber war, mit den Soldaten sogleich aus. Ein Theil davon zog am Strande hin, der andere um die Schanze herum und über die Wiese. Das Bataillon, welches St. Cyrque in Person anführete, kam zuerst an das Lager des Landausschusses. Ungeachtet aber St. Cyrque noch nicht wußte, daß der Feind bereits darinnen stund: so schwanete ihm doch etwas, und er machte, um dießfalls Kundschaft einzuziehen, Halte. In diesem Augenblicke gab man eine Salve auf ihn, davon er nebst dem Herrn d'Escairac tödtlich verwundet wurde, Herr d'Hosta aber sogleich todt niederstürzete.

In diesem Augenblicke kam das zweyte Bataillon, unter Anführung des Herrn de la Chassaigne, herbey, und fiel grimmig auf den Feind los. Allein, dieser wehrete sich sehr muthig, und nahm endlich, als er sah, es werde ihm die ganze französische Macht auf den Hals fallen, seinen Abzug in schönster Ordnung. Ungeachtet Herr St. Cyrque, weil die Hohlader entzwey war, sich gänzlich verblutete: so gab er doch nicht zu, daß man ihn eher, als bis der Feind gewichen war, in die Schanze bringen durfte, und machte also den Fehler, daß er so blindlings anlief, durch seine Unerschrockenheit wieder gut. Er sank am Thore der Schanze todt dahin; d'Escairac starb den folgenden Tag.

Jedermann wunderte sich, warum man die Feinde in aller Ruhe und auf eine Weise, welche vielmehr Ueberwindern, als Ueberwundenen zukömmt, abziehen ließ. Nebstdem hatte man nicht mehr, als etwa ein halb Duzend von ihnen erleget, etwa dreyßig verwundet, und einen einzigen Grenadier, als er eben im Begriffe war, Granaten in die Schanze zu werfen, gefangen bekommen. Sie hingegen nahmen ziemlich viele französische Haarköpfe mit sich davon, und erhuben ein heftiges Geschrey, eben als ob sie unserer Leute spotteten.

Heldenthat des Herrn Valrenes.

Dieses Nichtsthun kam daher, weil kein Mensch da war, der angeordnet hätte, was zu thun sey, oder vielleicht auch weil jedermann befehlen wollte. Doch das Versäumete wurde bald wieder eingebracht. Als der Feind sich in den Wald ziehen wollte: so bemerkete er, daß ihn einige Mannschaft, unter des Herrn Domergue Anführung, auf dem Fuße verfolgete. Damit stellete er einen Hinterhalt, darein diese braven Leute fielen, und alle miteinander niedergehauen wurden. Dieser abermalige Vortheil machte die Bundesgenossen so trotzig, daß sie wieder zurückkehreten. Sie waren aber kaum zwo französische Meilen weit gekommen, so sahen ihre Streifer den Herrn Valrenes daherziehen, welcher auf den ersten Lärm von einem Gefechte mit dem Herrn Bert und den Wilden herbeyeilete. Allein, die Streifer hatten nur den Vortrab gesehen. Daher dachten sie, es sey nur ein kleines Häufchen, damit sie bald fertig werden wollten, im Anzuge, fielen auch wirklich mit solcher

Hitze

Hitze über den Herrn von Valrenes her, daß jedweder Befehlshaber von geringerer Erfahrung und Standhaftigkeit, als er, darüber in Verwirrung gerathen wäre.

1691.

Verlust beyder Parteyen.

Zum Glücke für ihn lagen zween gefällete Bäume auf dem Platze; hinter diese stellete er seine Leute, und ließ sie bey dem ersten Abfeuren der Feinde auf den Bauch niederfallen. Nachgehends hieß er sie wieder aufstehen, theilete sie in drey Haufen, und ließ einen nach dem andern abfeuern. Hierauf stellete er sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit und Gegenwärtigkeit des Geistes in Schlachtordnung, und fiel den Feind mit solcher Tapferkeit an, daß er sie auf allen Seiten zum Weichen brachte. Zwar stelleren die Verbundenen sich zweymal wieder her, mußten aber nach einem anderthalbstündigen Gefechte völlig Reißaus nehmen. Es blieben ihrer hundert und zwanzig auf dem Platze, und die Anzahl der Verwundeten war, wie man nachgehends erfuhr, noch weit größer gewesen. Dieses Gefecht war ungemein hitzig, und wurde mit aller möglichen Geschicklichkeit geführet. Valrenes war überall zugegen; er focht in eigener Person wie ein Held, und ertheilete seine Befehle mit eben der Gelassenheit, als etwa auf dem Uebungsplatze. Der junge und tapfere le Bert dû Chesne hielt sich mit seinen Canadiern vortrefflich, wurde aber, gleich einem andern Officier, Namens Varlet, tödtlich verwundet. Die drey wilden Hauptleute übertrafen sich selbst. Paul wurde niedergeschossen, als er eben seine Iroquesen mit lauter Stimme und eigenem Beyspiele, gegen die Feinde des Glaubens bis an den Tod zu kämpfen, ermahnete. Die Engländer und Agnier erzeugeten eine Tapferkeit, welche den Sieg im Anfange auf ihre Seite neigete. Das Handgemenge daurete lange Zeit. Man verbrannte einander das Gesicht mit Pulverpfropfen. Die Ueberwinder bekamen die Fahnen und das Geräthe, verfolgen aber konnten sie den Feind nicht, weil sie für Mattigkeit kaum mehr im Stande waren, sich auf den Füßen zu halten, und ihnen das Gewehr aus der Hand fiel. Sie hatten einen dreytägigen Zug, ohne fast jemals zu ruhen, durch gewaltig schlimme Wege gemachet, Mangel an Lebensmitteln gelitten, und kein anderes als schlammiges Wasser zu trinken gehabt.

Auf den Lärm des Gefechtes war noch eine andere Partey Iroquesen vom Ludwigssprunge herbeygeeilet, aber erst nach Endigung desselbigen auf den Platz gekommen. Herr Valrenes gedachte, diese würden das, was die Seinigen zu thun außer Stande waren, bewerkstelligen. Allein, als man bey Beerdigung der im ersten Gefechte gebliebenen Officier das kleine Gewehr abfeuerte, dachten sie, man schlüge sich auf der Magdalenenaue abermals; damit renneten sie dahin. Dieser Irrthum war der Engländer und Agnier Glück. Wir bekamen diesen Tag sechzig Todte, und eben so viele Verwundete, davon viele sturben; unter andern auch die Herren Bert und Varlet. Ein Engländer, den Herr Valrenes gefangen bekam, sagte aus, es werde, so bald diese Partey nach Hause komme, eine andere von vierhundert Mann zu Felde gehen. Zu gleicher Zeit würden fünfhundert Iroquesen bey Cataroeuy einbrechen, und es sey ihre Absicht, die Aerndte zu verhindern. Es erschien aber kein Mensch. Die Aerndte, deren Verlust ganz Neufrankreich in das äußerste Elend versetzet hätte, geschah ziemlich ruhig und war ungemein gut.



Der

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Funfzehntes Buch.

1691.

Die Engländer schlagen die Unparteylichkeit vor.

Sobald der Herr Frontenac den Anzug der Feinde vernahm, brach er von Quebec nach Montreal auf. Als er aber bey seiner Ankunft die Niederlage und Flucht derselbigen vernahm, kehrete er auf der Stelle wieder zurück. Bald darauf empfing er ein Schreiben von dem neuengländischen Generale. Es bath derselbige, man möchte die Gefangenen, welche die Abenaquier in seinem Bezirke gemachet hätten, zurück geben, und schlug zugleich vor, man wolle, ungeachtet der Krieg zwischen beyden Kronen in Europa seinen Weg dahin gehe, in America dennoch Friede halten. Indem aber der englische General von dem Loslassen der gefangenen Franzosen zu Baston ganz stille schwieg: so konnte man leicht merken, es wäre mit diesem Vorschlage nicht aufrichtig gemeynet, sondern er müsse irgend eine Verlegenheit, darinnen Neuengland sich befinde, zum Grunde haben.

Was sie dazu bewogen.

Das Geheimniß wurde bald darauf in einem Schreiben des Barons von St. Castin, an den Grafen entdecket. Besagter Baron hatte sich ansehnliche Güter unter den Abenaquiern angeschaffet, auch ein Mägdchen aus dieser Nation geheirathet. Dieser nun berichtete, die neuyorkischen Engländer und Holländer bekriegeten einander, und die Absicht des Statthalters sey, vermittelst des vorgeschlagenen Austausches, die abenaquischen Nationen, entweder gänzlich von uns abwendig zu machen, oder doch dahin zu vermögen, daß sie ihre Streifereyen unterließen. Allein, er, der Baron, wolle die Ausführung dieses Anschlages schon zu vereiteln wissen.

Antwort des Grafen.

Auf diesen Bericht antwortete der Graf dem englischen Generale: werde er ihm den Ritter d'Eau und den Herrn von Manneval ausliefern, davon ihm jener die Treulosigkeit der Iroquesen, diesen aber Herr Phibs, durch sein gebrochenes Wort, in die Hände gespielet habe, so könne man weiter von der Sache sprechen; außerdem aber werde er sich in nichts einlassen. Er schrieb auch sogleich an den Herrn von Pontchartrain, und stellete ihm vor, wie leicht man bey gegenwärtiger innerlicher Unruhe Neuyork erobern könne.

Allein,

Allein, dieser antwortete: Seine Majestät habe alle ihre Macht voritzt in Europa nöthig, und lasse es wegen Neufrankreich dabey bewenden, das Land gegen die englischen Anfälle zu beschützen.

1691.

Ungeachtet man zu Montreal, was die vorhin gemeldeten beyden Einfällen betraf, alle Furcht gänzlich verloren hatte, so genoß man doch keiner gänzlichen Ruhe. Das Streifen daurete beständig; man hatte beynahe alle Wochen etlichemal Lärm, und würde man während der Aerndte nicht wenige Einwohner eingebüßet haben, wofern man sie nicht durch Soldaten bedecket hätte. **Oreuhare**, der sich in den beyden letzten Feldzügen bey mancher Gelegenheit, absonderlich aber zuletzt, bey dem Gefechte des Herrn **Valrenes**, sehr hervorgethan hatte, führete noch zu Ende des gegenwärtigen Jahres eine That aus, welche niemanden mehr einigen Zweifel übrig ließ, daß er nicht der allergetreueste unter allen unseren Bundesgenossen seyn sollte.

Treffliche That des Oreuhare.

Er war nach der Niederlage der Engländer und Agnier kaum nach Montreal zurück gekommen, als eine iroquesische Partey bis an den Wiesenfluß streifte, und drey Franzosen wegholete. Er eilete ihr ohne Verzug auf dem Fuße nach, holete sie bey dem flachen Wasserfalle, auf dem Wege nach Catarocuy, noch ein, tödtete zween Mann, nahm vier gefangen, und befreyete die drey Franzosen. Nach einiger Zeit gieng er, um den Großstatthalter zu besuchen, von Montreal nach Quebec. Der Graf sparete um ihn desto mehr zu gewinnen, weder freundliche Worte, noch Geschenke; und beydes gefiel dem Manne so wohl, daß er bey seiner Abreise nach Montreal mit einer an einem Wilden sehr rühmlichen Bescheidenheit sagte: er habe für die von seinem Vater empfangenen Wohlthaten noch bey weitem nicht genug gethan. Es war auch die Aufrichtigkeit seiner Worte daraus abzunehmen, weil er einigen Nationen, die ihn zu ihrem Oberhaupte erwählen wollten, zur Antwort gab: er werde sich niemals von der Person des Onontio trennen.

Vergeblicher Zug gegen die Agnier.

Unterdessen war der Graf nicht damit zufrieden, daß den Feinden alle ihre Anschläge auf Neufrankreich mislungen waren; sondern er wollte sie in ihrem eigenen Lande heimsuchen, und den Anfang bey den Agniern machen, darum weil zu ihrem alten Hasse gegen die Franzosen auch noch die Treulosigkeit gekommen war. Man schickte demnach fünf bis sechshundert Mann aus, um ihr Land zu verheeren. Die Leute machten sich auch wirklich auf den Weg. Wer sie anführete, das ist mir unbekannt; so viel aber ist gewiß, daß sie des Feindes Land nicht betraten, sondern wegen schlimmer Wege und später Jahreszeit, wieder umkehreten. Doch, der Verdruß über diesen mislungenen Anschlag verschwand, als der Herr von **Iberville** mit zweyen Schiffen aus der Hudsonsbay anlangete, und für mehr als achtzigtausend Franken Bieberbälge, an kleinem Pelzwerke aber, für mehr als sechstausend und sechshundert Livres mitbrachte.

Neuigkeiten aus Acadia.

Nach einem kurzen Verweilen zu Quebec, gieng er, in der Absicht den alten Vorschlag von Eroberung der Nelsonschanze wieder vorzusuchen, nach Frankreich; denn er wußte, daß dem Hofe diese Unternehmung gewaltig am Herzen läge. Zu gleicher Zeit erfuhr man, die Abenaquier hätten abermals einige Vortheile über die Engländer erhalten; der Ritter **Villebon** sey auf einem Kriegesschiffe, das Herr Bonaventure führete, nach Königshafen gekommen, und habe ein weggenommenes englisches Schiff dahin gebracht, auf welchem sich der Ritter **Nelson** und der Herr Tyne, ernennter Statthalter von Acadia, befunden. Beyde Gefangene wurden nachgehends nach Quebec geschicket, und von dem Grafen wohl gehalten. Absonderlich begegnete er dem Ritter Nelson ungemein freundlich, nicht nur

1691.

nur weil derselbige den Franzosen bey mancher Gelegenheit Gutes erzeiget hatte, und es folglich verdienete, sondern auch weil er zu Baston in großem Ansehen stund.

Herr Villebon wird da Befehlshaber.

Um wieder auf Acadia zu kommen, so schien es nicht, als ob der englische Hof, seitdem Phibs dieses Land erobert hatte, sich viel daraus machete. Königshafen gehörete dem Stärkesten, folglich bald den Engländern, bald den Franzosen; ja zuweilen stund der Ort gar leer. Vorhin meldeten wir, der Ritter Villebon sey nach erlittenem Verluste seines Schiffes nach Quebec gekommen. Von hier nun gieng er nach Frankreich, stellete dem Minister vor, wieviel dem Königreiche daran gelegen sey, daß die Engländer in diesem Lande nicht einnisteten, und versprach, das ganze Werk bloß mit seinen Abenaquiern auszuführen, wofern man ihm nur erlaubete, daß er sie anführen dürfte.

Man willigte darein. Herr Pontchartrain wirkete ihm einen königlichen Bestallungsbrief, als Befehlshaber in Acadia aus, und befahl ihm, er solle im Brachmonate dieses 1691sten Jahres nach Quebec, da ihm der Graf Frontenac weiter sagen werde, was zu thun sey, zu Schiffe gehen. Zu gleicher Zeit schrieb Seine Majestät dem Grafen: Sie habe von den treuen Diensten der abenaquischen Wilden, ihrem Muthe und ihren gegen die Engländer ausgeübten Thaten Nachricht erhalten; weil sie nun unterdessen bis der Königshafen, Dero Vorsatze nach, wieder hergestellet werde, gesonnen sey, den Besitz Acadiens mit Beyhülfe dieser braven Leute zu behaupten, so sey Dero Befehl, man solle ihnen alle Kriegesbedürfnisse, welche sie durch den Herrn Villebon verlanget hätten, in ihre Wohnplätze liefern, damit sie dieselbigen nicht erst zu Quebec abholen dürften. Seine Majestät hätten dem besagten Herrn von Villebon befohlen, die Abenaquier unter dem Titel als Befehlshaber von Acadien anzuführen, auch seinen Bruder und Lieutenant seiner Compagnie, Herrn von Portneuf, nebst andern canadischen Officieren, welche der Großstatthalter aussuchen werde, hierzu zu gebrauchen.

Villebon kam mit Anfange des Heumonates auf der africanischen Sonne, dem damaligen besten Segler in ganz Europa *b*), nach Quebec. Unterdessen half ihm seine Geschwindigkeit sehr wenig. Man glaubte in Canada, die Engländer wären Willens, bald wieder zu kommen; folglich wollte sich der Graf bey diesen Umständen der Hülfe, welche die africanische Sonne leisten konnte, nicht berauben, sondern behielt das Schiff bis den 6sten des Herbstmonates bey sich. Sodann aber, als die Furcht vor den Engländern verschwunden war, versorgete er den Ritter Villebon mit allem anbefohlenen, und ließ ihn damit absegeln.

Nimmt Königshafen in Besitz.

Villebon kam erst den 26sten des Wintermonates nach Königshafen. Sobald er Anker geworfen hatte, begab er sich mit funfzig Soldaten und zweyen Steinstücken in der Schaluppe nach den Wohnplätzen. Hier fand er zwar die engländische Flagge wehen, aber ohne die geringste Wache. Daher ließ er sie wegnehmen, und die französische dahin pflanzen. Den folgenden Tag versammelte er alle Einwohner, und ergriff in ihrer Gegenwart von Portroyal und ganz Acadia im Namen Seiner Majestät nochmals Besitz.

Hierauf erinnerte ihn der Herr Goutins, welcher mit ihm angekommen war, und das Amt eines Commissaire Ordonnateur nochmals verwalten sollte: er habe, als Phibs den Ort wegnahm, dreyzehn hundert Livres an baarem Gelde vergraben. Man fand es in eben dem Zustande, als er es vergraben hatte. Der Commissarius, welcher ganz allein

hiervon

b) Das Schiff legete, wie man sagete, in einer Stunde sieben französische Meilen zurück.

hiervon wußte, und wofern er kein ehrlicher Mann gewesen wäre, das Geld für sich hätte behalten können, bezahlete hiervon einem gewissen Officiere seinen rückständigen Sold, und legte das übrige in die königliche Casse. Diese Redlichkeit kam ihm zu seiner Zeit wohl zu statten. Denn als er nach einigen Jahren der Untreue beschuldiget wurde, untersuchte man die Sache nicht einmal, sondern sprach ihn bloß wegen dieser erzeigten Probe einer unverfälschten Treue los.

1691.

Die Iroquesen setzeten ihre Feindseligkeiten beständig fort. Zu Anfange des Wintermonates kamen zwo gefangen gewesene Weibespersonen, die sich mit der Flucht gerettet hatten, zu dem Ritter Callieres, und berichteten, es wären zwo iroquesische Parteyen, jede von dreyhundert und funfzig Mann im Anzuge, den Ludwigssprung zu überrumpeln. Sogleich schickte er von den bey sich habenden Völkern einen Theil nach besagtem Dorfe, vertheilete die übrigen in die umliegenden Schanzen, und ließ die Stadt durch die Einwohner verwachen. Wenige Tage hernach kam eine von besagten Parteyen über den Ontariosee angezogen, und ließ sich zwar sehen, wollte aber von den Wäldern nicht weichen. Man fiel auf sie heraus, und es fielen ein Paar Tage lang hitzige Scharmützel mit gleichem Verluste auf beyden Seiten vor, wornach die Barbaren, weil sie ihre Rechnung auf einen Ueberfall gemachet hatten, wieder abzogen.

Die Iroquesen wollen den Ludwigssprung wegnehmen.

Diese erste Partey bestund aus Onnontaguern, Goyoguinen und Tsonnonthuanern. Die zweyte aus Agniern, Mahinganern und Onneyuthen bestehend, hatte ihren Weg über den Champlainsee genommen. Weil aber nicht nur einige davon liefen, sondern auch ihre Oberhäupter den Rückzug der ersten Partey erfuhren: so giengen sie nicht weiter. Doch schicketen sie etwa funfzig Mann ab, welche sich zertheileten, die französischen Wohnplätze durchstreiften, und einige Einwohner, die ungeachtet des ergangenen Verbothes, einzeln herumliefen, weghascheten.

Verschiedene Feindseligkeiten.

Zu Ende des Augustmonates überfielen über vier und dreyßig Agnier einige Wilde vom Ludwigssprunge, als sie bey dem Chamblyberge mit schlechter Vorsichtigkeit jageten, tödteten einen und nahmen acht gefangen. Es entwischeten aber von den letzten einige, und machten Lärm im Dorfe. Man setzete folglich dem Feinde sogleich nach, erreichete ihn auch am Champlainsee. Er verschanzete sich zwar hinter den Felsen: es fielen aber die Christen mit größtem Grimme über die Feinde her, überstiegen die Verschanzung, und hieben sechzehn Agnier nieder. Funfzehn wurden gefangen, und die ihrigen befreyet.

1692.

Zu Anfange des folgenden Hornungs erhielt Herr Callieres Befehl vom Grafen, er solle einige Mannschaft auf die Beine bringen, und in die Halbinsel, welche durch die Vereinigung des großen Flusses der Utauais und des Lorenzstromes entsteht, abschicken. Denn es kamen die Iroquesen im Winter oft dahin auf die Jagd, und voritzt waren sie, wie der Graf erfahren hatte, in großer Anzahl daselbst vorhanden. Herr Callieres brachte ohne große Mühe dreyhundert Mann, theils Franzosen, theils Wilde zusammen, und schickte den Herrn d' **Orvilliers** damit fort. Weil aber dieser nach einem etlichtägigen Zuge, sich den Fuß verdarb: so mußte er nach Montreal umkehren, und die Anführung seiner Leute dem abgedankten Hauptmanne, Herrn von **Beaucourt**, überlassen.

Als dieser an die Insel **Tonihata** kam, welche eine Tagereise weit diesseits Catarocuy liegt: so traf er funfzig Tsonnothuaner darauf an. Sie hatten sich im Jagen so weit gewaget, in der Absicht, nachgehends unsere Wohnplätze zu überfallen, und das Säen zu verhindern. Er überfiel sie bey sehr schlimmem Wetter in ihren Cabannen, schlug vier und

1692. zwanzig todt, nahm sechszehn gefangen, und befreyete einen Officier, welcher vor drey Jahren in ihre Hände gefallen, und voritzt, weil man ihn wegen seiner wilden Tracht für einen Iroquesen ansah, beynahe das Leben eingebüßet hätte.

Hiermit endigte sich die ganze Unternehmung. Man erfuhr von den Gefangenen: es jage noch ein anderer Haufen von hundert Tsonnonthuanern an einem gewissen Orte des Utauaisflusses, der Kesselsprung genannt. Sie wären Willens, so bald der Schnee geschmolzen wäre, sich da fest zu setzen; hier würden zweyhundert Onnontaguer unter einem ihrer besten Hauptleute, dem sogenannten Schwarzkessel, zu ihnen stoßen, den ganzen Sommer da bleiben, und alle Franzosen, welche nach Michillimakinac reiseten, oder daher kämen, weghaschen.

Indem man nun einen großen Vorrath von Rauchwerke aus den nord- und westlichen Gegenden erwartete: so war es freylich schlechterdings nothwendig, demselbigen eine starke Bedeckung entgegen zu schicken. Allein, weil Herr Callieres alle seine Mannschaft zu Beschützung der Feldarbeit bedurfte: so konnte er seinen Bezirk unmöglich entblößen. Er machte also dem Grafen die empfangene Nachricht zu wissen. Indem nun dieser glaubte, die Niederlage der funfzig Tsonnonthuaner zu Tonihata habe alle Anschläge der Iroquesen vernichtet: so befahl er ihm, den St. Michel, welchem er die nöthigen Befehle mitgeben wollte, nebst vierzig canadischen Reisenden ohne Verzug nach Michillimakinac abzufertigen, und sie von drey wohlbewaffneten Canoten bis jenseit des Kesselsprunges begleiten zu lassen.

Die Iroquesen hindern die Schiffahrt.

Herr Callieres gehorchete. Die mitgegebene Mannschaft begleitete die Canadier bis an den bestimmten Ort, ohne einen einzigen Iroquesen zu sehen. Als aber St. Michel wenige Tage hernach nicht nur eine Spur von ihnen, sondern auch zween Iroquesen, die er für Kundschafter hielt, bemerkete: so glaubte er für gewiß, Schwarzkessel sey mit seinem ganzen Haufen in der Nähe, und kehrete nach Montreal zurück. Kaum war er ausgestiegen, so schickete ihn der Graf, welcher eben damals von Quebec dahin gekommen war, mit dreyßig Franzosen und eben so viel Schwarzen wieder fort. Ueber dieses schickte er den Lieutenant Tilly von St. Pierre hinter ihm drein. Diesem gab er eine Abschrift des Befehles, welchen St. Michel dem Herrn von Louvigny überbringen sollte, mit, und hieß ihn seinen Weg über den Hasenfluß nehmen, welcher sich fünf Meilen unterhalb des Kesselsprunges in den Utauaisfluß ergießt.

Es war ein Glück, daß er diese Vorsichtigkeit gebrauchte. Als St. Michel an eben denjenigen Ort, wo er auf seiner vorigen Reise stille gehalten hatte, kam: so erblickete er nicht nur zween Kundschafter, sondern auch eine große Menge Canote, die man ins Wasser ließ. Weil er es nun nicht für rathsam hielt, ein allzu ungleiches Gefecht zu wagen: so ergriff er den Rückweg nach Montreal zum zweytenmale. Drey Tage nach seiner Ankunft kamen sechzig Wilde mit vielem Pelzwerke dahin. Sie hatten ihren Weg den Hasenfluß herab genommen, und den St. Pierre außer aller Gefahr darauf angetroffen. Sie vertauschten ihre Waaren, und verlangeten hernach eine Bedeckung bis an die Gegend, da sie ihre bekannten Abwege nehmen könnten.

Eine Partey Wilde und Franzosen werden geschlagen.

St. Michel erboth sich, sie zu begleiten, und sein Anerbiethen wurde beliebet. Man gab ihm eine Bedeckung von dreyßig Mann unter dem Lieutenante de la Gemeraye mit. Es befanden sich auch zween Fähndriche dabey, nämlich der älteste Sohn des Herrn Hertels, mit

a) Er heißt le Portage des Chats.

mit Namen la Fresniere, und ein Bruder desselbigen. Sie kamen miteinander bis an den sogenannten langen Sprung des großen Flusses, wo man aussteigen, die Canote ausladen und leer gegen den Strom fortschleppen mußte. Indem nun ein Theil der Mannschaft hiermit beschäfftiget war, und die übrigen, um jene zu bedecken, neben dem Flusse hergiengen: so wurde, ohne daß ein Mensch zu sehen war, ein heftiges Feuer unter sie gegeben, welches viel Franzosen tödtete und verwundete, allen Wilden aber, welche den Nachzug ausmacheten, hurtige Beine machete.

1692.

In diesem Augenblicke kamen die Iroquesen mit größter Wuth aus ihrem Hinterhalte auf die unserigen losgerennet. Einige wollten in ihre Canote springen, thaten es aber in der Bestürzung so ungeschickt, daß sie umschlugen. Indem sie nun den Feind und den reißenden Strom zugleich gegen sich hatten: so konnte jener leicht mit ihnen zurechte kommen. Gleichwohl hätte den la Gemeraye, die beyden Hertels und den St. Michel ihre Tapferkeit gerettet, wenn nur die Wilden nicht Reißaus genommen hätten. Denn wie man nachgehends erfuhr: so hatte der Schwarzkessel nur hundert und vierzig Mann, und etwa sechzig Weiber oder Kinder bey sich.

Allein, da voritzt ihre besten Leute in der Geschwindigkeit hingemetzelt wurden: so war nichts anders für sie zu thun, als in die Canote zu springen, und Reißaus zu nehmen. Zum Unglücke schlug derjenige um, darein die Hertel nebst dem St. Michel traten; sie wurden folglich alle drey gefangen. Aber la Gemeraye entwischete nebst einigen Soldaten, und kam nach Montreal, wo man unterdessen erfahren hatte, der Ritter d'Eau sey aus Manhatte entwischet, und es herrsche in Neuyork die Uneinigkeit zwischen den Engländern und Holländern noch immer.

Nachgehends hielten sich die Iroquesen eine Zeitlang stille, und der Graf reisete von Montreal, wo alles ruhig war, nach Quebec, um bey Ankunft der französischen Schiffe gegenwärtig zu seyn, indem seine Soldaten schon einige Jahre unergänzet geblieben waren, und er folglich um Verstärkung gebethen hatte. Aber als niemand mehr an den Schwarzkessel gedachte: so landete er den 15ten des Heumonates ganz unvermuthet an einem Orte der Insel, der Eichenwald genannt, und holete drey wilde Kinder, welche fischeten, imgleichen vierzehn Einwohner, welche Heu machten, weg.

Man läßt die Iroquesen entrinnen.

Sobald der Ritter Callieres Nachricht hiervon bekam, schickete er den Hauptmann du Plessys Faber mit hundert Soldaten aus, und ließ den Ritter Vaudreuil mit zweyhundert Mann folgen. Als der Feind eine so überlegene Macht auf sich anrücken sah, und zugleich merkete, daß ihm der Herr von Villedonne, ein französischer und mit dem Herrn de la Plante zu einer Zeit gefangener Officier entwischet war: so ließ er seine Canote nebst einigem Geräthe zurück, und rettete sich mit größter Eilfertigkeit in die Wälder. Weil man ihn nun nicht verfolgete: so bekam er Zeit, andere Canote zu verfertigen, und den großen Fluß zu gewinnen.

Man setzet ihnen nach.

Villedonne berichtete nach seiner Ankunft zu Montreal, es hätten die Iroquesen am Ufer des langen Sprunges eine große Menge Pelzwerk verborgen. Sogleich wurden alle ausgeschickte Parteyen zurück berufen, eine einzige daraus gemachet, mit hundert und zwanzig Wilden vom Sprunge und vom Berge verstärket, und der Ritter Vaudreuil mit diesem kleinen Heere den Iroquesen nachgeschicket. Dieser eilete dermaßen, daß er zwo Meilen oberhalb des langen Sprunges ihren Nachzug noch einholete, zehn Mann tödtete, fünf

1692. fünf nebst dreyzehn Weibern gefangen bekam, auch die drey wilden Kinder, nebst sechs Franzosen befreyete. Die übrigen entkamen.

Einige Tage hernach fiel der abgedankte Hauptmann, Herr de Lusignan, auf seinem Wege durch die Richelieuinseln in einen Hinterhalt, und blieb bey dem ersten Feuergeben. Sein Lieutenant, la Monclerie, hielt ein zweystündiges unaufhörliches Feuer beynahe ganz allein aus, und zog sich endlich sehr schön zurück. Diese Vorfälle nöthigten den Grafen zu Anfange des Augustmonates, wieder nach Montreal zu gehen. Er brachte dreyhundert Mann Landausschuß mit sich, und vertheilete sie, um die Aerndte zu decken, in die Wohnplätze, wo das meiste zu besorgen war.

Er fand zweyhundert Utauais in der Stadt, welche zwar glücklich durchgekommen waren, gleichwohl aber auf erhaltene Warnung von Herrn St. Pierre, Schwarzkessel lauere auf dem großen Flusse, ihr Pelzwerk zurück gelassen hatten. Nur besagter Officier hatte ihnen so gar, vermöge seines vom Generale erhaltenen Befehles, gerathen, die Reise so lange zu verschieben, bis gewisse Nachricht von dem Abzuge der Iroquesen einlaufe. Weil es ihnen aber an Lebensmitteln und Pulver fehlete, so hatten sie nicht länger damit warten können.

Der Graf begegnete ihnen sehr freundlich, und brachte einen Kriegeszug gegen den gemeinschaftlichen Feind in Vorschlag. Die angesessenen Iroquesen, Huronen und Abenaquier trugen schon seit langer Zeit Verlangen darnach: allein, die Utauais dankten ihres Ortes dafür, entweder aus einem Mangel guter Gesinnung, oder, welches wahrscheinlicher ist, weil sie ohne Vorwissen ihrer Aeltesten sich nicht einzulassen getraueten. Dem Generale war es wirklich lieb, daß aus dem Zuge nichts geworden war, als er bald darauf Nachricht erhielt, die Schiffe aus Frankreich wären zwar angekommen, hätten aber keine Verstärkung an Leuten mitgebracht. Denn da er, zum Vertheidigen aller Posten, seine sämmtliche Macht bedurfte: so wären die meisten schlecht besetzet geblieben, wenn er, im Vertrauen auf die ankommende Hülfe, einen Theil seiner Leute gegen die Wilden ausgeschicket hätte. Sobald die Utauais wegwaren, gieng er nach Quebec zurück, und der Ritter d'Eau kam beynahe mit ihm zugleich dahin.

Gerücht von einer englischen Rüstung.

Indem die einzigen Iroquesen das Herz von Neufrankreich dergestalt unaufhörlich beunruhigten: so hatte man zu Plaisance und in Acadia mit der Vertheidigung gegen die Engländer nicht minder alle Hände voll zu thun. Der Graf hatte Nachricht erhalten, selbige auch dem Hofe eröffnet, als ob der Ritter Phibs, nachdem er Statthalter von ganz Neuengland geworden war, in allem Ernste auf die Eroberung Neufrankreichs gedächte. Diese Nachricht wurde nicht nur bekräftiget; sondern auch so umständlich wiederholet, daß der König nebst seinem Minister auf Mittel dachten, wie man den Engländern das Fortkommen auf dem Flusse wehren könnte. Nun ergriffen sie zwar deswegen vortreffliche Veranstaltungen: es hätten aber dieselbigen dem Feinde, wann er wirklich gekommen wäre, den Weg dennoch nicht versperret.

Ein französisches Geschwader wird nach Neuland geschicket.

Der Ritter du Palais gieng mit einem Geschwader aus Frankreich ab; er sollte anfänglich, wenn sich die englische Flotte den Weg mit Gewalt öffnen wollte, mit ihr schlagen, sodann seine Zeit absehen, und über die englischen Plätze auf Neuland herfallen. Der Ritter blieb eine Zeitlang in der spanischen Bay liegen, schickete von da ein Fahrzeug an die Mündung des Stromes auf Kundschaft aus und befahl dem Hauptmanne, ihm ungesäumet Nachricht davon zu geben, wenn er Feinde erblickete. Der Hauptmann kreuzete bis

bis zur bestimmten Zeit in dem Seebusen und an der Mündung des Stromes, ohne das geringste wahrzunehmen, und machete sich hernach auf den Rückweg nach der spanischen Bay. Es überfiel ihn aber ein widriger und dermaßen lange anhaltender Wind, daß er das Geschwader unmöglich erreichen konnte; sondern dem Winde nachgeben, und nach Frankreich segeln mußte.

1692.

Dieser Unfall vereitelte alle Anschläge des Ritters. Er brachte die Zeit, darinnen er seine anbefohlene Unternehmung ausführen sollte, mit vergeblichem Erwarten seines Fahrzeuges zu. Ohne Zweifel verdoppelte sich sein Verdruß, als er die Gefahr, darinnen unterdessen unsere Pflanzstadt auf Neuland schwebete, und die versäumte Gelegenheit, ein englisches Geschwader wegzunehmen, erfuhr. Denn vermuthlich hätte dieses Geschwader vor ihm unterliegen müssen, weil es ein elendes Nest mit einer Besatzung von funfzig Mann nicht wegnehmen konnte. Der ganze Verlauf war folgender.

Die Engländer greifen Plaisance an.

Als die französischen Kauffahrer, welche den Fischfang bey Neuland getrieben hatten, im Begriffe waren, nach Frankreich unter Segel zu gehen: so erfuhr der Befehlshaber zu Plaisance, Herr von Brouillan, den 14ten des Herbstmonates, es liege ein englisches Geschwader nur fünf französische Meilen von besagtem Orte, in einer Bucht an dem Marienvorgebirge. Es war auch die Nachricht ganz richtig. Denn am folgenden Tage legete das Geschwader, außerhalb des Stückschusses, auf der Rhede vor Anker. Sogleich schickete der Befehlshaber sechzig Mann unter dem abgedankten Hauptmanne, Baron de la Hontan, aus. Dieser war ihm seit kurzem erst aus Quebec zugeschicket worden, und eben derjenige, welcher die Nachrichten von Canada schrieb: daraus aber gleich beym ersten Anblicke die Religionsspötterey und der Verdruß, daß man ihn aus den Diensten gejaget hatte, hervorleuchteten.

Nurbesagte Mannschaft besetzete eine Stelle, welche dem Feinde nicht nur zum Landen, sondern auch zum Gewinnen eines gewissen Berges sehr bequem fiel, sodann aber hätte er die Batterien der Schanze durch das Feuern aus dem kleinen Gewehre unnütz machen können. Gleichwohl thaten die Engländer an diesem Tage weiter nichts, als daß sie die Tiefe der Rhede erforscheten. Den 17ten rücketen alle ihre Schaluppen, sämmtlich mit Soldaten angefüllet, gegen den Ort, wo la Hontan stund: sie änderten aber ihren Weg, als sie seiner noch außerhalb des Büchsenschusses gewahr wurden. Sie landeten hinter einem kleinen Vorgebirge und setzeten da einige Mannschaft aus, welche das Holz in Brand steckte, und hernach wieder in ihre Schaluppen eilete. Vermuthlich hoffeten sie, bey dem Scheine dieses Feuers die Lage der Schanze und der übrigen Posten, welche die Franzosen besetzt hielten, zu erforschen: sie nahmen sich aber nicht genugsame Zeit dazu.

Nachdem Herr Brouillan unterdessen für die Sicherheit des Platzes, so viel an ihm war, gesorget hatte: so ließ er auf dem besagten Berge eine Redoute von Pallisaden verfertigen; den 18ten aber an jener Seite der Einfahrt in den Hafen, auf der Spitze des sogenannten Schlundes, eine Batterie von vier Stücken errichten, nicht nur, um dem Feinde den Schlund unzugänglich zu machen; sondern auch, um die Thauen, damit er versperret war, zu vertheidigen. Ueberdieß hatten sich die Kauffahrer, um die Durchfahrt zu verwehren, in eine Linie gestellet. Allein, der Feind verlangete sie nicht zu versuchen.

Sie fordern den Befehlshaber auf.

Gegen Mittag kam eine Schaluppe mit einer weißen Flagge und einem Officier herbey. Der Befehlshaber schickete ihm einen Feldwäbel entgegen, der ihm die Augen verband

1692.

verband, und ihn in die Schanze führete. Sein Anbringen war: sein General, der Herr Williams, lasse den Befehlshaber ersuchen, einen Officier, welchem er die Ursache seiner Ankunft eröffnen könne, an Bord zu schicken. Es sey ein französischer Schiffshauptmann nebst vielen Matrosen gefangen auf dem Geschwader, und man könne dießfalls in Unterhandlung treten.

Der Befehlshaber fand kein Bedenken, darein zu willigen. Man schickete den Herrn de la Hontan nebst dem Lieutenante seiner Compagnie, einem Vetter des Herrn von Costebelle, Namens **Pastour**, an den englischen General, der sie zwar mit vieler Höflichkeit aufnahm, weiter aber nichts erwähnete. Nach ihrer Rückkunft schickete man auch den vorhingedachten englischen Officier nebst noch einem andern, welche als Geißeln in der Schanze geblieben waren, wieder zurück; doch meldete der erste vor seinem Abschiede dem Befehlshaber, er müßte ihm, kraft erhaltenen Befehls, zu wissen thun, sie wären hier, um Plaisance im Namen des Königes **Wilhelms** des III von Großbritannien in Besitz zu nehmen; der General Williams verlange demnach, er solle diesen Platz nebst allem, was die Franzosen in der Bay besäßen, an ihn übergeben. Brouillan beantwortete die Aufforderung nach Gebühr; und die Officier giengen ihres Weges.

Der Angriff geschieht.

La Hontan und Pastour hatten berichtet, es führete das englische Admiralsschiff, der **Albans** genannt, zwey und sechzig Stücke. Noch zwey andere, der **Plymouth** und die **Galere**, schienen ungefähr von gleicher Stärke zu seyn; nebstdem sey eine kleinere Fregatte da, und eine Flüte von acht und zwanzig Stücken. Es war aber aus ihrem gestrigen Verfahren abzunehmen, es müsse wenig Mannschaft auf dem Geschwader seyn. Den 19ten entdecketen die Belagerer statt des einzigen Platzes, den sie wegnehmen wollten, drey: nämlich die Ludwigsschanze, die Redoute auf dem Berge, und die Batterie auf der Schlundspitze. Wie es schien: so erschreckete sie dieser Anblick; denn der Admiral Williams ließ dem Herrn Brouillan noch an diesem Tage melden, wenn er sich etwa in eine Unterhandlung einlassen wolle: so dürfe er nur eine rothe Flagge wehen lassen.

Hieraus schloß der Befehlshaber, es müsse der Admiral an einem glücklichen Ausgange zweifeln, und machete zuerst den Anfang mit Feuergeben. Die Engländer blieben keine Antwort schuldig, und es daurete das Schießen vier Stunden lang. Nun machete zwar der Platz nur ein mäßiges Feuer; indem Herr Brouillan wenig Pulver hatte, folglich gemach thun mußte. Hingegen trafen seine Schüsse desto besser; indem der Admiral, nach einem sechsstündigen Gefechte, aus der Linie weichen mußte. Die Franzosen hatten kaum noch eine Ladung Pulver, auch keine andere Kugeln, als die der Feind hereinschoß, und die man aus den Häusern, welche meist überall durchlöchert waren, zusammensuchete.

Die Kauffahrer waren eben so schlecht damit versehen; wiewohl übrigens so wohl die Schiffer, als das Schiffvolk, alle Willigkeit bezeugeten; und absonderlich hundert und zwanzig Mann, die ans Land gesetzet und von den Officieren zum Wohlverhalten aufgemuntert wurden, bey den Batterien sehr nützlich fielen. Gegen Abend macheten die vier in der Linie gebliebenen Schiffe sich ebenfalls, eines nach dem andern, auf die Seite. Allein, weil der Befehlshaber nicht glaubete, daß ein so starkes Geschwader nicht mehr, als zweyhundert Schüsse thun könnte: so dachte er, es werde morgen der Tanz von neuem angehen.

1692.

Er ließ also die Lücken an den Wällen und Batterien in möglichster Geschwindigkeit ausbessern. Weil nicht mehr, als ein halb Duzend Leute unbrauchbar gemachet waren: so war in sechs Stunden die ganze Arbeit geschehen. Den 21sten entwischete ein gefangener Franzose von der Flotte, und berichtete, der Feind sey sehr unschlüßig, was weiter anzufangen sey. Er habe nicht vermeynet, daß Plaisance so wohl befestiget sey, und das Volk murre ungescheut über ein so unüberlegtes Unternehmen.

Die Belagerung wird aufgehoben.

Das Geschwader gieng in der That bald darauf unter Segel, und brannte die Wohnungen auf der grünen Spitze, eine Meile weit von der Ludwigsschanze, weg. Sobald Herr Brouillan die Feinde gegen diese Seite rücken sah: so errieth er ihre Absicht, und schickete, um ihnen das Landen zu verwehren, eine ziemliche Anzahl Leute dahin. Es hinderte sie aber ein heftiger Sturm mit untermischtem Regen, den Weg so geschwind, als sie gern wollten, fortzusetzen. Daher hatte das Feuer, als sie ankamen, alle Häuser, oder genauer zu reden, alle **Cabannen**, schon verzehret. Hierinnen bestund die ganze Frucht von der Unternehmung des Herrn Williams. Sein Glück war, daß ihm der Ritter **du Palais** nicht begegnete. Dergestalt mislang jedweder Partey ihr Anschlag; den Engländern, weil sie ihren Feind für allzu schwach hielten; den Franzosen wegen allerley unerwarteter Zufälle, vielleicht auch aus einem Mangel genugsamer Vorsichtigkeit; denn was macheten sie in der spanischen Bay?

Der Statthalter von Neuengland will den Ritter Villebon aufheben lassen.

In Acadia erfuhren beyde Parteyen ungefähr eben dieses Schicksal, und zwar aus der vorigen Ursache, abermals. Dem neuen Statthalter von Neuengland that es in der Seele weh, daß ihm die innerliche Unruhe in Neu-York den zweyten Versuch, Neufrankreich zu erobern, nicht erlaubete: er wollte sich also wenigstens doch, so viel Acadia betraf, alle Sorge vom Halse schaffen. Zu diesem Ende beschloß er, den Ritter **Villebon** in seiner Schanze am Johannesflusse aufheben zu lassen; denn hier hatte sich derselbe so lange, bis er, mit Hülfe einer französischen Verstärkung, seinen Sitz zu Königshafen nehmen könnte, niedergelassen. Phibs schickete also ein Kriegesschiff von acht und vierzig Stücken nebst zwo Brigantinen dahin, und besetzete diese drey Fahrzeuge mit vierhundert Mann.

Es schlägt fehl.

Villebon konnte einer solchen Macht bey weitem nicht widerstehen. Gleichwohl wollte er sich nicht gern ergeben, ohne vorher den geringsten Schein, als ob er sich wehren könne, blicken zu lassen. Allein, er durfte sich deswegen keine sonderliche Mühe machen. Weil er dem Feinde das Landen nicht verwehren konnte: so schickete er nur einige Wilde und Franzosen an die Mündung des Flusses, um bey Zeiten Nachricht davon zu erhalten. Als die Engländer diese Mannschaft erblicketen: so dachten sie, es wären die Feinde ohne Zweifel in weit stärkerer Anzahl vorhanden. Sie wollten also kein misliches Gefecht wagen, sondern segelten davon.

Dieser mislungene Streich schmerzete den Ritter Phibs ungemein. Allein, er bekam gar bald Ursache, sich zu trösten. Es hatten nämlich die Engländer sich seit kurzem wieder zu Pemkuit gesetzet, und ihre dasige Schanze hergestellet, daraus sie den Wilden der dasigen Gegend viel Ungemach zufügeten. Dagegen stellete der Ritter Villebon dem Grafen vor, wie nöthig es sey, sie auf immer aus diesem Platze zu verjagen; indem er uns in Gefahr setze, unsere allerbesten Bundesgenossen zu verlieren, oder doch alle Unternehmungen derselbigen auf Neuengland verhindere. Der General sah die Gründlichkeit dieser Vorstellung sogleich ein, und erachtete die gegenwärtige Gelegenheit zu dessen Ausführung für bequem.

1692.

Unternehmung auf Pemkuit.

Herr d' Iberville war abermals in der Absicht, und mit einem ausdrücklichen Befehle des Hofes, die Nelsonschanze wegzunehmen, aus Frankreich abgereiset. Er bestieg das königliche Kriegesschiff, der Envieux genannt, unter dem Hauptmanne Bonaventure. Zu Quebec sollte er ein anderes königliches Schiff, der Poli genannt, antreffen, und selbiges in eigener Person führen. Zwey andere Fahrzeuge wollte die nordische Handlungsgesellschaft hergeben. Seiner Majestät Wille war, er sollte, nach Eroberung der Nelsonschanze, zu ihrer Vertheidigung darinnen verbleiben: den Poli aber unter Anführung seines Lieutenants nach Frankreich zurückschicken.

Allein, der Envieux lief nicht nur spät von Rochelle aus; sondern bekam auch so widrigen Wind, daß er erst den 18ten des Weinmonates bey Quebec Anker werfen konnte. Dieses nun war für eine Unternehmung in der Hudsonsbay viel zu spät. Man mußte folglich, damit die Rüstung nicht gar vergeblich wäre, auf eine andere Unternehmung gedenken. Man schlug dem Herrn d' Iberville und Bonaventure die Belagerung der Pemkuitschanze vor; sie willigten auch mit Freuden darein, giengen sogleich nach Acadia unter Segel, und nahmen Abrede mit dem Ritter Villebon. Der Schluß war, beyde Kriegesschiffe sollten den Platz zur See angreifen: der Ritter aber mit seinen Wilden zu Lande.

Sie schlägt fehl.

Der Poli und Envieux nahmen also ihren Lauf nach Pemkuit. Hier fanden sie ein englisches Kriegesschiff unter den Stücken der Schanze vor Anker liegen. Da sie nun keinen Steuermann, der die Küste kannte, am Borde hatten, entweder aus Vergessenheit, oder weil sie keinen kriegen konnten: so hielten sie es nicht für rathsam, an einer Küste, die sie nicht kannten, ein Gefecht zu wagen. Man mußte folglich unverrichteter Dinge wieder abziehen, welches die Wilden ungemein verdroß. Denn sie waren, um sich diesen Dorn aus dem Fuße zu ziehen, in großer Menge erschienen.

Man verwunderte sich ungemein, warum Iberville, dem es sonst weder an Eifer, noch an Tapferkeit fehlete, nicht lieber sein Aeußerstes that, um diese Unternehmung mit Ehren auszuführen. Niemand hatte mehr Vortheil davon, als die Beneider seines Ruhmes. Vermuthlich aber hatte er das Ueberrumpeln für unfehlbar gehalten, und darüber die Anstalten zu einem ordentlichen Angriffe zu sehr verabsaumet. Nachgehends erfuhr man, der Ritter Nelson, welcher noch immer zu Quebec gefangen saß, habe zween Soldaten beredet, daß sie wegliefen, und den englischen Befehlshaber wegen der Zurüstungen, die man gegen ihn machete, warneten, und um dieser Ursache willen sey der Anschlag hauptsächlich mislungen.

Damaliger Zustand Neufrankreichs.

Also war damals der Zustand aller zu Neufrankreich gehörigen Gegenden beschaffen. Nach den Engländern durfte man wenig fragen; denn sie verlangeten weiter nichts, als ihr Hauswesen und ihre Handlung ungestöret abzuwarten. Die Iroquesen störeten, gleich einem ungestümen Mückenschwarme, welcher mehr Verdruß, als Schaden, verursachet, die Ruhe unserer Lande zwar ohne Unterlaß: sie fügeten ihnen aber wenig Nachtheil zu. Wenigstens erwecketen sie doch mehr Besorgniß wegen des Künftigen, als wegen des Gegenwärtigen; denn die Engländer konnten uns, vermittelst dieser Leute, allemal zu schaffen geben, wenn sie wegen innerlicher Uneinigkeit ihre völlige Macht nicht gegen uns gebrauchen konnten.

Es war demnach unser Zustand voritzt ganz anders beschaffen, als vor etlichen Jahren, und man hatte diese Besserung hauptsächlich der Wachsamkeit und dem unermüdeten

Eifer

Eifer des Grafen Frontenac zu danken. Der Trotz, damit er die Oberhand über die Feinde gewann, und die kräftigen Mittel, dadurch er den Bundesgenossen bessern Gehorsam lehrete, und die französische Tapferkeit wieder in gutes Ansehen setzete, brachte ihm bey jenen Furcht, bey diesen Ehrerbiethung zuwege. Mit einem Worte, hätte er nebst seinen großen Eigenschaften auch noch die Tugenden seines Vorfahrers besessen: so wäre weder seinem Ruhme, noch der Glückseligkeit des Landes, das er regierete, weiter etwas zuzusetzen gewesen.

1692.

Klagen gegen den Grafen.

Allein, ungeachtet jedermann seine erhabenen Gaben und die Weise, wie er dieselbigen zur innerlichen Sicherheit und zum äußerlichen Ruhme des Landes anwendete, gebührend lobete: so fand man doch auch allerley an seiner Aufführung zu tadeln. Manche klageten, er suchete nur die Liebe der Officier zu gewinnen, und wälzete die ganze Last des Krieges den Einwohnern auf den Hals; diese müßten ihr Hauswesen darüber versäumen, da hingegen die Soldaten völlige Freyheit hätten, mit allerley Arbeit ein großes zu gewinnen, wovon sie hernach ihren Hauptleuten etwas abgäben; daher käme es, daß die Nahrung abnähme, und die Pflanzstadt in einem kraftlosen Zustande verbliebe.

Noch eine weit ernstlichere und allgemeinere Klage erweckete der Graf dadurch, daß er den leidigen Brandteweinshandel mit den Wilden offenbar vergünstigte, oder doch durch die Finger dazu sah, welches letztere aber an einem Generale, der sich, wenn er wollte, allemal Gehorsam zu verschaffen wußte, eben so sträflich, als eine wirkliche Erlaubniß, war. Diejenigen, welche die schrecklichen Folgen dieses gottlosen Handels am genauesten einsahen, und mit Betrübniß wahrnahmen, wie er ihre neuangelegten Gemeinden zu Grunde richtete, mußten aus Beysorge, das Uebel noch ärger zu machen, nur in geheim darüber seufzen, und für nichts achten, wenn ihre Neubekehrten in der Besoffenheit so toll und rasend wurden, daß ihr Leben unter diesen Leuten nicht allemal in Sicherheit stund. Unterdessen schwieg doch nicht jedermann so stille dazu. Indem die Unordnung so groß wurde, daß sie bloß durch die Macht des Landesherrn gedämpfet werden konnte: so fehlete es nicht an Personen, welche ihre Vorstellungen bis an den Thron gelangen ließen. Also schrieb zum Beyspiele der Abt **Brisacier** unter dem 7ten des Jänners 1693 folgendes an den königlichen Beichtvater.

„Es fällt unumgänglich nöthig, seiner Majestät zu berichten, was für Unfug und „Mordthaten einige in Brandtewein besoffene wilde Mannes- und Weibespersonen erst „kürzlich auf öffentlicher Straße zu Quebec ausgeübet haben; indem sie in diesem Zu„stande alles, was sie nur wollten, ohne Scham und Scheu begiengen. Dem Herrn „Intendanten gehen diese Gottlosigkeiten tief zu Gemüthe. Weil er aber Befehl hat, ohne „gepflogene Abrede mit dem Statthalter von den hiesigen Umständen nichts zu berichten: „so läßt er nur so viel vermelden, er wolle dem Hofe, wenn es befohlen werde, von der „eigentlichen Beschaffenheit Nachricht geben. Allein, weil das Uebel schleunige Hülfe er„fordert, und die Sache selbst durch Briefe glaubwürdiger Personen, die man ihnen im „Auszuge mittheilen wird, bewiesen werden kann: so sollte man billig die Erlaubniß der „starken Getränke aufheben, nicht nur deswegen, damit Gott durch so viele Schandtha„ten nicht weiter erzürnet werde, sondern auch, damit die Wilden nicht von dem Bünd„nisse mit uns abgehen; gleichwie sie uns denn wirklich in dem gegenwärtigen schweren „Kriege im Stiche lassen. Niemand ist im Stande, die Sache Seiner Majestät vorzu„tragen, als Eure Hochehrwürden. Sie haben hiermit die Sache des Herrn und das ge-

1692.

„meine Beste ganz Neufrankreichs in ihrer Hand. Dero Eifer wird nicht ohne Belohnung bleiben.„ Es erhellet aus diesem Schreiben absonderlich, wofern man demselben nachdenken will, nicht nur, warum es dem Herrn Grafen in den Kopf gesetzet wurde, man müsse die Wilden unter die Franzosen mischen; sondern auch, aus was für einem Grunde die Missionarien es zu verhindern sucheten.

Besorgniß des Grafen Frontenac.

Das Ausreißen der beyden Soldaten, welche die Unternehmung des Herrn d'Iberville auf Pemkuit vereitelten, erweckete dem Grafen desto größern Kummer, weil um eben diese Zeit viele gefangene Holländer aus Montreal und Quebec entwischeten, und weil man bald darauf erfuhr, es wären dieses lauter Früchte von den heimlichen Ränken des Ritters Nelson, man habe diesem Manne mehr Freyheit, als ein Gefangener von seinem Stande genießen sollte, gegönnet; und es sey zu besorgen, er möchte durch die besagten Ueberläufer allerley Nachrichten nach Baston übersendet haben, welche die Engländer zu Neufrankreichs Nachtheile gebrauchen könnten.

Die Besorgniß des Grafen wurde um so viel größer, weil sein öfteres Anhalten um Leute und Kriegesbedürfnisse nicht das geringste half, folglich das Land in großer Gefahr des Unterliegens schwebete, im Falle der Statthalter von Neuengland einen abermaligen Versuch wagen wollte. Man gab sich demnach alle Mühe, die Ueberläufer unterwegens, ehe sie nach Baston kämen, aufzuheben: es war aber vergeblich. Ja, es war überhaupt zu späte, daran zu gedenken; indem sie ohne Zweifel schon in Pemkuit gewesen, folglich das Uebel bereits gestiftet haben mußten.

Einfall von achthundert Iroquesen.

Zu allem Unglücke mußte man noch erfahren, es wären drey Tagereisen weit von Orange achthundert Iroquesen zusammengestoßen, und im Anzuge gegen uns begriffen. Nachgehends erfuhr man, sie hätten sich in zween Haufen von ungefähr gleicher Stärke vertheilet; einer sollte auf dem Champlainsee ins Land fallen, der andere auf dem Franzsee. Am Ludwigssprunge wollten sie sich vereinigen, verschanzen, so viele Einwohner nur besagten Fleckens, als möglich, durch eine vorgegebene Versöhnung an sich ziehen, und alles, was ihnen vor die Hand komme, todtschlagen.

Anfänglich hielt man für das Beste, gegen sie auszuziehen. Es fehlete aber an Volke hierzu. Denn man konnte unmöglich errathen, ob der Feind nicht etwa eine andere Straße, als man vorgab, erwählen werde. Wäre man ihm nun auf der vorgegebenen mit aller Macht entgegen gezogen: so hätte er die Plätze von Mannschaft entblößet gefunden. Daher blieb es endlich dabey, man wolle zu Hause bleiben und auf guter Hut stehen.

Ihres Ortes versprachen die Wilden vom Ludwigssprunge, einen listigen Gegenstreich zu spielen; zu welchem Ende denn auch der Befehlshaber in ihrem Dorfe, Marquis von Crisasy, einige Verstärkung an Mannschaft und Kriegesvorrath bekam. Ferner setzete man die Chambly- und Sorelschanze in guten Vertheidigungsstand, verboth allen Einwohnern, sich weit ins freye Feld zu wagen, und befahl, es sollten sich alle Officier auf ihre angewiesenen Posten verfügen. Diese weisen und vorsichtigen Anstalten rühreten mehrentheils von dem Befehlshaber zu Montreal her, und thaten erwünschte Wirkung.

Die Iroquesen ziehen ab.

Die Partey, welche über den Franzsee herkam, zeigete sich zwar am Ludwigssprunge. Weil sie aber alles in guter Verfassung fand: so gab sie bloß einige Salven, mehr um ihren Troz zu bezeugen, als einen ernstlichen Angriff zu thun. Man antwortete aus gleichem Tone; damit zogen sie noch diesen Abend wieder ab. Bald darauf erschien

schien die zweyte Partey, und machte es eben also. Doch blieben dreyhundert Mann davon auf einer Insel des Champlainsees zurück, um zu sehen, ob man etwa am Ludwigssprunge mit der Zeit überdrüßig werden möchte, beständig im Gewehre zu stehen. Endlich als keine günstige Gelegenheit, einen Streich auszuführen, erscheinen wollte, wurden sie des Harrens überdrüßig, und giengen nach Hause.

1692.

Einfall in der Agnier Land. 1693.

Der Graf suchete hierauf den Agniern das Uebel, das sie uns zugedacht hatten, selbst empfinden zu lassen. Denn es bestund nicht nur die letztere Partey hauptsächlich aus ihnen; sondern es stund auch der Graf wegen ihres angeblichen Verständnisses mit den Wilden vom Ludwigssprunge beständig in weit größern Sorgen, als es nöthig gewesen wäre. Er verstärkete demnach den Ritter Callieres mit zweyhundert Canadiern, einigen Huronen von Loretto, Abenaquiern vom Kesselsprunge, und Sokokiern aus dem Bezirke der drey Flüsse, befahl ihm noch hundert Canadier aus seinem eigenen Gebiethe, imgleichen hundert Soldaten, nebst den Wilden vom Ludwigssprunge und vom Berge dazu stoßen zu lassen, aus ihnen allen ein Heer zu machen und ungesäumt auf die Agnier loszugehen.

Dieser Befehl wurde mit ungemeiner Geschwindigkeit vollzogen. Das ganze Heer bestund aus sechshundert Mann. Herr Callieres übertrug die Anführung derselbigen den drey Lieutenanten, Mantet, Courtemanche und de la Noue. Den 25 Jänner 1693 giengen sie zu Montreal alle miteinander zu Schiffe. Man hatte nicht das geringste, was zu einem glücklichen Ausgange dieser Unternehmung helfen konnte, vergessen; und man hielt deswegen die gänzliche Vertilgung der Agnier für etwas so unfehlbares, daß man den Anführern ausdrücklichen Befehl mitgab, keine erwachsene Mannsperson zu schonen, noch gefangen zu behalten, sondern sämmtlich niederzuhauen, die Weiber und Kinder aber mitzunehmen, und die beyden christlichen Dörfer von dieser Nation damit zu verstärken.

Ausgang dieses Zuges.

Es hätten aber unsere Generale aus der öfteren Erfahrung billig wissen sollen, ein solcher Anschlag sey schwerer auszuführen, als man gedenke. Das Heer erreichete den 16ten des Hornungs das Land der Agnier, ohne daß es entdecket worden wäre. Den Umständen zu Folge hatte besagter Stamm damals nur drey bewohnte Flecken, und bey jedwedem eine Schanze. La Noue nahm die erste ohne großen Widerstand weg, verbrannte die Pallisaden, Cabannen und allen Vorrath. Eben so leicht überwältigte Mantet und Courtemanche das zweyte Dorf, welches nur eine Viertelstunde weit von dem ersten lag. Weil man in beyden viele Gefangene bekam: so wurden sie dem Courtemanche zu bewachen anvertrauet.

Das dritte war weit größer, kostete auch weit mehr Mühe. La Noue und Mantet kamen den 18ten des Nachts dahin, und höreten, daß man Krieg sang. Es waren vierzig Agnier, welche von dem, was in ihrer Nachbarschaft vorgieng, nicht das geringste wußten; sondern im Begriffe waren, zu einer Partey von funfzig Onneyuthern zu stoßen, sich beyderseits mit zweyhundert Engländern zu vereinigen, und in Neufrankreich einzubrechen. Sie vertheidigten sich mit großem Muthe. Zwanzig nebst einigen Weibespersonen wurden im ersten Angriffe getödtet, zweyhundert und funfzig aber gefangen.

Die Unsrigen werden angegriffen.

Der Befehlshaber zu Montreal hatte ihnen auf das schärfste eingebunden, man solle niemanden, als Weiber und Kinder, leben lassen. Die Wilden hatten es ihm auch versprochen: sie hielten aber ihr Wort sehr schlecht, und verdieneten deswegen um so vielweniger eine Entschuldigung, weil man ihnen das feindliche Nachsetzen zum Voraus gesaget hatte. Doch sie ließen es bey diesem einzigen Fehler nicht bewenden; sie nöthigten überdieses nach

 einem

1693. einem zweytägigen Zuge die Franzosen, sich zu verschanzen, und den Feind, welcher uns sogleich nachsetzete, zu erwarten.

Die Schuld dieses seltsamen Beginnens lag absonderlich an den Jroquesen vom Ludwigssprunge. Denn sie waren meistens aus dem agnierschen Bezirke gebürtig: folglich hegeten sie noch einige Liebe gegen ihr Vaterland. Hierzu kam, daß einige ihrer Landesleute ihnen Hoffnung gemacht hatten, sich mit ihnen zu vereinigen, und daß dieselbigen, ihrer Meynung zu Folge, in dem verheereten Lande nichts mehr zu leben hatten. Alles dieses war nun freylich hinreichend, sie zum Mitleiden gegen ihre Landesleute und Anverwandte zu bewegen. Man hätte es aber, meines Erachtens, voraus sehen, und sie auf keinen Zug gegen ihre Brüder mitnehmen sollen. Doch, dieses bey Seite gesetzet, so mußten sie für ihren Ungehorsam büßen.

Ungeachtet das Heer kaum so viele Lebensmittel, als es bis nach Montreal bedurfte, bey sich hatte: so erwartete es doch den Feind zween Tage lang. Endlich erschien er, und verschanzte sich an seinem Orte ebenfalls. Es war eben die Partey, welche sich zu Onneyuth versammelt, aber nicht so viel Geduld die Engländer zu erwarten gehabt hatte. Die Unserigen bestürmeten ihre Verschanzung zweymal vergeblich. Das drittemal überstiegen sie dieselbige. Wir verloren acht Franzosen, eben so viel Wilde, und bekamen zwölf Verwundete, darunter der Herr de la Noue selbst war. Die Onneyuther verloren ungefähr eben so viel, die übrigen nahmen Reißaus. Allein, sie waren im Augenblicke wieder bey der Hand, und verfolgeten unser Heer drey Tage lang, wiewohl so lange es vereiniget blieb, nur von weitem.

Neue Nachricht von einer Rüstung der Engländer wider Canada.

Endlich mußte es, wegen Mangel an Lebensmitteln und schlimmen Weges, sich zerstreuen. Bey dieser Gelegenheit entwischeten viele Gefangene, also, daß man nur vier und sechzig nach Montreal brachte. Den 17ten März erreicheten die Ueberbleibsel des siegreichen Heeres besagte Stadt. Hier streueten auf Treu und Glauben einige Gefangene aus: es würden dieses Frühjahr die Engländer mit dreytausend Mann zu Lande in Neufrankreich einbrechen, ihre Flotte aber, welche gleichfalls dreytausend Mann am Borde habe, werde Quebec belagern.

Dieses war nun seit zwey Jahren das drittemal, daß man diese Drohung wiederholete, und voritzt hatte es das Ansehen, als ob etwas daraus werden könnte. Herr d'Iberville hatte aus Acadia ein gleiches berichtet, und zugleich gemeldet, man habe die beyden Soldaten, welche das vorige Jahr aus Quebec wegliefen, erwischet, indem sie der Statthalter von Neuengland, um den Baron St. Castin zu ermorden, ausgeschicket habe; und es erhelle aus ihrer Aussage, daß sie dem Generale Phibs eine schriftliche Nachricht, den Zustand der Hauptstadt Neufrankreichs betreffend, von wegen des Ritter Nelsons überbracht hätten.

Aus dieser Warnung schloß der Graf, er müsse nicht nur die Stadt ohne längeres Säumen befestigen, sondern auch die Chambly= und Sorelschanze wieder herstellen. Ja, er schickte einen Befehl nach Montreal, um daselbst ebenfalls einige Verschanzungen zu errichten. Seines Ortes schickte Herr Callieres viele Parteyen aus, in der Absicht, Gefangene zu machen, und von selbigen das Vorhaben der Engländer genauer zu erforschen. La Plaque, welcher eine solche Partey anführete, brachte endlich einen Franzosen, den die Engländer vor vier Jahren auf der See gefangen hatten. Dieser bestätigte die Nachricht des d'Iberville und der Agnier in allen Stücken, mit dem Zusatze, es hätten im

März

März dieses Jahres die Befehlshaber aller engländischen Plätze zwischen Baston und Virginien eine Zusammenkunft gehalten, und jedweder eine gewisse Anzahl Leute aufzubringen, übernommen. Man werbe voritzt zu Orange. Den 20sten April sollten alle Völker zu Baston zusammen kommen. Die Schiffsrüstung sollte aus zehntausend Mann bestehen, darunter sechstausend zum Landen gewidmet wären.

1693.

Noch setzete etwas den Grafen Frontenac in große Verlegenheit. Es lag zu Michillimakinac ein großer Vorrath von Pelzwerke. Dieses getraueten sich die Wilden nicht nach Montreal zu liefern; es sey denn, man gäbe ihnen eine starke Bedeckung mit, welche aber aufzubringen nicht möglich fiele. Gleichwohl war an der Ankunft dieser Waare sehr vieles gelegen, noch mehr aber daran, daß der Herr von Louvigny die nur erhaltenen Nachrichten gleichfalls erfahren, und dabey wissen möchte, wie er bey so mislichen Umständen sich zu verhalten habe.

Verlegenheit des Grafen.

Endlich trug der General die Reise nach Michillimakinac dem abgedanketen Lieutenante d'Argenteuil, des Mantets Bruder, auf. Er übernahm sie zwar mit Freuden: allein, es hielt ungemein schwer, ehe man achtzehn Canadier zu seiner Begleitung auftreiben konnte. Herr de la Valtrie mußte sie mit zwanzig Franzosen und einigen christlichen Irokesen, so weit bis keine Gefahr mehr zu besorgen war, begleiten. Sowohl diese als jene mußte man für jeden Tag reichlich bezahlen. Dem Herrn von Louvigny wurde der Befehl zugeschicket, er solle in seinen Plätzen nicht mehr Franzosen, als die Vertheidigung derselbigen unumgänglich erfordere, behalten; die übrigen aber alle miteinander mit dem Pelzwerke abgehen lassen. D'Argenteuil endigte seine Reise ohne Anstoß. Allein, de la Valtrie wurde auf der Rückreise unweit der Insel Montreal von einer iroquesischen Partey angegriffen, und geschlagen. Er selbst blieb nebst noch drey Franzosen auf dem Platze; ein Bergiroquese wurde gefangen, die übrigen entflohen.

Mitten unter diesen Feindseligkeiten schimmerte einige Hoffnung zum Frieden hervor. Den 10ten des Brachmonates kam ein Hauptmann der Onneyuther, Namens Tareha, nach Montreal, und brachte den St. Amour, einen Bürger aus dieser Stadt, welcher vier Jahre lang unter den Iroquesen gefangen gewesen war, mit sich. Diesen wollte er gegen einen seiner Vettern austauschen, und überbrachte dem Herrn Callieres zugleich ein Schreiben des P. Milet, welcher noch immer zu Onneyuth gefangen saß. Der Inhalt desselbigen war: Tareha sey gut gesinnet, und man dürfe seinen Worten völligen Glauben beymessen.

Ein Hauptmann der Onneyuther thut Friedensvorschläge.

Der Ritter Callieres schickte ihn sogleich nach Quebec, da ihm der Graf die Auswechslung seines Vetters gegen den St. Amour sehr gern bewilligte. Dieser freundliche Willkommen machte ihn so beherzt, daß er dem Grafen im Namen der vornehmsten Cabannen, das ist Geschlechter von Onneyuth, absonderlich aber seines eigenen, darein, wie er sagte, der P. Milet aufgenommen war, ein Geschenk darboth. Um auch denselbigen von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, so warnete er ihn, wohl auf seiner Hut zu stehen, absonderlich aber zur Zeit der Aerndte.

Gleichwohl versicherte er dabey, die Orte wären vom Frieden nicht entfernet. Die Geschlechter, in deren Namen er erschiene, hätten denselbigen schon seit langer Zeit gewünschet, und nur deswegen nicht darum angesuchet, weil sie sich scheueten, vor einem mit Rechte erzürneten Vater zu erscheinen. Er, der Redner habe sich endlich für das gemeine Beste gewaget, indem er gehoffet, er werde wegen seiner redlichen Absichten, in Sicherheit seyn.

Diese

1693. Diese Hoffnung habe ihn, wie er sehe, auch nicht betrogen: wäre er so glücklich, seine Landesleute mit den Franzosen auszusöhnen, so wolle er seine übrige Lebenszeit bey seinen Brüdern am Ludwigssprunge hinbringen.

Antwort des Generals.

Doch, dergleichen alltägliche Versicherungen waren nicht im Stande, den Grafen zu betrügen; gleichwie denn auch das Zeugniß eines Missionars, der seine Freyheit nicht hatte, zu keinem hinlänglichen Beweise von der Aufrichtigkeit des gegenwärtigen Vortrages dienen konnte. Gleichwohl wollte er dem Tarcha nicht alle Hoffnung auf einmal benehmen. Daher gab er zur Antwort, er wäre allerdings befugt, eben also mit dem Redner zu verfahren, wie seine Landesleute die Onnontaguer mit dem Ritter d'Eau und den übrigen Franzosen, die selbiger bey sich gehabt, treuloser Weise verfahren wären, als er unter dem Schutze des Völkerrechts und um die aus Frankreich zurück gekommenen Iroquesen einzuliefern, zu ihnen gekommen sey. Hierzu komme noch die unerhörete Grausamkeit, welche sämmtliche Stämme an denen Franzosen, die in ihre Hände fielen, ausübeten. Nichts destoweniger wolle er die ehemalige Liebe gegen seine Kinder, ungeachtet sie diesen Namen nun nicht mehr verdieneten, nicht gänzlich ablegen. Der Redner dürfe folglich weder wegen seines Lebens noch wegen seiner Freyheit in Sorge stehen. Wären aber die sämmtlichen Orte ernstlich Willens, Friedensvorschläge zu thun: so sollten sie ohne langen Verzug Abgeordnete an ihn absenden. Er wolle bis zu Ausgange des Herbstmonates noch Geduld tragen; erschienen sie unterdessen nicht, so werde er seinem gerechten Grimme freyen Lauf lassen. Tarcha versprach, um diese Zeit, es möchte auch unterdessen vorgehen, was da wollte, wieder hier zu seyn, und reisete damit wohl vergnüget nach Onneyuth ab.

Wenige Tage hernach empfing der Graf ein Schreiben des Missionars bey den Abenaquiern, P. Binneteau, darinnen ihm selbiger berichtete, die englische Flotte sey von Baston ausgelaufen. Den folgenden Tag kam St. Michel nach Quebec. Er war im vorigen Jahre auf dem Wege nach Michillimakinac gefangen genommen worden, hatte sich auf erhaltene Warnung, er sey zum Feuer verdammet, aus seinem Gefängnisse gerettet, und berichtete, die Engländer hätten in dem Hauptflecken der Onnontaguer eine Festung von acht Bollwerken aufgeführet. Diese Festung habe eine dreyfache Umfassung von Pallisaden, dahinein sich alle unwehrhaftige Leute flüchten, und unter dem Geschütze der Festung in Sicherheit seyn könnten, wofern etwa die Franzosen ihr Land eben also wie der Agnier ihres überfallen sollten. Auch wären, sagte er weiter, achthundert Iroquesen im Begriffe, ins Feld zu gehen, und unsere Einwohner an der Aerndte zu verhindern; es könnte wohl seyn, daß Tareha, weil er deswegen gewarnet habe, aufrichtig und gut gesinnet sey: allein, ungeachtet einige Geschlechter der Onneyuther des Krieges in der That überdrüßig zu seyn schienen: so habe doch die ganze iroquesische Nation überhaupt genommen, vielleicht nie weniger Lust zum Frieden, als eben itzt, gehabt.

Achthundert Iroquesen nähern sich Montreal.

Zu eben der Zeit, als St. Michel dieses aussagte, waren die achthundert Iroquesen bereits bey den Wasserfällen, an dem äußersten Ende des Ludwigsees. Auf die Nachricht, welche der Graf den 21sten des Heumonates hiervon erhielt, schickete er sogleich den Ritter Vaudreuil mit fünf Compagnien königlicher Völker, und hundert und funfzig Mann Neugeworbenen, die erst kürzlich aus Frankreich angekommen waren, in aller Eile ab. Seines Ortes hatte der Ritter Callieres gleichfalls sieben bis achthundert Mann zusammen gebracht, und rückete damit in eigener Person bis an die Wasserfälle. Allein, es bekam weder

der er noch Vaudreuil das geringste vom Feinde zu sehen, weil selbiger auf die zu wiederholeten malen eingelaufenen schlechten Nachrichten, den Rückweg gesuchet hatte.

1693.

Denn es erfuhren die feindlichen Oberhäupter erstlich: es wären drey Schiffe voll frischer Völker aus Frankreich angelanget; ferner, es machete der Befehlshaber zu Montreal große Anstalten, sie anzugreifen; über das alles wußten sie entweder schon, die Engländer dächten an nichts weniger, als Quebec zu belagern, oder sie erfuhren es doch bald darauf. Daher besorgeten sie, die ganze französische Macht über den Hals zu bekommen, und hielten, wofern sie nicht umringet werden wollten, einen unverweileten Abzug für höchst nothwendig. Man stund zu Quebec damals wegen der Engländer in der That außer aller Sorge; achthundert Irokesen aber waren bey weitem nicht hinlänglich, ganz Neufrankreich Furcht einzujagen.

Was die englische Flotte that.

Gleichwohl war die erhaltene Nachricht, daß zu Baston eine starke Flotte ausgerüstet werde, wirklich gegründet. Daß sie aber Neufrankreich angreifen sollte, das hatten die Engländer nur deswegen ausgesprenget, damit sie uns auf dieser Seite in Furcht erhalten, dem Grafen von Frontenac alle Lust zu einem Einfalle in ihr eigenes Land benehmen, und ihre wahre Absicht verbergen möchten. Die drey zu Quebec angelangten Schiffe hatten auf ihrem Wege ein kleines Fahrzeug angetroffen, das der Großstatthalter der americanischen Eylande, Graf von Blenac, nach Frankreich abschickete. Von diesem erfuhren sie, es werde Martinique von funfzig Schiffen, die man theils in dem alten, theils in dem neuen England zusammen gebracht habe, angegriffen. Eben so wenig erschienen auch die dreytausend Mann, welche Montreal angreifen sollten. Daher geschah die Aerndte ganz ruhig, war gesegnet, und die Hungersnoth, die man verspührete, verschwand auf einmal.

Es kömmt vieles Pelzwerk nach Montreal.

Damit es an keinem Glücke fehlen möchte: so kamen den 4ten des Augustmonates zweyhundert mit Pelzwerke beladene Canote unter Anführung des Herrn von Argenteuil nach Montreal. Sie brachten für achtzigtausend Franken Bieberbälge mit sich, und die vornehmsten Oberhäupter der nord- und westlichen Völker waren in Person dabey. Sobald der Graf von ihrer Ankunft Nachricht erhielt; begab er sich nach Montreal, und die besagten Oberhäupter giengen ihm bis an die drey Flüsse entgegen. Den Tag nach seiner Ankunft wurde eine allgemeine Berathschlagung gehalten, und zu jedermanns Vergnügen geendiget. Der huronische Worthalter hielt eine weitläuftige Rede, und erzählete alle Unternehmungen seiner Landesleute gegen die Irokesen. Die übrigen sageten bloß, sie hätten die Stimme ihres Vaters hören, und seine Befehle vernehmen wollen. Uebrigens bäthen sie, er möchte ihnen die Waaren, die sie bedürften, für einen billigen Preis anschlagen.

Frontenac hält die Miamier ab, mit den Engländern zu handeln.

Die Miamier hatten niemanden abgeschicket. Ja, der Großstatthalter erfuhr, sie hätten durch Vermittelung der Mahinganer, von den Engländern Geschenke angenommen, und ihnen, um ihre Waaren umzusetzen, erlaubet, an den Josephsfluß zu kommen. Der englischen Handlung diese Thüre offen zu lassen, das schien eine Sache von sehr gefährlicher Folge zu seyn; daher nahm der Graf alle seine Geschicklichkeit und Erfahrung zusammen, um die Folgen dieses Verständnisses zu verhindern.

Eben so wenig ließ er etwas unversuchet, das ihm die Völker, deren Abgeordnete nach Montreal kamen, zu Freunden machen konnte. Hierinnen bestund seine hauptsächlichste Geschicklichkeit. Alle Wilden reiseten reichlich beschenket, und über die genossene Begegnung höchst zufrieden, ab. Er schickete den Ritter Tonti, welcher noch immer Befehlshaber bey den Illinesen war, und seiner eigenen Geschäffte wegen, nach Quebec kam,

1693.

mit einer guten Anzahl Franzosen hinter ihnen drein. Die Herren Courtemanche und Mantet giengen mit; imgleichen Nicolaus Perrot. Diesem letztern befahl der General, er solle die Handlung der Miamier mit den Engländern auf alle mögliche Weise, es sey nun mit Güte oder Gewalt verhindern. Noch war der Herr d'Argenteuil, welcher zum Lieutenante des Louvigny ernennet war, nebst dem Herrn le Sueur dabey. Der letztere sollte zu Chaguamigon einen Wohnplatz errichten, auch das Bündniß mit den Springern und Siuxen erneuern.

Die Engländer nehmen die Annenschanze weg.

Als der Graf mit diesen Anstalten zu Stande und zur Abreise von Montreal fertig war: so kam ein eigener vom königlichen Lieutenante zu Quebec, Herrn Provot, abgeschickter Bothe dahin, und überbrachte neue Zeitungen aus der Hudsonsbay und Acadia. Jene bestunden darinnen: die Engländer hätten zu Anfange des Heumonates, die Annenschanze, unten an der Hudsonsbay weggenommen. Es hatten nämlich drey Kriegesschiffe von besagter Nation siebenzig Meilen weit von besagter Schanze überwintert, und wären, sobald die Fahrt frey gewesen, davor gerücket.

Nun dachten sie zwar wohl, die Besatzung werde nicht sonderlich zahlreich seyn, aber das vermutheten sie nimmermehr, daß selbige nur aus vier Mann, darunter einer in Ketten und Banden saß, bestehen sollte. Der Kerl schlug in der Tollheit den Feldscherer in der Schanze todt. Als er wieder zur Vernunft kam, so wurde ihm deswegen angst, und er besorgete, der P. Dalmas, ein Jesuit, welcher ganz allein dabey gewesen war, möchte ihn verrathen. Aus Furcht also vor der Strafe wegen eines unvorsetzlichen Mordes, begieng er einen vorsetzlichen, und schlug den Missionarium todt. Ja, vielleicht wäre es nicht einmal dabey geblieben; allein, man legte ihn in die Eisen.

Trefflicher Abzug dreyer Franzosen.

Die Engländer setzeten vierzig Mann ans Land, und rücketen damit gegen die Schanze, zogen sich aber, als zween todt geschossen wurden, zurück. Nachgehends erfuhren sie von den Wilden den schlechten Zustand der Schanze, und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger, schämeten sich also, daß sie vor drey Mann gewichen wären; erzeigten ihnen aber doch die Ehre mit hundert von neuem anzurücken. Weil nun die Franzosen wohl sahen, das Wehren sey hier vergeblich, gleichwohl aber sich nicht ergeben wollten: so ließen sie ihren Gefangenen, nebst vierzig oder funfzig tausend Stücken Rauchwerk in der Schanze, setzeten sich ohne jemandes Gewahrwerden in ein Canot, und kamen glücklich nach Quebec, wo sie den Grafen sehr misvergnügt darüber fanden, daß die französischen Schiffe ausblieben, folglich die so oft beschlossene Eroberung der Nelsonschanze dieses Jahres abermal krebsgängig wurde.

Die Engländer werden vor Martinique abgewiesen.

Weit trostreicher lauteten die Zeitungen aus Acadia. Man schrieb dem Generale: es wären von der englischen Flotte, welche Martinique angegriffen habe, funfzehn Kriegesschiffe in schlechtem Zustande nach Baston zurück gekommen. Sie hätten durch die Pest viele Leute verloren, und müßten die Quarantaine halten; auch gehe das Gerücht: es koste dieser unglückliche Zug den Engländern, ohne die vielen Wegläufer zu rechnen, sechstausend Mann. Der Graf Blenac habe zwey ihrer größten Schiffe zu Grunde geschossen, und sich großen Ruhm erworben.

Der Ritter Villebon berichtete überdieses noch, es habe der General Phibs sich verlauten lassen: wenn seine Flotte nicht in so schlechtem Zustande nach Hause gekommen wäre; so hätte er noch Zeit genug gehabt, Quebec wegzunehmen. Er wolle aber doch, sobald die Mannschaft sich etwas erholet habe, einige Schiffe an der Mündung des Lorenzflusses

flusses kreuzen lassen. Auch hätten es zween aus dem Gefängnisse zu Baston entlaufene Franzosen den Ritter versichert: es wolle ihn Phibs in seiner Schanze am Johannesflusse mit achthundert Mann angreifen, er fürchte sich aber nicht vor ihm. Unterdessen war es sein Glück, daß entweder diese Nachricht ungegründet war, oder Phibs seinen Vorsatz änderte; denn er war nichts weniger als im Stande, sich zu wehren.

1693.

Mit Ausgange des Herbstmonates kam Tareha, wie er versprochen hatte, nach Quebec, und brachte eine onneyuthsche Frau mit sich. Es hatte dieselbige so viel große Dinge von dem Grafen gehöret, daß ihr die Lust ankam, ihn persönlich zu sehen. Nun war sie freylich der Königinn von Saba nicht in allen Dingen ähnlich, doch aber in dem Bewegungsgrunde ihrer Reise; und diesen rechnete sich der französische General dermaßen zur Ehre, daß er an dieser Frau etwas mehr, als eine Wildinn zu betrachten schien. Nebstdem hatte sie den gefangenen Franzosen in ihrem Lande viel Gutes erzeiget, auch dem P. Millet das Leben gerettet; daher hatte der Graf freylich mehr als eine Ursache, ihr freundlich zu begegnen. Ja, sie verdienete ein weit größeres Glück, und es belohnete ihr der Himmel ihre ausgeübte Barmherzigkeit eben so, als ehemals dem Hauptmanne Cornelius. Er erleuchtete sie nämlich, gleich jenem, mit dem Lichte des Evangelii. Sie bekam in der Taufe den Namen Susanna; und habe ich sie 1708 am Ludwigssprunge gesehen, woselbst sie in einem glücklichen Alter, und nachdem sie das ganze Dorf durch eine beständige Ausübung aller christlichen Tugenden lange Zeit erbauet hatte, endlich starb.

Vorschläge des Tareha.

Ohne Zweifel empfing der Graf, bloß ihr zu Liebe, den Tareha ganz gut, ungeachtet ihn übrigens die Vorschläge dieses Wilden gewaltig ärgerten. Der Mann brachte anfänglich eine kahle Entschuldigung zu Markte, warum sein Ort keine Abgeordnete geschicket, noch um Friede gebethen habe? Denn er sagte: die Engländer hätten seine Landesleute an Eröffnung ihrer Herzensgesinnung gehindert; ja, er unterstund sich, dem Grafen zuzumuthen: er möchte selbst Gesandte nach Orange schicken, indem die Engländer durchaus darauf beharreten, es müsse dieses große Werk sonst nirgend, als dort, vorgenommen werden.

Antwort des Grafen.

Man urtheile, wie sehr es den Grafen verdroß? als ihn eine Nation so verächtlich hielt, von welcher er allemal die Einbildung geheget hatte, sie liebe und fürchte ihn. Gleichwohl ließ er seinen Unwillen nicht gänzlich merken; ja, er glaubte, Tareha habe für seine eigene Person weit bessere Gedanken, und rede dieses bloß als Abgeordneter. Daher beschenkete er ihn, und sagete beym Abschiede: er wolle zwar die Entschuldigung der Onneruther in Gutem aufnehmen; indem sie aber seine Gewogenheit misbraucheten, und ihre begangene Treulosigkeit mit Grobheit häufeten: so werde er sie ohne Verzug dafür bestrafen.

Unterdessen begriff Tareha sehr wohl, es sey diese Drohung nur noch bedinget. Er schloß dieses nicht nur aus dem gütigen Verfahren des Generales gegen ihn, sondern auch weil sein Zorn und Drohen mit vielem Glimpfe vermischet war. Gleichwohl hatte er auch Ursache, zu glauben: es könnten die Drohungen endlich wohl zur Erfüllung kommen. Denn die Illinesen und Miamier führeten auf des Ritters Tonti und Herrn de la Foret Anstiften einen heftigen Krieg mit den Iroquesen, und hatten seit drey Jahren über vierhundert Mann von ihnen erleget.

Gute Dienste dreyer Wilden.

Die Hauptursache aber, warum der Großstatthalter nicht gänzlich mit den Wilden brechen wollte, war diese: weil er ein geheimes Verständniß in ihrem Lande unterhielt, und vor Ergreifung eines endlichen Schlusses, die Wirkung desselbigen abwarten wollte. Sein getreuer Ureuhare, welcher seit einiger Zeit unter den christlichen Iroquesen am Berge lebte,

 unter-

1695. unternahm öftere Reisen in sein Vaterland, und suchete die Gemüther auf die französische Seite zu lenken. Nebstdem lebete Garakonthie noch, und zwar, ungeachtet seines Eifers für das Christenthum, zu Onnontague. Denn man erachtete seine Gegenwart an diesem Orte deswegen für nöthig, damit er jedwede gute Gelegenheit zu einem guten Verständnisse zwischen uns und seinen Landesleuten sogleich ergreifen könnte. Ungeachtet dieser ehrwürdige Alte in diesem Babylon alles geistlichen Beystandes beraubet war: so erkaltete doch weder sein Eifer, noch seine Frömmigkeit; und weil er, gleich einem andern Daniel, sich beständig im Ansehen zu erhalten wußte: so vernichtete er die englischen Ränke, dabey es uns nicht selten schlecht ergangen wäre, österer, als einmal. Ich habe nicht finden können, ob Teganissorens damals schon ein Christ war, oder nicht? So viel ist gewiß, daß er als ein solcher am Ludwigssprunge starb. Zu der Zeit aber, davon ich rede, war er noch zu Onnontague, unterstützete die guten Absichten des Garakonthie mit aller Macht, und hat es Neufrankreich größtentheils diesen drey Wilden zu danken, daß seine Wohnplätze und Felder nicht ohne Unterlaß durch feindliche Parteyen heimgesuchet wurden.

Aufführung der Engländer und Iroquesen gegen uns.

Mit Ausnahme dessen blieben die fünf Orte einige Jahre lang beständig bey ihrer seit dem Anfange des Krieges bezeugten Aufführung. Sie traten nämlich von einer Zeit zur andern in Unterhandlung, ohne jedoch etwas endliches zu beschließen; sie bezwackten uns ohne Unterlaß, gönneten uns aber Ruhe, wenn sie uns den größten Nachtheil zufügen konnten. Die Engländer berühmeten sich ihres Ortes, sie würden den französischen Pflanzlanden über kurz oder lang ein Ende machen, und sprengeten, um die Iroquesen bey diesem Glauben zu erhalten, alle Jahre aus, sie wollten Quebec mit einer mächtigen Flotte angreifen.

Suchete einer von unsern aufrichtigen Anhängern unter den fünf Orten seine Landesleute zum Frieden mit uns zu bewegen: so sucheten sie entweder ihn verdächtig zu machen oder bothen ihre Vermittelung an, weil sie wohl wußten, wir würden dieselbige ausschlagen. Damit macheten sie dem gemeinen Manne weis, wir verlangeten den Frieden nicht im Ernste. Nachgehends bewogen sie irgend einen berühmten Hauptmann dazu, daß er eine Kriegesparteу auf die Beine brachte; darüber vergieng den Allerfriedfertigsten die Lust zu einem Vergleiche.

Die Ursache, warum wir ihre Vermittelung verwarfen, war diese: weil sie allemal die Bedingungen nach ihrem Sinne einrichteten, und hernach unsere Weigerung, dieselben anzunehmen, für einen Beweis, daß wir mit Betruge umgiengen, ausschrien. Indem sie nun dergestalt die vornehmsten Oberhäupter auf ihrer Seite hatten: so frageten sie wenig nach denen Vorschlägen, welche unsere eifrigen Anhänger dem französischen Generale zuweilen thaten; ja, sie hatten vielmehr den Vortheil davon, daß uns die Leute, weil ihre Reden unerfüllet blieben, zuweilen verdächtig wurden. Ueber das alles hatten sie durch die Vorstellung des großen Gewinnes den Iroquesen die Begierde, den ganzen Pelzhandel in ihr Land zu ziehen, in den Kopf gesetzet. Aus diesem Grunde rühreten alle ihre beyderseitigen Ränke, um unsere Bundesgenossen von uns abspänstig zu machen, her; gleichwie sie denn allemal einige davon gewannen.

Indem aber die Aufführung der Iroquesen äußerlich sehr widersinnisch zu seyn schien: so darf man nur, selbige recht einzusehen, dabey nicht vergessen, was ich schon ehemals bemerket habe; nämlich, daß es ihnen im geringsten nicht lieb gewesen wäre, wenn die Engländer ganz Canada unter sich gebracht hätten. Denn sie wußten schon, wie es ihnen

sodann

sodann ergehen würde; und um dieser Ursache willen sucheten sie nur das Gleichgewicht zwischen beyden Nationen zu erhalten. Dergestalt suchete jedwede ihre Freundschaft, und sie blieben dabey in Sicherheit.

1693.

Die Engländer selbst mußten froh seyn, daß sie diese Vormauer gegen uns hatten. Denn so reich, als ihre Pflanzlande waren, so konnten sie denselbigen dennoch keine Ruhe schaffen, wenn sie uns nicht auf dieser Seite zu thun macheten. Da hingegen die wilden Nachbarn Acadiens, welche durch das Band der Religion auf das genaueste mit uns verknüpfet waren, die Ruhe Neuenglandes ohne Unterlaß störeten, und die Landschaft Neu-York wegen innerlicher Unruhen in größter Gefahr, unter französische Herrschaft zu gerathen, stund.

Was für Vortheil Hr. Frontenac davon hat.

Diese Staatskunst zwoer Nationen, welche zu stolz sind, einander hochzuachten, und zu unruhig, als daß sie länger, als es ihr eigener Vortheil erfordert, gute Freunde bleiben könnten, war für niemanden, der an den neufranzösischen Geschäfften einigen Antheil hatte, ein Geheimniß. Dem Grafen war sie vollkommen wohl bekannt; nöthigte sie ihn nun gleich auf einer Seite ohne Unterlaß auf seiner Hut zu stehen: so machete sie ihm auf der andern auch Muth; und bewog ihn, die Vorschläge der Irokesen, so oft es ohne Verletzung seiner Würde geschehen konnte, anzuhören. Denn auf diese Weise bekam er nicht nur allemal einige Gefangene zurück, sondern er gewann gemeiniglich auch einige Monate lang Stillstand, dabey die Einwohner sich erholen, ihr Land bestellen, oder die Aerndte abwarten konnten. Ja, es reiseten die irokesischen Abgeordneten selten ab, ohne eine Hochachtung, ja gar eine Freundschaft gegen seine Person zu gewinnen.

1694.

Die Irokesen stellen sich zum Frieden geneigt.

Also kamen zu Anfange des folgenden Jahres 1694 zween Onnontaguer nach Montreal, und erkundigten sich bey dem Herrn Callieres, ob auch die Abgeordneten der sämmtlichen Orte, welche schon auf dem Wege wären, bey ihrem Vater Onontio Gehör finden würden, wenn sie um Friede bäthen? Callieres, welcher die Gesinnung seines Generales schon wußte, gab zur Antwort: man werde sie anhören, wenn sie kämen, er zweifele aber sehr, ob das letztere geschehen werde. Damit reiseten sie ihres Weges, und man hörete ein Paar Monate lang nichts mehr von der Sache. Herr Callieres ließ sich das nicht wundern; um aber doch das Seinige zu thun: so schickete er einige Parteyen gegen Neu-York aus, um, wo möglich wäre, von den gefangenen Irokesen die Ursache von der Abschickung der ersten Abgeordneten, und dem Ausbleiben der zweyten zu erforschen.

Den 23sten März erschienen zween Agnier zu Montreal, und entschuldigten den Teganissorens, welcher das Haupt der Abgesandtschaft hatte seyn sollen; denn, sageten sie, die Engländer sind Schuld daran, daß die Orte ihr Wort nicht halten. Man empfing die Kerl um so viel schlechter: weil einige acadische Wilde den Grafen gewarnet hatten, er möchte den Irokesen nicht trauen; sie sucheten ihn nur einzuschläfern; ja, sie wollten so gar ihn und den Ritter Callieres bey einer Zusammenkunft, da sie in großer Anzahl erscheinen würden, ermorden; sodann die bestürzten Einwohner durch zahlreiche und hierzu in Bereitschaft stehende Parteyen überfallen, ausplündern, todtschlagen, oder wegführen, und zum Beschlusse die Engländer in den Besitz des Landes setzen.

Irokesische Abgeordnete kommen nach Quebec.

Nun war diese Nachricht freylich nicht durchaus gegründet; unterdessen mußte man doch auf seiner Hut stehen, und es gab billigen Anlaß zum Verdachte, daß die Irokesen ihr Wort nicht hielten. Dem ungeachtet erschien Teganissorens im May mit acht Abgeordneten zu Quebec. Weil es damals Saatzeit war: so ließ es der Großstatthalter sich

1694. nicht merken, wie wenig er auf diese Gesandtschaft baue. Er gab ihr vielmehr mit großer Herrlichkeit öffentliches Gehör, und man hielt beyderseits die schönsten Reden. Die Aufrichtigkeit des Teganissorens leuchtete nicht nur aus seiner öffentlichen Rede, sondern auch aus seinen besondern Unterredungen mit dem Grafen, hervor; er überreichete ihm auch Geschenke im Namen des **Garakonthie**.

Der General bezeugete ihm dagegen viele Höflichkeit, gab ihm für sich und den Garakonthie sehr schöne Geschenke mit, und ließ den letztern seiner Freundschaft versichern: übrigens aber wußte er wohl, daß weder einer, noch der andere, zu den Berathschlagungen seiner Nation, dabey sich Engländer einfänden, kommen dürfe, folglich auch nicht im Stande sey, die Nation zu einer völligen Versöhnung zu bewegen. Daher begnügete er sich an ihrer aufrichtigen Freundschaft, und schob übrigens die Abreise der Abgeordneten so lange auf, bis die Einwohner ihr Feld besäet hatten; doch es brachte dieser Verzug der Colonie noch einen andern Vortheil.

Wirkung dieser Gesandtschaft.

Der Herr von Louvigny hatte Ursache, von unsern Bundesgenossen der nord- und westlichen Gegenden einen Friedensbruch zu besorgen; denn die Iroquesen gaben ohne Unterlaß vor, es sucheten die Franzosen mit den fünf Orten einen Vergleich einzugehen, ohne dabey auf den Vortheil ihrer Bundesgenossen zu gedenken. Diese nun glaubeten es. Alles, was Louvigny von ihnen erhalten konnte, war dieses, daß die vornehmsten Oberhäupter besagter Nationen die Wahrheit in eigener Person erforschen möchten. Sie reiseten also nach Quebec, und kamen zween Tage nach der iroquesischen Gesandten Abschiede dahin. Als sie dem Grafen die Ursache ihrer Ankunft eröffneten: so ließ er den Teganissorens durch einen eigenen Bothen zurückrufen, der auch sogleich kam, und mit den Oberhäuptern sprach. Diese merketen aus seinen Reden, der Iroquesen Absicht sey nur gewesen, sie zu betrügen, mit den Franzosen zu veruneinigen, und am Streifen zu verhindern, damit sie hernach mit allen beyden desto leichter fertig werden könnten.

Der Graf will Cataroruy wieder aufbauen.

Der Großstatthalter hätte gern, wenn es ihm möglich gewesen wäre, aus des Teganissorens Gesandtschaft noch einen andern, und zwar seines Erachtens nicht geringern Vortheil, geschöpfet, ungeachtet derselbige nicht jedermann so wichtig vorkam. Dieser Vortheil war die Wiederherstellung der Schanze zu Cataroruy. Den ersten Vorschlag dazu hatte Teganissorens vielleicht auf sein Anstiften gethan. Gewiß ist es, daß der Graf das Anerbiethen mit allem möglichen Eifer ergriff, und die Zurüstungen zu dieser seit langer Zeit gewünschten Unternehmung keinen Augenblick verschob. Er ließ in möglichster Geschwindigkeit Mund- und Kriegesvorrath, Handwerksleute, und was sonst zu einem Platze, daraus er eine Vormauer Neufrankreichs machen wollte, nöthig war, zusammenbringen, und wollte es nebst einer guten Besatzung an Ort und Stelle schicken. Die Anführung wurde dem Ritter Crisasy anvertrauet. Aber, als er eben im Begriffe war, zu Schiffe zu gehen, bekam er Befehl, den Zug einzustellen.

Warum es nicht geschieht.

Die Ursache zu dieser Veränderung gab die Ankunft des Herrn von Serigny zu Montreal, wo der General damals war. Er brachte königlichen Befehl mit sich, man sollte in Neufrankreich zu einer Unternehmung auf die Nelsonsschanze eine gute Anzahl Leute auf die Beine bringen. Die Anführung hatte der Hof dem Herrn Serigny und seinem Bruder, dem Herrn d'Iberville, anvertrauet. Sollte nun der Anschlag voritzt nicht zum drittenmale zu Wasser werden: so war kein Augenblick zu versäumen, und man mußte einen Theil von des Ritters Crisasy Leuten hierzu nehmen. Man gab dem Serigny

rigny hundert und zwanzig Canadier nebst einigen Wilden vom Ludwigssprunge mit, und beurlaubete die übrigen bis auf weitern Befehl.

1694.

Neue Handlungen mit den Iroquesen.

Bald darauf kamen zween gefangene Franzosen, die aus Onnontague entwischet waren, zu dem Generale, und versicherten, man dürfe auf einen Frieden mit den Iroquesen nicht die geringste Hoffnung mehr setzen. Der General glaubete, sie wüßten die Sache nicht recht, und ließ sich hiervon nicht das geringste gegen die Oberhäupter der Nord- und Westvölker merken, als sie zu Ende des Augusts unter Anführung des Herrn Louvigny, mit einer großen Menge Pelzwerk ankamen.

Vierzehn Tage hernach erschien Ureuhare, welcher den Teganissorens nach Hause begleitet hatte, mit dreyzehn von ihm freygemachten gefangenen Franzosen. Es waren unter andern auch die beyden Hertels dabey, welche in dem unglücklichen Gefechte des Gemeraye gefangen wurden, und die man für todt hielt. Uebrigens brachte er keine andere Abgeordneten, als von seinem eigenen Orte, und von den Tsonnonthuanern mit sich. Der Graf verlieh ihnen bloß wegen ihres Anführers ein günstiges Gehör, und ließ die Oberhäupter unserer Bundesgenossen dabey gegenwärtig seyn.

Ureuhare, welcher das Wort führete, überreichete zuerst ein Geschenk, welches so viel bedeuten sollte, als er zerbreche hiermit die Bande von dreyzehn Franzosen. Hernach überreichete er noch andere, um anzuzeigen, weil die Orte, deren Abgeordnete hier erschienen, wohl sähen, es ziehe sich die Unterhandlung des Teganissorens in die Länge, und sie werde durch die Engländer gestöret: so wären sie vorausgegangen, und bäthen ihren Vater, er möchte sich in Geduld fassen, sie wären geneigt, es möchte auch kosten, was es wollte, seine Gewogenheit wieder zu gewinnen; dagegen möchte er seine Streitaxt noch eine Weile am Nagel hängen lassen.

Endliche Antwort des Grafen.

Der General fragete: ob sie nicht alle Nationen in den Frieden einzuschließen gedächten? Diese Frage machete sie verwirrt. Sie berathschlageten sich eine Zeitlang mit einander, und gaben zuletzt eine zweydeutige Antwort. Als sie der Missionssuperior, P. Bruyas, welcher das Amt eines Dollmetschers vertrat, um eine deutlichere Erklärung bath: so wurden sie noch verlegener. Hierauf sagete der Graf, er nähme das erste Geschenk mit Vergnügen an, weil er seine Kinder, die er als todt beweinet habe, wieder sähe; auch gefalle es ihm wohl, daß die Abgeordneten beyder Orte ihre Aufrichtigkeit zeitig versichern wollten: allein, die übrigen Geschenke nähme er nicht an, indem sie seinen Arm zurückhalten wollten, er aber im Begriffe wäre, ohne Verzug loszuschlagen; es sey denn, man gäbe ihm auf alles, davon er gegen den Teganissorens gedacht habe, klaren Bescheid.

Schicket die Abgeordneten vergnügt zurück.

Hierauf bewirthete er sie prächtig, nahm währendes Schmauses seine edle Gesprächigkeit, die ihm selten mislang, an sich, und suchete die Goyoguinen und Tsonnonthuaner zu überreden, er wünsche zwar den Frieden, allein mehr ihrentwegen, als seinetwegen, und als ein Vater, der seine Kinder wider Willen züchtiget. Nach einigen Tagen ließ er alle Wilden zusammenkommen, und erzeigete sich sehr unwillig, nicht nur deswegen, weil Teganissorens sich zur bestimmten Zeit nicht eingefunden hatte; sondern absonderlich auch, weil man die Engländer um Rath gefraget hatte, welche doch, ihres eigenen Vortheils wegen, den Frieden freylich misrathen mußten. Er seines Ortes wolle sich von den Orten durch ihre Unentschlossenheit und Unbeständigkeit nicht lange äffen lassen; sondern er werde nebst seinen Bundesgenossen den Krieg im Ernste wieder anfangen, und hitziger, als jemals, treiben.

Als

1694.

Als ihm die Abgeordneten, aus Erschrecken über diese Drohung, ein Mistrauen gegen seine Bundesgenossen einzuflößen sucheten: so vertheidigte er dieselbigen, und versicherte, er werde seinen Nutzen nie ohne den ihrigen suchen. Er hörete einigen Klagen der Huronen und Iroquesen über einander mit Gelassenheit zu, ohne Zweifel, um zu sehen, ob er nicht von der Aufführung der erstern, denen er nie sonderlich viel Gutes zugetrauet hatte, einiges Licht bekommen könne. Als aber nach einem heftigen Gezänke sonst nichts, als was er bereits wußte, zum Vorscheine kam: so geboth er allen beyden Stillschweigen. Nachgehends sagete er zu den Iroquesen: er wolle ihnen Zeit gönnen, ihre Schuldigkeit von selbst zu thun; folglich seine Kriegesrüstungen mit Weile vornehmen; würden sie aber seine Geduld misbrauchen, so wolle er ihnen zeigen, er sey ein eben so schrecklicher Feind, als liebreicher Vater und getreuer Bundesgenosse. Auf eben dergleichen Weise sprach er mit allen übrigen Wilden ins besondere, und ließ sie reichlich beschenket, voll Hochachtung seiner Person, nach Hause ziehen.

Wiederkunft des P. Millet und des Tareha.

Zu Ende des Weinmonates kam der P. Millet nach Montreal. Er hatte eine fünfjährige Leibeigenschaft, und zwar meistens in beständiger Angst, man werde ihn, gleich einem Kriegesgefangenen, zu Tode quälen, erduldet. Er berichtete, es folge Tareha mit den Abgeordneten des Ortes Onneyuth hinter ihm drein; gleichwie sie denn wenige Tage hernach wirklich ausstiegen, aber schlecht willkommen waren. Ja, es fehlete wenig: so hätte man ihnen als Kundschaftern begegnet. Gleichwohl ließ sich der Graf das Zeugniß des Missionars, welcher vom Tareha viel Gutes genossen hatte, in etwas besänftigen; denn ungeachtet er die Warnung der Abenaquier, als ob nämlich alle Unterhandlungen nur auf das Gewinnen der Zeit abzieleten, allmählich für gegründet hielt: so erwog er doch auch, daß sie dem Lande einige Ruhe verschaffet, folglich allerdings Nutzen gebracht hatten.

Ursachen einer Unterhandlung.

Nebstdem mußte er nothwendiger Weise, entweder im Ernste, oder zum Scheine, in Unterhandlung treten, oder er mußte die Iroquesen mit einer Macht, die sie zu vertilgen im Stande war, überfallen. Das letztere aber stund bey weitem nicht in seinem Vermögen. Vorhin habe ich schon erwähnet, daß die Engländer zu Onnontague eine Festung erbauet hatten; diese nun war in vollkommenem guten Zustande. Die Iroquesen selbst vermochten im Nothfalle dreytausend Mann auf die Beine zu bringen, und der Statthalter von Neuyork war nichts weniger gesonnen, als sie vor seinen Augen vertilgen zu lassen.

Der Graf hingegen konnte aufs höchste, wenn er alle Soldaten, den Landausschuß und die ansäßigen Wilden zusammennahm, nicht mehr, als zweytausend Mann zu Felde führen; darum, weil es der Klugheit zuwider lief, die Gränzplätze, deren Anzahl nicht geringe war, unbesetzet zu lassen. Daher war es in der That schon ein vieles, daß man die großen Parteyen, folglich die Verwüstung des platten Landes, und die daraus folgende Hungersnoth abgewendet hatte. Nun war aber dieses Abwenden eine Frucht der bisher erwähnten Vergleichshandlungen; denn was die kleinen Parteyen beyder Theile betrifft, welche unterdessen im Felde herum schwärmeten: so halfen sie weiter zu nichts, als daß wir ohne Unterlaß auf unserer Hut stehen mußten.

Einige Abenaquier vergleichen sich.

Die Engländer zu Baston genossen bey weitem keiner so großen Ruhe vor den Abenaquiern. Der Ritter Phibs hatte auf die Pemkuitschanze, weil sie mitten unter diesen Wilden liegt, große Hoffnung gesetzet, auch durch selbige wirklich einigen so viel Furcht einge-

eingejaget, daß sie einen Vergleich mit ihm eingiengen. Es war dieses um so vielweniger zu verwundern, weil die Franzosen sich auf die gute Gesinnung dieser Leute, und auf das Ansehen derer, welche viel bey ihnen galten, ein Bißchen zu viel verließen, und daher die Wilden zum öftern im Stiche ließen. Nebstdem saßen viele von ihren Anverwandten zu Baston gefangen, und sie hätten, um selbige aus der Engländer Gewalt zu retten, wohl noch mehr gethan.

1694.

Es war mit der Sache schon so weit gekommen, daß zwey von ihren Oberhäuptern schon im Maymonate einen Frieden mit dem neuengländischen Statthalter zu schließen versprachen; es war auch der letztere, nachdem er Geiseln empfangen hatte, zu Beschleunigung dieses Geschäfftes, das er mit allem Rechte für einen Hauptstreich ansah, in Person nach Pemkuit gereiset. Vermuthlich wäre ihm seine Absicht gelungen, wenn ihm nicht die Geschwindigkeit des Herrn von Villieu, welcher bey der Belagerung von Quebec große Ehre einlegete, nun aber dort zu Lande eine Compagnie anführete, einen Strich durch die Rechnung gemachet hätte.

Der Herr Villieu vernichtet alles.

Eben als der Ritter Phibs die größte Hoffnung hatte, sein Gebieth vor so beschwerlichen Nachbarn auf immer in Sicherheit zu setzen, beredete Villieu, mit Hülfe des dasigen Missionars, Herrn Thury, ein Oberhaupt der Maleciten, Namens Matauando, ungeachtet der Mann bereits in den Frieden gewilliget hatte, daß er eine Partey von zweyhundert und funfzig Wilden aus der Gegend des Pentagoet und Johannesflusses zusammenbrachte. Hierzu stießen noch die Abenaquier aus der Mission des ältern Pater Bigets, und ein einziger Franzos. Villieu führete sie mitten unter die englischen Wohnplätze, bis auf zwölf Meilen weit von Baston, an den Pescaduefluß.

Verwegenes Unternehmen.

Es waren an diesem Orte zwo etwas von einander entfernete Schanzen. Auf die erste giengen die Abenaquier los; auf die zweyte die Saleciten und Miemacen, unter eigener Anführung des Villieu; beyde wurden in weniger Zeit erobert. Es kamen dabey zweyhundert und dreyßig Engländer ums Leben, funfzig bis sechzig Häuser wurden abgebrannt; französischer Seits aber nur ein einziger Mann verwundet. Matauando focht dem französischen Anführer beständig zur Seite, und hielt sich vortrefflich.

Schöne That eines Abenaquiers.

Die Abenaquier hatten einen gewissen Taxus, der schon wegen vieler Thaten berühmet, hauptsächlich aber wegen seiner Ergebenheit gegen die Franzosen lobenswürdig war, zum Anführer. Dieser begnügete sich nicht einmal mit der voritzt erzeigten großen Tapferkeit; sondern suchete vierzig der bravesten unter seinen Leuten aus, rückete durch allerley Nebenwege bis an eine unweit Baston gelegene Schanze, und bestürmete sie bey hellem lichten Tage. Hier wehreten sich die Engländer zwar besser, als zu Pescadue, schossen ihm zween Vettern an der Seite todt, und er selbst wurde bis zwölfmal durch die Kleider geschossen; endlich aber drang er doch ein, und verheerete alles bis an die Stadtthore.

Diese Feindseligkeiten ärgerten den Ritter Phibs um so viel mehr, weil jedermann auf sein Versichern, als ob der Vergleich mit den Wilden richtig sey, in größter Sicherheit lebete, dieser unversehene Einfall aber eine Empörung gegen ihn zu Baston veranlassete. Weil er nun im Lande in keinem sonderlichen Ansehen stund, überdieses auch auf Rache gegen die Wilden gedachte: so begab er sich nach Pemkuit.

Vergang zwischen dem Ritter Phibs und den Wilden.

So bald er dahin kam, ließ er denen, welche in den Vergleich mit ihm gewilliget hatten, vermelden, sie möchten ihm zween der Ihrigen, welche bey dem Angriffe beyder Schanzen gegenwärtig gewesen wären, ausliefern; wo nicht, so halte er sie alle mit einander

1694. der für Mitschuldige einer gegen das Völkerrecht begangenen Unthat, für Brecher ihres gegebenen Wortes, keine Feindseligkeiten mehr zu begehen, und er sey stark genug, die Rache für eine solche Treulosigkeit auszuüben. Ueber diese Drohungen erschracken die Wilden nicht wenig; denn sie hatten dem englischen Generale Geiseln gegeben, und ihre Anverwandten saßen zu Baston gefangen; daher waren sie geneigt, um ihn zu besänftigen, alles, was er nur verlangete, einzuwilligen, gleichwie er an seinem Orte, um sie an sich zu locken, unter dem innerlichen Vorbehalte, sie nachgehends zu betrügen, ihnen gern eine goldene Brücke gebauet hätte.

Nebstdem hatte man sie schon seit langer Zeit auf Hülfe aus Frankreich vertröstet, diese Hülfe aber kam nie zum Vorscheine; ja es war nicht einmal die geringste Hoffnung, daß sie so bald ankommen würde, vorhanden. Denn die französischen Schiffe, welche an die acadische Küste und bis an den Johannesfluß angerücket waren, hatten in so schneller Eil Reißaus genommen, daß die Ueberlegenheit der Engländer hieraus genugsam erschien. Alles dieses verursachete bey den Wilden nicht wenig Nachdenken und eine große Unentschlossenheit. Endlich rieth der größte Theil, man solle den englischen General wegen des Vergangenen um Vergebung bitten, und versichern, er werde für das Künftige nicht die geringste Ursache zu einer Klage über sie finden.

Ein Missionar hindert den Vergleich.

Allein, dieses Vornehmen hätte ohne Zweifel nicht nur sie, sondern auch zugleich uns, in das Verderben gestürzet. Dadurch wäre ihre und unsere Schwäche den Engländern offenbar geworden; die Engländer hätten sich dieselbige zu Nutze gemacht, und diese Völker so fest gebunden, daß sie nicht mehr zurück gekonnt hätten. Zum Glücke erfuhr Herr Thuri die Sache bey Zeiten, sprach den Verzagten Muth zu, und stellete ihnen allen mit einander das bevorstehende Unglück vor, wenn sie sich in die Arme einer Nation würfen, die sie schon so oft betrogen habe, die ihnen das zugefügte Uebel nimmermehr vergeben werde, und die sie, aus Furcht eines noch größern Uebels, unfehlbar ausrotten werde, so bald sie die Franzosen nicht mehr zum Beystande hätten.

Er rieth ihnen, unterdessen, bis die zur Ueberlegung gegönnete Frist verlaufe, ihr weniges Getreyde einzuärndten, und sich hernach an solche Orte zu begeben, wo sie die Engländer nimmermehr aufsuchen würden. Zu gleicher Zeit beredete Herr Villieu die Oberhäupter, daß sie mit ihm nach Quebec reiseten, und dem Grafen die Haarköpfe der zu Pescadue getödteten Engländer überbrachten. Ihnen folgeten bald darauf die Abenaquier des Pater Bigots, welche an dem Vorgange zwischen den Maleciten und dem englischen Generale keinen Antheil hatten. Beyde versicherten den Grafen ihrer unverbrüchlichen Treue.

Beschreibung der Nelsonschanze.

Indem eine Hand voll Wilde so übel in Neuengland hausete: so empfingen die Engländer einen Streich in der Hudsonsbay, der sie noch weit ärger schmerzete. Den 24sten des Herbstmonates erschienen die Herren Serigny und d'Iberville an der Mündung des Theresenflusses, nachdem sie in dem Eise, damit die ganze Bay angefüllet war, große Gefahr ausgestanden hatten. An eben demselbigen Tage landeten sie, und in der folgenden Nacht berenneten vierzig Canadier die Schanze, welche man erobern wollte, auf der Landseite. Ich habe schon anderswo bemerket, dasjenige, was man im eigentlichen Verstande den Nelsonhafen nenne, das sey eine Bay, darein der Theresen- und Bourbonfluß sich ergieße, die Schanze aber liege an dem Ufer des erstern unter besagten Flüssen, und eine halbe Meile weit von der Mündung desselbigen.

Den 27sten, als man alles, was zur Belagerung nöthig war, aus dem Poli, welchen Serigny führete, auf den Salamander, welchen d'Iberville führete, gebracht hatte, wollten beyde Brüder sich der Schanze nähern: allein, das Eis verhinderte sie einen ganzen Monat lang daran, ja es wäre der Salamander beynahe gar gescheitert. Endlich kam das Schiff den 28sten des Weinmonates eine englische Meile oberhalb der Schanze vor Anker, und d'Iberville ließ seine gesammte Mannschaft sich auf dem Lande lagern. Die Schanze war eigentlich nur ein viereckichtes Haus mit vier daranhängenden Bollwerken, alles zusammen von Holze gebauet.

1694.

In gleicher Linie mit den Pallisaden waren noch zwey Bollwerke. Eines davon dienete den Officieren zur Wohnung. Zwischen beyden lag ein halber Mond mit acht achtpfündigen Stücken besetzet, welche den Fluß bestrichen, und unten eine Batterie zu ebener Erde, mit sechs schweren Stücken. Auf der Seite gegen das Holz, oder vielmehr gegen einen mit Buschwerke bewachsenen Sumpf, war gar keine Vertheidigung. Der Platz selbst war mit doppelten Pallisaden umgeben, und mit sechs und dreyßig metallenen und sechs Steinstücken besetzet. Die Besatzung bestund aus drey und funfzig Mann, unter Anführung eines ehrlichen Kaufmannes, der sein Tage kein Pulver gerochen hatte; gleichwie er denn auch sehr schlechte Thaten ausübete.

Wird belagert.

Gleichwohl nahm die Belagerung einen sehr unglücklichen Anfang für beyde Anführer. Denn ihr jüngerer Bruder Chateaugue, welcher auf dem Poli als Fähndrich dienete, kam durch einen Büchsenschuß ums Leben, als er einen Ausfall der Belagerten verhindern wollte. Er war der dritte aus seinem Hause, der sein Leben in seines Königes Diensten zusetzete *a*). Von diesem Tage bis an den neunten war man bloß beschäfftiget, sich einzugraben. Den neunten arbeitete man an den Batterien für die Stücke und an den Kesseln für die Mörser; den 13ten kam man damit zu Stande. Ehe man sie aber spielen ließ, forderte d'Iberville den Befehlshaber auf.

Der Befehlshaber ergiebt sich.

Als dieser sah, es sey alles zum Bombardieren fertig, er aber nicht nur Mangel an Holze litt; sondern auch, im Falle die Franzosen den Winter hier zubringen wollten, sich unmöglich damit versorgen konnte; absonderlich aber, weil er vom Kriege wenig verstund: so bewilligte er vorläufig die Uebergabe der Schanze, und versprach, den folgenden Tag seinen Lieutenant abzuschicken, damit er den Vergleich richtig machen könnte. Dieses geschah auch. Der Lieutenant verlangete, es sollten sämmtliche Officier den Winter über in der Schanze wohnen, ihr Geräth und ihre Schriften behalten, und so bald die Fahrt offen sey, nach Frankreich übergesetzet werden, damit sie von da nach England gehen könnten. Alles dieses wurde bewilliget, der Vergleich den 14ten unterschrieben, und getreulich erfüllet. Den folgenden Tag nahm d'Iberville die Schanze in Besitz, und nennete sie die Bourbonschanze.

Man bekam in der Schanze wenig Leute, wohl aber eine Menge Mundvorrath, damit die französischen Schiffe nicht zum besten versorget waren. Dergestalt brachten sie den Winter, welcher dießmal sehr streng war, auch länger, als gewöhnlich, anhielt, desto vergnügter hin. Weil die Engländer von dem Vorhaben der Franzosen Wind bekamen: so hatten sie im August zwo Fregatten in die Bay abgeschicket, die Nelson- und Annenschanze

a) Die übrigen beyden waren die Herren Ste. Helene und Bienville. Der Name Chateaugue wurde dem jüngsten Bruder und jetzigen Statthalter zu Cayenne beygeleget.

1694. schanze mit Vorrathe versorget, ihre Besatzung verstärket, und alle vorräthige Bieberbälge abgeholet. Etwas mehr Eilfertigkeit hätte diesen Streich verhindert: Allein, ungeachtet Ludwig XIV. damals durch das frühzeitige Eröffnen der Feldzüge seine Feinde allemal überraschete: so liefen doch die Kriegesschiffe, die man auf seinen Befehl nach America sendete, allemal um zween oder drey Monate später aus, als sie sollten. Die Folge der gegenwärtigen Geschichte wird zeigen, daß diese Saumseligkeit beynahe die einzige Ursache unseres Verlustes, und des schlechten Ausganges unserer Unternehmungen in diesem Theile der neuen Welt war.

Erfolg dieser Eroberung. 1695.

Zu allem Unglücke kam auch noch der Scharbock unter unsere Leute. Die meisten wurden damit befallen; der Lieutenant auf dem Poli, Herr von Tilly, neun andere Canadier und zehn Matrosen starben davon. Dagegen kamen hundert und funfzig mit allerley nordischen Pelzwerke beladene Canote, im Brachmonate an die Bourbonschanze, und hielten die Handlungsgenossen für die von den Engländern weggeschleppten Bieberbälge schadlos. Allein, man konnte bis zum Ausgange des Heumonates vor dem Eise noch immer nicht abschiffen, sondern die Anker erst den 28sten lichten. Beyde französische Schiffe hatten nur noch hundert und zehn Mann an Bord, darunter viele außer Stande zu dienen waren. Dieses bewog den d' Iberville zu dem Entschlusse, er wolle auf die englischen Schiffe lauren, sie wegnehmen, den Poli sodann nach Frankreich schicken, mit dem Salamander hingegen in der Bay überwintern, und die Annenschanze erobern.

Als aber bis zum 7ten des Herbstmonates kein Engländer zum Vorscheine kam: so änderte er seine Anschläge, und beschloß, mit beyden Schiffen nach Quebec unter Segel zu gehen. Vorher aber machte er den Herrn de la Foret zum Befehlshaber der Schanze, gleichwie den Herrn von Marigni zum Lieutenante desselbigen, ließ ihnen vier und sechzig Canadier, sechs Iroquesen vom Ludwigssprunge, und Lebensmittel für ein Jahr zurück, er selbst aber gieng nach Quebec unter Segel. Weil ihn aber die widrigen Winde lange Zeit an der Labradorküste aufhielten, und der Scharbock seine Leute immer dünner machte: so wendete er seinen Lauf nach Frankreich, und erreichte den 9ten des Weinmonates Rochelle.

Verstellung der Iroquesen.

Im Herzen Neufrankreichs giengen die Sachen den alten Weg noch immer dahin. Die Iroquesen versprachen zwar immer goldene Berge, hielten aber nichts. Man erfuhr nachgehends, daß der vollkommenen Aussöhnung der Orte mit uns die Haupthinderniß nun nicht mehr von Neuyork in den Weg geleget werde, sondern von Neuengland, indem die Holländer, welche einen mächtigen Anhang in der erstern Landschaft hatten, sich dem Frieden nicht weiter widersetzeten. Es mochte nun aber die Hinderniß kommen, woher sie wollte: so gestund doch jedermann in ganz Neufrankreich, es sey einmal hohe Zeit, die bisherigen Drohungen gegen diese treulose Nation ins Werk zu setzen. Ja man hegete in dem königlichen geheimen Rathe eben dergleichen Gedanken schon seit langer Zeit. Denn der Herr von Pontchartrain schrieb unterm 16ten April des gegenwärtigen Jahres folgendes an den Grafen:

Der König will, man solle sie bändigen.

„Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen vorläufig zu melden, was der König „von dem Kriege und von den Friedenshandlungen mit den Iroquesen, welche seit dem Herbste „des Jahres 1693 bis zu Abgange der Schiffe dauerten, gedenke, daß es nämlich scheine, als „ob besagte Unterhandlung eine abgeredete Sache zwischen ihnen und den Engländern sey. „Es scheint, sie wollten beyderseits nur Dero Unternehmungen gegen sie verzögern, damit „sie ihre Jagd und ihre Handlung treiben, sodann aber desto stärkern Widerstand leisten, „ja

„ja gar in Canada eindringen könnten. Ein unstreitiger Beweis ihrer Falschheit ist es, „was Sie entdecket haben: nämlich daß die Iroquesen zu eben der Zeit, da sie Gesandten „über Gesandten abschickten, unsere Bundesgenossen, die obern Nationen, zu einem besondern „Frieden, dabey wir ausgeschlossen blieben, aufreizeten. Diesen Betrug haben Sie sich „doch wenigstens darinnen zu Nutzen gemachet, daß Sie die Iroquesen desselbigen in „Gegenwart der Abgeordneten besagter Nationen überzeugten, folglich den letztern durch das „eigene Geständniß der erstern bewiesen: es wären dieselbigen nie Willens gewesen, sie in „den angeblichen Frieden mit einzuschließen, welches dann besagte Völker in ihrer Treue „und in der Zuversicht, der König werde sie nicht verlassen, desto mehr bestärket hat. Da „nun dem also ist: so muß man alle Mittel, um die Iroquesen so heftig als möglich zu be- „kriegen, hervorsuchen. Seine Majestät werden trachten, Sie dazu in den Stand zu setzen.„

1695.

Sie fangen ihre Feindseligkeiten wieder an.

Es fehlete weit, daß die Geduld des Generals von jedermann so günstig, als der Hof that, ausgeleget worden wäre. Unter denen, welche die Sache in der Nähe ansahen, gefiel es den wenigsten, daß man die Iroquesen bey dem Wahne ließe, als ob sie uns bey der Nase herumführen könnten. In dieser Meynung wurde man bestätiget, als diese Barbaren, nach vielen vergeblich gespieleten Ränken, wie sie ihre Landesleute am Ludwigssprunge und am Berge, die auch beynahe sich gewinnen ließen, von uns abwendig machen möchten, das Rauhe von neuem herauskehreten, um unsere Wohnplätze herumschwärmeten, und da ihre gewöhnliche Grausamkeit und Buschklöpferey trieben.

Doch machte ihnen auch die Wachsamkeit und unermüdete Sorgfalt des Befehlshabers zu Montreal manche Anschläge zunichte. Einer von den Hauptleuten des Ludwigssprunges, der sich ingeheim mit ihnen eingelassen hatte, wurde aus dem Dorfe gejagt. Der Herr de la Motte Cadillac, des Herrn von Louvigny Nachfolger zu Michillimakinac, brachte die Wilden seines Bezirkes dahin: daß sie gegen den gemeinschaftlichen Feind streiften, ungeachtet derselbe sie auf alle Weise von unserm Bündnisse abzuziehen suchte. Allein, bey dem allen, waren unsere Einwohner in beständiger Sorge, in einen iroquesischen Hinterhalt zu fallen, gleichwie denn viele im Gesichte, ja so zu sagen unter den Stücken unserer Schanzen ermordet wurden.

Ehe die Feindseligkeiten wieder anfingen, hatten die Orte höchsttrotzige Vorschläge gethan, und ihren alten Hochmuth zu eben der Zeit, da sie die verstellte Neigung zum Frieden ablegten, wieder hervorgesucht. Vor allen Dingen begehreten sie: der General solle nur an sie Abgeordnete wegen des Friedens schicken; diesen aber würden sie nicht eingehen, wenn nicht vorläufig, sowohl wir als unsere Bundesgenossen alle Feindseligkeiten gegen sie und die Engländer einstelleten.

Ein solcher Trotz von einem Feinde, dessen Demüthigung man nicht für unmöglich hielt; die Nothwendigkeit dieser Demüthigung, wofern man nicht alles bey unseren Bundesgenossen kaum wieder erhaltene Ansehen aufs neue verlieren, und überdieses das Herz Neufrankreichs zum Schauplatze eines gefährlichen Krieges, dabey nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren war, machen wollte, verursachete, daß jedermann, dem die bisherige Erfahrung wenig Gutes voraussehen ließ, von Herzen wünschete: man möchte lieber die gesammte neufranzösische Macht zusammen nehmen, und damit die Orte zur Reue zwingen, daß sie unsere Neigung zu einem für sie vortheilhaften Frieden gemisbrauchet hätten. Allein, der Graf war einer andern Meynung.

1695.

Der Graf will Catarocuy wieder aufbauen.

Er setzete sich durchaus in den Kopf, es sey kein kräftigeres Mittel gegen alles besorgliche Uebel, als die Catarocuyschanze wieder aufzubauen. Er entschloß sich also, diesen Vorsatz auszuführen, absonderlich, weil er seit seiner Wiederankunft aus Frankreich, aller Hindernisse, die sich ereigneten, ungeachtet, denselbigen nie aus den Gedanken verloren hatte. Sobald er dieses Vorhaben eröffnete, stellete ihm nicht nur Herr Champigny, sondern auch sämmtliche in Diensten stehende Personen das Unheil vor, das eine solche Unternehmung, welche sonst niemand als er allein für vortheilhaft halte, nach sich ziehen werde; und daß man die Leute, welche das Besetzen besagter Schanze wegnehme, weit nützlicher zur Demüthigung des iroquesischen Stolzes gebrauchen könne. Man erinnerte ihn: die Orte hätten die Wiederherstellung dieses Platzes öfter als einmal selbst verlanget, demnach geschehe ihnen dadurch nicht nur eine Gnade, deren sie sich unwürdig gemachet hätten, sondern man willige auch etwas, das sie gleichsam mit gewaffneter Hand forderten.

Gegen jedermanns Gutachten,

Alles dieses machte bey dem Grafen nicht den geringsten Eindruck, sondern er sagete rund heraus: es möge jemand seiner Meynung seyn oder nicht, so wolle er seinen Entschluß deswegen dennoch bewerkstelligen. Damit gieng er sogleich nebst hundert und zehn Einwohnern aus dem Bezirke von Quebec und den drey Flüssen nach Montreal ab, woselbst er den 9ten des Heumonates ankam. Hier both er noch funfzig Mann von dem dasigen Landausschusse auf; imgleichen zweyhundert Soldaten, und zweyhundert Wilde, nebst sechs und dreyßig Officieren, zusammen beynahe siebenhundert Mann, lauter auserlesene Leute, welche im Stande gewesen wären, unter Anführung des Ritters Crisasy, welchem der Graf die Unternehmung auftrug, allen Iroquesen Gesetze vorzuschreiben. Man arbeitete an den Zurüstungen mit unglaublichem Eifer; und sobald alles fertig war, machte sich der ganze Zug auf den Weg.

Ja, des Königes selbst.

Gleich den folgenden Tag erhielt der Graf ein Schreiben von dem Herrn von Pontchartrain, darinnen ihm gemeldet wurde: der König billige sein Vorhaben nicht. Denn vermuthlich hatte entweder er selbst, oder doch einer von denen, die es widerriethen, dem Hofe Nachricht davon gegeben. Allein, er nahm die Verantwortung auf sich, und kehrete sich nicht an das Verboth. „Ich dachte, saget Champigny in einem Schreiben an den Herrn „von Pontchartrain vom 11ten August, er würde seine Meynung ändern, gleichwie er denn „leicht thun konnte. Ich stellete ihm zu diesem Ende eine Menge Gründe vor, allein ver„geblich, ausgenommen, daß er die Besatzung um zwanzig Mann verringerte. In einem „andern Schreiben vom 17ten saget er: die nach Catarocuy abgeschickten Leute sind wieder „da, die Schanze ist wieder aufgebauet, und mit vierzig Mann besetzet, ungeachtet uns „der Graf versprach, sie sollte nur aus dreyßig bestehen. Weit nützlicher wäre es gewesen, „die Kosten auf einen Zug gegen die Iroquesen zu verwenden, indem sie an einen Ueberfall „gar nicht gedachten, sondern vermeyneten, sie hätten uns durch ihre verstelleten Frie„densvorschläge eingeschläfert. Wäre dieses geschehen: so würden unsere Bundes„genossen nicht auf die Gedanken gerathen seyn, sich mit ihnen zu vergleichen, gleichwie sie „den Berichten zu Folge voritzt zu thun Willens sind, weil sie sehen, daß wir nichts gegen „sie unternehmen. Die Huronen haben schon drey Canote dahin geschicket, die Renards „und Mascutiner sind Leute, die sich mit den Orten sehr gern gegen die Siuren verei„nigen. Ja die erstern gehen gar mit dem Vorsatze um, sich in ihrem Lande niederzulas„sen. Mit einem Worte, la Motte Cadillac meldet, wir würden sie alle miteinander ver„lieren, wofern wir dem Unheile nicht bey Zeiten vorbeugeten, eine starke Partey gegen die

„Iro=

„Iroquesen auf die Beine brächten, und unsere Bundesgenossen überzeugeten, wir wollten „dieses Volk im Ernste vertilgen.„

1695.

Allein, der Graf Frontenac dachte ganz anders, nicht nur von seinem voritzt ausgeführeten Vorhaben, sondern auch von dem unterlassenen Zuge gegen die Iroquesen. Man muß auch gestehen, daß er nicht unrichtig dachte, ungeachtet der Entschluß, den er wider den Rath aller in Neufrankreich befindlichen Personen von Einsicht ergriff, den gewünschten Erfolg nicht allerdinges hatte. Da ein Geschichtschreiber die Billigkeit nie aus den Augen setzen darf: so bin ich allerdings schuldig, seine Gründe anzuführen. Er trägt dieselbigen dem Minister selbst in einem Schreiben folgendergestalt vor:

„Die Mannschaft, welche die Catarocuyschanze wieder aufbauen sollte, war schon einige Tage vorher, ehe Dero Schreiben einlief, dahin abgegangen. Indem die vornehmsten Oberhäupter der Utauais Augenzeugen dieser Unternehmung gewesen waren: so konnte man sie, ohne alles Ansehen bey ihnen zu verlieren, unmöglich einstellen. Denn sie hätten fest geglaubet, es rühre diese Aenderung entweder von unserer Ohnmacht her, oder von unserer Begierde, die Friedensunterhandlungen mit dem Feinde von neuem hervorzusuchen. Dieses wäre mehr als hinlänglich gewesen, sie entweder gänzlich von uns abwendig zu machen, oder sie zu dem Schlusse eines besondern Friedens, darinnen wir nicht mit begriffen wären, zu bewegen, absonderlich, da sie öffentlich die größte Freude darüber bezeuget hatten, daß sie nunmehr, vermittelst dieser Schanze, bey allen ihren Unternehmungen gegen die Iroquesen einen sichern Zufluchtsort im Rücken wüßten. Die ganze Sache war mit sehr wenigen Unkosten, und in sehr kurzer Zeit gethan. Wir haben nicht den geringsten Mann dabey eingebüßet. Ja, ungeachtet ich Willens gewesen war, die Lücken in der Schanze nur mit Pfälen auszufüllen: so fiel es doch möglich, sie innerhalb acht Tagen, ohne daß es dem Könige einen Dreyer gekostet hätte, von Steinen aufzubauen.

„Man wollte haben, ich sollte dieses Jahr alle unsere Soldaten, Einwohner und Bundesgenossen zusammennehmen, und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele Onnontague wegnehmen. Allein, ich habe es nicht für dienlich erachtet; erstlich, weil ich nicht stark genug dazu war. Zweytens, damit nicht das Land, wenn es von Leuten entblößet wäre, den Einfällen der Engländer offen stünde, als welche über Chambly ins Montrealische einbrechen können. Drittens, weil der ganze Zug auf weiter nichts, als das Wegbrennen der feindlichen Cabannen, hinauslaufen würde, indem die Wilden, gesetzt auch, es könnten die Engländer ihnen nicht so geschwind zu Hülfe eilen, gleichwohl Zeit genug hätten, mit Weib und Kind in die Wälder zu fliehen. Man darf nur an dasjenige gedenken, was nach dem Zuge des Herrn Denonville gegen die Iroquesen vorgieng, so wird man leicht begreifen, es sey das Wegbrennen eines iroquesischen Dorfes, im geringsten nicht das rechte Mittel, uns gegen die Streifereyen dieser Wilden in Sicherheit zu setzen.„

„Das allerleichteste Mittel, und das am wenigsten kostet, ist dieses, daß man sie ferner durch unablässiges Streifen dergestalt quäle, daß sie sich nicht unterstehen dürfen, einen Tritt weit aus ihrem eigenen Lande zu gehen. Dieses zu thun, werden wir vermittelst der wiedererbaueten Schanze im Stande seyn. Sollten Seine Majestät künftiges Jahr die Entschließung zu einem Angriffe der Pemkuitschanze fassen: so würde die Herzhaftigkeit der Wilden in dasiger Gegend um ein ziemliches vergrößert werden. = = = Ja es wäre zu wünschen, Dieselbe möchten Dero Entschluß bis auf die Bombardirung der Städ-

„te

1695.

„te Baston und Mänhatte ausdehnen, welches zu thun meines Erachtens nicht sonderlich „schwer wäre, und dem Kriege hier zu Lande auf einmal ein Ende machen würde.„

Zwar könnte man wenigstens gegen eines und das andere, was der Graf zu seiner Vertheidigung anführete, ganz wohl etwas einwenden. Mit dem allen aber scheint es gleichwohl schwer, den Ausspruch zu thun, welches von beyden, ob der Nutzen, den dieses Unternehmen brachte, oder der Schaden, den es verursachete, größer war. Vielleicht trieb man die Sache auf beyden Seiten zu weit. Denn gesetzt, es habe sich unter die Bewegungsgründe des Großstatthalters einiger Eigensinn, oder vielleicht auch einiger Eigennutz gemischet, so war doch der Eifer seiner Gegner, oder doch einiger von ihnen eben so wenig von allen Vorurtheilen und widersinnigem Wesen frey. Des Grafen ganzes Unglück war, daß allzuviele Leute an dem Misvergnügen gegen ihn Antheil nahmen.

Lobwürdige Thaten des Ritters Crisasy.

Uebrigens muß man dem Ritter Crisasy das verdiente Lob sprechen, daß er die Befehle des Generales mit einer solchen Geschicklichkeit vollzog, welche jedermann, auch die hauptsächlichsten Tadler der Unternehmung selbst, in Verwunderung setzete. Innerhalb vierzehn Tagen that er nicht nur eine Reise von hundert und zwanzig Meilen weit über eine Menge Wasserfälle, sondern erbauete auch die Catarocuyschanze von neuem. Doch, dabey ließ es sein Eifer und seine Wachsamkeit nicht bewenden. Er schickete vor seiner Rückreise nach Montreal achtzig in kleine Haufen vertheilete Wilde auf Kundschaft aus, und dieser Vorsichtigkeit nebst der Tapferkeit, welche einige Officier, davon ich sogleich reden werde, erzeigten, hatte es Neufrankreich in der That zu danken, daß man für diesesmal in Ruhe ärndten konnte.

Man erfährt, daß Iroquesen zu Felde gehen.

Vierzig von seinen ausgeschickten Kundschaftern nahmen den Weg gegen Onnontague, und einige davon wagten sich bis an den Chuguenfluß. Hier sahen sie nicht nur vier- und dreyßig iroquesische Canote den Fluß herab kommen, sondern sie höreten auch, daß einige Wilden zu einander sagten: nun wollten sie bey den Franzosen und ihren Brüdern am Ludwigssprunge einen Besuch ablegen, daran sie schwerlich gedächten. Die übrigen Parteyen bekräftigten ebenfalls, es sey eine große Menge Iroquesen im Felde, und sie alle mit einander eileten dermaßen nach Hause, daß der Befehlshaber zu Montreal seine Posten in Vertheidigungsstand setzen, und der Graf achthundert Mann auf der Perrotsinsel zusammenziehen konnte.

Werden geschlagen.

Nichts destoweniger rücketen die Iroquesen bis nach Montreal, setzeten verschiedene kleine Haufen ans Land, und schlugen einige Einwohner todt. Als der Großstatthalter Nachricht davon bekam: so vertheilete er sein kleines Heer, und legte in jedwedes Kirchspiel eine gewisse Anzahl Leute, um die Aerndte zu decken. Diese Anstalt machte den Iroquesen alle ihre Anschläge zunichte, auch erlegte Herr Durantaye einen ansehnlichen Haufen dieser Barbaren hinter Boucherville. Zwar wagten die Wilden hier und dort einige Anfälle, aber ohne sonderliche Wirkung. Auf diese Weise endigte sich der Feldzug in dem Herzen der Colonie. Aber in den westlichen Gegenden sah es zu Anfange desselbigen schlimm für die Iroquesen aus.

La Motte Cadillac hatte erwähnter maßen die benachbarten Wilden endlich zum Streifen gegen die gemeinschaftlichen Feinde beredet. Sie thaten es mit so gutem Erfolge, daß sie eine große Anzahl Gefangene nach Michillimakinac brachten. Die Iroquesen wollten dafür an den Franzosen sich rächen, rückten in großer Menge auf die Miamier an, und wollten sie entweder zum Kriege mit denselbigen zwingen, oder vom Josephsflusse, da be-

sagte

sagte Wilden ein volkreiches Dorf inne hatten, wegjagen. Zum Glücke war, als die Iroquesen erschienen, Herr Courtemanche nebst einigen Canadiern in besagtem Dorfe. Er stieß zu den Miamiern, und fiel über diese Barbaren, welche sich nichts weniger vermutheten, mit solchem Ungestüme her, daß viele entweder getödtet oder verwundet wurden, die übrigen aber in großer Unordnung Reißaus nahmen.

1695.

Diese Schlappe fiel ihnen zwar sehr empfindlich, doch es hielt sie die Untreue eines huronischen Hauptmannes, den unsere Canadier insgemein den Baron hießen, bald wieder schadlos dafür. Es war ein gefährlicher Mann, und den Franzosen, die ihm allzuviel traueten, spinnenfeind. Er hatte die Huronen zu Michillimakinac abgehalten, gleich andern in den Krieg zu ziehen, und pflag seit einiger Zeit mit den Iroquesen Unterhandlung. Gleichwohl wußte er sein Vorhaben mit einer Geschicklichkeit, welche nur den Wilden, absonderlich aber den Huronen, eigen ist, zu verbergen. Zu eben der Zeit, als er nebst andern Abgeordneten unserer Bundesgenossen zu dem Großstatthalter abreisete, und ihn ewiger Ergebenheit versicherte, schickete er seinen Sohn, mit dreyßig ihm gänzlich ergebenen Kriegern zu den Tsonnonthuanern.

Treulosigkeit eines huronischen Anführers.

Hier schlossen dieselbigen mit nurbesagtem Orte einen Vergleich sowohl im Namen der Huronen, als der Utauais. Als die ganze Sache endlich offenbar wurde: so war es schon so weit damit gekommen, daß la Motte Cadillac sie nicht mehr ändern konnte. Zwar brachte er es dahin, daß die Vollziehung des Vergleiches, wenigstens auf der Utauais-Seite aufgeschoben wurde: allein, der Baron zog die Larve ab, und entsagte uns völlig. Unser Trost war, daß ein offenbarer Feind allemal weniger Schaden thut, als ein treuloser Bundesgenosse, absonderlich wenn selbiger von einer solchen Gemüthsbeschaffenheit ist, als dieser hatte. Nebstdem hielt es auch nicht das ganze Dorf mit ihm, noch folgete es seinem Beyspiele.

Noch machte eine gewisse Sache den Herrn de la Motte Cadillac schwere Gedanken und bewog ihn, die Abgesandtschaft, davon ich itzt gesprochen habe, zu veranlassen. Die Wilden in seinem Bezirke klageten immer über den hohen Preis unserer Waaren; es war auch derselbige in der That übermäßig. Nichts hat uns in Canada, absonderlich bey mislichen Umständen so sehr geschadet, als daß man auf das Uebertheuern nicht besser Achtung gab, da es doch die Völker, deren Handlung uns höchst nothwendig fiel, öfter als einmal auf den Vorsatz brachte, lieber mit unsern Feinden in Bündniß zu treten.

Staatskunst des Herrn la Motte Cadillac.

Weil der Befehlshaber zu Michillimakinac die betrübten Folgen dieser Unordnung besser, als jemand, vor Augen hatte, gleichwohl aber für seine Person dem Uebel nicht abhelfen konnte: so wollte er den Großstatthalter und den Intendanten mit guter Art dazu veranlassen. Daher stiftete er die Abgeordneten an, die er unter einem andern Vorwande nach Montreal schickete, sie sollten durch ein Geschenk um die Verminderung des Waarenpreises ansuchen, auch auf diesen Punct als auf eine Sache, davon sie nimmermehr abgehen würden, dringen. Sie thaten es; ja, sie giengen um ein ziemliches weiter, als la Motte Cadillac gedacht hatte. Denn sie erschienen vor dem Grafen als Leute, welche die Wahl unter Kriege und Frieden geben, und sagten bey Ueberreichung ihres Geschenkes rund heraus, wofern man ihre Bitte verwerfe, so wüßten sie schon, was zu thun sey.

Ein so drohender Vortrag konnte freylich nicht mit Gelassenheit angehöret werden. Man wies also das Geschenk trotzig ab; und der General gab den Abgeordneten wegen ihrer Ungebühr einen guten Verweis; gleichwohl vermischete er ihn, gleichwie es denn der An-

Was zwischen den Abgeordneten und dem Grafen vorgieng.

1695. Anstifter dieses Streiches zum voraus gesehen hatte, auf eine schickliche Weise mit allerley glimpflichen Worten und gütigem Bezeugen, also, daß aus seiner Rede mehr Gelindigkeit als Zorn hervorleuchtete, und die Wilden wohl merketen, man werde sie wegen des Waarenpreises vergnügen. Unterdessen, da sie in ihrem Vortrage merken ließen, als ob sie überhaupt, und diesen Punct bey Seite gesetzet, keine sonderliche Lust zum Fortsetzen des Krieges hätten: so bezeugete der General großes Mitleiden über die große Verblendung, darinnen sie wären, indem sie ihr wahres Beste nicht zu erkennen vermöchten.

Er seines Ortes, fuhr er fort, sey fest entschlossen, den Krieg zu führen. Zwar wäre es ihm lieb gewesen, wenn seine sämmtlichen Kinder ihm das Blut ihrer vielen getödteten Brüder rächen hülfen, unterdessen wäre er doch im Stande, es ohne ihren Beystand zu thun. Er könne sie für ihren Ungehorsam nicht besser bestrafen, als wenn er ihnen ihren Willen lasse. Nur möchten sie künftig daran gedenken, daß er sie treulich gewarnet habe, es ziele die Absicht der Iroquesen bloß auf ihre Vertilgung, und es suchten dieselbigen, gleichwie die bisherige Erfahrung zeige, sie nur deswegen von dem Bündnisse mit ihm abzuziehen, damit sie die besagte Absicht desto leichter ausführen könnten.

Eine so wohl angebrachte Standhaftigkeit machte die Abgeordneten erstaunet, und verursachte absonderlich dem huronischen Hauptmanne schwere Gedanken. Gleichwohl blieb er bey seinem bisherigen Stilleschweigen, und sagte bloß, seine Nation habe ihm kein Wort mitgegeben, sondern nur befohlen, alles, was sein Vater Onontio sagen werde, genau anzuhören, und seinen Brüdern wieder zu sagen. Weil aber der General seine Ränke schon wußte: so gab er ihm zur Antwort: er möge sich stellen, wie er wolle, er kenne ihn wohl, frage aber nichts nach ihm. Hierauf versicherten die Utauais und Nipißinger den Grafen, sie hätten keinen Antheil daran, im Falle etwa dieser Mann etwas ihm misfälliges vornehme. Die letztern erbothen sich überdieses noch, hier zu bleiben, und dem Kriegeszuge ihres Vaters mit beyzuwohnen.

Ein Siux verlanget des Grafen Schutz.

Einige Zeit vorher waren viele Wilden mit Pelzwerke von dem äußersten Westende des obern Sees, unter Anführung des Herrn le Sueur, angekommen. Als nun der Graf besagten Wilden Gehör ertheilet, trat ein Hauptmann der Siuxen mit traurigen Gebärden zu ihm, legte beyde Hände auf des Grafen Knie, und sagte mit weinenden Augen, er möchte sich doch über ihn erbarmen. Alle übrige Völker hätten ihren Vater, er aber ganz allein wäre einem Fündlinge ähnlich. Damit breitete er einen Biebermantel hin, darauf zwey und zwanzig Pfeile lagen. Diese nahm er einen nach dem andern auf, nennete bey jedwedem ein Dorf von seiner Nation, und verlangete zum Beschlusse, der Graf möchte sie alle miteinander in seinen Schutz nehmen. Der Graf versprach es auch: allein, weiter machte man keine Anstalt, dieses Volk in unserm Bündnisse zu erhalten. Unterdessen, da die weitläuftigen Ebenen, darauf sie wohnen, mit den öfters erwähneten Ochsen angefüllet sind: so hätte man sehr vieles Leder und Wolle von ihnen haben können.

Die Abenaquier werden betrogen.

Indem die Engländer sich auf die Iroquesen verlassen, und wegen Neuyorks nichts mehr befürchten durften: so dachten sie von neuem darauf, wie sie die an Acadia gränzenden Völker von uns abwendig machen möchten. Als sieben Abenaquier mit einer Vergleichsfahne nach Pemkuit kamen: so wurden sie angehalten, drey davon als Gefangene nach Baston abgeführet, die vier übrigen unterwegens erwürget. Der Ritter Phibs war vor kurzem in England gestorben, und noch niemand an seine Stelle gesetzet worden, sondern es regierete unterdessen einer, Namens Stougton, Neuengland, bis auf weitern Bescheid.

scheid. Von diesem verlangeten die Abenaquier ihre wider das Völkerrecht gefangen gesetzeten Brüder, nebst der Vergleichsfahne, die ihnen Sicherheit hätte verschaffen sollen; statt der Antwort warf er ihnen ihre letzthin verübeten Feindseligkeiten vor, und verlangete, unter großen Drohungen, sie sollten ihm die Urheber derselbigen ausliefern.

1695.

Sie antworteten aus gleichem Tone. Endlich gab man es auf beyden Seiten genauer. Stougton wollte diese Leute, die sich fürchterlich gemacht hatten, nicht noch mehr erbittern, sie hingegen hätten nur gern ihre Anverwandten losgehabt, und sodann die ermordeten gerächet. Da sie aber erfuhren, die Engländer rüsteten sich währender Unterhandlung zu einem Ueberfalle: so griffen sie zum Gewehre.

Sie wollen sich deswegen rächen.

Nur das einzige hielt sie zurück, daß ihre Feinde, wie sie dachten, Meister zur See waren, und die Franzosen das Herz nicht hatten, sich auf diesem Elemente vor ihnen sehen zu lassen. Als aber ein königliches Kriegesschiff unter dem Herrn Bonaventure ankam, und einige englische Fahrzeuge an der benachbarten Küste wegnahm: so ließen sie diese Meynung fahren, und beschlossen, den Engländern alles mögliche Herzeleid anzuthun. Wie sie diesen Vorsatz erfülleten, das werden wir in folgendem Buche vernehmen.

Weil zu Ende des Jahres so wohl in England, als zu Baston, eine starke Flotte ausgerüstet wurde: so vermuthete man, es sey damit auf Neuland gemünzet. Plaisance war in einem sehr elenden Zustande. Es stellete also der Graf nebst dem Herrn von Champigny dem Minister vor, es würde der Verlust dieses Platzes bey den bevorstehenden Friedenshandlungen, die man zum voraus sah, große Schwierigkeiten verursachen.

Frontenac und Champigny schlagen vor, Baston anzugreifen.

Sie schlugen vor, man solle künftiges Frühjahr etwa ein Dutzend Kriegesschiffe aus den französischen Häfen abschicken, das englische Geschwader, das um dieselbige Zeit auslaufen werde, schlagen, und hernach Baston wegnehmen. Denn es treibe diese Stadt eine sehr starke Handlung, und werde uns, wenn wir sie einmal weggenommen hätten, zum Meister vom ganzen Fischfange machen. Es war dieser Anschlag nicht nur vortrefflich, sondern auch weit leichter auszuführen, als man in Frankreich glaubete. Allein, der König hegete andere Absichten; und man wußte in Frankreich nicht eben so gut, als in Canada, wie viel daran gelegen sey, daß die Macht der Engländer in dem nordlichen Theile von America geschwächet werde.

Einrichtung des Feldzuges für 1696.

Demnach ließ es der geheime Rath Seiner Majestät dabey bewenden, daß man die Engländer im folgenden Jahre aus allen ihren neuländischen Plätzen, aus der Pemkuitsschanze, welche ganz Acadia Furcht einjagete, und aus den übrigen Orten an der Hudsonsbay jagen wolle. Wie es scheint, so sollte die Unternehmung gegen Pemkuit auf Kosten des Königes, die übrigen aber auf Kosten der nordischen Handelsgesellschaft ausgeführet werden. So viel ist gewiß, daß Seine Majestät die erstere den Herren d'Iberville und Bonaventure auftrugen.

Der Intendant zu Rochelle, Herr **Begon**, bekam schon im Hornung Befehl, den Envieux und Profond zu Rochefort auszurüsten. Der Verhaltungsbefehl beyder Anführer lautete, sie sollten die Pemkuitschanze nach der Eroberung bis auf den Grund schleifen, dagegen aber die Johannesschanze aufbauen, und von hier den Herrn Serigny mit seinem Schiffe, der Drache genannt, in die Hudsonsbay schicken, sie selbst aber nach Neuland abgehen, zu den Maloer Schiffen, welche da auf sie warten würden, stoßen, und alle zusammen, nach genommener Abrede mit dem Befehlshaber zu Plaisance, Herrn

1695.

Brouillan, die Engländer zu Wasser und zu Lande angreifen. Den Erfolg aller dieser Unternehmungen werden wir künftig sehen.

Gedanken des Königs vom Iroquesen-Kriege.

Den iroquesischen Krieg betreffend, so schrieb Herr Pontchartrain im Maymonate 1696 folgendes an den Großstatthalter und den Intendanten. „Seine Majestät glauben, „der Iroquesenkrieg habe keine andere Ursache, wenigstens doch die letztern Jahre her, „als den Handelsneid gegen die obern Nationen und Neuyork; indem besagtes Volk, „seiner Lage wegen, eine große Bequemlichkeit, so wohl zu einem, als dem andern Han„del hat. Auch glauben Dieselbige, es rühre der Abfall der Utauais und anderer entfern„ter Völker dasiger Gegenden bloß daher, weil die Franzosen, durch ihr Auslaufen ins „Land hinein, die Handlung an sich zogen, welche besagte Völker mit den nordlicher ge„legenen trieben, und daß das Wildschießen, welches, ungeachtet alles Verbiethens, hef„tiger, als jemals, einreißt, die Quelle aller innerlichen Unordnungen sey, und Gelegen„heit gegeben habe, daß viele Wohnplätze zerstreuet oder einzeln liegen, dadurch aber die „Kräfte des Landes geschwächet, und die Willensmeynung Seiner Majestät, daß die „Wohnungen beysammen liegen, und die Einwohner des Feldbaues warten sollen, ver„nichtet wird.„

Ferner schrieb der Minister, weil der Graf nebst dem Intendanten vorgestellet hätten, es wären unsere Bundesgenossen übel gesinnet, und man könne, weil es allzuviel koste, nicht wohl eine Gemeinschaft, den Krieg betreffend, mit ihnen unterhalten: so halte Seine Majestät, auf Gutachten erfahrener Personen, für gut, Michillimakinac nebst den übrigen entlegenen Plätzen zu räumen. Doch wolle sie die unter den Illinesen angelegte Ludwigsschanze beybehalten, wiewohl mit der Bedingung, daß die Eigenthumsherren derselbigen, nämlich die Herren **de la Foret** und **Tonti**, keine Bieberbälge in die Colonie abschicken sollten.

Mir ist unbewußt, wer dem Könige dieses rieth? Gewiß aber ist es, daß zwar einer Seits die Canadier durch ihr Auslaufen in die wilden Länder die neufranzösische Handlung verderbeten, ein lüderliches Leben einführeten, die Nation bey allen andern in Nordamerica verächtlich macheten, und dem Fortpflanzen des Glaubens eine unübersteigliche Hinderniß in den Weg legeten; auf der andern Seite aber die Mittel, welche seine Majestät dagegen ergriff, bey den damaligen Umständen der Colonie keinesweges thunlich wären; denn es hätten die Engländer alle geräumete Plätze im Augenblicke besetzet, alle Völker aber, welche sich uns zu gefallen da niedergelassen hatten, wären unsere Feinde geworden. Hätten sich nun diese Völker einmal zu den Engländern und Iroquesen geschlagen: so wären wir in einem einzigen Feldzuge aus ganz Canada gejäget worden.

Böse Gesinnungen unserer Bundesgenossen.

Unterdessen hatte der Graf endlich eingesehen, es sey unumgänglich nothwendig, alle Kräfte zu Bezwingung der Iroquesen anzuwenden. Er merkete dieses sonderlich aus dem, was ihre Gesandten bey dem letztern Gehöre gegen ihn äußerten. Hauptsächlich aber beschloß er deswegen, mit aller seiner Macht in ihrem Lande zu erscheinen, weil er von allen Seiten Nachricht bekam, das Stillesitzen der Franzosen verursachete in den Gemüthern der Bundesgenossen, denen man schon seit langer Zeit Hoffnung zu einem Hauptzuge gegen die gemeinschaftlichen Feinde gemachet habe, eine sehr schlimme Wirkung.

Diese Entschließung machete er dem Befehlshaber zu Michillimakinac durch einen Franzosen zu wissen, welcher sich zu den Abgeordneten der Utauais, als selbige nach Hause reiseten, schlug, besagter Abgesandte fand den Herrn de la Motte Cadillac in großer Ver-

kegen=

legenheit. Der Baron hatte es durch seine Ränke dahin gebracht, daß die dasigen Wilden nicht nur eine Gesandtschaft der Jroquesen angenommen, sondern ihr auch alles, was sie begehrete, verwilliget hatten. Demnach schlossen die Jroquesen nicht nur Frieden mit den Huronen und Utauais; sondern beredeten sie auch, auf unserer Feinde Seite zu treten, und uns zu bekriegen.

1695.

La Motte Cadillac hatte bey den Unterhandlungen gegenwärtig zu seyn gesuchet, aber vergeblich. Doch hatte ihm Onaske, Hauptmann der kiskakonischen Utauais, von allem, was vorgieng, Bericht erstattet. Er suchete die gegenseitigen Ränke zu vernichten: es gieng aber schwer damit zu, absonderlich, nachdem die Abgeordneten von Montreal zurückkamen; denn es war die ganze Sache in ihrer Abwesenheit vorgegangen, und sie sprengeten nach ihrer Wiederkunft aus, alle Franzosen wären todt, das ist, vermöge einer bey den Wilden im Schwange gehenden Redensart, sie wüßten sich nicht weiter zu helfen. Absonderlich dürften wir uns zur See nicht blicken lassen, wir hätten weder Wein, noch Brandtewein, und trügen noch eben die Hemden am Leibe, die wir nach Montreal gebracht hätten, weil Onontio nicht im Stande gewesen sey, uns andere zu geben.

La Motte Cadillac wiegelt die Utauais wider die Jroquesen auf.

Cadillac ließ bey diesen Umständen den Muth nicht sinken. Der Franzos, der mit den Abgeordneten angekommen war, hatte ihm ein Schreiben vom Großstatthalter mitgebracht, daraus er einige seit kurzem von den Unserigen über die Jroquesen erhaltene Vortheile ersah. Hiervon nun machete er gewaltiges Wesen, absonderlich von dem Gefechte des Herrn de la Durantaye bey Boucherville. Nachgehends sagete er, ungeachtet die Waaren voritzt theuer wären, indem der widrige Wind, nicht aber die Furcht vor den Engländern, die Schiffe verhindert habe, so bald, als sonst gewöhnlich, einzulaufen, so wolle er doch alle noch vorräthige Waaren nicht nur in dem gewöhnlichen Preise, sondern auch auf Borg, geben.

Dieser Vorschlag erzeugete eine gute Wirkung. Onaske machte sich nebst andern Ausgeschickten des Befehlshabers denselbigen zu Nutze, und stellete den hitzigsten die schlimmen Folgen ihres getroffenen Bündnisses vor. Als sie zu wanken anfingen, berief sie Cadillac zu sich, und sagete, wenn sie alles, was seit seines hiesigen Aufenthaltes vorgegangen wäre, zu überlegen beliebeten, so würden sie leicht sehen, daß er sie nie betrogen habe, gleichwie sie doch, und zwar auf sehr unziemliche Weise, vorgegeben hätten; sondern daß sie sich vielmehr selbst betrogen, und übelgesinneten Leuten gefolget hätten.

Als er merkete, daß seine Vorstellung Eingang fand: so hielt er nicht für nöthig, weder eine längere Rede zu halten, noch ihnen viele Zeit zum Nachsinnen zu lassen; sondern schlug vor, man wolle einige Parteyen gegen die Jroquesen ausschicken, welche nebst den Huronen und einigen Utauais wirklich auf der Jagd waren. So elend ist der Zustand derjenigen beschaffen, welche Barbaren ohne Treue und Ehrlichkeit unter sich haben! Sie können sich auf das Versprechen derselbigen nie verlassen, und haben zuweilen kein anderes Mittel gegen ihre Treulosigkeit, als eben diese ihre Leichtsinnigkeit. Die Utauais brachen ihre durch viele Eidschwüre bekräftigte Treue gegen uns. Sie verbanden sich durch neue Eidschwüre mit den Jroquesen, und wurden, ehe man es sich versah, abermals ihre Feinde.

Kaum hatte Cadillac ausgeredet: so warf sich Onaske nebst einem puteuatamischen Oberhaupte, Namens Uilamek, und einem Algonquinen, Namens Mikinac, zu Anführern

Die Jroquesen werden geschlagen.

1695. führern auf, und brachten bald eine ansehnliche Menge Krieger zusammen. Zwar gaben einige Huronen den Iroquesen ungesäumet Nachricht davon, und diese ergriffen die Flucht: allein, unsere Helden eileten ihnen mit ungemeiner Geschwindigkeit nach, und erreicheten sie. Man schlug sich am Ufer eines Flusses mit großem Grimme herum. Endlich mußten die Iroquesen, um sich zu retten, ins Wasser springen. Die Sieger brachten dreyßig Haarköpfe nach Michillimakinac; imgleichen zwey und dreyßig Gefangene, und ungefähr fünfhundert Bieberbälge. Unter den Gefangenen waren viele Huronen, die man ihren Landesleuten auslieferte, welches denn ihnen sehr wohl gefiel.

Erfolg dieser Begebenheit.

Hiermit war nun nicht zu besorgen, es möchten die Utauais so bald weder der Iroquesen noch der Engländer gute Freunde werden; denn diese traf der ganze Verlust der gemachten Beute, indem sie den Iroquesen ihre Waaren zum Voraus lieferten, und mit dem, was die Jagd eintragen werde, dafür bezahlet werden sollten. Nach einiger Zeit kam Herr d'Argenteuil von Montreal nach Michillimakinac, und posaunete die großen Kriegesanstalten des Grafen zu einem Zuge gegen die Iroquesen aus. Cadillac lud die Wilden ein, ihren Vater zu begleiten, sagete aber dabey, er thue dieses nur für sich selbst, und ohne allen Befehl von seinem Generale. Onaske war gleich willig, unter des Onontio Fahne zu fechten, und Cadillac hoffete lange Zeit, es werde das französische Heer durch vierhundert Krieger von dieser Nation verstärket werden: allein, es wurde wegen allerley Zufälle nichts aus allen seinen Anschlägen, und man hatte Ursache, zu vermuthen, es hätten die Huronen, um sich wegen ihres bey der iroquesischen Niederlage erlittenen Schimpfes zu rächen, diesen Streich abgewendet.



Der

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Sechszehntes Buch.

1696.

Als der Graf von Frontenac seinen gefasseten Schluß, mit seiner ganzen Macht bis in das Herz der iroquesischen Länder einzudringen, eröffnet hatte: so kamen verschiedene Meynungen an den Tag, wie es anzustellen sey, daß dieser längst gewünschte Zug einen glücklichen Ausgang gewinnen möge. Das geringste, was man davon hoffete, das war die Endigung eines Krieges, welcher die französischen Pflanzlande öfterer, als einmal, in die Gefahr ihres Unterganges gesetzet, ihre Aufnahme verhindert, und dagegen den Engländern Gelegenheit gegeben hatte, ihre Handlung empor zu bringen, und in dem nordlichen America mächtig zu werden.

Allerley Meynungen den Feldzug betreffend.

Eben so wenig war man wegen der Zeit, die man dazu erwählen sollte, einerley Sinnes. Einige gaben vor, man müsse den Ort Onnontague mit der ganzen Macht Neufrankreichs im Winter überfallen, damit man hernach die übrigen Orte in einem einzigen Feldzuge ebenfalls vertilgen könnte. Allein, der Ritter Callieres war einer andern Meynung. Er schrieb dem Generale, es werde derselbige nicht Leute genug auftreiben können, welche mit Schlittschuhen fortkommen, alle Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse einen so weiten Weg tragen oder schleppen, und einen mitten im feindlichen Lande gelegenen Flecken wegnehmen könnten; absonderlich, da es dem Feinde leicht falle, alle seine Krieger in kurzer Zeit daselbst zu versammeln, und sich dermaßen zu verschanzen, daß er dem französischen Heere das Fortrücken lange Zeit streitig machen könne.

Gesetzt nun, fuhr er fort, man jage die Feinde aus ihrer Verschanzung: so können sie unserer Mannschaft, weil sie vieles Geräthe bey sich hat, überall auflauren, und sie bis an die Thore von Montreal bezwacken. Daher ist es besser, den Sommer abzuwarten; denn da können alle unsere Soldaten, Landausschuß und angesessene Wilden, einer wie der andere, fortkommen, und ein Heer ausmachen, das sich auf allen Seiten zu wehren, auch alles, was man verlanget, auszurichten vermag. Gleichwohl wäre es gut, wenn man vorläufig die Agnier auf dem Eise angriffe; indem sie die nächsten sind, und sich nicht das geringste besorgen, folglich desto leichter überraschet werden können.

Dieser

1696.

Unternehmung des Hr. Louvigny auf dem Eise.

Dieser Rath gefiel dem Generale desto besser, weil er selbst diese Meynung hegete; nebstdem aber das Wetter bis in den Jänner dermaßen schlimm war, daß man bey Quebec weder zu Fuße, noch auf Schlitten, noch mit Caneten, auf dem Lorenzflusse fortkommen konnte. Er befahl also dem Befehlshaber zu Montreal, er solle aus seinem eigenen und dem Bezirke der drey Flüsse fünf- bis sechshundert Mann gegen die Agnier aufbringen. Die Leute waren in kurzer Zeit beysammen. Aber, als er mit ihnen zu Felde gehen wollte: so erfuhr man für gewiß, der Anschlag sey entdecket, und die Agnier bewärben sich nicht nur bey den übrigen Orten, sondern auch bey den neuyorkischen Engländern um Hülfe.

Herr Callieres gab dem Grafen hiervon Nachricht. Die Antwort war, er solle nur dreyhundert auserlesene Leute gegen die iroquesischen Jäger ausschicken, welche in großer Anzahl und ohne die geringste Sorge auf ihrem gewöhnlichen Winterjagdplatze, zwischen dem Lorenzstrome und dem großen Flusse, vorhanden seyn müßten. Diese Mannschaft machete sich mit Ausgange des Jänners, unter Anführung des Herrn Louvigny, wirklich auf den Weg: mußte aber wegen des tiefen Schnees dreyzehn Tage lang unweit Montreal stille liegen; indem der Schnee dieses Jahr in weit größerer Menge, als gewöhnlich, fiel. Nachgehends setzete sie ihren Weg bis auf fünf Meilen von Catarocuy mit unglaublicher Beschwerlichkeit fort; indem sie überall, sieben bis acht Schuh hoch, weichen Schnee antraf. An besagtem Orte wurden die Wilden auf Kundschaft ausgeschicket. Diese fanden, nach einem Zuge von acht bis zehn Tagen, zehn Iroquesen nebst einem Weibe, schlugen drey davon todt, und nahmen die übrigen gefangen. Die Gefangenen wurden nach Montreal gebracht, ein Paar davon verbrannt, die übrigen aber begnadiget. Denn es kannten sie einige Franzosen, welche in ihrem Lande leibeigen gewesen waren, und bezeugeten, sie hätten ihnen das Leben zu danken. Doch wurden sie in die Dörfer am Ludwigssprunge, am Berge und Loretto vertheilet.

Einige andere Gefangene, die man im Frühlinge bekam, berichteten, die Iroquesen hätten sich den ganzen Winter über in ihren Schanzen eingeschlossen gehalten: sie würden aber bald in starker Anzahl erscheinen, und die Franzosen an der Aussaat verhindern. Es schwärmeten auch wirklich viele Parteyen um unsere Wohnplätze herum; doch der Befehlshaber zu Montreal machte so gute Anstalten, daß die Feldarbeit ihren Weg dahin gehen konnte. Nur einige Einwohner fielen in des Feindes Hände, weil sie den gegebenen Befehl nicht beobachtet hatten.

Tod des Ritters Crisasy.

Den 20sten März kam Louvigny, aus Mangel der Lebensmittel, wieder. Bald darauf verlor Neufrankreich einen Mann, welchen jedermann ungemein bedauerte. Der Ritter Crisasy hatte immer gehoffet, der Hof werde, nach den letztern Proben seines Eifers und seiner Geschicklichkeit, ihm irgend eine Gnade erzeigen; absonderlich, weil so wohl der Graf, als der Intendant, ihr Möglichstes thaten, um eine seinen Diensten gemäße Belohnung für ihn auszuwirken. Gleichwohl half ihre Vorsprache nicht das geringste, und der Ritter zog sich die Sache dermaßen zu Gemüthe, daß er darüber starb. Doch nahm er diesen Trost mit sich aus der Welt, daß ihm Vornehme und Geringe ihr Beyleid bezeugeten und herzlich bedauerten, daß so große Gaben in der Dunkelheit bleiben müßten.

Im Maymonate begab sich der Ritter Callieres nach Quebec, um mit dem Grafen wegen der Unternehmungen im bevorstehenden Feldzuge Abrede zu pflegen, indem man mit den

den Zurüstungen schon weit gekommen war. Als alles seine Richtigkeit hatte, so gieng er, um das Seinige zur Ausführung beyzutragen, nach Montreal zurück. Den 22sten des Brachmonates kam der Graf selbst in Begleitung des Intendanten, des Ritters Vaudreuil, des Herr Ramezay, Befehlshabers der drey Flüsse, der Soldaten und des Landausschusses aus dem Bezirke von Quebec und den drey Flüssen dahin. Die Mannschaft des montrealischen Bezirkes war schon beysammen, folglich nichts weiter zu thun, als aufzubrechen.

1696.

Einrichtung des Heeres.

Den 4ten des Heumonates kamen zehn Utauais nach Montreal. Sie hatten in der Gegend um Onnontague lange Zeit herum gestreift, aber keinen einzigen Gefangenen gemacht. Endlich erfuhren sie, man habe eine ansehnliche Partey gegen sie ausgeschicket; damit sucheten sie den Rückweg nach Catarocuy, und erfuhren von dem dasigen Befehlshaber, Herrn de Jourdis, der Graf werde mit allen Franzosen ungesäumet zu Felde ziehen. Sie kamen also und bothen ihre Dienste an, wurden auch um so viel williger angenommen, weil man hoffete, ihr Beyspiel werde noch mehrere von ihren Landesleuten herbeylocken.

Sie fanden den General im chinesischen Quartiere. Das Heer kam noch an eben dem Tage auch dahin, imgleichen fünfhundert Wilde, daraus man zween Haufen machete; der erste bestund aus den Iroquesen vom Ludwigssprunge und den angesessenen Abenaquiern, und hatte den Herrn Maricourt zum Anführer. Der zweyte begriff die Huronen von Loretto nebst den Iroquesen vom Berge, unter Anführung zweener Lieutenante und Brüder, der Herren von Beauvais und le Gardeur. Die zehn Utauais macheten nebst einigen Algonquinen, Sokokinen und Nipissingern, einen eigenen Haufen aus, dessen Anführung der Baron von Bekancourt über sich nahm.

Die Soldaten theilete man in vier Bataillonen, jedwedes von zweyhundert Mann, unter Anführung vier alter Hauptleute, nämlich des de la Durantaye, Muys, Mesnil, und des Ritters de Grais. Auch errichtete man aus dem canadischen Landausschusse vier Bataillonen. Der quebecsche stund unter dem abgedankten Hauptmanne de St. Martin. Der von Beaupre unter dem Lieutenante Grandville; der von den drey Flüssen unter dem Platzmajor Grandpre; und der montrealische unter dem königlichen Fiscale besagter Stadt, Herrn des Chambauts. Der Hauptmann Subercase versah das Amt als Generalwachtmeister, und jedwedes Bataillon, so wohl Kriegesvölker, als Landausschuß, hatte seinen Adjutanten.

Den 6ten lagerte sich das Heer auf der Perrotsinsel; den folgenden brach es in folgender Ordnung auf: Herr von Callieres führete den Vortrab, bestehend aus dem ersten Haufen Wilden und zweyen Bataillonen Soldaten. Vor ihnen her zog der Stückmeister mit zwey großen Fahrzeugen, darauf zwey Feldstücke, einige Mörserchen zum Granatenwerfen, Kunstfeuer und dergleichen mehr, waren. Noch hatten sie einige mit allerley Lebensmitteln beladene, und mit Canadiern bemannete Canote bey sich.

Hierauf erschien der Graf Frontenac mitten unter vielen Canoten, darinnen seine Leibwache, sein Geräthe, und eine gute Anzahl Freywillige waren. Er hatte den Oberingenieur, Herrn le Vasseur, bey sich. Die vier Bataillonen Landausschuß macheten, weil sie stärker, als die Soldatenbataillonen, waren, den Hauptzug aus, und wurden zwar vom Generale selbst, unter ihm aber von dem Herrn Ramezay, angeführet. Der Nachzug unter

1696. dem Ritter Vaudreuil bestund aus den übrigen beyden Soldatenbataillonen und dem zweyten Haufen Wilden.

Diese Ordnung wurde währenden Zuges beständig beobachtet, ausgenommen, daß der Vor- und Nachzug einander abwechselten. Den 19ten kam das Heer nach Catarocuy, und wartete auf die vom Cadillac versprochenen vierhundert Utauais bis den 26sten. Sie blieben aber aus. Eben so wenig erschienen auch einige französische Reisende, welche jene begleiten sollten, vermuthlich aber die Wege für unsicher hielten, folglich sich allein nicht darauf getraueten. Nebstdem mußte man sechs und zwanzig Kranke zu Catarocuy lassen, davon der meiste Theil bey dem Uebersetzen über die Wasserfälle zu Schaden gekommen war.

Den 28sten war das Heer an der Mündung des Chuguenflusses. Weil dieser Fluß einen strengen Lauf und ein enges Bette hat: so schickete der General vorher funfzig Kundschafter auf jeder Seite zu Lande aus. Diesen Tag legete er nicht mehr, als anderthalb Meilen, zurück.

Damit man desto geschwinder fortrücken und beyde Ufer des Flusses zu Lande und zu Wasser einnehmen könnte: so machete man zween Theile aus dem Heere. Der Graf blieb mit dem Herrn Vaudreuil, vier Bataillonen Ausschuß, und einem Bataillon Soldaten auf der linken Hand; die Herren Callieres und Ramezay nebst allem übrigen Volke auf der Rechten. Gegen Abend stieß man, nach zurückgelegten drey Meilen, am Fuße eines Wasserfalles zusammen. Es hat derselbige etwa zwölf Schuhe in die Höhe, und nimmt die ganze Breite des Flusses ein.

Das Heer ist in großer Gefahr.

Der größte Theil vom Heere hatte sich den Strom des besagten Falles ergreifen lassen, und es war gefährlich, die Canoten umkehren zu lassen. Dieser Unordnung half der Ritter Callieres ab. Er ließ alle seine Leute aussteigen, die Canote tragen, und die Fahrzeuge oder Flößen auf Walzen bis überhalb des Falles fortrollen. Diese Beschäftigung daurete bis zehn Uhr Abends, und geschah bey Holzfackeln mit bewundernswürdiger Ordnung. Als man über den Fall weg war: so zog man mit größerer Vorsichtigkeit, als bisher, nicht nur, weil man dem Feinde näher kam, sondern auch, weil die zu Lande fortrückenden ungemein schlimme Wege vor sich fanden, und der Ritter Vaudreuil mit seinen Leuten fünf französische Meilen weit bis ans Knie im Wasser waden mußte.

Kömmt nach Onnontague.

Endlich kam das Heer an einem Orte, le Rigolet genannt, in den Gannentahasee. Hätte der Feind diesen Eingang besetzet: so hätte man schwerlich durchdringen können. Hier fand man zwey Büschelchen Binsen an einem Baume hängen, welche nach Landesart so viel bedeuteten: es erwarteten tausend vierhundert und vier und dreyßig Krieger, denn so viele Binsen waren es, der Franzosen, und sprächen ihnen Hohn. Hierauf setzete das Heer in Schlachtordnung über den See. Herr Callieres stellete sich, als ob er mit dem linken Flügel auf der Seite, wo der Feind stund, landen wollte; zu eben der Zeit landete der Ritter Vaudreuil mit etwa achthundert Mann zur Rechten, zog um den See herum, und stieß zu Callieres, wornach das ganze Heer landete.

Herr le Vasseur stach sogleich eine Schanze ab, welche den folgenden Tag fertig wurde. Man verwahrete darinnen den Vorrath, die Canoten und die Flößen, und legete die beyden Hauptleute, Marquis de Crisasy und des Bergeres, mit hundert und funfzig auserlesenen Leuten hinein. Uebrigens weis ich nicht, aus welchem Grunde man die Iroquesen zu überraschen hoffete, da man doch die Zurüstungen zu dem Zuge nicht mit

dem

dem geringsten Vorwande zu bemänteln gesuchet hatte. Freylich wußten die Orte lange Zeit nicht, wo das Wetter eigentlich einschlagen sollte, weil man dieses geheim hielt. Sie erfuhren es aber von einem ehrvergessenen Ueberläufer aus dem Bergdorfe, welcher nebst andern, um einige Gefangene zu machen, ausgeschicket worden war.

1696.

Der Bösewicht gab zwar den Tsonnonthuanern, seinen Landesleuten, noch eine andere Nachricht: sie that aber eine ganz andere Wirkung, als er gedachte. Weil der Ritter Callieres leicht erachtete, es würden einige Wilden weglaufen: so sagete er bey dem Aufbruche von Catarocuy ganz laut, man dürfe sich über das Außenbleiben der Utauais nicht wundern; denn es habe sie der Graf ersuchet, unterdessen, da er auf die Onnontaguer losgehe, die Tsonnonthuaner anzugreifen. Diese Zeitung nun überbrachte der Ueberläufer seinen Landesleuten, und verursachete dadurch, daß ihre Krieger, um ihr eigen Land zu vertheidigen, zu Hause blieben.

List des Ritters Callieres.

Eben diesen Abend erblickete man in der Gegend, wo das Hauptdorf der Onnontaguer lag, eine starke Hellung; und man muthmaßete, der Wahrheit gemäß, die Wilden müßten es in Brand gestecket haben. Die folgende Nacht lief noch ein Tsonnonthuaner weg. Man hatte die beyden Kerl im vorigen Jahre gefangen bekommen, und ihnen das Leben geschenket; sie bezeugeten auch große Herzensfreundschaft gegen die Franzosen. Aber die Klugheit erforderte es, ihnen nicht so geschwind zu trauen. Man hatte bereits viele Spuren von Leuten, welche nach Goyoguin und Onneyuth giengen, oder daher kamen, entdecket, woraus man schloß, die Onnontaguer müßten alle unnütze Mäuler dahin geschicket, und dagegen alle wehrhaftige Leute an sich gezogen haben.

Die Onnontaguer brennen ihr Hauptdorf weg.

Den dritten Tag lagerte sich das Heer eine halbe Meile weit von dem Landungsorte, bey den Salzbrunnen, davon ich anderswo gedacht habe. Den folgenden Tag stellete es Herr von Subercase in zwey Treffen, und sonderte die nöthige Mannschaft zum Tragen des groben Geschützes ab. Herr Callieres führete das linke Treffen. Weil er aber nicht wohl zu Fuße war, so hatte er ein Pferd einschiffen lassen, darauf er sich setzete. Der Ritter Vaudreuil führete das Treffen zur Rechten, wo die wenigste Gefahr war. Zwischen beyden wurde der General in einem Sessel getragen, mit seiner Leibwache und den Freywilligen umringet und das grobe Geschütz vor sich habend. Wegen des schlimmen Weges erreichete man das Dorf erst gegen Abend. Man fand es meist in der Asche, und zween seit langer Zeit gefangene Franzosen frisch ermordet.

Man findet es leer.

Doch darüber wunderte man sich am meisten, daß der Feind seine Festung, daraus er doch, wie die Spur zu erkennen gab, einen langwierigen Widerstand thun konnte, zerstöret hatte. Man begriff auch nicht, warum ihre Erbauer, die Engländer, sie verlassen und nicht die geringste Bewegung zur Vertheidigung ihrer Bundesgenossen gemacht hatten. Besagte Festung war ein länglichtes Viereck mit vier Bollwerken; rings umher waren doppelte Pallisaden gesetzt, und an den Seiten Redouten vorgeleget. Der äußere Platz um die Festung war mit vierzig bis funfzig Schuh hohen Stangen umfasset. Funfzehnhundert Iroquesen, eben so viel Engländer, einiges grobe Geschütz, das man aus Neuyork leicht haben konnte, die benachbarten und zum Legen eines Hinterhaltes sehr bequemen Wälder, nebst der Leichtigkeit, das sogenannte Rigolet zu vertheidigen, hätte den Grafen sehr leicht in Gefahr einer guten Schlappe, oder einer langen Nase setzen können.

Nachläßigkeit der Feinde.

Den 5ten früh kamen zwey Weiber nebst einem Kinde aus dem Bergdorfe, welche seit sechs Jahren zu Onneyuth gefangen gewesen, nun aber entwischet waren, ins Lager, und

Die Onneyuther bitten um Friede.

1696.

und bestätigten, es hätten sich alle streitbare Leute, an einen gewissen Ort, der eine Meile weit von hier liege, geflüchtet. Nachmittage kam ein französischer Soldat, der mit dem Pater Milet gefangen worden war, aus Onneyuth zum Heere, brachte im Namen der Häupter des besagten Ortes ein Geschenk, und verlangete Frieden. Der General schickete ihn den Augenblick wieder zurück, und ließ denen, die ihn gesandt hatten, vermelden, er wolle sie zwar zu Gnaden annehmen, sie müßten sich aber in dem Bezirke der Colonie niederlassen. Uebrigens werde er sich mit verstelleten Unterhandlungen nicht aufhalten, sondern ihre endliche Antwort durch seine Krieger einholen lassen.

Herr Vaudreuil rücket nach Onneyuth.

Es brach auch der Ritter Vaudreuil den folgenden Morgen mit sechs bis siebenhundert Mann wirklich nach besagtem Orte auf. Ihm war befohlen, das Getreyde abzuhauen, die Dörfer wegzubrennen, sechs Oberhäupter als Geisel anzunehmen, und alles, was sich widersetzete, niederzuhauen. Den 6ten entwischete ein junger Franzos, der seit sieben Jahren zu Onneyuth gefangen gewesen war, und entdeckete viele Orte, da sowohl Getreyde, als allerley Geräthe, das der Feind wegen Zeitmangels nicht mitnehmen konnte, verborgen lag. Alles dieses nahm man weg, hieb das Getreyde ab und verheerete das Land. Eben also verfuhr man auch die beyden folgenden Tage.

Standhaftigkeit eines Greisen.

Den 8ten wurde ein Greis, der, wie man sagte, beynahe hundert Jahre alt war, in einem Walde gefangen. Der Mann hatte entweder mit seinen übrigen Landesleuten nicht weglaufen können, oder wie es scheint, nicht wollen. Denn er erwartete den Tod mit eben der Unerschrockenheit, als die alten römischen Rathsherren zu der Zeit, da Rom von den Galliern erobert wurde. Man gab ihm den Wilden Preis, welche, ohne sein hohes Alter anzusehen, ihren Verdruß über die Flucht seiner Landesleute an ihm ausließen. Schwerlich ist man jemals so grausam mit einem Menschen umgegangen, noch hat ein Mensch ein standhaftigeres und erhabeneres Gemüth gezeiget, als dieser Greis.

Es war ohne Zweifel ein höchst seltsamer Anblick, einen alten verlebten Mann von mehr als vierhundert Kerlen auf alle ersinnliche Weise peinigen zu sehen, ohne daß sie ihm nur den geringsten Seufzer auspressen konnten: dahingegen er ihnen bis auf den letzten Athem vorwarf, sie hätten sich selbst zu leibeigenen Knechten der Franzosen, von denen er mit äußerster Verachtung sprach, gemacht. Die einzige Klage, die ihm entfuhr, war, als ihm einer entweder aus Mitleiden oder aus Grimme, um ihn vollends hinzurichten, einige Stiche mit dem Messer gab. Er sagte: „du hättest billig mein Leben noch nicht abkürzen sollen; „denn du hättest sodann desto besser lernen können, wie man als ein braver Mann sterben „müsse. Ich meines Ortes sterbe mit Vergnügen, weil ich mich keiner Zaghaftigkeit „schuldig weis.„

Was Vaudreuil zu Onneyuth thut.

Den 9ten kam Herr Vaudreuil, nachdem er die Schanze und die Dörfer des onneyuthischen Bezirkes weggebrannt hatte, mit etwa fünf und dreyßig Mann, meistens gefangene Franzosen, die er befreyet hatte, ins Lager zurück. Es kamen auch einige Oberhäupter des besagten Ortes mit, und ergaben sich in des Grafen Gnade. Er empfing sie, in Hoffnung, die übrigen gleichfalls anzulocken, ungemein freundlich: allein, seine Hoffnung war vergeblich. Unter dem Haufen war ein junger Agnier, der, um zu sehen was vorgehe, nach Onneyuth gekommen war. Diesen verbrannte man, weil er den vorigen Winter aus dem Bergdorfe weggelaufen war. Er hatte dem Ritter Vaudreuil berichtet, es wären zu Orange dreyhundert Agnier und Engländer, in der Absicht, Onneyuth zu entsetzen, zusammen

men gekommen, indem sie voraus gesehen, man werde diesen Ort angreifen: sie wären aber wieder umgekehret, und es sey überall eine große Bestürzung.

1696.

Auf diese Nachricht hielt man Kriegesrath, und berathschlagete, was man, um den glücklich angefangenen Zug auf gleiche Weise zu endigen, thun solle. Der Graf schlug vor, man müsse es den Goyoguinen eben also machen, als den Onnontaguern und Onneyuthern. Dieser Vortrag fand nicht nur allgemeinen Beyfall, sondern man hielt über dieses noch für rathsam, nach der Verheerung dieser drey Orte Schanzen darinnen zu erbauen, damit sich die Wilden nimmermehr im Lande niederlassen könnten.

Man berathschlaget was zu thun sey.

Auch dieses wurde beliebet. Der Ritter Callieres erboth sich, um diesen Anschlag zu bewerkstelligen, den Winter über im Lande zu bleiben, und man hielt ihn sogleich beym Worte. Herr Manicourt sollte nebst einigen andern Officieren, meistentheils gebohrnen Canadiern bey ihm bleiben, weil sie am besten gewohnet waren, im Walde sich aufzuhalten, und die Wilden darinnen aufzusuchen. Allein, der General gab noch diesen Abend zu jedermanns Erstaunen zu vernehmen: er habe seine Meynung geändert, und man solle sich zum Rückzuge nach Montreal fertig machen.

Der Ritter Callieres stellete ihm vor: man müsse doch wenigstens vor dem Abzuge die Goyoguinen, die Trotzigsten unter allen Iroquesen, demüthigen. Die Sache sey nicht schwer; man habe dabey die Bequemlichkeit, daß man auf einem schönen Flusse bis in ihr Land fahren könne, auch bedürfe man nicht einmal das ganze Heer zu diesem Zuge. Es war aber alles vergeblich; ja, wie man saget, so fuhr der Graf gegen den Ritter heraus: es gönne ihm selbiger seinen erworbenen Ruhm nicht, sondern wolle ihn, um denselbigen auszulöschen, zu einem Zuge von ungewissem Erfolge bereden. Doch dieses dahin gestellet: so murrete beynahe jedermann, am ungescheutesten aber die Canadier und Iroquesen vom Ludwigssprunge.

Der Graf führet sein Vorhaben nicht aus.

Die letztern waren bey dem Grafen ohnedieß nicht beliebet; daher kehrete er sich wenig an ihr wiederholetes Vorstellen, sondern ließ das Zeichen zum Abzuge geben, und sagte dabey ganz laut: „Man will meinen Ruhm verfinstern; es ist Zeit, daß ich ein wenig ausruhe.„ Es ist in Canada eine gemeine Sage, die ich nach neun Jahren noch immer im Schwange gehen fand; es hätten nämlich einige Personen, denen mit Endigung des Krieges wenig gedienet war, dem Grafen, als er aus dem Kriegesrathe kam, vorgestellet: wenn die Iroquesen einmal vertilget oder doch außer Stande, uns weiter zu schaden, gesetzet wären: so werde Seine Majestät ohne Zweifel Dero Kriegesvölker in Canada um ein merkliches vermindern.

Dieses hieß ihn nun auf der schwachen Seite angreifen; denn er hatte gar zu gern viel zu befehlen. Da er nun die meisten Kriegesstellen vergeben konnte: so hingen alle vornehme Häuser gänzlich an ihm; und er hatte eine gewisse Macht in Händen, die er ungern verlieren wollte. Nebstdem wußte er wohl, daß bey Hofe zuweilen Klage über ihn einlief, und er konnte leicht erachten, man werde mit ihm so sehr nicht mehr durch die Finger sehen, so bald man glaube, man bedürfe seiner so sehr nicht mehr. Daher dachte er, wie seine Feinde vorgeben, er dürfte den Feind nicht gänzlich vertilgen, weil er sonst die Stufe der Hoheit, darauf er sich voritzt befand, nicht mehr behaupten könnte.

Allein, will man einem Manne von seinem Stande Schuld geben, er habe Neufrankreich aus bloßem Ehrgeize nicht in Ruhe setzen wollen, und dadurch nicht nur die Lorbeerzweige, die er in einem Alter von vier und siebenzig Jahren mit erstaunlicher Beschwerlich-

1696.

lichkeit in einem so entferneten Lande gesuchet hatte, sondern auch allen, seit seiner Rückkunft in Canada erworbenen Ruhm muthwillig verdunkelt: so gehöret meines Erachtens Gewißheit, nicht aber bloße Muthmaßungen dazu. Gesetzt, der Bewegungsgrund seines Verfahrens sey unbekannt: so ist man deswegen im geringsten nicht befugt, ihm einen höchstschimpflichen aufzubürden. Nebstdem, hatte er gleich in Neufrankreich, es sey nun durch seine persönlichen guten Eigenschaften, oder durch Wohlthaten, die Gewogenheit vieler Leute gewonnen: so waren doch noch weit mehrere, welche Ursache zur Beschwerung über ihn zu haben vermeyneten; und es ist bekannt, daß der Haß weit länger dauert, als die Hochachtung und die Dankbarkeit, als welche gar oft mit der Person, die sie verdienete, zugleich verscharret werden.

Das Heer geht nach Montreal.

Der Graf ließ also die Wilden, und wem es sonst beliebte, murren, so lange sie wollten. Er brach den 9ten auf, und lagerte sich zwo Meilen weit von seiner Schanze. Den 10ten begab er sich dahin, und ließ sie schleifen. Den folgenden Tag gieng er zu Schiffe, und erreichte den 20sten Montreal, nachdem er auf dem ganzen Zuge nur sechs Mann verloren hatte, nämlich zween Wilde, die sich in Brandtewein vollsoffen, und von den Iroquesen erwürget wurden; einen Franzosen bey einem Angriffe seines Canots auf dem Rückzuge, und drey andere, welche aus dem angewiesenen Wege wichen und bey den Wasserfällen ersoffen.

Misvergnügen unserer Bundesgenossen.

Der Graf fand zu Montreal den Herrn d'Argenteuil vor sich. Es war selbiger nebst funfzig Franzosen, in der Absicht dem Zuge beyzuwohnen, von Michillimakinac hergereiset, aber zu späte gekommen. Von diesem erfuhr man die wahre Ursache, warum unsere Bundesgenossen nicht, ihrem Versprechen gemäß, zu dem Generale gestoßen waren. Besagte Ursache nun, war ihre schlechte Gesinnung, die sie mit einem eben so schlechten Vorwande zu bemänteln sucheten: sie gaben nämlich vor, es werde mit diesem Zuge eben also beschaffen seyn, wie mit denen, davon man seit einigen Jahren viel gesprochen habe, daraus aber nichts geworden sey.

Unterdessen glaubte der Großstatthalter, er habe die Iroquesen trefflich gedemüthiget. Ja, weil er Nachricht bekam, es sey in den übrigen Bezirken, dahin er nicht gekommen war, der Mangel an Lebensmitteln beynahe eben so groß, als in den verheereten, Newyork aber außer Stande, sie damit zu versorgen: so hoffte er, es werde die Nation auf alle ihm nur beliebige Bedingungen Friede machen. Um nun sie vollends dazu zu nöthigen, so beschloß er, den Krieg fortzusetzen, und schickte zu diesem Ende, so bald er seinen Leuten einige Zeit von ihrer Arbeit auszuruhen vergönnet hatte, viele Parteyen aus, welche den Feind bis zu Ende des Herbstes bezwacketen.

Anstalt Pemkuit anzugreifen.

Nach dieser gemachten Anstalt begab er sich selbst nach Quebec. Den 25sten des Augustmonates kam ein königliches Kriegesschiff, der **Wesp** genannt, dahin, mit einem ausdrücklichen königlichen Befehle, den Hauptmann **Muys**, einen der besten Officiere, welche Neufrankreich damals hatte, nebst einer Anzahl Soldaten und Canadier an Bord zu nehmen. Diese Verstärkung sollte der Wesp gerades Weges nach Plaisance führen, und die Ankunft des Herrn d' Iberville daselbst erwarten, dieser aber nicht eher, als bis er zu Folge des im vorigen Buche erwähnten Anschlages, die Engländer aus Pemkuit gejaget hätte, daselbst erscheinen.

Dem Hofe lag diese Unternehmung ungemein am Herzen; denn da dieser befestigte Platz mitten unter den abenaquischen Nationen lag: so war zu besorgen, es möchten diese

für

für Neufrankreich so unentbehrlichen Wilden entweder unter Neuenglandes Macht erliegen, gleichwie denn, wenn es den dasigen Statthaltern nicht an Geschicklichkeit gefehlet hätte, unfehlbar geschehen wäre, oder sie möchten, wenn man sie beständig hülflos ließe, auf ewig von uns abtreten. Zum Glücke thaten unsere Feinde gerade das Gegentheil von dem, was sie, nurbesagten Endzweck zu erreichen, billig thun sollten.

1696.

Einige Monate vorher ließen sich einige Abenaquier unter dem Vorwande, man wolle ihnen ihre gefangenen Landesleute ausliefern, nach Pemkuit locken. Anfänglich empfing man sie aufs Beste: aber als sie alle Sorge fahren ließen, so schoß man ein Paar mit Pistolen todt, und wollte die übrigen gefangen nehmen: allein, sie wehreten sich mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, und tödteten zween Engländer. Von ihnen blieben ebenfalls zween auf dem Platze, die übrigen wurden vermuthlich gefangen, weil ich finde, der Taxus, welcher mit dabey war, habe einen seiner Wächter getödtet, und sey entsprungen. Nachgehends entwischeten noch mehrere.

Niemand konnte begreifen, warum die Engländer nicht einsahen, daß sie vermittelst einer ganz andern Aufführung dieses von Natur gutherzige Volk mit der Zeit auf ihre Seite bringen könnten. Allein, es legen die Nationen ihre Art eben so wenig ab, als einzelne Personen, und meistentheils ist ihr herrschender Affect die Quelle von ihrem ganzen Unglücke. Aus eben dieser Ursache traueten die Abenaquier, ungeachtet sie so oft betrogen wurden, dennoch immer wieder, eben so wie sie nie auf das Künftige gedachten, und daher selten satt zu essen hatten. Sobald die geringste Hoffnung zur Erlösung ihrer Brüder aus einer harten Leibeigenschaft erschien, vergaßen sie alle Fallstricke, darein man sie unter eben diesem Scheine schon so oft gelocket hatte; und weil sie immer wieder vergaßen, daß sie von ihrem Feinde nie etwas zu hoffen, wohl aber alles zu befürchten hätten: so mußte man billig besorgen, sie würden sich zuletzt mit ihm vergleichen.

Eben deswegen ergriff der königliche Staatsrath die Entschließung, sie von einer Nachbarschaft zu befreyen, welche zuletzt, sie möchten thun was sie wollten, ihren Untergang verursachen müßte, da doch auf ihrer Erhaltung die Erhaltung Acadiens und aller dazu gehörigen Landschaften beruhete. Die Herren d' Iberville und Bonaventure, welchen Seine Majestät die Eroberung Pemkuits aufgetragen hatte, kamen den 26sten des Brachmonates in die spanische Bay. Hier fanden sie Briefe vom Ritter Villebon, des Inhaltes: es lauerten drey englische Schiffe an der Mündung des Johannesflusses auf sie; damit giengen sie den 4ten des Heumonates, um selbige aufzusuchen, unter Segel.

D'Iberville und Bonaventure kommen nach Acadia.

Den 14ten bekamen sie dieselbigen zu Gesichte. Iberville schoß den Nieuport von vierzehn Stücken mastlos, und nahm ihn, ohne einen Mann dabey zu verlieren, weg. Die übrigen beyden entwischeten mit Hülfe eines plötzlich aufsteigenden dicken Nebels. Den folgenden Tag kamen beyde französische Kriegesschiffe an den Johannesfluß, wo der Ritter Villebon mit funfzig Wilden auf sie wartete. Sie blieben bis den 2ten Augusti da, und luden unterdessen die am Borde habenden Bedürfnisse für die Naxoatschanze aus, die man statt der Jemsetschanze erbauet hatte. Die funfzig Wilden des Villebons waren derjenigen, die Iberville bey sich hatte, ihre Landesleute, und kamen an Bord des Profond, den Bonaventure führete.

Nehmen ein englisches Schiff weg.

Den 7ten ankerten sie bey Pentagoet. Hier fanden sie den Baron von St. Castin, mit zweyhundert Wilden, Caribas und Maleciten vor sich. D'Iberville übergab ihnen die königlichen Geschenke für sie, und ihre Landesleute, welche auf einer andern Seite in den

Pemkuit wird angegriffen.

Krieg

1596. Krieg gezogen waren. Nachgehends bestieg St. Castin nebst dem Hauptmanne **Villieu**, dem **Montigny** und fünf und zwanzig Soldaten von des Villieu Compagnie ihre Canote, erreichten Pemkuit den 13ten und berenneten es den 14ten.

An eben diesem Tage ankerten d'Iberville und Bonaventure eine Meile weit vom Platze; und als sie erfuhren, St. Castin habe schon zween Mörser und ein Stück gepflanzet: so ließen sie den Befehlshaber, Namens **Chubd**, des Abends um fünf Uhr auffordern. Dieser gab mit großem Trotze zur Antwort: er werde sich nicht ergeben, ehe man ihn dazu nöthige, wenn gleich die See voll französischer Kriegesschiffe und das Land voll Indianer wäre.

Hierauf fingen die Wilden an, zu feuern. Die Schanze feuerte gleichfalls stark aus dem kleinen Gewehre, und ein paarmal aus den Stücken. Um Mitternacht stieg d'Iberville ans Land, und ließ mit solchem Eifer an den Batterien arbeiten, daß sie innerhalb drey Stunden völlig fertig waren, und man fünf Bomben warf. Dieses machte ein Schrecken in der Schanze. Damit ließ Saint Castin der Besatzung melden, wenn sie den Sturm abwartete, so bekäme sie mit Wilden zu thun, welche, wie bekannt sey, niemanden Quartier gäben.

Ergiebt sich.

Diese Drohung wirkete soviel, daß die Besatzung, in zwey und neunzig Mann bestehend, den Befehlshaber zur Uebergabe nöthigte. Er verlangete, man solle niemanden plündern, man solle den Befehlshaber nebst allen seinen Leuten nach Baston führen, gegen gefangene Franzosen und Indianer auswechseln, und vor dem Grimme der Wilden beschützen. Alles dieses wurde bewilliget. Chubd zog mit seiner Besatzung noch denselbigen Abend aus, und Villieu mit sechzig Franzosen hinein. Die Gefangenen brachte man auf eine Insel, wo sie unter den Stücken der Kriegesschiffe sich befanden, und von den Wilden nichts besorgen durften. Es war auch diese Vorsichtigkeit in der That nöthiger, als man im Anfange gedachte.

Als Villieu in die Schanze kam, so fand er nicht nur einen Canibas geschlossen sitzen, sondern auch unter denen Schriften, welche der Befehlshaber mitzunehmen oder zu verbrennen vergaß, einen aus Baston kürzlich eingelaufenen Befehl, den Kerl aufzuknüpfen. Ungeachtet nun Villieu den Wilden hiervon nichts meldete: so brachte doch der klägliche Zustand des Menschen, indem er an den Beinen so steif, als ein Stock, und beynahe ohne Leben war, seine Landesleute in einen schrecklichen Grimm, den man kaum besänftigen konnte. Pemkuit war zwar kein so guter Platz, als er zu seyn schien: es hätte aber dennoch die Belagerung schlecht ablaufen oder doch viel Volk kosten können, wofern nur brave Leute darinnen gewesen wären. Es fehlete an nicht dem geringsten, was eine lange Vertheidigung erfordert. Das Pulverhaus hatte nichts als die Bomben zu befürchten, und noch dazu nur an einer kleinen Stelle, darum weil es zum Theile in einem Felsen eingehauen war. Nebstdem stunden funfzehn Stücke auf ihren Lavetten, die Häuser der Officiere und Soldaten waren vortrefflich gut gebauet und wohl angegeben.

Die Gefangenen werden zum Theile nach Baston geschicket.

Der 17te und 18te wurde mit dem Schleifen der Schanze hingebracht. Hernach überschickte d'Iberville dem neuenglischen Statthalter einen Theil der Gefangenen, und ließ ihm dabey melden, wann er die übrigen nebst der Mannschaft des Nieuports haben wollte, so sollte er alle bey ihm gefangene Franzosen und Bundesgenossen derselbigen losgeben. Damit gieng er, um die Antwort zu erwarten, an den Pentagoet. Weil aber selbige zu lange ausblieb, und es ihm an Lebensmitteln für so viele Leute fehlete: so schickete er noch hundert

dert Mann nach Baston, und behielt nur die Officier bey sich, die er dem Herrn Villieu zu verwahren übergab.

1696.

Den 3ten des Herbstmonates gieng er mit dem Herrn Bonaventure und seinem eroberten Schiffe unter Segel. Kaum waren sie die Inseln vorbey, welche vor der Mündung des Pentagoet liegen, so sahen sie sieben Segel vor dem Winde auf sie loskommen, und zwischen ihnen und der Küste halten. Sogleich rief d'Iberville dem Herrn von Lauson, welcher mit den hundert am Johannesflusse und in der spanischen Bay an Bord genommenen Micmaken auf dem Neuport war, er solle so nahe, als möglich, bey ihm bleiben.

Beyde Schiffe entgehen einem englischen Geschwader.

Ihres Ortes glaubeten die Wilden, es müsse hier gefochten seyn; sie bathen also den Herrn Lauson, er möchte lieber statt des Ergebens das größte feindliche Schiff entern, indem sie lieber sich zu Tode fechten, als zu Baston in einem Kerkerloche verschmachten wollten. Lauson versprach es zwar: als aber gegen Abend das englische Geschwader schon ganz nahe da war, so wendete sich d'Iberville, hielt gerade gegen dem Lande, und lief hernach, als er etwa eine Meile weit zurück geleget hatte, an der Küste hin, gegen die wüsten Berge. Hierauf verloren die Engländer die Hoffnung, ihn einzuholen, weil sie vermuthlich die Küste nicht sattsam kannten, folglich sich so nahe nicht daran wagen durften. Sie nahmen also ihren Lauf nach dem Johannesflusse.

Als d'Iberville sie den folgenden Tag nicht mehr sah: so stach er in die hohe See, und lief also bis an die Königsinsel oder Cap Breton. Bey diesen Umständen konnte er die Wilden nicht an Bord nehmen, welche seiner zu la Heve in starker Anzahl erwarteten, und ihn nach Neuland begleiten sollten. Er setzete vielmehr die am Borde des Neuports befindlichen bis auf drey, welche sich von ihm nicht trennen wollten, auf der Königsinsel ans Land. Den 12ten August ankerte er in der Rhede zu Plaisance, und hatte auf seinem ganzen Zuge sonst keinen einzigen Mann verloren, als den jungen du Tast, einen Garde marine, der an seinem Borde Fähndrichsdienste that, und bey der Belagerung Pemkuit sich so angriff, daß er das Seitenstechen bekam, und daran sterben mußte.

Kommen nach Plaisance.

Unterdessen traf das englische Geschwader, nachdem es die drey französischen Schiffe verfehlet hatte, den Herrn von Villebon an, als er mit einem Haufen Wilden nach seiner Naxoatschanze zurückkehrete, und nahm ihn gefangen. Von hier setzete es seinen Lauf nach Acadia fort, ankerte bey Beaubassin, und setzete daselbst vierhundert Mann, darunter hundert und funfzig Wilde waren, ans Land. Hierauf bestieg ein Einwohner der dasigen Gegend, Namens **Bourgeois**, eine Schaluppe, kam an des Befehlshabers Bord, und zeigete ihm eine zur Zeit der Eroberung Acadiens durch den Ritter Phibs aufgesetzte Schrift, darinnen sämmtliche Einwohner von Beaubassin dem Könige Wilhelm gehorsam zu seyn versprachen, und dagegen seines Schutzes versichert wurden.

Villebon wird gefangen.

Der Befehlshaber versicherte den Bourgeois nach Durchlesung besagter Schrift, er werde keinem Menschen etwas zu Leide thun; ja, er verboth auch seinen Soldaten, das geringste aus einem Hause wegzunehmen, oder mehr Vieh, als sie unumgänglich bedürften, zu schlachten. Nachgehends begab er sich nebst den vornehmsten Officiern zu dem Bourgeois; und es kamen viele der angesehensten Einwohner dahin, ihm aufzuwarten. Aber unterdessen, da er in diesem Hause nach Möglichkeit bewirthet wurde, zerstreueten sich seine Soldaten in alle übrige Häuser, und hauseten darinnen, wie in einem mit Gewalt eroberten Lande.

Feindseliges Verfahren der Engländer.

1696.

Dieses hatten einige Einwohner wohl zum Voraus gesehen, und deswegen sich an solche Orte begeben, wo man sie nicht zu suchen verlangete, und wo sie aller Versicherungen des englischen Generales ungeachtet blieben. Hieran thaten sie auch recht klug. Denn nach kurzer Zeit hausete der englische General selbst eben so schlimm, als seine Soldaten. Die Wilden ließen noch das beste Gemüth blicken. Nach neun Tagen stund in ganz Beaubassin kein Gebäude mehr, als einige, wiewohl gänzlich ausgeleerete Häuser und Scheunen, nebst der Kirche, die man bisher noch nicht berühret hatte. Als aber einige Engländer eine Verordnung des Grafen Frontenacs, den Pelzhandel betreffend, daran hängen sahen, und es dem Generale meldeten: so erzürnete er sich gewaltig über die Einwohner, drohete, mit ihnen als mit Aufrührern zu verfahren, plünderte sie vollends aus, und ließ die Kirche wegbrennen.

Nachgehends mußten sie eine in englischer Sprache aufgesetzte Schrift unterschreiben, welche, wie er sagte, weiter nichts, als eine neue Erklärung, daß sie Unterthanen des Königes Wilhelm wären, in sich enthielt, und ihnen, wenn etwa Engländer an ihre Küste kämen, statt einer Schutzwache dienen könne. Hierauf gieng er wieder an Bord, und den 29sten des Herbstmonates nach dem Johannesflusse unter Segel, den er auch noch diesen Tag erreichete. An der Mündung desselbigen hatte ein Fähndrich von der naxoatschen Besatzung, Namens **Chevalier**, nebst etwa vier Mann die Wache. Dieser wurde anfänglich einer Brigantine von etwa sechzig Tonnen gewahr, und am folgenden Tage von den Engländern, welche ohne sein Vermerken gelandet hatten, angegriffen.

Er lief in den Wald, und berichtete seinem Befehlshaber, es wären Feinde da, wiewohl er ihre Anzahl nicht zu sagen wußte. Besagter Befehlshaber war der Ritter Villebon. Denn vermuthlich kam er wieder los, als er gezeiget hatte, man habe ihn eines gültigen Passes ungeachtet, folglich nicht mit Rechte, gefangen genommen. Zween Tage hernach kehrete Chevalier selb Dritte nach dem Meere zurück, fiel aber in einen von den Wilden gelegten Hinterhalt, die ihn tödteten, und seine beyden Soldaten gefangen nahmen.

Sie belagern Naxoat.

Nur besagte Wilden entdecketen den Engländern, aus einer mir unbekannten Ursache, verschiedene Orte, darinnen man Waaren und Pulver verborgen hatte. Alles dieses wurde an Bord der Schiffe gebracht, welche sogleich nach Baston unter Segel giengen. Aber ehe sie noch weit kamen, begegnete ihnen eine Fregatte von zwey und dreyßig Stücken, und noch ein Paar kleine Fahrzeuge, unter Anführung des Hauptmanns **Sikik**. Als dieser seinen bey sich habenden Befehl vorzeigete: so kehrete das ganze Geschwader, um die Naxoatschanze anzugreifen, wieder zurück. Es erschien also mit dreyen Schiffen, und mit zweyhundert Mann verstärket, an der Mündung des Johannesflusses, als man dachte, es würde nun bald in Baston seyn.

Villebon wurde den 12ten des Weinmonates hiervon benachrichtiget, und zwar durch seinen Bruder, des Barons von **Bekancourt** jüngsten Sohn, Namens von **Neuvillette**, welcher, um nach dem Chevalier zu fragen, ausgeschicket worden war. Des Abends vorher hatte er an den Barfüßer P. **Simon**, welcher einer benachbarten Mission vorstund, geschrieben, und ihn ersuchet, er möchte so viele von seinen Neubekehrten als möglich, dahin bereden, daß sie zu ihm stießen. Es kam auch der Pater am 14ten mit sechs und dreyßig Kriegern wirklich zur Stelle. Den folgenden Tag schickete er den Neuvillette abermal an die See, und dieser kam den 16ten nach Naxoat zurück, und hatte die Feinde in ziemlicher

Menge

Menge eine halbe Meile weit unter Jemset gesehen, das ist ungefähr auf halbem Wege, zwischen der Mündung des Flusses und Naxoat.

1696.

Herr Villebon hatte zwar seine Schanze bereits in ziemlich guten Stand gesetzet; doch ließ er den übrigen Tag an neuen Verschanzungen arbeiten, und genoß hierinnen trefflichen Beystand von seinem Bruder, von einem Officier Herrn de Gannes, von dem königlichen Schreiber la Cote, und von dem Agenten der acadischen Handelsgesellschaft, Herrn Tibierge. Den 17ten zu Abendes ließ er den Generalmarsch schlagen, und hielt, als seine ganze Besatzung im Gewehre stund, eine sehr pathetische Soldatenrede an sie; er vermahnete sie, den Feind zu verachten, weil er, seiner überlegenen Zahl ungeachtet, selten Stand halte, wenn er Franzosen vor sich bekomme, und versprach zum Beschlusse bey seiner Ehre, der König werde jedweden, der etwa gelähmet werden sollte, auf seine ganze Lebenszeit bestens versorgen.

Entschluß der Besatzung.

Die Antwort bestund in einem heftigen Geschreye, es lebe der König! und zu gleicher Zeit kamen die Herren von Clignancourt und Baptiste mit zehn Franzosen, welche ihre Häuser unterhalb Naxoat hatten, in die Schanze. Herr Villebon befahl ihnen, mit den Wilden auszuziehen, den Engländern das Landen streitig zu machen, und ihm alle Tage durch einen aus ihrem Mittel von dem, was vorgehe, Nachricht zu geben. Nach diesen Anstalten begab sich jedweder, mit dem festen Entschlusse, bis auf den letzten Athem zu fechten, auf seinen Posten. Weil man aus dem Bellen der Hunde merkete, es müsse der Feind im Anzuge seyn: so blieb man diese Nacht im Gewehre.

Angriff der Schanze.

Als der Befehlshaber den 18ten zwischen acht und neun Uhr in der Messe war: so gab man ihm Nachricht, es komme eine Schaluppe voll gewaffneter Leute angefahren. Sogleich ließ er Lärm schießen, und jedweder lief wieder nach seinem Stande. Gleich darauf erschienen noch zwo andere Schaluppen. Man ließ sie bis auf den halben Stückschuß anrücken, und feuerte sodann auf sie. Die Engländer machten sich also hinter eine Landspitze, und setzeten ihre Leute da ans Land. Man konnte sie, weil der Fluß dazwischen war, ungeachtet die Entfernung nicht viel über einen Büchsenschuß betrug, unmöglich daran hindern. Sie riefen, es lebe der König! und die Franzosen ebenfalls.

Gleich darauf rücketen sie in guter Ordnung gegen die Schanze bis an eine Stelle des Flusses, wo er etwa einen guten Pistolenschuß breit ist. Hier lagerten sie sich, und arbeiteten so gleich an einer Bedeckung gegen das Feuer des Platzes. Nachgehends errichteten sie eine Batterie für zwey Feldstücke, fingen auch innerhalb drey Stunden an, damit zu feuern. Hierauf ließen sie die Fahne des Königes von England wehen, und pflanzeten gegen Abend das dritte und größere Stück, als die beyden übrigen, in einer größern Nähe an der Schanze: es feuerte aber, weil es unbedecket da stund, nur selten.

Die beyden ersten wurden gut bedienet, doch die in der Schanze noch besser. Das kleine Geschütz machte auf beyden Seiten ein großes Feuer; auch rücketen die beyderseitigen Wilden an dem Ufer des Flusses etwas voraus, und schlugen sich tapfer herum. Die einfallende Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Als die Feinde hierauf wegen heftiger Kälte Feuer anzündeten: suchte sie der Ritter Villebon daran zu verhindern, und ließ etlichemal falschen Lärm machen. Als dieses nichts helfen wollte, ließ er ein Stück mit Cartätschen laden. Gleich der erste Schuß nöthigte sie, alle ihre Feuer auszulöschen.

Dergestalt hatten sie eine harte Nacht auszustehen. Mit anbrechendem Tage fing das kleine Gewehr der Schanze schon wieder an, auf sie zu feuern. Sie antworteten dagegen

1696.

gen erst um acht oder neun Uhr, und zwar nur mit den beyden Stücken ihrer Batterie. La Cote, der sich durch sein öfteres und gewisses Schießen schon gestern hervorgethan hatte, brachte gar bald eines davon zum Schweigen, und machte auf das andere ein so beständiges und schreckliches Feuer, daß es nach weniger Zeit ebenfalls schwieg. Um den Mittag kam der Herr von Falaise aus Quebec an. Er hatte die Belagerung der Naxoatschanze unterwegens vernommen, und um einen Antheil an ihrer Vertheidigung zu haben, erstaunlich geeilet. Man wies ihm seinen Stand auf der Stelle an, und das Feuer der Schanze war den ganzen Tag über sehr heftig.

Die Belagerung wird aufgehoben.

Des Abends zündete der Feind ein Feuer an, welches einen großen Platz einnahm. Sogleich muthmaßete man, sie würden abziehen wollen. Nach einiger Zeit bemerkete man, daß sie ihre Schaluppen beluden; und Herr Villebon verlangete von denen Wilden, welche Clignancourt und Baptiste anführeten, sie sollten unterhalb der Schanze durch den Fluß setzen, und nachgehends über die Feinde herfallen. Allein, sie schlugen es, ich weis nicht aus welcher Ursache, ab. Mit anbrechendem Tage war das feindliche Lager leer. Man schickete ihnen den Neuvillette sogleich nach. Aber als er etwa drey Meilen weit gekommen war: so fand er sie mit Hülfe eines guten Windes in vier Fahrzeugen von etwa sechzig Tonnen den Fluß hinab fahren.

Damit sie glauben sollten, die Wilden wären hinter ihnen drein, so schoß er stark auf sie, und begab sich hernach zurück. Auf unserer Seite wurde ein einziger Soldat todt geschossen, einem andern nahm eines von unsern Stücken beyde Beine hinweg. Dem dritten sprang sein Gewehr, und schlug ihm die Hand zu Schanden. Vermuthlich mußten die Engländer so wohlfeil nicht davon gekommen seyn, weil sie mit so großer Eilfertigkeit abzogen. Vor dem Einschiffen brannten sie einige Häuser weg, setzten auch zween Einwohner, die sie von Beaubassin mitgenommen hatten, nebst ihren Weibern und Kindern ans Land. Die Leute wußten aber von dem erlittenen Verluste des Feindes keine Nachricht zu geben.

Zustand von Neuland.

Indem es den Engländern in Acadia so übel gieng, machte man Anstalt, sie aus Neuland zu jagen, indem sie da sehr viel Plätze, meistens an der Ostküste der Insel, besaßen. Ja, sie hatten so gar recht ansehnliche Wohnplätze angeleget, und Wege von einem zu dem andern durch die Wälder gehauen. Es gab in ihren Pflanzorten viele reiche Leute, und es belief sich ihre Handlung, nach ihrem eigenen Geständnisse, jährlich auf siebenzehn Millionen. Mit einem Worte, sie wurden so mächtig auf dieser Insel, daß sie mit der Zeit die allereinträglichste, leichteste, und allgemeinste Handlung in der ganzen Welt, welche die allerwenigsten Kosten erfordert, nämlich den Stockfischfang, zu ihrem gänzlichen Eigenthume machen konnten.

Wir hatten, um den Gewinn mit ihnen zu theilen, bey weitem keine so gute Anstalten gemachet. Ungeachtet die Pflanzstadt Plaisance an einem der schönsten und bequemesten Häfen von ganz America lag, so war sie doch nicht einmal so ansehnlich, als der allermittelmäßigste von allen unsern Pflanzorten. Ein gewisser damals lebender Schriftsteller und Augenzeuge versichert, es habe der reicheste von unsern dasigen Einwohnern keine geräumlichere Wohnung gehabt, als der Platz ist, den man auf einem Schiffe hat. Niemand habe mehr zu essen gehabt, als sein gewisses, das ist eine Matrosenportion. Kein Mensch habe weder einem Armen noch einem Kranken beyzustehen vermocht; ja, es sey nicht einmal ein Hospital da gewesen.

Die

Die Schanze zu Plaisance war nicht sonderlich fest. Ihre Stärke beruhete größten Theils nur auf der Schwierigkeit, an sie zu kommen. Der Befehlshaber hatte nicht mehr, als achtzehn Soldaten zur Besatzung, doch konnte er im Falle der Noth noch etwa achtzig Fischer aufbiethen. Weder diese, noch jene, verstunden viel vom Kriege, noch weniger konnte man mit ihrer Hülfe irgend einen beherzten Streich ausführen.

1696.

Gemüthsart des Befehlshabers von Plaisance.

Der Befehlshaber dieses Ortes war noch immer eben der Herr von Brouillan, welcher die Engländer abgewiesen hatte. Er war ein braver Mann, auch ein verständiger und erfahrener Officier: allein, er hatte keine Gabe, sich beliebt zu machen, weder bey seinen Untergebenen, noch bey denen, welche der Fischfang in seinen Bezirk führete. Selten erzeuget die Begierde Geld zu sammeln eine andere, als diese leidige Wirkung; wenigstens dienet sie doch zu einem Vorwande und giebt Gelegenheit an die Hand, daß man einen Mann, der sie weder ablegen, noch verbergen kann, der Gewaltthätigkeit und Geldschneiderey beschuldiget. Der Herr von Brouillan stund zu seinem Unglücke in dem Rufe, er sey habgierig und eigennützig; und diese Meynung schadete nicht nur seinem Ruhme, sondern auch dem Dienste des Königes.

Was die Religion betrifft, so wußte niemand eigentlich zu sagen, ob die Engländer wirklich eine hätten, oder nicht? Denn ungeachtet sie eine große Anzahl volkreicher Plätze besaßen, so war doch kein einziger Prediger im ganzen Lande. Daher riß ein dermaßen lüderliches Leben unter ihnen ein, daß vernünftige Leute das Unglück, welches sie, wie wir bald sehen werden, betraf, für eine Strafe Gottes hielten. Bey den Franzosen konnte zwar Pracht und Schwelgerey dergleichen Unordnung nicht einführen; denn sie hatten oft kaum das liebe Brodt. Unterdessen fehlete ihnen doch der geistliche Beystand gemeiniglich eben so sehr, als der leibliche. Soll man sich in seinen Nöthen zu Gott wenden, und sein Elend mit Geduld tragen können: so muß man doch wenigstens die Grundsätze des Christenthumes wissen.

Dieses war der Zustand der beyderseitigen Pflanzlande, welche die Insel Neuland unter sich theileten, als d'Iberville sich erboth, besagte Insel gänzlich unter die Bothmäßigkeit des Königes zu bringen. Weil ihn seine Unternehmung auf Pemkuit länger, als er dachte, in Acadia aufhielt: so konnte er nicht eher, als den 12ten des Herbstmonates, zu Plaisance eintreffen. Weil nun der Herr von Brouillan, vermöge der getroffenen Abrede, nur bis zu Ende des Augustmonates auf ihn warten sollte: so war selbiger drey Tage vor des d'Iberville Ankunft mit dem königlichen Kriegesschiffe, der Pelican, und acht maloer Fahrzeugen, dem Grafen von Toulouse, dem Philippeaux, dem Diamante, drey Corvetten und zween Brandern, in der Absicht, die Johannsschanze anzugreifen, unter Segel gegangen. Diese Schanze war die Hauptniederlage der Engländer, und der Hafen, in welchem die königlichen englischen Kriegesschiffe gemeiniglich einliefen.

Ungeachtet er gewiß wußte, der Feind sey von seinem Vorhaben benachrichtiget: so wollte er doch mit dem Angriffe anderer Küsten, wo der Feind in schlechterer Verfassung stund, nicht eilen, sondern lieber einen günstigen Wind, der ihn gerades Weges nach der Johannesschanze führen könnte, erwarten. Als er aber auf der Höhe des besagten Hafens war, und etwa in einer Entfernung von zwölf Meilen die hohe See hielt: so wurde das Wetter so schlimm, und die See so stürmisch, daß seine Fahrzeuge lange Zeit von ihm verschlagen wurden. Endlich kamen sie in einer Entfernung von etwa acht Meilen vom

1696. Lande wieder zusammen; und er beschloß hierauf, ohne weiteres Säumen in den Hafen einzulaufen.

Als er nur noch etwa einen Stückschuß weit davon entfernet war: so nahm er eine Schaluppe weg, die vermuthlich auf Kundschaft ausgieng, und den Herrn Ites und den Hauptmann eines königlichen Kriegesschiffes, der Beutmacher genannt, am Borde hatte. Von diesem erfuhr er, es lägen vierzig Schiffe im Hafen, und darunter einige von achtzehn bis zwey und dreyßig Stücken. Dem ungeachtet beharrete er auf seinem Vorsatze, und gedachte, mit einbrechender Nacht, an der Mündung des Hafens zu landen. Weil ihn aber der Strom, alles Widersetzens ungeachtet, sechs Meilen weit gegen Süden forttrieb: so wurde nichts daraus.

Nachgehends führeten ihn andere Ströme, ohne daß er es merkete, bis an eine Bay, die man, an statt Bayeboul, durch eine verdorbene Aussprache insgemein Baboul nennet. Er hatte schon seit einigen Tagen den Philippeaux und den Grafen von Toulouse dahin abgeschicket, um sich dieses Postens zu bemeistern, und ein daselbst vor Anker liegendes englisches Kriegesschiff, der Zephir genannt, nebst zweenen Kauffahrern wegzunehmen. Weil aber beyde Schiffe nicht nahe genug an das Land kommen konnten: so kehreten sie zurück. Herr Brouillan wollte versuchen, ob er etwa glücklicher seyn werde, lief auch mit einer sanften Kühlung wirklich in die Bay. Es legete sich aber der Wind, als er eben im Begriffe war, auf den Zephir loszugehen.

Nimmt einige Orte weg.

Hierauf mußte er das Feuer aus fünf kleinen Schanzen ausstehen. Dem ungeachtet befahl er, an zweenen Orten zu landen. Zur Linken geschah es unter Anführung seines Vetters, des Herrn von St. Ovide, zur Rechten unter dem Platzmajor von Plaisance, Herrn l'Hermite. Der letztere nahm den Engländern zwo den Franzosen sehr beschwerliche Batterien weg; St. Ovide aber zwo Schanzen, da hinein sich der Hauptmann des Zephirs mit seiner besten Mannschaft und vielen Einwohnern geworfen hatte. Die letztern liefen in den Wald.

Nachgehends wollte Herr Brouillan zwar nach St. Jean zurückgehen, weil er den Ort gar zu gern ohne des d'Iberville Beystand erobert hätte. Weil aber zwischen ihm und den Maloern einige Mishälligkeit entstund: so mußte er vor Ferryland gehen, nahm auch diesen Ort, ungeachtet der muthigen Gegenwehr des Hauptmannes vom Zephir, Herrn Clasby, mit dem Degen in der Faust weg. Clasby wurde mit seiner ganzen Mannschaft zu Kriegesgefangenen gemacht. Aiguefort, Fremouse und Regnouse, kosteten ihm weiter nichts, als die Mühe, zu Lande dafür zu gehen; denn er fand diese Orte alle mit einander verlassen. Nach seinem Vorgeben hätte er in besagten Häfen eine große Menge Kauffahrer erobert, wenn nur die Maloer seinem Befehle gefolget hätten. Gleichwohl fielen ihm auf diesem Zuge ungefähr dreyßig in die Hände. Er gieng hierauf nach Plaisance zurück, und war, der erhaltenen kleinen Vortheile ungeachtet, sehr verdrüßlich, nicht nur über das Mislingen seines Anschlages auf die Johannesschanze, sondern auch über die Maloer, welche dagegen an ihrem Orte nicht geringere Klagen über ihn führeten.

Veruneiniget sich mit dem Hrn. d'Iberville.

Den 17ten des Weinmonates kam er nach Plaisance, und fand den d'Iberville da, weil selbiger wegen Mangels an Lebensmitteln nicht hatte zu ihm stoßen können. Gleichwohl hatte er seine Zeit nicht vergeblich zugebracht. Denn erstlich streifete er im Lande herum, um es auszukundschaften; nachgehends, als ihm der Wesp und der Postillon die erwartete Verstärkung an Vorrath und Mannschaft aus Quebec zugeführet hatten, so

machete

machete er Anstalt, den Carbonierhafen, als den allernordlichsten Posten der Engländer, anzugreifen. Als er eben im Begriffe war, diese Unternehmung vorzunehmen, kam Herr Brouillan nach Plaisance. Er entdeckete ihm also sein Vorhaben: doch dieser sagete rund heraus, es misfalle ihm dieser Anschlag, und wenn d'Iberville darauf beharren wolle, so werde er den Canadiern befehlen, hier zu bleiben.

1696.

Die Canadier empören sich.

Weil ihn d'Iberville wohl kannte, und besorgete, es möchte, wenn er ihm nicht nachgäbe, wenig gutes daraus entstehen: so beschloß er, seinen Vorsatz fahren zu lassen, ja gar nach Frankreich zu gehen, und dem Herrn Brouillan die Ausführung eines Vorhabens, dabey keine Einigkeit zwischen ihnen zu hoffen sey, allein zu überlassen. Allein, so bald die Canadier diese Entschließung vernahmen: so sageten sie einmüthig rund heraus, sie stünden unter niemanden, als dem d'Iberville; der Graf habe sie an ihn gewiesen, und ehe sie einem andern gehorcheten, wollten sie lieber nach Quebec umkehren.

D'Iberville war ein gebohrener Canadier; und gleichwie niemand seinem Vaterlande mehr Ehre, als eben er, gemacht hatte, so war er der Abgott seiner Landesleute. Mit einem Worte, diese braven Canadier waren gleichsam die zehnte Legion, welche unter niemanden, als dem Cäsar, focht, und an deren Spitze Cäsar unüberwindlich war. Nebstdem klageten die Maloer gewaltig über den Herrn Brouillan; er stund auch sonst schon in dem Rufe, er sey hart und strenge; der canadische Landausschuß aber kann nichts weniger, als dieses, vertragen, da hingegen diese Leute ungemein willig sind, wenn man gerade das Gegentheil gegen sie beobachtet und ihre Gunst zu gewinnen weis.

Beyde Anführer vertragen sich.

Indem nun Herr Brouillan wohl wußte, sie wären im Stande, ihre Drohungen zu erfüllen, nebstdem auch gestehen mußte, der König habe alle Winterunternehmungen dem d'Iberville aufgetragen: so ließ er ihm durch den Herrn Muys sagen, er verlange für seine Person keinen Antheil an der Beute des Johanneshafens, sondern nur an der Ehre der Eroberung. Die Antwort war, seines Erachtens müsse man den Anfang in Norden machen, und zwar deswegen, weil die Engländer daselbst nicht auf ihrer Hut stünden, als wie hingegen, aller Wahrscheinlichkeit zu folge, im Johanneshafen. Gleichwohl, als Herr Brouillan darauf bestund, und zu besorgen war, die Canadier möchten sich vergehen, so gab er um Friedenswillen nach.

Sie schlossen also einen Vergleich. Kraft desselbigen sollte sich jedweder besonders nach dem Johanneshafen begeben: nämlich d'Iberville mit seinen Canadiern, und Brouillan mit den Soldaten und seinem eigenen Landausschusse. So bald sie zusammenstießen, sollte Brouillan zwar die ganze Ehre der Anführung allein genießen, die Beute aber dergestalt unter die beyderseitige Mannschaft getheilet werden, daß d'Iberville, weil er die meisten Unkosten dieser Unternehmung trage, auch den besten Antheil an der Beute haben sollte.

Gehen auf den Johanneshafen los.

Als dergestalt das gute Verständniß unter den Franzosen wieder hergestellet war: so begab sich Herr Brouillan an Bord des Profond, welchen Herr Bonaventure noch immer führete. Ungeachtet dieser Mann übrigens ein gebohrner Canadier und guter Freund des d'Iberville war: so hatte er sich doch in seinen Zwist mit dem Befehlshaber von Plaisance im geringsten nicht gemischet. Herr Muys blieb ebenfalls bey dem letztern, weil ihm selbiger die Anführung der Canadier aufzutragen versprochen hatte; gleichwie denn diese Leute bey jedweder andern Gelegenheit in der That gern unter ihm gestanden wären.

Den

1696.

Den 1sten des Windmonates brach d'Iberville mit allen Canadiern, einigen Edelleuten und Wilden, zu Lande auf. Nach einem neuntägigen unglaublich beschwerlichen Zuge erreichete er Ferryland; den folgenden Tag kam der Ritter Rancogne, ein Edelmann aus der Landschaft Angoumois, auf seinem Wege vom Johanneshafen zu ihm. Denn Herr Brouillan hatte ihn nebst einigen Soldaten, um den Zustand des Ortes zu erkundschaften, dahin abgeschicket. Unterwegens bekam er einen Engländer gefangen. Allein, der Mann entwischete und machete zu Johanneshafen Lärm. Sogleich ließ der englische Befehlshaber den Herrn Rancogne durch einige Mannschaft verfolgen, die ihn auch einholete, einen Franzosen todtschoß, und vier gefangen nahm. Rancogne war beynahe ganz allein entlaufen, sodann vier und zwanzig Tage lang auf ungangbaren Wegen fortgewandert, und hatte manchen Tag gar nichts zu essen gehabt.

Veruneinigen sich wieder.

Den 12ten gieng d'Iberville ganz allein in einer Schaluppe nach Rognouse, als dem allgemeinen Sammelplatze, um mit dem Herrn Brouillan Abrede zu nehmen. Allein, er mußte auf seine Frage, was er vornehmen solle? die unvermuthete Antwort vernehmen: seine Leute müßten zu Ferryland auf ihn warten; er, Herr Brouillan, wollte ungesäumt dahin aufbrechen; von da wollten sie beyde mit einander in Schaluppen nach dem Johanneshafen abgehen; der Profond aber sollte gleichfalls unter Segel gehen, damit er bey ihrer Ankunft an der Mündung des Hafens zugegen sey. Uebrigens verlangete er die Hälfte der Beute, die man daselbst machen würde, für sich. Als d'Iberville einwendete, es liefe dieses ihrem getroffenen Vergleiche zuwider: so leugnete Brouillan, daß er je in sonst etwas gewilliget habe, und sagete frey heraus, er werde von dieser Anforderung nimmermehr abgehen.

Vergleichen sich von neuem.

D'Iberville hielt an sich: beschloß aber, stillschweigend seiner Wege zu gehen; schrieb es auch nach seiner Rückkunft zu Ferryland dem Herrn Pontchartrain, mit dem Anhange, er müsse wider seinen Willen also verfahren, weil er mit einem Manne zu thun habe, mit dem er, ohne augenblicklicher Händel gewärtig zu seyn, kein Wort reden könne. Eben so wenig dürfe er ihm die Canadier anvertrauen; weil diese Leute nicht gewohnet wären, dergleichen Begegnung, als den Maloern wiederfahren wäre, zu verdauen. Vermuthlich merkete Herr Brouillan, was er im Schilde führete: er ließ ihm also melden, er stehe von seiner Forderung ab. D'Iberville war allemal leicht zu besänftigen. Demnach schien die Versöhnung dieses mal auf beyden Seiten aufrichtig zu seyn. Beyde Anführer macheten sich mit einander auf den Weg nach der Toullbay, welche auf dem Wege von Rognouse nach dem Johanneshafen liegt.

Unterwegens begegnete ihnen der Herr de Plaine, ein canadischer Edelmann, den d'Iberville mit zwölf Mann auf Kundschaft ausgeschicket hatte, und brachte zwölf Gefangene. Von diesen erfuhr man, es lägen hundert und zehn Engländer in der Toullbay. Bey dem Räumen der von dem Herrn Brouillan und den Maloern eroberten Oerter hätten sie weiter nichts, als ihre Häuser, eingebüßet, die sie im nächsten Frühlinge wieder aufzubauen, und den Fischfang, wie zuvor, zu treiben dächten. Diese Nachricht bestätigte den d'Iberville in der Meynung, man müsse auf dieser Insel die Engländer vor allen Dingen in den Wäldern angreifen; denn auf diese Weise nähme man ihnen alles weg, was sie besäßen, und lasse ihnen keinen Zufluchtsort mehr übrig. Dieses bewog ihn, den Profond nach Frankreich abzuschicken. Das Schiff gieng mit allen Gefangenen, darüber er ein Recht zu haben vermeynete, den 22sten unter Segel.

So

So bald es weg war, zog Herr Brouillan die Larve ab. Er behauptete, alle Canadier müßten unter seinem Befehle stehen; sein Wille sey, den Herrn Muys zu ihrem Anführer zu machen, und er werde dem ersten, dem besten, welcher sich des Gehorsames weigere, den Kopf entzwey schlagen. Nachgehends sagete er zu dem Herrn d'Iberville: er könne mit seinen Freywilligen hingehen, wohin es ihm beliebe. Nun merkete dieser erst, wiewohl zu spät, die Falle, die ihm Herr Brouillan geleget hatte, damit er den Profond wegschicken möchte; folglich auf Neuland bleiben müßte, da er denn, wenn er wolle, die Hände aus Verdruß immerhin in den Schooß legen könne; indem sodann der ganze Ruhm, nebst dem Nutzen von der Eroberung des Johanneshafens, ganz allein auf des Brouillans Seite verbleibe.

1696.

Hr. Brouillan bricht den Vergleich.

Gleichwohl macheten die Canadier diesem letztbesagten Herrn allerley schwere Gedanken; denn er besorgete, es möchte allenfalls Händel setzen, dabey er wenig gewinnen dürfte; ja, er wußte nicht einmal, ob die Mannschaft aus seinem eigenen Bezirke durchaus auf seine Seite treten werde; auf welche Weise denn die Sache vermuthlich schlecht ablaufen, er aber schwere Verantwortung davon haben könne. D'Iberville hingegen blieb, nach seiner gewöhnlichen Gelassenheit, ganz ruhig, und that nicht das geringste, was man ihm künftig zur Last legen könnte. Nur schmerzete es ihn, daß er außer Stand gesetzet wurde, seinen Canadiern das Versprochene zu halten, und besorgete, sie möchten sich selbst mit Gewalt Recht verschaffen, ohne daß er es wehren könnte. Alles dieses brachte, nachdem es auf beyden Seiten reiflich überleget worden war, die dritte Versöhnung zuwege, und man versprach einander, dergleichen Dinge künftig nicht weiter zu berühren.

Man vergleichet sich abermals.

Sogleich brach das Heer nach der Toullbay, welche nur sechs französische Meilen von Ferryland liegt, auf, kam noch an eben demselbigen Tage dahin, und fand ein englisches Schiff von hundert Tonnen vor Anker liegen. Allein, die Mannschaft hatte sich nebst allen Einwohnern des Ortes in die Wälder geflüchtet. Den 24sten schickete d'Iberville einige Parteyen auf Kundschaft aus; sie kamen auch alle mit Gefangenen zurück. Den 26sten, welcher zur Abreise aus der Toullbay festgesetzet war, zog er mit sieben Canadiern voraus, um eine gewisse Anhöhe zu besetzen, von welcher die Engländer das Heer erkundschaften und auf seinem Zuge beunruhigen konnten.

Das Heer rücket nach dem Johanneshafen.

Als er etwa drey Meilen zurückgeleget hatte, so begegnete ihm eine seiner ausgeschickten Parteyen, welche bis an die Johannesschanze gestreift hatte. Diese behielt er bey sich. Nach einigem Fortrücken erblickete er vierzig Engländer, welche das Heer erkundschaftet hatten, verfolgete sie, und kam mit ihnen zugleich in einen kleinen Hafen, daraus sie hergekommen waren. Er setzete durch einen sehr reißenden Strom, da ihm das Wasser bis an den Gürtel reichete, erstieg, der starken Gegenwehr ungeachtet, eine Art von Verschanzung, und blieb Meister von dem Hafen. Von dem Feinde blieben sechs und dreyßig Mann auf dem Platze. Einige wurden gefangen, die übrigen flohen nach der Johannesschanze.

Tapfere That des Hrn. d'Iberville.

Auf den Abend kam das ganze Heer an den besagten Ort zu ihm, blieb auch den ganzen folgenden Tag da liegen, weil es bis in die Nacht hinein so heftig schneyete, daß die Luft verfinstert wurde. Dem ungeachtet streifete Montigny, weil er unmöglich ruhen konnte, und für die Engländer in der That ein sehr unbequemer Nachbar war, in die Wälder, brachte auch einige Gefangene mit. Es war eben derjenige, welcher bey der

1696. Eroberung von Corlar verwundet wurde, und sich bey der Belagerung von Pemkuit absonderlich hervorthat.

Den 28sten früh rückete das ganze Heer in Schlachtordnung fort. Montigny zog mit dreyßig Canadiern, woraus der Vorzug bestund, fünf hundert Schritte weit vor dem Haupttreffen her. Dieses letztere wurde von dem Herrn Brouillan, Herrn d'Iberville, und einem tapfern abenaquischen Hauptmanne, Namens Nescambiuit, geführet, welchem letztern Ludwig der XIV 1706 zu Versailles mit Worten und Geschenken ungemein gnädig begegnete. Die Besatzung von Plaisance hatte zwar den Rang; doch war übrigens ausgemachet worden, es sollten die Canadier den ersten Angriff thun.

Nach einem drittehalbstündigen Zuge entdeckete Montigny auf einen Pistolschuß weit einen Haufen von hundert und acht und zwanzig Engländern, welche sehr vortheilhaft hinter einigen Felsen stunden. Montigny gab sogleich Feuer auf sie, fuhr auch so lange damit fort, bis das Heer herbeykam, welches denn bald geschah. Herr Brouillan griff sie von vorne an; d'Iberville schwenkete sich links, um ihnen von der Seite, wo sie keine Felsen zur Bedeckung hatten, beyzukommen.

Ein Haufen Engländer wird geschlagen.

Sie wehreten sich zwar gut. Allein, nach einem halbstündigen Gefechte wichen sie auf allen Seiten. D'Iberville verfolgete sie mit den muntersten Canadiern bis nach der Schanze, welche nur dreyviertheil Meilen weit davon lag, und er kam eine Viertheilstunde vor dem übrigen Heere dahin. In dieser kurzen Zeit hatte er zwo Schanzen weggenommen und drey und dreyßig Gefangene gemacht. Die Einwohner vom Johanneshafen hatten große Hoffnung auf die geschlagenen hundert und acht und zwanzig Mann gesetzet, und erschracken, als sie die Franzosen nebst denselbigen in die Stadt eindringen sahen, dermaßen, daß d'Iberville noch eine dritte Schanze, darinnen zweyhundert Mann lagen, gerades Weges weggenommen hätte, wenn er nur hundert Mann stark gewesen wäre.

In dem nurerwähnten Gefechte verlor der Feind fünf und funfzig Mann. Herr Brouillan that Wunderdinge. Sein Trompeter wurde an seiner Seite todtgeschossen; noch drey von seinen Leuten wurden verwundet, und zween Canadier getödtet. Die Soldaten von der Besatzung zu Plaisance thaten zwar das Ihrige vollkommen wohl: nur hätten sie, wie d'Iberville in einem Schreiben an Herrn Pontchartrain meldet, vorher einige Feldzüge gegen die canadischen Wilden thun sollen; denn da hätten sie gelernet, wie sie sich bey Entdeckung des Feindes bedecken müßten.

Belägerung der Johannesschanze.

Als das Heer in den Johannesflecken einzog, so sah es ein englisches Fahrzeug, an dessen Bord viele Engländer geflohen waren, mit vollen Segeln aus dem Hafen fahren. Nachgehends erfuhr man, es habe jedermann seine kostbaresten Sachen darauf in Sicherheit gebracht. Die Schanze, die man voritzt noch wegnehmen mußte, war mit acht Schuh hohen Pallisaden eingefasset, übrigens aber in sehr schlechtem Zustande. Das Heer legete sich in die Häuser des Fleckens, und ließ den Befehlshaber durch eine gefangene Frau auffordern. Der Befehlshaber behielt die Frau bey sich, und gab keine Antwort.

Hieraus schloß man, er wolle sich wehren; daher machete man zur Stunde Anstalt, die Mörser, Stücke und Kriegesbedürfnisse, die man in der Toullbay gelassen hatte, herbey zu schaffen. In der Nacht zwischen dem 29sten und 30sten wurde Herr Muys und Montigny mit sechzig Canadiern ausgeschicket, um die zunächst an der Schanze und jenseits derselbigen stehenden Häuser wegzubrennen. Herr d'Iberville rückete nebst dem Nescambiuit und dreyßig auserlesenen Leuten zu ihrer Unterstützung nach. Der Befehlshaber

der von Plaisance stellete die übrige Mannschaft in Schlachtordnung, um, wo es nöthig fallen sollte, zu Hülfe zu kommen. Die Häuser wurden weggebrannt, und den 30sten kam ein Engländer mit einer weißen Fahne aus der Schanze.

1696.

Auf die Vorschläge, die er that, wurde beliebet, außerhalb der Schanze eine Unterredung anzustellen; indem der Befehlshaber den elenden Zustand seiner Schanze nicht sehen lassen wollte. Da es den Engländern nie eingefallen war, man werde sie zu Lande angreifen: so bestund die ganze Stärke des Ortes in der That nur auf der Seeseite. Der Befehlshaber brachte vier der angesehensten Einwohner aus dem Flecken mit sich, und verlangete, als Herr Brouillan an seinem Orte Vorschläge that, Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Seine Absicht war nur, Zeit zu gewinnen. Denn es bemüheten sich zwey große Kriegesschiffe schon seit etlichen Tagen, mit Laviren in den Hafen zu kommen. Allein, man merkete seine Anschläge, und gab ihm zur Antwort, er müsse sich zur Stunde erklären, sonst wolle man stürmen.

Der Befehlshaber will Zeit gewinnen.

Nun war er außer Stande, einen Sturm auszuhalten; daher bewilligte er, sich noch diesen Tag auf folgende Bedingungen zu ergeben: 1) Solle man ihm zwey Fahrzeuge geben, darauf er nebst allen seinen Leuten nach England abgehen könne. 2) Niemand solle geplündert werden. 3) Alle Engländer, welche nach Bonneviste gehen wollten, könnten es in aller Sicherheit thun. Diese Uebergabe wurde französischer Seits bloß von Herrn Brouillan unterschrieben: indem dieser dem Herrn d'Iberville nicht einmal die Ehre that, ihm das Papier zu überreichen. Es verdroß dieses zwar den Herrn d'Iberville: er ließ sich aber, gleichwie er schon öfters bey wichtigern Fällen gethan hatte, nichts merken, und that recht wohl daran.

Ergiebt sich.

Nach dem Unterschreiben gieng der englische Befehlshaber in seine Schanze, und kam nach kurzer Zeit mit zweyhundert und funfzig Mann, ohne Weiber und Kinder, wieder heraus. Von seinen Leuten war zwar nur ein einziger Mann bey einem Scharmützel, als man die Schanze erkundschaften wollte, verwundet worden. Es bestund aber die ganze Besatzung meistens nur aus elenden Fischern, welche kaum eine Flinte loszuschießen verstunden; gleichwie denn der Herr Befehlshaber selbst übrigens ein ehrlicher Bürger war, der keine königliche Bestallung hatte, sondern nur von den Schiffshauptleuten eingesetzet worden war. Die Schanze war ziemlich gut, aber mit nichts versorget. Die Besatzung hatte weder einen Stecken Holz zum Heizen, noch für einzige vier und zwanzig Stunden Lebensmittel; gleichwie sie denn auch nicht eher, als in dem Augenblicke, da d'Iberville im Flecken erschien, eingezogen war.

Zustand des Platzes.

Unterdessen ist der Johanneshafen ungemein schön. Es können mehr, als zweyhundert Schiffe, darinnen liegen. Seine Mündung ist nur einen halben Büchsenschuß breit; sie liegt zwischen zween sehr hohen Bergen, und wurde damals von acht Stücken vertheidiget. In dem Flecken zählete man etwa sechzig Einwohner, die an der Nordküste und auf eine halbe Meile am Strande hin recht schöne Wohnungen hatten. Die Schanze, davon ich geredet habe, lag nur einen Stückschuß weit von der Mündung des Hafens.

Lage des Johanneshafens.

Als die beyden Kriegesschiffe sahen, daß der Platz übergieng, ehe sie ihm zu Hülfe kommen konnten: so war für sie weiter nichts zu thun übrig, als wieder nach England umzukehren; gleichwie sie denn auch thaten. Den 2ten des Christmonates wurde Montigny mit zwölf Mann nach Tortugalcue, in der Conceptionsbay, welche drey Meilen

1696.

vom Johanneshafen liegt, abgeschicket, um daselbst eine große Menge Flüchtlinge, welche nach Carbonierhafen wollten, aufzuheben. Er bekam dreyßig davon. Noch eine größere Menge Gefangene machte ein canadischer Edelmann, Namens **Dugue de Boisbriand**, an einem drey Viertelmeilen vom Johanneshafen gelegenen Orte, **Kirividi** genannt; und es belief sich die Anzahl derselbigen innerhalb wenig Tagen auf mehr, als hundert.

Johannesschanze wird weggebrannt.

Bishieher hatten beyde Anführer in guter Einigkeit gelebet: aber da es zum Theilen der Beute kam, brach der alte Groll von neuem aus; ja, es fehlete nicht viel, so wäre es zu einem öffentlichen Bruche gekommen. Als endlich dieses Feuer durch die Klugheit der Mittelspersonen und durch die Mäßigung des d'Iberville gedämpfet worden war: so schlug Brouillan vor, man wolle den Johanneshafen besetzen, und den Herrn Muys zum Befehlshaber machen. D'Iberville willigte darein, doch mit dem Bedinge, es solle unter der Besatzung kein Canadier seyn; indem er bey seiner vorhabenden Unternehmung keinen einzigen Mann missen könne.

Bey diesen Umständen bedankete sich Muys für die zugedachte Befehlshaberstelle. Man beschloß also, den Ort zu räumen, und vollzog diese Entschließung auf der Stelle. Doch brannte man vorher nicht nur die Schanze, sondern überhaupt alle noch stehende Gebäude weg. Als dieses geschehen war, so dachten Brouillan und Muys auf ihre Rückreise nach Plaisance; und d'Iberville machete sich mit den Wagehälsen, die ihr Glück unter ihm sucheten, fertig, den Krieg fortzusetzen.

Eroberungen der Canadier auf Neuland.

Hierzu wendete er ungefähr ein Paar Monate an, wornach den Engländern auf ganz Neuland weiter nichts mehr übrig blieb, als Bonaviste und die Carbonierinsel. Der erste Platz war viel zu feste für so wenige Leute, welche entweder auf dem Schnee, oder auf Wegen, darauf schwerlich jemand, als ein Canadier oder Wilder, fortzukommen vermag, herumstiegen; folglich nichts, als ihre Flinten und Degen, nebst so viel Lebensmitteln, als, um nicht vor Hunger zu sterben, genug war, bey sich haben konnten.

Die Carbonierinsel ist bey der geringsten Vertheidigung im Winter unzugänglich. Für diesesmal aber hielten sich über dreyhundert aus andern verlorenen Plätzen dahin geflüchtete Engländer an diesem Orte auf. Die See ist das ganze Jahr daselbst stürmisch, und voritzt macheten die Wellen einen Wall, den kein Kriegesheer und kein schweres Geschütz jemals zu gewinnen vermocht hätte. Wäre es dem d'Iberville frey gestanden, seine Unternehmungen mit diesem Orte anzufangen: so hätte er die Insel beynahe ohne alle Vertheidigung gefunden, auch weit leichter darauf landen können. Man machete diesen Feldzug noch sechs bis siebenhundert Gefangene, und schickete sie nach Plaisance. Weil aber in diesem Platze nicht genug verschlossene Oerter waren, darein man sie sperren konnte: so liefen sie meistens davon.

D'Iberville legete bey dieser Gelegenheit treffliche Proben seiner Geschicklichkeit ab, und war überall voran, wo es gefährlich zugieng, oder große Beschwerlichkeit auszustehen war. Montigny streifete gemeiniglich voraus, und ließ öfters denen, die nach ihm kamen, wenig mehr zu thun übrig. Nach diesen beyden thaten sich drey canadische Edelleute, nämlich **Boucher de la Perriere**, **d'Amour de Plaine** und **Dugue de Boisbriand**, nebst dem **Nescambiuit** am meisten hervor. Hätte man Leute genug gehabt, die Insel, mit deren Eroberung es schon so weit gekommen war, vollends zu bezwingen, und die eroberten Plätze zu besetzen: so wäre Neuland für die Engländer auf immer ver-

loren

loren gewesen. Allein, in Frankreich sah man damals noch nicht ein, wie viel uns an ihrem gänzlichen Besitze gelegen sey.

1696.

Fehler der Engländer u. Franzosen in ihren Pflanzlanden.

Man muß gestehen, daß die Engländer bey dem Bevölkern ihrer Pflanzlande eine Geschicklichkeit, die man bey keiner andern europäischen Nation wahrnimmt, bezeugen: nur machen sie gemeiniglich sehr schlechte Anstalten zur Vertheidigung derselbigen gegen unvermuthete Ueberfälle, oder gegen die Gewalt der Nachbarn. Wenn also die Franzosen, um ihre Eroberungen in der neuen Welt zu behaupten, eben so viele Standhaftigkeit und kluge Anstalten gebraucheten, als sie bey Ueberwältigung derselbigen Kühnheit und Geschwindigkeit erzeigen: so würde die Krone England heutiges Tages keinen Daumen breit Erde in Nordamerica besitzen.

Der größte Fehler, den die Engländer damals, in Absicht auf ihre Pflanzlande, begiengen, war ihre schlechte Wahl der Personen, denen sie, es sey nun einzelne Plätze, oder eine ganze Landschaft, anvertraueten. Gemeiniglich waren es Leute, welche den Krieg weder verstunden, noch je gesehen, wohl aber ein ansehnliches Vermögen auf eine solche Weise erworben hatten, welche ganz andere Eigenschaften, als die Ehrenstelle, dazu man sie erhob, erforderte; solche nämlich, welche Leute ihres Gleichens nie erlangen.

Nebstdem legeten sich so wohl die engländischen Einwohner, als die darunter gemischten Ausländer, bloß auf den Ackerbau und die Handlung, und waren folglich zum Kriege schlecht geschickt. Dieses machete sie bey den Wilden verächtlich, und verursachete, daß ihre reichesten und am stärkesten bevölkerten Landschaften sich nicht einmal einer Hand voll Wilder erwehren konnten. Ihr ganzer Trost gründete sich auf unser leichtsinniges, veränderliches, nachläßiges Wesen, und auf die schlechte Einigkeit unserer Befehlshaber. Daher blieben sie von einer großen Anzahl wichtiger Plätze dennoch Meister, ungeachtet wir sie so oft herausgejaget hatten, als wir nur davor rücketen.

1697.

Warum d'Iberville Neuland nicht völlig eroberte.

Um wieder auf Neuland zu kommen: so war auf dieser großen Insel, mit Ausnahme der vorhinerwähnten beyden Plätze, nunmehr alles unser; und d'Iberville gieng nach Plaisance zurück, um daselbst die Verstärkung aus Frankreich, welche Bonaventure mitbringen sollte, abzuwarten; indem er ohne dieselbige die Eroberung der Insel nicht zu Ende bringen konnte. Nach langem Warten erschien endlich sein Bruder Serigny den 18ten May 1697 mit einem Geschwader in der Bay, und brachte einen Befehl vom Hofe mit, welcher ihn nöthigte, diese Unternehmung gänzlich fahren zu lassen, und dagegen auf dem Eise der Hudsonsbay Lorbeerzweige aufzusuchen. Ehe ich aber den Verlauf dieser Unternehmung und die Veranlassung dazu erwähne, erfordert es die Ordnung der Geschichte, dasjenige, was nach der Einäscherung des Dorfes Onnontague bey den Irokesen vorgieng, zu erzählen.

Der Graf von Frontenac wußte wohl, er habe die Irokesen mehr betäubet, als bezwungen; und wofern er es bey dem Geschehenen bewenden lasse, so würden sie ihren alten Trotz bald wieder hervorsuchen, und die Pflanzlande eben so arg, als vorher, beunruhigen. Nun gedachte er freylich, sie gänzlich zu demüthigen. Das Unglück war, daß ihm unter allen Mitteln, die er hierzu anwendete, kein einziges gelingen wollte; sondern Neufrankreich, was diesen Krieg betraf, gar bald wieder in eben denselbigen Zustand kam, in welchem es sich befand, ehe er mit einer zum Bezwingen aller Irokesen mehr, als hinlänglichen Macht zu Felde gegangen war.

1697.

Allerley vergebliche Anschläge gegen die Iroquesen.

Zu Ende des Herbstes bekam der Ritter Callieres Befehl, eine starke Partey in seinem Bezirke aufzubringen, und auf dem Eise gegen die Agnier auszuschicken. Allein, weil die Aerndte sehr schlecht gerathen war: so machte ihm der Mangel an Lebensmitteln den Gehorsam unmöglich. Als er dieses dem Generale zu wissen that: so verlangete dieser, er solle wenigstens funfzig Mann in die Gegend schicken, wo die Iroquesen den Winter über zu jagen pflegen. Callieres machete sogleich Anstalt zur Vollziehung dieses Befehles, und es war schon alles zum Aufbruche fertig: allein, gewisse eingelaufene Nachrichten verursacheten, daß man seinen Vorsatz änderte.

Den 11ten Jänner kam ein gebohrner Onneyuther, der aber am Ludwigssprunge wohnete, und voritzt seine alten Landesleute ermahnet hatte, sich unter uns niederzulassen, nach Montreal zurück. Als man nun nach den Gesinnungen seiner Landesleute fragete: so gab er zu Antwort, es kämen sechzig von ihnen, in zween Haufen vertheilet, im Jagen herbey, um ihr dem Großstatthalter dießfalls gegebenes Wort zu erfüllen. Alle übrige Iroquesen wären an die Gränze der Andaster auf die Jagd gezogen; und auf diese letztere Nachricht dankete man die funfzig Mann wieder ab.

Die Franzosen werden geklopfet.

Gleichwohl macheten sich einige aus eigenem Triebe auf die Beine, und nahmen ihren Weg nach Neuyork. Einer von diesen Haufen wurde von einem, Namens Dubos, geführet. Dieser schlug sich mit einigen Mahinganen und Agniern lange Zeit tapfer herum, und fügete ihnen großen Schaden zu. Allein, bey Orange fiel er in einen Hinterhalt. Von seinen sechszehn Mann blieben zehn auf dem Platze; Dubos und noch drey andere wurden verwundet, gefangen, und nach Orange geführet. Die übrigen beyden kamen nicht weiter zum Vorscheine. Einem andern Haufen von sieben oder acht Franzosen gieng es nicht viel besser. Es stießen Wilde vom Berge auf sie, und fielen, in Meynung, es wären Engländer, darüber her. Ehe man einander erkannte, blieben zween Franzosen und das große Oberhaupt vom Berge, Namens Totathiron, auf dem Platze, an welchem Manne Neufrankreich viel verlor.

Einige Onneyuther lassen sich unter den Franzosen nieder.

Endlich, den 5ten des Hornungs, kamen drey und dreyßig Onneyuther nach Montreal, und sageten, hiermit erfülleten sie das ihrem Vater gegebene Wort, in die Reihe seiner Kinder zu treten. Ihre sämmtlichen Landesleute, sageten sie, ließen durch ihren Mund versichern, sie würden ebenfalls gekommen seyn, wofern nicht der Agnier und der Onnontague, zwischen welchen sie ihre Stelle hätten, jedweder einen ihrer Arme ergriffen und sie zurückgehalten hätte. Unterdessen blieben sie dennoch bey ihrer Gesinnung, und wollten sogleich zu dem Onontio kommen, so bald er jemanden, um sie abzuholen, abfertigen werde. Sie ihres Ortes wären mit jedweder Stelle, die man ihnen gönnen wollte, zufrieden; nur möchten sie gern den Namen Onneyuth behalten, und den P. Milet zu ihrem Missionar haben, indem er sie, ungeachtet alles von ihnen erlittenen Uebels, gleichwohl sehr liebete. Uebrigens bäthen sie, man möchte ihnen zur Errichtung ihrer Wohnungen behülflich seyn.

Wie man sie empfängt.

Was sie von des P. Milets Zuneigung sageten, das befand sich wirklich also. Es sprach dieser Missionar, in dessen Gesellschaft ich viele Jahre zugebracht habe, nie anders, als mit großer Innigkeit von den Onneyuthern, ungeachtet er ihnen keine andere Verbindlichkeit hatte, als daß sie ihm Gelegenheit gegeben, sich durch eine fünfjährige harte Leibeigenschaft ein Verdienst zu erwerben. Herr Callieres empfing die neuen Gäste auf das beste, und versprach, es solle ihnen an nichts fehlen. Nachgehends schrieb er an den Grafen, um seine Meynung zu wissen, und erhielt Befehl, ihren Anführer nach Onne-

yuth

yuth zurück zu schicken, damit er seinen Landesleuten von der günstigen Aufnahme Nachricht geben und sie zur Nachfolge aufmuntern könne.

1697.

Diese Unterhandlung und das Beyspiel der übergetretenen Onneyuther erregete bey den übrigen Orten ein großes Aufsehen, und es gaben sich absonderlich die Onnontaguer große Mühe, die Sache zu hintertreiben. Die Agnier waren am allerbegierigsten, den eigentlichen Zustand der Sache mit den Onneyuthern zu erfahren, und schicketen zu diesem Ende ein Paar aus ihrem Mittel, unter dem Vorwande, zwo im vorigen Jahre bey Sorel gefangene Jungfern zu überbringen, nach Quebec. Von beyden Gefangenen erfuhr man, die Irokesen schienen sich nicht sonderlich zu fürchten. Die Engländer hätten die Onnontaguer, um sie wegen des erlittenen Verlustes schadlos zu halten und zum Wiederaufbauen ihres Dorfes zu vermögen, stattlich beschenket; daher denn dieselbigen auch gesonnen wären, ihre von den Franzosen verheereten Felder schon in diesem Frühjahre wieder anzubauen.

Die andern Orte schöpfen darüber Verdacht.

Beyde Agnier hingegen frageten den Grafen Frontenac mit großem Stolze: ob der Weg von ihrem Orte nach Quebec offen sey? und einer von ihnen sagete: er hoffe doch wohl, man werde ihm seinen Sohn, der hier ein Gefangener sey, abfolgen lassen. Der General gab zur Antwort: der erste Irokese, welcher künftig dergleichen ungebührliche Reden ausstoßen würde, sollte dafür auf der Stelle gestrafet werden. Ihnen zwar wollte er, in Ansehung der beyden eingelieferten Gefangenen, verzeihen: allein, sie müßten sich angewöhnen, ein andermal demüthig mit ihm zu sprechen, indem er ihnen weiter nichts mehr zugestehen werde, es sey denn, sie unterwürfen sich zuvor seinem Willen, und überlieferten ihm alle bey ihnen gefangene Franzosen.

Ja, er behielt sie den ganzen Winter über bey sich, aus Beysorge, sie möchten ihren Landesleuten die Gegend verrathen, da unsere Bundesgenossen auf der Jagd waren. Gleichwohl schickete er neue Befehle nach Montreal, man solle, um zu erfahren, was bey den Irokesen und zu Neuyork vorgehe, den Feind durch kleine Parteyen unaufhörlich bezwacken. Den 15ten May bothen die Wilden vom Ludwigssprunge und vom Berge dem Befehlshaber zu Montreal ihre Dienste an. Es bekam aber dieser, als er deswegen bey dem Grafen anfragete, zur Antwort, es sollten sich weder die Franzosen, noch die angesessenen Wilden entfernen; weil er sie vielleicht bald nöthig haben möchte.

Die Ursache dieser Erklärung lag in der Ankunft des Herrn **Vincellotte**, eines scharfsinnigen ämsigen Mannes und gebohrnen Canadiers. Der Herr **de Gabaret** hatte ihn am wüsten Gebirge, unweit Pentagoet, ans Land gesetzet, von da kam er zu Lande her, und brachte dem Generale Briefe vom Hofe mit, welche ihm das Zerstreuen seiner Völker nicht erlaubeten. Der Minister schrieb ihm, es lägen in den englischen Häfen einige Kriegesschiffe segelfertig, welche ungesäumt zu einer zu Baston ausgerüsteten Flotte stoßen und Canada angreifen sollten. Unterdessen solle der Graf tausend, oder tausend und zweyhundert Mann in Bereitschaft halten, um auf den Fall, da wegen Quebec nichts zu befürchten sey, die Befehle, die ihm Seine Majestät zuschicken werde, zu vollziehen. Was dieses zu bedeuten hatte, das werden wir bald sehen.

Frontenac erhält Nachricht vom Hofe.

Die Irokesen merketen es sehr bald, daß man sie in ihrem Lande nicht weiter zu beunruhigen gedenke, und streiften auf allen Seiten herum. Dieses nöthigte den Befehlshaber zu Montreal, destomehr Parteyen gegen sie auszuschicken, und dadurch vereitelte er alle ihre Anschläge. Einige Gefangene, die man ihm bald darauf aus der Nachbarschaft von

Die Irokesen fangen die Feindseligkeiten wieder an.

1697.

von Neuyork überlieferte, sagten aus, man spräche in nur besagter Landschaft, bald als ob die Engländer in Europa eine Flotte ausrüsteten und Quebec belagern wollten, bald, man rüstete sich in Frankreich, Baston zu belagern. Zu gleicher Zeit erfuhr man, Neuengland sey außer Stande, das geringste zu unternehmen; die Theurung sey ungemein groß, zwischen dem Statthalter und den Ständen herrsche eine große Uneinigkeit; und wiewohl man äußerlich Canada zu bedrohen schiene, so fürchtete man sich doch innerlich vor den Franzosen, und arbeitete deswegen an Befestigungswerken.

Die Engländer nehmen die Bourbonschanze weg.

Hingegen erfuhr man zu gleicher Zeit auch, es sey im vorigen Herbste die Bourbonschanze in der Engländer Hände gefallen, und es habe Herr Serigny, welcher eine Verstärkung an Mannschaft, Mund- und Kriegesbedürfnissen dahin bringen sollen, nicht zu landen vermocht. Es erschienen wirklich den 2ten des Herbstmonates 1696 vier englische Kriegesschiffe, nebst einer Bombardiergalliotte vor dem Platze, und waren kaum zwo Stunden auf der dasigen Rhede vor Anker gewesen, als Herr Serigny und de la Motte Egron gleichfalls ankamen, jener auf dem **Drachen**, einem königlichen Schiffe, dieser auf dem **Hardi**, welcher der nordischen Gesellschaft gehörete.

Weil die Partey allzu ungleich war, so machten sich die Franzosen aus dem Staube. Serigny nahm seinen Weg nach Frankreich, kam auch glücklich dahin. Aber la Motte Egron litt auf dem Wege nach Quebec Schiffbruch und ersoff. Die Bourbonsschanze war kaum mehr eines Widerstandes fähig. Gleichwohl stellete man sich im Anfange ganz unerschrocken. Den 5ten machte die Galliotte unter dem Beystande der beyden Schiffe ein starkes Feuer, fuhr den folgenden Tag damit fort, und die Engländer wollten unterdessen eine Landung vornehmen. Allein, **Jeremias**, welcher in der Schanze als Fähndrich dienete, steckete sich mit vierzig Fusiliern hinter die Büsche, und feuerte so stark, auch in so schöner Ordnung, auf die anrückenden Schaluppen, daß sie zurück weichen mußten.

Brechen den Vergleich.

Hierauf warf die Galliotte Bomben, davon zwey und zwanzig in die Schanze fielen. Weil nun keine einzige sichere Stelle für das Pulver vorhanden war: so konnte der Befehlshaber, Herr **de la Foret**, nicht umhin, sich zu ergeben. Er verlangete, man solle ihn nebst seiner ganzen Besatzung auf französischen Grund und Boden bringen, auch jedwedem Mann erlauben, so viel mitzunehmen, als er tragen könne. Beyde Artikel wurden bewilliget. Allein, so bald die Engländer im Platze waren, lacheten sie nur über den getroffenen Vergleich, plünderten die Franzosen aus, und führeten sie gefangen nach England.

Doch setzete man sie vier Monate nach ihrer Ankunft in Freyheit. Als sie nun bey dem Aussteigen in Frankreich vernahmen, man rüste zu Rochelle Schiffe aus, und wolle die Bourbonsschanze wiederum erobern, so giengen sie meistens in möglichster Eile dahin. Hier fanden sie in der That vier Schiffe, darüber Herr Serigny bis nach Plaisance Befehlshaber seyn, sodann aber diese Stelle seinem Bruder d'Iberville abtreten sollte. Mit diesem nun fuhren sie ab. Vorhin haben wir gesehen, es sey dieses Geschwader den 18ten May, das ist zu eben der Zeit, als d'Iberville die Insel Neuland vollends erobern wollte, daselbst angelanget.

Es wäre zu wünschen gewesen, entweder sein Bruder wäre eher gekommen, oder er hätte gewußt, daß selbiger so spät ankommen werde. In dem ersten Falle hätte er die nöthige Zeit, der aufgetragenen Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu verschaffen gehabt, und in dem zweyten hätte er, um sich wegen des langen Außenbleibens zu trösten, einen äußersten Versuch wagen, und die Engländer vielleicht gänzlich aus der Insel verjagen

gen können, gleichwie ihm denn dieses sehr am Herzen lag. Auf der andern Seite war es offenbar, daß der Hof seine Rechnung auf eine weit zeitigere Ankunft des Herrn Serigny gemachet hatte. Allein, es gieng, wie schon gemeldet worden, in unsern Häfen ungemein langweilig mit den Schiffsrüstungen her; und dieses vernichtete oft die besten Anschläge unserer Officierer.

1697.

Es erhellet dieses aus dem Verhaltungsbefehle, welchen d' Iberville bekam. Denn da hieß es, er sollte vor seiner Fahrt nach der Hudsonsbay nach dem Johannesflusse segeln, und sehen, ob nicht etwa die Naxoatschanze einer Verstärkung bedürfte. Die Vollziehung dieses Befehles war nunmehr unmöglich, und wurde selbst von dem Herrn Brouillan, welchem d' Iberville seinen Verhaltungsbefehl vorzeigete, dafür gehalten. Denn es war nicht nur für zwo dermaßen weit von einander entfernete Unternehmungen die Jahreszeit schon zuweit verstrichen, sondern es war auch das aus Frankreich angekommene Schiffsvolk nicht im Stande, so lange Zeit auf der See zu bleiben.

D' Iberville geht nach der Hudsonsbay.

Demnach beschloß man, gerades Weges nach der Bourbonschanze zu gehen. Das Geschwader bestund aus vier Kriegesschiffen und einer Brigantine, und stach den 6ten des Heumonates in die See. Der Hof hatte noch einen dritten und zu erfüllen weit schwerern Befehl, als der zweyte war, gegeben, nämlich eine Zeitlang an der neuländischen Bank zu kreuzen. Diesem wollte d' Iberville zwar ein Genügen thun: er fand aber in dem dasigen Gewässer dermaßen düstere Nebel, und dagegen so günstige Winde zu seiner Fahrt, daß er für das Beste hielt, sie fortzusetzen, und dergestalt den 28sten an die Mündung der Hudsonsbay kam.

Verliert ein Schiff.

Den 3ten August war er in der Bay selbst. Allein, hier rücketen ihm die Eisschollen dermaßen auf den Leib, daß er sich an die größten festhängen mußte. Das gefährlichste bey diesen Umständen war, daß die Schollen von den Strömen mit Ungestüme hingerissen wurden, und mit größter Gewalt an die Schiffe stießen. Man mußte also des Unterganges alle Augenblicke gewärtig seyn. Den 5ten wurde die Brigantine wirklich zerschmettert, imgleichen der **Palmier**, welchen Herr Serigny führete. Es geschah dieses so schnell, daß man kaum noch die Leute retten konnte; alles übrige gieng verloren.

Kömmt von den übrigen ab.

Den 28sten war d' Iberville mit dem Pelicane zwar vom Eise frey, aber ganz allein, und ohne zu wissen, wo seine übrigen Schiffe seyn möchten, indem er sie schon seit dem 11ten vor den Eisstücken nicht mehr sehen konnte. Doch weil er den vorigen Abend einige Stückschüsse vernommen hatte: so hoffte er, sie würden voraus gegangen seyn, und richtete die Segel nach der Nelsonschanze, die er den 4ten des Herbstmonates zu Gesichte bekam. Des Abends legete er unweit der Schanze vor Anker, und schickete den Herrn Martigny, der Geschwisterkind mit ihm war, in der Schaluppe ans Land, um von der Beschaffenheit des Platzes, und von den englischen Schiffen, die er in der Hudsonsbay wahrgenommen hatte, Kundschaft einzuziehen.

Des folgenden Tages frühe um sechs Uhr, entdeckte er drey Schiffe unter Wind, welche sich mit Laviren in die Rhede zu helfen bemüheten. Er gab die mit Herrn Serigny abgeredete Losung. Als aber keine Antwort erfolgete, so sah er wohl, es müßten Feinde seyn, und machte Anstalt, sie anzugreifen. Zu diesem Entschlusse nun gehörete eine große Verwegenheit. Denn er hatte kaum hundert und funfzig taugliche Mann am Borde, da hingegen unter den drey Schiffen eines stärker als er war, jedwedes aber von den andern beyden zwey und dreyßig Stücke führete.

1697.

Schlägt sich mit drey englischen Schiffen.

Ungeachtet dieser Ungleichheit kam er so unerschrocken auf sie los, daß sie sich darüber entsetzeten. Doch erwarteten sie ihn. Um halb zehn gieng das Schießen an, und dauerte bis um ein Uhr Nachmittage mit großer Heftigkeit beständig fort. Gleichwohl bekam der Pelican nur einen einzigen Todten und siebenzehn Verwundete. Hierauf gieng d'Iberville, welcher den Wind zum Vortheile hatte, auf einmal auf beyde Fregatten los, und gab ihnen, in der Absicht sie mastlos zu machen, die Lage ganz nahe. Aber in diesem Augenblicke kam ihm selbst die dritte, der Hamshire genannt, auf den Leib; sie hatte an jedwedem Borde sechs und zwanzig Stücke, und war mit zweyhundert und dreyßig Mann besetzet.

Sogleich gieng er ihr entgegen, und ließ alle seine Stücke auf das zu Grundeschießen einrichten. Dergestalt gieng er mit vollen Segeln darauf los, und gab der Fregatte eine Lage, davon sie im Augenblicke zu Grunde gieng *a*). Sodann wendete er sich, und überfiel die Hudsonsbay, dasjenige, von den beyden andern englischen Schiffen, welches der Mündung des Theresenflusses am nähesten war. Als er aber entern wollte, strich diese Fregatte die Segel und ergab sich.

Hierauf machte d'Iberville Jagd auf die dritte, der Deringue genannt, welche gegen Nordost floh, und nur einen guten Stückschuß weit von ihm entfernet war. Weil aber dieses Fahrzeug eben so schnell segelte, als er selbst: so unterließ er das Nachsetzen bald wieder, absonderlich weil er nicht stark segeln durfte. Denn es waren ihm einige Wände übel zugerichtet, zwo Pumpen zersprungen, und viele Thauen entzwey geschossen. Sein Schiff war mit siebenzehn Schüssen durchlöchert, absonderlich unter Wasser, und man konnte nicht stopfen. Er kehrete also um, und schickete den Herrn de la Sale mit fünf und zwanzig Mann in der Schaluppe ab, um das eroberte Schiff zu besetzen. Er selbst ließ das seinige ausbessern; und als dieses mit unglaublicher Geschwindigkeit geschehen war, so setzete er ganz allein dem entflohenen Feinde nach, ungeachtet selbiger schon drey Meilen zum Vorsprunge hatte.

Er hoffte schon ihn einzuholen. Es lief aber der Wind gegen Abend nach Norden um; es stieg zugleich ein starker Nebel auf, und entzog den Deringue seinem Gesichte. Demnach mußte er nach der Hudsonsbay zurück kehren. Er warf den Anker gleich neben dem Hamshire, von welchem fast gar nichts mehr zu sehen war, auch kein einziger Mann gerettet werden konnte. Von den Gefangenen erfuhr er, sie wären fünf und zwanzig Tage lang zwischen dem Eise gewesen, und hätten ihren Brander durch eben den Zufall verloren, als die Franzosen ihre Brigantine. Nachgehends hatten sie eine französische Flüte angetroffen, die sich sechs Stunden lang mit erstaunlicher Tapferkeit gewehret, und hernach ihre Zuflucht zwischen das Eis zu zwey andern Schiffen ihrer Nation genommen habe.

Gefecht einer französischen Flüte.

Besagte Flüte war der Profond, den d'Iberville zu Plaisance ausgerüstet, mit sechs und zwanzig Stücken, und hundert und zwanzig Mann besetzet, und dem Herrn Dugue anvertrauet hatte. Sie war den 25sten August von dem Palmier und Wesp abgekommen, und bald darauf unter drey englische Schiffe gefallen, die sie zwar wie ein Sieb durchlöcherten, aber weder entern, noch zur Ergebung zwingen konnten. Zum größten Glücke erblicketen sie den Wesp und Palmier zum Entsatze herbey eilen, und machten sich hierauf bey Seite. Der Profond war völlig mastlos geschossen, auch hatten die übrigen beyden vieles in dem Eise gelitten. Gleichwohl besserten sie sich in der Geschwindigkeit aus, und verfolgeten

a) Der Herr Verfasser meldet nicht, aus welchen Nachrichten er diese und noch andere Heldenthaten des

gelen die Engländer, die ihnen zwar entgiengen, aber nur erwähnter maßen dem Pelicane in die Hände liefen.

1697.

Schiffbruch des d'Iberville.

Indem nun dem d'Iberville veritzt nichts mehr im Wege stund: so wollte er auf die Bourbonschanze losgehen. Zu diesem Ende lichtete er den 6ten die Anker, und legete sich auf die Rhede. Hier kam seine Schaluppe, die er, um Kundschaft einzuholen, ans Land geschicket hatte, zu ihm, und brachte Wilde mit, nach deren Aussage nicht mehr als fünf und dreyßig Mann in der Schanze lagen. Auf diese Nachricht ließ er einen Mörser nebst funfzig Bomben auf den Hudsonsbay bringen, um unterdessen, bis die übrigen drey Schiffe nachkämen, einen Anfang zum Erobern zu machen. Als er des folgenden Tages sah, die See gehe sehr hol, welches in dieser Bay ein gewisser Vorbothe eines nahbevorstehenden Sturmes ist: so lief er, weil man in der Rhede schlechte Sicherheit hat, aus selbiger in die hohe See, und legte da vor Anker. Allein, seine Vorsichtigkeit war vergeblich. Der Wind legte sich zwar etwas, tobete aber nachgehends ärger, als jemals. Die Ankerthauen rissen, und d'Iberville, welcher an Geschicklichkeit vielleicht keinem einzigen Steuermanne in ganz Frankreich etwas nachgab, mochte machen, was er wollte, so wurde er doch an die Küste geworfen, und scheiterte nebst seinem eroberten Schiffe an der Mündung des Theresenflusses.

Weil das Unglück in einer stockfinstern Nacht vorgieng, folglich die Bestürzung, welche der schreckliche Sturm verursachete, durch die Dunkelheit derselbigen vermehret wurde: so unterließ man, auf die Rettung der Schiffe in sofern bedacht zu seyn, daß man an einem sichern Orte auf den Strand zu laufen gesuchet hätte. Die Schiffe waren also mit anbrechendem Tage geborsten und voll Wasser. Zwar die Mannschaft, nebst allem, was zur Belagerung nöthig fiel, wurde gerettet. Allein, die Lebensmittel waren weg, auch keine andere zu hoffen, man erobere denn die Schanze. Daher bereitete d'Iberville alles in größter Eile zum Sturme. Kaum hatte man den Anfang mit dieser Beschäfftigung gemachet, so erblickete er seine drey Schiffe, und bald darauf legten sie in der Rhede vor Anker.

Eroberung der Bourbonschanze.

Zwar hatten sie eben den Sturm ausgestanden, als der Pelican und Hudsonsbay: sie waren aber weiter vom Lande entfernet gewesen. Ob sie also gleich ebenfalls gegen das Land getrieben wurden: so hörete doch der Sturm auf, ehe sie es gänzlich erreicheten. Doch verlor der Palmier sein Steuerruder, und bekam zween so große Lecke, daß er zwo Pumpen ohne Aufhören gehen lassen mußte. Nach Ankunft dieser Schiffe war nicht nur die Eroberung der Schanze so gut, als richtig, sondern man hatte auch zu leben. Daher wurde an den Sturm, weil er nicht mehr nöthig war, und nur viel Volk kosten könnte, nicht weiter gedacht.

Den folgenden Tag, welcher der 10te des Herbstmonates war, brachte d'Iberville in seiner Schaluppe Mörser und Bomben ans Land, und zwar eine halbe Meile weit von der Schanze, an dem Orte, wo die Mannschaft des Pelicans gelagert war. Er ließ sogleich Batterien verfertigen, und den 12ten fing er an, Bomben zu werfen. Vermuthlich hatte der Befehlshaber der Schanze, Namens Heinrich Bailay, mit seinem Ergeben nur darauf gewartet: denn er ließ gleich den folgenden Tag die Chamade schlagen, und ergab sich auf folgende Bedingungen: 1. Sollte man ihm seine Schriften und Rechnungen, welche der londonschen Handelsgesellschaft gehöreten, nicht antasten. 2. Sollte sowohl Officiern als Ge-

des d'Iberville genommen habe. Die Fregatte, der Hampshire, gieng nebst dem Brander Owners Love im Eise zu Grunde.

1697.

Gemeinen ihre Kisten, ihr Geräthe, und überhaupt alles, was sie hätten, verbleiben. 3. Sollte man sie eben also halten, als die Franzosen. 4. Unverweilet nach England schicken. 5. Die Besatzung solle mit allen Ehrenzeichen ausziehen, auch ihr Gewehr behalten.

Sobald dieser Vergleich unterschrieben war, zog der Befehlshaber mit zwey und funfzig Mann aus. Darunter waren siebenzehn von des Hudsonsbay Volke; denn es ist leicht zu ermessen, daß bey dem Schiffbruche des besagten Schiffes und des Pelicans jedermann mehr auf seine eigene Rettung, als auf das Bewachen der Gefangenen gedachte; folglich die Franzosen nur diejenigen behielten, welche das Herz nicht hatten, bey stockfinsterer Nacht in eine unbekannte Gegend zu entlaufen. Die Entflohenen wurden in dem Vergleiche mit eingeschlossen, und erhielten ihre Freyheit.

D'Iberville geht nach Frankreich.

Nach genommenem Besitze von der Schanze, machte d'Iberville den Herrn von Martigny zum Befehlshaber derselbigen, gleichwie den Herrn de Boisbriand, des Herrn Dugue Bruder, zum königlichen Lieutenante. Weil der Palmier außer allem Stande war, die See ferner zu halten: so mußte er in dem Flusse, dicht an der Schanze vor Anker legen. Serigny blieb mit funfzig Mann da, um das Schiff, wofern es wieder ausgebessert werden könne, nach Frankreich zu führen: d'Iberville aber begab sich mit dem Volke des Pelicans und vier und vierzig noch übrigen Gefangenen an Bord des Profonds. Den 24sten des Herbstmonates gieng er nebst dem Wesp unter Segel, erreichete den 8ten des Wintermonates Belle Isle, hatte aber auf beyden Schiffen kaum einen einzigen Mann, der nicht vom Scharbocke angegriffen gewesen wäre.

Wichtigkeit seiner Eroberung.

Obgleich Frankreich durch die Eroberung der Bourbonschanze, in dem Besitze des nordlichen Canada auf lange Zeit befestiget war: so vergütete doch die besagte Eroberung, gleichwie ich im folgenden Buche melden werde, dem Könige die Unkosten, die er dieses Jahr in Nordamerica aufgewendt hatte, bey weitem nicht. Unterdessen war doch die Handlung nach der Hudsonsbay eine Sache von größerer Wichtigkeit, als manche gedachten. Ja, man ermaß ihre Wichtigkeit erst daraus, weil die englischen Gevollmächtigten zu Utrecht solchen Eifer bezeugeten, ihrer Nation die sämmtlichen Plätze dieser Bay zu verschaffen. Gewiß ist es, daß das dasige Pelzwerk alles andere übertreffe, und daß man es, wegen der großen Armuth der benachbarten Wilden, um einen sehr wohlfeilen Preis bekomme.



Der

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Siebenzehntes Buch.

1697.

Das Gerücht von Ausrüstung vieler Schiffe in Frankreich, in England und zu Baston dauerte noch immer fort, und Herr Frontenac wußte nicht, was er davon gedenken sollte. Gleichfalls band ihm der königliche Befehl, seine Mannschaft zu einer gewissen Unternehmung, die man ihm aber nicht eröffnete, bereit zu halten, bey den verwirrtesten Umständen, darinnen er sich je befunden hatte, die Hände. Unterdessen kam der onneyuthische Hauptmann, welchen Herr Callieres in seine Heimath geschicket hatte, zwar nach Montreal zurück, aber, welches sogleich eine schlechte Vorbedeutung zu seyn schien, ohne die geringste Begleitung.

Die Iroquesen wollen den Grafen betriegen.

Gleichwohl stellete er sich so offenherzig, daß er jedweden andern, als den Befehlshaber von Montreal, betrogen haben würde. Er gab vor, als er seinen Brüdern erzählet habe, wie liebreich er, nebst seinen Gefährten von den Franzosen aufgenommen worden, so hätten sie sämmtlich ungemeine Lust, diesem Beyspiele zu folgen, bezeuget, ja, es hätten auch so gar die Onnontaguer versichern lassen, sie wären bereit, ihnen Gesellschaft zu leisten. Nur wollten sie vor allen Dingen dem Ononthio, um zu erfahren, ob er sie aufnehmen wolle, ein Geschenk schicken, noch ein anderes aber den Jesuiten, damit sie den Gott der Christen ihrentwegen um Friede bitten möchten, und bäthen sie inständig, die Onneyuther möchten nicht ohne sie abreisen.

Man sah leicht, daß dieses Vorgeben höchst falsch und auf Gewinnung der Zeit angesehen war. Denn unterdessen, hofften sie, werde sich das Ungewitter, das etwa über ihnen schweben möchte, gänzlich verziehen. Nun wußte zwar der Graf alles dieses besser, als jemand: allein, es stunden ihm nicht mehr als zween Wege offen. Entweder mußte er durch die Finger sehen, oder die Iroquesen abermals mit gesammter Macht heimsuchen; das letztere hatte ihm der königliche Befehl unmöglich gemachet. Demnach mußte er das erstere wählen, wenigstens durfte er doch seinen Verdruß über das Verfahren dieser Barbaren nicht völlig äußern. Daher gab er dem onneyuthischen Hauptmanne zur Antwort,

1697.

wort, er gönne denen, die ihn abgeschicket hätten, Frist bis auf den nächsten Herbstmonat, kämen sie unterdessen nicht alle mit einander und bäthen um Friede, so würden sie einen unversöhnlichen Feind an ihm finden.

Fangen ihre Feindseligkeiten wieder an.

Nun dachte er zwar nicht, daß diese Drohung eine viel größere Wirkung bey den Iroquesen thun würde, als ihr Versprechen bey ihm that: aber das hätte er doch nimmermehr vermuthet, daß sie wenige Tage hernach ihre Streifereyen von neuem beginnen sollten. Nun sah er den begangenen Fehler erst ein. Er hatte ihnen ärger mitgespielet, als daß die Hoffnung, sie mit Güte zu gewinnen, dabey bestehen konnte; gleichwohl aber sie nicht so sehr geschwächet, daß sie uns nicht weiter schaden konnten. Doch, es kam noch ein anderer Verdruß dazu, der ihn, weil es dabey auf die Verringerung seines Ansehens ankam, an dem allerempfindlichsten Orte angriff. Die Ursache dazu war folgende.

Unsere Wildschützen stiften Unheil.

Die Miamier am Maramekflusse, der sich in den östlichen Theil des Michigansees ergießt, waren im vorigen Jahre mit Ausgange des Augustes in starker Anzahl da weggezogen, und wollten sich bey ihren Brüdern am Josephsflusse niederlassen. Unterwegens wurden sie von den Siuxen angefallen, und viele getödtet. Als die Miamier am Josephsflusse diese Feindseligkeit erfuhren: so suchten sie, um ihre Brüder zu rächen, die Siuxen in ihrem eigenen Lande heim, fanden sie aber nebst einigen Franzosen von den sogenannten **Wildschützen**, hinter einer guten Verschanzung.

Nun wageten sie zwar etliche beherzte Stürme: sie wurden aber allemal abgewiesen, und mußten endlich, nach erlittenem Verluste vieler braven Leute, den Rückweg ergreifen. Auf selbigem begegneten sie einigen andern Franzosen, welche den Siuxen Gewehr und Pulver zuschleppeten. Diesen nun nahmen sie alles, was sie bey sich hatten, ab, thaten ihnen aber übrigens kein Leid. Nachgehends gaben sie den Utauais von dem vorgefallenen Nachricht, und diese macheten es durch Abgeordnete dem Grafen zu wissen, mit dem Anhange, man müsse die Miamier schlechterdings besänftigen; denn sie möchten sonst aus Verdrusse auf der Iroquesen Seite treten.

Der General antwortete den Gesandten, wie es sich bey einem so wichtigen Vorfalle schickte, und machte sogleich, um den Folgen dieser verdrießlichen Begebenheit vorzubeugen, dienliche Anstalt. Gleichwohl konnte man die Miamier nicht sogleich an Ausübung der Selbstrache verhindern, gleichwie sie denn den **Nicolaus Perrot**, der sonst so viel bey ihnen galt, um ein Haar verbrannt hätten. Zum Glücke nahmen die Utagamier sich seiner an, und erretteten ihn aus ihren Händen. Endlich besänftigte man sie, durch die Vorstellung, es sey ihnen eben so viel, als uns, daran gelegen, daß wir gute Freunde mit einander blieben; damit blieb es damals dabey.

Verlegenheit des Grafen.

Schwerlich hätte diese Begebenheit unter verdrießlichern Umständen für den Grafen vorgehen können. Man hatte die alte Klage über die Wildschützen seit zweyen Jahren beständig wiederholet; es waren auch die letztern Vorstellungen aller für das gemeine Beste eifriger Personen in der Colonie nicht ohne Wirkung geblieben. Schon im vorigen Jahre hatte der König dem Großstatthalter gemessenen Befehl gegeben, er solle keinem einzigen Franzosen erlauben, um der Handlung Willen unter die Wilden zu gehen.

Nun waren zwar die Herren **Champigny** und **Callieres**, deren Zeugniß in dieser Materie auf keine Weise verdächtig seyn konnte, der Meynung gewesen, man solle Seine Majestät um Einschränkung dieses Verbothes ersuchen; sie hatten auch zu diesem Ende die triftigsten Gründe angeführet, und einen Mittelweg, welcher ihres Erachtens allem Unheile

heile vorbeugen könne, vorgeschlagen. Besagtes Mittel bestund darinnen: man solle unter den entferneten Wilden, nicht mehr als zwo Schanzen, nämlich eine zu Michillimakinac und eine am Josephsflusse beybehalten; gleichfalls solle man nur einer gewissen festgesetzten Anzahl Franzosen die Reise dahin erlauben, und übrigens zu Verhütung alles Misbrauches, noch mancherley andere von ihnen beygebrachte Mittel ergreifen.

1697.

Wie er sich heraus hilft.

Indem aber der vorgeschlagene Ausweg das Ansehen des Grafen verringert hätte: so war er nichts weniger gesonnen, als darein zu willigen; sondern, weil er zum Voraus sah, es werde die buchstäbliche Befolgung der erwähnten Verordnung Unheil nach sich ziehen, folglich der König und sein Staatsrath genöthiget werden, die Sachen wieder auf den alten Fuß zu setzen: so schrieb er an den Minister, er wolle, um Seiner Majestät Willen gemäß zu leben, alle Franzosen aus den entferneten Orten zurück berufen. Als aber die Wildschützen den heillosen Vorgang mit den Miamiern verursacheten: so besorgete er, der Hof möchte nun die Vorschläge des Intendanten und des Befehlshabers zu Montreal nicht einmal mehr eingehen, darum, weil diejenigen, welche den Befehl gegen das Wildschießen ausgewirket hatten, bey dieser Gelegenheit mit Eifer auf die Vollziehung der letztern Verordnung dringen würden, gleichwie denn auch wirklich geschah.

Der Großstatthalter fing demnach an, den von den Herren Champigny und Callieres vorgeschlagenen Mittelweg, allmählig für thunlich zu befinden; indem er dadurch wenigstens etwas beybehielt, da er hingegen außerdem das Ganze verlieren mußte. Er stellete demnach nebst ihnen dem königlichen Staatsrathe vor: 1. die unumgängliche Nothwendigkeit erfordere es, die Schanzen zu Michillimakinac und am Josephsflusse zu behaupten, und wenigstens einen Officier mit zwölf bis funfzehn Mann in jedwede zu legen; indem sonst die Engländer in die dasige Gegend sich gewöhnen, und daselbst in kurzer Zeit so fest setzen würden, daß man sie nicht mehr herausjagen könnte.

2. Es sey unmöglich, diese Schanzen zu behaupten, wofern man nicht jährlich wenigstens fünf und zwanzig Canote mit Waaren dahin schickete. Eben dieses nun nennete man den Urlaub, und den konnte der Großstatthalter selbst ertheilen. 3. Müsse man zur Sicherheit der Missionarien von einer Zeit zur andern Soldaten unter die Wilden abschicken. 4. Nurbesagter Urlaub sey ein Mittel, damit man der Dürftigkeit einiger ansehnlichen Geschlechter unter die Arme greife; denn man beschenke sie damit, sie aber verhandelten ihn an andere. Benähme man ihnen nun diesen Zufluß, so müsse man sonst für ihre Unterhaltung sorgen. Endlich so erhielten auch diese Reisen eine Menge junger Leute, die sonst nichts gelernet hätten, im Lande: da hingegen sie, wenn diese Nahrung nicht mehr gelten sollte, eine Beschäfftigung in den englischen Pflanzorten suchen, folglich dieselbigen verstärken, die unsrigen aber schwächen würden.

Unter diesen Gründen waren einige ungemein schwach, andere hingegen dieneten zu einem kräftigen Beweise, es sey manches Uebel also beschaffen, daß man ihm ohne große Gefahr unmöglich auf der Stelle abhelfen könne. Denn übrigens gestunden die Verfasser dieser Schrift, es sey freylich wahr, daß der sogenannte Urlaub großes Unheil nach sich gezogen, und absonderlich die Ausbreitung des christlichen Glaubens unter den Wilden verhindert habe. Unterdessen, nachdem der königliche Staatsrath alles reiflich erwogen hatte, machte selbiger den Schluß: wollte man solche Schanzen, welche man selbst errichtet, mit großen Unkosten unterhalten, und unsern Bundesgenossen als etwas für sie höchst vor-

1697.

theilhaftiges abgemalet habe, verlassen: so werde man besagte Völker in die Versuchung setzen, sich an die Engländer zu hängen.

In dieser Meynung wurde man durch die eingelaufene Nachricht bestärket, es habe der berufene huronische Hauptmann, insgemein der Baron genannt, dessen boshaftiges Gemüth und schädliche Anschläge ich bereits erwähnet habe, sich nebst dreyßig Haushaltungen von seiner Nation unweit Orange niedergelassen, und er suche die übrigen zu einem gleichen Entschlusse zu bewegen. Man beschloß also, es bey dem vorgeschlagenen Mittel der Herren Champigny und Callieres bewenden zu lassen. Allein, was die Geistlichen und die Missionarien zum Voraus gesaget hatten, das geschah. Es kam nämlich in kurzer Zeit alles wieder in den alten Gang. Mit Affecten ist es eben also beschaffen, wie mit dem Krebse. Will man ihnen abhelfen, so muß man alles, was davon angestecket ist, ohne Gnade und Barmherzigkeit wegschneiden.

Unsere Bundesgenossen kommen zu Hülfe.

Weil Herr Callieres dem Herrn de la Motte Cadillac von dem Gerüchte, als ob man eine Flotte gegen Canada ausrüste, Nachricht gegeben hatte: so erschien dieser mit Ausgange des Augusts zu Montreal mit einer großen Anzahl Franzosen und ungefähr dreyhundert Sakiern, Puteuatamiern, Utauais und Huronen, die er, uns zu Hülfe zu kommen, beredet hatte. Der Großstatthalter war eben damals in besagter Stadt, ließ diese Krieger zum Gehöre und lobete sie, so wohl wegen ihrer bezeugten Bereitwilligkeit, als wegen der Hitze, damit sie die Iroquesen in diesem ganzen Feldzuge verfolget hätten. Denn sie hatten seit dem Frühlinge mehr, als hundert Tsonnonthuaner, entweder gefangen, oder getödtet.

Treffliche That eines huronischen Hauptmannes.

Ja, es war so gar ein sehr heftiges und listig geführtes Gefecht, daran die vier Nationen Antheil nahmen, vorgefallen. Als sich die Iroquesen auf den Weg macheten, um abgeredetermaßen zu dem Baron zu stoßen: so liefen viere von ihren Kundschaftern dem berufenen huronischen Hauptmanne, Ratte, dessen ich oben erwähnet habe, in die Hände. Dieser war mit hundert und funfzig Kriegern unten am See ausgestiegen. Von den vier Iroquesen wurden zween sogleich getödtet, die übrigen gefangen. Man erfuhr von ihnen, ihre übrigen Leute wären nicht weit entfernet; es belaufe sich ihre Anzahl zwar auf zweyhundert und funfzig, sie hätten aber nicht mehr Canote, als zum höchsten für sechzig Mann, bey sich.

Ratte rückete sogleich bis auf einen Flintenschuß an das feindliche Lager; stellete sich nachgehends, als ob er über ihre große Anzahl erschrecke, und ergriff die Flucht. Sogleich sprangen sechzig Iroquesen in ihre Kähne, und verfolgeten ihn. Er lockete sie bis auf zwo Meilen weit vom Lande, hernach hielt er still, stellete seine Leute in Schlachtordnung, und hielt das erste Feuer der Iroquesen aus, davon er nur zween Mann verlor. Zum Wiederladen ließ er ihnen keine Zeit, sondern setzete mit solchem Ungestüme unter sie hinein, daß ihre Kähne theils durchlöchert wurden, theils zerbrachen. Sieben und dreyßig blieben todt, vierzehn nahm man gefangen, der Rest ersoff. Es waren fünf ihrer vornehmsten Hauptleute mit darunter.

Ratte war damals den Franzosen aufrichtig zugethan. Er allein hatte es verhindert, daß nicht alle Huronen von Michillimakinac wegliefen, und mit dem Barone nach Neuyork zogen. Eben zu selbiger Zeit erzeigete er auch den Miamiern einen großen Dienst; denn er warnete sie, dem Barone nicht zu trauen; weil er sie unter dem Vorwande, ein Bündniß mit ihnen zu machen, nur betrügen wolle. Er kam mit dem Herrn

Cadillac

Cadillac nach Montreal, wo ihm der Großstatthalter freundlicher, als sonst jemanden, begegnete. Allein, die Wilden sind keine Leute, die man mit Winde abspeisen kann, und diejenigen, welche Cadillac mitbrachte, waren weder um höfliche Reden anzuhören, noch auch bloß, um die Engländer zu bekriegen, nach Montreal gekommen.

1697.

Weil sie der Graf wohl kannte und ihnen beym ersten Anblicke alles, was sie im Herzen hatten, ansehen konnte: so sagete er, wenn etwa jemand unter ihnen eine Klage anzubringen habe, der dürfe nur frey heraussagen, was ihm fehle; er werde jedermann zufrieden stellen. Nur möchten sie die Thorheit nicht begehen, und sich selbst unter einander schwächen. Ihr eigener Vortheil erfordere es vielmehr, die Irokesen tapfer anzugreifen, gleichwie er seines Ortes nur besagtem Volke nicht die geringste Ruhe lassen wolle.

Klage der Wilden, und des Grafen Antwort.

Hierauf trat das Oberhaupt der Putenatamier, Namens Onanguice, ein ungemein verständiger Mann und trefflicher Redner, in ihrer aller Namen auf, und sagete: Wie es scheine, so verspreche man ihnen allemal mehr, als man zu halten gedenke. Man habe ihnen schon so oft zugesaget, sie mit dem nöthigen Kraut und Loth zu versorgen, gleichwohl hätten sie schon über ein Jahr lang nicht das geringste bekommen. Die Engländer giengen mit den Irokesen weit anders um; und wenn man sie länger hülflos lassen werde, so würden sie nicht mehr nach Montreal kommen.

Der General gestund, man habe ihnen dieses Jahr nichts geliefert: tröstete sie aber damit, daß sie es schon ein andermal kriegen würden. Er habe, sagete er weiter, bisher alle seine Leute zu einem gewissen wichtigen Kriegeszuge, davon er voritzt nicht ausführlich sprechen könne, in Bereitschaft gehalten. So bald er aber einige Mannschaft missen könne, wolle er ihnen alles, was sie bedürften, zuschicken. Mit dieser Antwort zogen sie ab, und zwar, wie es schien, ganz vergnügt. Uebrigens, da der General von einer Unternehmung der Engländer gegen Canada nicht das geringste gedachte: so muß man damals schon außer aller Sorge deswegen gestanden seyn.

Unternehmung, dazu er bereit seyn soll.

Dagegen gedachte er nur an die Unternehmung, dazu er alle seine Leute in Bereitschaft halten mußte, und die für ihn noch immer ein Geheimniß war. Endlich legete Herr des Ursins den 7ten des Herbstmonates bey Quebec vor Anker, und überbrachte dem Grafen ein Schreiben des Marquis de Nesmond, daraus derselbige ersah, es sey Herr Pontchartrain mit der Eroberung Neuenglandes schwanger gegangen, der Anschlag aber zu Wasser geworden. In einem Schreiben an den Minister vom 15ten des Weinmonates berichtete er demselbigen, seine Anstalten wären schon so weit fertig gewesen, daß er acht Tage nach hierzu erhaltenem Befehle zu Felde hätte gehen können.

Seine Meynung davon.

Dergleichen Unternehmungen, sagete er weiter, wären allemal sehr ungewiß, und verlangeten zu ihrer Ausführung weit mehr Zeit, als man gedenke. Man dürfe sich auf das Zusammenstoßen der Kriegesvölker nie sicherlich verlassen, wenn sie zum Theile über Meer, zum Theile zu Lande und auf Flüssen, welche so beschwerlich auf und abzufahren, als die canadischen sind, ankommen müßten; auch sey es beynahe unmöglich, in einem Canote so viele Lebensmittel, als eine große Unternehmung erfordert, mitzunehmen. Sodann kam er auf die gegenwärtige, und fuhr folgendergestalt fort:

„Ich nehme mir die Erlaubniß, Ihnen ferner zu melden, es helfe die Eroberung „von Manhatte weit mehr zur Sicherheit Neufrankreichs und zu dessen Befreyung von „den Irokesen, als die Bezwingung Bastons; indem uns dieser letztere Ort auf keine „Weise beschwerlich fällt. Es könnte auch jene Unternehmung weit leichter, und zwar „bloß

1697. „bloß durch die Kriegesschiffe Seiner Majestät und durch die Völker, welche dieselbigen „ans Land setzen würden, bewerkstelliget werden; indem die canadischen Völker, um die „feindliche Macht zu vertheilen, unterdessen Orange, welches vor unserer Thüre liegt, „angreifen könnten. Nur müßte man so zeitig davon Nachricht erhalten, daß zu den „Zurüstungen eine etwas längere, als die für nöthig erachtete Zeit, übrig bleibe. Denn „da die schöne Jahreszeit in diesen Gegenden ungemein kurz ist: so ist an eine Unterneh„mung an weit entferneten Orten nicht zu gedenken, wofern nicht wenigstens der ganze „Herbstmonat zur Rückreise übrig bleibt; indem die kleinen Seen und Flüsse schon im „Weinmonate zufrieren.„

Beschaffenheit des Anschlages auf Baston.

Unterdessen war der Anschlag auf Baston vortrefflich ausgesonnen, und es rührete sein Mislingen aus eben der Ursache her, als bey allen Unternehmungen von gleicher Beschaffenheit, nämlich aus einem Mangel genugsamer Eilfertigkeit. Der König hatte die Ausführung der ganzen Sache einem sehr erfahrnen Officier, nämlich dem Marquis **de Nesmond**, anvertrauet, und ihm zehn Kriegesschiffe, eine Galiotte und zween Branders untergeben; gleichwie er denn auch noch weit mehr thun, als nur bloß Baston wegnehmen sollte. Vermöge des erhaltenen Befehles sollte er zum allerlängsten noch vor dem 25sten April aus dem Hafen zu Brest, wo die Schiffe meistens ausgerüstet wurden, auslaufen, und sodann sich nach Rochelle begeben, wo der Geschwaderoberste, Herr von **Magnon**, mit denen zu Rochefort ausgerüsteten Schiffen zu ihm stoßen werde.

Hierauf sollte er, um den Engländern vorzukommen, mit allem möglichen Fleiße nach Plaisance eilen; denn es gieng das Gerücht, als ob der Feind alle im vorigen Jahre auf der Insel Neuland verlorene Plätze wiederum erobern, ja die Franzosen aus der ganzen Insel herausjagen wolle. Wären die Engländer bey seiner Ankunft mit der Belagerung von Plaisance beschäfftiget: so solle er sie angreifen; wären sie aber schon weg: so solle er sie, die Stadt möge erobert seyn, oder nicht, aufsuchen und bestreiten.

Habe er sie geschlagen: so solle er an den Pentagoet segeln, und sein Daseyn sogleich dem Grafen von Frontenac berichten, damit derselbige mit seinen in Bereitschaft stehenden tausend und fünfhundert Mann zu ihm stoßen könne. Wären diese Völker eingeschifft: so solle die Flotte ohne weitern Zeitverlust nach Baston abgehen; nach Eroberung dieser Stadt die ganze Küste bis Pescadue besegeln, und so weit ins Land hinein, als es ihr möglich falle, alle englische Wohnplätze auf eine solche Weise verheeren, daß man sie in langer Zeit nicht wieder aufbauen könne.

Weil der König wegen des hohen Alters des Grafen daran zweifelte, ob er auch seine Völker in Person anführen könnte: so hatte ihm Seine Majestät freygestellet, ob er etwa seine Stelle dem Ritter Vaudreuil anvertrauen wolle. Dieser wäre sodann in allen Stücken unter dem Marquis de Nesmond gestanden; dahingegen der Graf bey seiner persönlichen Gegenwart die ganze Landmacht, ohne unter jemand zu stehen, angeführet hätte.

Bliebe nach Eroberung der Stadt Baston und dem Verheeren Neuenglandes noch Zeit genug übrig: so sollte die Flotte vor Manhatte rücken, und wenn diese Stadt unter französische Bothmäßigkeit gebracht wäre, die canadischen Völker da lassen, welche denn auf der Heimreise Neuyork verwüsten könnten. Also lautete der Verhaltungsbefehl, den Nesmond bekam, und der dem Grafen gleichfalls zugeschicket wurde. Dem Könige lag diese Unternehmung dergestalt am Herzen, daß er dem Marquis erlaubete, seine Flotte mit

den

den nach der Hudsonsbay bestimmten Schiffen zu verstärken, wofern er es für nöthig befinde, und sie zu Plaisance antreffe.

1697.

Weil die Nachricht von der Belagerung Naxoat erst nach ausgefertigtem Verhaltungsbefehle einlief: so fand der Marquis bey seiner Ankunft zu Rochelle einen abermaligen Befehl vor sich, des Inhaltes: er solle dem Ritter Villebon so viele Leute und Kriegesbedürfnisse abgeben, als derselbige, es sey nun zum Vertheidigen, oder Wiederherstellen dieses Platzes, bedürfe. Ja, er war kaum zu Plaisance angekommen: so händigte man ihm ein Schreiben vom Herrn Pontchartrain ein, darinnen ihm der Minister zu wissen that, es würden achtzehn mit Salz beladene englische Fahrzeuge, unter Begleitung eines Kriegesschiffes, unverweilet aus Portugall abgehen, und den Fischfang an der neuländischen Küste treiben; er solle demnach, um sie nicht zu verfehlen, sein Bestes thun.

Diesem war noch angehängt: wäre er so glücklich, die feindliche Flotte zu schlagen: so solle er einen Streif an der neuländischen Küste hin vornehmen, und alle englische Fahrzeuge, die er antreffe, entweder wegnehmen, oder verbrennen. Allein, der Marquis war zum Ausführen so großer und vieler Dinge ziemlich spät unter Segel gegangen. Ueberdieß mußte er wegen widrigen Windes über zween Monate auf der See zubringen, also, daß er erst den 24sten des Heumonates zu Plaisance anlangete.

Hier war von keinem Engländer etwas zu hören. Er berief den großen Kriegesrath zusammen, und verlangete der Anwesenden Meynung zu wissen, ob man auf der Stelle vor Baston rücken solle, oder nicht? Jedermann sagete nein. Die Ursache war, weil es wider die Klugheit laufe, etwas zu unternehmen, ehe man vorher von den feindlichen Anstalten einige Nachricht habe. Nebstdem möchte man, um den Grafen Frontenac zu benachrichtigen, eine so große Eilfertigkeit gebrauchen, als man wolle: so könnten doch die canadischen Völker nicht vor dem 10ten des Herbstmonates zu Pentagoet seyn. Sodann aber habe die Flotte nur noch für funfzig Tage Lebensmittel, und könne folglich nicht das geringste mehr unternehmen.

Entschluß des Herrn Nesmond.

Gegen diese Gründe war nun freylich nichts einzuwenden; der Marquis mußte es also, wiewohl mit großem Verdrusse, daß ihm eine für unfehlbar gehaltene Eroberung entgehe, dabey bewenden lassen. Er schickete sogleich den Herrn des Ursins mit allen für Quebec bestimmten Fahrzeugen, die unter seiner Begleitung gewesen waren, nach Quebec ab, band ihm aber ernstlich ein, ihm sogleich zu benachrichtigen, wenn er etwa die englische Flotte im Flusse, oder im Lorenzbusen antreffe.

Er selbst begab sich in die Bay du grand Burin, welche zwey und zwanzig Meilen westlich von Plaisance liegt, um daselbst einige auf Kundschaft ausgeschickte Schiffe zu erwarten; imgleichen auch, um allenfalls Nachricht vom Herrn des Ursins, als welchem er besagte Bay deswegen benennet hatte, zu erhalten. Die Ursache dieser Stellung war, weil er sich hier gegen dem Feinde über den Wind befand; dahingegen er sich zu Plaisance in dem Hafen hätte einsperren müssen, wenn ihm die englische Flotte in der dasigen Bay über den Hals gekommen wäre.

Geht nach Frankreich zurück.

Zu Anfange des Augusts erfuhr er von einigen Gefangenen, die Engländer verschanzeten sich am Johanneshafen. Man berief den Kriegesrath abermals, und beschloß einmüthig, dahin zu segeln, ehe die Befestigungswerke völlig fertig würden. Unterdessen rührete dieser Schluß nicht so wohl von der Begierde her, den besagten Ort wegzunehmen, als vielmehr von der Hoffnung, eine große Menge feindliche Schiffe da anzutreffen, und

 sie

1697.

sie ohne sonderliche Mühe zu erobern. Denn nach der besagten Gefangenen Aussage waren bey ihrer Abreise vier und dreyßig, und darunter einige Kriegesschiffe, daselbst gewesen.

Drey und zwanzig davon waren den 14ten April unter dem Admirale Norris von Plymouth ausgelaufen, und den 17ten des Brachmonates nach Johanneshafen gekommen. Die übrigen hatten tausend Soldaten, unter dem Obersten Guipson, aus Irland mitgebracht. Die Flotte gieng also nach der neuländischen Ostküste unter Segel, fand aber keine Schiffe mehr; und weil man wegen später Jahreszeit nicht lange mehr in diesem Gewässer verbleiben konnte: so mußte der Marquis, der eine der rühmlichsten Unternehmungen in diesem ganzen Kriege auszuführen gedacht hatte, ohne einen Stückschuß zu thun, wieder nach Hause wandern.

Verschlag zu einem beständigen Fischfange.

In Neufrankreich kam man dieses Jahr auf einen Anschlag, welcher zwar kein so großes Lärmen in der Welt machete, gleichwohl aber ungemein nützlich, und dabey sehr möglich auszuführen gewesen wäre, wofern man nur den Urheber nach Verdienste unterstützet hätte. Schon vor einiger Zeit waren einige Kaufleute zusammengetreten, und wollten eine sitzende oder beständige Fischerey in Canada errichten; nur konnten sie wegen eines sichern und bequemen Ortes zu dieser Unternehmung nicht einig werden. Der Urheber dieses Vorhabens war der Herr Riverin, dessen ich anderswo schon erwähnet habe. Er war ein verständiger, ämsiger und beherzter Mann, der sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ. Endlich, nach vielen Schwierigkeiten, brachte er es dahin, daß man den Hafen Mont-Louis, am mittägigen Ufer des Lorenzflusses, zwischen dem Gebirge unserer lieben Frau und ungefähr auf halbem Wege zwischen Quebec und der See, dazu erwählete.

Beschreibung des Montlouishafens.

Nurbesagter Hafen ist eigentlich die Mündung eines schönen Flusses. Der Ankergrund ist vortrefflich; man genießt auch Sicherheit gegen alle Winde, nur mit Ausnahme des einzigen Nordwindes, welcher aber im Sommer selten wehet. Es können Schiffe von hundert Tonnen in den Fluß einlaufen. Hier sind sie nicht nur gegen alle Stürme, sondern auch gegen die Feinde sicher; darum, weil man nur mit der Fluth einlaufen kann, und weil die Mündung zur Ebbezeit kaum zween Schuhe hoch Wasser behält, ungeachtet es in dem Flusse selbst den Schiffen nie an tiefem Wasser fehlet. Nebstdem ist diese Mündung auch leicht zu vertheidigen. Denn auf einer Seite liegt ein unzugängliches Gebirge, auf der andern eine Erdzunge, in Gestalt einer Halbinsel, welche eines halben Büchsenschusses breit, und zum Anlegen einer Schanze groß genug ist.

Nurbesagte Erdzunge fällt auch zum Trocknen des Fisches ungemein bequem. Ich selbst habe bemerket, daß der Fisch an dieser Küste vom Rosenvorgebirge, welches an der Mündung des Flusses liegt, bis an den Matanafluß, das ist, innerhalb bernahe achtzig Meilen, in großer Menge vorhanden sey. Ja, man kann noch funfzehn Meilen weiter oben Wallfische fangen. Der Boden bey Montlouis trägt so wohl Waizen, als ander Getreyde, und hat treffliche Weide.

Da alle Schiffe, wenn sie nach Quebec wollen, vor Mont-Louis vorbey müssen: so ist wegen der großen Nutzbarkeit dieses Ortes zu bewundern, daß man bisher noch nie daran gedacht hat, einen ordentlichen Anbau daselbst vorzunehmen; denn er könnte die Schiffe, wenn es ihnen bey der langen und gefährlichen Fahrt auf dem Lorenzflusse an Lebensmitteln und Wasser mangelt, damit versorgen. Ueberdieses hatte man damals schon einen Schieferbruch daselbst entdecket, wiewohl man erst seit einigen Jahren eingesehen

hat,

hat, es könne diese Materie den Nutzen haben, daß die Feuersbrünste nicht mehr so häufig und schrecklich, als bisher, in Neufrankreich würden.

1697.

Auch giebt es vielen Salpeter an diesem Orte. Einstens brachte ein Wilder dem Herrn Riverin ein Stück ganz reines Kupfer, und versicherte, er habe es in einer Kluft zwischen zween Bergen gefunden. Einige Personen fischeten einmal in diesem Hafen, und thaten, ungeachtet es ihnen an allerley hierzu nöthigem Geräthe fehlete, einen ungemein reichlichen Zug. Eben auf ihren Bericht wähleten die Handelsgenossen des Herrn Riverins denselbigen zum Sitze ihrer Fischerey.

Warum der Anschlag zu Wasser wird?

Hierzu nun war alles auf das Beste veranstaltet. Es waren nicht nur schon viele neue Einwohner auf Schaluppen dahin abgegangen; sondern es lag auch ein Schiff mit Salze und allerley Lebensmitteln beladen auf der quebekischen Rhede, und erwartete nur einen günstigen Wind. Allein, zu Ende des Maymonates bekam der Graf den vorhin gemeldeten Befehl, er solle gegen die Engländer auf guter Hut seyn, und keinem Fahrzeuge erlauben, den Strom herab zu gehen. Man mußte gehorchen; und dieser verdrüßliche Zufall benahm den Gesellschaftern des Herrn Riverins die Lust auf einmal. Er hingegen blieb standhaft. Er sprach den wenigen Einwohnern, welche bereits zu Montlouis waren, guten Muth zu; und da im folgenden Jahre so wohl die Aerndte, als der Fischfang, gesegnet waren: so wuchs jedermann das Herz. Warum aber die Folge mit diesem schönen Anfange nicht übereinstimmete, das werden wir an seinem Orte vernehmen.

Wirkung der großen Kriegesanstalten.

Unterdessen waren so wohl die Soldaten, als ein guter Theil Landausschuß, vom Anfange des Frühlinges bis zu Ende des Herbstes beständig im Gewehre und in Bereitschaft gestanden, entweder die Feinde, wenn sie kämen, wohl zu empfangen, oder die Befehle des Hofes, sie mochten nun bestehen, worinnen sie wollten, bestens zu vollziehen. Ungeachtet nun diese Anstalten in soweit vergeblich waren, weil man weder die Engländer zum zweytenmale vor Quebec abtreiben durfte, noch ihnen etwas von ihrem Lande wegnehmen konnte: so halfen sie doch dazu, daß die Iroquesen sich nicht rühreten, und daß die Einwohner der Ruhe, davon beynahe kaum das Angedenken mehr übrig war, genossen.

Das einzige, was man noch zu thun hatte, war, diese Barbaren einmal für allemal außer Stand zu setzen, daß sie Neufrankreich weiter beunruhigen könnten. Dieses nun schien bey der Macht, die man auf den Beinen hatte, etwas leichtes zu seyn. Ehe aber der Graf eine endliche Entschließung deswegen fassete: so wollte er vorher sehen, was seine den vier obern Orten im verwichenen Windmonate eröffneten Vorschläge nach sich ziehen würden. Nurbesagte Orte hatten um Friede bey ihm angesuchet. Er dagegen schrieb ihnen gewisse Bedingungen vor, ließ ihnen bis auf den Brachmonat des folgenden Jahres Bedenkzeit, und nöthigte sie, Geiseln zu geben.

Der Graf will den Feind angreifen, besinnet sich anders.

Nachgehends war er Willens, fünf hundert Mann gegen die Agnier auszuschicken, weil diese ganz allein sich wegen eines Vergleiches noch nicht die geringste Mühe gegeben hatten. Als aber alles zum Losbrechen fertig war: so besann er sich anders, unter dem Vorwande, der Schnee sey viel zu weich, als daß man mit Schlittschuhen darauf fortkommen könne. Vielleicht war er nur Willens gewesen, den Agniern eine Furcht einzujagen; denn er wußte, sie wären außer Stande, ihm zu widerstehen; folglich glaubete er, sie würden nicht so thöricht seyn, und ihre Dörfer wegbrennen lassen. Allein, die Agnier thaten nicht einmal, als ob sie von seinen Kriegesanstalten etwas wüßten; und dieses ärgerte ihn ungemein. Nebstdem hatten seine Kriegesanstalten die christlichen Iro-

1697. quesen verhindert, auf die Jagd zu gehen. Da sie sich nun ihres Schadens nicht an den Agniern erholen konnten: so verlangeten sie von dem Grafen, er solle ihnen zu essen verschaffen; gleichwie denn auch geschehen mußte.

Neue Verordnung gegen die Wildschützen.

Doch, eine königliche Verordnung, welche mit den letztern Schiffen eingelaufen war, machete ihm weit größern Verdruß, als die Irokesen. Denn sie verboth allen Officieren und Soldaten, welche in einem entferneten Platze lägen, den geringsten Handel daselbst zu treiben, bey Strafe, für die Officier, weggejaget, und für die Gemeinen, auf die Galeeren geschmiedet zu werden. Eben dergleichen Strafe wurde auch den Reisenden angedrohet, indem Seine Majestät keinen weiter dulden wollte; sondern den Befehlshabern aufgab, jedweden, den sie erwischeten, beym Kopfe zu nehmen, und zur Verurtheilung in die Colonie zu liefern.

Der Graf machet Vorstellungen.

Gleichwohl gab sich der Graf noch nicht. Weil die Abkündigung dieses Befehles einiges Murren und einige Bewegungen verursachet hatte: so dachte er, es sey die Vollziehung desselbigen eine gewagte Sache, und that also bey dem Staatsrathe Vorstellung deswegen. Sie half aber nichts. Herr Pontchartrain schrieb ihm unter dem 21sten Märze des folgenden Jahres:

Antwort darauf.

„Seine Majestät tragen ein gnädiges Gefallen an der Aemsigkeit, damit Sie alles „in Bereitschaft stelleten, um zu dem Herrn von Nesmond zu stoßen, wofern ihm an„ders die Zeit zur Bewerkstelligung seiner empfangenen Befehle nicht gefehlet hätte. Ich „habe Ihr Schreiben wegen Aufhebung des sogenannten Urlaubes mit Bedacht durchge„lesen: allein, Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie solchen „Leuten, welche das Wildschießen aus bloßer Habgierigkeit vertheidigen, allzuviel Glau„ben beymessen. Hätten Sie das Unheil, das daraus entstanden ist, etwas genauer er„wogen: so würden Sie bey weitem keine so gelinde Meynung von diesem Unwesen hegen.

„Man hat Ihnen weis gemacht, unsere wilden Bundesgenossen würden sich auf der „Irokesen Seite schlagen, wenn wir nicht mehr in den Wäldern mit ihnen handelten. „Ich muß gestehen, daß ich die Ursache davon auf keine Weise einsehen kann. Meines „Erachtens muß gerade das Widerspiel daraus erfolgen, wofern man nur den Wilden „meldet, Seine Majestät verschaffe ihnen durch dieses Verboth nicht nur die französischen „Waaren aus der ersten Hand; sondern auch die Freyheit, die ihrigen nach Belieben zu „verhandeln, und die weiter entferneten Völker mit Waaren zu verlegen. Die Geschichte „von Canada ist Ihnen allzugut bekannt, als daß Sie nicht wissen sollten, es rühre der „irokesische Krieg, den wir seit so langer Zeit mit großer Beschwerlichkeit und vielem Auf„wande führen, bloß daher, weil Herr la Barre mit den weiter entlegenen Völkern un„mittelbar handeln wollte. Ungeachtet die Irokesen voritzt auf der Engländer Seite „sind: so würden sie doch den Rock bald umkehren, wenn die Engländer durch ihr Land „reisen und mit den jenseitigen Völkern unmittelbar handeln wollten.„

Alles, was dieses Schreiben wirkete, war dieses, daß der Graf die letztere königliche Verordnung augenblicklich kund machen ließ. Weil aber der König, auf Vorstellen des Intendanten und des Befehlshabers zu Montreal, die entlegenen Plätze noch immer beybehielt: so gewann der Urlaub und der Handel, den man abschaffen wollte, die Oberhand bald wieder.

Um wieder auf die Irokesen zu kommen: so hoffete der Graf hauptsächlich deswegen einen baldigen und dauerhaften Frieden mit ihnen, weil unsere Bundesgenossen in dem

1697.

dem vorigen Feldzuge so wohl ihrer, als der Engländer, übel gewartet hatten. Den Beschluß desselbigen hatten die Abenaquier durch einen sehr kühnen Streich gemachet. Denn sie eroberten eine gewisse Schanze, welche nur sechs Meilen von der neuengländischen Hauptstadt lag, mit stürmender Hand, und hieben die ganze Besatzung entweder nieder, oder nahmen sie gefangen. Fast um eben dieselbige Zeit wollten die Iroquesen die Utauais überfallen, wurden aber von den Huronen entdecket und geschlagen.

Doch, den größten Schrecken jagete diesem stolzen Feinde die Schlappe ein, die er vor Cataroeuy empfing. Der sogenannte **Schwarzkessel**, der, wie ich öfters erwähnet habe, ein Hauptmann der Onnontaguer war, und bey der ganzen Nation in größerem Ansehen, als sonst jemand, stund, rückete unter dem Vorwande der Jagd mit vierzig Kriegern in die Nachbarschaft besagter Schanze, und ließ, um sein Vorhaben desto besser zu verbergen, dem dasigen Befehlshaber, Herrn de la Gemeraye, melden, es würden die Abgeordneten der vier obern Orte ungesäumt nach Quebec aufbrechen. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, und es waren besagte Abgeordneten eben diejenigen, davon ich kurz vorhin erwähnet habe.

Treffliche That von dreyßig Algonquinen.

Weil man aber wußte, daß er für seine Person ein geschworner Feind der Franzosen war, und seine Abgesandten, es sey nun aus Unvorsichtigkeit, oder auf seinen Befehl, herausplatzeten, es werde die iroquesische junge Mannschaft währender Friedenshandlung die Utauais angreifen, um sich wegen des vielen Verlustes, den ihre Nation seit einem Jahre von ihnen erlitten habe, zu rächen: so glaubete man, er führete nichts gutes im Schilde. Doch wollte Gemeraye selbst ihn nicht angreifen, weil er wußte, sein General stehe mit den Orten vorjtzt wirklich in Unterhandlung; sondern er stund nur auf seiner Hut, und gab dem Grafen von der ganzen Sache Nachricht.

Die Antwort war: er solle gegen die Iroquesen zwar nichts unternehmen, gleichwohl aber sehen, wie er einige der Vornehmsten unter Schwarzkessels Partey mit guter Art beym Kopfe kriegen könne. Diese solle er ihm einliefern. Doch das Schreiben kam zu spät; denn indem die Iroquesen in der Gegend um Cataroeuy sich mit der Jagd beschäfftigten, und an kein Böses gedachten, wurden sie von vier und dreyßig Algonquinen, darunter, wie man saget, der älteste kaum zwanzig Jahre alt war, an einem gewissen Orte, Quinte genannt, unvermuthet überfallen, der Anführer nebst der Hälfte seiner Leute getödtet, und seine Frau nebst einigen andern gefangen, ohne daß der Sieg den Ueberwindern mehr, als sechs Mann, gekostet hätte.

Ureuhare stirbt.

Ureuhare kam von ungefähr mit der Nachricht von diesem Siege zugleich nach Quebec, und versicherte, es wären seine Landesleute, die Goyoguinen, aufrichtig zum Frieden geneigt. Man glaubete es, weil man wußte, er würde es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre. Nach wenig Tagen befiel ihn das Seitenstechen, und warf ihn ins Grab. Er starb als ein wahrer Christ, und wurde mit eben solchen Ehrenbezeugungen, als ein wirklicher Hauptmann unter dem Kriegesvolke, begraben.

Als ihm einstens der Missionar, der ihn währender Krankheit besuchete, das schmähliche Leiden unseres Heilandes erzählete: so gerieth er darüber, wie man saget, in eine solche Entrüstung über die Juden, daß er ausrief: **O! wäre ich nur dabey gewesen, es sollte ihnen die Lust wohl vergangen seyn, meinen Gott also zu behandeln.** Der Mann mußte etwas sehr gefälliges an sich gehabt haben; denn wie einige Nachrichten melden: so bezeugete ihm der gemeine Mann allemal, wenn er sich zu Quebec oder Mont-

1697. Montreal sehen ließ, ungemeine Freundschaft. Der Graf bedaurete ihn desto schmerzlicher, weil er die Hoffnung, den iroquesischen Frieden glücklich zu Stande zu bringen, hauptsächlich auf sein Ansehen gebauet hatte. Denn diese Sache lag ihm ungemein am Herzen, und er that sich beständig etwas darauf zu Gute.

Nachricht vom Frieden.

Im Hornunge kamen vier Engländer, vermuthlich, um die Auswechselung der Gefangenen in Richtigkeit zu bringen, von Orange nach Montreal. Durch diese erhielt man die erste Nachricht, es sey in Europa Friede. Im Maymonate wurde die besagte Nachricht bestätiget, als der Platzmajor von Orange, Oberst Schuyler, und der Prediger Dellius mit neunzehn gefangenen Franzosen ankamen. Sie überbrachten dem Grafen zugleich ein Schreiben von dem neuengländischen Statthalter, Ritter Bellomont, das den 22sten April zu Neuyork a) ausgefertiget war, und so, wie es dem Herr Pontchartrain durch die abgehenden zu Schiffe geschicket wurde, folgendergestalt lautete:

Schreiben des neuengländischen Statthalters.

„Weil der König die Gnade gehabt, mir die Regierung einiger americanischen Länder, absonderlich auch des neuyorkischen Landes, anzuvertrauen: so habe ich Sie meiner „Hochachtung versichern und zugleich benachrichtigen wollen, es sey zwischen dem Könige, „dessen Bundesgenossen, und dem allerchristlichsten Könige Friede geschlossen worden, „wovon ich den Inhalt hier beyschließe: Er wurde zu London zwar schon im verwichenen „Weinmonate, folglich kurz vor meiner Abreise, ausgerufen: allein, weil meine Reise „weit war = = = so bin ich erst den 2ten des laufenden Monates hier angelanget.

„Um Ihnen meine Hochachtung gegen eine Person von Ihrem Stande zu bezeugen: „so übersende ich gegenwärtiges durch den Herrn Obersten Schuyler, Mitglied der königlichen Regierung dieser Landschaft, und den Herrn Dellius, zween Männer von guter Herkunft und trefflichen Eigenschaften. Besagte Herren werden Ihnen alle gefangene Franzosen, welche in den Händen der Einwohner waren, überliefern. Was diejenigen betrifft, welche unter unsern Indianern gefangen sind, so werde ich befehlen, „man solle sie ohne Verzug in Freyheit setzen, auch, wo es nöthig ist, mit einer guten Begleitung nach Montreal liefern. Ich zweifle nicht, Sie, mein Herr, werden ebenfalls „die nöthigen Befehle ergehen lassen, damit nicht nur die Unterthanen Seiner Majestät, „welche währenden Krieges auf ihrer Seite, es sey von Christen, oder Indianern, gefangen worden, ihre Freyheit erhalten, sondern auch die gewöhnlichen Früchte des Friedens, nämlich gutes Verständniß und freye Handlung, dem Verlangen beyder Könige, „unserer Herren, gemäß, wieder hergestellet werden.„

Antwort des Grafen.

Der Graf antwortete darauf den 8ten des Brachmonates, und meldete: „Wiewohl „ihm sein König den neugeschlossenen Frieden noch nicht zu wissen gemachet habe: so werde „er doch alle gefangene Engländer und Holländer, die in seinem Bezirke wären, und Lust „dazu hätten, den Herren Schuyler und Dellius ohne Bedenken einliefern; um so viel mehr, „da er auch währenden Krieges zu dergleichen Auswechselungen allemal willig gewesen sey, „ungeachtet man englischer Seits den Hauptmann, Herrn von Villieu, und viele andere „Franzosen sehr übel behandelt, und die getroffenen Vergleiche öfterer, als einmal, gebrochen habe. Doch hoffe er, der Ritter werde dergleichen Verfahren nicht gut heißen; „folglich auch nicht zugeben, daß der Hauptmann Baptiste Flibustier länger in Ketten „und Banden liege, und mit äußerster Schärfe behandelt werde.

„Er

a) Manhatte.

1698.

„Er könne nicht begreifen, warum der Ritter den Herren Schuyler und Dellius auf-
„gegeben habe, die in Neufrankreich gefangenen Jroquesen abzufordern, und dagegen
„das Loslassen der bey besagtem Volke gefangenen Franzosen zu versprechen. Denn da
„diese Wilden schon seit dem vorigen Herbste in Unterhandlung mit ihm stünden, auch we-
„gen Erfüllung ihres gegebenen Wortes Geiseln eingeliefert hätten: so habe er mit nie-
„manden, als mit ihnen selbst, zu thun, und es gebe sich der Ritter eine vergebliche Mühe,
„wenn er sich in diese Unterhandlung mischen wolle. Denn die Jroquesen wären ihrem
„Vater ungehorsam gewesen; ja, sie hätten unter des Königes von Frankreich Herrschaft
„schon gestanden, ehe Neuyork den Engländern gehöret habe. Es sey ihm gemessen an-
„befohlen, von diesem Satze nicht abzugehen; er müßte folglich, so lange bis ein anderer Be-
„fehl einlaufe, darauf bestehen. Es möchten aber die Schwierigkeiten in diesem Stücke so
„groß seyn, als sie wollten, so würden sie doch das gute Verständniß, darinnen er mit dem
„Ritter zu leben verlange, nicht stören. Er habe unmittelbar nach der ersten Nachricht
„vom Frieden, Anstalt gemachet, daß die in den französischen Pflanzorten angesessenen Wil-
„den ihre Streifereyen in die englischen Lande nicht weiter fortsetzen sollen. Gleichfalls ha-
„be er den Canibas und andern in Acadia wohnenden Wilden hiervon Nachricht gegeben;
„indem aber diese letztern nicht nur weit von ihm entfernet, sondern auch darüber, daß
„man viele aus ihrem Mittel zu Baston in gefänglicher Haft behalte, sehr erbittert wären,
„so befürchte er, sie möchten etwa, wofern sie wegen dieses Punctes nicht befriediget würden,
„verdrießliche Mittel ergreifen. Solange also besagte Befriedigung nicht erfolge, sey er
„nicht im Stande, sie zum Loslassen der gefangenen Engländer zu nöthigen; ja, er glaube,
„sie hätten nicht Unrecht, auf diesem Puncte zu bestehen; weil sie schon verschiedene male
„schlechten Vortheil von ihrer Gutwilligkeit gehabt. Denn sie hätten öfters ihre gefangenen
„Engländer losgelassen, ohne daß sie dagegen ihre gefangenen Landesleute erhalten können.

Die Herren **Schuyler** und **Dellius** reiseten voll Zufriedenheit über das höfliche Be-
zeugen des Grafen mit dieser Antwort ab. Ungefähr zween Monate hernach brachten ei-
nige Jroquesen vom Ludwigssprunge dem Generale eine gute Zeitung von den Agniern.
Sie hatten nämlich ihre Anverwandten in besagtem Orte besuchet, als welches die Wilden
auch mitten im Kriege unmöglich lassen konnten; ja, wiewohl der Graf, wie ich öfters ge-
dacht habe, nicht geringen Verdacht deswegen schöpfete: so war doch weder er selbst noch
ihre Missionarien im Stande, ihnen dieses abzugewöhnen.

Aufführung der Agnier.

Besagte Leute nun erzähleten, es habe der Ritter **Bellomont** während ihres Da-
seyns eine große Versammlung angestellet, bey welcher die Aeltesten aller fünf Orte erschie-
nen wären. Die Agnier hätten ihm vorgeworfen: Ihr Land gehörete sonst niemanden, als
ihnen selbst; sie hätten es lange vorher besessen, ehe ein Engländer hinein gekommen sey,
und um ihm zu zeigen, daß die sämmtlichen Orte, welche ihre Nation besitze, das Eigen-
thum derselbigen wären, wollten sie hiermit alle Schriften, die man ihnen gegeben, oder die
sie dann und wann unterzeichnet hätten, ins Feuer werfen; welches denn auch zur Stunde
geschehen sey.

Vorschläge an die Jroquesen.

Dennoch hätten sie dieser Erklärung einen Vorschlag mit angehänget, welcher dem
Ritter gute Hoffnung gemachet, und ihn zum Verbergen seines Verdrusses veranlasset ha-
be, nämlich sie wollten die bey ihnen anwesende Jroquesen vom Ludwigssprunge so lange in
Verhaft nehmen, bis der Graf ihnen ihre gefangenen Landesleute ausliefere. Allein, der
Ritter habe aus Beysorge, man möchte ihn für den Urheber dieses treulosen Streiches aus-
schreyen,

1698. schreyen, nicht darein willigen wollen. Er habe vielmehr gesaget: sie dürften sich nicht darüber wundern, daß es mit ihren Angelegenheiten so schlecht stehe, und daß sie, um mit den Franzosen Friede zu bekommen, durch eine allgemeine Gesandtschaft von allen fünf Orten, darum anhalten müssen. Allein, er wolle ihnen diesen zu ihrem Besten so nothwendigen Frieden verschaffen. Nur müßten sie ihm, damit er diese wichtige Sache zu ihrem Vortheile ausführen könne, alle ihre Gefangene einhändigen, indem er es auf sich nehme, sie nach Montreal zu schaffen.

Nachgehends sagete er, sie hätten, wie er wohl wisse, diejenigen Nationen, welche sich voritzt Bundesgenossen der Franzosen nenneten, jederzeit bekrieget; er stelle es ihnen frey, ob sie diesen Krieg fortsetzen oder lieber Friede machen wollten, nur verbiethe er ihnen alle Feindseligkeit gegen die Franzosen und die unter ihnen angesessenen Wilden. Damit wendete er sich zu den Iroquesen vom Ludwigssprunge, und sagete: er sähe sie mit Vergnügen in seinem Lande, sie würden jederzeit willkommen seyn, und müsse niemand weiter an das Vergangene gedenken. Zum Beschlusse beschenkete er sie. Sie nahmen zwar die Geschenke, sagten aber: sie könnten ihm weder eine Antwort geben, noch sich in eine Abrede mit ihm einlassen; weil sie hierzu weder von ihren Aeltesten, noch von ihrem Vater Ononthio eine Vollmacht hätten.

Die Iroquesen scheinen zum Frieden geneigt.

Der Graf fragte, was die Aeltesten dem Ritter Bellomont auf seinen Antrag, ihm alle Gefangene einzuliefern, geantwortet hätten? Ihr Bericht war: sie hätten zwar darein gewilliget, aber, ohne eine Zeit zu bestimmen. Hieraus merkete der General, der Ritter Bellomont und die Iroquesen wollten einander gern zu guten Freunden behalten, traueten aber einander nicht recht. Die Iroquesen möchten den Ritter gern dazu gebrauchen, damit man ihnen einen desto vortheilhaftern Frieden bewilligen müsse; er hingegen möchte bey dieser Gelegenheit gern die Oberherrschaft der Krone England über die fünf Orte fest setzen. Bey diesen Umständen, dachte der Graf ferner, gehe es vielleicht an, Uneinigkeit unter ihnen zu stiften, und es sey zu diesem Ende das Beste, wenn man die Iroquesen durch die Vorstellung, als ob England eine völlige Herrschaft über ihr Land und ihre Personen ausüben wolle, zu gewinnen suche.

Der Graf suchet sie zu gewinnen.

In dieser Absicht empfahl er den Iroquesen am Ludwigssprunge ihre Anverwandte aus dem agnierschen Bezirke, welche einen Gegenbesuch bey ihnen ablegten, wohl zu bewirthen, ja, er ließ die Herren Anverwandten gar nach Montreal einladen. Hier wurden sie auf seinen Befehl bestens bedienet, und jedermann bezeugte eine sonderbare Freude über ihre angenehme Gegenwart. Den Leuten gefiel dieses trefflich wohl; sie blieben eine ziemliche Zeit da, bezeugeten auch eine ungemeine Dreustigkeit, woraus der gemeine Mann zwar eine gute Vorbedeutung schloß, scharfsichtigere Personen aber wenig Wesen machten. Freylich mußte es den Wilden sehr sanfte thun, daß zwo Mächte, davon jedwede sie in einem einzigen Feldzuge zu Grunde richten konnte, sich dergestalt um ihre Freundschaft bewarben, und daß sie die Mishälligkeiten besagter Mächte so geschickt zu ihrem eigenen Vortheile anzuwenden, sich fürchterlich zu machen, und jenen eine Art von Ehrerbiethung einzuprägen wußten.

Ein zweytes, aus Neuyork unter dem 13ten August erlassenes Schreiben des Ritters Bellomont, bestärkete den Grafen in der Meynung, es wäre bey den gegenwärtigen Umständen nichts besseres zu thun, als den Orten ein Mistrauen gegen die Engländer einzuflößen, oder vielmehr nur dasjenige, welches sie bereits hätten, dermaßen zu vermehren, daß es sie zu einem uns vortheilhaften Vorgange verleiten möge. In Hoffnung, es werde dem

geneig=

geneigten Leser des Ritters Schreiben nebst des Grafen Antwort nicht unangenehm fallen, will ich beyde hersetzen.

1698.

Zweytes Schreiben des Ritters.

„Eben itzt komme ich von der Gränze, und einer Unterredung mit unsern fünf in„dianischen Nationen, welche bey Ihnen insgemein Iroquesen heißen, nach Hause. Sie „haben mich um den fernern Schutz meines Königes inständigst ersuchet, und Seiner Ma„jestät zugleich eine unverletzliche Treue und Unterthänigkeit versprochen. Zugleich be„klagten sie sich, daß die canadischen Franzosen und Indianer, ungeachtet des Friedens„schlusses, darein sie sich als getreue Unterthanen meines Königes allerdinges eingeschlossen „zu seyn glauben, allerley Gewaltthätigkeit gegen sie ausüben. Auch stelleten sie mir vor, „daß Dero Leute, seit Abkündigung des Friedens vier und neunzig der ihrigen gefangen „oder aufgehoben hätten. Es befremdet mich dieses um so viel mehr, weil man die Iroquesen „oder fünf Nationen, jederzeit für Unterthanen der englischen Krone gehalten hat; gleich„wie man denn dieses der ganzen Welt durch gründliche und unverwerfliche Beweise dar„thun kann.„

„Unterdessen ersehe ich aus Dero Schreiben vom 8ten des Brachmonates, daß besagte „Beweise bey Ihnen vergeblich angewendet seyn würden, indem Sie gemessene Befehle, von „welchen Sie ohne weitere Verordnung nicht abgehen könnten, vorschützen. = = = Sie wissen „wohl, daß die Plackereyen und Feindseligkeiten, welche ihre Leute vor dem letztern Kriege „gegen unsere Indianer ausübeten, die hauptsächlichste Ursache waren, warum Seine Maje„stät Frankreich den Krieg ankündigte; gleichwie denn die Kriegeserklärung dieses im Mun„de führet. Indem nun also diese Plackereyen gegen unsere Indianer eine offenbare Ueber„tretung des Friedens sind: so befremdet es mich allerdings, warum Sie dieselbigen noch im„mer fortsetzen wollen.

„Mein König versteht, Gott sey Dank! die Regierungsgeschäffte viel zu gut, und ist „viel zu edelmüthig gesinnet, als daß er seine Gerechtsame dahin geben sollte. Ich mei„nes Ortes bin viel zu eifrig, meine Schuldigkeit zu beobachten, als daß ich unsere India„ner von Dero Leuten im geringsten beleidigen, geschweige denn feindlich behandeln lassen „sollte. Zu diesem Ende habe ich ihnen befohlen, auf ihrer Hut zu stehen, und auf den „Fall eines Angriffes die Franzosen eben so wenig zu schonen, als die Indianer. Auch ha„be ich sie hierzu mit allem benöthigten versorget. Wie Sie sehen, Herr Graf, so mache ich „aus meinem Verfahren kein Geheimniß; weil ich versichert bin, mein König werde selbiges „gut heißen.

„Um Ihnen zu zeigen, wie wenig unsere fünf indianischen Nationen sich aus ihren Je„suiten und Missionarien machen, haben sie mich zum wiederholten male gebethen, ich möch„te sie doch aus ihrem Lande jagen, indem ihnen die Leute zur größten Ueberlast gereiche„ten. Dagegen bathen sie mich, ich möchte ihnen protestantische Prediger schicken, und sie „durch dieselbigen in der christlichen Religion unterweisen lassen. Dieses nun habe ich ih„nen versprochen, und haben Sie, Herr Graf, an Ihrem Orte recht wohl daran gethan, daß „Sie ihren Missionarien ihr Bekehren untersaget haben, indem dieselbigen sonst in die Stra„fe, welche die englischen Gesetze verordnen, verfallen sind; gleichwie ich denn besagte Stra„fe an jedwedem, der in meine Hände fällt, vollziehen lassen will. Die Indianer aber ha„ben mir versprochen, sie in meine Hände auszuliefern.

„Uebrigens, werden Sie die Feindseligkeiten auf Ihrer Seite nicht abstellen: so werden „Sie alle daraus entspringende Folgen zu verantworten haben, und lasse ich die ganze

 „Welt

1698. „Welt darüber urtheilen, wer von uns beyden Unrecht habe, ob Sie? die Sie das Kriegesfeuer „aufs neue entzünden; oder ich? der ich unsere Indianer gegen Ihre Unternehmungen be- „schütze.

„Nur besagte Wilden waren gesonnen, alle währenden Krieges von Ihren Leuten ge- „machte Gefangene, die sich über hundert belaufen, in meine Hände zu liefern, wofern ich „nur gut dafür seyn wollte, daß ihre gefangenen Landesleute gleichfalls auf freyen Fuß kom- „men sollten. Allein, ich habe mich, ohne vorher Dero nochmalige Entschließung zu erfah- „ren, nicht darein mengen wollen. Unterdessen schicke ich Ihnen doch vier gefangene Fran- „zosen, welche unsere Wilden nach Orange gebracht hatten, nebst einem für Canada „von mir ausgestelleten Passe. Wollen Sie nun die beyderseitigen Gefangenen ausgewech- „selt wissen: so belieben Sie mir Nachricht davon zu geben, damit ich die bey unsern India- „nern vorhandenen zusammenbringen könne.

„Ich erfahre, daß die Ihrigen ungefähr am 15ten des abgewichenen Monates „zween Engländer, die sich wegen des geschlossenen Friedens nichts Böses versahen, sondern „der Aerndte unbewehret abwarteten, unweit des neuengländischen Dorfes Alfiade erwür- „get haben. Dergleichen Wüthen erwecket in der That einen rechten Ekel. Gleichwohl „saget man, Sie munterten Ihre Leute durch Belohnungen, nämlich funfzig Thaler für je- „den Haarkopf, dazu auf. Sie werden es, wie ich denke, nicht ungütig nehmen, wenn ich „glaube, dergleichen Verfahren scheine dem Christenthume nicht gänzlich gemäß zu seyn.

„Vorgestern kamen zween Onnontaguer zu mir, und klageten: Sie, Herr Graf, hätten „ihrer Nation durch zween von derselbigen entlaufene Kerle andeuten lassen: wofern die obern „Orte nicht innerhalb fünf und vierzig Tagen nach Canada kämen, so wollten Sie mit ei- „nem Heere in ihr Land eindringen, und sie mit Gewalt dazu nöthigen. Ich meines Ortes „schicke heute meinen Unterstatthalter mit den königlichen Kriegesvölkern dahin ab, um denen „Feindseligkeiten, die Sie anfangen wollen, Einhalt zu thun. Ja ich werde, wofern es nö- „thig seyn sollte, alle wehrhafte Mannspersonen in meiner anvertraueten Landschaft auf- „bieten und den Schaden, den unsere Indianer etwa leiden, damit zu rächen suchen.„

Gedanken des Grafen über diesen Brief.

Zuweilen ist es ein Merkmaal der Schwäche, wenn man aus einem so hohen Tone redet; man will dasjenige, wozu man sich nicht stark genug zu seyn vermerket, durch Drohen erzwingen, und es ist aus dieser ganzen Geschichte zu ersehen, daß die Engländer allemal groß thaten, wenn sie mit Gewalt durchzudringen nicht verhofften. Daher ließ sich der Graf die Weise, wie der englische General seine Forderungen durchtreiben wollte, nicht irren; er merkete im Gegentheile, es sey der Streich eben sowohl gegen die Irokesen als gegen ihn gemünzet, und es nehme sich der Ritter Bellomont besagter Wilden nur deswegen so heftig an, damit er sie desto gewisser unter das Joch bringen könne.

Der Graf war der Mann nicht, der ihnen diese Anmerkung hätte verschweigen sollen. Ja, vielleicht verschob er die Antwort auf diesen Brief nur deswegen so lange, weil er ihnen den Inhalt desselbigen mittheilen, und ihre Gedanken darüber wissen wollte. Wenigstens scheint doch dieses gewiß zu seyn, daß er, um zusehen, ob ihm die französischen Schiffe keine Verhaltungsbefehle wegen dieser Sache mitbringen würden, ihre Ankunft abwartete. Dem sey wie ihm wolle, so ist seine Gegenantwort vom 21sten des Herbstmonates, und klinget folgender Gestalt:

Antwort des Grafen.

„Ich hätte Sie längstens durch Personen von guter Herkunft und Verdiensten be- „suchen lassen, und Dero durch die Herren Schuyler und Dellius mir erzeigte Höflichkeit

„erwie-

„erwiedert, wenn nur die französischen Schiffe, die ich erwartete, eher angekommen wären. „Ihr langes Außenbleiben bemüßiget mich zugleich auch, ihre Rückreise bis auf folgenden „Frühling zu verschieben. Denn sonst möchten sie, indem die Jahreszeit schon so weit „verstrichen ist, nicht wiederkommen können, ehe die Schiffahrt auf den Seen und „Flüssen gehemmet ist.

1698.

„Mir ist von Hofe aus zu wissen gemachet worden, gleichwie es denn Ihnen eben so „wenig unbekannt seyn kann, es würden beyde Könige die Gränzen, welche Dero Herr„schaften in diesem Welttheile künftig einschließen sollen, durch eigene hiezu gevollmächtigte „Personen bestim̃en lassen; daher hätten Sie meines Erachtens, anstatt so viele Drohungen „auszustoßen, lieber den Ausspruch besagter Gevollmächtigten abwarten, nicht aber sich in ein „bereits angefangenes Geschäfft mischen sollen, absonderlich da man selbiges als eine bloße „Haussache ansehen kann. Denn hier ist ein Vater, welcher seine Kinder erstlich mit Gü„te, und wenn diese nichts verfangen sollte, mit Ernste zum Gehorsame bringen will.

„Sie müssen diese Sache als etwas zu dem Frieden und Freundschaftsvergleiche, den „unsere Herren miteinander geschlossen haben, im geringsten nicht gehörig betrachten. Sie „können sich nicht darein mischen, Sie wollen dann, anstatt das Ihrige zu Unterhaltung „des guten Verständnisses zwischen beyden Nationen beyzutragen = = = allerley Ausflüchte „zu Schmälerung des getroffenen Friedens hervorsuchen, wozu aber, wie ich glaube, Sie „von Seiner Großbritannischen Majestät schwerlich Vollmacht haben. Will ich aber mei„nes Ortes, die Iroquesen nöthigen, ihr Wort zu halten, das sie mir lange vorher, ehe der „Frieden hier zu Lande bekannt wurde, gaben, und zu dessen Versicherung sie mir Geisel „einlieferten: so nehme ich nichts neues vor, sondern ich setze ein bereits angefangenes Ge„schäfft fort. Sie aber, mein Herr, schlagen einen neuen Weg ein, indem Sie Forderun„gen, welche nagelneu und ohne allen Grund sind, hervorbringen.

„Sie werden mir nicht ungütig nehmen, wenn ich sage, ich wisse von den Gesinnun„gen der Iroquesen so viel, daß unter allen fünf Nationen keine einzige sey, welche = = = = „unter englischer Herrschaft zu stehen verlange, und daß Sie keinen einzigen Beweis, „besagte Nationen von den Gerechtsamen der englischen Krone zu überzeugen, haben. Da „hingegen unsere Beweise, die man den Gevollmächtigten einhändigen wird, so unwider„sprechlich sind, daß schwerlich jemand das geringste dagegen einwenden kann. Dem„nach bin ich entschlossen, mich nichts irre machen zu lassen; und ich ersuche Sie, mein „Herr, mich an meinem Vornehmen nicht zu hindern, indem es doch nur vergeblich „seyn, und der ganze Schutz und Beystand, den sie nach ihrem Vorgeben, zum Nachtheile „des geschlossenen Friedens, besagtem Volke bereits geleistet haben, oder noch leisten möchten, „mir schlechte Furcht einjagen; vielweniger mich von meinem Vorsatze abwendig machen „wird. Im Gegentheile werde ich ihn, es mag daraus folgen, was da will, nur desto ei„friger betreiben. Sie hingegen, mein Herr, werden nicht nur Ihrem Könige, sondern auch „dem Himmel Rechenschaft dafür geben müssen.

„Die Nachricht, die Sie bekommen haben, als ob die Franzosen, oder die unter uns „wohnenden Indianer den Iroquesen einiges Leid zugefüget hätten, ist grundfalsch. Zwar ha„ben die Utauais und absonderlich die Algonquinen einen Hauptstreich gegen die Onnontaguer „ausgeführet, darum, weil diese Nation sowohl, als die übrigen iroquesischen Orte, die Er„klärung von sich gab, sie wollen keinen Frieden mit ihnen machen. = = = Unterdessen ha„be ich Ursache, zu glauben, daß mir die Iroquesen nur deswegen noch nicht alle Gefangene

1698.

„zurückgegeben haben, weil Sie, mein Herr, sich ausdrücklich dagegen setzeten. Ich „werde Ihnen die ihrigen allhier befindlichen nicht eher zurückgeben, als bis sie sich zum „Gehorsame bequemen und ihr gegebenes Wort erfüllen.

„Dessen ungeachtet danke ich Ihnen für die den letzten vier Franzosen, die sie mir „einlieferten, erzeigte Gütigkeit. Was die acadischen Wilden betrifft: so habe ich mich „deswegen neulich schon deutlich genug herausgelassen, und allezeit besorget, wofern man „nicht die Ihrigen, welche zu Baston unredlicher Weise aufgehalten werden, bald los„gäbe: so würden sie eine Unternehmung gegen Ihre Pflanzorte wagen. Unterdessen thut „mir die Begebenheit, davon Sie melden, herzlich leid; und ich werde ihnen zum zwey„tenmale anbefehlen, alle Feindseligkeit einzustellen. Nur bitte ich, ihnen ihre Landes„leute, von welchen Sie in ihrem Schreiben gar nichts erwähnen, auszuliefern. Wie „Sie sehen, so rede ich eben so frey und offenherzig, als Sie.„

Sehr zu verwundern ist es, warum der Graf die Stelle in des Ritter Bellomonts Briefe, welche von den Missionarien handelte, mit Stillschweigen übergieng; denn da hätte er ihn der Unwahrheit sehr leicht überführen können. Erstlich war weder damals, noch auch seit langer Zeit, ein einziger Missionar im ganzen iroquesischen Bezirke. Zweytens waren die Missionarien den Wilden nie zur Last gewesen; sondern sie gaben ihnen im Gegentheile allemal mehr, als sie von ihnen empfingen: daß also nicht abzusehen ist, wie die Iroquesen klagen konnten, sie gereicheten ihnen zur Ueberlast. Nebstdem wußte man wohl, daß diese Wilden von den englischen Predigern wenig Wesens macheten, und den Neuyorkern öfters vorwarfen, sie hätten gar keine Religion; daher es denn mehr, als wahrscheinlich ist, daß sie, gesetzten Falles, da ihnen der christliche Glaube beliebete, keine solche Christen, als die Engländer, zu werden verlangeten; gleichwie denn auch wirklich alle Iroquesen, die sich bekehreten, keine andere, als die römische Religion, annahmen.

Weitere Forderungen der Engländer.

Doch der Statthalter von Neuengland erstreckete seine Anforderungen noch weiter, als auf das Land und die Personen der Iroquesen. Er stund in der Meynung, und der Prediger Dellius hatte es bey der Durchreise durch Montreal dem Ritter Callieres mit deutlichen Worten gesaget, weil England Neuyork von Holländern gegen Surinam eingetauschet habe: so sey es auch in alle Gerechtsame der letztern eingetreten; folglich gebühre ihm Michillimakinac nebst allen weiter gegen Süden liegenden Landschaften. Der Ritter verlangete dagegen zu wissen, worauf sich dieser Anspruch gründe? und woher Dellius beweisen könne, daß die Herrschaft Neubelgiens, ehe es Neuyork hieße, sich über alle diese Gegenden erstrecket habe?

„Was uns betrifft, fuhr er fort, so können wir gar leicht auf das deutlichste dar„thun, daß wir das Land der Utauais, ja auch der Iroquesen, lange Zeit vorher entde„cketen und besaßen, ehe ein einziger Holländer einen Fuß hinein setzete; daß wir das „Recht unseres Besitzes an verschiedenen Orten des iroquesischen Bezirkes auf mehr, als „eine Weise, befestiget hatten; und daß besagter Besitz bloß durch den Krieg, damit wir „besagte Nation wegen ihres aufrührischen und feindlichen Beginnens überziehen mußten, „unterbrochen wurde.„ Dellius sah wohl, er habe mit einem Manne zu thun, der die ganze Sache aus dem Grunde wisse, und von seinen Grundsätzen nicht leicht abzubringen sey: er ließ es also dabey bewenden, und der Ritter Bellomont gedachte in seinen Briefen an den Grafen Frontenac hiervon weiter nichts.

Besser

1698.

Acadische Angelegenheiten.

Besser gelang es ihm anfänglich in Acadien. Er hielt das Festsetzen der engländischen Herrschaft in diesem Lande für einen Hauptstreich; wenigstens suchete er es doch dahin zu bringen, daß man vor den dasigen Wilden, welche Neuengland währenden Krieges so sehr geplaget hatten, künftig in Ruhe leben könne. Der Ritter Villebon meldete dem Minister in einem Schreiben vom 3ten des Weinmonates des gegenwärtigen Jahres: die Engländer wollten die Pemkuitschanze wieder aufbauen, und die beyden Ufer des Kinibequi bevölkern. Seines Erachtens sey man nicht gehalten, weder eines, noch das andere zu leiden. Nun habe er zwar nicht Macht genug, sich öffentlich dagegen zu setzen: allein, er wolle die Wilden anstiften; diese sollten den Anschlag schon zu Wasser machen.

Auch führen die Engländer noch immer fort, den Fischfang an unserer Küste zu treiben; die Einwohner zu Königshafen hätten sich in den Schutz des Statthalters von Neuengland begeben, und ein gewisser le Borgne, ein Sohn oder Anverwandter desjenigen, welcher ehemals die Gerechtsamen des Herrn d'Aunai de Charnise über diesen Theil von Acadien an sich brachte, gebe sich für den Eigenthumsherrn des ganzen Bezirkes zwischen den Bergwerken und der grünen Insel aus, und lasse sich von den Engländern für jedwedes Fahrzeug, das in seiner angeblichen Herrschaft Handlung treiben wolle, funfzig Thaler bezahlen.

Gränzscheidung der Südküste Neufrankreichs.

Nun hoffete man zwar so wohl bey Hofe, als in Canada, es würden alle diese Ansprüche von selbst wegfallen, wenn nur erstlich die Gränzscheidung, daran man arbeitete, zu Stande komme. Allein, ehe man damit fertig wurde: so gieng der Krieg von neuem an. Nebstdem erwog man in Frankreich nicht genugsam, daß der Besitzende allemal einen großen Vortheil vor dem Ansprecher habe. Ungeachtet der Kinibequi zur Gränze der Südküste Neufrankreichs bestimmet worden war, und man die Engländer zuletzt aus Pemkuit, welcher Ort, vermöge des besagten Vergleiches, uns gehören sollte, gejaget hatte: so waren dennoch die königlichen Gevollmächtigten, nämlich die Herren de Tallard und d'Herbault, genöthiget, unsere Gränze dießseits besagten Flusses einzuschränken, und sie bis an den Georgenfluß, welcher zwischen dem Kinebequi und Pentagoet beynahe in der Mitte fließt, zu rücken, bloß weil die Engländer wieder nach Pemkuit gekommen waren; und diese Gränzscheidung wurde 1700 von dem Herrn de Villieu im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät, und vom Herrn von Soudric im Namen Seiner großbritannischen Majestät bestätiget.

Wegen des iroquesischen Landes wurde nichts ausgemachet, darum, weil diese Wilden ihre Ununterwürfigkeit vorschützeten, und weil sie, wie es scheint, keinen von beyden Theilen gern zu Feinden haben wollten. Hingegen blieb uns die ganze Hudsonsbay, darum, weil wir sie ganz besaßen. Nur verlangeten die Engländer für ihre währenden Friedens aus ihren Schanzen weggenommenen Güter eine große Schadloshaltung. Dagegen rückete man ihnen vor, sie hätten vorher, ohne daß ein Krieg zwischen beyden Kronen gewesen wäre, die Nelsonschanze weggenommen, und uns dadurch einen weit größern Verlust verursachet.

Die Ostküste der Insel Neuland hatten wir vielmehr nur verheeret, als erobert. Die Engländer setzeten sich also bald wieder von neuem darauf fest, und wir ließen es geschehen. Aus der Insel Cap Breton machete sich damals kein Mensch etwas, noch erregete unser daselbst angelegter Wohnplatz bey den Engländern die geringste Eifersucht; daher

1698. her behielten wir sie. Allein, der bald darauf von neuem ausbrechende Krieg unterwarf die Wechselforderungen beyder Nationen dem Kriegesglücke abermals.

Ein Paar Monate, nachdem der Graf von Frontenac das oben angeführete Schreiben an den Ritter Bellomont abgelassen hatte: so fiel er in eine gefährliche Krankheit, und gieng an selbiger den 28sten des Windmonates mit Tode ab. Ungeachtet seines acht und siebenzigjährigen Alters war er so gesund, als man bey solchen Jahren immermehr seyn kann, dabey auch so standhaft und belebt, als in seinen jüngern Jahren. Er starb, wie er gelebet hatte, von vielen geliebt, von jedermann hochgeschätzt, und mit dem Ruhme, daß er ein Pflanzland, welches bey seiner Ankunft auf allen Seiten offen stund, angegriffen wurde und den Untergang vor Augen sah, ohne sonderlichen Beystand Frankreichs nicht nur im Wesen erhielt, sondern noch erweiterte.

Er war gottesfürchtig, und legete davon bis an seinen Tod öffentliche Proben ab. Die Habgierigkeit gab ihm kein Mensch jemals Schuld; nur konnte man sein Verfahren gegen die Personen, darauf er eine Feindschaft geworfen hatte, mit der Frömmigkeit, die er vorgab, nicht allerdings zusammenreimen. Die Bitterkeit seines zum Hasse geneigten Gemüthes und die niederträchtige Misgunst, die er nie überwinden konnte, verhinderten ihn, die Früchte seiner glücklichen Unternehmung völlig zu genießen, und beschimpfeten seine Gemüthsbeschaffenheit, daraus ein gesetztes, edeles und erhabenes Wesen hervorleuchtete. Mit dem allen hatte ihm Neufrankreich alles, was es bey seinem Tode war, zu verdanken, und man vermissete ihn sehr bald.

Die Iroquesen wollen den Ritter Callieres überlisten.

Kaum hatten die Iroquesen seinen Tod vernommen: so dachten sie, nunmehr wären sie an ihr Versprechen nicht weiter gebunden; nur wollten sie vor dem Losbrechen sich in Verfassung setzen. Sie schicketen im folgenden Märze Abgeordnete nach Montreal, an denen man aber bald merkete, sie wollten eigentlich nur den Zustand der Pflanzlande nach ihres Oberhauptes Ableben erforschen. Sie beweineten den Hintritt ihres Vaters nach ihrer Weise, überlieferten dem Befehlshaber zu Montreal drey gefangene Franzosen, und versprachen, die übrigen ebenfalls einzuhändigen, wofern er ihre Landesleute, die er noch habe, loslassen wolle.

Nachgehends verlangeten sie, er möchte den Herrn von Maricourt nebst einem Paar Wilden vom Ludwigssprunge und vom Berge mit ihnen nach Orange abgehen lassen; indem man daselbst die Gefangenen auswechseln, und den Frieden schließen werde. Auch wäre es ihnen lieb, wenn ihr ehemaliger Missionar, P. Bruyas, mitgienge, und der P. Lamberville aus Frankreich zurückkäme; indem, wie sie vorgaben, sonst niemand das gute Verständniß zwischen beyden Nationen so gut, als er, zu unterhalten wisse. Uebrigens könnten sie zu ihm, dem Ritter, kein sonderliches Vertrauen haben, weil er den Feldkessel noch immer über dem Feuer stehen habe, und die Streitaxt seiner Bundesgenossen nicht zurückhalte.

Aufführung desselbigen.

Der Ritter Callieres gab darauf zur Antwort: der Feldkessel müsse bis zum gänzlichen Friedensschlusse immer über dem Feuer bleiben; vom Frieden wolle er zu Montreal, nicht aber zu Orange, handeln, noch wolle er ihren Vorschlägen das geringste Gehör verleihen, so lange sie nicht alle von dem verstorbenen Grafen vorgeschriebene Bedingungen zur Erfüllung brächten; sodann, nicht eher, solle Herr Maricourt und der P. Bruyas zu ihnen kommen, und der P. Lamberville aus Frankreich verschrieben werden. Mit dieser

ser Antwort schienen sie vergnügt, ungeachtet sie, wie man merkete, eine ganz andere vermuthet hatten, und verlangeten nur Sicherheit zur Hin- und Herreise.

1659.

Herr Callieres bewilligte ihnen sechzig Tage Stillestand; und weil sie auf dem Loslassen der vier Gefangenen, welche der Ort Onnontague inständig begehrete, durchaus beharreten: so bewilligte Herr Callieres endlich ihren Austausch gegen vier Franzosen. In der Folge sah er, daß es recht gut gewesen war, den Barbaren nicht mehr einzugestehen. Denn da sie die meisten bey ihnen gefangenen Franzosen an Kindesstatt angenommen hatten: so suchten sie nur ihre gefangenen Landesleute allmählich loszumachen, ohne daß sie jene herausgeben durften. Die Abgeordneten versprachen zwar beym Abschiede, vor dem Brachmonate wieder in Montreal zu seyn; man machete aber auf dieses Versprechen desto schlechtere Rechnung, weil man wohl wußte, die Engländer verlangeten, den Frieden nach ihrem Gutdünken einzurichten, und behaupteten, die Iroquesen wären als britannische Unterthanen im Ryswicker Friedensschlusse mit begriffen.

Herr Callieres wird Großstatthalter.

Mit Ankunft der ersten französischen Schiffe erfuhr der Ritter Callieres, es habe ihn der König zum Nachfolger des Grafen Frontenac ernannt. Die Freude, welche alle Stände der Pflanzlande darüber bezeugeten, verursachete ihm zum allerwenigsten eben so vieles Vergnügen, als die Gnade des Königes selbst. Herr von Champigny hatte sich um diese Stelle ebenfalls beworben; ja, vielleicht wurde ihm der Ritter nur deswegen vorgezogen, weil sein Abgeordneter der geschwindeste gewesen war. Denn als des Intendanten seiner nach Versailles kam, war der Platz schon vergeben.

Sie verdieneten ihn alle beyde; und es ist schwer zu sagen, welcher von beyden den canadischen Einwohnern angenehmer gewesen seyn möchte? Herr von Champigny war in den Landesangelegenheiten ungemein erfahren. Seine Tugend, sein Eifer, seine Uneigennützigkeit, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Sanftmuth, macheten ihn vollkommen geschickt, ein Pflanzland zu regieren, darinnen es Arme genug gab, die Anschläge eines weisen und gleich ihm beliebten Oberhauptes auszuführen. Dagegen besaß Herr Callieres nebst allen nur erwähnten Eigenschaften auch noch diese, daß er die Kriegesvölker selbst anführen konnte. Er hatte es schon öfterer, als einmal gethan, und dabey einen eben so großen Ruhm kluger Anstalten, als eines tapfern Muthes, erworben.

Seine Gemüthsbeschaffenheit.

Zwar hatte er nicht so viel Aeußerliches, als sein Vorfahrer; dagegen aber gab er ihm im Hauptwerke nicht das geringste nach. Seine Absichten waren redlich und ohne Eigennutz. Seine Standhaftigkeit stritt nie mit der Vernunft. Er wußte seinen Muth zu mäßigen und zu rechter Zeit anzuwenden. Er besaß großen Verstand, viel Aufrichtigkeit und Liebe zur wahren Ehre; eine scharfe Einsicht, welche durch die lange Erfahrung und angewendeten Fleiß zu einer noch größern Vollkommenheit gediehen war. Er hatte gleich anfänglich eine große Gewalt über die Wilden erlanget. Sie wußten, daß er sein Wort genau hielte; hingegen aber auch das, was man ihm versprach, genau erfüllet wissen wollte. An ihrem Orte waren die Franzosen von ihm versichert, er werde nie etwas unbilliges von ihnen verlangen. Zwar werde er, ungeachtet ihm die hohe Geburt des Grafen Frontenac, die vornehme Anverwandtschaft desselbigen und der Rang als Generallieutenant der königlichen Kriegesvölker, fehle, sein Ansehen dennoch zu behaupten wissen, dabey aber seine Gewalt zu niemandes Beschwerung misbrauchen.

Hr. Vaudreuil Befehlshaber zu Montreal.

Die durch seine Erhöhung erledigte Befehlshaberstelle zu Montreal wurde dem Ritter Vaudreuil gegeben. Dieser war seit kurzem aus Frankreich zurückgekommen, und es mache-

1699.

machete ihn übrigens seine Aemsigkeit, sein gutes Ansehen, sein edles und angenehmes Wesen, nebst dem guten Zutrauen der Kriegesleute, dieser wichtigen Stelle vollkommen würdig. Die zu Cataroeuy war damals nicht weniger von großer Wichtigkeit. Seine Majestät befahlen dem neuen Generale, dieselbige einem solchen Manne anzuvertrauen, der wachsam sey; der im Falle der Noth und wenn es die Zeit nicht leide, viel anzufragen, sich selbst zu rathen wisse; und auf den er sich, was die Vertheidigung dieses Platzes betreffe, wie auf sich selbst, verlassen könne.

Anspruch der Engländer auf die Canibas.

Der neuengländische Statthalter richtete damals sein Augenmerk hauptsächlich auf die abenaquischen Völkerschaften, und machete unter dem Vorwande, weil der Kinibequi, an welchem die Canibas jederzeit ihre Hauptsitze gehabt hatten, im Besitze der Engländer sey, eben den Anspruch auf sie, als auf die Iroquesen. Der König gab dem Grafen Frontenac, dessen Ableben er damals noch nicht wußte, in einem Schreiben vom 25sten März die Erlaubniß, übrigens zwar mit dem englischen Generale einträchtig zu verfahren; hingegen aber so lange, als die Gränzscheidung zwischen den beyderseitigen Pflanzlanden noch nicht richtig sey, durchaus nicht zu leiden, daß mit den Bundesgenossen beyder Kronen einige Veränderung vorgehe; sondern darüber zu halten, daß alles und jedes auf eben dem Fuße, wie es zu Anfange des vorigen Jahres gewesen, verbleibe.

Ihre Vorschläge.

Unterdessen, weil man sich auf die Canibas eben so wohl, als auf alle übrige abenaquische Völker überhaupt, sicher verlassen durfte: so gab Herr Callieres dem jüngern P. Bigot, als er zu Anfange des Jänners in Person berichtete, es schien den Engländern der Friede mit besagten Wilden ein Ernst zu seyn, zur Antwort: sie möchten ihre Dinge immerhin mit einander ausmachen. Es macheten auch die Abenaquier in der That auf die Vorschläge des englischen Generales und sein Versprechen, künftiges Frühjahr in Person zu erscheinen, folgende Gegenforderung:

1) Müßten alle Engländer ihr Land auf ewig räumen. 2) Sie sähen nicht, aus welchem Grunde er über sie zu herrschen verlangete, da doch weder er, noch sein Vorfahrer, es je gethan hätten. Sie hätten sich dem Könige von Frankreich frey und ungezwungen unterworfen; sie würden auch von niemanden, als ihm und seinen Generalen, einige Befehle annehmen. 3) Sie würden nie leiden, daß die Engländer in ihrem Lande Wohnplätze errichteten; indem sie dieses zu thun bloß den Franzosen erlaubet hätten. 4) Es befremdete sie sehr, daß man ihnen andere Missionarien, als die ihrigen, geben wollte. Sie verlangeten ihre Religion nicht zu verändern, würden auch nie eine andere, als die man sie gelehret habe, für welche sie schon gefochten hätten, und bis an den Tod fechten wollten, annehmen.

Hr. de la Valliere und der P. Bruyas werden nach Neuengland geschickt.

Indem dieses vorgieng, wurde dem Herrn von Callieres ein Schreiben des Königes von Frankreich von dem Ritter Bellomont übersendet, darinnen Seine Majestät ihm befahlen, alle Arten der Feindseligkeit zwischen den Engländern und Franzosen einzustellen. Es war dieses Schreiben dem Ritter offen zugeschickt worden, und der König von England hatte einen gleichmäßigen Befehl an den Ritter dem Herrn von Callieres zustellen lassen. Dennoch erachtete der letztere für gut, den Platzmajor von Montreal, Herrn de la Vallerie, nach Baston abzusenden, und ihm den P. Bruyas mitzugeben. Sie sollten alle in Neuengland gefangene Franzosen abholen; absonderlich aber die Gesinnung des Statthalters, in Absicht auf die Abenaquier und Iroquesen, ausforschen.

Die

1699.

Die letztern hatten erst kürzlich dem neuen Großstatthalter zu seiner Erhöhung durch Abgeordnete Glück wünschen, weiter aber von nichts erwähnen lassen. Nach einiger Zeit erfuhr man, es habe eine iroquesische Partey Feindseligkeiten gegen die Miamier ausgeübet und viele todtgeschlagen. Gleichwohl schien es, die Orte hätten im Ernste Lust zum Frieden, und verschöben den Schluß nur den Engländern zu Gefallen. Auf der andern Seite glaubete der Ritter Bellomont, sie würden nie unparteylich bleiben, sondern sie müßten sich entweder für, oder gegen die Franzosen erklären.

Bellomont will noch immer den Frieden meistern.

Indem er nun von seinem Könige gemessenen Befehl hatte, sie zur Ruhe anzuhalten, diesen Befehl aber, weil ihn Herr Callieres gelesen und abschriftlich hatte, nicht verheelen konnte: so verfiel er von neuem darauf, er wolle sich zum obersten Schiedesrichter des Friedens aufwerfen. Da ihm nun ihre mit dem Grafen Frontenac getroffene Abrede nicht unbekannt war: so forderte er sie zu sich nach Orange. Dieses schlugen sie ab. Wiewohl ihn nun diese Weigerung befremdete: so brachte er es doch durch vertraute Personen dahin, daß sie die Sache ins Weite zu spielen versprachen.

Gegenstreich des Hrn. Callieres.

Sie kamen demnach nicht nach Montreal, ungeachtet sie es dem Herrn Callieres nicht nur erst kürzlich zugesaget, sondern auch die Zeit ihrer Ankunft bestimmet hatten. Der General hingegen machete auf den Fall, da sie ihre Feindseligkeiten aufs neue anfangen sollten, Anstalten, sie hitzig zu bekriegen. Doch, das Beste und Kräftigste, was er, um die Anschläge des Ritters Bellomont zu vernichten, vornahm, war dieses, daß er eine Abschrift von dem Schreiben des Königes von England an ihn nach Onnontague abschickete. Seine Absicht dabey war mannichfaltig.

Denn erstlich wollte er den Iroquesen beweisen, daß man sie englischer Seits für Unterthanen der Krone hielte; gleichwie denn der König in seinem Schreiben sie wirklich dafür ausgab. Zweytens zeigete er ihnen, sie dürften sich keines Beystandes von Neuyork mehr getrösten; indem es dem Statthalter von Neuengland verbothen war, ihnen mittelbar oder unmittelbar beyzustehen. Drittens gab er ihnen dadurch zu verstehen, es falle ihm nicht schwer, sie mit Gewalt zu bezwingen, wofern sie sich weigerten, auf die von seinem Vorfahrer vorgeschriebene Bedingung Friede zu machen.

Die Orte entschließen sich.

Dieser Streich that die gehoffte Wirkung. Zwar freylich wollten sich die Orte keinen Verdruß mit den Engländern machen, weil sie ihre Hülfe vielleicht ein andermal nöthig haben dürften; daher verbissen sie den Verdruß wegen der angemaßeten Oberherrschaft, und sageten nur, sie wollten zwar gern der Engländer Brüder, nur aber nicht ihre Unterthanen seyn. Ihres Ortes wollten die Engländer sie eben so wenig vor den Kopf stoßen. Endlich, nachdem die Orte noch eine Zeitlang gezögert, und unterdessen einige Versuche, ihren erlittenen Verlust an unsern Bundesgenossen, die sie für die Urheber davon hielten, zu rächen, gemacht hatten, selbige aber fruchtlos abliefen: so dachten sie im Ernste an den Frieden, weil sie es noch mit Vortheile und mit Ehren thun konnten.

1700.

Leiden Verlust von den Utauais.

Dieser Entschließung zu Folge erschienen den 21sten März 1700 zween Iroquesen bey dem Statthalter, meldeten, es werde im Heumonate eine allgemeine Abordnung aller fünf Orte erscheinen, und brachten wegen des langen Verzuges einige kahle Ausflüchte vor, welche dem Herrn Callieres schlecht gefielen. Ein Viertheljahr hernach landete eine starke Anzahl Utauais zu Montreal, wo der General damals war, und berichteten ihm, was er bereits wußte: es wären nämlich die Iroquesen in ihrem Bezirke auf die Jagd gegangen, diese hätten sie angefallen, und acht und zwanzig, theils Männer, theils Wei-

1700. ber, todtgeschlagen. Weil aber die übrigen ihnen vorgestellet, es stehe ihnen nunmehr, da alle Feindseligkeit zwischen den Franzosen und ihren Bundesgenossen eingestellet sey, allerdings frey, überall zu jagen: so hätten sie ihnen versprochen, sich deswegen bey ihrem Vater Onontthio Rathes zu erholen, unterdessen aber ihren Gefangenen kein Leid zu thun.

Vorgang zwischen diesen u. Hr. Callieres.

Herr Callieres ließ sie ausreden, und sagete hernach: sie übergiengen bey ihrer Erzählung einige Umstände. Er wisse wohl, daß sie, ungeachtet seines Verbothes, nicht nur die Siuxen angefallen, sondern auch nach dem Gefechte mit den Iroquesen einige Gefangene losgelassen, und durch dieselbigen ohne sein Vorwissen eine Unterhandlung mit den Orten angefangen hätten; sie macheten einen schlechten Anfang zu ihrer kindlichen Aufführung gegen ihn, daß sie in einer so wichtigen Sache, und ungeachtet seines gegebenen Wortes, daß er ohne ihren Verbewußt nichts mit den Iroquesen abschließen wolle, so eigenmächtig verführen; ob sie schon vergessen hätten, wie die Iroquesen öfterer, als einmal, mit ihnen umgegangen wären, weil sie ihnen von neuem traueten? Er hoffete, sie würden sich ein andermal besser und vorsichtiger aufführen. Er erwartete die Abgeordneten der Orte alle Augenblicke. Sollten bey Ankunft derselbigen die Häupter der Bundesgenossen noch nicht zugegen seyn: so wolle er ihnen seine Meynung zu wissen thun. Uebrigens sollten sie ruhig seyn und ihre Gefangenen wohl halten.

Iroquesische Abgeordnete zu Montreal.

Den 18ten des Heumonates kamen zween Abgeordnete der Onnontaguer und einer von den Tsonnonthuanern nach Montreal, und wurden dem Generale von dem Herrn Maricourt vorgestellet. Man führete sie mit gewöhnlichem Gepränge zum öffentlichen Gehöre. Indem sie nach des Statthalters Wohnung giengen: so beweineten sie auf öffentlicher Straße alle während Krieges umgekommene Franzosen, und nahmen die Seelen derselbigen zu Zeugen, daß sie es aufrichtig meyneten.

Bey dem Eintritte in den Rathssaal, darinnen der Statthalter mit seiner ganzen Hofstaat zugegen war, gaben sie sich für gevollmächtigte Abgeordnete der vier obern Orte aus; dieselbigen, sageten sie, wären schon seit langer Zeit gewohnet, ihre Sachen ohne Zuthun der Agnier auszumachen: daß aber von Seiten der Orte Goyeguin und Onneyuth niemand erscheine, daran sey der Ritter Bellomont Schuld; denn er habe ihnen durch den Peter Schuyler die Reise nach Montreal widerrathen lassen; und darauf wären die Abgeordneten besagter Orte zu ihm gereiset, um zu vernehmen, was er dagegen einzuwenden habe?

Ihr Vortrag.

Hierauf brachten sie eine Klage vor: man habe sie nämlich versichert, es sey der Krieg zwischen den Engländern und Franzosen durch einen Vergleich geendiget, und die beyderseitigen Bundesgenossen mit eingeschlossen worden. Da sie nun ohne alle Sorge auf die Jagd gezogen: so wären sie auf einer Seite von den Utauais, auf der andern von den Illinesen und Miamiern überfallen, und hundert und funfzig der Ihrigen getödtet worden. Zum Beschlusse bathen sie, man möchte sie durch den P. Brunas nebst den Herren von Maricourt und Joncaire nach Hause begleiten lassen; indem, nach ihrem Vorgeben, diese Willfährigkeit die Orte am allerkräftigsten überzeugen werde, daß ihr Vater den Frieden aufrichtig verlange. Nurbesagte drey Bothschafter sollten aus ihrem Lande nicht abreisen, ehe man ihnen die daselbst noch vorhandenen gefangenen Franzosen eingehändiget habe.

Antwort des Statthalters.

Der Ritter Callieres gab darauf zur Antwort: 1) Was ihnen der Ritter Bellomont wegen des geschlossenen Friedens zwischen Frankreich und England gemeldet habe, das sey

ganz

1700.

ganz richtig. Es befremde ihn aber, daß die Abgeordneten der Onneyuther und Goyoguinen zu besagtem Ritter abgereiset wären, da doch vielmehr ihre Schuldigkeit es erfordert hätte, nebst ihren Brüdern bey ihm zu erscheinen, und ihrem Versprechen, das sie so wohl ihm, als dem verstorbenen Grafen, gethan hätten, ein Genüge zu leisten.

Zweytens habe er zwar bey allen seinen Bundesgenossen das Seinige gethan, damit sie währender Friedenshandlung keine Feindseligkeit begehen möchten: allein, die Iroquesen hätten sich durch ihr geflissentliches Zaudern und durch einen Einfall in der Miamier Gebieth das Unglück, darüber sie klageten, selbst über den Hals gezogen; gleichwohl sey ihm dieser Vorgang leid, und habe er, um dergleichen Zufällen inskünftige vorzubeugen, Abgeordnete von allen Nationen zu sich entbothen. Wären nun sie selbst aufrichtig zum Frieden geneigt: so sollten sämmtliche Orte innerhalb dreyßig Tagen Abgesandte an ihn schicken; sodann sollten alle Feldkessel umgestoßen, der große Friedensbaum befestiget, die Flüsse gereiniget, die Wege ausgeebnet werden, und ein jedweder könne sodann in aller Sicherheit gehen, wohin es ihm beliebe.

Drittens lasse er sich gefallen, daß der Missionar und die beyden benannten Officiere die gefangenen Franzosen aus ihrem Lande abholen möchten; doch mit dem Bedinge, es sollten dagegen auch iroquesische Gesandten mit einer freyen Vollmacht zu Schließung eines dauerhaften Friedens mit ihnen zurückkommen. Nach Ankunft dieser letztern zu Montreal wolle er alle gefangene Iroquesen frey lassen. Nur müsse voritzt einer von ihnen zum Geisel für die Sicherheit der drey Personen, die er ihnen anvertraue, hier bleiben. Hierzu erbothen sich sogleich vier von den Abgeordneten, sie wurden auch angenommen. Uebrigens lief das Gehör ganz friedlich ab; nur schmähleten einige christliche Iroquesen und Abenaquier, die man mit dazu gebethen hatte, gewaltig über die Orte, und redeten sehr trotzig mit den Abgeordneten.

Wie man die französischen Gesandten empfing.

Bey dem Beurlauben dieser letztern meldete Herr Callieres, er sey ihrer Gesandten bis in den Herbstmonat gewärtig. Die drey französischen Bothschafter reiseten mit ihnen ab, und wurden zu Onnontague mit größern Freudensbezeugungen empfangen, als sie nimmermehr vermuthet hätten. Man kam ihnen bis an den Gannentahasee entgegen, und führete sie gleichsam siegprangend bis in den Hauptflecken dieses Bezirkes. Teganissorens trat ihnen als Worthalter ziemlich weit entgegen, brachte die höflichsten Dinge von der Welt vor, und fand zwar bey den Bothschaftern, so viel ihn selbst betraf, unschwer Glauben; indem er jederzeit gut französisch gesinnet gewesen war, und weder an der Treulosigkeit, noch an den gewaltthätigen Entschließungen seiner Landesleute jemals Antheil nahm. Allein, sie schlossen im geringsten nicht von ihm auf die andern.

Rede des P. Bruyas.

Sie zogen unter etlichmaligem Losfeuern des kleinen Gewehres in den Flecken ein. Hier gab man ihnen einen herrlichen Schmaus. Den 10ten August wurden sie in die Berathschlagungscabanne geführet, und fanden da die sämmtlichen Abgeordneten der obern Orte. Als jedermann saß, so fing der P. Bruyas, den man zum Worthalter gemacht hatte, seine Rede an, und berührete hauptsächlich drey Stücke, die er mit eben so viel Geschenken begleitete. Durch das erste Geschenk ermahnete er die Orte, zu erwägen, daß Onontbio ihr Vater sey, und daß sie nicht nur aus Gehorsame, sondern auch wegen ihres eigenen Nutzens verbunden wären, so wie es Kindern gebühre, ihm Gehorsam und Unterthänigkeit zu bezeugen, sie möchten nun mit dem Statthalter von Neuyork, der nur ihr Bruder sey, in gutem Verständnisse leben, oder in Zwist mit ihm verfallen.

1700.

Durch das zweyte Geschenk bezeugete er sein Beyleid über den Verlust vieler braven Hauptleute, welche die iroquesische Nation eingebüßet habe; er versicherte auch, die Missionarien hegeten, ungeachtet alles Leidens, das einige unter ihnen erdulden müssen, dennoch die alten guten Gesinnungen gegen dieselbigen noch immer. „Es fiel uns, sagete er, „die ihnen angelegte Quaal bey weitem nicht so empfindlich, als die Blindheit ihrer Peini„ger, und die Hartnäckigkeit, damit sie das Licht des Evangelii verwarfen.„

Durch das dritte bezeugete er, der neue Onontio sey aufrichtig zum Frieden geneigt, und wolle ihnen denselbigen gern zugestehen; nur müßten sie ihres Ortes gleiche Aufrichtigkeit gegen ihn gebrauchen. Damit trug er die Friedensvorschläge nach einander vor. Man hörete ihm sehr aufmerksam, und wie es schien, mit Vergnügen zu. Als er fertig war, so fing der Herr von Maricourt an. Er ließ viele Gütigkeit gegen die Iroquesen blicken, und suchete ihnen begreiflich zu machen, wie hart es ihnen gehen werde, wenn sie ihren Vater böse macheten, und den Frieden, den er ihnen auf so billige Bedingungen anböthe, von sich stießen; da hingegen sie von ihm und allen Franzosen alles Gutes zu hoffen hätten, wofern sie nur die Augen öffnen, und ihr wahres Bestes erkennen wollten.

Der Ritter Bellomont will die Handlung stören.

Als die Iroquesen den folgenden Tag über die Antwort auf diesen Vortrag berathschlageten: so kam ein junger Engländer und ein alter Onnontaguer von Orange, und meldeten ihnen in des Ritters Bellomonts Namen, sie möchten den Franzosen ja kein Gehör geben, sondern innerhalb zehn bis zwölf Tagen nach Orange kommen, da er ihnen seine Willensmeynung eröffnen werde. Dieses gebietherische Wesen brachte die Versammlung in den Harnisch; ja vielleicht trug dieses unzeitige Verfahren zu unserer Versöhnung mit dieser Nation das allermeiste bey. „Ich begreife nicht, sagete Teganissorens, war„um mein Bruder uns wehren will, die Stimme unsers Vaters zu hören, und warum „wir das Kriegeslied singen sollen, da man uns Frieden anbiethet?„

Der P. Bruyas machete sich diese Gesinnung trefflich zu Nutze, und stellete der Versammlung vor, der englische General gehe mit ihnen um, als mit Unterthanen; es werde ihnen, wenn sie einmal unter einem so harten und gebietherischen Regimente wären, fürwahr schlecht ergehen. Es müsse aber dieses unfehlbar geschehen, wenn sie die gegenwärtige gute Gelegenheit, sich mit ihrem Vater auszusöhnen, verabsäumeten. Joncaire setzete hinzu, die Engländer setzeten sich nur deswegen gegen die Versöhnung, damit die Orte sich allmählich verzehren, oder doch wenigstens schwächen sollten, und nachgehends das Joch, dessen Schwere sie mit der Zeit wohl empfinden würden, aus Kraftlosigkeit auf den Hals nehmen müßten.

Viele gefangene Franzosen wollen nicht nach Hause.

Nurbesagter Officier reisete an eben dem Tage nach dem Orte Tsonnonthuan ab, wo er seine Cabanne hatte, das ist, an Kindesstatt aufgenommen war; gleichwie Herr Maricourt nebst seinem ganzen Hause zu Onnontague. Man empfing ihn da, als einen Abgesandten, mit großer Ehrenbezeugung, und als ein Landeskind mit großer Freundlichkeit. Man bewilligte ihm auch die Freyheit aller gefangenen Franzosen: allein, die meisten darunter waren des Lebens unter den Wilden schon dermaßen gewohnt, daß sie demselbigen unmöglich absagen konnten. Viele versteckten sich, andere sageten es dem Herrn von Joncaire frey heraus, sie wollten hier bleiben. Eine uneingeschränkte Freyheit, vielleicht auch die Lust zum lüderlichen Leben, machete, daß diese Leute weder an die Härte ihres gegenwärtigen Zustandes, noch an das Vergnügen, das ihr Vaterland ihnen versprach, gedachten.

Unter=

1700.

Unterdessen, da Joncaire mit den Tsonnonthuanern Abrede nahm: so wurde zu Onnontague eine allgemeine Versammlung der ganzen iroquesischen Nation angestellet. Man berief den jungen Engländer, des Ritter Bellomonts Abgesandten, dazu, und Teganissorens führete im Namen aller Orte das Wort. Zuerst wendete er sich zu den französischen Bothschaftern, und versicherte, es sey die ganze Nation gesonnen, die Stimme ihres Vaters zu hören, das ist, nach der Wilden ihrer Redekunst, ihm zu gehorchen. Jedweder Ort werde zu diesem Ende unverzüglich zween Abgeordnete abschicken.

Rede des Teganissorens.

Hierauf wendete er sich zu dem Engländer und sprach: „Ich nehme nichts in geheim vor. Ich will dir sagen, was ich in meinen Gedanken habe. Ich werde nach Quebec gehen, und meines Vaters, welcher den Friedensbaum daselbst pflanzet, seine Stimme hören. Das kannst du meinem Bruder Corlar melden. Hernach will ich auch nach Corlar kommen, und hören, was mein Bruder von mir verlanget.„ Mit Endigung dieser Worte legete er fünf Geschenke auf den Boden für die Bothschafter hin.

Der P. Bruyas nahm sie auf, welches so viel bedeutet, als sie annehmen, und sagete hernach: weil er den Worthalter schon seit langer Zeit kenne, so zweifle er an seiner Redlichkeit im geringsten nicht. Wollten aber diejenigen, welche den Statthalter besuchen sollten, ihre Reise also anstellen, daß die obern Abgeordneten, welche man zu Montreal ungesäumt erwartete, nicht auf sie warten dürften: so wäre keine Zeit zu versäumen.

Unterdessen setzete doch eine gewisse Sache die Bothschafter in große Verlegenheit. Es hatte nämlich der Ritter Bellomont die Einwilligung der Iroquesen dazu erhalten, daß er ihnen statt der Missionarien Prediger schicken dürfe, und der Herr Dellius hatte seine Amtsverrichtungen bey den Agniern bereits angefangen. Doch griff er die Sache, ungeachtet sie ihm jährlich zweyhundert Livres eintrug, auf eine Weise an, die ihm wenig Beschwerlichkeit verursachete; denn er blieb fast beständig zu Orange sitzen, und ließ sich die Kinder zur Taufe dahin bringen. Statt des Dollmetschers bey Unterweisung der Erwachsenen hatte er bey seinen seltenen und kurzen Ausgängen ein iroquesisches Weib, das bey ihm wohnete und ihn begleitete. Er machete aber nur sehr wenig Neubekehrte, schien sich auch um die Vermehrung ihrer Anzahl nicht sonderlich zu bekümmern. Wie lange diese Mission währete, das ist mir unbewußt. Doch finde ich in meinen Nachrichten, der Ritter Bellomont habe den Herrn Dellius nach einigen Jahren aus Orange weggejagt. Gewiß ist es, daß die reformirte Religion ihr Glück unter den Iroquesen nicht machete.

Ein englischer Prediger kömt zu den Agniern.

Unterdessen, da der P. Bruyas bey den Iroquesen keine sonderliche Neigung zur Anhörung des göttlichen Wortes verspührete: so übergieng er, um dem Friedensschlusse, den er betreiben sollte, nicht zur Unzeit eine Hinderniß in den Weg zu legen, den Punct wegen des englischen Predigers, den sie anzunehmen versprochen hatten; absonderlich, weil die Weise, wie Herr Dellius die Iroquesen durch das Band der Religion an die Engländer knüpfen wollte, nothwendiger Weise eine ganz widrige Wirkung thun mußte; gleichwie denn auch in der That geschah. Die Wilden vermerketen zwischen dem Thun und Lassen dieses Predigers und ihrer alten Missionarien einen so großen Unterschied, daß sie die letztern bald wieder zu sich riefen.

Indem nun die Bothschafter zu Onnontague weiter nichts mehr zu thun für sich fanden: so reiseten sie mit den Abgeordneten dieses Ortes und der Goyeguinen nach Montreal ab. Man begleitete sie mit den vorigen Ehrenbezeugungen bis an den Gannentaha. Hier warteten sie eine Zeitlang auf die onneyuthischen Abgeordneten: allein, sie erschienen nicht; son-

Die Bothschafter gehen nach Montreal zurück.

1700.

sondern man schickete an ihrer Stelle ein Geschenk, und ließ das Außenbleiben mit einer Krankheit des vornehmsten Abgeordneten entschuldigen. Nachgehends erfuhr man, es sey dieses nur ein bloßer Vorwand gewesen, weil sie die Gefangenen nicht gern hergaben. Bald darauf kam Joncaire mit sechs Abgeordneten der Tsonnonthuaner und drey Franzosen, die er befreyet, und nach Hause zu gehen beredet hatte. Man hatte in allen fünf Orten nicht mehr als zehen zusammenbringen können: doch versprach Teganissorens, die übrigen gleichfalls aufzutreiben, und nach Montreal zu liefern.

Bellomonts neue Bemühungen, den Frieden zu hindern.

Als die Bothschafter und die Abgeordneten zu Schiffe gehen wollten: so kam ein Tsonnonthuan von Orange an den Gannentaha, und meldete, der neuengländische Statthalter sey sehr unwillig über die Orte, weil sie auf ihrem Vorsatze, Friede mit den Franzosen zu machen, beharreten. Er habe einen Onneyuth wegen angeschuldigter Ermordung eines Engländers in die Eisen schließen, alle zu Orange vorhandene den Iroquesen zuständige Bieberbälge in Beschlag nehmen, und zum Zeichen, daß er sie bekriegen wolle, die rothe Fahne ausstecken lassen. Den Mahinganern habe er den Anfang zu den Feindseligkeiten zu machen befohlen, und drohe er, künftigen Frühling in Person zu erscheinen, und die Orte Gehorsam zu lehren.

Empfang der Abgeordneten.

Die Abgeordnete höreten alles mit Gelassenheit an, und ohne daß sie weiter viel darnach zu fragen schienen, ausgenommen, daß sie es ärgerte. Den 19ten machten sie sich auf den Weg nach Montreal. Bey ihrer Ankunft wurden sie mit Abfeuerung einiger Böller empfangen, welches aber bey unsern Bundesgenossen einige Misgunst verursachete; gleichwie denn einige fragten: ob das die Weise sey, wie die Franzosen ihre Feinde empfingen? Doch man kehrete sich nicht daran, noch weniger überlegete man die Folgen, sondern man bestimmete einen Tag, um die Vorschläge der Abgeordneten anzuhören. Will man die Feinde durch ein solches Verfahren gewinnen, so machet man sie nur desto trotziger, und die alten Freunde hingegen schwürig.

Ihre Rede.

Der Worthalter der Abgeordneten hielt eine kurze und bescheidene Rede. Er strich vor allen Dingen den willigen Gehorsam der Nation heraus. Denn es wären, wie er vorgab, zweyhundert Krieger schon im Begriffe gestanden, wegen der letztern Feindseligkeiten unserer Bundesgenossen Rache auszuüben: man habe sie aber auf das bloße Abwehren, das der P. Bruyas und seine Amtsgenossen, im Namen ihres Vaters gethan, von ihrem Zuge abgehalten. Dagegen hätten sich die Abgeordneten über das Zumuthen und Drohen des neuenglischen Generales sehr geärgert. Da nun die Verachtung besagten Zumuthens und Drohens sie vielleicht in einen Krieg mit den Engländern verwickeln könnte: so hoffeten sie, man werde ihnen zu Cataroccuy nicht nur die Waaren, die sie zu Orange nicht mehr bekommen könnten, sondern auch Gewehr, Pulver und Bley liefern, damit sie dergestalt der Engländer müßig gehen, oder auch im Falle der Noth sich gegen dieselbigen wehren könnten.

Antwort des Ritter Callieres.

An dem zur Antwort bestimmten Tage war die Versammlung weit zahlreicher. Der Ritter Callieres wiederholete vorläufig alles, was er gegen die vorigen Gesandten erwähnet hatte: es schmerze ihn nämlich, daß man im letztern Feldzuge auf beyden Seiten Thätlichkeiten vorgenommen habe; auch gehe ihm der erlittene Verlust der Iroquesen, ungeachtet sie selbst daran Schuld wären, tief zu Herzen: er wolle aber schon überall die Verfügung thun, daß dergleichen künftig nicht mehr geschehen solle.

Sie

Sie ihres Ortes hätten an dem Zurückhalten ihrer Krieger sehr löblich gehandelt. Sie dürften, der französischen Bundesgenossen wegen, nun nicht mehr in Sorgen stehen; denn hier wären die Oberhäupter derselbigen gegenwärtig, und wären sie bloß, um seine Stimme zu hören, erschienen. Es sey ihm lieb, daß sie eine gute Anzahl gefangene Franzosen mitgebracht hätten; er hoffe, sie würden nicht nur die übrigen ihrem Versprechen zu Folge gleichfalls unverweilet einliefern, sondern auch seinen Bundesgenossen, ihre Brüder, die noch in ihrer Gewalt wären, zurück schicken. Hierzu gebe er ihnen Zeit bis auf den August des folgenden Jahres; denn da würden die Abgeordneten aller Nationen zu Montreal erscheinen, man werde die Gefangenen gegeneinander auswechseln, und alle Sachen in eben den Zustand, als sie vor dem Anfange des Krieges waren, versetzen.

1700.

Weil die gegebene Frist ziemlich lang war, so suchte er allen Zufällen, die sich unterdessen etwa ereignen möchten, dadurch vorzubeugen, daß er verlangete, wofern irgend eine Streitigkeit entstehe, oder übelgesinnete Gemüther Anlaß zu Feindseligkeiten gäben, so solle der beleidigte Theil sich nicht selbst rächen, sondern ihm die Sache zur Entscheidung vortragen; da er denn einem jedweden ohne Ansehen der Person Recht sprechen werde. Sollte der Beleidiger die ihm auferlegte Genugthuung nicht geben wollen: so werde er sich zu dem beleidigten Theile schlagen, jenen mit Gewalt dazu anhalten, und für seinen Ungehorsam bestrafen. Er sey nicht Schuld daran, daß der Statthalter von Neuengland nicht eben also verfahre, noch dem Willen beyder Könige gemäß, gemeinschaftliche Sache mit ihm mache. Was sie wegen der Catarocuyschanze von ihm begehreten, das stehe nicht gänzlich in seiner Macht, er wolle aber deswegen an den König schreiben, und unterdessen einen Officier mit einigen Waaren, und einem Schmiede nach besagtem Orte abgehen lassen.

Vorläufiger Vergleich.

Diese Antwort wurde von den Iroquesen höchlich gerühmet. Sie gestunden, etwas so hoch vernünftiges hätten sie in ihrem Leben noch nicht gehöret. Hierauf erhub sich Ratte, der Abgeordnete und Hauptmann der Thionnontatez-Huronen, und sprach: „Ich bin „meinem Vater allezeit gehorsam gewesen, darum werfe ich meine Streitaxt vor seine Füße „hin, glaube auch, es werden alle Leute aus den obern Gegenden ein gleiches thun. Folget „meinem Beyspiele, ihr Iroquesen!„ Fast eben also redete auch der Abgeordnete der vier utauaischen Völkerschaften. Der Abenaquier ihrer sagte: er habe sonst keine Streitaxt, als seines Vaters seine. Weil nun sein Vater die seinige vergraben habe, so habe er auch keine mehr! Eben also erkläreten sich auch die christlichen Iroquesen. Gleichwohl setzete es einigen Wortwechsel zwischen den letztern beyden Nationen, und den Abgeordneten der Iroquesen, es schlichtete aber der General die Sache bald, und es wurde endlich ein vorläufiger Vergleich unterzeichnet.

Erstlich unterschrieb der Ritter Callieres, sodann der Intendant, ferner der Befehlshaber zu Montreal, der Oberste über die Soldaten, die anwesenden Geistlichen und Ordenssuperioren. Die Wilden unterschrieben nach ihrer Art. Denn es machte ein jedweder das Zeichen seiner Nation unten auf das Papier. Die Onnontaguer und Tsonnonthuaner maleten eine Spinne, die Goyoguinen eine Tabackspfeife, die Onneyuther ein Gabelstück mit einem Steine in der Mitte, die Agnier einen Bären, die Huronen einen Bieber, die Abenaquier ein Reh, die Utauais einen Hasen. Zwar befand sich von Seiten der Agnier und Onneyuthen niemand anwesend, vermuthlich aber hatten sie jemanden zum Unterschreiben bevollmächtiget. Uebrigens werden wir bald sehen, daß diese Wahrzeichen nicht im-

1700.

mer eben dieselbigen bleiben. Die Zeit der Unterschrift war der 8te des Herbstmonates 1700.

Herr Callieres Bemühung.

Nachdem diese Sache zu beyderseitigem Vergnügen geendiget war: so schickete der General den Herrn Courtemanche und den P. Anjelran an die nord- und westlichen Völker, welche niemanden abgeschicket hatten, damit sie dem Frieden beytreten, und ihre Hauptleute zu der allgemeinen Versammlung, welche auf den künftigen August angesetzet war, absenden möchten. Seinen Abgeordneten befahl er insonderheit, allen Fleiß zur Stiftung eines Friedens zwischen den Siuxen und Miamiern anzuwenden. Dieses aber war keine leichte Sache, indem die Siuxen im verwichenen Frühlinge ein ganzes Dorf der Miamier mit einemmale vertilget hatten.

Nachgehends berichtete er dem Herrn Pontchartrain, wie weit er es gebracht habe, und äußerte dabey, daß man seines Erachtens die gegenwärtige gute Gesinnung der Orte dazu anwenden müsse, daß die Gränzscheidung zwischen uns und den Engländern vortheilhaft ausfallen möge. Könnte man es in besagtem Gränzvergleiche ja so weit nicht bringen, daß man das Eigenthum des iroquesischen Landes behauptete: so müßte man es doch wenigstens für unparteylich erklären lassen, und sich ausbedingen, daß weder die Engländer noch die Franzosen befugt seyn sollten, Wohnplätze darinnen anzulegen. Uebrigens solle man seines Erachtens besagtem Volke in geistlichen Dingen die freye Wahl lassen, ob es lieber katholische oder reformirte Missionarien haben wolle, indem man kecklich glauben dürfe, daß sie die ersten den letztern allemal vorziehen würden.

Bellomont will den Iroquesen Missionarien geben.

Eben dieses wußte der Ritter Bellomont selbst sehr wohl, ungeachtet er sich stellete, als ob er das Gegentheil glaube: allein, er dachte mit der Gewalt durchzudringen. Doch machte er den Anfang damit, daß er die Orte durch Geschenke zu gewinnen suchte, und ihnen nachgehends sagen ließ, er wolle ihnen Prediger schicken, lasse sich nun ein Jesuit in ihren Dörfern blicken, so werde er ihn aufhängen lassen. Dieses Verfahren verdroß die Iroquesen. Als aber der Ritter Bellomont ihnen über dieses noch melden ließ, er wolle in den Bezirken der Agnier, Onneyuther und Onnontaguer, absonderlich aber an der Mündung des Chuguenflusses Schanzen anlegen: so geriethen sie in einen solchen Zorn, daß er dieses zu wagen sich nicht unterstund.

Fischerey zu Montlouis.

Der geschlossene Frieden schien dem Herrn Riverin sehr bequem, die Anrichtung seiner beständigen Fischerey zu Montlouis in völligen Stand zu bringen. Weil er nun die Unkosten aus eigenen Mitteln nicht zu tragen vermochte, seine vorige Gesellschaft aber vermuthlich von ihm abgesetzet hatte: so trat er, wiewohl zu seinem Unglücke, mit zween Parisern in Gesellschaft. Hierauf gieng er nach Quebec, brachte einige Haushaltungen zusammen, und führete sie im Brachmonate des gegenwärtigen Jahres in eigener Person nach Montlouis, machte auch unterdessen einen Anfang mit Fischen, bis das Schiff mit den Fischern und dem Mehle ankäme, das ihm seine Gesellschafter zu schicken versprochen hatten.

Dieses nun kam zwar endlich, aber als die Zeit zum Fischfange schon sechs Wochen lang vorbey war. Doch das war sein größtes Unglück noch nicht. Seine Gesellschafter ließen sich durch falsche Nachrichten dahin verleiten, daß sie ihre Meynung änderten, und Pelzwerk eintauschen wollten. Da nun ihre Factore bald sahen, es sey bey weitem nicht so viel dabey zu gewinnen, als man ihnen weis gemachet hatte: so ließen sie den neuen Einwohnern zu Montlouis melden: sie könnten ihnen nun nicht weiter helfen. Ja was noch mehr, sie nahmen den Leuten alles, was ihnen anständig war, aus ihren Wohnungen weg,

darum,

darum, weil sie nach ihrem Vorgeben das Geld zum Anschaffen hergeschossen hätten. Dergestalt gieng die ganze Hoffnung des Herrn Riverins zu Grunde.

1700.

Zustand Acadiens.

Seit dem Frieden verlangeten uns die Engländer in dem Besitze Acadiens weiter nicht zu stören. Allein, es war das Land in keinem nicht viel bessern Zustande, als Montlouis. Kein Mensch verlangete die Einwohner Neuenglandes an dem Fischfange, damit sie unsägliches Geld gewannen, zu verhindern, und der Ritter Villebon saß ganz stille in seiner Naxoatschanze, weil man ihn etwas besseres vorzunehmen, nicht in den Stand setzete. Ja, es war die Schanze selbst, zu Vertheidigung der wenigen französischen Wohnungen am Johannesflusse so viel als gar nichts nütze, noch weniger konnte sie denen in Acadia befindlichen den geringsten Beystand leisten. Gleichwohl hatte uns die Erfahrung schon zum öftern gelehret, es wären die Friedensschlüsse nicht allemal das sicherste Mittel, unsere Pflanzlande gegen die Angriffe unserer Nachbarn zu vertheidigen.

Der Anbau zu Naxoat wird nach Königshafen versetzet.

Endlich als man dem Hofe die Nothwendigkeit, sich in dieser Landschaft fester zu setzen, vorstellete: so schickete Seine Majestät den Herrn Fontenü dahin. Dieser erachtete, nach eingezogener genauer Kundschaft vom Lande, für gut, man solle Naxoat verlassen. Seine Gründe waren: es erlaubeten die öftern Ueberschwemmungen des Johannesflusses nicht, dauerhaftige Wohnplätze da anzulegen. Nebstdem falle den Schiffen das Einlaufen wegen der abwechselnden Winde und reißenden Ströme höchst schwer; es sey auch der Hafen an sich selbst so enge, daß nicht einmal drey Schiffe, ohne einander beschwerlich zu fallen, darinnen vor Anker liegen könnten. Man beschloß also, diesen Anbau nach Königshafen zu versetzen. Unterdessen war der neue Wohnplatz in keinem Stücke besser, als der alte, ausgenommen daß er eine bequemere Lage hatte; ja es wäre auch diese zu Heve oder Camceaux noch viel vortheilhaftiger gewesen. Wie man aber den Ort in Stand setzen wollte, sich auf den Fall eines Angriffes gegen die Engländer zu wehren, daran dachte niemand.



Der

Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Achtzehntes Buch.

1698-1700.

Keine unter allen französischen Landschaften beschäfftigte den Minister damals so sehr, als Louisiana. Denn diesen Namen gab Herr de la Sale bereits erwähntermaßen, seinen neuentdeckten Ländern am Micissipi. Als sein Versuch, die Mündung dieses Flusses auf der See zu entdecken, unglücklich abgelaufen war: so blieb die ganze Sache eine ziemliche Zeit auf sich selbst ersitzen. Endlich lenkete Herr d'Iberville im Jahre 1697, nach seiner Rückkunft aus der Hudsonsbay, die Gedanken des Ministers auf diese Angelegenheit, und bewog den Herrn von Pontchartrain zu dem Entschlusse, an der Mündung des besagten Stromes, welche d'Iberville auszufinden versprach, eine Schanze zu errichten.

Man will die Mündung des Micissipi entdecken.

Nach diesem gefasseten Entschlusse ließ der Minister zu Rochefort zwo Fregatten, nämlich den Franz, und die Renommee, ausrüsten, und untergab sie zween Hauptleuten königlicher Kriegesschiffe, nämlich dem Marquis von Chateaumorand und dem Herrn von Iberville. Diese giengen den 17ten des Weinmonates des folgenden Jahres damit unter Segel. Den 11ten des Christmonates legeten sie bey dem Franzvorgebirge an der Insel Domingo vor Anker, und begaben sich von da nach Leogane, um mit dem Befehlshaber von St. Domingo, dem Herrn du Casse, Abrede zu nehmen. Es hatte derselbige nicht nur schon viel rühmliches von dem Herrn d'Iberville gehöret, sondern er schrieb auch, nachdem er wegen seiner Unternehmung mit ihm gesprochen hatte, an den Minister. Es schienen die Absichten und die Gemüthsgaben desselbigen seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kriege völlig gemäß zu seyn.

Den letzten Tag im Jahre giengen beyde Hauptleute wieder unter Segel, und erblicketen den 27sten des Jänners 1699 das feste Land von Florida. Sie näherten sich demselbigen, so

a) Es ist eben der in der Geschichte von St. Domingo so beschriehene Flibustier, welcher sich den americanischen Spaniern unter dem Namen Lorencillo, so fürchterlich machte.

so viel es an einer ihnen unbekannten Küste ohne Gefahr thunlich fiel, und schicketen den Herrn Lescalette ans Land, nicht nur um Holz und Wasser einzunehmen, sondern auch um Kundschaft einzuholen. Nach seiner Zurückkunft an Bord, berichtete er: sie wären an einer Bay, Namens **Pensacola**, und es hätten sich seit kurzer Zeit dreyhundert Spanier aus Veracruz daselbst niedergelassen. Nachgehends erfuhr man, es sey die eigentliche Absicht dieses Anbaues keine andere gewesen, als den Franzosen vorzukommen.

Lescalette lief in den Hafen, und ersuchte den Befehlshaber um Erlaubniß, Holz und Wasser zu holen, worauf dieser nach vorgängiger Erkundigung, wer ihn abschickete, seinen Obern die Antwort selbst melden zu lassen versprach. Er schickete auch wirklich seinen Major mit einem Schreiben an beyde Hauptleute ab, dessen Inhalt war: es könnten beyde Kriegesschiffe Seiner Allerchristlichsten Majestät zwar ungehindert Holz und Wasser einnehmen; ja, auch gegen widrige Winde sich bergen, wo es ihnen beliebe, nur dürfe er wegen eines gemessenen Befehles kein einziges fremdes Fahrzeug in den Hafen lassen. Sey es aber durch irgend einen Sturm genöthiget, in die Bay einzulaufen: so pflege er es durch seinen Lootsen führen zu lassen.

Herr Chateaumorand schrieb durch eben diesen Major zurück: es gehe die See dermaßen hohl, daß er sich keinen andern Ort, da die königlichen Schiffe in Sicherheit seyn könnten, zu erreichen getraue; er sehe sich also genöthiget, sein Anerbiethen anzunehmen. Gleich den folgenden Tag schickete er den Fregattenlieutenant, Herrn **Lorenz von Graff** *a*), ab, den er am Franzvorgebirge an Bord genommen hatte, um die Mündung des Hafens mit dem Bleywurfe zu erforschen. Herr d'Iberville begab sich nebst dem Ritter de **Surgeres** ebenfalls in einer Schaluppe dahin, und fand das Wasser, wo es am seichtesten war, ein bis zwey und zwanzig Fuß tief. Unterdessen aber hatte sich der Befehlshaber aus Beysorge, es möchte ihm eine Verantwortung am spanischen Hofe daraus zuwachsen, eines andern besonnen, und beyde Schiffe mußten sich nach einem andern Hafen umsehen.

Den 31sten legete d'Iberville, welcher um die Küste zu erforschen vorauslief, im Südsüdosten der Ostspitze des Maubile vor Anker. Besagter Fluß ist sehr groß, läuft mit dem Micißipi gleich, und ist wegen des blutigen Sieges, welchen Don **Ferdinand de Soto** an seinen Ufern gegen die Wilden davon trug, bekannt *b*). Den 2ten des Heumonates trat er in einer nah daran liegenden Insel von vier Meilen im Umkreise, ans Land. Damals hatte sie einen bequemen Hafen, und man fand an der Mündung desselbigen, das ganze Jahr über, fünf Faden Wasser: sie wurde aber vor einigen Jahren durch einen heftigen Sturm mit Sande ausgefüllet. Herr d'Iberville nennete sie **Isle Massacre**, darum, weil er an ihrer südwestlichen Spitze die Köpfe und Gebeine von etwa sechzig Personen, die man da erwürget haben mußte, fand. Auch wurde er allerley noch unverdorbenes Hausgeräthe gewahr.

d'Iberville läuft in den Micissipi.

Von der Würginsel, welche nachgehends die **Dauphinsinsel** benennet wurde, gieng er auf das feste Land, und entdeckte den Fluß **Pascagulas**, dabey er viele Wilde antraf. Von hier machete er sich nebst dem Schiffsfähndriche Herrn de **Sauvole**, seinem Bruder, den Gardemarine de **Bienville**, einem Barfüßer, und acht und vierzig Mann, nebst Vorrath für zwanzig Tage, auf zwey sogenannten biscayschen Fahrzeugen auf den Weg, den Micis-

b) Garcilasso de la Vega nennet in seiner Geschichte von Eroberung Florida diesen Fluß Mauvilla.

1699. 1700. Micissipi aufzusuchen, von welchem Strome die Wilden unter dem Namen **Malbuchia**, und die Spanier des **Pallisadenstromes** c), gegen ihn gedacht hatten. Endlich lief er den 2ten März Montages nach Quinquagesimä in denselbigen ein, und befand, daß ihn die Spanier so unrecht nicht benennet hatten, indem seine Mündung von den vielen Bäumen, welche der Strom beständig herbeyführete, gleichsam stachelich aussah.

Schiffet den Fluß aufwärts.

Nachdem er diese so lange gesuchte Mündung wohl besichtiget hatte: so gab er dem Herrn de Chateaumorand von seiner Entdeckung in eigener Person Nachricht. Denn dieser war ihm sachte nachgefolget, und gieng hernach, weil er ihn nur bis hieher begleiten sollte, den 20sten April mit seinem Schiffe, dem Franzen, nach St. Domingo unter Segel. So bald er die Anker gelichtet hatte, lief d'Iberville in dem Vorsatze, den Strom aufwärts zu befahren, abermals in denselbigen ein. Er war aber noch nicht weit gekommen, als er schon genugsam merkete, es sey wenig zuverläßiges an der Reisebeschreibung, die unter des Ritters **Tonti** Namen herauskam, und noch viel weniger an allen Reisebeschreibungen des P. **Hennepins**, als die er bereits, so viel Canada und die Hudsonsbay betrifft, für unrichtig befunden hatte. Er berichtete dieses dem Minister in einem Schreiben, das in dem Archive des Seewesens liegt, und aus selbigem mir mitgetheilet wurde.

Tempel der Bayagulas.

Bey seiner Ankunft in dem Dorfe Bayagulas, dessen Lage ich anderswo gemeldet habe, führete ihn der Hauptmann dieser Wilden in einen Tempel, dessen Beschreibung dem geneigten Leser vermuthlich nicht unangenehm fallen wird. Das Dach war mit allerley Thieren bemalet. Absonderlich fiel ein rothgemalter Hahn in die Augen. Vor der Thüre war ein Vordach, acht Schuh breit, und eilf lang, und ruhete vermittelst eines Querbalken auf zween starken Trägern. An beyden Seiten der Thüre sah man gleichfalls allerley Thiere, zum Beyspiele, Bären, Wölfe, nebst mancherley Vögeln. Das vörderste unter ihnen allen war ein Chuchuacha, das ist ein Thier mit einem Kopfe von der Größe eines Spanferkens, grau und weißen Haaren wie ein Dachs, einem Rattenschwanze und Affenpfoten. Das Weibchen hat unter dem Bauche einen Beutel, darinnen es seine Jungen hervorbringt und ernähret.

Der wilde Hauptmann und Anführer des d'Iberville ließ hierauf die Thüre öffnen, welche nur drey Schuhe hoch und zween breit war, kroch auch zuerst in den Tempel hinein. Es war derselbige übrigens eben eine solche Cabanne wie alle übrige im Dorfe; er hatte nämlich die Gestalt einer flachen Kuppel, und eine Weite von dreyßig Schuhen im Durchschnitte. In der Mitte brannten zwey aneinander gelegte dürre und wurmstichige Holzstücke, und machten einen gewaltigen Rauch. An der Wand stund ein Gerüst oder eine Bühne, darauf eine Menge zusammen gewickelte Häute von Pferden, Bären und Ochsen, welche man dem Chuchuacha geopfert hatte, lagen. Denn dieses Thier war der Bayagulas Abgott, und stund deswegen an vielen Orten des Tempels mit rother und schwarzer Farbe abgemalet.

Es gab in eben diesem Dorfe noch einen andern Tempel. Weil aber Herr d'Iberville in seinem Schreiben nichts davon meldet: so kam er vermuthlich nicht hinein. Das Dorf bestund aus siebenhundert Cabannen. Jedwede wurde nur von einer einzigen Haushaltung

c) Garcilasso de la Vega nennet ihn Cuyagua.

d) Die Quinipissas des Ritters Tonti sind eben die Bayagulas und Mongulatchas.

tung bewohnet, und empfing das Licht nur durch die Thüre und durch eine zween Schuhe weite Oeffnung oben in der Kuppel.

1699-1760.

Von hier schiffete d'Iberville bis zu den Umas, die ihn mit großer Freundlichkeit empfingen. Unterdessen hatte er doch noch einigen Zweifel, ob auch der gegenwärtige Fluß der Micissipi sey; denn wiewohl er aus einigen bey den Bayagulas wahrgenommenen Merkmaalen geschlossen hatte, es müsse der Ritter Tonti durchgereiset seyn: so fand er doch manche andere Dinge nicht, ungeachtet die Reisebeschreibung des besagten Ritters ihrer Erwähnung that. Doch, von diesem Zweifel befreyete ihn ein Brief, den ein wilder Hauptmann dem Herrn Bienville zustellete. Er war von dem Ritter Tonti, und hatte die Ueberschrift: An Herrn de la Sale, Befehlshaber über Louisiana. Der Anfang lautete folgendermaßen:

Herr d'Iberville bekömmt einen Brief.

Im Dorfe Quinipissas *d*) den 20sten April 1685. „Mein Herr, weil die Pfähle „mit des Königes Wapen, die sie aufgerichtet hatten, bey meiner Ankunft von dem Holze, „das die Fluth herbeyführet, niedergerissen waren: so habe ich dießseits, etwa sieben Mei„len weit vom Meere, einen andern Pfahl aufrichten lassen, auch in einen dabey stehen„den Baum einen Brief geleget. - - - Alle Völker sangen mir das Calumet. Die „Leute fürchteten sich sehr vor uns, seit dem Sie dieses Dorf überwunden haben. Ich en„dige diesen Brief mit Bezeugung meiner großen Betrübniß, daß wir, ohne Sie zu fin„den, wieder umkehren müssen, ungeachtet wir Canote ausgeschickt, und die Küste an „der mexicanischen Seite bis auf dreyßig, an der floridischen bis auf fünf und zwanzig „Meilen weit befahren lassen.„ u. s. w.

Als d'Iberville vermittelst dieses Briefes seiner Sache gewiß war: so gieng er nach der Biloxibay, welche zwischen dem Micissipi und Maubile liegt, zurück, bauete daselbst, drey Meilen weit von Pascagulas, eine Schanze, und machete den Herrn de Sauvole zum Befehlshaber derselbigen. Bienville wurde sein Lieutenant. Er selbst gieng nach Frankreich zurück. Hier blieb er nicht lange, sondern war den 8ten Jänner 1700 schon wieder zu Bilexi. Hier erfuhr er bey seiner Ankunft, es sey gegen das Ende des Herbstmonates eine englische Corvette von zwölf Stücken in den Micissipi eingelaufen. Herr Bienville habe, als er die Mündungen des Stromes mit dem Bleywurfe erforschen wollen, nurbesagtes Schiff fünf und zwanzig Meilen *e*) weit in der See angetroffen, und dem Schiffer angekündiget, wenn er nicht seines Weges führe, so sey er im Stande, ihn dazu anzuhalten. Diese Drohung habe zwar ihre Wirkung gethan: der Engländer aber habe beym Abschiede gesagt, sie würden bald mit größerer Macht wiederkommen; sie hätten dieses Land schon vor funfzig Jahren entdecket, und mehr Recht dazu, als die Franzosen.

Engländer am Micissipi.

D'Iberville erfuhr noch weiter, es wären noch andere Engländer aus Carolina zu den Chicachas gekommen, und erhandelten daselbst so wohl Pelzwerk, als Leibeigene. Ja, man erfuhr nachgehends, sie hätten diese Wilden angereizet, einen Geistlichen todtzuschlagen, der auch bey den Tonicas wirklich ermordet wurde. Diese Nachricht veranlassete den d'Iberville, daß er nicht nur die vor mehr, als zwanzig Jahren, vom Herrn de la Sale vorgenommene Besitznehmung des Stromes wiederholete; sondern auch an seiner Mün-

Abermalige Besitznehmung des Flusses.

e) Der Strom machet an diesem Orte einen großen Umschweif, den man nachgehends den englischen Umschweif nannte, (le Detour aux Anglois).

1700. Mündung eine kleine mit vier Stücken besetzete Schanze errichtete, und seinem Bruder Bienville zu bewachen anvertrauete.

Nurbesagte Schanze lag unweit der Mündung, an der Ostseite, stund aber nicht lange. Indem man daran arbeitete, erschien der Ritter Tonti mit etwa zwanzig unter den Illinesen angesessenen Franzosen. Als Herr d'Iberville der Reisebeschreibung, davor sein Name steht, gegen ihn erwähnete: so versicherte der Ritter, sie sey nichts weniger, als seine Arbeit; sondern es habe sie ein pariser Landstreicher gemacht, und, um dem Buche Liebhaber zu verschaffen und Geld daraus zu lösen, seinen Namen auf den Titel gesetzt.

Was die Engländer ins Land lockete?

Allein, der Pater Hennepin konnte dieses von seiner dritten Reisebeschreibung nicht sagen, weil man sicher wußte, daß er sie selbst herausgegeben hatte. Gleichwohl konnte man schwerlich daran zweifeln, daß nicht seine Nachrichten die Engländer angereizet hätten, den Micissipi aufzusuchen. Herr Callieres schrieb den 2ten May 1699 an Herrn Pontchartrain: „Ich habe erfahren, man rüste Schiffe aus, und wolle, auf des Barfüßers, Pater **Ludwig Hennepins**, Bericht von Louisiana, dieses Land bevölkern. „Denn er hat ein Buch davon verfertiget, und es dem Könige Wilhelm zugeschrieben.„

Ansprüche und Versuche der Engländer.

In einem zweyten einen Monat später geschriebenen Briefe meldet er dem Minister: weil man in England, sichern Nachrichten zu Folge, nicht wisse, was man mit allen französischen Flüchtlingen anfangen solle: so habe man verwichenen Herbst drey Schiffe voll von diesen Leuten abgeschicket, um den Micissipi in Besitz zu nehmen; auch wären zwanzig Engländer, unter dem Vorwande, daß ihnen die ganze südliche Gegend zugehörete, zu den Illinesen abgegangen. Es giengen im Weinmonate 1698 in der That drey Schiffe von London nach Louisiana unter Segel, legeten aber in Carolina vor Anker: aber nur zwey davon, eines von vier und zwanzig Stücken, das andere von zwölfen, setzeten ihren Weg sodann weiter fort.

Sie sucheten den Micissipi zu hinterst im mexicanischen Seebusen, weil ihn ihre Karten dahin setzeten. Als er aber hier nicht zu finden war: so giengen sie nach Osten zurück, und behielten dabey die Küste so lange beständig im Gesichte, bis sie das Gesuchte endlich fanden. Das kleineste von besagten Fahrzeugen lief in den Fluß ein, und war eben dasjenige, welches Herr Bienville herausschaffete; das andere lief wieder gegen Westen, und kam bis an die spanische Landschaft **Panuco**. Dergestalt hatte die französische Pflanzstadt gleich bey ihrem Aufkeimen zween gefährliche Nachbarn, die ihre Aufnahme zu hindern sucheten. Denn erstlich wollten die Spanier, weil sie den mexicanischen Seebusen seit langer Zeit für ihr Eigenthum ansahen, im Besitze desselbigen ungestöhret verbleiben; zweytens durfte man den Engländern wegen der nahen Nachbarschaft, ihrer Neigung zu Unternehmungen, und ihrer weitläuftigen Ansprüche, wenig Gutes zutrauen.

Der König von England wollte die Gegend am Micissipi nicht nur deswegen mit französischen Flüchtlingen aus Carolina bevölkern, weil besagte Landschaft derselbigen, ihrer geleisteten Dienste ungeachtet, gern los gewesen wäre; sondern auch, weil er sein Recht über diesen großen Strom, der ihm eine freye Fahrt auf dem mexicanischen Seebusen verschaffete, zu behaupten suchete. Aber eben dieses hätte die Spanier billig bewegen sollen, unserm Niederlassen an besagtem Flusse durch die Finger zu sehen; denn sie hatten von uns bey weitem nicht so viel Nachtheil zu besorgen, als von der Nachbarschaft und

großen

großen Macht der Engländer, gegen welche wir ihnen heutiges Tages statt einer Schutzmauer dienen.

1700.

Auf der andern Seite war bey den französischen Flüchtlingen, vermuthlich wegen schlechter Begegnung der Engländer, die Liebe zum Vaterlande rege geworden: sie hätten also ihrem rechtmäßigen Könige den Besitz dieses Landes sehr gern behaupten helfen; gleichwie denn einer von ihnen, der sich am Borde des vorhin erwähnten Fahrzeuges befand, dem Herrn von Bienville deutlich genug zu verstehen gab. Denn er sagete: sie wünscheten alle mit einander, Seine allerchristlichste Majestät möchte ihnen erlauben, sich unter Dero Schutze in Louisiana niederzulassen, sie wären bereit, sich als getreue Unterthanen aufzuführen; nur verlangeten sie ihre Gewissensfreyheit. Gestehe man ihnen diese zu, so würden sie bald in großer Anzahl dahin ziehen, und hoffeten, das Land innerhalb wenigen Jahren in einen blühenden Zustand zu setzen.

Die Flüchtlinge wollen sich da niederlassen.

Allein, Ludwig der XIV trug an diesem Vorschlage keinen Gefallen; denn er war einmal fest entschlossen, weder im Königreiche, noch in einem dazu gehörigen Pflanzlande, eine andere Religion, als die seinige, zu dulden. Nach seinem Tode wiederholeten eben diese Flüchtlinge ihr voriges Anerbiethen gegen den Regenten des Königreiches, den Herzog von Orleans: er verwarf es aber aus eben der Ursache, als sein Oheim, der verstorbene König; gleichwie ich denn dieses eben damals von dem Marschalle d'Etrees, welcher ihre Bitte im Staatsrathe nach allem Vermögen unterstützet hatte, erfuhr.

Ihr Antrag wird verworfen.

Die Spanier setzeten sich gegen eine Bevölkerung, die ihnen verdächtig fiel, zwar nicht so öffentlich, wie die Engländer: allein, sie sucheten den guten Fortgang der Sache auf eine weit listigere Art zu hindern. Sie haben uns auch in der That durch die Reizung eines geringen und magern Handels bis auf den heutigen Tag so eingeschränket, daß wir uns immer nur zwischen dem Strome, dessen Bevölkerung man verabsäumete, und Pensacole, das auf einer sandigen Küste *f)* liegt, sodann auf einer eben so schlechten Insel *g)*, und an einem Flusse *h)*, dessen Bemächtigung zwar wohl nützlich, gleichwohl aber keine gewaltige Sache war, aufhalten. Denn es ist nicht zu läugnen, d'Iberville habe entweder seine Anstalten nicht zum besten gemachet, oder weil er nachgehends zu andern Unternehmungen gebrauchet wurde, die Zeit nicht gehabt, seine Absichten auszuführen.

Verfahren der Spanier.

Gewiß ist es, daß er, als seine Schanze am Micissipi fertig war, den Strom bis zu den Natchez aufwärts fuhr, und im Sinne hatte, eine Stadt mit dem Namen Rosalia daselbst anzulegen; und daß er sodann in die Biloxibay zurückkehrete, und dieselbige zum Hauptquartiere seiner neuen Pflanzlande machete. Die Spanier setzeten sich im geringsten nicht dagegen, und vermuthlich hatten beyde Befehlshaber einerley Endzweck dabey, nur mit dem Unterschiede, daß der Spanier die Franzosen mit der Handlung aufhielt, und dadurch seinem Könige einen wirklichen Dienst leistete; da hingegen der andere gedachte, er dürfe doch wohl so lange, bis man ihn in den Stand setze, seines Königes Nutzen besser zu befördern, seinen eigenen nicht verabsäumen.

Dem sey, wie ihm wolle: so sagete doch der Befehlshaber zu Pensacole zu dem Ritter Surgeres, als dieser um Erlaubniß, in seinen Hafen einzulaufen, ansuchete, er habe zwar wohl Befehl, das Anbauen der Engländer, und aller Handelsgesellschaften überhaupt, am Micissipistrome zu verhindern, nicht aber die Kriegesschiffe des Königes von

f) Die Küste Biloxi. *g)* Die Dauphinsinsel. *h)* Der Maubile.

1700. von Frankreich aus dem Hafen auszuschließen, verlangete auch des Surgeres Bestallung zu sehen, damit er gewiß wissen könne, ob er in Seiner allerchristlichsten Majestät Diensten sey, oder nicht. Dieses veranlassete den Herrn d' Iberville, an den Minister zu schreiben: es halte jedermann, der die americanischen Angelegenheiten von Grunde aus kenne, dafür, man werde sich in Louisiana nimmermehr fest setzen, wofern man nicht allen Kaufleuten im Königreiche vergönne, frey dahin zu handeln.

Worinnen der Handel nach Louisiana bestund.

Man verlangete hauptsächlich zweyerley aus dem Lande zu holen: erstlich die Wolle der dasigen Ochsen, zweytens Perlen. So wohl eins, als das andere, war in dem Verhaltungsbefehle des Herrn d' Iberville ausdrücklich benennet. „Ein Hauptgrund, hieß „es darinnen, warum man dem Könige die Entdeckung des Micissipistromes als etwas „nützliches vorstellete, war die Wolle der dasigen Ochsen. Zu diesem Ende muß man „diese Thiere zahm machen, in verzäunete Plätze einsperren, und Kälber nach Frankreich „bringen. Ungeachtet die Perlen, die man Seiner Majestät vorzeigete, weder ein schö„nes Wasser, noch eine hübsche Gestalt haben: so muß man sie doch mit allem Fleiße auf„suchen; denn vielleicht findet man bessere, und ist Seiner Majestät Verlangen, es solle „Herr d' Iberville so viele, als es möglich fällt, mitbringen; die Orte, da man sie fischen „kann, in seine Gewalt bringen, und das Fischen in seiner Gegenwart vornehmen lassen.„

Man merkete bald, es verlohne sich mit diesem Perlfange der Mühe nicht. Aber das ist schwer zu begreifen, warum man den ersten Punct, so wohl was die Wolle, als was das Leder betrifft, bis auf den heutigen Tag verabsäume, und warum man dergleichen Vieh nicht in Frankreich ziehe? Herr d' Iberville hat dießfalls keine Schuld; denn er machete vor seiner Rückreise nach Frankreich die beste Anstalt deswegen, nur wurde sie nicht vollzogen.

Bekehrung der Wilden.

Auch hatte der König vortreffliche Anstalt zu Bekehrung der wilden Völker, welche am Strome wohneten, und damals weit zahlreicher, als heutiges Tages, waren, gemachet. Herr d' Iberville brachte zween Jesuiten dahin, nämlich den P. Donge und du Ru; es kam auch der P. de Limoges aus Canada dahin: allein, der Bischof zu Quebec, dessen Kirchensprengel vorhin schon der weitläuftigste in der ganzen Christenheit war, und nun noch durch ein Land, das ganz Frankreich an Weitschaft übertraf, vergrößert wurde, schrieb ihnen allerley Bedingungen vor, die ihnen nicht anständig waren. Nebstdem hatte er den Herrn de Montigny und noch zween Geistliche aus dem quebekischen Seminario der ausländischen Missionen mit gänzlicher Vollmacht in geistlichen Sachen dahin geschickt. Da es nun den Jesuiten so vorkam, als ob diese Herren nicht Willens wären, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen: so wurden sie von ihren Obern wieder abgerufen.

Gemüthsart der Wilden.

Hingegen hatten andere Missionarien von diesem Orden schon seit einigen Jahren eine ziemlich blühende Kirche unter den Illinesen angerichtet; indem besagtes Volk damals noch nicht, wie itzt, zu Louisiana gerechnet wurde. Sie haben auch seitdem ihre Unterweisungen daselbst fortgesetzet. Die christliche Religion brachte bey diesem Volke diejenige Herzens- und Sinnesänderung zuwege, welche nur sie allein zu wirken im Stande ist. Denn vorher hatten beynahe keine Wilden in ganz Canada weniger Gutes und mehr schlimme Eigenschaften an sich, als eben die Illinesen. Zwar stille und willige Leute waren sie allemal; dagegen aber boshaftig, treulos, leichtsinnig, betrügerisch, diebisch, ohne Redlichkeit und Ehre, eigennützig, sie liebeten nichts, als die Fresserey und die allerungeheureste Unzucht, davon die Wilden in Canada beynahe gar nichts wußten; daher wurden

wurden sie von ihnen auch sehr verächtlich gehalten. Dem ungeachtet waren sie ungemein stolz, und bildeten sich trefflich viel ein.

1700.

Dergleichen Bundesgenossen gereicheten nun freylich den Franzosen weder zur großen Ehre, noch zu sonderlichem Vortheile. Gleichwohl haben wir nie getreuere gehabt, nur mit Ausnahme der einzigen Abenaquier, als welche sich niemals zu unserm Nachtheile mit ihren Feinden vertrugen. Doch ist es auch wahr, daß sie zu aller Zeit wohl erkannten, sie könnten sich ohne unsere Hülfe gegen andere auf ihre Vertilgung erbitterte Völker unmöglich schützen, am allerwenigsten gegen die Irokesen und Utagamier, die ihnen durch langes Bezwacken den Krieg endlich einigermaßen beybrachten, und darunter die erstern von allen ihren Zügen gegen sie statt der Beute weiter nichts, als die Laster dieses heillosen Volkes, mit nach Hause nahmen.

Das kräftigste Band, das die Illinesen mit uns verknüpfte, war das Christenthum, als welches sie aufrichtig annahmen. Hierzu kam noch die Standhaftigkeit des Ritters Tonti und die kluge Aufführung der Herren **de la Foret** und **Delietto**, darunter der letztere ein Anverwandter des Ritters Tonti war. Diese drey Officiere bekleideten die Befehlshaberstelle unter den Illinesen eine lange Zeit, und wußten alles, was sie wollten, mit ihnen anzufangen.

Erster Anbau unter den Illinesen.

Vor Entdeckung des Micissipi hatte man in Canada die Illinesen kaum jemals nennen hören. Als aber der P. Marquette nebst dem Herrn Joliet den Fluß herabschiffete, und durch einige illinesische Dörfer kam: so wurden sie bestens aufgenommen, und der erstere war kurz vor seinem Tode Willens, sich unter sie zu begeben. Als nachgehends Herr de la Sale die angefangene Entdeckung des Missionars vollends ausführen wollte: so gedachte er vor allen Dingen auf Errichtung einiger Wohnplätze unter den Illinesen und Miamiern, in der Absicht, sie sollten ihm zu einer Niederlage für seine Waaren dienen. Weil er nun einige Barfüßer bey sich hatte: so sollten sie eine Mission unter den Illinesen anfangen; sie hatten aber immer allzuviele Beschäfftigung mit den Franzosen, und wurden überdieses vom Herrn de la Sale viel zu oft versendet, als daß sie die Wilden bekehren, oder auch nur ihre Sprache lernen konnten.

Als nach ihrer und des Herrn de la Sale Abreise der Ritter Tonti ganz allein Befehlshaber bey den Illinesen blieb: der P. Allouez aber, dessen ich so oft erwähnet habe, seinen Sitz unter den Miamiern genommen hatte: so besuchete der letztere jene bey aller Gelegenheit, und versuchete, ob sie nicht etwa mehr Lust zu den Lehren des Christenthumes bezeugeten, als diese, denen er nun schon etliche Jahre ohne sonderliche Wirkung geprediget hatte. Allein, er merkete bald, sie hätten entweder von Natur noch schlechtere Neigung dazu, oder es lege ihr Umgang mit den Franzosen ihrer Bekehrung noch größere Hindernisse in den Weg; daher begab er sich wieder in seine Mission an den Josephsfluß zurück, verstarb auch daselbst voll Verdienst in einem hohen Alter.

Mission unter den Illinesen.

Endlich, als die Franzosen, die unter den Illinesen wohneten, durch allerley, ohne Zweifel von der göttlichen Vorsehung veranlassete Begebenheiten, und durch die Nachricht von des Herrn de la Sale Tode aus einander gestreuet wurden: so erachtete der P. Gravier diese Umstände für dienlich, an dem Heile der Nation zu arbeiten. Er nahm seinen Sitz am Felsen, auf eben dem Platze, wo vorhin die Ludwigsschanze gewesen war. Hier sammelte er in kurzer Zeit eine zahlreiche Heerde, und genoß des Trostes, unter diesen ihres gottlosen Wandels wegen höchstverschrienen Wilden die herrlichen Beyspiele der

 Tugend,

1700.

Tugend, die man ehemals zur Zeit des allerblühendesten Zustandes der canadischen Missionen bewundern mußte, verneuet zu sehen. Ja, es bekennen sich noch heutiges Tages die wenigen Ueberbleibsel dieser Nation, welche ehemals eine der volkreichsten in ganz Nordamerica war, zum christlichen Glauben.

Vergebliche Mission bey den Mascutinern.

Bey den Mascutinern wollte die Arbeit nicht so gut gelingen. Der Herr Juchereau, ein canadischer Edelmann, fing einen Anbau in der Mündung des Uabache, der sich in den Micissipi ergießt, und auf welchem man am kürzesten und bequemesten aus Canada nach Louisiana kommen kann, an. Hier ließ sich eine starke Anzahl Wilde nieder. Um wegen ihres beständigen Aufenthaltes an diesem Orte gesichert zu seyn, bath er den P. Mermet, einen illineser Missionar, die Leute Christo zuzuführen; doch der fand sie hartköpfig, im höchsten Grade abergläubisch, und dem Willen ihrer Zauberer auf eine knechtische Weise ergeben.

Er dachte, wenn er nur diese Betrüger bekehren, oder sie doch wenigstens von ihrer Betrügerey überführen könnte, so wollte er mit dem gemeinen Manne leicht zurechte kommen; damit kriegete er einen vor, welcher einen Ochsen anbethete und seinen Manitu daraus gemacht hatte. Diesem legete er allerley Fragen vor, die er nicht beantworten, Zweifel, die er nicht auflösen konnte, und zwang ihm endlich das Geständniß ab: nicht der Ochse sey sein Gott, sondern der Geist, welcher diese Thiere beschütze, und seinen Sitz unter der Erde habe. Dieses Geständniß nun war gleichwohl etwas: aber, als der Missionar dasselbige zu seinem Nutzen anwenden wollte und seinen Gegner auf die Erkenntniß des ewigen allmächtigen Geistes zu führen suchete, auf denjenigen, dessen Geschöpfe die Menschen sind, und den sie allein anbethen sollen; da kam der Kerl aus dem Zirkel, und antwortete lauter Thorheiten.

Bald darauf riß eine ansteckende Seuche unter den Wilden dieses Dorfes ein, raffete eine große Anzahl weg, und verschaffete dem P. Mermet Gelegenheit zur Ausübung der Liebeswerke, welche zur Bekehrung eines Volkes öfters weit kräftiger sind, als die nachdrücklichsten Reden. Er wendete also sein Aeußerstes an. Doch es wurden ihm seine Liebesdienste meistens mit Undanke vergolten. Ja, man trachtete ihm nach dem Leben; wie denn einstens einige in allzu großer Entfernung nach ihm abgeschossene Pfeile, ohne seine Verletzung, vor ihm niederfielen.

Doch das hinderte ihn nicht. Er besuchete die Kranken wie zuvor, theilete ihnen alle Arzeneyen mit, die er hatte, und fand zuletzt einige vorherbestimmte Seelen, die von seinem Muthe, standhaftigen und uneigennützigen Wesen gerühret wurden. Er taufete einige wenige dieser Barbaren, und sah sie zu seinem Troste in denen Gesinnungen, die er ihnen eingeflößet hatte, hinfahren. Alle die übrigen wurden, je länger, desto verstockter; und weil das Hinsterben, ungeachtet aller ihren Manituen gebrachten Opfer, nicht aufhören wollte: so setzeten sie sich in den Kopf, der Christen ihr Manitu bringe sie um. Denn diese Völker alle mit einander gestehen gern, es hätten ihre Schutzgeister bey weitem nicht so viel Macht, als die unserigen.

In dieser Einbildung gieng einer von ihren Hauptleuten um die französische Wohnung herum, und rief so wohl den Manitu der Christen, als den Missionar, der in seinen Gedanken selbst ein Manitu war, um Barmherzigkeit an. Sogleich trat der Pater zu dem närrischen Kerl, und versicherte ihn, er wolle künftig fleißiger, als jemals, für die Kranken sorgen. Allein, da diese verstockten Gemüther den Himmel durch ihre abergläubischen

Gebräu-

Gebräuche und Halsstarrigkeit beständig zum Zorne reizeten: so hörete die Seuche nicht auf; sondern riß wohl das halbe Dorf ins Grab. Die übrigen liefen aus einander, und der Pater Juchereau merkete wohl, wer einen Wohnplatz auf das Treiben eines zufälligen Handels gründen wolle, der baue auf Sand; sondern man müsse dabey auch den Ackerbau treiben. Allein, weil es ihm an Leuten und andern Bedürfnissen fehlete: so mußte er seine Unternehmung bald liegen lassen.

1700.

Herrn Callieres Anstalten zum allgemeinen Frieden.

Unterdessen, da der französische Hof die zu Anfange des gegenwärtigen Buches gemeldeten Anstalten zu einem ansehnlichen Wohnplatze am mexicanischen Seebusen machete: so bemühete sich Herr Callieres mit gutem Fortgange, den Frieden in seiner Statthalterschaft herzustellen. Es kam darauf an, wie man alle Nationen, damit wir etwas zu thun haben könnten, zu unsern Bundesgenossen machen möchte; und zu diesem Ende mußte man alles aus dem Wege räumen, was dasjenige, darauf ihr eigenes Wohl und die Ruhe der französischen Pflanzlande sich gründete, nämlich die Einigkeit unter ihnen, zu hindern vermochte.

Der Vergleich, welchen die iroquesischen Abgeordneten und einige unserer Bundesgenossen unterschrieben hatten, war nur vorläufig, und konnte zwar wohl die Haupthindernisse zur Vollendung eines so großen Werkes aus dem Wege räumen: allein, über dieses mußte man auch alle Häupter der theilhabenden Völker unter einen Hut bringen, welches in der That keine leichte Sache war. Ja, ungeachtet Herr Callieres, um den schönsten Anschlag, den ein neufranzösischer Statthalter je gemacht hatte, durchzutreiben, die weisesten und vorsichtigsten Mittel ergriff: so wäre doch um ein Haar das ganze Wesen durch einen Zufall, dergleichen man bey den Wilden leichter voraussehen, als hindern kann, vereitelt worden.

Neuer Zwist zwischen den Iroquesen u. Utauais.

Kaum waren die iroquesischen Abgeordneten nach Hause gekommen: so erfuhren die Orte, es hätten die Utauais eine Partey ihrer Jäger überfallen, einige davon getödtet, und den Anführer gefangen bekommen. Die Sache war richtig. Dem ungeachtet hatten die Angreifer kein so großes Unrecht, als man glaubete. Die Iroquesen hatten auf der Utauais Grund und Boden, das ist, in einem Bezirke, darinnen die letztern zu jagen pflegeten, gejaget, und eine Menge Biebercabannen zu Grunde gerichtet. Dieß Vornehmen hatten die Utauais für eine Feindseligkeit, gleichwie es denn wirklich eine war, angesehen, und geglaubet, sie könnten sich selbst Recht verschaffen.

Die Iroquesen klagen bey Herrn Callieres.

Unterdessen macheten die Iroquesen so großes Aufheben, daß man beynahe für gewiß glaubete, sie würden zum Kriege schreiten; und damit wäre das Feuer, das man kaum gelöschet hatte, auf allen Seiten wieder ausgebrochen. Unterdessen, da ihre Abgeordneten dem Statthalter das Wort gegeben hatten, sie würden nie, es möge auch vorgehen, was da wolle, zur Thätlichkeit schreiten, ohne ihn vorher davon zu benachrichtigen: so wollten sie nun zum erstenmale zeigen, wie genau sie ihr Versprechen hielten, und klageten also über die Thathandlung der Utauais bey ihm.

Ihre zu diesem Ende Abgeordneten kamen den 2ten März 1701 nach Montreal, wo Herr von Callieres eben gegenwärtig war. Sie sprachen sehr bescheiden, erzähleten die That der Utauais so verhaßt, als sie konnten, und sageten zuletzt: „Ohne Zweifel hat ein „unbesonnener Kerl diesen Streich angestiftet. Unterdessen, so lange seine Nation nicht „das Gegentheil erkläret: so ist es eben so viel, als ob sie die Sache gut hieße. Indem „du nun verlanget hast, wir sollten uns, wenn dergleichen Dinge vorgiengen, zu allererst

1701.

„an dich wenden: so verlangen wir, du sollst uns vor allen Dingen den Hauptmann wie„der schaffen, welcher gefangen nach Michillimakinac geführet worden.„

Neue Klagen der Iroquesen.

Hierauf wollten sie ihre Jäger rechtfertigen. Allein, weil der Statthalter in die Erörterung dieser Umstände sich nicht einzulassen verlangete: so gab er bloß zur Antwort, es hätten die Utauais, da sie ihre Jäger angegriffen, von dem Vergleiche, der im verwichenen Herbste geschlossen worden, noch keine Nachricht gehabt; er wolle aber dafür sorgen, daß sie ihren gefangenen Hauptmann wiederbekämen, und solle es übrigens ihr Schaden nicht seyn, daß sie ihm ihre Sache anvertraueten. Diese Antwort, welche mit vielen Freundschaftsbezeugungen verknüpfet wurde, stellete sie zufrieden. Allein, den 5ten May erschien Teganissorens nebst vielen iroquesischen Hauptleuten, wiederholete erstlich die vorige Klage über der Utauais im vergangenen Winter gegen sie ausgeübete Feindseligkeit, und klagete hernach darüber, daß die Franzosen, wie man vernehme, an der sogenannten Landenge *i)* einen Wohnplatz zu errichten Willens wären? Zum Beschlusse fragete er; ob es denn wahr sey, daß der Krieg zwischen England und Frankreich in Europa von neuem ausbrechen werde?

Antwort des Herrn Callieres.

Herr Callieres beantwortete den Punct wegen der Utauais Feindseligkeit eben also, wie gegen die vorigen Abgeordneten. Was die Landenge anbetrifft, sagete er sodann: so sehe er nicht, warum die Orte deswegen in einige Sorge gerathen könnten. Da auch die Landenge sein Eigenthum sey: so hätten weder sie, noch die Engländer, ein Recht, sich dagegen zu setzen; er habe bey diesem Vorhaben keine andere Absicht, als den Frieden unter allen Nationen zu erhalten. Er habe auch demjenigen, welcher Befehlshaber in besagtem Platze seyn werde, schon aufgetragen, alle unter den Bundesgenossen entstandene Streitigkeiten bey Zeiten, und ehe eine gefährliche Weiterung daraus entstehe, abzuthun: vor allen Dingen aber niemanden in seiner Jagdfreyheit zu stöhren, sondern dieselbige vielmehr herzustellen.

Teganissorens hatte noch erwähnet: es hätten die Engländer ehemals schon eben das Vorhaben, sich auf der Landenge fest zu setzen, gehabt, die Orte aber sich dagegen gesetzet. Dieses nun wußte der General entweder schon, oder besorgete doch, es möchte geschehen, und wollte eben deswegen den Engländern zuvorkommen. Er antwortete dem Teganissorens: die Orte hätten recht wohl daran gethan, daß sie den Entschluß, davon er Meldung gethan habe, ergriffen; wiewohl er übrigens selbst die Engländer schon genöthiget haben würde, aus einem Lande, das ihnen nicht gehörete, zu bleiben. „Allein, was mich „betrifft, fuhr er fort: so habe ich die Macht, in dem Meinigen zu thun, was ich will; „wiewohl ich nichts, als was zum Besten meiner Kinder gereichet, vorzunehmen gedenke. „Bloß ihnen zu Gefallen will ich mich auf der Landenge festsetzen. Niemand kann des„wegen einen Argwohn schöpfen, als übelgesinnte Gemüther; und ich bin versichert, ihr „werdet mir eines Tages noch dafür danken.„

Teganissorens versetzete auf diesen letzten Punct weiter nichts; sondern sagete nur: weil er vor seinem Vater nicht das geringste verborgen halte: so könne er nicht verschweigen, die Aeltesten würden seine Antwort den Engländern zu wissen thun; doch hoffe er, sie würden sich darein nicht mischen, wofern etwa beyde Nationen, so wohl in Europa, als in America, von neuem an einander geriethen. „Ich frage wenig darnach, versetzete „der

i) Die sogenannte Landenge ist alles, was zwischen dem Erie und Huronsee liegt.

„der General, ob es die Engländer erfahren, oder nicht, was ich auf der Landenge vor-„zunehmen gedenke. Ich weis wohl, daß es ihnen nicht lieb ist, und daß sie nach Mög-„lichkeit trachten werden, es zu hindern. Allein, ich verlange von euch weiter nichts, „als ihr sollet das, was zwischen mir und ihnen vorgehen wird, ruhig ansehen.„

1701.

Die Engländer hintertreiben den Frieden von neuem.

Teganissorens versprach es, und bath, er möchte Franzosen nach Onnontague schicken, damit sie ihren Abgeordneten die im Lande noch vorhandenen Franzosen nach Hause bringen hülfen. Herr Callieres bewilligte diese Gefälligkeit nun noch einmal, und ließ eben die Bothschafter, welche im vorigen Jahre den Anfang zu dieser Unterhandlung gemacht hatten, mit ihm abreisen. Sie macheten sich den 16ten des Brachmonates auf den Weg, verwunderten sich aber, als sie unter denen, die sie einholeten, auch Engländer wahrnahmen. Es hatte nämlich der Befehlshaber zu Orange einen, Namens Abraham, nach Onnontague abgeschickt, um den Aeltesten das Absenden ihrer Abgeordneten nach Montreal zu widerrathen, und sie dagegen nach Orange einzuladen.

Man hatte ihm auf sein Anbringen noch keine Antwort ertheilet. Als er nun sah, daß sich die jungen Leute des Ortes zum Einholen der Franzosen fertig macheten: so ließ er, unter dem Vorwande, die Bothschafter zu begrüßen und ihnen Pferde anzubiethen, einige von seinen Leuten mitgehen. Bey dieser ersten Zusammenkunft wurde von Geschäfften nicht das geringste erwähnet; sondern man bezeugete einander nur viele Höflichkeit. In dem Dorfe selbst empfing man die Bothschafter auf eben die Weise, als im vorigen Jahre; unmittelbar darauf versammelte sich der Rath, und die Bothschafter wurden ganz allein hineingeführet.

Rede des P. Bruyas.

Der P. Bruyas fing die Unterredung an, und sagete: Ononthio sey des langen Zauderns überdrüßig; er wolle wissen, woran er mit den Orten sey. Es würden die Abgeordneten aller Nationen zur bestimmten Zeit nach Montreal kommen, damit man die wichtige Sache, dazu im verwichenen Herbste ein glücklicher Anfang gemachet worden, vollends zu Ende bringen möge. Blieben nun die Iroquesen aus: so werde man sie nicht weiter anhören. Sie sollten sich insonderheit an das ihrem Vater gegebene Wort, das Loslassen sämmtlicher Gefangenen betreffend, erinnern. Zwar sey in Europa etwas höchstwichtiges vorgefallen, daraus vermuthlich ein Krieg zwischen Frankreich und England entstehen dürfte: es würden aber die Orte größern Vortheil davon haben, wenn sie sich darein nicht mischeten.

Antwort der Wilden.

Nach Endigung dieser Rede gieng man aus einander. Nach dreyen Tagen kam der Rath wieder zusammen, und man berief die Engländer dazu. Teganissorens überreichete erstlich dem Herrn Abraham ein Geschenk, dadurch er ihn ermahnete, den Vergleich, den er mit den Franzosen zu schließen gedenke, nicht zu hindern. Zugleich warf er ihm vor, die Engländer wären an allem bisherigen Unglücke Schuld. Nachgehends legete er ein anderes Geschenk für den P. Bruyas hin, und sagete dabey, hiermit setze er alle in seinem Orte noch vorhandene gefangene Franzosen in Freyheit. „Ich öffne alle Thüren, ich „halte keinen Menschen auf, ich will mit meinem Vater Ononthio und mit meinem Bru-„der Corlar in gutem Verständnisse leben. Ich halte sie alle beyde bey der Hand, und „bin fest entschlossen, mich weder von einem, noch von dem andern, jemals zu trennen. „Fünf Abgeordnete sollen nach Montreal abgehen; zween andere nach Orange; ich mei-„nes Ortes werde auf meiner Matte sitzen bleiben, damit jedermann sehen solle, ich schlage „mich auf keine Seite, sondern wolle eine vollkommene Unpartey lichkeit beobachten.„

Diese

1701.

Viele sind übelgesinnet.

Diese Erklärung schien dem P. Bruyas und dem Herrn von Maricourt also beschaffen zu seyn, daß man alles darauf bauen könnte; ihr gutes Vertrauen wurde durch die Ankunft des Lieutenants bey dem Fußvolke, Herrn de Villedonne, noch mehr vergrößert, weil er die Nachricht mitbrachte, es wäre der Pater Angelran nach Montreal gekommen, um dem Generale die ungesäumte Ankunft der Abgeordneten aller Nationen vorläufig zu melden. Unterdessen war der Bothschafter Joncaire zu den Tsonnonthuanern, gleichwie de la Chauvignerie nach Onneyuth, abgegangen. Allein, der letztere kam mit der Nachricht zurück, die Onneyuther wären nicht zum besten gesinnet, und hätten keinen einzigen Gefangenen hergegeben.

Zu gleicher Zeit gab Teganissorens zu vernehmen; weil nicht nur alle in seinem Orte befindliche Franzosen an Kindesstatt angenommen wären, sondern auch meistens Mägdchen aus dem Lande geheirathet hätten: so wollten ihre Aeltern und Anverwandten sie durchaus nicht von sich lassen; sie selbst wollten darein nicht willigen; er für seine Person wäre nicht im Stande, weder diese, noch jene zu zwingen: er könnte also zu seinem größten Leidwesen das nicht halten, was er seinem Vater versprechen hätte. Es wäre vergeblich gewesen, wenn die Bothschafter etwas dagegen eingewendet hätten: sie mußten also mit dieser Entschuldigung, so schlecht als sie übrigens war, vorlieb nehmen; absonderlich, da es nichts geringes ist, wenn ein Wilder sich die Mühe giebt, sein Nichtwollen mit einer Entschuldigung zu bemänteln. Ja, vielleicht hätte jedweder anderer, als Teganissorens, welcher den Franzosen aufrichtig zugethan war, die Sache bey weitem nicht so höflich vorgetragen.

Der Herr von Maricourt und der P. Bruyas hielten also für das Beste, ihren Verdruß bey sich zu behalten. Denn vermuthlich rühreten alle diese Schwierigkeiten bloß von der Engländer Anstiften her; die Iroquesen konnten sich auf den Beystand derselbigen sicher verlassen, und waren noch im Stande, uns großen Schaden zuzufügen; es war folglich nicht rathsam, mit ihnen zu brechen. Dergestalt haben diese Barbaren von eben demjenigen, was uns an ihrer Regierungsform ein Fehler zu seyn scheint, einen solchen Vortheil, den die allerdurchtriebenste Staatsklugheit nicht allemal zu schaffen vermag. Das ist, die uneingeschränkte Freyheit, welche ein jedweder für seine Person genießt, verhindert sie nicht nur auf keine Weise, das Ihrige zum allgemeinen Besten beyzutragen; sondern sie verschaffet ihnen auch einen desto gewissern Weg, dasselbige zu erreichen, weil ihr Thun und Lassen der Nation nie zur Verantwortung gereichet. Denn diese entschuldiget sich allemal mit der wenigen Macht, die sie über den freyen Willen ihrer einzelnen Mitglieder besitze.

Die iroquesischen Abgeordneten kommen nach Montreal.

Joncaire war in seinem Gewerbe bey den Tsonnonthuanern und Goyoguinen glücklicher gewesen. Er brachte nicht nur Abgeordnete, sondern auch viele Gefangene mit sich. Herr Maricourt wußte die Onnontaguer durch dieses Beyspiel so geschickt zu einem rühmlichen Nacheifer zu reizen, daß sie ihm fünf Personen von einem und dem andern Geschlechte einlieferten. Die Onneyuther schicketen Abgeordnete nach Gannentaha, dahin der P. Bruyas schon vorausgegangen war; der Agnier ihre versprachen, ihren Weg über den Champlainsee zu nehmen; und die Bothschafter selbst brachen mit einem Gefolge von zweyhundert Iroquesen nach Montreal auf, dahin sie den 21sten des Heumonates kamen.

Den

k) Diese hießen insgemein die Stinker.

1701.

Imgleichen der übrigen Völker ihre.

Den folgenden Tag landeten ungefähr achthundert Wilde aus den nordlichen und westlichen Gegenden daselbst. So wohl diese, als jene, wurden mit Losbrennung des schweren Geschützes empfangen. Ratte, der Werthalter und Anführer der Abgeordneten der michillimakinakischen Huronen, auf den sich Herr Callieres in allem, was unsere Bundesgenossen betraf, völlig verließ, hielt in ihrer aller Namen eine vortrefflich schöne Rede an den General. Den 25sten fing Herr Callieres mit den Abgeordneten ins besondere zu handeln an, und hatte gewaltige Mühe, ehe er sie dahin brachte, wohin er wollte. Damit man aber ihre damaligen Gesinnungen gründlich einsehen möge, so muß ich die Schwierigkeiten, welche der P. Anjelran und der Herr von Courtemanche in ihrer Unterhandlung fanden, kürzlich erzählen.

Ihre Gesinnung.

Bey ihrer Ankunft zu Michillimakinac waren beynahe alle Wilden auf der Jagd: sie mußten also die Ursache ihrer Ankunft durch ausgeschickte Bothen melden lassen. Hierauf ließ Courtemanche seinen Amtsgenossen hier, damit er mit den Utauais und Huronen Unterredung pflegen könne; und gieng für seine Person nach dem Josephsflusse ab, dahin er auch den 21sten des Christmonates kam, nachdem er vierzig Meilen weit auf Schlittschuhen gereiset war. Hier fand er nebst denen seit langer Zeit daselbst wohnenden Miamiern, auch Puteuatamier, Sokokinen, Utagamier, Huronen und Mahinganen.

Man sagete ihm, die erstern beyden Völker hätten Krieger gegen die Iroquesen ausgeschicket, und die Miamier wären im Begriffe, dergleichen zu thun. Er bedrohete die letztern mit dem äußersten Zorne des Generales, und bewog sie dadurch, daß sie nicht nur ihre Leute zu Hause behielten, sondern auch, um die erstern zurück zu rufen, Leute ausschicketen. Allein, wegen der gefangenen Iroquesen hielt es schwerer; denn sie hatten dieselbigen an Kindesstatt angenommen, und wollten sie nicht von sich lassen. Endlich drang er dennoch durch; und sie versprachen alle mit einander, zur bestimmten Zeit in Montreal zu seyn.

Als dieses geschehen war: so begab er sich zu den Illinesen, und kam den 28sten dahin. Sie waren, mit Ausnahme der Kaskaskias, alle mit einander im Begriffe, gegen die Iroquesen auszuziehen: er hielt sie aber auf eben dieselbige Weise, als die Miamier, davon zurück. Die Kaskaskias wollten nebst den Utauais gegen die Canses, ein gewisses louisianisches Volk, ausrücken: sie durften aber eben so wenig. Hierauf gieng er nach Chicagu zurück. Hier fand er, daß ein miamisches Volk, die Uyatanonen genannt, Krieg gegen die Siuxen und Iroquesen gesungen hatte; sogleich mußten sie schweigen, das Gewehr an seinen Ort hängen, und versprechen, durch Abgeordnete zu Montreal zu erscheinen.

Den 5ten May kam er zu den Mascutinen. Diese macheten gewaltige Anstalten zum Kriege, und wollten sich durchaus raufen; endlich aber besänftigte er sie dennoch; damit setzete er seinen Weg gegen die Bay fort, die er den 14ten erreichete. Hier fand er Sakier, Otchagras *k*), Malhominen *l*), Utagamier, Puteuatamier und Kikapus. Diese nahm er erstlich, eine Nation nach der andern, vor; hernach alle zugleich, und vermochte sie, nach einem langen Gezänke, dahin, daß ihre dreyhundert Krieger, welche einen Einfall in das Land der Siuxen thun sollten, zu Hause blieben. Es hatten nämlich die Siu-

xen

l) Sie sind unter dem Namen, **wilder oder tauber Haber**, besser bekannt.

1701.

ren vor kurzem die Utagamier überfallen. Zum Beschlusse versprachen alle nur besagte Völker, ihre Abgeordneten auf den allgemeinen Friedenstag zu schicken.

Den 2ten des Heumonates kam er, nach einer Reise von mehr, als vierhundert Meilen, wieder nach Michillimakinac, und fand alles durch die Bemühung des P. Anjelran in guter Verfassung; gleichwie denn selbiger auch zween Iroquesen, die bey einem mir unbekannten Zuge erst kürzlich gefangen worden waren, aus der Utauais Händen losmachete. Sie verabredeten unter einander: es sollte der Missionar mit diesen beyden Freygelassenen ungesäumt nach Montreal abgehen; Courtemanche aber die Abgeordneten, die er nicht mit sich gebracht hatte, zu Michillimakinac erwarten.

Die Gegenwart des letztern an nur besagtem Orte war deswegen nöthig, weil einige unruhige Köpfe der Loslassung der gefangenen Iroquesen allerley Hindernisse in den Weg legeten. Denn einige wollten sie behalten, um einen besondern Vergleich mit den Iroquesen zu schließen; andere, um das Spiel zu verwirren. Endlich überwand Courtemanche alle diese Hindernisse, und gieng auf einer Flotte von hundert und achtzig Canoten zu Schiffe; wiewohl dreyßig wegen eingerissener Krankheiten unterwegens zurückblieben.

Vorläufige Unterredung.

Vorhin habe ich erwähnet, der Statthalter habe vor der allgemeinen Versammlung alle Abgeordneten besonders gesprochen: unterdessen war doch einige Zeit vorher eine vorläufige Unterredung gehalten worden, in welcher das Oberhaupt der Sandutauais, der weiße Hanns m) genannt, den OnontHio beschenkete, und eine sehr verständige Rede hielt, die von allen Anwesenden gelobet wurde. Es hielten auch einige algonquinische Oberhäupter Reden, davon das Hauptwerk auf eine Bitte hinauslief, man möchte den Preis der Waaren verringern; und weil die Bieber anfingen, selten zu werden, alles ihr kleines Pelzwerk kaufen.

Nachgehends stellete Ratte alle seine Gefangenen dar; fragete: warum die Iroquesen die Ihrigen nicht alle zurückgäben? und behauptete, sie giengen nicht aufrichtig zu Werke, weil sie der Stimme ihres Vaters nicht gehorcheten. Nach dem Huron traten zween Hauptleute der Putuatamier, nämlich Onanguice und Uilameck, auf, und sageten im Namen aller Westvölker: weil sie den Willen ihres Vaters erfahren hätten, so wäre nichts im Stande gewesen, ihre Reise zu hindern, auch nicht einmal der Ruf, als ob zu Montreal ansteckende Krankheiten regiereten. Eben dergleichen sagete auch das Oberhaupt der Miamier, mit dem Beysatze: er habe, um seinem Vater OnontHio desto gefälliger zu seyn, viele gefangene Iroquesen losgekauft, und wolle sie ihm einliefern. Nebstdem überreichete er eine Friedenspfeife, daraus, wie er sagete, alle Nationen rauchen sollten; und gab zum Beschlusse vor, er mache nur deswegen Friede mit den Iroquesen, weil es sein Vater also haben wolle; denn übrigens frage er wenig nach ihnen.

Herr Callieres ertheilet Gehör.

Den folgenden Tag verlangete Onanguice ein besonderes Gehör, und stellete dem Herrn von Callieres in selbigem die Abgeordneten der Sakier vor. Diese Wilden hatten nicht nur, dem Verbothe zuwider, die Siuxen bekrieget; sondern auch einen Franzosen todtgeschlagen: nachgehends aber den General um Verzeihung gebethen, dieselbige auch, unter der einzigen Bedingung, sie sollten es künftig nicht wieder thun, erhalten. Voritzt wollten sie

m) Man hieß ihn deswegen so, weil seine Mutter so weiß war, als eine Französinn. Einige Nachrichten nennen ihn Talon.

sie für diese Gütigkeit danken, und den Todten verdecken; und weil sie wußten, daß Onanguice bey den Franzosen vieles galt: so hatten sie ihn gebethen, sie aufzuführen.

Es bathen noch mehrere Abgeordneten um geheimes Gehör bey dem Generale, erhielten es auch. Einige setzeten ihn in ziemliche Verlegenheit: er half sich aber, wenn sie zu stark in ihn drangen, mit Versprechen und Höflichkeiten. Denn dieses gehörete mit unter seine größten Gaben, absonderlich aber ließ er keinen von sich gehen, ohne ihn reichlich zu beschenken. Der weiße Hanns gab ihm das meiste zu thun. Der Kerl war nichts weniger, als dumm; und ob er gleich der französischen Nation sehr zugethan war, so sah er doch weiter hinaus, als man in einem Geschäffte von solcher Wichtigkeit gewünschet hätte. Denn da mußte man vieles nachgeben und vieles der Zeit und den Umständen überlassen.

Die Utagamier verlangeten einen Jesuiten. Denn seitdem Perrot nicht mehr bey ihnen wäre, sageten sie, wären sie ganz dumm, der Missionarius aber werde ihnen den Verstand wieder zurechte rücken. Nachgehends klagten sie über die Springer; und als diese Gegenklage führeten, so entstund ein heftiges Gezänk. Endlich beredete man sie beyderseits, ihren Groll bis zum Friedensschlusse, da einem jedweden Recht wiederfahren sollte, zu unterdrücken.

Als die Reihe zu reden an die Iroquesen kam: so machte ihr Worthalter viel Wesens davon, daß es ihnen unmöglich gefallen wäre, ihre Gefangene herbey zu schaffen. Denn es hätten sich die jungen Leute der Gewalt darüber angemaßet; auch wären die meisten in der Jugend gefangen worden, wüßten folglich von ihren Aeltern nichts, sondern hielten sich an die, von denen sie zu Kindern angenommen worden. Nebstdem hätte weder Herr Maricourt noch Herr Joncaire sonderlich auf diesen Punct gedrungen; sie hätten also gedacht, er liege dem Ononthio nicht sehr am Herzen.

Joncaire war gegenwärtig; und weil ihm Herr Callieres zu verstehen gab, er thue ihm einen schlechten Gefallen, wenn er sich entschuldigen wolle, so stund er auf, und sagete, er gestünde seinen Fehler, bäthe aber seine Brüder, die Tsonnonthuaner, sie möchten ihm denselbigen verbessern helfen. Sie sähen selbst, wie gehorsam alle übrige Kinder des Onnonthio auf den ersten Wink eingewilliget hätten, ungeachtet sie eben dergleichen Ursachen als sie anzuführen gehabt hätten. Man war diesesmal mit den Iroquesen schlecht zufrieden; ja, es entstund ein ziemlich heftiges Gezänk, und man gieng in großem Unwillen von einander. Doch man versöhnete sich bald wieder.

Erste öffentliche Zusammenkunft.

Endlich, den 1sten August wurde die erste öffentliche Versammlung gehalten. Währender Rede eines huronischen Hauptmannes befiel Ratten eine Unpäßlichkeit. Man kam ihm mit desto größerer Geflissenheit zu Hülfe, weil der General seine größte Hoffnung wegen des glücklichen Ausganges dieser wichtigen Sache hauptsächlich auf ihn gebauet hatte. Denn ihm hatte er es beynahe ganz allein zu danken, daß so viele Völker durch ein bisher unerhöretes Beyspiel sich mit einander vereinigten und einen allgemeinen Frieden schlossen. Als er wieder zu sich selbst gekommen war: so setzte man ihn in einem Armstuhle mitten in die Versammlung, und jedermann trat, um seine Rede zu hören, um ihn herum.

Rede des Kondiaronk.

Diese Rede war sehr lang. Allein, weil er nicht nur von Natur beredt war, sondern auch mehr Verstand besaß, als vielleicht jemand je gehabt haben mag: so hörete man ihm mit größter Aufmerksamkeit zu. Er machte eine zwar bescheidene, doch aber auch nachdrückliche Beschreibung von der Mühe, die er sich, um einen allgemeinen Frieden zu stiften, gegeben habe. Er stellete die Nothwendigkeit desselbigen vor, den Nutzen, welchen das ganze Land überhaupt und jedwedes Volk insbesondere davon haben werde, und wickel-

1701. te die besondern Vortheile eines jedweden, mit ungemeiner Geschicklichkeit auseinander. Nachgehends wendete er sich zu dem Ritter Callieres, und ersuchte ihn inständig, die Sache also einzuleiten, daß niemand einige Ursache zur Klage, als ob er das in ihn gesetzte Vertrauen gemisbrauchet habe, finden könne.

Als seine Stimme zu schwach wurde, so machte er seiner Rede ein Ende, und erhielt von der ganzen Versammlung einen allgemeinen Beyfall. Doch das war für ihn etwas so gewöhnliches, daß es, absonderlich bey seinem gegenwärtigen Zustande, wenig Eindruck bey ihm machen konnte. In der That empfing er dergleichen Lobeserhebungen allemal, so oft er sich in einer Rathsversammlung hören ließ, auch so gar von denen, welche ihm gehäßig waren. Eben so angenehm war er auch im gemeinen Umgange; man machte sich ein Vergnügen daraus, mit ihm anzubinden, um nur zu hören, was er dagegen versetzen werde. Denn seine Antwort war allemal hurtig, scharfsinnig, und ohne Einwendung. In diesem Stücke war er in ganz Canada die einzige Person, welche dem Grafen von Frontenac die Stange halten konnte. Der Graf behielt ihn öfters bey der Tafel, um nur seinen Officieren dieses Vergnügen zu gönnen.

Sein Tod und Lobspruch.

Der Statthalter ließ ihm zur Antwort geben, er werde den Vortheil der Huronen allemal mit eben dem Eifer, als seiner eigenen Landesleute suchen, und verspreche er hiermit, die Iroquesen dahin anzuhalten, daß sie, absonderlich was die Gefangenen beträfe, sowohl seine, als der Huronen Bundesgenossen befriedigen müßten. Zu Ende der Versamlung wurde ihm noch schlimmer. Man trug ihn ins Hospital, und hier starb er zwo Stunden nach Mitternacht, in sehr christlichen Gesinnungen, und mit den Sacramenten der Kirche ausgerüstet. Seine Nation empfand den Verlust, den sie an ihm litt, in seiner ganzen Größe. Jedermann war der Meynung, es habe niemals ein Wilder größere Gaben, einen schärfern Verstand, größere Tapferkeit, mehr Klugheit und eine bessere Unterscheidungskraft gehabt, diejenigen, mit denen er zu thun hatte, recht zu kennen. Allezeit ergriff er die besten Mittel, eine Sache auszuführen. Allezeit wußte er sich zu helfen; daher war er auch allezeit glücklich. Im Anfange sagete er: es gäbe unter den Franzosen nicht mehr, als zween verständige Männer, nämlich den Grafen Frontenac und den P. Carheil. Mit der Zeit lernete er dergleichen noch mehr kennen, und sprach ihnen ihr gebührendes Lob. Absonderlich machte er von der Einsicht des Ritter Callieres, und von der Geschicklichkeit desselbigen in den Geschäfften großes Wesen.

Ohne Zweifel bewog ihn seine Hochachtung gegen den P. Carheil dazu, daß er den christlichen Glauben annahm, oder doch wenigstens auf eine dem Evangelio gemäße Weise lebete. Nurbesagte Hochachtung hatte sich in eine wahrhaftige Liebe verwandelt, und es konnte besagter Pater alles, was er nur wollte, von ihm erhalten. Er besaß einen wahren Eifer für das gemeine Beste. Eben aus diesem Grunde brach er den Frieden, welchen der Marquis Denonville wider seinen Rath mit den Iroquesen geschlossen hatte. Er hielt gewaltig viel auf seine Ehre und auf den Nutzen seiner Landesleute, und war der festen Meynung, sie werde sich, so lange sie bey der christlichen Religion verharre, beständig im Stande erhalten. Er selbst predigte sehr oft zu Michillimakinac, und allemal mit Segen.

Sein Leichbegängniß.

Sein Tod verursachete eine allgemeine Betrübniß. Jedermann, er mochte ein Franzos oder ein Wilder seyn, legete öffentliche Merkmaale davon an den Tag. Die Leiche wurde eine Zeitlang in Officierkleidung, mit dabey liegendem Gewehre zur Schau geleget, indem er unter unsern Kriegesvölkern Hauptmannsrang und Besoldung hatte. Der Groß-

statt-

statthalter und der Intendant waren die ersten, die sie mit Weihwasser besprengeten. Auf diese beyden folgete der Herr von Joncaire mit sechzig Kriegern vom Ludwigssprunge, welche den Todten beweineten, und verdecketen, das ist, die Huronen beschenketen. Dagegen antwortete der huronische Hauptmann mit einer vortrefflich schönen Rede.

1701.

Den folgenden Tag war sein Leichbegängniß, welches etwas prächtiges und seltsames zugleich an sich hatte. Zuerst kam der älteste Hauptmann, Herr de St. Ours, mit sechzig Soldaten mit Ober- und Untergewehre. Sodann folgeten sechszehn huronische Krieger, vier und vier in einem Gliede in langen Biebermänteln, mit geschwärztem Gesichte, und der Flinte unter dem Arme. Hernach kam die Geistlichkeit; und sechs Kriegeshauptleute trugen den Sarg. Ueber demselbigen hing ein Baartuch mit Blumen bestreuet. Oben darauf lag ein Hut mit einem Federbusche, ein Ringkragen, und ein Degen. Hinter dem Sarge folgeten die Brüder und Kinder des Verstorbenen, und wurden von den Oberhäuptern aller Nationen begleitet; hintennach kam der Befehlshaber der Stadt, Herr Vaudreuil, und führete die Frau von Champigny.

Nach geendigtem Seelamte, feuerte man zweymal aus dem kleinen Gewehre, und als der Sarg eingesenket wurde, zum drittenmale. Er wurde in die Hauptkirche beygesetzet. Das Grab bekam folgende Aufschrift: Hier liegt Ratte, Oberhaupt der Huronen. Eine Stunde nach geschehenem Begräbnisse, begaben sich die Iroquesen vom Berge unter Anführung des Herrn von Joncaire zu den Huronen, um ihr Beyleid zu versichern. Sie verehreten den Leidtragenden eine Sonne und ein Halsgehänge von Porcellan, ermahneten sie, in den Fußtapfen ihres berühmten Landesmannes zu wandeln, allezeit einig unter einander zu bleiben, und den Gehorsam gegen ihren gemeinschaftlichen Vater Onontхio nicht aus den Augen zu setzen. Die Huronen versprachen es; und man hat seitdem nie einige Ursache über sie zu klagen gehabt. Doch der größte Lobspruch des verstorbenen Hauptmannes war dieser: daß man voritzt etwas, daran man bisher nicht einmal gedenken durfte, nämlich alle Völker Neufrankreichs in einer einzigen Stadt vereiniget sah, und daß man wußte, es sey diese Eintracht größtentheiles sein Werk.

Die Iroquesen beklagen sich über Mistrauen.

Den folgenden Tag wurden viele besondere Versammlungen gehalten, darinnen sich die Iroquesen über das Mistrauen, das man in ihre Aufrichtigkeit setzete, beschwereten, und versicherten, wofern man ihnen ihre gefangenen Landesleute wiedergebe, so werde man keine Ursache haben, das auf ihr Wort gesetzte Vertrauen zu bereuen. Der Ritter Callieres zeigete ihnen zwar den Ungrund ihrer Beschwerung, und zählete ihnen die Ursachen, warum man ihrentwegen in Sorgen stehen müsse, nacheinander her. Unterdessen wollte er ihnen doch nicht die geringste Entschuldigung übrig lassen, versprach also, ihr Verlangen denen Nationen, die es angehe, vorzutragen, und zu unterstützen. Er that es in der That. Denn weil er schon mit Ratten aus der Sache gesprochen hatte, und dieser nebst vielen andern, die sich auf desselbigen Einsicht verließen, der Meynung gewesen war, man sollte denen Iroquesen zu Gefallen leben: so wagete er es, und der Erfolg zeigete, daß er recht gethan hatte.

Die Wilden sterben dahin.

Unterdessen war gleich anfänglich ein Sterben unter die Wilden gekommen, und hatte viele der Angesehensten in die andere Welt geschicket. Am allerübelsten wurden die Huronen mitgenommen, wie sie denn auf die Meynung geriethen, man habe sie beheret, daß sie alle miteinander zu Grunde gehen müßten. Ja, es verlangeten so gar einige vom Pater Anjelran, er sollte Geistliche aus dem Seminario verschreiben, damit sie dem Gegentheile die

1701.

die Kunst aufthäten. Bey dieser Gelegenheit zeigete Gott auf eine offenbare Weise, daß er der Menschen Herzen in seiner Gewalt habe; denn ungeachtet einige Uebelgesinnete aussprengeten: die Franzosen hätten nur deswegen so viele Völker zusammen berufen, damit sie ihnen den Garaus machen könnten: so war doch kein einziger Heide, der nicht vor seinem Tode getaufet seyn wollte, noch ein einziger Christ, der nicht in solchen Gesinnungen, als einem wahren Christen anständig sind, gestorben wäre.

Letzte allgemeine Versammlung.

Unterdessen bemüßigte dieser Zufall den General, daß er auf den Schluß des Friedens drang. Alles und jedes war in den besondern Gehören schon ausgemachet worden, folglich nichts weiter übrig, als die verglichenen Puncte zu unterschreiben, und den Frieden öffentlich kund zu machen. Er bestimmete also den 4ten August zur letzten allgemeinen Versammlung, und suchte alles mögliche zu veranstalten, damit diese Handlung mit großer Pracht und Herrlichkeit vorgehen möchte. Man suchte zu diesem Ende eine große außerhalb der Stadt gelegene Ebene aus, und umgab sie mit doppelten Schranken, hundert und acht und zwanzig Schuh lang, und zwey und siebenzig breit. Der Raum zwischen beyden Schranken betrug sechs Schuhe. An dem einen Ende wurde für das Frauenzimmer und die Vornehmen aus der Stadt ein bedeckter Saal neun und zwanzig Schuhe lang, und ungefähr eben so breit aufgebauet. Rings herum stunden die Soldaten; in die Schranken selbst stellete man dreyzehnhundert Wilde in schönster Ordnung.

Rede des Herrn Callieres.

Neben dem Großstatthalter stund der Herr von Champigny, der Ritter Vaudreuil und andere vornehme Officier. Er selbst saß an einem Orte, da ihn jedermann sehen und hören konnte, und redete zuerst. Er trug kürzlich vor: man wäre im vorigen Jahre wegen eines allgemeinen Friedens einig geworden; es wären aber von allen Nord- und Westvölkern nur die einzigen Huronen und Utauais zu Montreal erschienen. Er hätte also den übrigen zu wissen gethan, sie möchten Abgeordnete schicken; denn er wolle ihnen, wenn sie alle beysammen wären, die Streitaxt förmlich aus der Hand nehmen, und allen denen, die ihn für ihren Vater erkenneten, ankündigen, er wolle künftig der einzige Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten seyn. Sie möchten also das Vergangene in Vergessenheit stellen, ihre Angelegenheiten in seine Hände geben, und der genauesten Gerechtigkeit versichert leben. Weil ihnen der Krieg nicht den geringsten Vortheil verschaffet habe, so müßten sie desselbigen ohne Zweifel überdrüßig seyn, und sie würden ihm für alle seine Bemühungen, ihnen Friede zu verschaffen, dereinst unendlichen Dank sagen, wenn sie nur die Süßigkeit desselbigen recht gekostet hätten.

Als seine Rede zu Ende war, so verdollmetschte sie der Pater Bigot den Abenaquiern in ihrer Sprache. Eben dergleichen that Nicolaus Perrot bey den Miamiern, Illinesen und andern westlichen Wilden; der P. Garnier bey den Huronen, der P. Bruyas bey den Iroquesen, und der P. Anjelran bey den Utauais und Algonquinen. Sie gaben ihre Einwilligung alle mit einander durch ein großes Geschrey, das man wer weis wie weit? hören konnte, zu vernehmen. Hernach theilete man unter die sämmtlichen Oberhäupter Geschenke aus. Sie ihres Ortes erhuben sich einer nach dem andern, von ihrem Sitze, traten in ihren langen Pelzröcken mit abgemessenen Schritten zu dem Statthalter, und überlieferten ihm ihre Gefangenen, nebst einigen Geschenken, deren Verstand sie zugleich erkläreten.

Sie redeten alle mit einander ungemein verständig; ja, es trugen so gar einige ihr Wort mit größerer Höflichkeit vor, als man bey wilden Rednern gesuchet hätte. Absonderlich

derlich machten sie viel Wesens davon, daß sie der Liebe zum Frieden ihre eigenen Vortheile aufopferten, und zwar bloß um ihrem Vater gefällig zu seyn. Denn übrigens frageten sie nicht das geringste nach den Iroquesen, und glaubeten auch nicht, daß sie es aufrichtig meyneten. Der General sagete einem jedweden einige höfliche Reden, und übergab die Gefangenen so, wie man sie ihm überlieferte, den Iroquesen.

1701.

Seltsamer Aufzug der Abgeordneten.

Allein, so ernsthaft diese ganze Handlung auf Seiten der Wilden war, so lächerlich kam sie den Franzosen vor. Denn die meisten Abgeordneten, absonderlich der entlegenen Völker, erschienen in einem höchstseltsamen Aufzuge, welcher sich zu dem vornehmen und ernsthaften Wesen, das sie an sich nahmen, im allergeringsten nicht reimete.

Der Algonquinen Anführer war nicht anders, als ein canadischer Reisender gekleidet; dabey hatte er seine Haare wie einen Hahnenkopf aufgesetzet, und einen rothen Federbusch, welcher den Kamm vorstellete, und hinten hinab hing, darauf gestecket. Es war ein junger, langer, wohlgestalteter Mensch, und eben derjenige, welcher nebst dreyßig andern eben so jungen oder noch jüngern Kriegern seiner Nation bey Catarocuy eine iroquesische Partey geschlagen, und den sogenannten Schwarzkessel, der Onnontaguer großes Kriegeshaupt, erleget hatte, welche beherzte That den Iroquesen mehr als sonst etwas Lust machte, sich mit den Franzosen und ihren Bundesgenossen zu vergleichen. Dieser Wagehals nun trat mit einem edlen freyen Wesen zu dem Herrn Callieres, und sagete zu ihm: „Mein Vater! ich „verstehe mich nicht aufs Rathgeben: allein, ich höre deine Stimme allemal. Du hast „Frieden gemacht; damit habe ich alles Vergangene vergessen.„

Das Oberhaupt der Puteuatamier, Namens Onanguice, hatte sich die Haut von einem jungen Stierkopfe über den Kopf gezogen, so, daß die Hörner über die Ohren hinab hingen. Der Mann war wegen seines scharfen Verstandes, guten Gemüthes und seiner großen Zuneigung gegen die Franzosen berühmet. Er hielt auch in der That eine sehr schöne und höfliche Rede.

Der Utagami hatte sich das ganze Gesicht roth bemalet, und eine alte stark gepuderte, aber nicht ausgekämmete Perucke auf den Kopf gesetzet, so, daß er fürchterlich und lächerlich zugleich aussah. Weil er weder Mütze noch Hut hatte: so nahm er seine Perucke vor dem Generale ab. Es entstund ein gewaltiges Gelächter darüber: doch das machte ihn nicht irre; denn er dachte vermuthlich, man lache aus Wohlgefallen über sein zierliches Beginnen. Sein Vortrag war: er hätte keine Gefangenen bey sich; denn sie wären ihm alle weggelaufen. „Nebstdem, fuhr er fort, habe ich auch mit den Iroquesen nie viel zu schaf„fen gehabt, wohl aber muß ich mich immer mit den Siuxen herumschlagen.

Der Springer hatte sich mit einem Federbusche einen Schein, wie die Heiligen haben, um den Kopf gemachet. Er sagete: seine Gefangene habe er bereits alle miteinander in Freyheit gesetzet, und bitte er nur um die Gewogenheit seines Vaters. Die angesessenen Iroquesen und Abenaquier redeten zuletzt, und bezeugeten einen großen Eifer für das Wachsthum der französischen Pflanzlande. Man glaubete ihren Worten um desto leichter, weil sie währenden Krieges den Inhalt ihrer Rede durch ihre Werke bestätiget hatten.

Als die sämmtlichen Abgeordneten mit ihrem Vortrage fertig waren: so warf jedermann die Augen auf den iroquesischen Worthalter, welcher bisher immer geschwiegen hatte. Seine Rede war sehr kurz, und des Inhaltes: diejenigen, deren Worthalter er wäre, würden bald im Werke selbst zeugen, daß man mit größtem Unrechte einiges Mistrauen in ihre aufrich-

1701. aufrichtige Gesinnung setzete. Sie würden jedermann, auch die allerungläubigsten von ihrer Treue, Redlichkeit und Ehrerbiethung gegen ihren allgemeinen Vater überführen.

Hierauf brachte man den schriftlichen Aufsatz des Friedens. Er wurde von acht und dreyßig Abgeordneten unterzeichnet n). Nachgehends kam die große Friedenspfeife. Herr Callieres rauchte zuerst daraus, hernach der Intendant, sodann Herr von Vaudreuil und mit einem Worte alle Oberhäupter und Abgeordnete nach der Reihe. Endlich sang man das Te Deum. Nach diesem erschienen große Kessel, darinnen man drey Ochsen gekochet hatte. Man legete einem jedweden ohne Lärm und Verwirrung nach Ueberfluß etwas vor, und jedermann war lustig. Zum Beschlusse wurden einige Böller und Stücke losgebrannt, auf dem Abend aber die Stadt beleuchtet und Freudenfeuer angezündet.

Die obern Nationen bekommen Gehör.

Den 6ten ließ Herr Callieres die Abgeordneten der obern Nationen vor sich, und sagete: ungeachtet er nicht sonderliche Ursache habe, mit einigen unter ihnen zufrieden zu seyn, so wolle er doch, aus Liebe zum Frieden, die Fehler ihrer Aufführung vergessen; dergestalt verzeihe er den Sakiern den Tod des ermordeten Franzosen, weil sie sich gegen den Herrn Courtemanche zur Auslieferung des Mörders erbothen, und durch ihren Abgeordneten eine Genugthuung, damit er zufrieden seyn wollte, geleistet hätten.

Die Abgeordneten der Illinesen waren unterwegens gestorben, hatten aber vor ihrem Ende die Besorgung ihrer Geschäffte dem Onanguice aufgetragen. Diesem befahl der General, den Illinesen zu melden, wenn sie künftig die Franzosen wieder ausplündern würden, so würde er nicht mehr, wie voritzt, mit dem bloßen Ersatze des Geraubten zufrieden seyn. Auf gleiche Weise redete er auch mit einigen andern, welche gleichen Fehler an sich hatten, und meldete ihnen, sie würden zwar an ihm allemal einen Vater finden, aber einen solchen, der zu ihrem Ungehorsame nicht wie bisher, durch die Finger sehen würde.

Nachgehends theilete er die Geschenke des Königes unter sie aus. Weil die Utauais den P. Anjelran, nebst dem Nicolaus Perrot verlangeten: so versprach er zwar, ihre Bitte zu erfüllen, absonderlich, weil der Missionarius selbst mit ihnen zu gehen geneigt wäre; sie müßten aber eine bessere Gelehrigkeit, als bisher, gegen seine Unterweisung äußern. Ihr Abgeordneter bath auch, man möchte doch keinen Brandtwein mehr verführen lassen; denn er verwirre den Verstand, und bringe junge Leute auf allerley Ausschweifungen von schlimmer Folge. Alle Anwesende billigten sein Verlangen, doch mit Ausnahme eines einzigen huronischen Hauptmannes, der ein großer Säufer war, und sich zum Voraus schon mit einem guten Vorrathe versorget hatte.

Die Iroquesen gleichfalls.

Den folgenden Tag forderte der General die iroquesischen Abgeordneten vor sich, stellete ihnen vor, sie würden keiner Entschuldigung fähig, wohl aber seines äußersten Grimmes würdig seyn, wenn sie ihre Gefangenen nicht losließen. Demnach sollten sie dieselbigen dem Herrn Joncaire, welchen er ihnen zu diesem Ende mitgeben wolle, einliefern. Er verspräche dagegen, daß jedweder, der Lust hätte, wieder in ihr Land umzukehren, völlige Freyheit dazu haben sollte; gleichwie denn dieses mit denen Gefangenen, welche ihm die Huronen eingeliefert hätten, gleichfalls geschehen wäre.

Nebstdem band er ihnen nochmals ein, sie möchten sich, wenn etwa, gleichwie zu vermuthen stünde, ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England ausbrechen sollte, auf keine Seite schlagen. Sie sollten den Engländern durchaus keine Schanzen in ihren Dörfern oder

n) Dieses mal machten sie andere Zeichen, als bey dem vorigen Vergleiche.

1701.

oder an ihren Flüssen anlegen lassen: denn dieses sey nicht nur ihnen höchst nachtheilig, sondern er werde es auch nicht leiden. Zwar hätte er ungemein gern gesehen, wenn sie Jesuiten verlanget hätten, weil er wohl wußte, es sey die Gegenwart dieser Missionarien das allerkräftigste Mittel, sie bey einer genauen Unparteylichkeit zu erhalten. Da es ihm aber deswegen an einem Befehle vom Hofe fehlete: so wollte er nichts davon erwähnen, sondern suchete es durch andere Nebenwege, die ihm auch nach Wunsche gelangen, dahin zu bringen.

Endlich eröffnete er ihnen auch seine Meynung, wegen des neuen Wohnplatzes auf der Landenge. Er hatte, um die Wilden anzulocken, schon im Brachmonate den Herrn de la Motte Cadillac mit etwa hundert Mann und einem Jesuiten dahin abgeschicket, und deswegen so sehr geeilet, weil er besorgete, wenn die iroquesischen Abgeordneten ankämen, und einen Aufschub in der Sache verlangeten, so möchte eine abschlägige Antwort dem Friedensgeschäffte eine Hinderniß in den Weg legen; dahingegen er nach geschehener Sache mehr Recht habe, darauf zu beharren. In der That, wäre es nicht schon so weit damit gekommen gewesen: so hätten ihn die Schwierigkeiten, die sie vortrugen, allerdinges in Verlegenheit gesetzet, voritzt aber ließen sie sich endlich bereden, absonderlich weil er ihnen vorstellete, die Engländer würden sich ohne Zweifel selbst an diesem Orte festgesetzet, und dadurch den Krieg mitten in ihre Länder gespielet haben, wenn er ihnen nicht zuvor gekommen wäre.

Die Agnier treten dem Frieden bey.

Die Agnier hatten, wider ihr Versprechen, die Friedensversammlung nicht beschicket, und der General äußerte deswegen gegen die Abgeordneten der übrigen Orte eine Empfindlichkeit. Doch es waren diese letztern kaum von Montreal abgereiset: so erschienen die Agnier, und unterschrieben nach vorläufiger Entschuldigung den Vergleich. Nach einiger Zeit kam Joncaire wieder, brachte aber sehr wenige Gefangene mit, weil die übrigen schlechterdinges nicht mitgehen wollten. Man glaubete, oder stellete sich doch wenigstens, als ob man glaubete, die Iroquesen wären außer Schuld: damit blieb es dabey.

Garakonthie stirbt.

1702.

Im folgenden Jahre ließen die Orte dem Herrn Callieres durch eine feyerliche Gesandtschaft ihre Danksagung wegen des Friedens abstatten, gleichwie denn einige obere Völker eben dergleichen thaten. Doch die stärkeste Hoffnung wegen der Dauerhaftigkeit dieses Friedens, war das Verlangen der Iroquesen nach Jesuiten. Zugleich meldeten sie das Absterben des Garakonthie, welcher den Franzosen bis an den letzten Athem nützliche Dienste bey seiner Nation geleistet hatte. Sie stelleten dem Generale seinen Vetter vor; dieser erboth sich, der Franzosen Geschäffte an statt seines verstorbenen Oheims zu besorgen, wurde auch angenommen.

Der General wünschete viel zu eifrig, die Iroquesen möchten sich aus eigener Bewegung Missionarien ausbitten, als daß er sie nicht gleich beym ersten Worte gehalten hätte; und weil er eine ziemliche Anzahl Missionarien schon in Bereitschaft hielt, so schickete er überall welche hin. Herr Maricourt mußte sie ins Land führen; sie wurden auch auf das Beste empfangen. Nun hatten zwar freylich die Iroquesen zur christlichen Religion voritzt eben so wenig Lust, als vorher: unterdessen aber war es doch der Religion gleichwohl zuträglich, hauptsächlich aber den Pflanzlanden viel daran gelegen, wenn es unter diesen Barbaren Personen gab, die ihnen nicht nur durch ihren Stand Ehrerbiethung, sondern auch durch ihre Gegenwart eine zuversichtliche Hoffnung beständiger Freundschaft einflößeten; die auf ihr Thun und Lassen fleißig Acht gaben, dem Generale ihr Vornehmen zeitig steckten, die Wilden durch ihren angenehmen Umgang auf unsere Seite lenketen, oder doch wenigstens sich einige gute Freunde machten; absonderlich aber die Ränke der Engländer aus-

1702.

forschen und vernichten könnten. Denn so lange die Engländer die Jroquesen nicht auf ihrer Seite haben, darf man in dieser Gegend von America wenig nach ihnen fragen.

Feindseligkeiten der Engländer.

Weil nun Herr Callieres eben um die Zeit, da er von dem zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Kriege Nachricht bekam, auch mit den Jroquesen zu Stande war; so hielt er gleichsam für unfehlbar, es würden die Engländer, so viel America betreffe, den allerersten Versuch entweder auf Acadia oder auf die Jnsel Neuland vornehmen. Es traf auch seine Muthmaßung richtig ein. Bald darauf erfuhr er, der Feind habe Plaisance angreifen wollen. Nach einiger Zeit lief abermals Nachricht ein, der Anschlag sey zu Wasser geworden, indem der Feind es dabey bewenden lassen, daß er einige Fischerfahrzeuge geplündert und verbrannt.

Weit größere Sorge verursachete ihm Acadia, indem es nicht so gut befestiget, und weit schwerer zu behaupten war, als Plaisance. Doch diese Bekümmerniß legete sich wenigstens doch auf eine Zeitlang, da ihm vom französischen Hofe gemeldet wurde, man rede stark davon, als ob diese Landschaft eine dauerhafte Verfassung bekommen, und mit einer starken Anzahl Einwohner besetzet werden sollte.

Verschiedene Anschläge wegen Acadia.

Die Sache war gewiß; ja, dem Bischofe von Quebec, welcher damals in Frankreich war, kam die Sache so ernstlich vor, daß er schon Anstalt machte, Acadia mit einer geistlichen Pflanzschule zu versorgen, damit man die benöthigten Leute für die künftig anzulegenden Plätze nicht erst aus Canada, wo sie nicht überflüßig waren, verschreiben dürfte.

Anfänglich warf er die Augen auf die Benedictiner von der Congregation St. Mauri: es wollte aber der General dieser Congregation sich nicht nach seinem Sinne bequemen. Hierauf wendete er sich an die Prämonstratenser, absonderlich an den regulirten Abt zu St. Andre aux Bois in der Picardie. Dieser war hierzu ganz willig; ja, er wollte seine eigene Person der acadischen Mission widmen. Allein, die Superioren besagten Ordens verlangeten solche Bedingungen, welche der Bischof entweder nicht eingehen konnte, oder nicht wollte; und da bald darauf der Hof an die Bevölkerung Acadiens nicht weiter gedachte: so blieben alle geistliche und weltliche Dinge daselbst wie sie waren.

Die Engländer bedrohen Neufrankreich.

Der Ritter Villebon war im Heumonate des 1700 Jahres mit Tode abgegangen, und Herr von Brouillan von Plaisance als Befehlshaber nach Acadia versetzet worden. Dieser nun hatte die Neuengländer bald auf dem Halse. Die Bastoner verursachten großen Schaden an allen Küsten, und nahmen an selbigen viele Schiffe weg. Nachgehends erfuhr er, man halte zu Baston die französischen Gefangenen ungemein hart, die Königinn von Großbritannien habe verbothen, den geringsten davon auszutauschen, und der Statthalter wolle den Hauptmann Baptiste, einen trefflichen Partengänger, hängen lassen. Denn dieser war unter dem Vorwande, er wäre ein Seeräuber, währenden Friedens nicht losgekommen.

Auf diese Nachricht schickete er einen eigenen Bothen nach Baston, und ließ dem Statthalter drohen, er werde bey Gelegenheit ein gleiches thun. Diese Erklärung rettete dem armen Baptiste das Leben; dagegen brachte des Herrn Brouillans Abgesandter die Nachricht mit, man erwarte in dem bastonischen Hafen englische Kriegesschiffe, welche Quebec belagern, auch in dem Seebusen, ja gar im Lorenzflusse kreuzen, und kein französisches Fahrzeug durchlassen sollten.

Die Wilden rühren sich.

Herr Brouillan fertigte eben diesen Mann sogleich nach Quebec ab, damit er dem Herrn Callieres Bericht davon erstatten möchte. Doch dieser hatte schon von der Sache gehö-

gehöret; überdieses erfuhr er voritzt noch: der neuyorkische Landausschuß sey bereits auf dem Wege nach Baston begriffen; die Engländer drängen darauf, es sollten die Iroquesen ihre Missionarien aus dem Lande jagen; es hätten es auch einige Orte versprochen; ja es trieben viele von unsern alten Bundesgenossen durch Vermittelung der Iroquesen Handlung mit ihnen, und schöben die Schuld auf den hohen Preis unserer Waaren. Die Quelle dieser alten und nur allzugut gegründeten Klage war zum Theile die Armuth der canadischen Einwohner, theils der Geiz der Kaufleute in Frankreich und Canada. Dergestalt hatten die Wilden allemal eine Entschuldigung im Vorrathe, damit sie ihren Wankelmuth oder ihre böse Gesinnung bemänteln konnten.

1702.

Das allernothwendigste bey diesen Umständen war, die Ränke der Engländer bey den Iroquesen zu vernichten; daher sorgete er auch vor allen Dingen dafür. Nachgehends schrieb er um frische Mannschaft nach Hofe; er dachte auf Vollendung der quebecischen Befestigung, und machte überhaupt alle Anstalten, die ihm seine Erfahrung und Geschicklichkeit an die Hand gaben. Er selbst war Neufrankreichs größte Stütze: zum Unglücke aber verlor man dieselbige, da sie am allernothwendigsten fiel. Er starb zu Quebec den 26sten May 1703, und wurde also bedauret, wie es der vollkommenste General, den Neufrankreich je gehabt, und ein Mann, von welchem es die wichtigsten Dienste empfangen hatte, billig verdienete.

Tod des Ritter Callieres. 1703.

Nach seinem Ableben blieb die oberste Gewalt in den Händen des Marquis de Vaudreuil, Befehlshabers zu Montreal. Er war bey den Wilden sehr beliebt. Seine in dem letztern Kriege bey mancher Gelegenheit erzeigte Tapferkeit, nebst seinem edlen und angenehmen Wesen hatte ihm bey allen Franzosen Liebe und Hochachtung erworben. Nebstdem hatte er keinen Mitwerber, über welchen ihn seine Stelle, seine Erfahrenheit, und seine Kenntniß der canadischen Angelegenheiten nicht weit erhoben hätte. Denn was Herrn Champigny betrifft, welcher des Herrn Callieres Mitwerber gewesen war: so lebete derselbige voritzt in Frankreich, und gedachte an America nicht mehr.

Herr Vaudreuil folget ihm im Amte.

Demnach wurde die Bitte aller derer, die um den Marquis anhielten, gewähret. Ja, da ihm der König seit der Ueberrumpelung von Valenciennes durch die Mousquetaires, darunter er damals dienete, gar öfters Merkmaale seiner Gnade gegeben hatte: so schien das gemeinschaftliche Verlangen aller neufranzösischen Landstände, Seiner Majestät Vergnügen zu machen. Mit einem Worte, es verursachete die Nachricht von seiner Erhebung eine um so viel aufrichtigere Freude, weil sein Bezeugen währender Zwischenregierung, jedermann bereits in der Meynung bestärket hatte, es wäre zu der Stelle, dahin Seine Majestät ihn erhub, kein Mensch tüchtiger, als eben er.

Weil er wohl wußte, wie viel an den Iroquesen gelegen wäre: so bezeugete er sich gegen die Tsonnonthuaner, die ihn bald nach des Herrn Callieres Ableben besuchten, ungemein freundlich. Ja, er schickete den Herrn Joncaire mit ihnen nach Hause, welcher in seinem Gewerbe so glücklich war, daß er einen ihrer vornehmsten Oberhäupter mit sich nach Montreal brachte. Der Wilde dankete dem Marquis erstlich dafür, daß er ihnen gegen alle, die sie beleidigen wollten, Schutz versprochen hätte; er bezeugete hernach, wie sehr es ihn schmerzete, daß die Onnontaguer dem Marquis noch nicht hätten Glück wünschen lassen, und daß sie, wie es schiene, nichts Gutes im Schilde führeten; hernach setzete er seine Rede folgender Gestalt fort.

Abordnung der Tsonnonthuaner.

1703.

„Was ich dir voritzt sagen will, das haben wir noch nie einem Menschen geoffenbaret. Bisher haben wir immer behauptet, unser Land gehörete sonst niemanden, als „uns selbst, und eben deswegen ergriffen wir auch die Entschließung, bey allem, was „zwischen euch und den Engländern vorgehen würde, bloße Zuschauer abzugeben. Aber „nun überreiche ich dir, doch in geheim, ein Geschenk zum Wahrzeichen, daß wir dir „das uneingeschränkte Eigenthum unseres Landes übertragen. Sollten wir also irgend „Verdruß bekommen, oder deiner Hülfe nöthig haben: so betrachte uns als deine Kinder, „und setze uns in den Stand, daß wir unser heutiges Unternehmen behaupten können. „Was die Missionarien betrifft: so kannst du sicher glauben, ich werde lieber das Leben, „als diese Leute aus meinem Vaterlande lassen.„ Dieses Versprechen bekräftigte er durch ein abermaliges Geschenk; und durch das dritte verlangete er, es möchte Joncaire den Winter über bey ihm verbleiben.

Teganissorens kömmt nach Montreal.

Der Marquis bewilligte ihm eine Sache, die er noch heftiger, als jener, wünschete, mehr, als zu gern. Joncaire reisete folglich mit diesem Abgeordneten ab. Bald darauf kam Teganissorens nach Montreal, und bezeugete sich bey dem Gehöre, das ihm der Marquis gab, so verdrießlich, daß man von der Ursache seiner Ankunft wenig Gutes hoffete. Endlich kam es heraus. Er sagete: „Die Europäer haben schlechte Gemüther. Sie „machen unter einander Friede, und greifen um der geringsten Ursache willen wieder nach „der Streitaxt. Wir unseres Ortes verfahren ganz anders. Es gehöret viel dazu, wenn „wir einen einmal unterschriebenen Vergleich brechen sollen.„ Hierauf meldete er, sein Ort werde sich in diesen Krieg nicht mischen; weil er ihn weder auf einer, noch auf der andern Seite gut heiße. Mehr verlangete Herr von Vaudreuil nicht. Dieses schärfete er dem Wilden sattsam ein; ja, damit die Iroquesen nicht den mindesten Vorwand hätten, von ihrer für Neufrankreich höchst vortheilhaften Unparteylichkeit abzugehen: so beschloß er, gar keine Partey gegen Neuyork auszuschicken. Dieses aber rechnete er dem Teganissorens als eine besondere Gefälligkeit an; und der Wilde versprach dagegen, es sollten die in seinem Orte befindlichen Missionarien da bleiben.

Unternehmung gegen Neuengland.

Eben das, was der Marquis that, um die Iroquesen zur Unparteylichkeit zu bewegen, das wollte man zu Baston mit den abenaquischen Völkerschaften ebenfalls thun: allein, es war zu spät. Herr Vaudreuil brachte eine Partey von diesen Wilden zusammen, gab ihnen den Lieutenant de Beaubassin nebst einigen Franzosen mit, und schickete sie nach Neuengland. Hier verheereten sie etwas weniges vom Lande: tödteten aber doch dreyhundert Personen, und das war schon genug; denn das Hauptwerk war, die Abenaquier auf eine solche Weise in den Krieg zu verwickeln, daß sie nicht wieder zurück könnten.

Als die Engländer keine Hoffnung mehr hatten, diese Wilden zu gewinnen: so fielen sie mit Ausgange des Herbstes in ihr Land, und schlugen alles todt, was sie fanden. Ihre Oberhäupter verlangeten Beystand von dem Marquis, und dieser schickete ihnen mitten im Winter zweyhundert und funfzig Mann, unter Anführung des abgedankten Lieutenants, Herrn Hertels de Rouille; denn dieser vertrat bereits die Stelle seines Vaters, der wegen Alters und Schwachheit keine weiten Züge mehr thun konnte, mit vielem Ruhme. Rouille hatte noch viere von seinen Brüdern bey sich. Er überfiel die Engländer, schlug viele todt, und nahm hundert und funfzig gefangen. Dagegen verlor er nicht mehr, als drey Franzosen und einige Wilden: wurde aber selbst verwundet.

1703.

Auf der Insel Neuland hatte das Parteygehen ebenfalls erwünschten Fortgang. Der Nachfolger des Herrn Brouillans im Befehlshaberamte zu Plaisance, Herr de Subercase, war kein Mann, der den Engländern viel Ruhe gönnete; er hatte auch seinen Officieren eine eben so große Hitze eingeflößet. Daher verübete auch der Lieutenant bey den Fußgängern, Amariton, eine sehr merkwürdige That. Er bestürmete Ferryland nur mit vier Soldaten und etwa acht und vierzig Freywilligen und Matrosen bey hellem lichten Tage, und nahm es dreyhundert Engländern, die im Hafen waren, vor der Nase weg, ohne einen Mann zu verlieren. Er eroberte auch fünf Häuser und drey Nachen, oder kleine Fahrzeuge.

Treffliche That eines Officiers.

Aber das konnte er nicht hindern, daß eine Brigantine zwey Kriegesschiffe, die an den Peterinseln vor Anker lagen, herbeyrief. Sie erschienen auch, als unsere Helden noch in Ferryland waren. Kaum hatte Amariton so viel Zeit, daß er seine eroberte drey Nachen in Brand stecken und in den Wald entspringen konnte. Sogleich schicketen ihm die Engländer dreyhundert Mann nach, nebst zwo bemanneten Schaluppen. Diese erreicheten ihn zu Fremouse. Damit überfiel seine Leute ein heftiges Schrecken. Sie liefen alle, einer da, der andere dort hinaus: nur er allein nebst etwa zwölf Mann schlug sich dermaßen tapfer herum, daß ihm kein Mensch etwas anhaben konnte, und floh glücklich bis nach Plaisance.

In Canada verwunderte man sich über die Unthätigkeit der Engländer auf besagter Insel. Allein, vermuthlich hatte man zu Quebec von ihrem Anschlage, welcher zu Plaisance selbst nicht gründlich bekannt war, noch nichts gehöret. Sie wollten nämlich sich zum Meister dieses Hafens machen; es wurde auch wirklich der ganze Anschlag bloß aus einem Versehen desjenigen, der ihn ausführen sollte, zu Wasser. Der Mann hieß Graydon. Sein Verhaltungsbefehl lautete: er sollte das Geschwader, das man ihm in England anvertrauete, in die englischen Pflanzlande führen; den sämmtlichen Landausschuß daselbst zu versammeln, und, um Plaisance zu belagern, nach Neuland übersetzen. Zwar hatte man die Ausrüstung in aller Stille vorgenommen; gleichwohl wurde die Sache laut, ehe das Geschwader unter Segel gieng. Die Schuld davon wurde dem Graydon beygemessen, weil man vorgab, er wäre der Regierung nicht günstig.

Versuch der Engländer auf Plaisance.

Noch hatte man ihm befohlen, er sollte nicht etwa, um Jagd auf ein feindliches Schiff zu machen, aus seiner Straße weichen. Allein, er war in diesem Stücke gehorsamer, als man vielleicht gern gesehen hätte. Denn er entdeckete vier französische Kriegesschiffe, die ihren Lauf nach Brest richteten, und dem Ansehen zu Folge schlechte Gegenwehr thun konnten. Diese ließ er zwar erkundschaften: als er aber einige Stückschüsse vernahm, so rief er die Seinigen zurück, und setzete seinen Weg fort. Nachgehends erfuhr man, es sey das Geschwader des Herrn Ducasse gewesen, das von Carthagena und andern americanischen Häfen zurück kam, und wie man vorgab, mehr, als acht Millionen Stücke von Achten gemünztes Gold an Bord hatte.

Als Graydon in die englischen Pflanzlande kam: so führete er sich, wie ein gewisser englischer Geschichtschreiber meldet, also auf, als ob er nicht zu der Königinn Dienste, sondern um das Land in Furcht zu setzen, da wäre. Nachgehends versammelte er zwar die ganze Macht des Landes, und segelte damit nach Plaisance: gieng aber, da er die Franzosen auf guter Hut stehen fand, wieder zurück, ohne nur einmal den geringsten Versuch

1704.

zu wagen. Uebrigens finde ich von dieser Unternehmung in keiner einzigen, weder geschriebenen, noch gedruckten französischen Nachricht, das allergeringste.

Unsere Bundesgenossen sind schwierig.

Ungeachtet der vorhin erwähnten kleinen Vortheile, die uns weiter nichts halfen, als daß die Wilden unsere Ueberlegenheit merken konnten, hatte der Herr von Vaudreuil allerley schwere Gedanken; denn die Huronen waren zwar von Michillimakinac nach der Landenge gezogen, hatten aber einen übelgesinnten und unsern Befehlshabern seit langer Zeit verdächtigen Kerl zum Oberhaupte o), und legeten ihre Neigung gegen die Engländer deutlich genug an den Tag.

Die Utauais, davon ein Theil ebenfalls nach der Landenge gekommen war, imgleichen die Miamier, wollten durchaus den Iroquesen in die Haare. Ja, die erstern begiengen die Verwegenheit, und überfielen einige Iroquesen, die an nichts weniger gedachten, unter den Stücken der Catarocuyschanze, schlugen auch einige todt. Auf der andern Seite versuchete der Befehlshaber zu Orange, Peter Schuyler, sein Aeußerstes, uns die Orte auf den Hals zu hetzen; wozu denn die nurbesagte auf unserm Grund und Boden, ja vor unsern Augen, vorgegangene Feindseligkeit ein mehr als hinlänglicher Bewegungsgrund ihres Willens war.

Doch Schuyler trieb seine Absichten noch weiter. Er suchete die unter uns angesessenen christlichen Iroquesen dahin zu vermögen, daß sie sich in seinem Bezirke niederließen. Er fand bey vielen Beyfall; und ihre Oberhäupter willigten in eine mündliche Unterredung mit ihm. Der Befehlshaber zu Montreal, Herr Ramezay, that zwar, um diesen Streich abzuwenden, sein Aeußerstes: allein vergeblich. Sie wären, ohne sich darum zu bekümmern, ob es ihn verdrösse, oder nicht, wirklich zu besagter Unterredung abgereiset: allein, zum Glücke waren einige Abenaquier zu Montreal, und diese macheten, daß sich die Iroquesen eines solchen für sie selbst höchst gefährlichen, und Christen unanständigen Vornehmens schämeten.

Ränke der Engländer bey den Iroquesen.

Was unter den Iroquesen selbst vorgieng, das bekümmerte den General nicht weniger, als die bisher erzählten Unruhen und Ränke. Joncaire, welchen er nebst dem Pater Vaillant abermals unter die Tsonnonthuaner ausgeschicket hatte, berichtete, es habe der Befehlshaber von Orange eine allgemeine Versammlung der ganzen Nation nach Onnontague ausgeschrieben, in der Absicht, die Orte, es möchte auch kosten, was es wolle, dahin zu bringen: 1) daß sie die Missionarien aus dem Lande jageten; 2) die Abenaquier am Fortsetzen ihrer Feindseligkeiten verhinderten; 3) die Mahinganen, die sich seit kurzem in dem agnierischen Bezirke niederließen, fortschaffeten, und in ihre alte Wohnung, unweit Orange, wiesen; 4) die obern Nationen zu Betreibung ihres Handels in den englischen Pflanzlanden den Weg durch das Ihrige erlauben möchten.

Ueble Gesinnung der Wilden.

Zu gleicher Zeit erfuhr man, die Wilden von der Landenge wären zu Orange gewesen, und daselbst ungemein freundlich empfangen worden. Andere Wilde hätten die Schanze auf der Landenge selbst in Brand gestecket, und wofern man nicht bey Zeiten zu Hülfe gekommen wäre, in die Asche geleget. Man durfte also keinem Menschen mehr trauen; und es hatte das gänzliche Ansehen, als ob unsere alten Bundesgenossen unsere ärgsten Feinde werden wollten. Bey dieser Verlegenheit, welche durch eine neue Feindseligkeit der Miamier gegen die Iroquesen noch mehr anwuchs, sah man erst recht ein,

warum

o) Die Franzosen nenneten ihn Vierzig Sols.

1704.

warum der Ritter Callieres so sehr gewünschet hatte, es möchten unter den Iroquesen gewisse Personen, die sich beliebt machen, und sie ihres wahren Nutzens erinnern könnten, zugegen seyn.

Verfahren der Iroquesen.

In der That, als man besorgete, die Iroquesen möchten, theils aus Rachbegierde, theils auf Anstiften der Engländer, eine gefährliche Entschließung ergreifen: so befand man im Gegentheile, Teganissorens habe mit allem Rechte zu Herrn Vaudreuil gesaget: es gehörete viel dazu, wenn die Iroquesen das einmal weggelegte Gewehr von neuem ergreifen sollten. So bald die Nachricht von der bey Catarocuy verübten unredlichen That der Utauais einlief: so wurde die Zusammenkunft mit dem Befehlshaber zu Orange auf eine andere Zeit ausgesetzet; dagegen schicketen die Tsonnonthuaner, als welche ganz allein beleidiget waren, den P. Vaillant nebst dem Herrn Joncaire an den Marquis Vaudreuil ab, um über diesen Friedensbruch Klage zu führen.

Dieses Verfahren machete ihm wieder gute Hoffnung; er versprach den Tsonnonthuanern alle gewünschte Genugthuung, schaffete sie ihnen auch, gleichwie die Folge zeigen wird. Es rührete die Feindseligkeit, davon die Rede war, von dem Misvergnügen der Utauais über den neuen Wohnplatz auf der Landenge her; und man merkete allmählich, es sey diese Unternehmung mit gewissen Unbequemlichkeiten, welche Herr Callieres sich nicht genugsam vorstellete, verknüpfet. Ueberhaupt wurde sie in Canada nicht durchgängig gebilliget, absonderlich von dem Marquis nicht. Mehrere Ursachen waren dazu nicht nöthig, daß man die ganze Sache liegen ließ, und alle in den entlegenen Gegenden vorgehende Unordnungen und Unglücksfälle auf ihre Rechnung schrieb. Vermuthlich erwog der General nicht genugsam, daß eine zur Unzeit angefangene Sache deswegen nicht allemal vernachläßiget oder gar aufgegeben werden müsse.

Da unterdessen die Tsonnonthuaner nur gemeldetermaßen so gut gesinnet zu seyn schienen: so ließ ihnen der Marquis melden, er sähe es gern, wenn sie den Ortstag zu Orange besucheten, und alle den Franzosen nachtheilige Schlüsse verhinderten. Die Onnontaguer hatte er gleichfalls auf seine Seite gebracht; denn es war, nach des Herrn Maricourt seit kurzem erfolgten Tode, sein älterer Bruder, der Baron von Longueil, dahin abgeschicket worden, und er war in seinem Gewerbe sehr glücklich gewesen. Er befand sich nebst dem P. Vaillant und Joncaire noch an besagtem Orte, als der Befehlshaber von Orange dahin kam. Der Tag wurde gehalten. Allein, die drey Franzosen erschienen wider des Schuylers Willen dabey, und wußten die Sache so artig zu karten, daß man ohne endlichen Schluß aus einander gieng.

Neue Ränke der Engländer.

Doch Schuyler ließ sich das nicht abschrecken. Als er auf seiner Rückreise einige Iroquesen vom Ludwigssprunge in dem Bezirke der Agnier antraf: so lockete er sie durch Geschenke mit sich nach Corlar. Hier warf er ihnen vor, sie wären die einzigen Urheber des Krieges; both ihnen, wenn sie in seinem Lande wohnen wollten, Güter an, und gab ihnen Geschenke mit nach Hause. Eines für ihr eigenes Dorf; zwey aber für ihre Landesleute am Berge und am Barfüßersprunge. Die Bedeutung war, sie möchten sich wenigstens ruhig halten, und einen ordentlichen Handel mit ihm treiben.

Die Wilden überbrachten nicht nur die Geschenke, sondern es wurden dieselbigen auch von allen dreyen Dörfern angenommen. Herr Ramezay erfuhr es sogleich, und sah wohl ein, man dürfte, um diese Unterhandlung zu trennen, keinen Augenblick verlieren. Zum Glücke war alles ohne Wissen des Oberhauptes und der Aeltesten geschehen; daher

brachte

1704. brachte er es ohne sonderliche Mühe dahin, daß man die Geschenke ohne Antwort zurückschickete. Ja, er beredete die drey Dörfer so gar, gegen die Engländer zu streifen.

Zug des Hrn. Montigny.

Einige Zeit vorher waren die Abenaquier von den Engländern überfallen, und einige getödtet worden. Weil sie nun Hülfe verlangeten: so schickete ihnen der Marquis den Montigny mit etwa fünf Canadiern; denn es kam nur darauf an, ihnen Muth zu machen, und hierzu war Montigny allein schon hinlänglich. Er brachte in kurzer Zeit funfzig Krieger auf die Beine, plünderte und verbrannte eine englische Schanze, da hinein einige geflohen waren, und nahm eine Menge gefangen.

Viele Abenaquier ziehen nach Bekancourt.

Einige andere Abenaquier mußten von den Streifereyen der Bastoner allzuviel ausstehen, und stunden über dieses in Gefahr, Hungers zu sterben. Denn aus den französischen Wohnplätzen konnten sie wegen der Entlegenheit keine Lebensmittel bekommen: die Engländer aber gaben ihnen nichts mehr. Diese schöne Gelegenheit ergriff der Marquis zur Ausführung seines Vorhabens, das ihm schon seit des Ritters Callieres Tode im Kopfe herum gegangen war. Er schlug nämlich den Wilden vor, sie möchten sich unter den Franzosen niederlassen; sie willigten auch darein. Man wies sie an den Bekancourtfluß, wo sie heutiges Tages noch immer sind. Die Absicht des Großstatthalters bey dieser Bevölkerung war, den Iroquesen, wofern sie etwa auf Anstiften der Engländer Krieg anfingen, einen Schlagbaum vorzuziehen; ja, auch sie an Ergreifung dieses Entschlusses zu verhindern. Die Folge zeigete, daß er recht gethan hatte.

Staatsklugheit der Iroquesen.

Zwar verlangeten eigentlich die Orte, absonderlich aber die Tsonnonthuaner, die einmal beschworene Unpartеylichkeit um so viel weniger zu verletzen, weil sie ihren Vortheil dabey fanden. Man merkete aber bald, daß es die letztern ihrer Ehre für gemäß hielten, die Engländer ebenfalls mit in selbige zu nehmen, und Friedensstifter zwischen ihnen und uns abzugeben. Der Marquis hatte ihre Absicht nicht nur bey Zeiten eingesehen, sondern auch dem Hofe Nachricht davon gegeben. Die Antwort lautete: wäre man versichert, den Krieg ohne sonderliche Unkosten des Königes glücklich zu führen: so müßte man die Vorschläge der Iroquesen abweisen; wo nicht, so könnte man zwar wohl eine Unparteylichkeit für America eingehen: es ließe sich aber mit der Ehre Seiner Majestät nicht vereinigen, daß Dero Generallieutenant und Statthalter die ersten Vorschläge dazu thun sollte; am allerwenigsten schickete es sich, keine andere Vermittelung, als der einzigen Iroquesen, dabey zu gebrauchen.

Das allergeschickteste, schrieb der Minister weiter, scheine ihm zu seyn, daß man den Wilden vermittelst der Missionarien vorstellen lasse, Frankreich suche die Ruhe des Landes im allergeringsten nicht zu stöhren; ja, ungeachtet es den Krieg gar wohl mit Nachdrucke führen könne: so sey ihm doch die Ruhe in Canada lieber, als alle Vortheile, die es vermittelst der Waffen erhalten könne. Glaubeten nun die Orte dieses, und brächten die Engländer dahin, daß sie die Unparteylichkeit für ihre americanischen Lande begehreten: so sollte man sie zwar anhören, gleichwohl aber ohne eingelaufenen Befehl vom Könige nichts endliches abschließen.

Man verschafft den Orten Recht.

Man sah zum Voraus, es werde diese Unterhandlung ohne Wirkung ablaufen; daher nahm es niemanden Wunder, als sie zu Wasser wurde. Das Hauptwerk war nur, die Iroquesen bey guten Gedanken zu erhalten, und ihnen weis zu machen, als ob wir von Herzen gern Friede behielten. Das erstere gelang um so viel besser, weil man ihnen eben damals wegen der neulichen von den Utauais erlittenen Beleidigung Recht verschaffete.

Nº 12.



FRANZÖSISCHE BAY
Grüner Bach
Teich mit Süßem Waßer
Canal Sanct Georg
Das Schwartze Vorgeb.
Gute Fahrt
Bach S.t Charles
Fl. Duguas
Bach Corneille
Flecken Bach
le Port Royal oder Annapolis Royal
Spitze Maillet
Bach Maillet
die Torten pfanne
I. d'Arington
I. aux Chevres
Ziegen Insel
Narren Fahrt
Lescarbotune
Bank welche decket
DAS BECKEN
I. Imbert von den Englænd. I. de Beart genant
Bucht und Portage die bis fur S.t Marien Bay geht
Fl. Bear
Fl. Imbert itzo
Orignal Fluss
See
GRUNDRISS VON
PORT ROYAL
in Accadia
von den Englændern
ANNAPOLIS ROYALE
genannt.
Durch B.N Ing. de la M. 1744.
MAASS-STAB.
300 600 1200 1800 2400. Toisen.
Eine Gemeine Französische See-meile
1 S.M.
Eine Französische und Englische See-meile.
1 S.M.

Zug des
Montign

Viele A
quier z
nach B
court.

Staate
heit der
quesen.

Man
schafft de
ten Rech

1704.

sete. Als der Anführer der Partey, welcher sie bey Catarocuy überfallen hatte, mit seinen Gefangenen auf dem Rückwege nach Michillimakinac begriffen war: so zog er bey der Schanze auf der Landenge vorbey, und wollte seine daselbst angesessenen Landesleute bereden, sie möchten sich zu ihm schlagen. Ja, er begieng so gar die Grobheit, und machete sich mit seinem Siege im Angesichte der Schanze groß. Dieser Trotz verdroß den Ritter Tonti, welcher wegen des Herrn de la Motte Abwesenheit Befehlshaber war. Er schickete also den Herrn de Vincennes mit zwanzig Soldaten von seiner Besatzung gegen ihn aus. Ungeachtet nun die Utauais von der Landenge ihren Landesleuten mit dreyßig Mann zu Hülfe kamen: so fiel ihnen doch Vincennes mit solcher Hitze auf den Leib, daß sie die Flucht ergriffen, und ihre Gefangenen im Stiche ließen. Diese wurden sodann den Tsonnonthuanern eingeliefert.

Diese tapfere That, und die daraus erhellende Entschließung des Statthalters, alle Störer der öffentlichen Ruhe feindlich zu behandeln, vernichtete alle Ränke der Engländer, und erhielt die übelgesinnten Wilden im Gehorsame. Zugleich gieng auch in Neuland und Acadia allerley vor, daraus alle wilde Nationen sonnenklar sehen konnten, die Franzosen hätten nicht den geringsten Wind gemachet, als sie von ihrer Macht, den Krieg mit Nachdrucke zu führen, sprachen.

Treffliche That eines französischen Parteygängers.

Ein gewisser Parteygänger, Namens la Grange, ein verschlagener und beherzter Kerl, erfahrener Schiffmann, welcher von dem Herrn d' Iberville in der Hudsonsbay gelernet hatte, wie man Krieg führen müßte, rüstete zu Quebec zwo Barken aus, und besetzete sie mit Canadiern. Denn weil er wußte, es wären zu Bonneviste auf Neuland Kriegesschiffe angekommen: so wollte er einen Versuch wagen, ob er irgend eines weghaschen könnte. Als er bis auf zwölf Meilen an besagten Hafen kam: so verließ er, um nicht entdecket zu werden, seine beyden Barken, und setzete seinen Weg auf zwoen großen Schaluppen fort, schlich sich des Nachts in den Hafen, und eroberte eine mit Stockfische beladene Fregatte von vier und zwanzig Stücken, verbrannte zwo Flüten, jedwede von zwey- bis dreyhundert Tonnen, und bohrete noch eine andere Fregatte in Grund; wornach er mit seinem eroberten Schiffe und vielen Gefangenen den Rückweg ergriff.

Es lagen zwar sechshundert Engländer in der Bonnevisteschanze; sie erschienen auch mit anbrechendem Tage im Gewehre: es war aber zu spät; unsere Helden waren bereits unter Segel, und außer aller Gefahr des Nachsetzens. La Grange gieng nach Quebec zurück, verkaufete daselbst die Ladung seiner Fregatte, und befrachtete sie nach Frankreich. Zum Unglücke wurde er auf der Höhe von Frankreich angegriffen. Er schlug sich so tapfer herum, daß er den Sieg, wenn nur die feindliche Ueberlegenheit nicht so gar groß gewesen wäre, ganz richtig erhalten hätte. Unterdessen machete ihm seine Niederlage nicht geringere Ehre, als sein vormaliger Sieg. Der König nahm ihn in seine Dienste unter dem Seeregimente, da er sich denn dieser Ehre bis an seinen Tod würdig erzeigete.

Die Engländer belagern Königshafen.

Doch, was die Wilden vollends überzeugete, die Engländer vermöchten gegen unsere Kriegesvölker nicht zu bestehen, das war der unglückliche Versuch der Bastoner auf Königshafen, und ihre dabey erzeigte schlechte Herzhaftigkeit. Zwar der acadische Befehlshaber, Herr Brouillan, war zuverläßig gewarnet worden, man werde ihn angreifen: aber an statt, seiner Schuldigkeit gemäß, für seine Vertheidigung zu sorgen: so dachte er nur daran, wie er den Feind in seinem eigenen Lande angreifen wollte; schrieb auch an den Marquis Vaudreuil, um seine Einwilligung hierzu auszuwirken. Daher wurde er unvermu-

1704.

vermuthet überfallen. Den 2ten des Heumonates erfuhr er mit Anbruche des Tages, es wären englische Kriegesschiffe in dem Hafen, sie hätten bereits Volk ans Land gesetzet, die Wache an der Hafenmündung, welche nur aus drey Mann bestund, aufgehoben, und viele Einwohner gefangen genommen.

Gegen Mittag war die Anzahl der feindlichen Schiffe bis auf zehen angewachsen. Eines führete funfzig Stücke, eines dreyßig, die bastonische Galeere zwölf. Dabey waren noch sieben Brigantinen. Sie lagen an der Mündung des Beckens, zwo Meilen weit von der Schanze, vor Anker. Auf diese Weise erzählet der Marquis Vaudreuil die Sache in einem Schreiben an den Herrn Pontchartrain. Dagegen versichert Herr Brouillan selbst in einem Schreiben an nur gedachten Minister, der Feind habe in allem zwey und zwanzig Fahrzeuge, und der Admiral siebenzig Stücke gehabt. Doch lassen beyde Nachrichten sich endlich noch vereinigen, wenn man das zweyte Geschwader, welches bey den Bergwerken liegen blieb, und einige Wohnplätze wegbrannte, mit zu dem erstern, welches Königshafen belagerte, zählet.

Herr Brouillan erfuhr diesen Einfall den 4ten. Den 5ten wurde ihm gemeldet, die Engländer hätten alle Einwohner zu Portroyal aufgefordert, und dabey gedrohet, man werde ihnen im widrigen Falle kein Quartier geben, auch macheten sie sich, ohne zweyhundert Wilden zu rechnen, tausend und dreyhundert Mann stark. Er ließ hierauf die Einwohner warnen, sie möchten dem Feinde das Landen, so viel möglich wäre, verwehren, und ihre kostbarsten Sachen in die Wälder flüchten. Als er aber sah, daß die Flotte nicht heranrückete: so schickete er einige Parteyen aus, welche die Engländer nirgend fortrücken ließen. Er zog hernach, um sie zu unterstützen, selbst aus; doch ohne sich von seinem Platze weit zu entfernen, woselbst man, auf seinen Befehl, das Vornehmen der feindlichen Flotte fleißig beobachtete. Es fielen einige hitzige Scharmützel vor, dabey die Engländer ihren Oberstlieutenant einbüßeten. Er war ein geschickter und beherzter Mann, auch der einzige, auf den sie die Hoffnung eines glücklichen Ausganges ihrer Unternehmung setzen konnten.

Ziehen ab.

Endlich, nachdem der Admiral, um die Einwohner zu betrügen, allerley Ränke gespielet, und bald auf dieser Seite, bald auf jener, einen Einfall gewaget hatte, gleichwohl aber im Hauptwerke nichts gewinnen konnte: so ließ er seine Völker wieder an Bord kommen, und fuhr den 21sten zum Hafen hinaus. Einen seiner Gefangenen ließ er los, und den Einwohnern durch ihn vermelden; wenn sie unparteylich blieben, so würde man sie künftig in Ruhe lassen. Auch ließ er sich gegen den Mann merken, als ob er Willens wäre, nach den Bergwerken zu gehen, und dasige Gegend zu verheeren. Weil aber der Befehlshaber eine Verstärkung dahin gesendet hatte: so mußten die Engländer ihren Verheerungsgrimm an einem andern Orte auslassen; sie überfielen also den Ipiguitfluß. Den 22sten kamen sechszehn andere englische Schiffe, mit Hülfe eines Nebels, vor Beaubassin. Man war aber auf seiner Hut; sie vermochten folglich wenig auszurichten. Dergestalt hatten sie von ihrer ganzen Unternehmung keinen andern Vortheil aufzuweisen, als etwa funfzig Gefangene, von allerley Alter und Geschlechte, und etwas weniges an Beute; welches aber den Bastonern weder ihre auf diese große Rüstung gewendeten Unkosten, noch die Verachtung, darein sie wegen ihrer bezeugten schlechten Herzhaftigkeit bey allen Wilden fielen, vergütete.

Herr

1705.

Herr Brouillan stirbt, Subercase folget.

Herr Brouillan gieng im folgenden Jahre mit Tode ab, und hatte zu seinem Nachfolger eben den Herrn Subercase, welcher währenden Winters den Engländern auf Neuland zwar eben so viel Schaden, als sie den Einwohnern Acadiens zuzufügen Willens waren, angethan; gleichwohl aber seine Hauptabsicht gleichfalls verfehlet hatte. Es hatte nämlich dieser ungemein ämsige und wachsame Officier den Vorsatz, welchen d'Iberville und Brouillan vor einigen Jahren nur zum Theile ausführeten, vollkommen ins Werk zu richten, und die Engländer aus ganz Neuland zu verjagen gesuchet.

Seine Unternehmung auf Neuland.

Er meldete sein Vorhaben dem Hofe, und fand damit Beyfall. Herr de l'Epinay, welcher das königliche Kriegesschiff, den Wesp, nach Canada führen sollte, bekam Befehl, zu Quebec eine Anzahl Canadier an Bord zu nehmen, und nach Plaisance zu bringen. Er setzete ihrer wirklich hundert ans Land, mit Inbegriffe zwölf Officierer, darunter Montigny war. Alle zusammen stunden unter dem Herrn von Beaucourt. Doch Herr Subercase erhielt nicht nur diese einzige Verstärkung. Den 15ten Jänner 1705 zog er mit vierhundert und funfzig wohlbewaffneten, theils Soldaten, theils Canadiern, Flibustiern und Wilden, lauter braven Leuten, aus, welche der Schlittschuhe wohl gewohnet waren. Jedweder trug auf zwanzig Tage Lebensmittel, sein Gewehr, seine Decke und ein Gezelt; welches letztere jedoch bey jedweder Cammeradschaft nach der Reihe herum gieng.

Das allerbeschwerlichste bey diesem Zuge war, daß man unterwegens vier Flüsse, die nicht völlig zugefroren waren, antraf; folglich durch die treibenden Eisschollen, welche der reißende Strom mit großer Gewalt daherführete, durchwaden mußte. Nebstdem fiel den 22sten in der Nacht ein so tiefer Schnee, daß das Heer zween Tage stille liegen, und von dem damaligen schneidenden Winde gewaltig viel ausstehen mußte. Den 26sten trat es den Zug von neuem an, wendete sich gegen Rebu, und kam gegen Mittag mitten in die engländischen Wohnplätze, wo jedermann auf die Knie fiel und um Gnade bath.

Das Heer fand hier viele Lebensmittel, und lagerte sich, nachdem es zweymal vier und zwanzig Stunden ausgeruhet hatte, drey Meilen weit vom kleinen Hafen, einem englischen Platze, der nur noch andere drey Meilen vom Johanneshafen liegt. Hier zogen die Franzosen den folgenden Tag ein, ließen ihre zu Rebu gemachten Gefangenen nebst einer Wache von vierzig Mann daselbst, und brachen den 31sten wieder auf. Die Engländer zu Johanneshafen dachten an nichts weniger, als daß die Franzosen so nahe bey ihnen wären; ja, vermuthlich wußten sie nicht einmal etwas von ihrem Aufbruche von Plaisance. Allein, die schlechte Ordnung, darinnen das Heer aus Kleinhafen auszog, und die schlechte Mühe, die man auf das Erkundschaften des Johanneshafen gewendet hatte, brachte die Franzosen um den Vortheil eines plötzlichen Ueberfalles.

Der Ort hatte damals zwo Schanzen, davon eine die andere an Größe weit übertraf. Diese nun wurden zuerst angegriffen. Die Engländer wehreten sich gut; sie macheten ein beständiges Feuer aus Stücken und Mörsern auf die Belagerer, und erzeigeten sich ganz unerschrocken. Gleichwohl bekamen wir nur funfzehn Todte und Verwundete. Unter den erstern war der Fähndrich de Lo. Endlich mußte man, aus Mangel des Pulvers, die Belagerung aufheben; indem das aus Plaisance mitgenommene bey dem Durchsetzen durch die Flüsse guten Theils naß geworden war. Doch legeten die Franzosen vor dem Abzuge alle rings um den Hafen befindliche Häuser in die Asche.

1705.

Den 5ten März brach das Heer auf, und zog an der Küste hin bis nach Ferryland. Anfänglich thaten die Einwohner, als ob sie sich wehren wollten: besonnen sich aber bald anders, und ergaben sich zu Kriegesgefangenen. Der Flecken wurde weggebrannt, und sodann Montigny, welcher seinen getreuen Nescambiuit bey sich hatte, mit den Wilden und einigen Canadiern gegen Bonneviste und den Carbonierhafen ausgeschickt. Er verbrannte und verheerete, seinem habenden Befehle gemäß, alles an der ganzen Küste, und zwar, ohne einen einzigen Mann dabey zu verlieren; so groß war das Schrecken unter den Engländern.

Sein bloßer Name machete schon, daß dem Allermuthigsten das Gewehr aus der Hand fiel; er lieferte ihm eine Menge Gefangene, die er nur binden durfte. Doch was die Cabonierinsel betraf, so mußte man sie auf eine andere Zeit versparen; denn es lagen nicht nur dreyhundert Mann darinnen, sondern sie ist auch, bereits erwähntermaßen, im Winter ganz unzugänglich. Alles übrige wurde entweder bezwungen, oder es ergab sich freywillig. Die Herren von **Linctot**, **Villedonne** und **Beletre**, giengen dem Montigny rühmlichst an die Hand. Nescambiuit that sich, nach Gewohnheit, hervor. Mit einem Worte, dieser Zug richtete der Engländer Handlung auf Neuland gänzlich zu Grunde.

Der Bischof von Quebec wird gefangen.

Ihr Verlust wurde dadurch einigermaßen ersetzet, weil sie im vorigen Herbste eine große königliche Flüte, welche den Bischof von Quebec, Herrn **de St. Valier**, eine große Anzahl Geistliche, viele der reichesten Leute, und über dieses eine große Menge Güter an Bord hatte, wegnahmen. Als der Ritter **Maupeou**, welcher es führete, von fern einige Fahrzeuge wahrnahm, und sie für Barken hielt: so machete er Jagd darauf: wunderte sich aber gewaltig, als er sich mitten unter der virginischen Flotte befand, welche aus hundert und funfzig Segeln bestund, und vier Kriegesschiffe zur Bedeckung bey sich hatte.

Weil er unter dem Winde war: so stund es nicht mehr in seiner Gewalt, das Gefecht zu vermeiden. Gleichwohl wehrete er sich ganzer zehn Stunden lang so tapfer und unerschrocken, daß man wenige ähnliche Beyspiele in der Geschichte finden wird. Seine Mannschaft ingleichen. Die Reisenden stunden ihm ritterlich bey. Sie schossen den Engländern mit dem kleinen Gewehre, wer weis, wie viele Leute todt; und was das allerseltsamste war, so blieb auf dem französischen Schiffe nicht mehr, als ein einziger Mann. Der Ritter Maupeou hätte sich noch weit länger wehren können: allein, er wollte, aus Höflichkeit, die Waarenballen seiner Reisenden nicht gern ins Wasser werfen; damit konnte er nur die allerwenigsten Stücke gebrauchen.

Neufrankreich konnte diesen Verlust in langer Zeit nicht verwinden. Der Bischof blieb acht Jahre lang als ein Kriegesgefangener in England; indem die Königinn verlangete, der König von Frankreich sollte dagegen den Probst von Lüttich, den sein Herr, der Churfürst von Cölln, gefangen hielt, und aus wichtigen Ursachen nicht loslassen wollte, in Freyheit setzen. Unterdessen verschaffete doch der Verlust der Seine Neufrankreich auch einen wirklichen Nutzen; denn bisher hatte noch kein Mensch daran gedacht, Leinwand zu weben; die Noth machete, daß man diese Saumseligkeit einsah; man säete Hanf und Lein; beydes gerieth über Verhoffen gut, und man machete Gebrauch davon.

Man will die Gefangenen auswechseln.

In diesem 1705 und dem folgenden Jahre wurde zwischen dem Marquis Vaudreuil und dem Statthalter von Neuengland, Herrn **Dudley**, vielerley Unterhandlung wegen Auswechselung der Gefangenen gepflogen. Der englische General machete den Anfang dazu, und schickete einen, Namens **Levingston**, nach Quebec, welcher, nach dem Ge-

brauche

brauche seiner Nation, über die Grausamkeiten, welche unsere Wilden gegen die Engländer ausübeten, gewaltige Klagen führete. Hierauf nun war leicht zu antworten. Nachgehends redete man vom Hauptwerke. Herr Vaudreuil sagete: er schlage die Unterhandlung mit seinem Herrn zwar nicht aus, wolle ihm aber seine Vorschläge durch einen Officier wissen lassen.

1705.

Er ließ auch wirklich den Herrn Courtemanche mit dem Engländer nach Baston abgehen. Die erste der geforderten Bedingungen war diese: der Marquis werde keinen einzigen gefangenen Engländer loslassen, wenn nicht vorher alle in den neuengländischen Gefängnissen sitzende Franzosen und wilde Bundesgenossen derselbigen in die Hände des acadischen Befehlshabers geliefert würden. Nebstdem müsse man auch wegen des Loslassens derjenigen, welche man nach Europa, oder in die americanischen Inseln verschicket habe, genugsame Sicherheit leisten. Wie die übrigen Bedingungen lauteten, das ist mir unbewußt.

Vermuthlich hatte Herr Dudley nicht Lust, die Sache so bald zu endigen; denn er schob sie gewaltig auf die lange Bank. Endlich gab er vor, er könne ohne Einwilligung der Statthalter der übrigen englischen Pflanzlande nichts abschließen. Damit ließ Herr Vaudreuil die Feindseligkeiten gegen Neuengland wieder anfangen. Jedermann wunderte sich, warum er das, was einem jeden in die Augen fiel, nicht längst gemerket hätte: daß nämlich die Engländer ihn nur bey der Nase herum führeten. Absonderlich billigte man nicht, daß er dem Sohne des englischen Generales erlaubet hatte, sich unter dem Vorwande, den Vergleich zu endigen, eine Zeitlang in Quebec aufzuhalten; imgleichen, daß eine englische Brigantine den Lorenzfluß auf- und abgefahren war. Weil ich eben damals nach Quebec kam: so hörete ich viele Officiere darüber murren, daß man dadurch den Engländern die schönste Gelegenheit von der Welt, die seichten Orte des Flusses mit guter Muße zu erforschen, verstattet, und auf diese Weise Neufrankreich um seine größte Stärke gebracht habe. Ja, es versicherten mich einige, man habe einige von des jungen Dudley Leuten darüber erwischet, als sie die Befestigungswerke von Quebec nicht nur betrachteten, sondern gar abmaßen.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Neunzehntes Buch.

1705.

Herr von Vaudreuil ließ, aus Achtung gegen die Iroquesen, und weil es nicht klüglich war, den Krieg dieser Wilden zu beschleunigen, Neuyork noch immer in Ruhe. Ihre Zwistigkeit mit den Utauais war noch nicht geendiget. Denn ob man ihnen gleich die Gefangenen wieder zugestellet, welche diese zu Cataroeuy gemacht hatten: so verlangeten sie dennoch eine Schadloshaltung für diejenigen, welche waren getödtet worden. Dieses war nicht leicht zu erhalten; und man befürchtete alle Augenblicke, sie möchten die Waffen wieder ergreifen, wozu der Statthalter zu Orange sie unaufhörlich antrieb.

Vaudreuil versöhnet die Utauais mit den Iroquesen.

Die Utauais wollten ihrer Seits nichts mehr von einem Frieden mit ihnen reden hören. Alle ihre jungen Leuten verlangeten den Krieg, und hatten sich in den Besitz gesetzet, den Ausschlag in dem Rathe zu geben. Die Furcht, eine Feuersbrunst wieder angehen zu sehen, die man nur erst zu dämpfen viel Mühe gehabt hatte, nöthigte den General, den Herrn von Louvigny nach Michillimakinac abreisen zu lassen; und dieser Officier war auch so glücklich, die Utauais zu bewegen. Er ließ sich einige gefangene Iroquesen geben, und führete sie selbst nach Montreal. Indem er sie dem Herrn Vaudreuil vorstellete, sagete er zu ihm, die vornehmsten Häupter der Utauais folgeten gleich hinter ihm drein. Dieses vermochte den General, der Iroquesen ihre holen zu lassen, um sich mit ihnen zu unterreden und ihre Gefangenen anzunehmen.

Sie kamen im Anfange des Augusts nach Montreal, und blieben bis den 14ten daselbst, ohne daß die Utauais erschienen; und da der Marquis von Vaudreuil sie nicht länger halten konnte, so beurlaubete er sie. Sie hatten ihm die Gefälligkeit sehr herausgestrichen, die sie für ihn gehabt hätten, daß sie so lange gewartet, sich von den Utauais Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und sie hatten ihm sehr angelegen, sich wider diese Wilden zu erklären, die sich zuerst unterstanden, den Friedensvergleich zu brechen. Er zeigete ihnen aber, daß er kraft eben dieses Friedens nicht verbunden wäre, seine Waffen

mit der Beleidigten ihren zu vereinigen, außer wenn er verzweifelte, von den Strafbaren eine hinlängliche Genugthuung zu erlangen; er wäre deswegen noch nicht eingeschläfert; er hätte schon alle Gefangene zurückbekommen, und er machete sich Rechnung, der angreifende Theil würde auch noch das Uebrige thun.

1705.

Es scheint, diese Vorstellung habe sie besänftiget; und sie schiffeten sich bereits ein, um wieder nach Hause zu gehen, als der Herr von Vincennes in Michillimakinac ankam. Er sagete zum Großstatthalter, er wäre mit den Häuptern der Utauais gekommen, und hätte sie ziemlich nahe bey der Insel verlassen, weil sie ihn gebethen, voraus zu gehen und von ihrem Vater zu hören, ob er sie vor sich lassen wollte. Vaudreuil schickete ihn zurück, ihnen zu melden, sie könnten kommen; und ließ die Iroquesen wiederrufen.

Die Utauais erschienen in einem demüthigen Stande, welcher gleich anfangs ankündigte, sie verlangeten ihren Fehler nicht zu entschuldigen. „Mein Vater, sagete das „Oberhaupt, welcher das Wort führete, wir gestehen, daß unsere Streiche einigermaßen „auf dich gegangen sind, da wir die Iroquesen auf deiner Matte a) geschlagen; verzeihe „den Unbesonnenen, die keine Klugheit mehr besitzen, weil alle ihre Alten todt sind. Du „kannst dich an uns rächen, wie es dir beliebt: wenn du uns aber Gnade erweisen willst: „so sollst du nicht Ursache haben, es dich gereuen zu lassen. So lange wir leben werden, „wollen wir nicht aufhören, dir unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen; und schon itzt sind wir „geneigt, denjenigen, die wir beleidiget haben, alle Genugthuung zu leisten, die du uns „aufzuerlegen, für dienlich erachten wirst.„

Er richtete darauf seine Rede an die gegenwärtigen Iroquesen auf eine solche Art, daß sie davon gerühret wurden. Dem Generale fiel es darauf nicht schwer, sie zu versöhnen. Er befahl den Utauais, die Todten zu ersetzen. Sie versprachen es; sie fingen so gar an, die Iroquesen zu beschenken. Der General beschenkete sie auch seiner Seits. Er bewirthete darauf beyde Parteyen; und sie kehreten insgesammt sehr vergnügt wieder heim.

In eben diesem Jahre wurde Herr von **Beaucharnois**, der dem Herrn von Champigny in der Intendantenstelle zu Canada gefolget war, zum Aufseher über das Seewesen ernannt, und hatte zu Nachfolgern die beyden **Raudot**, Vater und Sohn. Dieser letztere, welcher schon Ordinateurcommissar zu Dünkirchen gewesen, nahm das eigentliche Seewesen über sich: die Justiz, Policey, Finanzen und allgemeinen Angelegenheiten, waren seines Vaters Werk, welcher gleich anfänglich erkannte, daß die Einwohner, zum großen Nachtheile des Feldbaues, anfingen, sich durch Processe zu Grunde zu richten. Er entschloß sich daher, das gerichtliche Verfahren so viel, als möglich, abzukürzen, und unternahm, die Parteyen selbst zu vergleichen, welches ihm auch glückete.

1706.

Vorschlag zur Handlung des Volkes.

Das folgende Jahr trug er dem königlichen Staatsrathe vor, den Einwohnern, welche nach dem Verluste der Seine obgedachtermaßen angefangen hätten, Flachs und Hanf zu bauen, zu erlauben, daß sie solches in denen Ländern brauchen dürften, wo die französische Leinwand so theuer wäre, daß der Mittelmann, woraus die größte Anzahl bestünde, solche so wenig, als die andern Zeuge, kaufen könnte, und daher fast nackend gienge.

Des

a) Das heißt, in deinem Gebiethe.

1706.

Des Ministers Antwort war: der König wäre vergnügt darüber, daß seine Unterthanen in Canada endlich den Fehler erkenneten, den sie begangen, daß sie sich nur auf den bloßen Handel mit Pelzwerken geleget, und daß sie sich itzo ernstlich des Landbaues beflissen, vornehmlich um Flachs und Hanf zu säen: Seine Majestät hoffeten, sie würden bald darauf kommen, wohlfeiler Schiffe zu bauen, als in Frankreich, und gute Einrichtungen zur Fischerey zu machen: man könnte sie nicht genug dazu aufmuntern, noch ihnen die Mittel erleichtern: es wäre aber dem Königreiche nicht zuträglich, Manufacturen in America anzulegen, weil solches nicht ohne Nachtheil derer in Frankreich könnte erlaubet werden: gleichwohl verböthe er nicht gänzlich, daß sich nicht einige daselbst zum Besten der Armen setzeten. Man hat sich auch wirklich dieser Erlaubniß zu Nutze gemacht, um Leinwand und Droguete zu verfertigen, und die Pflanzlande ziehen einen großen Vortheil davon.

Die Utauais geben den Iroquesen Genugthuung.

Indessen waren die Utauais eben nicht so eilfertig, die Bedingung zu erfüllen, unter welcher sie vom Vaudreuil Gnade erhalten hatten. Auf der andern Seite waren die Missionarien zu Michillimakinac, nachdem sie ihr Haus abgebrannt, nach Quebec gegangen, weil die Frechheit der Buschklöpfer, oder Wildschützen, welche ausgelassener war, als jemals, ihnen alle Hoffnung benahm, an diesem Orte Gutes zu thun, wo sie nach dem Abzuge der fast Huronen keinen einzigen Christen gemacht hatten. Die Utauais waren also nur sich selbst überlassen, und folgeten bloß ihrem Eigensinne.

Die Verlegenheit, worein dieses den General stürzete, vermehrete sich sehr durch die Nachricht, die man ihm gab, die Iroquesen wären über die Verzögerung der Genugthuung von Seiten der Utauais ungehalten, und ernstlich darauf bedacht, ihnen den Krieg anzukündigen. Es war von großer Wichtigkeit, sie daran zu verhindern; und Vaudreuil ließ so gleich den Joncaire abreisen, den Orten die feyerliche Versprechung einer eiligen und völligen Genugthuung zu wiederholen. Er vermochte darauf den P. Marest, wieder nach seiner Mission zu Michillimakinac zurück zu kehren, und gab ihm sein Wort, er wollte der Ursache zu seinem Misvergnügen ein Ende machen. Er ließ ihn von dem Herrn von Louvigny begleiten, und alle beyde, welche sehr viel bey den Utauais vermochten, bewogen diese Wilden endlich, den Iroquesen alles zu halten, was sie ihnen versprochen hatten.

Feindseligkeit der Miamier gegen die Utauais.

Kaum war dieser Handel geendiget, so entstund ein anderer viel verdrießlicherer, welcher uns ohne die Klugheit und Standhaftigkeit des Großstatthalters in einen Krieg wider unsere eigenen Bundesgenossen würde verwickelt und vielleicht genöthiget haben, diejenige Völkerschaft aufzureiben, welche bisher unserm Besten am beständigsten ergeben gewesen, und welcher den Engländern es würde leicht gemacht haben, noch einmal die Waffen der Iroquesen wider uns zu kehren. Die Gelegenheit dazu war folgende.

Die Miamier hatten einige Utauais, ich weis nicht, aus was für Ursache, getödtet, und ihre Alten, bey denen die utauaisische Nation Gerechtigkeit deswegen verlangete, antworteten nur, es wäre aus Versehen geschehen. Einige Zeit darnach wurde ein bey seinem Volke sehr angesehener Utauais ebenfalls von einem Miami getödtet. Man forderte noch einmal Gerechtigkeit, und bekam eben die Antwort. Die Utauais wurden dadurch heftig gereizet, und wandten sich an den Herrn de la Motte Cadillac, welcher auf der Landenge Befehlshaber war, wo ein Dorf von Miamiern, eins von Utauais und eins von Huronen lag. Dieser Befehlshaber antwortete, er wollte sich darnach erkundigen, wie es zugegangen wäre, und Gerechtigkeit geschehen lassen.

Wenig

1705.

Diese halten die Franzosen in Verdacht.

Wenig Tage darauf reisete er nach Quebec ab; und da er von den Utauais Abschied nahm, so sagete er zu ihnen, so lange sie seine Gemahlinn an der Landenge sehen würden, so könnten sie ruhig bleiben: wenn sie aber abreisete, so stünde er für dasjenige nicht, was nachher erfolgen könnte. Nach Verlaufe von zweenen Monaten schiffete sich die Frau de la Motte ein, um zu ihrem Gemahle nach Quebec zu gehen; und darauf setzeten die letztern Worte, welche dieser Befehlshaber zu den Utauais gesaget hatte, nebst dem daß er sie verlassen, ohne ihnen von den Miamiern Recht zu schaffen, sie in Furcht, die Franzosen hätten ihren Untergang beschlossen, um sie wegen desjenigen zu bestrafen, was sie zu Catarocuy wider die Iroquesen begangen hätten. Denn ob sie gleich solchen Fehler wiederum gut gemacht: so setzeten sie doch stets, weil die Wilden niemals aufrichtig verzeihen, ein Mistrauen in die Aufrichtigkeit der Verzeihung derjenigen, die sie beleidiget haben.

Unbedachtsamkeit zweener Officier.

Indem dieses vorgieng, kam ein Officier, Namens Bourgmont, an der Landenge an, um den Herrn Tonti abzulösen, welchen de la Motte Cadillac an seiner Stelle als Befehlshaber da gelassen. Als die Wilden ihn gewöhnlicher maßen bewillkommeten: so frageten sie ihn, ob er er ihnen nichts neues mitbrächte, woran ihnen gelegen wäre? Er sagete mit einem ziemlich erzürnten Gesichte darauf, er wüßte nichts, außer daß Herr de la Motte künftiges Frühjahr in guter Begleitung wiederkommen würde.

Diese Antwort und noch mehr der Ton und die Art, wie sie vorgebracht wurde, macheten den Utauais vornehmlich um so viel mehr Nachdenken, weil man ihnen nichts von den Miamiern sagete. Ein Wort, welches dem Herrn Tonti entfuhr, als ihm eben diese Wilden bezeugeten, daß sie ihn nicht gern verlören, vermehrete ihre Unruhe. Er sagete zu ihnen, die Erde müßte sich umgekehret haben, weil man ihn zurückriefe, und einen Soldaten an seine Stelle setzete *b*). Die Betrachtungen, die sie darüber macheten, beredeten sie vollends, man hätte einen Anschlag wider sie gefasset und sie verhehleten ihre Furcht nicht.

Als Bourgmont Nachricht davon erhielt: so ließ er sie zusammen kommen. Er sagete ihnen alles, was er für fähig hielt, ihnen einen Muth einzusprechen; und trug ihnen vor, mit den Miamiern, den Iroquesen und Huronen wider die Siuxen in den Krieg zu ziehen. Er schmeichelte sich, daß er sie dazu vermocht hätte. Er irrete sich aber, und kannte die Wilden nicht. Die Rede, die er zu ihnen gehalten, und der Antrag, den er ihnen gethan, dieneten zu nichts, als sie in den Gedanken zu bestärken, er suchete sie nur vermittelst des Oberhauptes der Huronen, eines betrügerischen und gefährlichen Mannes, zu verrathen; und sie bildeten sich ein, dieser Mensch bliese mit den Miamiern in ein Horn, die sich bloß stelleten, als ob sie wider die Siuxen ziehen wollten, damit sie unterwegens auf sie fallen könnten, wenn sie an nichts dächten; und die Iroquesen verstünden sich mit ihnen.

Die Utauais rächen sich an den Miamiern.

Ihr Argwohn verstärkete sich von Tage zu Tage durch neue Nachrichten, die sie von allen Orten erhielten, und die keinen Eindruck auf sie würden gemacht haben, wenn sie nicht vorher eingenommen gewesen wären. Sie entschlossen sich also, den Miamiern zuvor zu kommen. Die Klügsten wollten gleichwohl, man sollte sich vorher mit den Franzosen darüber besprechen. Die meisten aber, welche von einem Oberhaupte, der Schwehre genannt, angeführet wurden, waren einer andern Meynung. Dieses Haupt erinnerte sie an alle Ursa-

b) Bourgmont war nur Fahnenjunker, und Tonti war Hauptmann.

1706. Ursachen, die sie hätten, dem Befehlshaber an der Meerenge nicht zu trauen; und es wurde der Entschluß gefasset, alle Miamier bey der ersten Gelegenheit, die sich anbiethen würde, niederzuhauen: sich dabey aber stets zu stellen, als wenn man sich zum Kriege wider die Siuxen rüstete.

Nachdem alles zum Aufbruche zu diesem Zuge fertig war: so giengen die Oberhäupter der Utauais zum Bourgmont und frageten ihn: ob er keine Zeitungen aus Quebec oder Montreal erhalten hätte? Dieser Officier aber schien auf das, was sie sageten, nicht einmal Achtung zu geben, welches sie sehr ärgerte. Als auch den Augenblick darauf Bourgmonts Hund einem von diesen Wilden in die Beine gebissen und solcher ihn deswegen geschlagen hatte: so fiel der Befehlshaber über ihn her und gab ihm so viel Prügel, daß er in kurzer Zeit darauf starb. Diese Gewaltthätigkeit brachte die Utauais zur Verzweifelung. Sie giengen den Morgen darauf ab und sonnen auf nichts, als Rache, in der festen Ueberzeugung, solches wäre zu ihrer Erhaltung nöthig.

Indessen waren doch nur noch die Häupter von ihrem Vorsatze unterrichtet, und die andern glaubeten insgesammt, sie marschireten wider die Siuxen. Als sie aber das Gehölz erreichet hatten: so gab man ihnen Nachricht davon, und empfohl ihnen, weder den Franzosen, noch den Huronen etwas zu Leide zu thun. Sie kehreten also wieder um; und als sie einige Zeit darnach sechs Miamier antrafen, so fielen sie solche an, und tödteten ihrer fünfe davon. Der sechste flüchtete sich in die Schanze, und rief: die Utauais schlagen uns todt.

Auf dieses Geschrey liefen alle Miamier, die noch in ihrem Dorfe waren, hinaus, um sich ebenfalls in die Schanze zu flüchten; und als man die Utauais wahrnahm, welche sie verfolgeten, so ließ der Befehlshaber auf sie schießen, und einige wurden getödtet. Der P. Constantin, Almosenpfleger in der Schanze, gieng in seinem Garten spatzieren und wußte nichts von dem, was vorgieng. Einige Utauais bemächtigten sich seiner und banden ihn. Der weiße Hans, einer von ihren Oberhäuptern aber, welcher der Versammlung zu Montreal beygewohnet hatte, wo der allgemeine Friede geschlossen worden, band ihn wieder los und bath ihn, dem Befehlshaber zu sagen, sie wollten den Franzosen nicht zu Leide, und er bäthe ihn, nicht mehr auf sie schießen zu lassen.

Als dieser Religiose in das Fort gehen wollte: so geselleten sich einige flüchtige Miamier zu ihm. Die Utauais, welche sie wahrnahmen, schossen auf sie; und eine Kugel traf den P. Constantin, daß er gleich todt blieb. Ein französischer Soldat, welcher aus dem huronischen Dorfe kam, wurde auch auf eben die Art getödtet. Bourgmont ließ darauf das Thor der Schanze zumachen. Man fuhr fort, auf die Utauais zu schießen, und dreyßig von diesen Wilden blieben entweder durch das französische Geschütz, oder durch das Feuer, welches die Miamier und Huronen von allen Seiten auf sie gaben.

Man hatte alle Ursache, zu glauben, es würde sich die Unordnung nur mit Aufreibung einer von beyden Parteyen endigen, welche wider einander erbittert zu seyn schienen, und nur ihrer Wuth Gehör gaben. Da man es aber am wenigsten erwartete: so begaben sich die Utauais in ihr Dorf. Die andern Wilden thaten desgleichen, und die Stille war überall wieder hergestellet.

Vaudreuil ist sehr verlegen.

Als diese Zeitung nach Quebec kam, so fand sich Vaudreuil in einer großen Verlegenheit, welche noch durch einige Abgeordnete von Seiten der Iroquesen vermehret wurde. Diese meldeten ihm, die Orte wären entschlossen, die Utauais zu bekriegen; sie zweifelten nicht, daß er nach dem, was vorgegangen wäre, ihnen diese treulose Nation nicht über=

überlassen würde; und sie setzeten hinzu, sie hätten den Engländern bereits von ihrer Absicht Nachricht gegeben.

1706.

La Motte Cadillac war mit seiner Familie und einer großen Begleitung von Leuten, Mund- und Kriegesvorrathe wieder nach der Landenge abgegangen. Der General war also nicht im Stande, dasjenige mit ihm zu überlegen, was bey einem so kützlichen Vorfalle zu thun wäre. Die Partey, die er ergriff, konnte nicht klüger seyn. Er meldete den Iroquesen anfänglich, er würde nicht zugeben, daß sie die Utauais ohne seine Einwilligung bekriegeten; und er redete mit ihnen aus einem so festen Tone, daß er sie abhielt. Außer der Unbequemlichkeit, die er vorbeugen mußte, die Iroquesen sich in einen Streit mengen zu lassen, welcher dadurch nur viel schwerer zu stillen seyn würde, wollte Herr Vaudreuil den Engländern auch gern zeigen, daß, so viel Ansehen sie sich auch über die Iroquesen zu haben schmeichelten, er doch noch mehr hätte.

Ergreift die klügste Partey.

Er entschloß sich darauf, den Mantel so lange nach dem Winde zu hängen, bis er von demjenigen Nachricht erhalten, was la Motte Cadillac an der Landenge gethan hätte. Endlich setzete er sich vor, die Utauais nicht auf das Aeußerste zu treiben, deren Untergang oder Verzweifelung dem Pelzhandel nothwendig einen großen Stoß geben müßte. Er wurde bey Ankunft eines Hauptes dieser Nation in diesen Gedanken noch bestätiget, welches zu ihm gekommen war, sich wegen dessen, was an der Landenge vorgegangen, zu entschuldigen. Er berichtete ihm auch, es hätten sich alle Utauais von diesem Orte hinweg nach Michillimakinac begeben, wo sie von ihren Brüdern sehr wohl aufgenommen worden; und er setzete hinzu, wenn er ihnen den Krieg ankündigte, so würde er nicht bloß mit ihnen allein zu thun haben.

Indessen glaubete Vaudreuil doch, er dürfte sich nicht sogleich ergeben, seine Entschuldigungen anzunehmen, und schickete allen Franzosen von Michillimakinac Befehl, in die Pflanzstadt zu kommen. Er hoffete so gar, es würde dieses Merkmaal seiner Empfindlichkeit diese Wilden entzweyen, und die Unschuldigen nöthigen, ihm die Schuldigen auszuliefern. Er that seinen Entschluß dem Herrn de la Motte Cadillac zu wissen, und meldete ihm, sein Rath wäre, er sollte nur auf seiner Hut stehen, und so lange nichts unternehmen, bis ihm die Umstände einiges Licht gäben, zu sehen, woran man sich halten müßte; und das um so vielmehr, weil man sich zu nichts entschließen könnte, bevor man wüßte, wie Joncairens Reise ablaufen würde, den er zu den Iroquesen geschickt hätte.

Dieser Rath kam zu spät an der Landenge an, wo der Befehlshaber alles zu verlieren gedacht hatte, weil er sich gar zu große Gedanken von der Gewalt gemachet, die er sich über diese Wilden erworben hätte. Er hatte unterwegens die in seinem Posten vorgefallene Unordnung vernommen; und weil er sich ziemlich nahe bey dem Orte Tsonnonthuan befand, so nahm er daselbst eine Bedeckung von hundert und zwanzig Mann. Er that noch mehr; denn er ließ allen andern Orten melden, ihm so viele von ihren Leuten zu schicken, als sie könnten; indem er wollte, sie sollten Zeugen von der Art und Weise seyn, wie er ihren alten Feinden begegnen würde.

Unvorsichtigkeit des la Motte.

Es daurete aber nicht lange, so erkannte er die Unvorsichtigkeit dieses Unternehmens; und bey seiner Ankunft an der Landenge begnügete er sich, an statt wider die Utauais auszuziehen, nur ihre Oberhäupter zu sich zu fordern. Diese, welche über die Annäherung der Iroquesen unruhig waren, gaben ihm ihrer Seits zur Antwort, sie würden ihrem Vater Ononthio von ihrer Aufführung Rechenschaft geben; und la Motte Cadillac hielt es nicht

 für

1707. für rathsam, weiter zu gehen. Er blieb ruhig in seinem Posten, und die Irokesen wurden beurlaubet.

Abgeordnete der Utauais zu Montreal.

So bald der Winter vorbey war, reiseten die Häupter der Utauais nach Montreal, wo sie im Brachmonate 1707 ankamen und den Herrn von Vaudreuil antrafen. Der weiße Hans, welcher das Wort führete, machete anfänglich eine genaue Erzählung von dem, was auf der Landenge vorgegangen, und bestund sehr darauf, daß sie von vielen Orten versichert worden, sie würden nicht sobald den Feldzug wider die Siuxen angetreten haben, so würden die Miamier ihre Alten, Weiber und Kinder erschlagen. Darauf sagete er, wenig Tage nach dem kläglichen Verfahren, welches sie in seinen Augen so strafbar gemachet hätte, wäre er allein zum Herrn von Bourgmont gegangen, sich zu entschuldigen, er hätte aber kein Gehör erhalten können; den folgenden Tag wäre er wohl auf sechsmal wiedergekommen und allezeit mit einem Wilden von einer andern Nation, mit Halsgehängen und Biebern, aber stets vergebens. Er zeigete die Unvorsichtigkeit dieses Officiers an, welcher dadurch, daß er auf die Utauais schießen lassen, den Tod des Barfüßers und des französischen Soldaten verursachet hatte.

Reden des Oberhauptes der Abgeordneten.

„Kurz, mein Vater, setzete er hinzu, du siehst mich hier zu deinen Füßen; du weißt, „daß ich nicht der strafbarste bin; und wenn ich auch dafür wäre gehalten worden, so „würdest du dennoch keine Ursache haben, dich über uns zu beschweren. Dir ist nicht unbekannt, daß ich mich niemals, wenigstens bis auf diesen unglücklichen Tag, von meiner „Pflicht entfernet habe. Du kannst wissen, daß ich der Sohn des ersten unter den Wil-„den von allen obern Nationen bin, welcher mitten durch die Gehölze zu den Franzosen ge-„kommen ist. Herr von Courcelles hat ihm die Schlüssel zur Pflanzstadt gegeben und ihn „ersuchet, oft dahin zu kommen. Dieß ist das schönste Erbtheil, welches ich von demjeni-„gen erhalten, dem ich das Leben zu danken habe. Was wird mir aber dieser Schlüssel „nützen, wenn ich mich dessen nicht bey der einzigen Gelegenheit bedienen kann, wo ich ihn „hätte brauchen können? Was will ich hier thun? Ich komme her, meinen Kopf zu brin-„gen; ich komme her, dir Sclaven zu überreichen, um die Todten aufzuwecken; ich komme „her, dich der aufrichtigen Ehrerbiethung deiner Kinder zu versichern: was kann ich mehr? „Ich sehe indessen wohl, daß du nicht zufrieden seyn wirst, wenn man dir nicht den Schwe-„ren ausgeliefert hat. Dieß ist eigentlich der einzige Strafbare. Es ist uns aber nicht „möglich, ihn in deine Hände zu geben, ohne uns alle Völkerschaften über den Hals zu zie-„hen, deren Bundesgenosse er ist.„

Vaudreuils Antwort.

Vaudreuil antwortete: er sähe die Schwierigkeit gar wohl ein, die es setzen würde, ihm den Schweren zu überliefern: er wollte ihn aber doch haben, und würde ihn auch bekommen; alle Nationen wären von dem Fehler der Utauais unterrichtet: sie müßten auch von ihrer Reue und Genugthuung dafür unterrichtet werden: das Uebel wäre auf der Landenge geschehen; da müßte es auch wieder gut gemacht werden, und er wollte deswegen dem Herrn de la Motte Cadillac Befehl zuschicken; sie sollten zu ihm gehen, und nicht unterlassen, alles dasjenige zu thun, was er ihnen in seinem Namen sagen würde.

Mit dieser Antwort ließ er sie von sich, ohne ihr Halsgehänge annehmen zu wollen; und er ließ den Herrn St. Pierre mit ihnen gehen, dem er seine Anweisungsbefehle für den Befehlshaber an der Landenge mitgab. Bey ihrer Ankunft an diesem Orte sagete ihnen la Motte Cadillac rund heraus, sie hätten keine Gnade für sich zu erwarten, wofern sie ihm

nicht

nicht den Schweren brächten; und er setzete hinzu, wenn er nicht die Huronen und Miamier zurückgehalten hätte, so hätten sich diese Nationen schon gerächet.

1707.

Aufführung des la Motte wird gemissbilliget.

Diese Standhaftigkeit machete sie bestürzt, wofern nicht alles das nur ein Spiel wäre. Sie sahen gar wohl, oder thaten, als ob sie es sähen, daß ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, als zu gehorchen; und sie antworteten dem Befehlshaber, sie wollten den Strafbaren aufsuchen, ihn bringen oder ihm den Kopf einschlagen. Sie giengen wirklich nach Michillimakinac ab, und St. Pierre begleitete sie dahin. Aus ihrem geschwinden Gehorsame urtheilete man, la Motte Cadillac hätte ihnen vorläufig Hoffnung gemacht, er würde gütig seyn. So viel ist gewiß, daß der Schwere bald an der Landenge ankam und anfänglich in Fessel geleget wurde. Als aber alle Häupter seiner Nation dem Befehlshaber einen Fußfall gethan und ihn um Gnade für den Gefangenen gebethen hatten: so wurde ihm solche auf der Stelle zugestanden. Ueber diese Aufführung wurde mancherley geurtheilet. Viele Leute waren der Meynung, es würde weit verdrüßlichere Folgen haben, daß man ein solches Verbrechen ungestraft hingehen ließe, als man von einer weit größern Strenge hätte befürchten können; und so dachten diejenigen, welche die Wilden am besten kannten. Die Folge hat auch ihre Muthmaßung nur gar zu gut gerechtfertiget.

Herrn Vaudreuils Meynung war nicht, daß man dem Schweren verzeihen, sondern daß man ihn der Gerechtigkeit seiner Nation überlassen sollte, in welcher er wenigstens ohne Ansehen würde geblieben seyn, und vielleicht wäre sie wohl gar gezwungen worden, ihn seinen Feinden aufzuopfern. Nichts war vernünftiger, und dabey fand sich keine von denen Beschwerlichkeiten, die man befürchtete. Allein, der General hatte seine Ursachen, den Herrn de la Motte Cadillac daselbst frey thun zu lassen, was er für dienlich erachtete. Das größte Uebel war, daß dieser Befehlshaber den Miamiern den Kopf des utauaischen Oberhauptes versprochen hatte; und wir werden bald sehen, wie weit sie ihre Empfindlichkeit darüber trieben, daß man ihnen nicht Wort gehalten.

Neue Unternehmungen der Engländer auf Acadia.

Die Iroquesen betrugen sich bey allen diesen Bewegungen noch ziemlich gut; und Neuyork genoß ihrentwegen eine Art von Neutralität, so lange die holländische Partey die stärkste daselbst war. Die Abenaquier aber fuhren fort, Neuengland zu verwüsten, weil Herr Dudley die Neutralität für diese Provinz nicht hatte annehmen wollen, oder sich auch nicht getrauet hatte, sie anzunehmen. Das Geschrey der Einwohner, welche ihre Felder nicht bestellen konnten, oder sie täglich von den Wilden verderben sahen, beunruhigte ihn sehr; und er glaubete, das beste Mittel, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, welche die Ursache davon waren, wäre, die Franzosen gänzlich aus Acadia zu verjagen.

Er entschloß sich also dazu und rüstete sich so geheim, als eifrig, so daß man zu Königshafen nur bloß einen Verdacht von diesem Vorhaben hatte, als den 6ten des Brachmonates vier und zwanzig englische Fahrzeuge, wovon das stärkste funfzig Canonen führete, an der Einfahrt des Beckens erschienen. Herr von Subercase hatte daselbst eine Wache von funfzehn Mann, die nur Zeit hatten, sich vermittelst des Gehölzes hinweg zu begeben: und sie waren in der Schanze noch nicht angekommen, so sah man schon die feindliche Flotte daselbst, die sich eine Meile davon vor Anker legete.

Den andern Morgen setzete sie eine Meile tiefer funfzehnhundert Mann an der Seite, wo die Schanze war, und fünfhundert an der Seite des Flusses ans Land. Dieses verursachete einen so großen Lärm, daß der Statthalter viel Mühe hatte, seiner Besatzung einen Muth einzusprechen. Es gelang ihm auch, indem er selbst viel Vertrauen bezeuge-

1707.

te, und darauf Befehl gab, den Feind so lange in den Gehölzen aufzuhalten, als es möglich wäre, weil man in der Schanze einige Lücken ausbessern mußte. Denn es schien eine Art von Schicksale bey Königshafen zu seyn, daß seine Befehlshaber, auch die allermuntersten und wachsamsten, stets unversehens überfallen wurden.

Subercasens gute Aufführung.

In dem Augenblicke da Herr von Subercase die englische Flotte wahrgenommen, hatte er auch die Einwohner erinnern lassen, sich zu ihm zu begeben. Die nächsten aber konnten nur erst den 7ten auf den Abend ankommen. So wie sie ankamen, ließ man sie die einen zur rechten, die andern zur linken hinziehen, um dem Feinde entgegen zu gehen, und dessen Marsch durch Scharmützel vermittelst der Gehölze aufzuhalten. Dieses hatte allen erwünschten Erfolg. Den 8ten hatten sich fast alle Einwohner in die Schanze begeben. Subercase verstärkete die Mannschaft, die er ausgeschicket hatte, die Engländer anzuzwacken: er ließ sie aber erinnern, sich nicht so tief einzulassen, daß sie nicht leicht wieder die Schanze erreichen könnten, im Falle sie zurückgetrieben würden.

Die Engländer werden überall geschlagen.

Sie wurden wirklich zurückgejaget, aber nicht eher, als bis sie viele von dem Feinde erleget hatten. Der Haufe von fünfhundert Mann eröffnete sich zuerst den Weg; und der Statthalter schickete Canote und Fahrzeuge ab, diejenigen einzunehmen, die sich vor ihnen zurückzogen. Er ließ sie darauf zu den andern marschiren, welche mit dem zahlreichern Haufen zu thun hatten, und von einem canadischen Edelmanne, **Dionysius de la Ronde**, des Herrn von Bonaventure Brüder und Schifffähndriche, angeführet wurden. Er folgete ihnen bald selbst nach, nachdem er Anstalten gemacht, die fünfhundert Engländer bey dem Uebergange über den Fluß aufzuhalten.

Den Nachmittag eben desselben Tages fiel ein ziemlich scharfes Gefecht vor, worinnen dem Herrn Subercase sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Er verlor aber keinen einzigen Mann, und bekam nur einen Verwundeten. Der Verlust der Engländer war viel größer: ihre weit stärkere Macht aber nöthigte den Statthalter, sich zurück zu ziehen. Er that es in guter Ordnung, und wurde nicht verfolget. Der Feind brachte so gar zween Tage zu, ohne etwas vorzunehmen. Er näherte sich darauf der Schanze auf eine Viertelmeile, und schickete sich an, solche anzugreifen. Weil die Besatzung nicht hinlänglich war, den Platz und die benachbarten Häuser zu gleicher Zeit zu vertheidigen: so ließ Subercase alle diejenigen abbrennen, die er nicht besetzen konnte, und wo sich die Belagerer hätten hinein legen können.

Sie eröffnen die Laufgräben.

In der folgenden Nacht zwischen dem 10ten und 11ten wurden die Laufgräben eröffnet, und es war nicht möglich, sich zu widersetzen. Den Morgen ließ der Statthalter achtzig Mann so wohl Einwohner als Wilde ausrücken, die sich an beyden Seiten des Ufers vertheileten, und nachdem sie sich im Gebüsche verstecket hatten, vierhundert Engländer auf einmal aufhielten, welche abgeschickt waren, das Vieh zu tödten. St. Castin rückete so gar mit sechs Canibas im Gesichte der Feinde vor, tödtete ihnen sechs Mann, und stieß darauf wieder zu seinem Haufen, welcher den vierhundert Engländern dergestalt zusetzte, daß er sie nöthigte, in großer Unordnung in ihr Lager zu gehen.

Den 16ten sehr früh nahm man eine große Bewegung in den Laufgräben wahr, und der Statthalter vermuthete, die Belagerer hätten etwas auf die folgende Nacht vor. Ihm wurde auch wirklich um zehn Uhr des Abends, als er die Posten besuchet hatte, gemeldet: man hörete ein taubes Geräusch, als wenn Leute marschireten. Er befahl, sich überall sehr stille zu halten; welches dem Feinde zu erkennen gab, man wäre auf seiner Huth. Dieses

verhin-

verhinderte gleichwohl nicht, daß man den Angriff nicht anfing: allein, noch gar zu weit davon. Sie schossen sehr viel auf die Batterien des Ortes und vermittelst dieses Feuers ließen sie vier bis fünfhundert Mann hinanschleichen, um die Lücken anzugreifen, die sie in weit schlechterm Stande zu seyn glaubeten, als sie wirklich waren.

1707.

Sie hatten sich so gar geschmeichelt, es würden viele von der Besatzung ausreißen, weil es einige Soldaten gethan hatten: allein, sie irreten sich. So machete auch das Geschütz in der Schanze, welches sehr wohl beschicket ward, daß sie den Vorsatz verließen, Sturm zu laufen, und die Truppen, welche dieserwegen angerücket waren, konnten das beständige Feuer, welches man auf sie machete, nicht mehr ausstehen, sondern zogen sich zurück. Zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht aber wurde der Statthalter gewahr, daß man die Schanze auf allen Seiten berennet und der Feind sich in den Gräben und Thälern umher gesetzet, und so gar verschanzet hatte.

Dieser Anblick beunruhigte ihn wirklich; gleichwohl behielt er guten Muth, daß auch die Engländer ihrer Seits in Furcht gesetzet wurden, und einige Minen vermutheten. Da sie sich also nicht getraueten, sich dem Orte zu nähern, so wollten sie eine Fregatte und einige Barken in Brand stecken, welche unter dem Geschütze der Schanze vor Anker lagen. Nachdem sie aber gar zu vielen Widerstand dabey gefunden: so begaben sie sich hinter einige Häuser, die man stehen gelassen, erreicheten wieder ihre Verschanzungen und rücketen noch vor Tage in ihr erstes Lager.

Sie heben die Belagerung auf.

Den andern Morgen schiffeten sie sich ein, so bald es ihnen die Fluth erlaubete, und hinterließen achtzig von den Ihrigen, die man an verschiedenen Orten todt fand, außer vielen andern, die man nachher bey ihrem Lager antraf. Sie hatten alle Wohnungen abgebrannt, die unterhalb der Schanze waren, und auch einige oberhalb derselben; und führeten alles Vieh mit sich weg; man bekam aber das meiste wieder. Uebrigens hatte Königshafen seine Erhaltung vornehmlich sechzig Canadiern zu danken, welche zwölf Stunden vorher hineingerücket waren, ehe die englische Flotte in dem Becken Anker warf. Die Einwohner, welche seit drey Jahren beynahe keine Hülfe aus Frankreich erhalten hatten, waren meistentheils ziemlich übelgesinnet; und der Statthalter meldete dem Minister, wenn sich St. Castin nicht unter ihnen befunden, so wüßte er nicht, was geschehen seyn würde.

Er setzete in seinem Briefe hinzu, die Wilden in seiner Statthalterschaft, vornehmlich die Micmaken, wären in keinem bessern Zustande, als die Einwohner. Sie giengen ganz nackend, und so würde es auch mit den Canibas und Maleciten seyn, wenn sie nicht mit den Mahinganen oder vielmehr, vermittelst der Mahinganen, mit den Engländern handelten, welche ihnen den Biber das Pfund mit einem Thaler bezahleten und ihre Waaren sehr wohlfeil ließen. Unsere Feinde versähen also unsere getreusten Bundesgenossen, denen wir es an dem Nöthigsten mangeln ließen, mit allen Bedürfnissen, unterdessen daß sie täglich ihr Leben zu unserm Dienste bloßstelleten. Die Religion allein erhielt sie auf unserer Seite. Dieß ist eine offenbar bekannte Sache; und ich sehe nicht, was ihr diejenigen entgegen setzen wollen, welche behaupten, die Wilden nähmen niemals das Christenthum aufrichtig an, und man dürfte sich keinesweges auf ihre Bekehrung verlassen.

Ursache des übeln Erfolges ihrer Unternehmung.

Als der Oberste Mark, welcher die engländische Flotte führete, bey seiner Rückkehr Kaskebe und Pescadue berühret hatte, wo seine Nation Schanzen angeleget und Wohnungen errichtet hatte: so vernahm er, daß man zu Baston schon angefangen, Lustbarkeiten wegen

1707.

wegen Eroberung des Königshafens anzustellen. Diese Zeitung nöthigte ihn, zu Kaskebe zu bleiben, von da er an den Generalstatthalter und das Parlement schrieb, er würde von diesem Posten nicht abgehen, bis er ihren Befehl erhalten; er bäthe sie, es ihm nicht zuzurechnen, daß sein Zug übel ausgeschlagen; weil sich sein ganzes Heer wider ihn aufgelehnet hätte und keinen Generalsturm thun wollen, ungeachtet es wirklich dreytausend Mann stark gewesen; und die vornehmsten Officier hätten die Soldaten in ihrem Ungehorsame unterstützet.

Dieß war den Engländern in America nicht zum erstenmale begegnet: oftmals aber will man lieber einen einzigen Menschen, als eine ganze Menge für strafbar halten. Man glaubete Marken auf sein Wort nicht; und er vernahm, der Pöbel in Baston wäre so erbittert auf ihn, daß er ihn würde in Stücken zerrissen haben, wofern er den Augenblick in der Stadt erschienen wäre, da die Zeitung von Aufhebung der Belagerung daselbst ankam. Er erhielt, durch eben den Weg, Befehl, da zu bleiben, wo er wäre, niemand aussteigen zu lassen, und den Entschluß zu erwarten, den man in dem Rathe fassen würde, und wovon man ihm zu rechter Zeit Nachricht geben wollte.

Der Generalstatthalter in Neuyork ließ auch wirklich in aller Eil alle Abgeordnete aus den Städten und Flecken, welche das Parlement zu Baston ausmachen, zusammen kommen; und stellete ihnen lebhaft vor, die Nation wäre auf ewig verunehret, wenn man den Schimpf nicht wieder auslöschete, welchen der Oberste Mark vor Königshafen erlitten hätte. Er erboth sich, persönlich dahin zu gehen, und versicherte, er wollte eher umkommen, als Acadia nicht wieder unter den Gehorsam der Königinn bringen.

Entschluß des Rathes zu Baston.

Die Versammlung hielt nicht dafür, daß er zu dieser Unternehmung selbst abgehen dürfte, sondern meynete, es wäre schon genug, die Flotte um fünf bis sechshundert Mann zu verstärken, und noch drey starke Fahrzeuge dazu zu schicken. Es sollten drey von den vornehmsten Parlementsgliedern nebst dem Sohne des Generalstatthalters sich mit einschiffen, welcher vor kurzem zum Procurator von Seiner Majestät ernennet worden. Sie bestätigte den Obersten Mark in der Anführung dieser Völker, sprach ihn von den aufgebürdeten Beschuldigungen völlig los, und versah ihn vorläufig mit der Statthalterschaft von Acadia.

Die Rüstung zu diesem neuen Unternehmen geschah so eilig, als man es nur hoffen konnte; und den 20sten August an einem Sonntage erschien die englische Flotte des Morgens um zehn Uhr an der Einfahrt in das Becken bey Königshafen mit einem so günstigen Winde, als sie nur verlangen konnte. Um zwey Uhr Nachmittage hatte sie auch in sehr schöner Ordnung geankert, und zwar außer dem Canonenschusse. Dieser so wenig erwartete Anblick setzete die in der Schanze in Bestürzung; und obgleich die Besatzung durch das Schiffsvolk von einer Fregatte des Königes, die Bonaventure geführet, verstärket worden, so glaubete doch jedermann, es wäre verwegen, wenn man nur einen Versuch thun wollte, einem so großen Heere zu widerstehen.

Standhaftigkeit und Fleiß des Statthalters.

Subercase war fast der einzige, welcher nicht verzweifelte, noch einmal über die Engländer zu triumphiren, und seine Herzhaftigkeit machete allen seinen Leuten Muth. Seine größte Sorge war, die Einwohner zusammen zu bringen, deren viele über sieben Meilen weit entfernet waren. Allein, die Feinde ließen ihm aus gar zu großem Vertrauen auf ihre Macht, Zeit dazu. Sie warteten bis den andern Morgen mit der Landung; und der Statthalter hielt in der Ungewißheit, wo sie aussteigen würden, für das rathsamste, nicht allein seine

seine Besatzung, sondern auch die Einwohner selbst, die sich haufenweise zu ihm begaben, in dem Orte zu behalten.

1707.

Den 21sten endlich Morgens um zehn Uhr wurde man achtzig Schaluppen oder Piroguen alle voller Soldaten gewahr, welche anrückten und alle diese Leute der Schanze gegen über aussetzen wollten. Diese Truppen begaben sich auch so gleich auf den Marsch durch das Gehölze, und lagerten sich eine Viertelmeile oberhalb des Ortes, wovon sie nur durch einen Fluß abgesondert waren. Darauf ließ Subercase ungefähr achtzig Wilde und dreyßig Einwohner längst dem Flusse hingehen, mit dem Befehle, eine halbe Meile höher hinüber zu gehen und sich in Hinterhalt zu legen, von da sie desto leichter auf die Mannschaft fallen könnten, welche die Wohnungen zerstöhren wollten, die größtentheils auf dieser Seite waren.

Die Engländer landen.

Die ans Land gesetzten Truppen blieben den ganzen 22sten in ihrem Lager, um sich daselbst zu verschanzen; und den 23sten gegen Abend wurden sieben bis achthundert Mann abgeschickt, die sich auf den Marsch begaben, und eine Wache von zehn Soldaten, die von einem Lieutenante geführet wurde, zog vorher. Dieser Officier wandte nicht alle Vorsicht an, die man in einem offenen Lande, das man nicht kannte, anwenden mußte. Er fiel in einen Hinterhalt, wo er mit achten von seinen Leuten getödtet wurde; die beyden andern wurden gefangen und dem Statthalter zugeführet, welcher von ihnen erfuhr, die Feinde hätten ihr Geschütz in zwey kleine Fahrzeuge eingeschiffet, um es bey Nacht vor die Schanze zu bringen.

Verschiedene Angriffe ohne Erfolg.

Auf diese Nachricht gab er Befehl, man sollte die ganze Zeit über längst an dem Flusse, so lange die Fluth stiege, Feuer anzünden; und diese Vorsicht verhinderte, das Geschütz herbey zu bringen. Da überdieses die abgeschickte Mannschaft seine Vorwacht geschlagen sah: so getrauete sie sich nicht, weiter zu gehen, sondern kehrete ins Lager zurück, aus welchem den 24sten niemand gieng, weil die Besatzung der Schanze sie in beständigem Lärm hielt.

Den andern Morgen nöthigten die Bomben die Engländer, ihr Lager zu verlassen, und sie setzeten sich der Schanze gegen über. Subercase aber ließ ihnen daselbst noch weniger Ruhe, weil er wahrgenommen hatte, sie wollten daselbst Batterien für Stücke und Mörser aufwerfen. Den 26sten brachen sie von neuem von da auf und lagerten sich eine halbe Meile tiefer: den andern Morgen aber schickete der Statthalter einige Mannschaft aus, die ihnen drey Schildwachen erlegete, und sie nöthigte, zum drittenmale ihr Lager abzubrechen. Sie lagerten sich so, daß die Bomben sie nicht treffen konnten. Man schickete ihnen aber noch mehr kleine Parteyen über den Hals, die sie aller Orten bezwacketen.

Den 29sten schienen sie nur beschäfftiget zu seyn, sich zu verschanzen: den 30sten aber giengen sie insgesammt um vier Uhr des Abends wieder zu Schiffe. Subercase muthmaßete, es geschähe solches, um auf der andern Seite des Flusses einen Versuch zu thun; und er ließ diejenigen wieder hinüber gehen, welche dießseits waren. Den 31sten mit Aufgange der Sonnen setzeten auch die engländischen Völker unter dem Geschütze der Flotte wirklich ans Land; und so bald sie ausgestiegen waren, begaben sie sich auf den Marsch.

Sie hatten eine mit Gehölze bedeckete Spitze vor sich, wo sich der Baron von St. Castin mit hundert und funfzig Mann in Hinterhalt geleget hatte. Er ließ sie bis auf einen Pistolenschuß weit anrücken; und darauf ließ er dreymal hintereinander mit vieler Ordnung Feuer auf sie geben. Sie hielten solches mit einer Unerschrockenheit aus, deren sich Castin nicht versehen war, und schienen entschlossen zu seyn, durchzubrechen, es möchte auch kosten,

 was

1707.

was es wollte. Auf einmal aber hielten sie stille, und nicht lange darnach sah man funfzig Schaluppen, welche wieder zu den Schiffen giengen, und die ganze Mannschaft zog sich zurück.

Heftiges Gefecht.

Darauf ließ der Statthalter den Herrn de la Boularderie, Schiffsfähndrich, mit hundert und funfzig Mann hinausrücken, den Baron St. Castin zu verstärken; und er selbst folgete mit hundert und zwanzig Mann nach, um ihn zu unterstützen. Bonaventure blieb in der Schanze, wo alles in gutem Stande war. Er rückete darauf an, die Feinde zu beobachten, und bemerkete, daß sie an der Seite ihrer Schaluppen hinzögen. Sogleich gab er dem Boularderie Befehl, ihnen zu folgen, und wenn sie sich einschiffen wollten, auf sie zu feuern.

Dieser Officier, welcher vor Ungeduld brannte, zum Handgemenge zu kommen, marschirete viel zu geschwind, und fing den Angriff mit siebenzig oder achtzig Mann höchstens an. Er sprang in eine von ihren Verschanzungen, gewann sie und tödtete viele Leute darinnen. Dieser erste gute Erfolg machete ihn muthig. Er fiel in eine andere ein, wo er einen Hieb mit dem Säbel in den Leib, und einen andern in die Hand bekam. St. Castin und Saillant nahmen seinen Platz ein. Man kam zum Handgemenge und schlug sich ganz erbittert mit Aexten und Flintenkolben; und die Feinde, deren vierzehn bis funfzehnhundert Mann an der Zahl waren, wichen auf funfzehnhundert Schritte gegen ihre Schaluppen zurück.

Indessen führeten einige von ihren Officieren, die sich schämeten, vor so wenigen Leuten zu weichen, sie wieder gegen die Unserigen, die sich ihrer Seits nach dem Gehölze zurückzogen, weil Saint Castin und Saillant ebenfalls verwundet worden. Als sie aber den Feind zurückkommen sahen: so wandten sie sich, und bezeugeten so viel Muth, daß die Engländer sich nicht getraueten, anzurücken. Sie begnügeten sich nur, einigemal aus dem kleinen Gewehre zu feuern, und entferneten sich von neuem. Subercase machete sich solches zu Nutze, die Verwundeten wegzubringen und seine Truppen ausruhen zu lassen. Nach Verlaufe einer Stunde befahl er einem Einwohner, Namens **Granger**, einem sehr tapfern Manne, des la Boularderie Mannschaft wider die Engländer zu führen, die ihn nicht erwarteten, und sich geschwind wiederum einzuschiffen suchten, welches sie mit vieler Verwirrung thaten.

Die Belagerung wird aufgehoben.

An eben dem Tage lichtete der größte Theil der Flotte die Anker und legete sich außen vor das Becken, wo sie, wie man urtheilete, ihre Todten ins Meer geworfen hatten; denn man fand nachher ihrer viele, die ans Ufer getrieben worden. Den 1sten des Herbstmonates vereinigte sich die ganze Flotte, und nahm eine Meile außer der französischen Bay Holz und Wasser ein. Subercase hatte längst der Küste Leute abgeschickt, sie zu beobachten, und einige berichteten ihm, es wären zwo Schaluppen dicht bey ihnen vorbey gefahren, in deren einer sie einen Streit gehöret; und die Soldaten hätten gesagt, der Befehlshaber verdienete gehangen zu werden, weil er so viel Leute unnützerweise aufgeopfert; und die Königinn würde gewiß dieserwegen gute Rechenschaft fordern.

Endlich gieng diese Flotte funfzehn Tage nachher, da sie in den Königshafen eingelaufen, und ohne sich einmal unterstanden zu haben, den Hauptplatz anzugreifen, wieder unter Segel. Die Franzosen hatten nur drey Todte, und höchstens funfzehn Verwundete. Der Schiffsfähndrich Saillant war der einzige angesehene Mann unter den Todten. Man machete einige Gefangene, worunter sich der Pilote von einem der Küstenbewahrer befand.

Dieser

1707.

Dieser Mensch sagete Subercasen, die Königinn hätte im vorigen Jahre dem Generalstatthalter gemeldet, sie wollte vor Endigung des Krieges Acadia haben; und wenn er zu dieser Eroberung nicht Macht genug aus seiner Statthalterschaft nehmen könnte: so wollte sie ihm Beystand schicken. Der General und die vornehmsten Glieder hätten ihr für den guten Erfolg dieser Unternehmung stehen wollen, und schon im August die Danksagung von ihrer britannischen Majestät erhalten. Er setzete hinzu, die Bastoner hätten sich bey diesem letzten Unternehmen erschöpfet; gleichwohl würde man künftigen Frühling gewiß mit größerer Stärke wieder kommen, und die Königinn wäre gesonnen, Acadia niemals wiederzugeben, wenn sie es einmal hätte.

Acadia wird mehr hindan gesetzet, als jemals.

So aufmerksam war man in Frankreich gar nicht auf die Erhaltung dieser Provinz, als man in England auf die Mittel, sie zu erobern, war. Die Schiffe des Königes, welche kurz darauf in Königshafen einliefen, brachten weder Waaren für die Einwohner, noch für die Wilden mit, welches den Statthalter sehr verlegen machete. Denn er hatte die einen nur durch Versprechungen, die er itzt nicht erfüllen konnte, in ihrer Pflicht erhalten, und die andern eben dadurch vermocht, ihm beyzustehen.

Er versicherte in seinem Schreiben an den Minister, er hätte sich genöthiget gesehen, so gar seine Hemden, seine Leilachen, und überhaupt alles, was er nur entbehren können, wegzugeben, um dem Elende der Armen abzuhelfen. Er setzete hinzu, man hätte keinen Augenblick zu verlieren, wenn man sich in Acadia recht fest setzen wollte; diese Pflanzstadt könnte in kurzem die Quelle des größten Handels in dem Königreiche werden; es wären in diesem Jahre aus Neuengland sechzig Schiffe mit Stockfischen nach Spanien und dem mittelländischen Meere abgegangen, und es sollte bald eine noch größere Anzahl nach den americanischen Inseln abgehen; und alle diese Fische würden an der acadischen Küste gefangen. Die Engländer fänden also selbst zu der Zeit, da sie sich dieser Provinz nicht bemeistern könnten, dennoch Mittel, sich zu bereichern, da wir selbst keinen Vortheil davon zögen.

Neue Unordnungen.

Indessen konnten es die Miamier nicht verdauen, daß man dem utauaisischen Oberhaupte, das ihnen so übel begegnet war, das Leben geschenket hatte; und höreten nicht auf, den Kopf desselben von dem Befehlshaber an der Landenge zu fordern. Diese Wilden hatten ihren vornehmsten Sitz an dem Josephsflusse, wo sich der P. Aveneau, ihr Missionar, durch eine unveränderliche Sanftmuth und unüberwindliche Geduld eben das Ansehen bey ihnen erworben hatte, was sein Vorfahrer, der P. Allouez, gehabt hatte.

Schlechte Aufführung des Befehlshabers.

La Motte Cadillac, welcher diese Wilden nach seiner Art regieren wollte, wollte nicht leiden, daß in einem Flecken dieser Völkerschaft, der über hundert Meilen von seinem Sitze entfernet war, jemand mehr Ansehen hätte, als er, und nöthigte den P. Aveneau, seine Mission zu verlassen. Er mußte es aber bald bereuen. Denn da die Miamier keinen Missionar mehr hatten, ihre Hitze zu mäßigen: so erneuerten sie ihr Ansuchen, an dem Schweren gerächet zu werden. Er wollte sie aufhalten, er ließ den Schweren nach der Landenge kommen, nachdem er ihm Versicherung gegeben, er hätte nichts zu fürchten, und alles, was er von ihm forderte, war, er sollte sich mit seiner Familie da niederlassen.

Die Miamier voller Verzweifelung, sich also herumgeführet zu sehen, tödteten drey Franzosen und richteten einige Verheerung in den Gegenden der Landenge an. Es wurde la Motten so gar gemeldet, sie hätten sich verbunden, alle Franzosen niederzumachen; die Huronen und Irokesen wären zu ihnen getreten, und sie hätten ihren schändlichen Anschlag

1707.

schlag schon ausgeführet, wenn ein Uyatanon sie nicht verrathen hätte. Diese Nachrichten und die Beschimpfung, die er erhalten hatte, macheten, daß er den Entschluß ergriff, diese Barbaren zu bekriegen; und er schien sich ernstlich dazu anzuschicken. Man verwunderte sich aber sehr, da man sah, daß alle seine Rüstungen auf nichts weiter hinausliefen, als daß er einen Vergleich mit ihnen schloß, der für ihn und die französische Nation nicht gar zu rühmlich war.

Es erfolgete dasjenige daraus, was stets unvermeidlich ist, wenn man bey den Wilden nachgiebt; vornehmlich, wenn man ihnen erst gedrohet hat. Die Miamier beobachteten die Bedingungen des Vertrages schlecht, wobey sie unsere Schwäche gesehen hatten; und der Befehlshaber mußte endlich mit vierhundert Mann, theils Franzosen, theils Wilde, wider sie ausziehen. Sie vertheidigten sich ziemlich: sie wurden aber in ihrer Verschanzung überwältiget; und da sie keine andere Zuflucht hatten, als zur Gnade des Ueberwinders: so unterwarfen sie sich allem, was man von ihnen verlangete. Damit sie aber keine neue Thorheit begiengen, welche uns nöthigte, sie aufs Aeußerste zu treiben: so hielt man für rathsam, ihnen ihren Missionar wiederzuschicken.

Joncaire führet sich unter den Iroquesen gut auf.

Die iroquesischen Orte beobachteten die Neutralität stets genau. Ohne Zweifel trugen die Missionarien durch ihre Wachsamkeit und gute Art vieles dazu bey. Es kam ihnen aber des Herrn von Joncaire gute Aufführung und gutes Verständniß mit ihnen sehr zu statten. Joncaire, welcher von den Tsonnonthuanern zum Sohne angenommen worden und von den Onnontaguern sehr geliebt wurde, gieng von einem Orte zum andern. Er meldete den Missionarien alles, und nahm nichts ohne sie vor; und dadurch zernichtete er alle Maaßregeln, und hintertrieb alle Ränke der Engländer. Er nahm die Iroquesen durch seine Freymüthigkeit ein; er redete ihre Sprache so gut, als sie, welches diesen Wilden überaus wohl gefiel. Er gewann sie durch seine Freygebigkeiten; er erwarb sich durch seine Kühnheit Hochachtung; und er wußte so gleich seine Partey ohne Anstand bey Gelegenheiten zu ergreifen, wo man sich nothwendig eiligst entschließen mußte, welche Eigenschaften in denen Umständen, worinnen er sich befand, nöthig waren.

Die christlichen Iroquesen lassen sich verführen.

Unter der Zeit aber, da es ihm also glückete, die abgöttischen Iroquesen abzuhalten, daß sie nicht mit den Engländern Partey wider uns macheten, unterhandelte der Statthalter zu Orange fast eben so glücklich mit den christlichen Iroquesen, die in dem Pflanzlande wohneten. Man merkete schon seit einiger Zeit, daß diese Neubekehrten nicht mehr so fromm waren; und man konnte solches bloß der Trunkenheit zuschreiben, wovon sie fast nicht zu heilen waren. Denn ungeachtet des wiederholten Verbothes von dem Könige und des Fleißes des Statthalters zu Montreal gieng der Brandteweinhandel doch sehr wieder im Schwange; und man fing an, wahrzunehmen, daß man sich nicht mehr so viel Rechnung auf die Iroquesen am Ludwigssprunge und Berge machen dürfte, da man im Anfange des Frühlinges künftiges Jahres einen großen Krieg gegen die Seite von Baston vorhatte.

1708.

Anschlag zu einem großen Kriege.

Dieser Zug war in einem großen Rathe beschlossen worden, den man zu Montreal mit den Häuptern aller christlichen Wilden in dem Pflanzlande gehalten hatte. Es sollten auch andere Abenaquier mit hundert auserlesenen Canadiern dabey seyn, außer einer großen Anzahl Freywillige, den meisten Officieren von unsern Truppen, welche in allem vierhundert Mann ausmacheten. Die Herren **St. Ours de Chaillons** und **Hertel von Rouville** sollten die Franzosen anführen, und **Boucher de la Perriere** die Wilden.

Weil

Weil viel daran gelegen war, daß man diesen Anschlag bis auf den Aufbruch der Krieger geheim hielte, und der Marsch eilig vor sich gienge: so wurde angeordnet, es sollten die beyden ersten Befehlshaber ihren Weg über den Franciscusfluß mit den Algonquinen, den Abenaquiern von Bekancourt und den Huronen von Loretto nehmen, und la Perriere sollte mit den Iroquesen über den Champlainsee gehen, alle zusammen aber sich nach dem Nikisipiquesee begeben, wo sich auch die an Acadia gränzenden Wilden zur bestimmten Zeit einfinden sollten.

1708.

Verschiedene Zufälle hätten das Unternehmen bald zernichtet, und verzögerten den Aufbruch der Krieger. Den 26sten des Heumonates endlich begaben sie sich auf den Marsch. Als Chaillons und Rouville aber an dem Franciscusflusse angekommen waren: so vernahmen sie, die Huronen wären wieder umgekehret, weil einer von ihnen aus Versehen, vermuthlich auf der Jagd, getödtet worden, und die andern aus diesem Unglücke urtheileten, ihr Zug würde kläglich für sie ausfallen. Die Iroquesen, welche Perriere über den Champlainsee führete, folgeten bald ihrem Beyspiele, und braucheten zum Vorwande, es wären einige von ihnen krank, und die möchten das ganze Heer anstecken.

Die Huronen und Iroquesen gehen davon.

Vaudreuil, welchem die Befehlshaber von dieser Verlassung Nachricht gaben, antwortete ihnen, sie sollten, wenn auch die Algonquinen und Abenaquier von Bekancourt sie verließen, dennoch ihren Marsch fortsetzen, und lieber einen Einfall in einen entfernten Ort thun, als zurückkommen, ohne etwas gethan zu haben. Des Chaillons eröffnete den Inhalt dieses Schreibens den Wilden, welche ihm schwuren, ihm überall zu folgen, wohin er sie führen wollte. Sie giengen also, zweyhundert an der Zahl, ab; und nachdem sie hundert und funfzig Meilen durch ungangbare Wege zurückgeleget, so kamen sie an den Nikisipiquesee, wo sie die Abenaquier, die Nachbarn von Acadien, nicht fanden, welche genöthiget worden, ihre Waffen anders wohin zu kehren.

Die Abenaquier stellen sich nicht ein.

Sie marschireten also gegen ein Dorf, **Hewreuil** genannt, welches aus fünf und zwanzig bis dreyßig wohlgebauten Häusern und einer Schanze bestund, worinnen der Statthalter wohnete. In dieser Schanze war eine Besatzung von dreyßig Soldaten und wenigstens ihrer zehn in einem jeden Hause. Diese Truppen waren nur erst allhier angekommen und von dem Statthalter in Neuengland hergeschicket worden, welcher, auf erhaltene Nachricht von dem Marsche der Franzosen, in alle Flecken dieser Gegend dergleichen geschicket hatte.

Man nimmt ein englisches Dorf weg.

Unsere Helden wurden nicht dadurch abgeschrecket, da sie vernahmen, daß man so wohl vorbereitet wäre, sie zu empfangen; und da sie auf kein Ueberrumpeln mehr denken durften, so glaubeten sie, solches durch ihre Tapferkeit ersetzen zu können. Sie blieben die ganze Nacht ruhig, und den Morgen, eine Stunde nach der Sonnen Aufgange, stelleten sie sich in Schlachtordnung. Rouville hielt darauf eine kleine Rede an die Franzosen, um alle diejenigen zu ermahnen, die einige Zwistigkeiten unter einander gehabt hatten, daß sie sich aufrichtig versöhneten und einander umarmeten, welches geschah. Sie verrichteten darauf ihr Gebeth und zogen gegen die Schanze. Sie fanden viel Widerstand, drangen aber endlich doch mit dem Degen und der Axt in der Faust hinein, und stecketen es in Brand.

Alle die Häuser vertheidigten sich auch sehr gut, und hatten eben das Schicksal. Es blieben ungefähr hundert Engländer bey diesen verschiedenen Angriffen. Viele andere, welche sich zu lange versäumeten, aus der Schanze und den Häusern zu gehen, verbrann-

1708. ten darinnen, und die Anzahl der Gefangenen war ansehnlich. Beute bekam man nicht; man dachte auch nicht eher daran, als bis alles von den Flammen aufgezehret war. Ueber dieses hörete man schon in allen benachbarten Schanzen und Dörfern die Trommeln und Trompeten, und man hatte nicht einen Augenblick zu verlieren, um sich sicher zurück zu ziehen.

Die Sieger gerathen in einen Hinterhalt.

Es geschah solches mit vieler Ordnung, und hatte ein jeder nur so viel Lebensmittel mit sich genommen, als er zu seinem Rückmarsche brauchete. Diese Vorsicht war nöthiger, als man es glaubete. Kaum hatten die Unserigen eine halbe Meile zurückgeleget, so kamen sie in einen Wald, wo sie in einen Hinterhalt geriethen, der ihnen von siebenzig Mann geleget worden, deren jeder seinen Schuß that, ehe sie entdecket wurden. Unsere Helden hielten dieses Feuer unbewegt aus, und zum Glücke that es keinen großen Schaden. Indessen war hinter ihnen alles schon voller Leute zu Fuße und zu Pferde, die ihnen in den Hacken waren; und es war keine andere Partey zu ergreifen, als über diejenigen weg zu dringen, die auf sie schossen.

Man ergriff solche ohne Anstand. Ein jeder warf sein Bündel Lebensmittel und fast alle seine Kleider von sich, und, ohne sich mit dem Schießen aufzuhalten, griffen sie gleich zum Degen. Die Engländer erstauneten über einen so plötzlichen Angriff von Leuten, die sie in Unordnung gebracht zu haben glaubeten. Sie kamen selbst in Unordnung, und konnten sich nicht wieder setzen; so, daß sie insgesammt, außer zehn bis zwölfen, die davon liefen, getödtet oder gefangen wurden.

Schlagen sich durch.

Nescambiuit, welcher im vorigen Jahre aus Frankreich zurückgekommen, focht stets neben dem Befehlshaber. Er that Wunder mit einem Säbel, den ihm der König geschenket hatte, und bekam einen Schuß an dem Fuße. Wir hatten in diesen beyden Gefechten achtzehn Verwundete, drey Todte von den Wilden und fünfe von den Franzosen, worunter zween junge Officier von guter Hoffnung waren, nämlich Rouvilles Bruder, Hertel von Chambly und Verchères. Bey dem letztern Gefechte entwischeten viele zu Hewreuil gemachete Gefangene.

Alle andere waren mit der guten Begegnung ihrer Ueberwinder auf dem Rückzuge zufrieden, welcher ohne einigen fernern Zufall geschah; und verschiedene Umstände, die man von einigen Officieren und Freywilligen erzählet, machen ihnen noch mehr Ehre, als die herrlichen Proben ihrer bewiesenen Tapferkeit. Man legete vornehmlich dem Herrn Dupuys, dem Sohne des Particulierlieutenants zu Quebec, großes Lob bey, welcher die Leutseligkeit so weit getrieben, daß er die Tochter des königlichen Lieutenants zu Hewreuil, die nicht mehr gehen konnte, ein groß Stück Weges getragen.

Neue Ränke des Statthalters zu Orange.

Man verwunderte sich zu Canada, daß die engländische junge Mannschaft nichts that, die doch weit zahlreicher war, als die französische, und fragete einen von den Gefangenen darum. Seine Antwort entdeckete die wahre Ursache, warum die Iroquesen, welche la Perriere bey dem letzten Zuge führete, abgegangen. Dieser Mensch sagete, die jungen Leute seiner Nation wären nicht Schuld, daß sie dieses Jahr nicht zum Theile wider die Franzosen gekommen wären; es hätten über fünfhundert der Muntersten den Großstatthalter von Neuengland um Erlaubniß dazu gebethen, und sie auch erhalten. Als sie aber im Begriffe gestanden, sich auf den Marsch zu begeben: so hätten sie einen Gegenbefehl, auf ein Schreiben des Statthalters zu Orange an seinen General, bekommen.

In diesem Briefe, setzete er hinzu, meldete der Statthalter, er wäre dießmal Meister von den christlichen Iroquesen, die ihn versichert hätten, es würde kein Wilder wider die Engländer zu Felde ziehen; es wäre also vergebens, einigen Aufwand zu machen, die Franzosen anzugreifen, welche für sich nicht allein im Stande wären, etwas zu unternehmen; so daß man sich versprechen könnte, die engländischen Pflanzstädte würden hinführo einer vollkommenen Ruhe genießen, welches alles wäre, was man darinnen wünschen könnte.

1708.

Untreue der christlichen Iroquesen.

Eben dieser Gefangene sagete auch noch, man hätte zu Hewreuil und in allen Orten geglaubet, die Partey, welche das Dorf verwüstet hätte, wäre nur eine abgeschickte Mannschaft von einem Haufen von sechszehnhundert Mann, der nicht weit davon stünde; eben dieses wäre auch zu Baston gesaget worden; und man wäre in ganz Neuengland beständig in den Waffen, welches die Einwohner überaus sehr abmattete. Endlich vernahm man von einem andern Gefangenen, der Statthalter von Orange hätte vor kurzem die christlichen Iroquesen ansehnlich beschenket.

Sie machen ihren Fehler wieder gut.

Diese Wilden waren überaus gekränkt darüber, daß sie sich so entdecket sahen, und noch mehr, daß der Marquis von Vaudreuil solche Verachtung gegen sie bezeuget, als sie den Herrn la Perriere verlassen hatten. Denn er hatte ihnen nur sagen lassen: weil sie so sehr den Frieden liebeten, so könnten sie hinführo geruhig auf ihren Matten bleiben, und er brauchete ihrer eben nicht. Sie wurden dadurch auf das empfindlichste gereizet, und ihr Verdruß hatte alle Wirkung, die der General davon gehoffet. Sie errichteten viele Kriegespartheyen. Die Abenaquier von Bekancourt, deren Treue man, ungeachtet dessen, was Herr Schuiler davon gesaget hatte, niemals in Verdacht gezogen, und die so gute Beweise von ihrer Ergebenheit gegen unser Bestes gegeben hatten, geselleten sich zu ihnen, und beyde verheereten viele Gegenden von Neuengland, da die einen von ihren letztern glücklichen Erfolgen, die andern aber von der Begierde, ihren Fehler wieder gut zu machen, angefrischet waren.

Was zwischen Vaudreuil u. Schuiler vorgeht.

Der General beschwerete sich seiner Seits bey dem Statthalter zu Orange heftig darüber, daß er unter der Zeit, da er sein Land und ganz Neuyork, aus Achtung für die Holländer und für ihn besonders, in Ruhe ließe, und solches in der Absicht, damit die Iroquesen neutral blieben, welches den engländischen Pflanzstädten eben so vortheilhaft wäre, als Neufrankreich; daß er, sage ich, unterdessen nicht allein nicht aufhörete, den Orten anzuliegen, die Waffen wieder zu ergreifen, und eine Schanze in der Agnier Bezirke bauen ließe, sondern sich auch beständig Mühe gäbe, die mitten in dem französischen Pflanzlande wohnenden Wilden abspänstig zu machen. Schuiler antwortete auf den ersten Artikel nichts: auf den andern aber war dieses seine Antwort.

„Was das Halsgehänge betrifft, welches ich den Wilden in der Absicht geschickt „habe, sie zu verhindern, daß sie an dem Kriege wider die Statthalterschaft Baston kei„nen Theil nähmen: so muß ich solches gestehen: ich bin aber aus christlicher Liebe dazu „angetrieben worden. Ich habe geglaubet, meine Pflicht gegen Gott und meinen Näch„sten erforderte es, diesen barbarischen und heidnischen Grausamkeiten vorzubeugen, die „nur gar zu oft an den unglückseligen Einwohnern dieser Statthalterschaft ausgeübet wor„den. Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich fühle, wie sich mein Herz „umkehret, wenn ich daran denke, daß ein Krieg unter christlichen Fürsten, die zu den „genauesten Gesetzen der Ehre und Großmuth verpflichtet sind, wovon ihnen ihre edlen „Vorfah-

1708.

„Vorfahren so schöne Beyspiele gegeben haben, in eine wilde und unbegränzte Unmensch„lichkeit ausarten. Ich kann nicht begreifen, daß es möglich sey, einen Krieg durch der„gleichen Mittel zu endigen, und ich wollte wünschen, daß alle Welt so, wie ich, hier„von dächte.„

Peter Schuiler war ein sehr redlicher Mann, und er drückete hier seine wahren Gesinnungen aus. Er war aber von demjenigen, was seit funfzig Jahren in diesem Theile von America vorgieng, genugsam unterrichtet, daß er wissen konnte, es hätten uns die Engländer genöthiget, unsere Wilden so hausen zu lassen, als sie in Neuengland thaten. Es konnte ihm nicht unbekannt seyn, was für Gräuel die Iroquesen auf ihr Anstiften in dem letzten Kriege begangen; daß zu Baston selbst den daselbst gefangenen Franzosen und Abenaquiern mit einer Unmenschlichkeit begegnet würde, welche nicht viel geringer wäre, als diejenige Wildheit, worüber er so bitterlich klagete; daß die Engländer mehr, als einmal, das Völkerrecht übertreten, und die in der besten Form unterzeichneten Vergleiche nicht gehalten hätten, da hingegen die Gefangenen von den Engländern bey den Franzosen und ihren Bundesgenossen gut gehalten würden.

Es war auch noch leicht, ihm zu beweisen, daß weder die Franzosen, noch die Wilden auf ihrer Seite, jemals die Grausamkeiten ausgeübet hätten, die man ihnen vorwarf, wo es nicht gegenbedrückungsweise geschehen; und ehe man sich entschlossen, dieses Mittel zu ergreifen, um der Grausamkeit ein Ende zu machen, deren sich die Iroquesen wider unsere Officier, Missionarien und Einwohner bedieneten, und die üblen Begegnungen zu heben, welche die Bastoner unsern Bundesgenossen und uns selbst erwiesen, hatte man die angesehensten in Neufrankreich lange genug Thränen vergießen lassen. Darinnen aber war er selbst nicht zu entschuldigen, daß er zu der Zeit, da er den christlichen Iroquesen die Waffen aus den Händen reißen wollte, sich allerhand Mittel bedienete, die abgöttischen Iroquesen zu vermögen, sie wider uns zu ergreifen; ob er gleich nicht zweifeln konnte, daß diese ihre Wuth nicht weiter treiben würden, als jene die ihrige, die er verabscheuete.

Die Engländer wollen die Wilden in Louisiana an sich ziehen.

Die Engländer sucheten aber nicht bloß in Canada uns die Wilden, deren Hochachtung und Neigung wir uns stets besser, als sie, zuzuziehen gewußt haben, zu Feinden zu machen. Louisiana war noch in ihrer ersten Kindheit. Nichts war schwächer, als die zween oder drey Sitze, die wir da hatten. Es ist wahr, sie hatten von den natürlichen Einwohnern des Landes nichts zu fürchten; man begegnete ihnen gut; sie schienen mit uns vergnügt zu seyn; und dieß hielt uns vielleicht in einer Sicherheit, die durch ein wenig mehr Klugheit nicht gar zu übermäßig gewesen seyn würde.

Die Engländer in Carolina aber schöpfeten über diese neuen Niederlassungen großen Verdacht, und man entdeckete in eben dem Jahre, daß die Tchactas, unsere getreuesten Bundesgenossen, von der Königinn in Großbritannien Geschenke bekommen hatten; und daß der Bewegungsgrund dieser Freygebigkeit wäre, von diesen Wilden einen freyen Durchzug durch ihr Land für die englischen Völker zu erhalten, um die andern Völkerschaften zu bewegen, daß sie wenigstens neutral blieben, oder sie aufzureiben, wenn sie sich dessen weigerten. Herr D'Artaguette, welcher damals in diesem Pflanzlande das Amt eines Commissaire-Ordonnateur hatte, und dem Herrn Pontchartrain von dem, was ich gesaget habe, Nachricht gab, setzete hinzu: es hätten zween Franzosen, die durch die Yasuer gereiset, einen Engländer daselbst angetroffen, der für fünf und zwanzigtausend

Thaler

Thaler Geschenke gehabt, die bestimmt gewesen, eben das bey diesen Wilden und den Jllinesen auszurichten. Man erfuhr auch, daß in denen Reden, womit man diese Geschenke begleitete, zu ihnen gesagt wurde, diejenigen Franzosen, welche sie unter sich sähen, wären die flüchtigen Ueberbleibsel von einer Nation, die von den Engländern aufgerieben worden.

1708.

Auf diese Art wandten unsere Feinde alles an, sich wegen des Verlustes und Schimpfes schadlos zu halten, den sie während dieses Feldzuges in Neuengland und Acadia erlitten hatten. Sie bekamen aber mitten in dem folgenden Winter noch eine weit größere Schlappe in der Jnsel Neuland, welche sie vollends bey allen Nationen dieses festen Landes um ihren Ruhm brachte.

Anschlag auf Neuland.

Jch habe schon angemerket, daß der Mittelpunct und die Vorrathshäuser von allen Niederlassungen der Engländer in dieser Jnsel in der St. Johannsbay gewesen. St. Ovide, königlicher Verweser zu Plaisance c) und des vormaligen Statthalters Brouillan Neffe, schlug dem itzigen Statthalter, **Costebelle**, vor, solche zu erobern, und setzete hinzu, er wollte es auf seine Kosten thun. Nachdem sein Anschlag gebilliget worden: so brachte er hundert und fünf und zwanzig Mann, Wilde, Einwohner und Matrosen, zusammen, zu denen sich noch zwanzig Soldaten geselleten, die erst kürzlich aus Acadia unter des Lieutenants **Renou** Anführung gekommen waren. Costebelle gab ihm noch vier und zwanzig Mann von seiner Besatzung, die ebenfalls von einem Lieutenante geführet wurden; und Herr **de la Ronde**, welcher sich bey der Vertheidigung von Königshafen hervorgethan, wollte ihn als ein bloßer Freywilliger begleiten.

Der kürzeste Weg war, zur See zu gehen; und dieß war des Befehlshabers Absicht. Allein, da ihn die widrigen Winde bis den 14ten des Christmonates aufgehalten: so wollte er nicht länger warten, sondern begab sich an eben dem Tage im Schnee auf den Marsch. Den 20sten kam er ans Ende der Marienbay, wohin Herr Costebelle zwo doppelte Schaluppen geschickt hatte, damit unsere Waghälse über einen vier bis fünf Meilen breiten Arm von der See setzen könnten, wodurch sie sich zwo Tagereisen auf einem sehr rauhen Wege erspareten. Den letzten Tag im Jahre kamen sie fünf Meilen von St. Johann, ohne daß sie entdecket worden, doch hatten sie vielen Widerspruch von Seiten einiger Personen ausgestanden, die dem St. Ovide nicht wohl wollten, und die ihn nur begleitet zu haben schienen, sein Unternehmen fehlschlagen zu lassen.

1709.

Angriff und Wegnehmung von St. Johann.

Weil es ihm nicht anders, als durch Ueberrumpeln, gelingen konnte: so machete man, ehe man weiter gieng, alles zurechte, was zum Angriffe nöthig war. Dieses geschah mit unglaublichem Fleiße; und den Morgen, als den ersten Tag im Jahre, begab sich der Befehlshaber zwo Stunden vor Tage, bey einem schönen Mondscheine, an das Ende des Johannshafens, wo er die ganze Schanze nach seiner Bequemlichkeit betrachtete. Er marschirete darauf fort und wurde von übeln Wegweisern geführet, denen er nicht hätte trauen sollen, und die nur sucheten, ihm seinen Streich fehlschlagen zu lassen.

So bald er ihre Treulosigkeit wahrnahm, so gieng er aus der Mitte, wo er war, zu dem Vortrabe, wo sich die Freywilligen befanden, und stellete sich an deren Spitze. Er ließ die Stelle, die er verlassen hatte, dem Herrn **Despensens**, welcher Majorsdienste that. Man entdeckete ihn dreyhundert Schritte von der Schanze, die er angreifen wollte; so daß man

c) Nachher Statthalter der königlichen Jnsel.

1709. man aus dem kleinen Gewehre einigemale auf ihn schoß, als er sich dem ersten Pfahlwerke näherte. Einige von seinen Freywilligen verließen ihn darauf, welches ihn aber nicht hinderte, bis an den bedeckten Weg zu bringen, dessen Thore zu schließen man zum Glücke für ihn vergessen hatte. Er drang hinein und rief: es lebe der König! Dieser Ruf, welcher seinen Leuten Muth machete, benahm den Engländern gänzlich das Herz. Er ließ funfzehn bis sechszehn Mann zur Bewachung des bedeckten Weges, gieng durch den Graben, ungeachtet des Feuers aus den beyden andern Schanzen, welches ihm zehn Mann verwundete; setzete zwo Leitern an den Wall, der zwanzig Fuß hoch war, und stieg mit sechs Mann hinauf, wovon ihrer etliche im Hinaufsteigen gefährlich verwundet wurden.

In dem Augenblicke kam Despensens mit dem Haufen, den er führete, und den Leitern an, die er gleich ansetzete. Er stieg zuerst hinauf, und kam selb dritte oder vierte in die Schanze. Renou, Johannis, Du Plessis, la Chesnaye, D'Argenteuil und d'Aillebout, sein Bruder, folgeten diesem tapfern Manne gleich nach. Einige bemeisterten sich der Hauptwache, die andern des Statthalterhauses, andere liefen nach der Zugbrücke, wodurch die Schanze der Einwohner mit dieser, welche die Wilhelmsschanze hieß, Gemeinschaft hatte; und der Statthalter, welcher dreyhundert Einwohner herüber führen wollte, wurde dreymal verwundet und zurückgeprellet.

Despensens ließ so gleich die Zugbrücke nieder und das Pförtchen öffnen. Darauf drang das ganze Heer hinein, und die Engländer bathen um Quartier. Die Franzosen sahen sich also in weniger, als einer halben Stunde, Meister von zween Schanzen, deren jede ein ganzes Heer lange würde haben aufhalten können. Denn in einer waren achtzehn Canonen, vier Mörser zu Bomben, zwanzig zu Granaten, und über hundert Mann Besatzung, die von einem sehr tapfern Manne angeführet wurden. Die andere hatte sechshundert wohlverschanzete Einwohner, die insgesammt bereit waren, der ersten Schanze zu Hülfe zu kommen: eine unterirdische Thüre aber, wodurch sie hinein zu dringen dachten, wenn es Zeit seyn würde, war so fest zu, daß man sie nicht zeitig genug aufsprengen konnte. Es war noch eine dritte viel kleinere Schanze an der Einfahrt des Hafens übrig, an der andern Seite aber. St. Ovide ließ sie auffordern; und der Befehlshaber verlangete vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Man bewilligte sie ihm; und nach Verlaufe derselben ergab er sich, ob er gleich achtzig Mann in einem guten Platze, Lebensmittel auf viele Monate, ziemlich hübsches Geschütz, starke Canonen, einen Mörser zu Bomben und ein vor Bomben sicheres Gewölbe hatte.

St. Ovide meldet solches nach Plaisance und Frankreich.

Als St. Ovide sich Meister von St. Johann sah, so schickete er einen Bothen an den Herrn Costebelle, ihm den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu melden. Nachdem er auch darauf erfahren, daß sich einige Engländer nach Belle-Isle geflüchtet, die nur fünf Meilen von St. Johann ist; daß sie daselbst ein Schiff angetroffen, und sich eingeschiffet, um nach England zu gehen: so hielt er es für rathsam, daß der französische Hof eben so bald Nachricht davon bekäme, als der englische; wie er denn außerdem gern Befehl von solchem zu erhalten wünschete, was er zu thun hätte. Er befahl also dem Herrn Despensens, ein kleines Fahrzeug zu besteigen, welches in dem Hafen lag, und unverzüglich unter Segel zu gehen.

Dieses misfiel dem Statthalter zu Plaisance, welcher die Abfahrt der drey Engländer nach Europa nicht wußte, und überzeuget war, wenn man die Wegnehmung von St. Johann in England nicht wüßte, so würden gewöhnlicher Weise Schiffe nach diesem Hafen

fen abgehen, deren man sich denn leichtlich bemeistern könnte. Dieses waren wenigstens die ersten Gedanken, die er hatte, oder der Vorwand, dessen er sich bedienete, seinen Königslieutenant zu tadeln. Er änderte darauf seine Gedanken, und hielt es für unnöthig, den Hof zu Rathe zu ziehen, um zu erfahren, ob man St. Johann behalten sollte, weil ihm solches unmöglich zu seyn schien, ohne Plaisance zu entblößen, welches seit einem Jahre mit einer Belagerung bedrohet wurde. Er hielt über dieses den König nicht für geneigt, ihm so viel Volk zu schicken, daß er sich zu gleicher Zeit in seinem Platze vertheidigen und in einem entfernten Hafen erhalten könnte, der so schwer zu bewachen war, als St. Johann.

1709=10.

Er befahl also St. Oviden, die Schanzen schleifen zu lassen, und sich längstens zu Ende des Märzmonates nach Plaisance zu begeben. Er schickete ihm eine Fregatte, den Statthalter, den Ingenieur und die Besatzung aus diesen Schanzen nebst dem Kriegesvorrathe darauf einzuschiffen, den man in großer Menge daselbst gefunden hatte, weil eine Partey von dreyhundert Engländern im Begriffe war, sich auf den Marsch zu begeben, Plaisance zu überrumpeln. Die Gefangenen und Güter, die man nicht einschiffen konnte, wurden auf ein Lösegeld gesetzet; und St. Ovide, der nur hundert Mann verlangete, seine Eroberung zu erhalten, und die ganze Ostküste von Neuland vollends zu erobern, hatte nicht allein den Verdruß, daß er sich gezwungen sah, alles zu verlassen, sondern mußte auch noch befürchten, daß der Hof, wenn er des Statthalters zu Plaisance Meynung gewesen wäre, seiner Meynung möchte geworden seyn, wenn es nicht mehr Zeit wäre.

St. Johann wird verlassen.

Man wußte zu Quebec von der Wegnehmung von St. Johann noch nichts, als man daselbst von vielen Orten Nachricht erhielt, man rüstete sich zu Baston stark, und es sollte noch ein englisches Geschwader auslaufen, Canada anzugreifen; in Neuyork aber zöge man ein Heer von zweytausend Mann zusammen, welches sich erstlich Chambly bemächtigen, und darauf Montreal angreifen sollte, welches nur fünf Meilen davon liegt. Es hatte auch schon vor einem Jahre der P. Mareuil, Mißionar zu Onnontague, dem Großstatthalter gemeldet, man hielte bey den Irokesen heftig an, sich wider uns zu erklären, und einer von diesen Wilden, welcher in eben dem Orte in großem Ansehen stünde, wäre ingeheim der Urheber von dieser Sache. Allein, diese Nachricht hatte keinen Glauben bey dem Herrn von Vaudreuil gefunden, welcher für den treulosen Irokesen gar zu sehr eingenommen war.

Vaudreuil wird von einem Irokesen berücket.

Indessen wurde doch der Vertrag zu Onnontague selbst geschlossen; die Tsonnonthuaner traten nicht dazu; in den vier andern Orten aber wurde der Krieg gesungen. Ein Anverwandter des Statthalters zu Orange meldete solches dem P. Mareuil bey Zeiten, welcher schon von seinem Superior Befehl hatte, aus Onnontague zu gehen. Da aber dieser Mißionar nicht wieder in die Pflanzstadt kommen konnte, weil die Wege schon von feindlichen Parteyen berennet waren: so wurde er gezwungen, die Anerbiethungen des gedachten Holländers anzunehmen, der ihm einen Aufenthalt zu Orange versprochen hatte. Er wurde daselbst gefangen gehalten: außerdem aber hatte er alle Ursache, den Statthalter zu loben, der ihn sehr wohl aufnahm, und ihm mit vieler Achtung begegnete.

Die Orte erklären sich wider uns.

Er wurde darauf nach Manhatte berufen; und an allen Orten, wo er durchgieng, war er Zeuge von den Zurüstungen der Engländer zu dem Zuge wider Chambly. Vaudreuil erhielt bald gewisse Zeitungen davon, die ihn nöthigten, im Jenner nach Montreal zu

Fleiß des Hrn. von Vaudreuil.

1709:10. zu gehen, nachdem er Befehl gegeben, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen und die Truppen und den Landausschuß fertig zu halten, auf die erste Losung zu marschiren. Er brachte zugleich eine Partey von zweyhundert und funfzig Mann auf die Beine, die er nach dem Champlainsee unter Rouvillens Anführung schickete. Allein, da dieser Officier nichts von einem Feinde daselbst erfuhr, und keinen Befehl hatte, weiter zu gehen: so kam er unverrichteter Sache wieder nach Montreal.

Den 10ten des Mayes kam der Herr Vesche, welcher 1705 alle schwere Pässe im Lorenzflusse erforschet hatte, unter dem Vorwande, nach Quebec zu gehen, und wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, von England nach Baston, von da er sich nach Manhatte begab, um daselbst die Aufbringung der Truppen zu beschleunigen, welche an der Seite von Montreal etwas unternehmen sollten. Man erfuhr solches in dieser Stadt bald; und man vernahm so gar, Vesche hätte der Königinn von Großbritannien eine sehr weitläuftige Schrift überreichet, worinnen er gezeiget, wie leicht es wäre, Canada zu erobern, und was für Nutzen England von dieser Eroberung haben könnte.

Man setzete hinzu, Ihre britannische Majestät hätte seinen Vorschlag genehm gehalten und ihm die Statthalterschaft von Neufrankreich versprochen, wenn es ihm glückete; sie ließe auch zehn große und zehn andere kleinere Schiffe in ihren Häfen ausrüsten; diese Flotte sollte sechstausend Mann regulierte Truppen aufhaben, welche der Herr Macardi anführen sollte; zweytausend Engländer und eben so viel Wilden sollten Montreal angreifen, und ihr Sammelplatz wäre an dem Flusse Chicot, zwo Meilen von dem Champlainsee, bezeichnet, wo sie ihre Canote und ihre Fahrzeuge bauen sollten, um hernach hinunter nach Chambly zu fahren.

Ramezay marschiret wider sie.

Auf diese Zeitung hielt Vaudreuil einen großen Kriegesrath, worinnen beschlossen wurde, unverzüglich nach Neuyork zu marschiren, um das Wetter zu zertheilen, welches sich da zusammen zöge, damit, wenn man von dieser Seite sicher wäre, man alle Macht wider die engländische Flotte vereinigen könnte, wenn solche nach Quebec käme. Es war dem Ansehen nach nicht ein Augenblick zu verlieren, diesen Entschluß ins Werk zu richten; und der Herr von Ramezay, Statthalter zu Montreal, erboth sich, die Ausführung zu übernehmen: seine Anerbiethung aber wurde anfänglich nicht angenommen, und man konnte keine andere Ursache davon anführen, als weil er und der Generalstatthalter nicht recht mit einander stimmeten. Vaudreuil begnügete sich, den Hauptmann Sabrevois mit dreyßig Mann abzuschicken, um Rouvillen entgegen zu gehen, der noch nicht wieder zurück war, und ihm den Rückzug zu erleichtern.

Zween Monate nachher, da man nicht mehr zweifelte, daß die Engländer nicht mit einer großen Anzahl Irokesen und Mahinganen auf dem Marsche wären, und man so gar Nachricht hatte, daß sie viele Schanzen, von Orange bis an den Sacramentssee, erbauet hatten, gab Vaudreuil endlich dem Anhalten des Statthalters zu Montreal nach. Er gab ihm funfzehnhundert Mann, unter denen hundert Soldaten waren. Die übrigen bestunden aus dem Landausschusse und Wilden; und viele Befehlshaber wollten ihn begleiten. Die meisten hatten sich schon bey verschiedenen Gelegenheiten hervorgethan: hier aber thaten sie nicht alles, was man von ihnen erwartete.

Weniger Erfolg dieses Unternehmens u. Ursache davon

Nachdem alles also eingerichtet war: so gieng der General hinunter nach Quebec, um die Arbeiten zu beschleunigen, die man daselbst auf seinen Befehl machete, und alle Schiffe in Beschlag zu nehmen, die aus Frankreich ankämen, damit man sich ihrer im

Noth-

Nothfalle bedienen könnte. Den 28sten des Heumonates brach Ramezay von Montreal auf. Sein Vortrab, den der Hauptmann Montigny führete, bestund aus funfzig Franzosen und zweyhundert Abenaquiern, und wurde vom Rouville mit hundert Canadiern unterstützet. Nach ihm marschireten hundert Soldaten von des Königes Truppen unter des la Chassaigne Anführung. Der Statthalter von Montreal folgete an der Spitze von fünfhundert Canadiern, in fünf Compagnien, die von St. Martin, des Jordis, Sabrevois, Lignery und des Chaillons geführet wurden. Die christlichen Iroquesen macheten den Nachzug unter Joncairens Anführung. Auf ihren Flügeln waren Utauais und Nipissinger.

1709-10.

Das Heer legete vierzig Meilen in dreyen Tagen zurück, und behielt stets eben die Ordnung; und es ist unstreitig, wenn es bis an das feindliche Lager gegangen wäre, so würde es ihnen nicht viel Mühe gekostet haben. Allein, die wenige Uebereinstimmung unter den Officieren und dem Befehlshaber, der wenige Gehorsam bey den Soldaten, welcher eine Folge davon ist, und die falschen Berichte, die Ramezay bekam, macheten, daß ein Unternehmen fehl schlug, dessen glücklicher Erfolg unfehlbar zu seyn schien. Nachdem man einen ausgeschickten Haufen von hundert und siebenzehn Mann, der zu weit vorgerücket war, und dessen Führer erleget worden, in Unordnung gebracht: so breitete sich das Gerücht aus, es läge ein Haufen von ungefähr fünftausend Mann nicht weit davon, und hätte sich gut verschanzet.

Die Wilden ließen sich zugleich heraus, ihre Meynung wäre nicht, daß man weiter vorrückete, und es schiene ihnen viel dienlicher, die Vorposten zu vertheidigen, als einen Feind so weit aufsuchen zu wollen, welcher alle Zeit gehabt hätte, sein Lager gut zu verschanzen, und dem auch noch alle junge Mannschaft aus Orange und Corlar zu Hülfe kommen könnte. Hierüber wurde Kriegesrath gehalten, und einmüthig beschlossen, zurückzukehren. Der Statthalter von Montreal sah sich genöthiget, dieser Berathschlagung zu folgen; und ihn bewog dazu nicht so wohl das Verboth, welches er hatte, sich in kein großes Treffen einzulassen, wofern er nicht gezwungen würde, als vielmehr die Furcht, es möchten ihm alle diejenigen, die unter ihm stünden, nicht beystehen.

In der Mitte des Herbstmonates, da er wieder nach Montreal gekommen war, erhielt er Nachricht von einem kürzlich aus dem feindlichen Lager gekommenen Iroquesen, es wären zweytausend fünfhundert Mann auf dem Marsche, eine neue Schanze an dem Ende des Sacramentsees zu bauen, und hätten sechshundert abgeschicket, sich eines Postens an dem Champlainsee zu bemächtigen, von da sie in zween Tagen nach Chambly kommen könnten. Er ließ auch so gleich eben diesen Wilden nach Quebec abgehen, wo Vaudreuil war. Dieser General, welcher keine Ursache sah, zu befürchten, daß er in der Hauptstadt würde belagert werden, gieng so gleich nach Montreal zu Schiffe, zog daselbst ein ansehnliches Heer von Truppen und Landausschusse zusammen, womit er sich zu Chambly setzete, allwo er einige Zeitlang blieb, ohne von dem Feinde etwas reden zu hören.

Vaudreuil lagert sich zu Chambly.

Er schickete darauf zwo Kriegesschaaren, jede von funfzig Mann, unter Des Chaillons und Montignys Anführung aus, die Feinde zu beobachten. Diese beyden Officiere kamen sehr nahe an ihre Verschanzungen. Montigny gieng so gar mit zween Wilden aus, ihre Canote zu zählen und zu messen; und einige Abenaquier von seinem Haufen, welche zwischen die beyden größten Schanzen gerücket waren, schlugen zweenen Engländern die Köpfe ein, welche von einer zu der andern giengen.

1709=10.

Die Feinde ziehen sich zurück.

Einige Zeit darauf erhielt man Nachricht, der Feind hätte seine Canote verbrannt, und alle seine Schanzen in die Asche geleget. Er hätte sich mit vieler Verwirrung zurückbegeben und den Vesche verfluchet, welcher der Urheber eines so unglücklichen Zuges wäre. Er war in der That den Engländern sehr nachtheilig. Man erfuhr aber nicht so bald die ganze Größe ihres Verlustes bey dieser Gelegenheit, noch was die wahren Ursachen davon gewesen.

Anfänglich gieng das Gerücht, zu diesem Rückzuge hätte sie die Furcht bewogen, den Herrn von Vaudreuil mit der ganzen Macht der französischen Pflanzlande bald über den Hals zu bekommen; und es ist wahr, als man zu Corlar vernommen, der Generalstatthalter stünde mit einem ansehnlichen Heereshaufen zu Chambly, so war die Furcht daselbst so groß, daß man alle Landleute in den Platz kommen ließ. Allein, diese Furcht wurde zum Theile von dem gänzlichen Untergange des feindlichen Heeres verursachet, wovon man nur durch des P. Mareuils Zurückkunft erst recht Nachricht erhielt.

Woher das Unternehmen der Engländer mislingt.

Da dieser Missionar gegen einen Vetter des Statthalters zu Orange ausgewechselt worden: so vernahm man von ihm alle Umstände dieser Begebenheit, und wem es Neufrankreich zu danken hatte, daß es der größten Gefahr von dieser Seite noch entgangen war. Ich habe gesaget, es hätten sich vier iroquesische Orte für die Engländer erkläret: allein, es fehlete viel, daß diese Wilden ihren Bundesgenossen helfen wollten, die Franzosen aus Canada zu verjagen. Die Agnier hatten sich gegen einen Abenaqui wegen der Nothwendigkeit herausgelassen, worinnen sie sich befinden würden, an einem Kriege Theil zu nehmen, wobey sie beschlossen hätten, ruhige Zuschauer zu bleiben; und aus der großen Berathschlagung, die zu Onnontague zu der Zeit gehalten wurde, da der P. Mareuil da war, vernahm dieser Religiose durch seine Abgeschickten, die Engländer würden keinen großen Vortheil von ihrem Bündnisse mit den Iroquesen haben.

Staatsklugheit der Iroquesen.

Man sagete ihm: der onnontaguische Worthalter, oder einer von den Alten dieses Ortes, hätte gefraget: ob man sich nicht mehr erinnerte, daß sich ihre Nation zwischen zweyen mächtigen Völkern befände, deren jedes vermögend wäre, sie auszurotten, und denen beyden daran gelegen wäre, es zu thun, wenn sie ihrer Hülfe nicht mehr bedürften; und ob man es also nicht seine ganze Aufmerksamkeit müßte seyn lassen, sie stets in die Verbindlichkeit zu setzen, ihrer zu schonen, und folglich sie zu verhindern, daß keines über dem andern die Oberhand behielte? Seine Rede machete Eindruck bey der Versammlung, und der Entschluß wurde gefasset, sich in dem gegenwärtigen Handel nach der Staatsregel zu betragen, der man bisher gefolget war.

Sie reiben das englische Heer auf.

Die Iroquesen hatten sich wirklich kaum mit dem englischen Heere vereiniget, so hielt sich solches mit ihnen für stark genug, Montreal wegzunehmen: sie aber dachten nur auf Mittel, solches zu zernichten, und fingen es so an. Das Heer hatte sich an dem Ufer eines kleinen Flusses gelagert. Die Iroquesen, welche fast die ganze Zeit über auf der Jagd waren, ließen sichs einfallen, alle die Häute von denen Thieren, die sie abzogen, ein wenig oberhalb des Lagers hinein zu werfen; und davon wurde das Wasser bald vergiftet. Die Engländer, welche sich dergleichen Treulosigkeit nicht versahen, tranken immer von diesem Wasser; und es starben ihrer eine so große Anzahl davon, daß der P. Mareuil und zween Officier, die ihn von Orange abhohlen wollten, um ihn nach Canada zu führen, aus den Gräbern, die sie gesehen hatten, urtheileten, es müßten ihrer über tausend seyn.

So

1709-10.

Warum die englische Flotte nicht nach Quebec kömmt.

So viel ist gewiß, daß dieses Sterben, wovon die Engländer erst lange nachher die Ursache erfuhren, das Heer nöthigte, einen so unglücklichen Ort zu verlassen, wo sie unumgänglich müßten geschlagen werden, wenn man sichs einkommen ließe, sie anzugreifen. Sie begaben sich nach Manhatte, wo sie bey ihrer Ankunft vernahmen, die zur Belagerung von Quebec bestimmten englischen Schiffe wären zu Baston nicht angekommen; sie wären nach Lissabon geschickt worden, weil man wegen des unglücklichen Erfolges der portugiesischen Waffen an den Gränzen von Castilien im Anfange dieses Feldzuges befürchtete, der König in Portugall möchte gezwungen werden, sich mit Spanien zu vergleichen, wenn man ihm nicht eilig zu Hülfe käme.

Die Iroquesen schicken Abgeordnete.

Den folgenden Winter endlich schicketen die Onnontaguer Abgeordnete an den Herrn von Vaudreuil, um ihn zu ersuchen, er möchte sie zu Gnaden aufnehmen. Sie versicherten ihn anfänglich, sie hätten keine Absicht gehabt, den Franzosen Schaden zu thun; sie ließen sich aber nichts davon heraus, wie sie die großen Zurüstungen der Engländer unnütz gemacht hätten. Sie zeigeten ihm an, der Krieg wäre nicht mit einmüthiger Uebereinstimmung derer Orte selbst unternommen worden, welche die Waffen ergriffen hätten. Endlich hielten sie den Statthalter für so wenig erzürnet wider sie, daß sie das Vertrauen hatten, ihn zu bitten, den Holländern, und vornehmlich dem Herrn Schuiler, die Aufhebung des Stillstandes zu verzeihen, und versicherten ihn, es hätte ihnen nicht mehr frey gestanden, solchen länger zu halten.

Die Sache war wahr: über dieses erlaubete die Beschaffenheit der Sachen der Pflanzlande nicht, die Entschuldigungen eines solchen Bittenden zu verwerfen, wobey man Gefahr laufen könnte, sich einen unversöhnlichen Feind zu machen. Die Iroquesen sahen es gar wohl ein, und glaubeten, man müßte ihnen dafür noch Dank wissen. Ueber dieses hatte diese Nation stets bewiesen, daß sie den Krieg misbilligte, den die Franzosen und Engländer mit einander führeten, und bey einem zweyten Gehöre, welches die Abgeordneten bey dem Generale hatten, bezeugete derjenige, welcher das Wort führete, seinen Verdruß darüber, daß er zwey Völker, die er hochschätzete, fast allezeit beschäfftiget sehe, einander aufzureiben; und er setzete mit derjenigen Freymüthigkeit hinzu, die nur noch den Wilden bekannt ist: „Seyd ihr denn beyde besessen? oder habe ich keinen Ver„stand mehr?„

Er schlug auch eine Auswechselung der Gefangenen zwischen den Holländern und Franzosen vor. Sie wurde angenommen und auf beyden Seiten treulich vollstrecket. Vaudreuil sagete darauf zu den Abgeordneten, seine Bundesgenossen erwarteten nur bloß noch seine Erlaubniß, ihnen den Krieg anzukündigen; und wenn sie diesem Unglücke entgehen wollten, so müßten sie ruhig bleiben; auf die erste Bewegung, die er sie machen sähe, würde er allen seinen Kindern die Freyheit lassen, sie zu verfolgen.

Die Onnontaguer waren kaum abgereiset, so sah man die Agnier ankommen, die bernahe aus eben dem Tone redeten, und betheureten, sie würden niemals die Streitaxt wider die Franzosen aufheben. Weil aber die meisten von ihnen sich in der Nachbarschaft von Orange gesetzet hatten, wohin sie Schuiler zu locken gewußt: so sah Vaudreuil gar wohl ein, es würde ihnen schwer fallen, Wort zu halten, wenn die Engländer von Neuyork einen neuen Versuch wider die Pflanzlande thäten. Gleichwohl nahm er ihre Abgeordneten wohl auf und schickete sie sehr zufrieden zurück.

1709 = 10.

Unglückliches Unternehmen in der Hudsonsbay.

Die Freude, die man in Canada empfunden hatte, die großen Anschläge des Herrn Vesche ein wenig gestöhret zu sehen, wurde durch die Zeitung etwas beunruhiget, die man von dem übeln Erfolge einer Unternehmung des Herrn de Mantet auf die St. Annenschanze in der Hudsonsbay erhielt. Dieser Officier blieb daselbst, und das war ein Verlust für die Colonie. Es scheint, der General habe einige Vorwürfe bey dieser Gelegenheit hören müssen; denn in einem Briefe, den er das folgende Jahr an den Herrn von Pontchartrain schrieb, drückete er sich so aus:

„Was den unglücklichen Erfolg der nach der Hudsonsbay geschickten Partey betrifft, so „sind es Zufälle des Schicksals, wofür ich nicht stehen kann, daß diese Unternehmung nicht „allen den Erfolg gehabt, den ich davon zu erwarten Ursache hatte. Die Befehle, die „ich gestellet, waren ganz richtig; die Quitchitchuenschanze (St. Annen) ist nicht unüberwindlich. Der Herr von Mantet hatte gute Leute, auf vier Monate Lebensmittel, und „war bis an die Pallisaden gekommen, ohne entdecket zu werden. Es ist ihm fehlgeschlagen, wo es tausend andern glücken würde. Weder Mangel der Herzhaftigkeit, noch der „Erfahrung ist daran Schuld, sondern weil er sich gar zu sehr auf die Tapferkeit derjenigen verlassen hat, die bey ihm waren; und den Ort nicht genugsam erkundschaften lassen, „ehe er ihn angriff. Viele von denen, die da gewesen sind, haben mir vorgeschlagen, wieder dahin zu gehen, und sogar mit wenigern Leuten, und ohne daß es Seiner Majestät „das geringste kosten solle.„

1710.

Neue Rüstung zu Baston.

Man vernahm in folgendem Jahre bey Zeiten zu Quebec, daß Acadia von neuem bedrohet wurde; und man erfuhr kurz darauf von englischen Gefangenen, es wären zu Baston sechs Kriegesschiffe mit einer Bombardiergalliotte und Truppen zum Ausschiffen angekommen, Königshafen zu belagern. Einige von diesen Gefangenen setzeten hinzu, die Absicht der Königinn von Großbritannien wäre, es sollte dieses Geschwader nach Eroberung dieses Platzes, den Winter daselbst zubringen, um in folgendem Frühjahre die Belagerung von Quebec vorzunehmen, nachdem es von einem andern Geschwader verstärket worden, welches zu dem Ende vor Ausgange des Winters aus den englischen Häfen abgehen sollte.

Die Iroquesen wollen sich nicht wider uns erklären.

Diese Nachrichten, die sich nur gar zu gegründet befanden, beunruhigten den Herrn von Vaudreuil, welcher gewohnet war, jährlich dergleichen Gerüchte herum gehen zu hören, nicht so sehr, als einige neue Beleidigungen, die unsere Bundesgenossen den Iroquesen erwiesen hatten; welche gleichwohl nur Gerechtigkeit deswegen von ihm verlangeten, obgleich der Statthalter zu Neuyork alles anwandte, sie zu vermögen, die Waffen zu ergreifen. Vaudreuil versprach ihnen die Genugthuung, die sie wünscheten; und sie schlugen es rund heraus ab, sich wider uns zu erklären.

Die Abenaquier wollen nicht neutral bleiben.

Dudley war nicht glücklicher bey den Abenaquiern, die er nur ersuchete, neutral zu bleiben. Sie wollten niemals von irgend einem Vergleiche mit ihm reden hören; und diesen ganzen Feldzug hindurch sah man in ganz Neuengland nur Parteyen von diesen Wilden und Franzosen, welche ein großes Stück Land verheereten. Subercase schlief seiner Seits nicht. Er hatte viele americanische Freybeuter nach Acadia gezogen, und bedienete sich derselben nützlich, wider die Engländer zu kreuzen, deren Handlung sehr dadurch gestöhret wurde.

Anschlag Acadia zu befestigen.

Er hatte noch den Vortheil davon gehabt, daß die von ihnen gemachten Prisen den Ueberfluß in seinem Lande erhielten, und ihn in den Stand setzeten, den Wilden sehr schöne Geschenke zu machen. Daher fassete er auch den Vorsatz, eine ansehnliche Niederlassung

in


Kleiner Fluss la Haive
Fahrt für die Schaluppen
Hasen Insel I. aux Lievres
I. St. Jean
Fahrt der Barken
Bach
DIE RUNDE INSEL
Cap de la Haive
I. Basse
Wohn-Platze
Teich von Süssem Wasser
Roches aux Cormorans-
Wasserraben-Klippen
Fort
FLUSS LA HAIVE
Französische Inseln
HAFEN
La Vacherie
Custom Bucht
Fluss wo die Portage ist die nach Mirliqueche geht
EINFAHRT
30 Faden Wasser
Bucht für die Schaluppen
Insel Marotte
Kleine Fahrt
Klippe
GRUNDRISS DES HAFENS LA HAIVE
an der Küste von Accadien
Von N.B. Ing. de la Marine 1744.
Maass-stab von einer gemeinen See-meile von 2500 Toisen.
1 S.M.

in dem Hafen la Heve zu errichten: er hatte aber weder die Zeit, noch die Mittel dazu, diesen Anschlag auszuführen. Die Freybeuter verließen ihn, da er ihrer am nöthigsten brauchete. Der Minister über das Seewesen, von dem er eine oder zwo Fregatten verlanget hatte, um an den Küsten von Acadia zu kreuzen, konnte ihm solche nicht schicken; und bald darauf mußte er bedacht seyn, eine neue Belagerung zu Königshafen auszuhalten.

1710.

Obgleich die Freybeuter von den acadischen Küsten verschwunden waren: so konnten sich die Bastoner doch nicht versichert halten, daß sie nicht wiederkommen würden; und sie sahen gar wohl ein, was für Schaden diese Leute ihrer Handlung bringen könnten, weil es ihnen stets leicht fiele, in die Häfen dieser Provinz zu flüchten. Auf der andern Seite hatten die beständigen Verheerungen der Abenaquier und Canadier in Neuengland die Landleute ergrimmt gemacht. Da endlich auch Dudley und das Parlement zu Baston Subercasens Vorschlag erfuhren: so zweifelten sie nicht, er werde ihn mit der Zeit ausführen, wenn der Friede Frankreich in dem Besitze von Acadien ließe; daraus denn unfehlbar folgen würde, daß die Engländer nicht mehr die Freyheit haben würden, in diesem Meere zu fischen.

Die Engländer wollen sich Acadiens durchaus bemächtigen.

Alle diese Betrachtungen bewogen den Hof zu London vollends, die Franzosen aus Königshafen zu jagen, müßte man auch alle Macht der englischen Pflanzlande, und so gar einen Theil der in England selbst dazu anwenden. Bey dieser Gelegenheit fand sich etwas unbegreifliches in Subercasens Aufführung. Er hatte seit langer Zeit Nachricht, es zöge sich ein Wetter wider ihn auf, wovon alle diejenigen, die er bisher ausgestanden, nur leichte Vorspiele gewesen. Er verlangete ohne Verzug Beystand von dem Herrn von Vaudreuil und dem Herrn Pontchartrain. Der erste schickete ihm Soldaten und Officier. Es kamen in seinem Hafen Neugeworbene an, die nach Quebec bestimmet waren, und die er so lange zu brauchen die Freyheit hatte, als er es für nöthig erachten würde. Indessen schickete er doch in der größten Gefahr die Neugeworbenen und den von Quebec gekommenen Beystand zurück, und beschwerete sich sehr über die Officier, welche dagegen große Klage über ihn führeten.

Seltsame Aufführung des Statthalters.

Seine eigene Besatzung und die Einwohner von Acadia waren nicht günstiger gegen ihn gesinnet; und gewiß, wenn die Engländer gewußt hätten, was zu Königshafen vorgienge, so hätten sie sich über die Hälfte der Unkosten ersparen können, die sie aufwandten, zum Zwecke ihrer Unternehmung zu gelangen. Die wohlgegründete Meynung, die man von des Herrn von Subercase Tapferkeit und Geschicklichkeit hatte, gereichete nachher selbst zum Beweise wider ihn; und ob er gleich vor den Augen derjenigen gerechtfertiget wurde, denen er von seiner Aufführung Rechenschaft geben mußte, so litt doch sein Ruhm einen großen Stoß vor der Welt, welche noch oftmals fortfährt, diejenigen zu verdammen, die vor dem Richterstuhle des Königes losgesprochen worden.

Dem sey aber wie ihm wolle: so näherten sich im August dieses 1710ten Jahres ein englisches Schiff von sechzig Canonen, eine Brigantine und eine Houpe dem Königshafen, und hielten ihn dergestalt eingeschlossen, daß kein Beystand hinein konnte; und die Besatzung lag schon seit vierzehn Tagen auf dem Walle und in den Batterien, die man in der Eile so gut ausgebessert hatte, als es möglich gewesen. Den 5ten des Weinmonates liefen ein und funfzig englische Fahrzeuge in das Becken und warfen gerade der Schanze gegen über Anker. Diese Flotte bestund aus vier Schiffen, jedes von sechzig Canonen, zweyen jedes von vierzig, einem von sechs und dreyßig, zwoen Bombardiergaliotten; und die andern waren Lastschiffe, alle zusammen unter den Befehlen des Generales Nicolson, welcher Ober-

Ankunft der engländischen Flotte vor Königshafen.

1710. befehlshaber über die gesammten Truppen der Königinn von England auf dem festen Lande in America war.

Den 6ten stiegen die Feinde an beyden Seiten des Flusses ans Land, die meisten aber an der Seite der Schanze. Subercase widersetzete sich ihrer Landung nicht, und ließ die verschiedenen schweren Pässe, wo er sie hätte aufhalten oder ihnen einen Hinterhalt legen können, nicht besetzen; weil er sich weder auf seine Soldaten, noch auf die Einwohner verlassen konnte, und er überzeuget war, daß keiner von denjenigen, die er aus der Schanze ließe, wieder dahin kommen würde. Er verzweifelte auch gleich anfänglich, sie dem Könige erhalten zu können. Er hatte keine andere Absicht, als mit Ehren auszuziehen, und das um so vielmehr, weil er nur wirklich dreyhundert Mann hatte, und die Belagerer dreytausend vierhundert Mann, außer den Officieren und Matrosen, stark waren.

Die Engländer belagern. weichen.

Die ans Land gesetzeten Soldaten, welche keinen Widerstand auf ihrem Marsche fanden, giengen gerade nach der Schanze. Als sie aber der Statthalter in den Schuß von seinem Geschütze gekommen sah: so ließ er ein so großes Feuer auf sie machen, daß er sie aufhielt, ihnen viel Leute tödtete, und sie so gar zwang, zurück zu weichen, um sich hinter einer kleinen Anhöhe zu verbergen, unter deren Bedeckung sie in das Gehölze kamen und ihren Marsch fortsetzeten. Den andern Morgen giengen sie über einen Fluß, welcher eine Mühle trieb, wo zweyhundert Mann sie hätten niederhauen können. Der Statthalter aber hatte nicht geglaubet, daß sie an diesem Tage würden hinüber gehen, weil sie beschäfftiget waren, ihr Geschütz zu pflanzen, und eine Galiotte zu unterstützen, welche den Abend vorher angefangen hatte, Bomben zu werfen. Einige Einwohner und einige Wilden scharmützelten anfänglich mit den erstern, welche sich durch das Gehölze decketen und hinüber giengen.

Den Abend fing die Galiotte wiederum an, die Schanze zu bombardiren: allein, mit so weniger Wirkung, daß sich der englische General darüber wunderte. Er hatte gleichwohl den Vortheil davon, daß er unterdessen zwey und zwanzig platte Fahrzeuge, die mit seinem Geschütze, Mörsern und Kriegesvorrathe beladen waren, vor die Schanze rücken ließ. Nachdem Subercase den 8ten den Ort bemerket hatte, wo der Feind Batterien anlegen wollte: so ließ er zu so rechter Zeit dahin schießen, daß Nicolson nach Verluste vieler Leute genöthiget war, zum Abzuge blasen zu lassen.

Den folgenden Tag schoß man auf einander bis zum Mittage. Die Belagerten warfen einige Bomben in das Lager der Engländer, welche große Unordnung daselbst verursachten. Der Regen, welcher dazu kam, und bis auf den Abend dauerte, unterbrach das Feuern auf beyden Seiten. Sobald er aufgehöret hatte, näherten sich die beyden Galiotten der Schanze, und warfen zwey und vierzig zweyhundertpfündige Bomben auf dieselbe. Die Belagerer versucheten auch Carcassen zu werfen: sie zersprangen aber alle, so bald sie aus den Mörsern kamen. Die Engländer hatten ein Fahrzeug damit beladen: es gieng aber bey der Einfahrt des Hafens mit allem Schiffsvolke, welches aus zwanzig Mann bestund, unter.

Den 10ten arbeiteten sie an ihren Schanzgräben und Batterien; und gegen Abend fingen sie wiederum an, Bomben zu werfen, welches sie die ganze Nacht fortsetzeten: es fielen aber nur ihrer zwo in die Schanze, woselbst sie keinen großen Schaden thaten. Von fünf andern, die in der Luft zersprangen, verwundete ein Stück einen Officier, Namens

La

1710.

la Tour, gefährlich, und ein anderes nahm einen Winkel von dem königlichen Vorrathshause hinweg.

Die Belagerten murren und laufen weg.

In eben dieser Nacht liefen funfzig Einwohner und sieben bis acht Soldaten weg; und den andern Morgen überreicheten alle, welche noch von den erstern übrig waren, dem Statthalter eine Bittschrift, worinnen sie ihn ersucheten, den Zustand, in welchem sie sich befänden, in Erwägung zu ziehen: da sie so lange Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, so stünden sie auf dem Puncte, unter so großer Beschwerlichkeit zu erliegen. Im Grunde hatte ihnen ihr Unwille und ihr allgemeines Misvergnügen wider den Herrn von Subercase den Muth benommen; und sie befürchteten, man möchte ihnen kein Quartier geben, wenn sie mit der Uebergabe so lange warteten, bis alle Batterien fertig und im Stande wären, den Platz zu beschießen.

Der Statthalter antwortete ihnen, er wollte ihre Bittschrift untersuchen. Nachdem er aber wahrgenommen, es wäre das Schrecken eben so sehr unter die Soldaten eingerissen, wovon sich die meisten öffentlich verlauten ließen, sie wollten davon gehen: so hielt er den 11ten einen Kriegesrath. Man fassete darinnen einmüthig den Schluß, man müßte auf nichts weiter denken, als auf Mittel, günstige Bedingungen zu erhalten; und so gleich wurde der Fähndrich, de la Perelle, an den englischen General abgeschicket. Dieser Officier verlangete anfänglich die Erlaubniß, alle Frauenspersonen aus der Schanze ziehen zu lassen: es scheint aber, daß solches abgeschlagen worden.

Der Statthalter übergiebt seinen Platz.

So viel ist gewiß, Perelle blieb in dem Lager der Engländer, und Nicolson schickete einen von seinen Officieren an den Herrn von Subercase, welcher ihm zu verstehen gab, er möchte sich gern mit seinem Generale unterreden. Auf diesen Bericht schickete Nicolson den Obersten Redin mit einer Vollmacht in die Schanze. Der Statthalter empfing ihn auf dem Glacis, führete ihn in seine Wohnung, und blieb lange Zeit mit ihm in seinem Cabinette. Als sie wieder herauskamen, so sagete er laut zu seinen Officieren, es wäre alles richtig; und den folgenden Tag giengen der Oberste Redin und ein Hauptmann, Namens Mathieu, welcher für den Perelle zum Geisel gedienet, wieder in das Lager, wo Nelson die Bedingungen unterzeichnete.

Den 16ten zog die Besatzung, an der Zahl hundert und sechs und funfzig Mann, alle zerlumpet, mit Gewehre und Plunder und allen kriegerischen Ehrenzeichen aus. Die Mörser und Stücke aber, die ihnen zugestanden worden, konnten sie aus Mangel der Ochsen, nicht mit wegbringen, indem die Einwohner alle ihr Vieh lange vorher in die Gehölze getrieben hatten. Der Statthalter behielt also mit Gutachten seiner Officier nur einen Mörser, und verkaufete alles übrige dem englischen Generale, um die Schulden des Königes zu bezahlen. Es fanden sich keine Lebensmittel mehr in der Schanze, und den andern Morgen mußte Herr Nicolson Lebensmittel unter die Franzosen austheilen. Es gereuete ihn bald, daß er so geeilet, sich mit Leuten zu setzen, die ihm der Hunger bald auf Gnade und Ungnade würde überliefert haben.

Unternehmungen wider Neuland.

In Neuland wurde der Krieg unserer Seits glücklicher oder wenigstens rühmlicher geführet. Herr von Costebelle hatte dem Hofe eine Unternehmung auf die Köhlerinsel (Carbonniere) den einzigen Posten, den man den Engländern in diesem Eylande noch nicht weggenommen hatte, vorgeschlagen. Der Hof billigte nicht allein seinen Vorschlag; sondern der Minister meldete ihm auch, nichts zu verabsäumen, den Feind aus allen Plätzen, die

 er

1710.

er auf dieser Küste besäße, zu verjagen, und versprach ihm Beystand, der aber nicht zu rechter Zeit ankam.

Inzwischen hielt sich Costebelle für stark genug, sich der Köhlerinsel zu bemächtigen. Er schickete zween Haufen ab; wovon der eine zu Lande gieng, und der andere sich in drey Schaluppen einschiffete; alle unter der Anführung eines Einwohners von Plaisance, Namens **Caspar Bertrand**, eines tapfern Mannes, der sich schon bey vielen Gelegenheiten hervorgethan hatte. Die beyden Haufen bedieneten sich so vieler Vorsicht, und beobachteten eine solche Ordnung auf ihrem Marsche, daß sie an die Dreyeinigkeitsbay kamen, welche nahe an der Köhlerinsel ist, ohne entdecket zu werden.

Sie fanden daselbst eine Fregatte von der Königinn, die **Tapferkeit** genannt, von dreyßig Canonen und hundert und dreyßig Mann Schiffsvolke, welche einer Flotte von Kauffartheyschiffen zur Bedeckung gedienet hatte. Die französischen Schaluppen, deren jede mit fünf und zwanzig Mann besetzet war, enterten sie am hellen Tage. Bertrand stieg zuerst hinein, und wurde so gut unterstützet, daß er das Schiffsvolk nöthigte, sich zwischen zwey Verdecke zu flüchten, nachdem er den englischen Schiffshauptmann getödtet, und alle Officier außer Stand gesetzet hatte, weiter zu fechten. Es vertheidigte sich daselbst wacker, und zum Unglücke blieb der französische Befehlshaber. Ein junger sehr entschlossener Mensch, Namens **Dacarette**, nahm seine Stelle ein, und zwang die Engländer endlich, sich zu ergeben.

Einen Augenblick darauf kamen zwey englische Raubschiffe, das eine von zwey und zwanzig und das andere von achtzehn Canonen, und fingen an, die Franzosen auf beyden Seiten zu beschießen. Diese, denen Bertrands Tod den Muth benommen hatte, konnten sich nicht entschließen, ein neues Gefecht einzugehen; und alles, was Dacarette thun können, um sich nicht selbst bey so ungleicher Macht und mit furchtsamen Leuten in Gefahr zu setzen, war, die Taue zu kappen, die Segel beyzusetzen und mit einem günstigen Winde, der ihn bald den beyden Raubschiffen aus dem Gesichte brachte, aus dem Hafen zu laufen. Darauf fiel die Mannschaft, welche zu Lande gegangen war, da sie keine Wahrscheinlichkeit sah, wieder zu Dacarettens Haufen zu stoßen, über die Wohnplätze, plünderte sie und kam mit Beute beladen, nach Plaisance, wohin ihr die Schaluppen mit ihrer Prise bald folgeten.

Nelsons Schreiben an Vaudreuil

Der Uebergebungsvergleich wegen Königshafen war nicht so abgefasset, daß er allen Misverstand hätte verhüten können. Nicht lange nach Räumung des Platzes schicketen Herr Nicolson und Subercase, der eine den Oberstwachtmeister Levingston und der andere den Baron von St. Castin, an den Marquis von Vaudreuil, um ihm von denen Puncten Nachricht zu geben, worüber sie sich verglichen hatten. Allein, der erstere, welcher sie nach seiner Art verstund, meldete dem französischen Generale, es stünde ihm nach dem Vergleiche frey, mit dem ganzen Lande, außer so weit man mit dem Geschütze aus der Schanze des Königshafens reichen könnte, wie auch mit den Einwohnern nach seinem Belieben zu verfahren.

Er setzete hinzu, er würde zur Vergeltung für die unerhörten Grausamkeiten, die von unsern Wilden gegen die Unterthanen Ihrer großbritannischen Majestät ausgeübet würden, wenn die Franzosen und ihre Bundesgenossen nach Erhaltung seines Briefes ihre Feindseligkeiten mittelbar oder unmittelbar fortsetzeten, auf der Stelle eben die Kriegesstrafen an den Einwohnern in Acadia oder Neuschottland vollstrecken lassen. Zuletzt schlug er

er eine Auswechselung der Gefangenen vor, und drohete, wofern man sich weigerte, so wollte er den mit Neuengland im Bündnisse stehenden Wilden eben so viele Franzosen ausliefern, als sich gefangene Engländer unter den Unserigen befänden.

1710.

Vaudreuils Antwort.

Vaudreuil gab ihm zur Antwort: er glaubete, er wäre von den Kriegesgesetzen viel zu gut unterrichtet, als daß ihm unbekannt seyn sollte, wie sie nicht erlaubeten, Gegenbedrückungen an den Einwohnern auszuüben, die sich ihm auf sein ausdrückliches Wort, ihnen wohl zu begegnen, ergeben hätten: man dürfte die französische Nation niemals der Unmenschlichkeit beschuldigen; und die gefangenen Engländer, welche wirklich in den französischen Pflanzlanden wären, könnten ihm deswegen ein Zeugniß ablegen, auf welche er sich ohne Scheu bezöge; viele wären mit großen Kosten und aus bloßer christlicher Liebe den Händen der Wilden entzogen, die ihnen ordentlicher Weise nicht übel begegneten, für deren Aufführung aber die Franzosen mit Recht nicht stehen könnten; es hätte nicht an ihm gelegen, einen so unglücklichen Krieg längst zu endigen, und alles Uebel, welches daraus gefolget wäre, müßte nur denjenigen zugerechnet werden, welche die Neutralität zwischen den beyden Pflanzlanden nicht hätten annehmen wollen.

Was die Auswechselung der Gefangenen beträfe, so versicherte der französische General, er wollte willig die Hand dazu biethen: man müßte aber anfänglich wissen, wie viel ihrer auf beyden Seiten wären; er wäre nicht Herr von denjenigen, die sich in den Händen seiner Bundesgenossen fänden; und die Drohung, die Einwohner von Acadien den Wilden in Neuengland zu überliefern, wofern sich die in Neufrankreich weigerten, die Ihrigen herauszugeben, liefe wider alle Regeln der Gerechtigkeit und Menschlichkeit: würde solche ins Werk gerichtet, so sähe er sich genöthiget, eben das mit allen Engländern zu thun, die er in seiner Gewalt hätte. Zuletzt bath er ihn, er möchte ihm durch die beyden Officier, die ihm seinen Brief überbrächten, eine ausdrückliche Antwort geben, und ihm die Anzahl seiner Gefangenen und den Ort anzeigen, wohin er sie bringen wollte, damit er seine auch dahin schickete.

St. Castin Befehlshaber in Acadien.

Die beyden Officier, denen Vaudreuil den Brief zu bestellen gab, waren **Rouville** und **Dupuys**, und in demjenigen, den er an den Grafen von Pontchartrain schrieb, um ihm von allem, was vorgieng, Nachricht zu geben, zeigete er ihm an, daß er solche deswegen gewählet habe, damit, weil er doch genöthiget gewesen, durch eben den Weg auch an den Generalstatthalter von Neuengland, **Dudley**, zu schreiben, die beyden besten Freunde von ganz Canada Gelegenheit hätten, das Land kennen zu lernen, worinnen sie mit der Zeit vielleicht einmal Krieg führen müßten.

Er ernannte zugleich vorläufig so lange, bis er Befehl vom Hofe erhalten hätte, den Baron von St. Castin, welcher schon zu Pentagoet Befehlshaber war, zu seinem Lieutenante in Acadien, und schickete ihm seine Verhaltungsbefehle, die Unterthanen des Königes, welche in diesem Lande geblieben waren, in dem schuldigen Gehorsame zu erhalten. Diese Einwohner hatten den Herrn von Clignancourt mit einem von den vornehmsten unter ihnen unterzeichneten Briefe an ihn abgeschicket, worinnen sich sich über die harte Art, womit ihnen der Herr Vesche begegnete, sehr beklageten, und ihn ersucheten, ihnen einige Hülfe und Linderung zu schaffen.

Die Wilden werden kaltsinnig gegen die Franzosen.

Zu gleicher Zeit vernahm der General, die an Acadien stoßenden Wilden würden seit der Uebergabe vom Königshafen etwas kaltsinnig gegen uns; die Engländer höreten nicht auf, ihnen zu wiederholen, sie würden es nicht dabey bewenden lassen; und die Eroberung des

 übrigen

1710. übrigen Stückes von Neufrankreich sollte ihnen nicht mehr kosten, als die Eroberung Acadiens.

Vaudreuils Sorgfalt.

Diese Nachrichten vermochten den Generalstatthalter, zween Franzosen und zween Wilde mit Briefen an die Missionarien dieser Gegenden, auf dem Schnee abreisen zu lassen. Er ermahnete sie darinnen, ihren Eifer zu verdoppeln, die Neubekehrten in unserm Bündnisse zu erhalten. Zugleich trug er den Abgeschickten auf, alle französische Wohnplätze in Acadien zu besuchen, sich von den Gesinnungen der Einwohner genau zu unterrichten; und sie zu versichern, er würde alles mögliche thun, es ihnen an nichts mangeln zu lassen.

Man hatte auch Zeitung, der Statthalter zu Neuyork verdoppelte seine Bemühung, die iroquesischen Orte zu einem Angriffsbündnisse wider uns zu vermögen; und die Furcht, diese Wilden zu einer Zeit über den Hals zu bekommen, da man von der ganzen engländischen Macht bedrohet würde, machete vielen Eindruck bey den Einwohnern, die schon durch den Verlust von Acadien in Furcht gesetzet waren. Dieses vermochte die Herren Vaudreuil und Raudot, die größte Anzahl der obern Wilden nach Montreal, so viel es möglich seyn würde, hinunter gehen zu lassen, um so wohl der Pflanzstadt einen Muth zu machen, als die Iroquesen in Ehrerbiethung zu erhalten.

Sie schicketen auch angesehene Personen unter unsern Bundesgenossen nach Michillimakinac, um sie zu ermahnen, sie möchten unverzüglich kommen, und ihrem Vater Proben von ihrer Treue und Ergebenheit ablegen. Der General begab sich selbst auf dem Eise nach Montreal, wo seine Gegenwart, wie man ihm gemeldet hatte, nöthig war, um die daselbst wohnhaften Wilden von ihrer Bestürzung wieder zu sich selbst kommen zu lassen, welche durch die Drohungen der Engländer sollten seyn verursachet worden. Er fand aber, daß man ihm fälschlich Unruhe gemacht, und daß diese Wilden in der besten Gesinnung von der Welt wären.

Er durfte sich nur noch der Orte versichern; und da sich der Baron von Longueuil, des Königes Lieutenant zu Montreal, von selbst erbothen, mit ihnen Unterhandlung zu pflegen; so wurde sein Erbiethen angenommen. Der General ließ ihn vom Joncaire begleiten und empfahl ihm, die Orte zu versichern, so lange sie keine Partey nähmen, so hätten sie von andern Völkerschaften nichts zu befürchten; wenn er gleich viele eingeladen hätte, zu ihm zu kommen, so wäre solches doch nur geschehen, damit sie Zeugen von der Art und Weise seyn möchten, wie er die Engländer empfangen würde, wenn sie sich gelüsten ließen, wieder nach Quebec zu kommen. Wenn sie aber ihres so oftmals und so feyerlich erneuerten Eides ungeachtet, nur bloße Zuschauer des Krieges zu seyn, sich so übel berathen würden, zu den französischen Feinden zu stoßen, so müßten sie erwarten, daß alle die Völker von Norden und Westen sie anfielen, und ihnen kein Quartier gäben.

Longueuil wurde zu Onnontague und Joncaire zu Tsonnonthuan sehr wohl aufgenommen, und sie brachten Abgeordnete von diesen beyden Orten mit sich nach Montreal. Diese Wilden gestunden dem Herrn Vaudreuil, es hätte ihnen der Statthalter von Neuyork sehr angelegen, mit den Franzosen zu brechen. Sie setzeten hinzu, er könnte sich auf die Treue vieler von ihnen verlassen; die größte Anzahl aber neigete sich auf die Seite der Engländer, weil sie durch die Geschenke, die man gegen sie verschwendete, gewonnen, und überredet wären, daß die Franzosen endlich unter denen großen Bemühungen erliegen würden, die sich ihre Feinde allenthalben gäben, sie zu unterdrücken.

Es wurden in der That an der Seite von Oranien große Zurüstungen gemacht. Man hielt so gar drey Franzosen in dieser Stadt an, welche der Herr von Vaudreuil dahin geschicket hatte, einen Engländer, dem er auf sein Wort die Freyheit gegeben, und den Bedienten des Oberstwachtmeisters Levingston, der zu Quebec krank geblieben, zu überbringen. Der Vorwand, womit man die Anhaltung dieser drey Leute bemäntelte, war, man wollte in den französischen Pflanzorten nicht wissen lassen, was in dieser Provinz vorgienge. Aus eben der Ursache hielt man auch den gefangenen Engländer zurück; und diese Aufführung machete dem Generalstatthalter viel Gedanken.

1710. Rüstungen der Engländer in Neuyork.

Er wurde auch bald durch einen Wilden umständlich von denen Kriegesrüstungen unterrichtet, die man zu Neuyork machete; und er meldete dem Herrn Beaucourt, die Werke zu beschleunigen, die er zu Quebec machete. Er schickete auch allen Orten seine Befehle, die Soldaten und den Landausschuß auf die erste Losung marschfertig zu halten. Von der Auswechselung der Gefangenen wurde nichts weiter geredet. Dudley und Nicolson wollten von keinen andern Bedingungen hören, als die der erstere anfänglich vorgeschlagen hatte.

Indem dieses vorgieng, so kamen St. Pierre, Tonti und die andern, die zu den obern Nationen geschickt worden, mit vier bis fünfhundert Wilden zu Montreal an; und weil die Abgeordneten der Iroquesen, von denen wir geredet haben, noch nicht abgereiset waren, so bedienete sich der Generalstatthalter dieser Gelegenheit, eine Streitigkeit beyzulegen, welche seit einigen Jahren unter den Orten eines Theils, und einigen von unsern Bundesgenossen andern Theiles dauerte. Er fand solches leichter, als er es gedacht hatte; und der Vergleich geschah mit Vergnügen beyder Theile.

Ankunft der obern Wilden.

Den 4ten August 1711, erhielt Vaudreuil einen Brief von dem P. Felix, Missionar in Acadien, welcher ihm meldete, es hätten sich vierzig Wilde, die von dem Baron von Saint Castin abgeschicket worden, einen Einfall auf der Seite von Königshafen zu thun, nachdem sie eine weit zahlreichere Partey Engländer geschlagen, mit vielen Franzosen vereiniget; sie hätten die Schanze berennet, worinnen die meisten Officier und der größte Theil von der Besatzung den Winter über gestorben wären, und sie verlangeten einen schleunigen Beystand.

1711. Man versäumet, Acadia wieder wegzunehmen.

Auf diese Nachricht wurde der Marquis von Alognies ernannt, in aller Eile dahin zu marschiren. Der Generalstatthalter gab ihm zwölf der tapfersten und erfahrensten Officier und zweyhundert auserlesene Mann. Alles war in zweenen Tagen bereit: in dem Augenblicke aber, da sich dieser Beystand auf den Marsch begeben wollte, nöthigten die Zeitungen, die man von Plaisance erhielt, den Herrn Vaudreuil, dem Marquis von Alognies andere Befehle zu geben.

Costebelle meldete ihm, er hätte von einem gefangenen Engländer erfahren, der General Nicolson wäre den 12ten des Brachmonates mit zweyen Fahrzeugen von siebenzig Canonen zu Baston angekommen, denen noch andere von sechzig, drey Bombardiergaliotten und dreyßig Lastschiffe folgen sollten, welche dreytausend Mann Landausschuß aus Neuengland führen würden: man erwartete nur die Flotte von London, um unter Segel zu gehen; und diese Flotte war den 5ten des Brachmonates sechzig Meilen von Baston von einem Schiffe aus Martinique gesehen worden, welches den 8ten des Heumonates zu Plaisance ankam, und ziemlich nahe bey ihr gewesen war, da es denn fünf und dreyßig Segel gezählet hatte.

Eine englische Flotte will Quebec belagern.

Der

1711.

Der gefangene Engländer sagete auch noch, man zöge zu Manhatte zweytausend Mann zusammen, welche aus dem Landausschusse von Neuyork und den Wilden dieser Provinz bestehen sollten; und die Königinn wollte in diesem Jahre durchaus Canada haben. Diese Nachrichten wurden bald darauf durch einen Onnontague bestätiget, welchen Teganissorens an den Herrn von Vaudreuil geschicket hatte, ihm zu melden, die engländische Flotte wäre von Baston ausgelaufen; zu Orange lägen zweyhundert Fahrzeuge ganz fertig; man erwartete daselbst noch hundert, und Abraham Schuyler, des Statthalters Bruder, hätte alle Orte durchstrichen, um sie zu ersuchen, die Waffen wider die Franzosen zu ergreifen.

Vaudreuils Rede an die Irokesen.

Das erste, was der Generalstatthalter that, nachdem er diese Zeitung erhalten, war, daß er die iroquesischen Abgeordneten, welche Longueuil und Joncaire von Onnontague und Tsonnonthuan gebracht hatten, zusammen kommen ließ, und ihnen die Nachricht mittheilete, die ihm Teganissorens gegeben. Er sagete zu ihnen: da sich die Holländer, ungeachtet der so oft wiederholten Versicherungen, die Neutralität zu beobachten, wider ihn erkläret hätten, so könnte er nicht umhin, einige kriegerische Parteyen nach der Seite von Orleans zu schicken: sie sollten sich aber darüber nicht beunruhigen.

Er stellete ihnen darauf einige Iroquesen zu, die er den Uyatanonen aus den Händen gerissen, und setzete hinzu, es läge nur an ihnen, auf ihren Matten ruhig zu bleiben, wie sie es versprochen hätten: sie sollten sich des Friedensvertrages erinnern, der unter seinem Vorfahrer von allen Völkerschaften so feyerlich beschworen wäre; sie müßten nothwendig den Franzosen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie alle Bedingungen desselben bisher heilig beobachtet hätten; und daß ihnen noch mehr daran gelegen wäre, als ihm, die Partey zu ergreifen, die er ihnen vorschlüge.

Die Wilden singen den Krieg.

Den andern Morgen stellete er ein großes Kriegesfest an, wozu er alle zu Montreal wohnhafte Wilden, und diejenigen von seinen Bundesgenossen, die dahin gekommen waren, einlud. Die Versammlung bestund aus sieben bis achthundert Kriegern; und Joncaire und la Chauvignerie hoben die Streitaxt zuerst auf und sangen im Namen des Onontthio den Krieg. Alle Iroquesen vom Ludwigssprunge, vom Gebirge, die sich mit denen vom Barfüßersprunge damals vereiniget hatten und die Nipissinger oder Algonquinen von der Insel Montreal antworteten darauf mit großem Freudengeschreye. Die obern Wilden hatten einige Mühe, sich zu erklären; weil sie fast alle mit den Engländern Handlung trieben, und bey ihnen ihre Rechnung besser fanden, als bey uns. Nachdem aber zwanzig Huronen von der Landenge die Streitaxt ergriffen: so folgeten die andern alle ihrem Beyspiele und versicherten den General, er könnte mit ihnen, wie mit seinen eigenen Unterthanen, umgehen.

Vaudreuil hielt es indessen doch nicht für rathsam, sie insgesammt zu behalten, und schickete so gar die meisten von ihnen, wie auch die iroquesischen Abgeordneten, unverzüglich zurück, weil es schon weit im Jahre war. Er begnügete sich nur, einige von jeder Völkerschaft bey sich zu behalten, damit er den Engländern und iroquesischen Orten zeigete, er hätte eine vollkommene Macht über seine Bundesgenossen. Er arbeitete darauf mit den Missionarien am Ludwigssprunge, am Barfüßersprunge und bey den Algonquinen, die geheimen Anschläge zu zernichten, welche die beyden Brüder, Peter und Abraham Schuyler, wovon der eine Statthalter und der andere Oberstwachtmeister zu Orange war,

bey

bey den Wilden angefangen hätten; und es gelang ihm sowohl, daß sie ihm insgesammt Geisel wegen ihrer Treue gaben.

1711.

Er gieng darauf nach Quebec, wo seine Gegenwart nöthig geworden war; und ihm folgeten die Abenaquier von St. Franciscus und Bekancourt. Man war dieser Wilden gewiß versichert, und sie wußten es wohl; indessen schicketen sie doch auch ihre Weiber und Kinder nach den drey Flüssen, um zu zeigen, wie sie sageten, daß sie kein anderes Bestes, als der Franzosen ihres, hätten. Sie bothen sich darauf zu allem demjenigen, was man von ihnen verlangete, mit guter Art dar; so wie die andern Abenaquier, welche der P. de la Chasse aus der Nachbarschaft von Neuengland brachte.

Dieser Eifer unserer Bundesgenossen brachte eine wundersame Wirkung hervor; und Raudot der Vater d) hat mich bey seiner Zurückkunft nach Frankreich versichert, er habe niemals besser, als bey dieser Gelegenheit, gesehen, wie viel daran gelegen sey, daß eine Pflanzstadt bey den Landeseingebohrnen solche Personen habe, die ihre Hochachtung und Liebe zu gewinnen fähig sind; welches nicht anders geschehen kann, als wenn man sie durch die Bande der Religion verbindet. Dieses hatte Vaudreuil schon aus dem Beyspiele der Huronen von der Landenge bey der Versammlung zu Montreal einsehen können. Diese Huronen waren die einzigen aus den obern Landen gekommenen Wilden, welche Christen waren; und es ist unstreitig, daß, wenn sie nicht dadurch, daß sie sich für den Krieg erkläreten, alle die andern aus der Unentschlossenheit gezogen hätten, worinnen sie sich befanden, dieser General einen Schimpf bey einer Gelegenheit würde erhalten haben, wo alles darauf ankam, daß er das Ansehen hatte, er könnte mit allen diesen Völkern nach seinem Belieben verfahren.



d) Raudot der Sohn war das Jahr vorher nach Frankreich gekommen, da er zum Intendanten des Seewesens ernannt worden.

Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Zwanzigstes Buch.

1711.

Als Vaudreuil nach Quebec kam: so fand er, daß alle Befehle, die er dem Herrn von Beaucourt gegeben hatte, wohl ausgeführet waren, und diese Hauptstadt sich im Stande befand, eine lange Belagerung auszustehen. Dieser Kriegesbaumeister hatte nicht nur den Hauptplatz so gut befestiget, als es ihm die kurze Zeit, die er gehabt hatte, daran zu arbeiten, und die wenigen Mittel, die man ihm dazu gegeben, erlaubet hatten, zu thun; sondern hatte auch noch gute Maaßregeln ergriffen, um die Feinde zu verhindern, daß sie nicht an der Seite von Beauport ausstiegen, wie sie im 1690 Jahre gethan hatten; und man hat vielleicht in keiner Stadt mehr Entschlossenheit und Vertrauen bemerket, indem auch so gar die Weiber gesonnen waren, ihr mögliches zur muthigen Vertheidigung derselbigen beyzutragen.

Nachrichten von der engländischen Flotte.

Man befand sich so gar in einer Art von Ungeduld, die engländische Flotte erscheinen zu sehen. Die ganze Küste unter Quebec war so wohl besetzet, daß der Feind an keinem bewohnten Orte würde haben ans Land setzen können, ohne genöthiget zu seyn, ein Treffen zu liefern, welches er wegen Nachtheil des Bodens nicht würde haben wagen dürfen. Ein jeder in der Stadt und umher hatte seinen angewiesenen Posten. Der General hatte seinen ältesten Sohn, den Grafen von Vaudreuil, an demjenigen bestellet, der am meisten der Gefahr ausgesetzet war; und alle canadische Soldaten und Wilde hatten geschworen, ihren Posten nicht anders, als mit Verlust ihres Lebens, zu verlassen. Den 21sten um acht Uhr des Abends brachte ein Einwohner die Nachricht, er habe den 9ten zu Matanes neunzig bis sechs und neunzig Segel gesehen, welche die englische Flagge geführet, worauf sich ein jeder nach seinem Posten begab.

Einige Tage darnach berichteten Fischer von Gaspe, sie hätten vier und achtzig Schiffe gezählet, welche den Fluß herunter gekommen, als wenn sie zu Gaspe selbst anlegen wollten. Den 7ten des Weinmonates endlich legete sich Beaumont, welcher den Helden führete, vor Quebec vor Anker, und sagete: er hätte kein Fahrzeug in dem nordlichem Theile angetrof-

getroffen, an welchem er doch fast beständig hingefahren; und ein anderes Schiff, welches nach Gaspe gegangen, und den südlichen Lauf gehalten, kam einige Tage darnach an und versicherte ebenfalls, es habe nichts wahrgenommen.

1711.

Rückmarsch des Heeres zu Lande.

So gewisse Nachrichten macheten, daß der Großstatthalter den Entschluß fassete, den Herrn von Ramezay auf der Stelle wieder nach Montreal mit sechshundert Mann zu schicken, die ihm dieser Statthalter von dem Landausschusse aus seiner Statthalterschaft zugeführet hatte. Er folgete ihm selbst mit sechshundert Soldaten so gleich nach, welche nebst denen, die unter dem Befehle des Barons von Longueuil geblieben waren, um die Spitze des Pflanzlandes zu bewachen, ein Heer von dreytausend Mann ausmacheten, welches er bey Chambly sich lagern ließ. Seine Absicht war, den General Nicolson daselbst zu erwarten, von dem er wußte, daß er auf dieser Seite im Anmarsche wäre. Er vernahm aber bald, daß dessen Heer, worunter sich viele Iroquesen befanden, den Weg zurück genommen; und Rouville wurde so gleich mit zweyhundert Mann abgeschicket, um genauere Nachricht davon einzuziehen.

Dieser Officier marschirete, ohne jemanden anzutreffen, bis an den großen Uebertragsplatz, den man auf dem orangischen Wege findet, und es stießen drey Franzosen zu ihm, welche Vaudreuil im Brachmonate nach Orange geschickt hatte, und unter welchen einer sein Bruder war. Man hatte sie nach Nicolsons Zurückkunft in Freyheit gestellet, und sie berichteten Rouvillen, die Bestürzung wäre zu Orange überaus groß gewesen, als man die Zeitung von dem Unglücke gehöret, welches der engländischen Flotte begegnet wäre, und wovon man in dem französischen Pflanzlande noch nichts wußte. Sie setzeten hinzu, es hätte Nicolson bey seiner Ankunft in dieser Stadt alle seine Wagen unter ein Bedeck bringen und alles Gewehr in die Zeughäuser schaffen lassen, und dazu gesaget, er gedächte sich derselben künftiges Jahr zu bedienen, und hoffete, es würde ihm die Königinn eine größere Macht schicken, als sie bisher gethan hätte. Die Engländer und Iroquesen hätten viele Zwistigkeiten mit einander gehabt; und es schiene, daß diese beyden Nationen unversöhnliche Feinde zusammen geworden.

Schiffbruch der engländischen Flotte.

Da endlich der Rückzug der beyden englischen Heere, welche Neufrankreich zu Wasser und zu Lande zu gleicher Zeit angreifen und dessen Macht theilen sollten, indem sie es an den beyden äußersten Enden des Pflanzlandes beschäfftigten, nicht mehr zweifelhaft war, und sich das Gerücht ausbreitete, die Flotte hätte in dem Laurenzflusse, gegen die sieben Inseln zu, Schiffbruch gelitten: so schickete Vaudreuil viele Barken dahin. Sie fanden daselbst die Trümmern von acht großen Schiffen, von denen man die Canonen und besten Sachen weggeschaffet hatte, und beynahe dreytausend Mann ertrunken, deren Körper am Ufer lagen.

Man erkannte darunter zwo ganze Compagnien von der Königinn Leibwacht, die man an ihren rothen Wämsern unterschied, und viele schottische Familien, welche bestimmet waren, Canada zu bevölkern. Allein, obgleich die übrige Flotte viele Tage lang daselbst liegen geblieben, um alle Ladung von den gescheiterten Schiffen fortzubringen: so machete man dennoch eine ziemlich große Beute von solchen. Man fand auch eine große Anzahl Abdrücke von einem Manifeste, welches der engländische Admiral in ziemlich schlechtem Französisch zu Baston hatte drucken lassen, in der Absicht, solches in den Wohnplätzen auszustreuen, um das Volk dadurch aufzuwiegeln. Ich habe diese Schrift für merkwürdig genug gehalten, sie hier ganz mitzutheilen.

1711.

Manifest des engländischen Admirales.

„Im Namen Seiner Excellenz, Herrn Johann Hill, Generals und Oberbe=
„fehlshabers der Truppen Ihrer großbritannischen Majestät in America.

„Da die Königinn von Großbritannien billige und unstreitige Rechte und Gerecht=
„samen auf das ganze nordliche America durch die Entdeckung desselben und den Besitz
„hat, welchen der allerchristlichste König erkannt, wie es aus den Bewilligungen eines
„Stückes davon erhellet, welches Seiner allerchristlichsten Majestät von der Krone Groß=
„britannien zugestanden worden; welches in diesem kurzen Manifeste ausführlich anzuzei=
„gen zu verdrießlich seyn würde: Und da uns die gesunde Vernunft nicht überreden kann,
„daß dergleichen Bewilligungen gegeben worden, damit sich ein Volk an diesen Orten
„als Feinde setze, um die großbritannischen Unterthanen zu beunruhigen; sondern viel=
„mehr in der Absicht, daß solche Länder und Güter als Lehen sollen angesehen werden;
„und da nach der Beschaffenheit dieser Grundstücke und den Artikeln des Neutralitäts=
„vertrages, der zwischen der Krone Großbritannien und dem allerchristlichsten Könige
„gemacht worden, der Friede von den Engländern und Franzosen in America soll beob=
„achtet werden, wenn gleich in Europa zwischen der Krone Großbritannien und dem aller=
„christlichsten Könige Krieg geführet würde: so haben die Franzosen dem ungeachtet viele
„Feindseligkeiten wider die Unterthanen des Königes in Großbritannien ausgeübet. Die=
„ses machet, daß diese Länder, welche die Franzosen also besitzen, von Rechts wegen,
„nach dem Natur= und Völkerrechte, an die Krone von Großbritannien wieder zurückfal=
„len, von der sie ursprünglich herkommen, und daß Ihre Majestät von Großbritannien
„sie rechtmäßigerweise wieder wegnehmen kann, wenn auch gleich kein Krieg zwischen
„Ihr und dem allerchristlichsten Könige ist; angesehen der beständigen Klagen der Unter=
„thanen Ihrer großbritannischen Majestät, der abscheulichen Unmenschlichkeiten und un=
„erhörten Grausamkeiten, die von den Franzosen nebst den Indianern wider sie angestif=
„tet und begangen werden, welches man augenscheinlich aus der Belohnung von vierzig
„Livres sieht, welche die Franzosen den Indianern für jeden Haarkopf von einem Eng=
„länder geben.

„Alle diese Dinge haben Ihre Majestät billig gerühret und bewogen, ihren auf eine
„so abscheuliche Art unterdrückten Unterthanen beyzuspringen. Die Könige, ihre Vor=
„fahren, haben keine gehörige und bequeme Gelegenheit gehabt, sich von diesen Gütern und
„Ländern Meister zu machen, welche von ihrem Besitze verloren gegangen. Da aber
„Ihre Majestät die höchstgottesfürchtige und gerechte Gesinnung hegen, künftig einen
„beständigen Frieden in dem nordlichen America dadurch zu verschaffen, daß sie den höchst=
„unbilligen Verheerungen und abscheulichen Mordthaten vorbeuget und sie verhindert:
„so hat sie beschlossen, unter dem Schutze Gottes alle diese besagten Güter und Länder
„wieder an sich zu bringen, und Statthalter in die Städte, Flecken und Dörfer, Schlös=
„ser und Schanzen zu setzen, wo der allerchristlichste König solche hat haben wollen; und
„weil die itzigen französischen Einwohner dieser Oerter aus Unwissenheit oder Hartnäckig=
„keit von übelgesinnten und unruhigen Personen beredet seyn möchten, den guten Absich=
„ten Ihrer Majestät zu widerstehen, so hat Sie, in der Hoffnung, Gott werde ein so
„gottseliges Unternehmen unterstützen, für dienlich erachtet, genugsame Macht abzuschi=
„cken, alle diejenigen mit Gottes Hülfe zu überwinden, die sich der Vernunft und Ge=
„rechtigkeit widersetzen werden.

„Da

1711.

„Da wir alle Franzosen, welche in besagten Ländern unter dem vermeynten Rechte „des allerchristlichsten Königes wohnhaft sind, eben so wohl für Unterthanen der Krone „Großbritannien ansehen, als wenn sie daselbst, oder in Irland, oder an andern Or„ten der Pflanzlande Ihrer Majestät, welche unmittelbar unter ihrem Schutze stehen, ge„bohren wären: so machet solches, daß wir, in Ansehung ihres und ihrer Unterthanen „Bestes, für gut befunden haben, auf eine höchstfeyerliche Art zu erklären, daß alle „Franzosen, die in Canada und den umliegenden Gegenden in Städten und Dörfern „wohnen, welche sich unter Ihrer Majestät von Großbritannien Schutz begeben, und „sich ihren Gesetzen und ihrer Regierung unterwerfen wollen, und in ihren Wohnungen „und Sitzen ohne die geringste Verminderung ihrer Heerden und Häuser gefunden wer„den, gütig angenommen und gehalten, und sie und ihre Erben in dem ruhigen und „friedlichen Besitze ihrer Länder, Häuser und andern ihnen rechtmäßig zugehörigen Ver„mögens, ferner gelassen werden, und der Freyheiten, Vorrechte und Ausnahmen, so „wie die übrigen natürlichen Unterthanen Ihrer Majestät, nebst der freyen Religions„übung genießen sollen. Und weil vielleicht viele lieber wieder möchten nach Frankreich ge„hen, als unter Ihrer Majestät von Großbritannien Regierung, wiewohl sie überaus „sanft und glücklich ist, leben wollen: so erklären wir uns gleichfalls, daß, wenn sie nur „nicht die Waffen ergreifen und niemanden anliegen, der Macht Ihrer Majestät zu wi„derstehen, und sich, ehe noch von beyden Seiten einige Feindseligkeiten ausgeübet wer„den, willig ergeben, so sollen sie die Freyheit haben, sich in die Schiffe zu begeben, die „man ihnen mit allen nöthigen Sachen verschaffen wird, um nach Frankreich zu gehen, „und die Güter mit sich zu nehmen, die sie rechtmäßig besitzen, oder sie so, wie ihre Län„dereyen und andere unbewegliche Güter, zu verkaufen.

„Was den Bischof, die Geistlichen, die Religiosen und Missionarien betrifft, so „versprechen wir, daß, wenn sie nur ihr möglichstes thun, die Franzosen zu bewegen, den „Befehlen Ihrer Majestät von Großbritannien zu gehorchen, man alle Achtsamkeit nach „ihrer Würde, ihrer Verrichtung und ihrem Charakter, für sie tragen, und ihnen gar „nicht als Feinden begegnen wird; und wenn es ihnen beliebt, so will man ihnen Fahr„zeuge mit allem, was dazu nöthig ist, geben, um die ihnen zuständigen Sachen nach „Frankreich zu schaffen. Rathen sie hingegen das Volk ab, die obgedachten Bedingun„gen anzunehmen, so wird man sie an allen denen verdrießlichen Folgen Schuld zu seyn „glauben, die man ergreifen wird, um sie mit Gewalt zu zwingen.

„Wir erklären auch noch, daß alle diejenigen, welche die Waffen ergreifen werden, „unter dem Vorwande, besagte Oerter, Städte, Flecken und Dörfer, Schlösser, Fe„stungen oder Schanzen zu vertheidigen, als Feinde und unrechtmäßige Besitznehmer sollen „angesehen und alle ihre Ländereyen, Häuser und andere Güter eingezogen, und zum „Besten Ihrer Majestät angewandt und unter diejenigen vertheilet werden, welche eini„gen Beystand leisten wollen, damit diese Länder unter die Herrschaft Ihrer großbritan„nischen Majestät kommen; und alle diejenigen, die sich bey dieser Gelegenheit zum Dienste „Ihrer Majestät hervorthun werden, sollen besondere Merkmaale Ihrer Gnade, nach „Verhältniß ihrer geleisteten Dienste, erhalten.

„Bey dem allen aber erklären wir, daß, wenn die Feindseligkeiten angefangen wor„den, wir uns nicht mehr für verbunden erachten, unser Versprechen zu halten; und daß „niemand außer denjenigen, die sich vor irgend einer Feindseligkeit ergeben oder hervorge-

1711. „than haben, den geringsten Anspruch auf die obenangeführten Bedingungen soll machen „können; und wir werden alsdann keinen andern Endzweck haben, als mit dem Segen „Gottes diejenigen zu bändigen, welche Widerstand thun werden, und hoffen, es werde „der allmächtige Gott den Waffen Ihrer Majestät bey einer so billigen, gerechten und „gottseligen Unternehmung gnädigst einen glücklichen Erfolg geben. Zu Baston bey B. „Graen 1711.„

Wenn man auch in Canada nicht gewußt hätte, wie sich die Engländer des Rechts der Eroberung in der neuen Welt bedieneten, wie untreulich sie die Verträge beobachteten, und wie hart sie gegen die Gefangenen verführen: so würde doch das neuliche Beyspiel in Acadien und die Schlupfwinkel und Ausflüchte, deren sich der Verfasser des Manifestes vorbehalten, um sich für berechtiget anzusehen, niemanden Gnade wiederfahren zu lassen, unter dem Vorwande, man hätte sich nur erst nach den erstern Feindseligkeiten unterworfen, alle rechtschaffene Franzosen bewogen haben, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen; des eiteln und unerweislichen Vorgebens des Herrn Hills von den Gerechtsamen der Krone England auf das ganze nordliche America nicht zu gedenken.

Weil sich aber kein Staat findet, worinnen es nicht Misvergnügte und Uebelgesinnte giebt: so würde der Unwillen über dieses Manifest vielleicht nicht so allgemein gewesen seyn, wenn es nebst der engländischen Flotte mitten in den französischen Wohnplätzen erschienen wäre. Diejenigen, welche die Drohungen am meisten erschrecken, wenn sie derselben Vollstreckung befürchten können, sind am kühnesten, sie zu verachten, wenn sie dieselben nicht mehr zu befürchten haben.

Ursache seines Verlustes.

Uebrigens konnte der engländische Admiral das Unglück seiner Flotte nur sich selbst zuschreiben. Er hatte einen französischen Gefangenen, Namens **Paradies**, einen alten Schiffmann, der den Lorenzfluß vollkommen wohl kannte, am Borde. Dieser Mann rieth ihm, als er an den sieben Inseln vorbeyfahren wollte, er sollte sich nicht zu sehr dem Lande nähern; und weil der Wind nicht günstig war und man nur von der Seite segeln konnte, so ließ er ihn oftmals den Bord ändern. Der Admiral wurde dieses Verfahrens endlich überdrüßig, und kam auf den Verdacht, der Lootsmann thäte solches nur, sein Schiffvolk abzumatten. Er weigerte sich, das Schiff zu wenden, und kam einer kleinen Insel, die **Eyerinsel** genannt, so nahe, daß er daran, nachdem er von einem Windstoße aus Südost ergriffen worden, mit sieben andern von seinen größten Fahrzeugen scheiterte, wovon sich nur wenig Leute retteten.

Göttliche Vorsehung über Canada.

Indessen war nichts übrig, Neufrankreich aus aller Unruhe zu ziehen, als daß man eigentlich wußte, in was für Gesinnungen die Iroquesen wären, die man, ihrer kleinen Anzahl ungeachtet, allein mehr zu fürchten hatte, als die Engländer ohne sie. Man hatte gute Nachricht, daß sie ihrer über sechshundert zu Nicolsonen gestoßen waren; man wußte aber auch, daß sie ihn insgesammt verlassen hatten, ehe sie noch von dem Schiffbruche eines Theiles der englischen Flotte Nachricht erhalten hatten. Wir haben gesehen, daß sich dieses fast allemal ereignet hat, wenn sich diese beyden Nationen wider uns vereiniget haben, und außer denen politischen Staatsursachen, die wir davon angeführet haben, ist es gewiß, daß sie nicht gemacht sind, lange Zeit einstimmig mit einander zu bleiben; daß ein hochmüthiger Stolz bey den einen, und ein wilder Stolz bey den andern sie stets unverträglich mit einander machen wird; und daß ihre gegenseitige Antipathie bisher die größte Hülfe für Neufrankreich gewesen ist, welches stets diese beyden Völker zu Feinden

N°. 14

GRUNDRISS VON DER BAY CHEDABUCTU
heutiges Tages
HAVRE DE MILFORT
Von N.B. Ingenieur de la Marine 1744.

I. ROYALE

Canceau Durchfahrt

Rothe Vorgebirge

I. Madame

I. aux Cannes

I. des Großen Teichs

Dorf der Wilden

der Flecken

das Fort

R. aux Castors od. Biber Fluß

10 Faden

Faden

Bucht à l'Aune

I. aux Renards

Lachs Fluß Riviere au Saumon

A C A D I A

MAASS-STAB

Französische und Englische See-meilen

1 2

Gemeine Französische See-meilen

1 2 3

Urſ
Be

Gi
ſeh
Ca

den haben wird; das eine, weil es befürchtet, von uns unterdrücket zu werden, das andere, weil es mit uns in einerley Lande nicht friedlich leben kann.

1711.

Bey dem allen mußte das französische Pflanzland aus der Art und Weise, wie die beyden großen Heere zerstreuet worden, welche es zu gleicher Zeit mit einer überlegenen Macht angreifen sollten, nothwendig eine Vorsehung erkennen, welche auf eine sonderbare Art über seine Erhaltung wachete, und welche es nicht dabey bewenden ließ, daß sie dasselbe aus der größten Gefahr befreyet hatte, in die es gerathen können, sondern es auch noch mit dem Raube eines Feindes bereichert hatte, den es nicht einmal überwinden dürfen, wofür es denn auch Gott aufrichtigst dankete.

Es hatte kurz nachher Anlaß, solches wegen des Hafens zu Plaisance zu erneuern, den ihm diese göttliche Vorsehung auf eben die Art erhielt, deren sie sich bedienet hatte, Montreal zu erhalten. Als die engländische Flotte nach Quebec segelte: so hatte sie Briefe von dem Herrn von Costebelle aufgefangen, welche ihr zu erkennen gaben, in was für einem schlechten Zustande er sich in Neuland befände, und wie sehr er eines eiligen Beystandes bedürfte. Nach dem Schiffbruche berathschlageten sich diejenigen, welche die übrige Flotte führeten, ob sie sich nicht wegen des erlittenen Verlustes an Plaisance erholen könnten, und sie hatten gewiß noch Macht genug übrig, sich von diesem Platze und allen dazu gehörigen Posten Meister zu machen. Wegen des Misverständnisses unter den Landofficieren und Seeofficieren aber mußten sie diese Unternehmung fahren lassen.

Unnütze Bemühungen, Acadien wieder zu erobern.

Der einzige Vortheil, welchen England aus dem übermäßigen Aufwande zog, den es gemacht hatte, war, daß es Acadia behielt. Dem französischen Hofe lag diese Provinz ungemein am Herzen. Die wiederholeten Bemühungen der Engländer, sie in ihre Gewalt zu bekommen, und noch mehr ihr Frohlocken, nachdem sie solche erobert hatten, eröffneten den Franzosen endlich die Größe ihres erlittenen Verlustes, und Herr Pontchartrain schrieb deswegen an den Herrn Beauharnois, der dem Herrn Begon in der Intendantenwürde zu Roschelle und Rochefort gefolget war, folgendes:

„Ich habe Ihnen genugsam zu verstehen gegeben, wie viel daran gelegen sey, die-
„sen Posten (Königshafen) wieder wegzunehmen, ehe sich der Feind daselbst festgesetzet.
„Die Erhaltung von ganz Nordamerica und der Fischhandel erfordern es auf gleiche Art.
„Dieß sind zween Gegenstände, die mich sehr lebhaft rühren; und ich kann sie (nämlich
„den Generalstatthalter und Intendanten in Neufrankreich) nicht genugsam anreizen, sie
„mit eben den Augen anzusehen.„

Der Minister würde es sehr gewünschet haben, daß der Marquis von Vaudreuil solches bloß mit seinen Truppen und dem canadischen Landausschusse hätte unternehmen können. Der General verlangete seiner Seits, um sich des Erfolges desto mehr zu versichern, nur zwey Fahrzeuge aus Frankreich mit so vieler Mannschaft und Kriegesbedürfniß, als sie führen könnten. So mäßig aber dieser Beystand auch war, so war es doch nicht möglich, ihm solchen zu schicken. Er wollte indessen doch auch nicht, daß man ihm vorwerfen könnte, er habe sich nicht die Mühe gegeben, die man von ihm verlangete; und wir haben gesehen, daß der Marquis von Alognies auf dem Puncte war, mit Truppen abzugehen, um den Wilden und Einwohnern beyzuspringen, welche Königshafen eingeschlossen hielten, als die Zeitung von der Annäherung der engländischen Flotte seine Maaßregeln verrückete.

Weil

1711.

Weil die Einwohner in Acadien nunmehr keine Anscheinung weiter sahen, das Joch der Engländer abzuschütteln: so waren sie gezwungen, sich mit dem Statthalter zu Königshafen zu vergleichen. Sie ließen aber den Herrn von Vaudreuil versichern, daß die Nothwendigkeit allein, und vornehmlich die Furcht, sie möchten in ihrer Erndte gestöhret werden, sie dazu gezwungen hätten; übrigens würde der König keine getreuere Unterthanen haben, als sie. Da Herr von Pontchartrain von ihren guten Gesinnungen unterrichtet war: so wandte er sich auf die andere Seite und meldete dem Herrn Beauharnois, er möchte die Handelsleute zu Rochelle vermögen, daß sie eine Gesellschaft errichteten, die mächtig genug wäre, die Engländer aus Acadia zu verjagen, und daselbst zween gute Sitze anlegen, einen zu la Heve, und den andern zu Chedabuctu.

Er ließ diese Sache zu gleicher Zeit bey den reichsten Kaufleuten zu St. Malo, Nantes und Bayonne treiben: allein, aller der ansehnlichen Vortheile ungeachtet, die er ihnen im Namen Seiner Majestät anboth, und wovon er ihnen alle Versicherungen gab, fand sich doch niemand, der sich an die Spitze solcher Unternehmung stellen wollte; und sie weigerten sich insgesammt, den nöthigen Vorschuß zu einem Unternehmen zu thun, bey welchem nur bloß für den Staat zu gewinnen war.

Schöne That einiger Wilden.

Inzwischen fehlete es unterdessen, da man sich in dem alten und neuen Frankreich über die Mittel berathschlagete, Acadien wieder zu erobern, nicht viel, so wäre dieser Anschlag ausgeführet worden, ohne daß weder Pontchartrain, noch Vaudreuil, den geringsten Theil daran gehabt hätten. Sechzig Engländer von der Besatzung von Portroyal, die von dem Platzmajore, einem Ingenieur und sechs andern Officieren angeführet wurden, hatten sich in Canote gesetzet, um die französischen Häuser wegzubrennen, die sich noch nicht verglichen hatten, oder vielleicht zu lange zauderten, die Bedingungen zu erfüllen; und sich ihrer Personen zu versichern. Vierzig Wilden, welche Wind davon bekamen, wollten sie überfallen. Sie theileten sich in zweene Haufen, marschireten unter der Bedeckung des Gehölzes an beyden Seiten des Flusses fort, den die Engländer herauf kamen, und wollten ihnen an einem zum Hinterhalte bequemen Orte aufpassen. Der Feind, welcher sich nichts versah, fiel ohne Vorsicht in die Falle; und die Wilden gaben zu so bequemer Zeit Feuer auf sie, daß nicht ein einziger Mann davon kam, um diese Zeitung nach Königshafen zu bringen.

Man unterläßt abermals, Königshafen wegzunehmen.

Die Einwohner, welche durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert waren, ergriffen die Waffen, rotteten sich ihrer fünfhundert an der Zahl zusammen, und brachen im Brachmonate auf, um die Schanze zu berennen. Viele Wilde geselleten sich zu ihnen, und ihr Missionar, Gaulin, meldete dem Statthalter zu Plaisance, Costebelle, wenn er ihnen den Herrn l'Hermite schicken wollte, sie anzuführen, so könnten sie beynahe dafür stehen, daß die Sache gelingen würde. Costebelle aber brauchete alle seine Officiere; und die Einwohner und Wilden begaben sich also, aus Mangel der Anführer, zurück. Nicht lange darnach erfuhr man, daß die Besatzung zu Königshafen, welche fünfhundert Mann stark gewesen, bis auf hundert und funfzig geschmolzen war; indem einige an einer ansteckenden Krankheit gestorben, und viele andere weggelaufen waren.

1712.

Großmuth der Einwohner zu Quebec.

Im folgenden Jahre gieng das Gerücht, die Engländer rüsteten sich, eine neue Flotte auslaufen zu lassen, Quebec zu belagern; und der Großstatthalter fand bey den Kaufleuten dieser Stadt funfzigtausend Thaler, neue Festungswerke dafür anzulegen. Er erhielt zu gleicher Zeit viele Nachrichten, die Engländer hätten sich mit den Iroquesen versöhnet,

und

und sie hoffeten, diese unruhige Nation zu vermögen, daß sie uns in Norden und Westen von Canada Händel machete, damit ihnen dadurch der Weg gebähnet würde, sich daselbst auf unsern Untergang fest zu setzen. Diese Zeitungen befanden sich zwar der Wahrheit nicht gemäß: sie waren aber gleichwohl nicht ohne einigen Grund.

1712.

Es hat so gar das Ansehen, daß, wenn Joncaire sich nicht der Tsonnonthuaner versichert, und der Baron von Longueil mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit bey den Onnontaguern Unterhandlung gepflogen hätten, wir uns bald in einer Verlegenheit hätten finden können, woraus zu kommen, uns nicht so leicht gewesen seyn würde. Endlich kamen Abgeordnete aus den Orten, um neue Entschuldigungen wegen des vergangenen zu machen und große Betheurungen zu thun, ihr Versprechen auf das Künftige mit unverbrüchlicher Treue zu beobachten. Man mußte sich stellen, als wenn man sie für aufrichtig hielt. Gleichwohl redete Herr Vaudreuil anfänglich standhaft mit ihnen. Darauf machete er ihnen ansehnliche Geschenke, und schickete sie vielleicht besser gesinnet gegen uns nach Hause, als sie gekommen waren.

Vaudreuil pfleget mit den Iroquesen Unterhandlung.

Sie hatten uns aber kurz zuvor einen neuen Feind erreget, der eben so tapfer, als sie, aber nicht so staatsklug, jedoch weit wilder war, so daß es niemals möglich gewesen ist, ihn zu zähmen oder zu bändigen. Diese Feinde gleichen dem Gewürme, welches so viele Seelen, als Theile des Leibes, zu haben scheint, und nach seiner Zerquetschung gleichsam stärker wieder auswächst, und da sie fast nur zu einer Hand voll Räuber geworden sind, sich überall einfinden, und der Gegenstand des Hasses von allen Völkern auf diesem festen Lande geworden sind, und seit fünf und zwanzig Jahren den Handel stöhren und die Wege über fünf hundert Meilen umher fast unbrauchbar und unsicher machen. Dieses sind die Utagamier, insgemein die Füchse genannt.

Gemüthsart der Utagamier.

Bis itzo auf diese Zeit hatten sie eben kein sonderliches Ansehen in Canada gehabt. Vor kurzem aber hatten sie sich mit den Iroquesen verbunden; und vermuthlich durch ihre Vermittelung mit den Engländern ein Bündniß gemacht. Sie hatten ihnen versprochen, die Schanze auf der Landenge abzubrennen, alle Franzosen daselbst niederzuhauen und engländische Soldaten dahin zu führen. Dieses Vorhaben werkstellig zu machen, waren sie in ziemlich großer Anzahl nach der Landenge gekommen, und hatten sich ziemlich nahe bey der Schanze gelagert. Sie thaten dem Befehlshaber darinnen, Herrn Dû Buisson, einem braven Officier und ehrlichen Manne, allen ersinnlichen Spott und Hohn an.

Sie wollen die Schanze an der Landenge abbrennen.

Die Kikapuer und Mascutiner waren mit in ihre Verbindung getreten. Die letztern hatten sich schon in großer Anzahl nach den Gegenden der Landenge erhoben, und warteten nur noch auf die Ankunft der Kikapuer, ihre Verrätherey auszuüben, als sie Nachricht erhielten, es hätten ein utauaisches Oberhaupt, Namens Saguima, und einige Puteuatamier ungefähr hundert und funfzig Mascutiner, Männer und Weiber, getödtet. Sie wurden über diese Zeitung ganz rasend, und ein utagamischer Christ, Namens Joseph, welcher den Franzosen sehr zugethan war, meldete dem Dû Buisson, er würde unverzüglich in seiner Schanze angegriffen werden.

Dieser Befehlshaber hatte nur zwanzig Franzosen bey sich, und konnte sich auf keinen andern Beystand, als die Huronen, Utauais und einige andere Wilde verlassen, mit denen er in gutem Vernehmen lebete, die aber itzo wirklich auf der Jagd waren. Er schickete in aller Eile zu ihnen, sie möchten sich zu ihm begeben, und ließ darauf alle Häuser niederreißen, die außer dem Bezirke seiner Schanze stunden; und nahm alle andere Maaßregeln,

Fleiß des Hrn. Dû Buisson.

1712. regeln, die ihm die Zeit zu nehmen erlaubete, um die ersten Anfälle des Feindes auszuhalten. Den 13ten des Mayes erhielt er die Zeitung, daß sich seine Bundesgenossen näherten, und nicht lange darnach sah er sie in schöner Ordnung einher ziehen.

Seine Bundesgenossen kommen ihm zu Hülfe.

Unter ihnen befanden sich Utauais, die vom Saguima angeführet wurden, Huronen, Puteuatamier, Sakier, Malhominen, Illinesen, Osagen, Missuriten; und jede Nation hatte ihre besondere Fahne. Dieses kleine Heer blieb bey dem Dorfe der Huronen stehen, welche nicht der Meynung waren, sich zu lagern, sondern gerade nach der französischen Schanze zu marschiren. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, sageten sie; unser „Vater ist in Gefahr; er liebet uns; er hat uns nichts, als gutes, gethan; wir müssen „ihn vertheidigen, oder zu seinen Füßen sterben. Saguima, siehst du den Rauch da? „Man verbrennet drey Frauen aus deinem Dorfe, und deine eigene ist mit darunter.„

Diese drey Weiber waren wirklich Gefangene der Utagamier: weiter aber wußte man nichts von ihnen; und vermuthlich redeten die Huronen nur deswegen so, um den Saguima zur Rache aufzumuntern. So bald sie aufgehöret hatten zu reden, erhob sich ein allgemeines Geschrey, wovon alle Gefilde erschalleten. Die Feinde antworteten in eben dem Tone darauf, und vierzig von ihnen wurden abgeschickt, die Bundesgenossen zu beobachten. Diese Waghälse hatten sich, durch eine Art von Trotze, die unter diesen Barbaren ziemlich gemein ist, ganz nackend ausgezogen, den Leib aber auf eine solche Art bemalet, welche sie abscheulich machte. Man schoß auf sie, und nöthigte sie bald, sich zu entfernen.

Da die Bundesgenossen nahe bey der Schanze waren: so ließen die Oberhäupter den Befehlshaber um die Erlaubniß ersuchen, hinein zu ziehen; und die Thore wurden ihnen so gleich eröffnet. Dü Buisson empfing sie auf eine solche Art, die dem Dienste gemäß war, den sie ihm leisteten; und nachdem sie insgesammt ihren Platz um ihn herum genommen, wie es gewöhnlich war, so sagete derjenige, welcher das Wort führete, zu ihm:

„Siehe hier, mein Vater, deine Kinder um dich. Was du im letzten Jahre gethan hast, sie aus dem Feuer der Utagamier zu ziehen, verdienet wohl, daß sie ihr Leben „zu deinem Dienste aufsetzen. Wir scheuen den Tod nicht; wir wollen so gar, wenn es „seyn muß, mit Freuden für unsern Vater und unsern Befreyer sterben. Die einzige „Gnade, die wir von dir verlangen, ist, daß du den Ononthio, den Vater aller Nationen, „bewegest, für unsere Weiber und Kinder zu sorgen; und daß du ein wenig Gras auf „unsere Körper streuest, um sie vor den Fliegen zu verwahren. Du siehst, wir haben „unsere Dörfer und Familien verlassen, um dir zu Hülfe zu eilen; wir haben solches so „eilig gethan, daß wir nicht Zeit gehabt haben, Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse mit „zu nehmen. Wir hoffen, du wirst es uns an nichts fehlen lassen.„

Die Utagamier werden in ihrer Schanze belagert.

Der Befehlshaber dankete ihnen in wenig Worten, und ließ ihnen Lebensmittel, Pulver und Bley, und Toback austheilen. Darauf giengen die Alten durch die Glieder, um die jungen Leute zu ermahnen, daß sie ihre Schuldigkeit gut thäten, vornehmlich ihrem Vater genau gehorcheten. Die Utagamier erwarteten die Bundesgenossen ziemlich geruhig in ihrer Schanze, welche nur einen Büchsenschuß weit von der Franzosen ihrer war, und worinnen sie sich ziemlich gut verschanzet hatten. Kaum sahen sie sich indessen von allen Seiten berennet, so nöthigte sie das beständige Feuer, welches man auf sie machete, sich vier bis fünf Fuß tief in die Erde zu graben.

Darauf

Darauf richteten die Belagerer zwo Arten von Bühnen, fünf und zwanzig Fuß hoch, auf, wovon sie die Belagerten mit so gutem Erfolge beschossen, daß sich solche nicht mehr getraueten, heraus zu gehen, Wasser zu holen, und ihre Lebensmittel bald ausgezehret waren; daher sie denn viel Hunger und Durst ausstunden. In dieser äußersten Noth gab ihnen die Verzweifelung Stärke, und sie stritten mit einer Tapferkeit, welche den Sieg lange Zeit zweifelhaft machete. Sie ließen sichs so gar einkommen, eine Menge von rothen Decken als Fahnen auf ihre Pfähle zu stecken, und schrien aus allen ihren Leibeskräften, sie hätten keinen andern Vater, als den Engländer, der nicht ermangeln würde, ihnen zu Hülfe zu kommen, oder ihren Tod zu rächen; und sie luden diejenigen von den Bundesgenossen ein, die ihr Leben in Sicherheit stellen wollten, sie möchten kommen und eben die Partey ergreifen.

1712.

Sie vertheidigen sich gut.

Das Haupt der Putenatamier antwortete ihnen: wenn die Erde mit Blute gefärbet werden sollte, wie es schien, daß sie durch diese Zeichen zu verstehen geben wollten: so würde es mit ihrem geschehen: sie hätten sich übel berathen, daß sie sich an die Engländer gehangen, die sich nicht getraueten, wider die Franzosen im Felde zu bestehen; die nur als Füchse Krieg zu führen wüßten; die alle Nationen umkommen ließen, indem sie solche mit ihrem Brandteweine vergifteten; und welche Feinde des wahren Gottes wären. Diese Gespräche gefielen indessen dem Herrn Dû Buisson nicht, weil sie den Streit erkälteten, und dem Feinde Zeit ließen, sich zu erholen.

Die Belagerten hatten sich desselben auch wirklich schon zu Nutze gemacht, um sich eines Hauses zu bemächtigen, welches man nicht ganz niedergerissen hatte, und welches an ihre Schanze stieß. Sie hatten daselbst eine Redoute aufgeworfen, aus welcher sie hinter den Wänden hervor schossen. Allein, der Befehlshaber ließ sie mit Stücken niederschießen. Darauf erhoben die Feinde ein greuliches Geschrey, und einige Augenblicke darnach bathen sie um Erlaubniß, Abgeordnete an den Herrn Dû Buisson zu schicken. Nachdem der Befehlshaber ihnen diese Gnade zugestanden: so wollte er die Einwilligung der Häupter dazu haben, und hielt einen Rath mit ihnen. Sie waren insgesammt der Meynung, man müßte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, um die drey obgedachten Frauen von ihnen zu bekommen. Man that ihnen also zu wissen, man wollte sie anhören.

Sie bitten um Friede.

Den andern Morgen sehr früh verschwanden die rothen Decken, und macheten einer weißen Fahne Platz. Darauf zeigete sich das große Haupt der Utagamier, Namens Pemussa, in Begleitung zweener Krieger, an der Thüre des Lagers. Man ließ sie hinein; der Rath kam zusammen; und so bald sie hinein geführet worden, legete Pemussa vor dem Befehlshaber ein Halsgehänge nieder, und stellete zweene Gefangene dar, und bath, er möchte ihnen doch zween Tage zugestehen, damit sich die Alten wegen der Mittel, ihn zu besänftigen und ihm Genugthuung zu leisten, berathschlagen könnten. Darauf wandte er sich gegen die Wilden, beschenkete sie auch mit zweenen Sclaven und einem Halsgehänge, und redete so gegen sie:

„Erinnert euch, daß wir eure Brüder sind, und daß ihr euer Blut vergießet, wenn „ihr unseres versprützet. Ich bitte euch also, besänftiget das Gemüth unsers Vaters, dem „wir unglücklicherweise Verdruß gemacht haben. Diese beyden Sclaven mögen ein we-„nig Blut wieder ersetzen, welches wir vielleicht vergossen haben.„ Weil die Wilden nichts antworteten: so nahm Dû Buisson das Wort, und gab den Abgeordneten zu verstehen, er könnte von der Aufrichtigkeit ihrer Reue nicht gewiß seyn, weil sie die Frau des

1712.

Saguima und die beyden andern gefangenen Weiber nicht mitgebracht hätten; er würde sie nicht eher anhören, als bis sie ihm diese drey Gefangenen zugestellet hätten.

Pemussa entschuldigte sich damit, es käme solches nicht gänzlich auf ihn an, und sagete, er wollte hingehen und seine Gesinnung den Alten vortragen. Man gestund ihm den übrigen Tag vollends zu, und versicherte ihn, man wollte bis zu seiner Zurückkunft nicht schießen, nur sollte auch niemand aus der Schanze gehen. Zwo Stunden darauf kamen zween mascutinische Oberhäupter und ein Utagami, nebst einer weißen Fahne in der Hand, mit den drey Weibern an, die sie dem Befehlshaber überreicheten. Sie bezeugeten, daß es ihnen sehr leid wäre, ihm missfallen zu haben, und beschwuren ihn, sie in Freyheit zurückgehen zu lassen. Dü Buisson antwortete ihnen, sie dürften sich dieserwegen nicht an ihn wenden; er hätte seinen Bundesgenossen sein Wort gegeben, er wollte es ihnen gänzlich überlassen, dasjenige zu thun, was sie für dienlich erachteten.

Rede eines Illinesen an ihre Abgeordneten.

Diese Antwort wurde von den Wilden sehr gelobet, und das große Oberhaupt der Illinesen sagete im Namen aller zu den Abgeordneten: „Eure vorige Aufführung und die „Verbindungen, die ihr mit den Engländern eingegangen seyd, lassen uns keine Ursache, „zu zweifeln, daß ihr nicht einige böse Absichten dabey habet, da ihr unsern Vater um „die Freyheit bittet, euch zurück zu begeben. Ihr würdet nicht so bald aus eurem Lager „seyn, so würdet ihr euch von neuem wider ihn verbinden, und würdet ihn zu einer Zeit „angreifen, wo wir vielleicht nicht im Stande wären, ihm beyzustehen. Ihr habet ge„glaubt, wir wüßten die Verbindungen nicht, die ihr mit den Engländern eingegangen, „und daß ihr ihnen versprochen, sie sich hier setzen zu lassen, nachdem ihr alle Kinder des „Onontyio daselbst ausgerottet: allein, ihr habet euch geirret. Wisset also, unser völli„ger Entschluß ist, euch nicht anders, als auf Gnade und Ungnade anzunehmen, und „uns nicht von hier zu bewegen, als bis wir euch dazu gezwungen haben. Unser Vater „selbst wird uns auf keine andere Gedanken bringen, und hierinnen allein werden wir ihm „nicht gehorchen. Wir kennen euer böses Herz besser, als er; und wir wollen ihn nicht „eurer Willkühr überlassen. Begebet euch geschwind wieder in eure Schanze; wir war„ten nur darauf, um mit dem Schießen wiederum anzufangen.„

Die Belagerung geht fort.

Die Abgeordneten giengen mit dieser Antwort zurück, deren sie sich nicht versehen hatten; und so bald sie wieder in ihre Schanze waren, fing sich der Angriff mit einer neuen Heftigkeit an. Die Vertheidigung war eben so heftig. Die Belagerten schossen auf einmal bis auf dreyhundert Pfeile los, an deren Enden man Feuerbrände gemacht hatte, und an einigen waren auch ganze Pulverladungen, um die französische Schanze in Brand zu stecken. Sie stecketen in der That viele Häuser damit an, die nur mit Strohe bedecket waren; und man mußte, um zu verhindern, daß die Feuersbrunst nicht weiter um sich griffe, alle übrige mit Bären- und Ziegenhäuten bedecken, und viel Wasser sammeln.

Die Belagerer werden solcher überdrüßig.

Ein so hartnäckiger Widerstand ermüdete endlich die Bundesgenossen; sie verzweifelten an dem glücklichen Erfolge ihres Unternehmens, und stelleten sich, als ob sie befürchteten, man möchte aufhören, ihnen weiter Lebensmittel zu geben. Die Franzosen, welche sie beynahe entschlossen sahen, sich zurück zu ziehen, und die durch ihren Rückzug sich der Wuth eines erzürnten Volkes würden ausgesetzet gesehen haben, redeten schon davon, sie wollten sich nach Michillimakinac einschiffen, und Dü Buisson war auf dem Puncte, vor einem Feinde fliehen zu müssen, den er aufs Aeußerste gebracht, und zween Tage vorher

her gesehen hatte zu seinen Füßen liegen und ihn anflehen, sich damit zu begnügen, daß er sein Sclave würde.

1712.

Er mußte, um die Häupter der Wilden zu gewinnen, sich alles begeben, was er hatte; und als er glaubete, eine jede einzelne Person durch seine Geschenke auf seine Seite gebracht zu haben, so hielt er Kriegesrath. Er beklagete sich darinnen anfänglich, daß man ihn in der größten Gefahr verlassen wollte, nachdem man ihn hineingezogen. Darauf bezeugete er seine Verwunderung darüber, daß so viele tapfere Leute einem gewissen Siege entsageten, der ihnen Ehre bringen müßte. Einige Häupter schienen über seine Rede zu erstaunen, und fielen ihm ins Wort, ihn zu versichern, sie wären stets entschlossen gewesen, viel eher den letzten Blutstropfen zu vergießen, als ihr Unternehmen unvollkommen zu lassen; sie könnten nicht begreifen, was ihm den unbilligen Argwohn möchte beygebracht haben, den er zu haben schien.

Der Befehlshaber machet ihnen wieder Muth.

Alle die andern betheuerten eben das. Man sang von neuem den Krieg; und da ein jeder seinen Posten wieder eingenommen, so sahen die Belagerten wohl, daß weiter nichts für sie zu hoffen wäre, als unter denen harten Bedingungen, die man ihnen aufgeleget hatte. Ich habe gesaget, es wären Sakier unter den Bundesgenossen gewesen: es waren ihrer aber auch unter den Feinden; weil diese Völkerschaft, wie ich anderswo angemerket habe, gleichsam in zwo Parteyen getheilet ist, wovon die eine es mit den Utagamiern, und die andere mit den Puteuatomiern hält. Diejenigen von diesen Wilden, die sich mit den erstern eingesperret, liefen fast alle davon, und man vernahm von ihnen, daß es mit den Belagerten aufs Aeußerste gekommen; daß sie vom Hunger und Durste noch mehr, als von dem Feuer der Belagerten ausstünden; daß sie schon über achtzig Mann verloren und ihre Schanze voller Leichen läge, die einen entsetzlichen Gestank verursacheten.

Alles dieses war vollkommen wahr; und die Feinde verlangeten bald darnach, Sprache zu halten. Man glaubete, sie würden sich nunmehr auf Gnade und Ungnade ergeben wollen, und man erlaubete ihnen, Abgeordnete zu schicken. Sogleich kamen zwey utagamische Oberhäupter, unter denen Pemussa war, mit vielen Gefangenen, und in einem Aufzuge, der ihnen sehr bequem vorgekommen, die Bundesgenossen zu rühren. Sie sageten, sie ihrer Seits schmeichelten sich gar nicht, daß man ihnen das Leben bewilligen würde: sie bäthen solches aber inständigst für ihre Weiber und Kinder. „Erinnert euch, „setzeten sie hinzu, daß ihr unsere Vettern seyd. Ihr scheinet auf euer eigenes Blut so erpicht zu seyn. Würde es euch nicht anständiger seyn, solches zu schonen, und weit vortheilhafter, uns zu euren Sclaven zu haben?

Neue Abgeschickte der Belagerten.

Das Mitleiden findet in den Herzen der Wilden nicht so leicht Statt, und der lange Widerstand der Feinde hatte die Belagerer aufgebracht. Sie bestunden darauf, die Utagamier und ihre Bundesgenossen sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Einige schlugen dem Herrn Dü Buisson so gar vor, die Abgeordneten niederzuhauen. Er antwortete ihnen aber, man müßte besoffen seyn, daß man ihm dergleichen Vorschlag thäte. Diese beyden Männer wären auf sein Wort zu ihm gekommen, welches er ihnen nur mit ihrer Einwilligung gegeben hätte; und er würde niemals verstatten, daß ihnen das geringste Leid bey ihm geschähe.

Man will solche niederhauen.

Sie antworteten: diese beyden Abgeschickten wären die Urheber alles Uebels; und da sie selbst so vielmals treulos gehandelt, so verdieneten sie nicht, daß man so gewissenhaft gegen sie wäre. Sie gewannen aber nichts von ihm. Der Befehlshaber versetzete: es gezie-

1712.

geziemete weder ihm, noch ihnen, ihrem Beyspiele nachzuahmen; und er schickete die beyden Abgeordneten zurück, mit dem Bescheide, er hätte ihnen keine andere Antwort zu geben, als die sie schon erhalten hätten. Es blieb also diesen Unglücklichen keine andere Hoffnung übrig, als bey schlimmem Wetter entrinnen zu können; und als wirklich neunzehn Tage nachher ein mit Regen untermischter Sturm die Belagerer entfernet hatte, so macheten sie sich dessen zu Nutze, und entwischeten bey Nacht.

Die Belagerten entfliehen und werden verfolget,

Man wurde solches den andern Morgen mit Anbruche des Tages gewahr, und eilete ihnen nach. Man fand sie vier Meilen davon auf einer Halbinsel, die in den See St. Clara geht, ziemlich gut verschanzet; und da man ihre Verschanzungen anfänglich nicht sah, so hatten sich die Bundesgenossen denselben mit weniger Vorsicht genähert, und bekamen anfänglich über zwanzig Mann Todte und Verwundete. Man mußte also eine neue Belagerung anfangen, welche vier Tage dauerte, und sie würde noch länger gewähret haben, wenn der französische Befehlshaber nicht zwey Feldstücken dahin gehen lassen.

und fast alle niedergehauen

Die Belagerten ergaben sich endlich auf Gnade und Ungnade, und fast alle diejenigen, welche die Waffen in Händen hatten, wurden unbarmherziger Weise auf der Stelle umgebracht. Die übrigen, hundert und funfzig an der Zahl, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen, wurden zu Sclaven gemacht und unter die vereinigten Nationen ausgetheilet, die sie nicht lange behielten, sondern sie fast alle todtschlugen, ehe sie von einander giengen. Der Verlust der Bundesgenossen belief sich auf sechzig Mann, so wohl todte, als verwundete. Die Huronen, unter welchen fünf und zwanzig christliche Irokesen waren, thaten sich vor allen andern hervor, und verloren auch das Meiste. Den Feinden aber kostete dieses Unternehmen über zweytausend Personen.

Frucht dieses Sieges.

Dü Buisson erwarb durch seine Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit, die ihn bewog, alles, was er hatte, den Bundesgenossen zu geben, viel Ehre dabey. Die Frucht seines Sieges war, daß die Engländer verzweifelten, sich an der Landenge zu setzen, welches das ganze Verderben von Neufrankreich gewesen seyn würde, nicht allein wegen der Lage dieses Ortes, welcher der Mittelpunct und das schönste Land von Canada ist, sondern auch, weil es uns nicht möglich gewesen seyn würde, die geringste Gemeinschaft mit den obern Wilden und mit Louysiana zu unterhalten.

Es waren noch viele Zwistigkeiten unter unsern Bundesgenossen beyzulegen; und der Großstatthalter hielt dafür, man müßte mit Wiederherstellung der Schanze Michillimakinac anfangen, wenn man darinnen glücklich seyn wollte. Er schickete das Jahr darauf den Herrn Louvigny dahin, und zu Ende des 1712 Jahres ließ er viele erfahrene und verdienstvolle Officier abreisen, die nordlichen und westlichen Völkerschaften zu besuchen, und sie zu vermögen, alle Ursachen zum Misvergnügen zu vergessen, die sie einander möchten gegeben haben. Alles dieses wurde glücklich und klüglich ausgeführet, und die Ruhe in Canada vollkommen wiederum hergestellet.

1713.

Quelle des Verfalles der Handlung in Canada.

Indessen war es doch nicht möglich, die Leute zu bewegen, daß sie ihr Pelzwerk nicht den Engländern brächten, wie sie seit vielen Jahren öffentlich thaten. So gar die angesessenen Wilden folgeten dem Strome bald; und man hätte, um einem so großen Uebel abzuhelfen, den Preis der Bieber in Frankreich erhöhen, und in Canada den Preis der Waaren herunter setzen müssen. Das erste von diesen beyden Mitteln kam nicht auf die Handelsleute an. Wenn sie aber ihr Bestes recht eingesehen hätten, so würden sie das zweyte angewandt, und jährlich auf ihre Rechnung für vierzig bis funfzigtausend Franken

Franken Waaren nach Quebec geschicket haben. Diese Vermehrung würde den Preis vermindert und die Kaufleute des Landes in den Stand gesetzet haben, sie den Wilden um bessern Preis zu geben. Allein, dazu hat man sie niemals bereden können. Der Pelzhandel ist also gegenwärtig fast gänzlich in der Engländer Händen.

1713.

Länder, die den Engländern im utrechter Frieden abgetreten sind.

Ob nun gleich die Friedensunterhandlungen zu Utrecht noch nicht geendiget waren: so erhielten doch die Generalstatthalter in Neufrankreich und Neuengland ausdrücklichen Befehl von ihren Herren, alle Feindseligkeiten unter beyden Nationen und ihren Bundesgenossen aufhören zu lassen. Kurz darauf aber erhielt man die Zeitung, die Königinn von Großbritannien wäre von dem Bündnisse abgetreten, welches man gemacht hätte, den katholischen König Philipp den Vten abzusetzen. Nichts konnte für die Statthalterschaft Baston bequemer kommen, wo die Abenaquier überall Verheerung anrichteten; und diese Ursache war gewiß nicht die geringste von denen, welche den Hof zu London bewogen, von der Abtretung von Acadia niemals etwas hören zu wollen. Er bezeugete eben die Standhaftigkeit bey demjenigen, was wir in der Insel Neuland und der Hudsonsbay besaßen; und Ludwig der XIVte, welcher auch seine Gründe hatte, dem Vertrage keine Hinderniß in den Weg zu legen, den er mit Ihrer großbritannischen Majestät schließen wollte, opferte endlich diese drey Provinzen und das Recht, welches er über die fünf iroquesischen Orte zu haben behauptete, auf.

Die Iroquesen erhalten sich in ihrer Ununterwürfigkeit.

Dieser letztere Artikel nahm uns nichts wirkliches, und gab den Engländern nichts; weil die Orte ihren schon mehr als einmal wider die gegenseitigen Ansprüche ihrer Nachbarn gemachten Widerspruch erneuerten; und sie haben sich auch in dem Besitze ihrer Freyheit und ihrer Unabhängigkeit sehr wohl zu erhalten gewußt. Die Engländer, welche bey ihnen einen Vortheil gefunden, der ihnen die Oberherrschaft über eine Nation verschaffen können, die entschlossen ist, keinen Herrn zu leiden, haben es nicht für dienlich erachtet, sie unter das Joch bringen zu wollen. Sie haben sich in der Folge der Zeit nur damit begnüget, daß sie an dem Ausflusse des Chuguen in den Ontariosee eine Schanze gebauet. Wie aber die Onnontaguer diese Schanze auf ihrem Boden haben errichten gesehen, ohne sich zu widersetzen: so haben wir auch von den Tsonnonthuanern die Erlaubniß erhalten, an der Mündung des Flusses Niagara, beynahe an eben dem Orte, wo der Marquis von Denonville 1686 eine Schanze erbauet hatte, ein gleiches zu thun. Diese Erlaubniß hatten sie den Engländern abgeschlagen, und gesaget, sie wären Herren und könnten bey sich aufnehmen, wen sie beliebten; und sie wollten nicht zwey Völker zugleich da haben, die durch ihre gegenseitige Feindseligkeit den Frieden stöhren würden.

Ansprüche der Engländer auf die Abenaquier.

So verhielt es sich nicht mit den Abenaquiern. Die Engländer, denen es noch mehr am Herzen lag, diese Wilden zu Unterthanen zu haben, als die Iroquesen, bildeten sich ein, sie würden keine Schwierigkeit dabey nach dem utrechter Frieden antreffen, weil sie glaubeten, sie hätten darinnen gute Maaßregeln ergriffen, die Oberherrschaft über ihr Land zu erlangen. Der XIIte Artikel dieses Friedens enthält: der allerchristlichste König trete der Königinn von England auf ewig ganz Acadia oder Neuschottland, nach seinen alten Gränzen, wie auch die Stadt Königshafen, (Portroyal), itzo Annapolis Royale, und überhaupt alles, was von besagten Ländereyen und Inseln dieses Landes abhängt, ab.

Diejenigen, die für Ihre großbritannische Majestät in Neuengland und Acadia regiereten, hatten nichts dringender, so bald sie den Frieden erhielten, als daß sie den Abenaquiern davon Nachricht gaben. Sie glaubeten aber, sie müßten große Klugheit bey Leu-

1713.

ten anwenden, von denen sie wüßten, daß sie ihre Nation nicht liebeten, und deren Tapferkeit sie nur gar zu oft erfahren hatten, als daß sie konnten gereizet werden, sie mit Gewalt unter das Joch bringen zu wollen. Sie hielten es so gar nicht einmal für rathsam, ihnen gleich anfänglich zu melden, daß sie sie als Unterthanen der Krone England ansahen; weil sie überzeuget waren, daß in der Gesinnung, worinnen sie stunden, ein solcher Vortrag sie nur mehr abwendig machen würde.

Ein engländischer Prediger will dieses Volk an sich ziehen.

Der Großstatthalter von Neuengland hielt also dafür, er müßte sie vor allen Dingen von ihren Missionarien abziehen, und sie unvermerkt gewöhnen, mit den Engländern zu leben. In dieser Absicht schickete er den geschicktesten Prediger von Baston nach der Mündung des Kinibequi, daselbst Schule zu halten; und weil er wußte, daß diese Leute die Freundschaft, die man ihren Kindern erweist, überaus wohl aufnehmen: so gab er diesem Lehrer Befehl, seine Schüler auf Kosten der Regierung zu unterhalten, und wies ihm zu dem Ende ein Jahrgeld an, welches nach Verhältniß der Anzahl derjenigen zunehmen sollte, die er vermögen würde, in seine Schule zu kommen.

Der Prediger vergaß nichts, den Absichten seines Generales beyzuspringen. Er suchete die Kinder in ihrem Dorfe auf, schmeichelte ihnen, machete ihnen Geschenke; kurz, er gab sich zween Monate lang viel Mühe, ohne nur ein einziges gewinnen zu können. Er wurde es indessen nicht überdrüßig; er wandte sich an die Väter dieser Kinder, that verschiedene Fragen an sie wegen ihres Glaubens, und auf die Antworten, die sie ihm gaben, machete er die sieben Sacramente, das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen und alle Uebungen der Gottseligkeit, die unter den Katholiken gewöhnlich sind, lächerlich.

Was unter diesem Prediger und dem P. Rasle vorgeht.

Der P. **Sebastian Rasle**, welcher seit vielen Jahren diesen neuen Christen vorstund, glaubete, er müßte sich dem ersten Saamen dieser Verführung widersetzen. Er schrieb an diesen Prediger, und meldete ihm unter andern, seine Neubekehrten wüßten zwar die Wahrheiten zu glauben, welche die katholische Kirche lehrete: sie wüßten aber nicht darüber zu streiten: seine Absicht wäre vermuthlich, da er ihnen Schwierigkeiten vorlegete, worauf sie zu antworten nicht im Stande wären, wie er leicht glauben könnte, daß sie solche ihrem Missionar eröffneten; er ergriffe diese Gelegenheit mit Vergnügen, sich mit einem geschickten Manne zu unterhalten; er ließe ihm die Wahl, solches entweder mündlich oder schriftlich zu thun, und schickete ihm unterdessen einen Aufsatz, den er ihn mit Aufmerksamkeit durchzulesen bäthe.

In diesem Aufsatze, welcher ziemlich lang war, bewies der Missionar aus der heiligen Schrift, der Tradition und theologischen Gründen die Lehren, welche der Prediger durch Scherzworte angegriffen hatte. Zum Beschlusse setzete er hinzu: wenn er mit seinen Beweisen nicht zufrieden wäre, so erwartete er von ihm eine genaue Widerlegung derselben, die sich auf gewisse Grundsätze und nicht auf ungewisse Vernunftschlüsse stützete, noch vielweniger aber auf boshafte Anmerkungen und unanständige Spöttereyen, die weder ihrem Stande, noch der Wichtigkeit der Materien geziemeten, wovon unter ihnen die Frage wäre.

Der erste geht ab.

Zween Tage nach Erhaltung dieses Briefes reisete der Prediger wieder nach Baston, von da er dem P. Rasle eine kurze Antwort zuschickete, die aber so dunkel, und in einem so wenig verständlichen Lateine abgefasset war, daß der Missionar, nachdem er sie verschiedenemale durchgelesen, nichts weiter daraus verstehen konnte, als daß sich der Prediger beklagete, er griffe ihn ohne Ursache an; der bloße Eifer für das Heil der Seelen hätte ihn bewo=

bewogen, die Wilden den Weg zum Himmel zu lehren, und die Beweise, die er ihm entgegen setzete, wären lächerlich und kindisch.

1713-22.

Der P. Rasle antwortete ihm gleich auf der Stelle durch einen Brief, den er ihm nach Baston bringen ließ, auf welchen er aber erst nach zweyen Jahren eine Antwort erhielt. Der Prediger ließ sich in die Sache nicht ein, sondern schrieb ihm nur, er habe einen verdrießlichen und spitzigen Geist; und das wäre ein Merkmaal eines zum Zorne geneigten Gemüthes. So endigte sich der Streit; und dem Missionar war es lieb, daß er den Prediger mit so weniger Mühe vertrieben, und seinen Anschlag, ihm seine Heerde abspänstig zu machen, zernichtet hatte. Da dieser erste Versuch so wenig geglücket: so nahm die Regierung zu Baston zu einer andern List ihre Zuflucht, die aber nicht besser gelang.

Viele Engländer lassen sich an dem Kinibequi nieder.

Ein Engländer bath die Abenaquier um Erlaubniß, an den Ufern ihres Flusses eine Art von Vorrathshause zu erbauen, um daselbst mit ihnen zu handeln, und versprach, seine Waaren um bessern Preis zu verlassen, als sie solche zu Baston selbst kaufeten. Die Wilden, welche einen großen Vortheil bey diesem Vorschlage fanden, willigten darein. Ein anderer Engländer verlangete kurz darauf eben diese Erlaubniß, und both ihnen noch vortheilhaftere Bedingungen an, als der erstere gethan hatte; und sie wurde ihm auch zugestanden. Diese Willfährigkeit der Wilden machete die Engländer dreuste. Sie setzeten sich in ziemlich großer Anzahl längst dem Flusse, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie die Einwilligung der Landeseingebohrnen hätten, oder nicht. Sie baueten daselbst Häuser, sie legeten so gar Schanzen an, wovon einige von Steinen waren.

Die Abenaquier schienen sich nichts daraus zu machen; sie nahmen den Fallstrick nicht wahr, den man ihnen legete, und hatten nur auf die Bequemlichkeit Acht, daß sie bey ihren neuen Gästen alles fanden, was sie wünschen konnten. Endlich aber, da sie sich gleichsam von englischen Wohnungen ganz umringt sahen, so eröffneten sie die Augen und wurden mistrauisch. Sie frageten die Engländer, aus was für Recht sie sich also in ihrem Lande niederließen, und darinnen Schanzen erbaueten? Man antwortete ihnen, der König in Frankreich hätte der Krone England ihr Land abgetreten; und man kann von der Wirkung erst recht urtheilen, welche diese Antwort in ihrem Gemüthe machete, wenn man weis, wie sehr dieses Volk über seine Freyheit und Ununterwürfigkeit hält.

Die Abenaquier behaupten ihre Unabhängigkeit.

Sie antworteten den Engländern nichts, schicketen aber sogleich Abgeordnete an den Marquis von Vaudreuil, um von ihm zu vernehmen, ob es wahr wäre, daß der König in Frankreich ein Land an die Königinn in England gegeben hätte, wovon sie allein Herren zu seyn behaupteten. Der General gab zur Antwort, der utrechter Friede erwähnete ihres Landes nicht; und sie waren zufrieden. Einige Zeit vorher hatte der Großstatthalter von Neuengland ihre Oberhäupter zusammen kommen lassen, um ihnen von dem zwischen den Engländern und Franzosen geschlossenen Frieden Nachricht zu geben; und nachdem er sie ermahnet hatte, in gutem Verständnisse mit ihm zu leben, und alles vorige zu vergessen, so setzete er hinzu, der König in Frankreich hätte der Königinn von England Plaisance und den Königshafen nebst allen daran liegenden Ländern gegeben. Ein Oberhaupt antwortete ihm: der König in Frankreich könnte dasjenige vergeben, was ihm zugehörete: er hätte aber für sich sein Land, worein ihn Gott gesetzet hätte; und so lange noch ein Kind von seiner Völkerschaft da seyn würde, so würde es für dessen Erhaltung streiten. Der engländische General blieb nicht darauf bestehen, sondern beurlaubete die Wilden, nachdem er sie gut bewirthet hatte.

1713-22.

Sie werden von den Engländern berücket.

Diese Art zu verfahren, machete ihnen wieder Muth, und sie dachten nicht weiter, die Engländer zu beunruhigen, welche um den Kinibequi herum wohneten. Sie gewöhneten sich so gar unvermerkt, mit ihnen umzugehen. Eines Tages aber, da sie ihrer zwanzig an der Zahl in einen englischen Wohnplatz gegangen waren, sahen sie sich auf einmal von zweyhundert bewaffneten Mann umringet. **Wir sind des Todes,** rief so gleich einer von ihnen, **aber wir wollen unser Leben theuer verkaufen.** Sie macheten sich in der That fertig, diesen Haufen anzufallen, als die Engländer, welche wußten, wozu diese Wilden fähig sind, wenn sie auf das Aeußerste getrieben werden, ihnen betheuerten, man habe nicht den geringsten Anschlag auf sie, sondern käme nur bloß, sie einzuladen, sie möchten einige von den Ihrigen nach Baston schicken, um sich daselbst mit dem Generalstatthalter wegen der Mittel zur Befestigung des Friedens und des guten Vernehmens unter den beyden Nationen zu unterreden.

Die Wilden glauben leicht, was man ihnen saget, wovon auch die verdrießlichsten Erfahrungen sie nicht haben abbringen können. Diese ernannten auf der Stelle vier Abgeordnete, die sich nach Baston begaben, wo sie sich sehr verwunderten, daß man sie bey ihrer Ankunft als Gefangene anhielt. Kaum hatte man diese Zeitung in ihren Dörfern vernommen, so ließ man sogleich um die Ursache eines so seltenen Verfahrens fragen.

Man antwortete ihnen, man behielte ihre Abgeordnete nicht als Gefangene, sondern als Geisel, und sie sollten gleich losgelassen werden, so bald die Nation die Engländer wegen einiger Stücke schadlos gestellet hätte, welche einige Wilden in ihren Wohnplätzen getödtet, und deren Werth sich auf zweyhundert Pfund Bieber beliefe. Die Abenaquier räumeten die That keinesweges ein; gleichwohl wollten sie nicht, daß man ihnen vorwerfen könnte, sie hätten ihre Brüder wegen einer so geringen Sache verlassen, und bezahleten also die zweyhundert Pfund Bieber.

Sie richteten indessen nicht viel damit aus. Man ließ die Gefangenen nicht los, und wandte verschiedene Ursachen vor, sie zurück zu halten. Indessen befürchtete doch der Großstatthalter endlich, es möchte ihm diese Zurückhaltung einen verdrießlichen Handel zuziehen, und ließ den Abenaquiern eine Unterredung vorschlagen, um alle die Streitigkeiten friedlich beyzulegen. Sie wurde angenommen; man verglich sich wegen des Ortes und des Tages. Die Wilden stelleten sich nebst dem P. Rasle ein; und der P. de la Chasse, welcher diese Gegenden besuchete, wo er lange Missionar gewesen, wollte ihr auch beywohnen: der engländische General aber erschien nicht.

Schreiben an den General in Neuengland.

Die Wilden geriethen darüber in Harnisch, und würden einige Thätlichkeiten verübet haben, wenn man sie nicht abgehalten hätte. Sie ließen daher an den General schreiben. Der P. de la Chasse fassete den Brief ab; und er enthielt: 1. die Abenaquier könnten nicht begreifen, warum man ihre Abgeordneten noch in Fesseln hielte, da man das Wort gegeben, sie loszulassen, so bald die zweyhundert Pfund Bieber bezahlet wären. 2. Hätten sie sich nicht weniger verwundert, zu sehen, daß man mit ihrem Lande nach Belieben verführe, und sich daselbst ohne ihre Genehmhaltung setzete. 3. Sollten alle Engländer sich ehestens daraus wegmachen, und die Gefangenen loslassen, die sie wider alles Völkerrecht behielten. 4. Wenn man in zweenen Monaten keine Antwort auf diesen Brief erhielte, oder wenn er die Wirkung nicht hervorbrächte, die man davon erwartete, so wüßte sich die Nation schon Recht zu verschaffen.

Dieser

Dieser Brief wurde im Heumonate des 1721sten Jahres von einigen Engländern nach Baston gebracht, die statt des Generalstatthalters zu der gedachten Unterredung gekommen waren. Weil die beyden Monate verflossen, ohne daß man von etwas hörete: so schicketen sich die Abenaquier an, ihre Drohungen auszuführen und Gegenbedrückungen zu brauchen. Sie schienen gerecht zu seyn: indessen hielt es doch Vaudreuil für seine Schuldigkeit, sich den Thätlichkeiten zu widersetzen, und er brauchete alle sein Ansehen, sie davon abzuhalten: allein, es währete nicht lange. Die Engländer trieben die Geduld der Abenaquier durch zwo Unternehmungen aufs Aeußerste, die nicht zu entschuldigen waren.

1713-22.

Die erste war die Aufhebung des Barons von St. Castin. Ich habe gesaget, der Vater dieses Barones habe eine Abenaquierinn geheirathet; der junge Baron gehörete also von mütterlicher Seite zu dieser Nation. Er hatte stets bey seinen mütterlichen Anverwandten gelebet, die er allein kannte; und er herrschete als König in ihrem Lande nach dem Verluste von Acadien. Außerdem war er seinem Vater in der allgemeinen Befehlshaberstelle gefolget, welche dieses ganze Volk demselben aufgetragen, als er sich mit ihnen verschwägert hatte. In dieser Würde hatte er sich bey der von dem Großstatthalter in Neuengland vorgeschlagenen Unterredung mit eingefunden.

Die Engländer heben den Baron von St. Castin auf.

Die Engländer macheten ihm ein Verbrechen daraus. Sie schicketen ein Fahrzeug nach dem Orte seines Sitzes ab, welcher am Ufer des Meeres war; und der Hauptmann, welcher die Vorsicht gebrauchet, nur zwey bis drey Mann auf dem Verdecke sich sehen zu lassen, ließ ihn einladen, sich bey ihm zu erfrischen, so bald er Anker geworfen hatte. Der Baron, welcher keine Ursache hatte, ein Mistrauen in diesen Officier zu setzen, den er besonders kannte, begab sich allein zu ihm; und so bald er da war, gieng der Hauptmann unter Segel und führete ihn im Christmonate 1721 mit sich nach Baston. Hier wurde er als ein Missethäter angesehen und befraget. Unter andern fragete man ihn, warum und in was für Würde er zu der Unterredung gekommen, die zwischen dem Generalstatthalter und den Abenaquiern angestellet worden; ob ihn nicht der Marquis von Vaudreuil dazu abgeordnet, und was die Soldatenkleidung bedeutete, die er trüge?

Er antwortete: er wäre von mütterlicher Seite ein Abenaquier; er hätte seine ganze Lebenszeit unter diesen Wilden zugebracht; sie hätten ihn zum Haupte und Generalbefehlshaber ihrer ganzen Nation bestellet, und in dieser Würde hätte er geglaubet, nicht Umgang haben zu können, sich bey einer Versammlung einzufinden, wo man von den Angelegenheiten und dem Besten seiner Brüder handeln sollte; er hätte keinen Befehl von dem Generalstatthalter in Neufrankreich gehabt; und das Kleid, das er trüge, wäre nicht so wohl eine Montur, als vielmehr eine seiner Geburt und seinem Stande anständige Kleidung, indem er die Ehre hätte, ein Officier unter den Truppen seiner allerchristlichsten Majestät, seines Herrn zu seyn.

Indessen schrieb Vaudreuil, da er die Aufhebung dieses Befehlshabers vernommen, an den Generalstatthalter in Neuengland, beschwerete sich darüber und forderte den Baron zurück. Er bekam keine Antwort. Nach Verlaufe von fünf Monaten aber wurde der Gefangene in Freyheit gestellet. Er gieng nicht lange darauf nach Frankreich, um die Erbschaft seines Vaters in Bearn in Besitz zu nehmen, von da er nicht wieder zurückkam.

Er wird losgelassen.

Das zweyte Unternehmen der Engländer, welches die Abenaquier vollends wider sie entrüstete, betraf den P. Rasle, und wurde noch weiter getrieben. Man war zu Baston überzeuget, dieser Pater würde stets ein unüberwindliches Hinderniß bey dem daselbst gefaßten

Sie wollen den P. Rasle aufheben.

1713 = 22.

faßten Vorsatze seyn, sich nach und nach das ganze Land zu unterwerfen, welches Neuengland von Acadien trennet; weil er dadurch, daß er die Neubekehrten sorgfältig in ihrer Ergebenheit gegen den katholischen Glauben erhielte, die Bande immer fester und fester ziehen würde, die sie mit den Franzosen vereinigten. Anfänglich versucheten sie vielmals, durch Anerbiethungen und die verführerischeten Geschenke die Wilden zu vermögen, daß sie ihn den Engländern auslieferten, oder wenigstens wieder nach Quebec schicketen, und einen von ihren Predigern an seine Stelle annähmen. Endlich entschlossen sie sich, ihn zu überfallen, aufzuheben, und sich vom Halse zu schaffen, es möchte auch kosten was es wollte. Sie setzeten Geld auf seinen Kopf und versprachen demjenigen tausend Pfund Sterlinge, der ihnen solchen brächte.

Da alles dieses vergebens war: so glaubeten sie, endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich zu Ende des Jenners 1722 seiner Person zu bemächtigen. Sie vernahmen, daß er in dem Dorfe Narantsuak mit einer kleinen Anzahl Greise und Kranken geblieben war, da unterdessen die andern auf die Jagd gegangen; und schicketen also zweyhundert Mann dahin. Zum Glücke wurden solcher zwey junge Leute gewahr, die am Ufer des Meeres jageten, als sie in den Fluß Kinibequi giengen. Sie muthmaßeten ihre Absicht, und liefen zu Lande, den P. Rasle zu warnen, er möchte auf seiner Hut stehen, und die Alten sich in die Gehölze flüchten.

Der Missionar glaubete, er müßte erst die geweiheten Hostien austheilen, die in seiner Capelle waren, und die heiligen Gefäße und den Kirchenschmuck in Sicherheit bringen, worauf er seinen Wilden nachfolgen wollte, die er hatte voraus in den Wald gehen lassen. Die Engländer kamen noch eben den Abend in dem Dorfe an; und weil sie denjenigen nicht darinnen gefunden, den sie sucheten, so folgeten sie ihm den andern Morgen dahin, wohin er geflohen war. Sie waren nur noch einen Flintenschuß weit von ihm, als man sie wahrnahm, und der Pater war eben angekleidet, Messe zu halten, wenn man einigen Berichten glaubet.

Alles, was er thun konnte, war, daß er weiter in das Gehölze gieng Weil er aber nicht Zeit hatte, seine Sachen zusammen zu nehmen, und er auch nicht geschwind gieng, indem er vor einigen Jahren das Bein gebrochen: so konnte er nichts anders thun, als daß er sich hinter einen Baum versteckete. Die Engländer liefen auf verschiedene von den Wilden gemachete Fußstege, und waren nicht über acht Schritte von dem Baume, welcher ihren Raub bedeckete, als sie gleichsam von einer unsichtbaren Hand zurück getrieben wurden, und ihren Weg wieder nach dem Dorfe nahmen, wo sie die Kirche und das Haus des Missionars plünderten. Sie ließen ihn also ohne Lebensmittel, und er litt großen Mangel an allem, bis die Jesuiten zu Quebec von der äußersten Noth, worein er gebracht worden, Nachricht erhielten, und Zeit hatten, ihm alles, was er brauchete, zu verschaffen.

Die Abenaquier kündigen ihnen den Krieg an.

Diese wiederholeten die Angriffe, ließen die Abenaquier urtheilen, sie hätten mit den Engländern keinen Vergleich zu hoffen, und es wäre Zeit, den Frieden in einem guten Kriege zu suchen. So bald sie von der Jagd zurückkamen, und ihr Feld besäet hatten, fasseten sie den Entschluß, die engländischen Wohnplätze am Kinibequi zu zerstöhren, und aus ihren Dörfern ein unruhiges Volk zu verjagen, welches ihnen offenbar nach ihrer Freyheit stund. Sie schicketen zu allen ihren Brüdern und Bundesgenossen, um sie zu vermögen, daß sie ihnen bey der Nothwendigkeit, worinnen sie sich befänden, wider die Gewalt zu vertheidigen, die Hand böthen; und diese Abschickungen hatten allen erwünschten Erfolg.

Man

Man sang den Krieg bey den Huronen zu Loretto und in allen abenaquischen Flecken, und der Sammelplatz der Krieger war zu Narantsuak angewiesen.

1713-22.

Es war schon einige Mannschaft abgegangen, welche den Fluß hinunter bis ins Meer gefahren, und drey kleine feindliche Fahrzeuge weggenommen hatte, die es daselbst antraf. Sie kam darauf, den Fluß wieder herauf, plünderte und brannte alle engländische Wohnplätze weg, ohne jedoch den Einwohnern im geringsten Gewalt zu thun. Sie ließ ihnen so gar die Freyheit, hinzugehen, wohin sie wollten, außer fünf Personen, die als Geisel behalten wurden, für die abenaquischen Abgeordneten zu stehen, die man noch stets zu Baston gefangen hielt. Einige Zeit darnach da eine engländische Partey sechszehn Wilde in einer Insel überfallen hatte, wo sie eingeschlafen waren, schoß sie auf solche, wovon ihrer fünfe getödtet und eben so viele verwundet wurden.

Sie führen solchen mit gutem Erfolge.

Da der Krieg also zwischen beyden Nationen entglommen war, so lagen die Einwohner zu Narantsuak dem P. Rasle an, sich auf einige Zeit nach Quebec zu begeben, und stelleten ihm vor, das geringste, was ihm begegnen könnte, wenn er in der Engländer Hände fiele, wäre, daß er seine übrige Lebenszeit in einem harten Gefängnisse zubringen müßte. Er antwortete ihnen, er fürchtete sich vor den Drohungen derjenigen nicht, die ihn nur wegen seines Eifers für das Heil der Seelen seiner Gemeine hasseten, und setzete diese Worte des Apostels hinzu: (Ap. Gesch. XX, 24.) „Ich achte der keines; ich halte mein Leben „auch selbst nicht theuer, auf daß ich mit Freuden meinen Lauf und das Amt vollende, das „ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, das Evangelium von der Gnade Gottes „zu bezeugen.„

Der P. Rasle will nicht nach Quebec gehen.

Was die Wilden vorausgesehen hatten, das geschah. Die Engländer schienen nur Krieg zu führen, um eines Menschen loszuwerden, dem sie es allein zuschrieben, daß sich die Abenaquier widersetzeten, sich ihnen zu unterwerfen. Da sie nun verzweifelten, ihn durch List zu bekommen: so entschlossen sie sich, Gewalt dazu zu brauchen. Den 23sten des Augusts 1724 marschireten eilfhundert Mann, theils Engländer, theils Wilde nach Narantsuak. Das dicke Gesträuch, womit dieses Dorf umringt war, und die wenige Vorsicht der Einwohner, sich vor einem unvermutheten Ueberfalle zu sichern, waren Ursache, daß man sie nicht eher wahrnahm, als in dem Augenblicke, da sie ein allgemeines Feuer aus ihren Flinten macheten, wovon alle Cabannen durchlöchert wurden.

Er wird getödtet.

Es waren damals nur funfzig Krieger in dem Flecken. Diese ergriffen die Waffen, nicht um den Platz wider einen Feind zu vertheidigen, der schon darinnen war, sondern die Flucht der Weiber, Greise und Kinder zu befördern und ihnen Zeit zu schaffen, an die Seite des Flusses zu kommen, die noch nicht von den Engländern besetzet war. Der P. Rasle, welcher durch das Schreyen und Lärmen die Gefahr vernahm, worinnen seine Neubekehrten waren, stellete sich ohne Furcht den Feinden dar, in der Hoffnung, alle ihre Achtsamkeit auf sich zu ziehen, und dadurch das Heil seiner Gemeine mit Gefahr seines Lebens zu verschaffen. Seine Hoffnung war nicht vergebens. Kaum ließ er sich blicken, so erhuben die Engländer ein großes Geschrey, worauf viele Schüsse nach ihm geschahen, wovon er bey einem Kreuze, das er mitten im Dorfe errichtet hatte, todt niederfiel. Sieben Wilden, die ihn begleiteten, und ihm von ihren Leibern einen Wall hatten machen wollen, blieben an seiner Seite.

Also starb dieser Pater, nachdem er sieben und dreyßig Jahre Missionar gewesen. Sein Tod setzete die Wilden in Bestürzung, welche sogleich die Flucht nahmen. Einige schwam-

1713 = 22. schwammen über den Fluß, andere wadeten ihn durch: sie wurden aber stets von dem Feinde verfolget, so lange bis sie tief in das Gehölze gekommen waren, wo sie sich ihrer hundert und funfzig wiederum sammelten. Ob man gleich über zweytausend Schüsse auf sie gethan: so wurden doch ihrer nur dreyßig getödtet und vierzehn verwundet. Da die Engländer keinen Widerstand mehr sahen: so legeten sie sich aufs Plündern und brannten die Cabannen weg. Sie verschoneten der Kirche nicht einmal, sondern entweiheten die heiligen Gefäße und steckten sie in Brand. Darauf zogen sie sich über Hals und Kopf zurück, als ob sie flöhen und von einem leeren Schrecken gerühret wären. Die Wilden giengen so gleich wieder in ihre Dörfer, und unterdessen daß ihre Weiber Kräuter und Pflanzen sucheten, die Verwundeten zu heilen, weineten sie über den Leichnam ihres frommen Missionars.

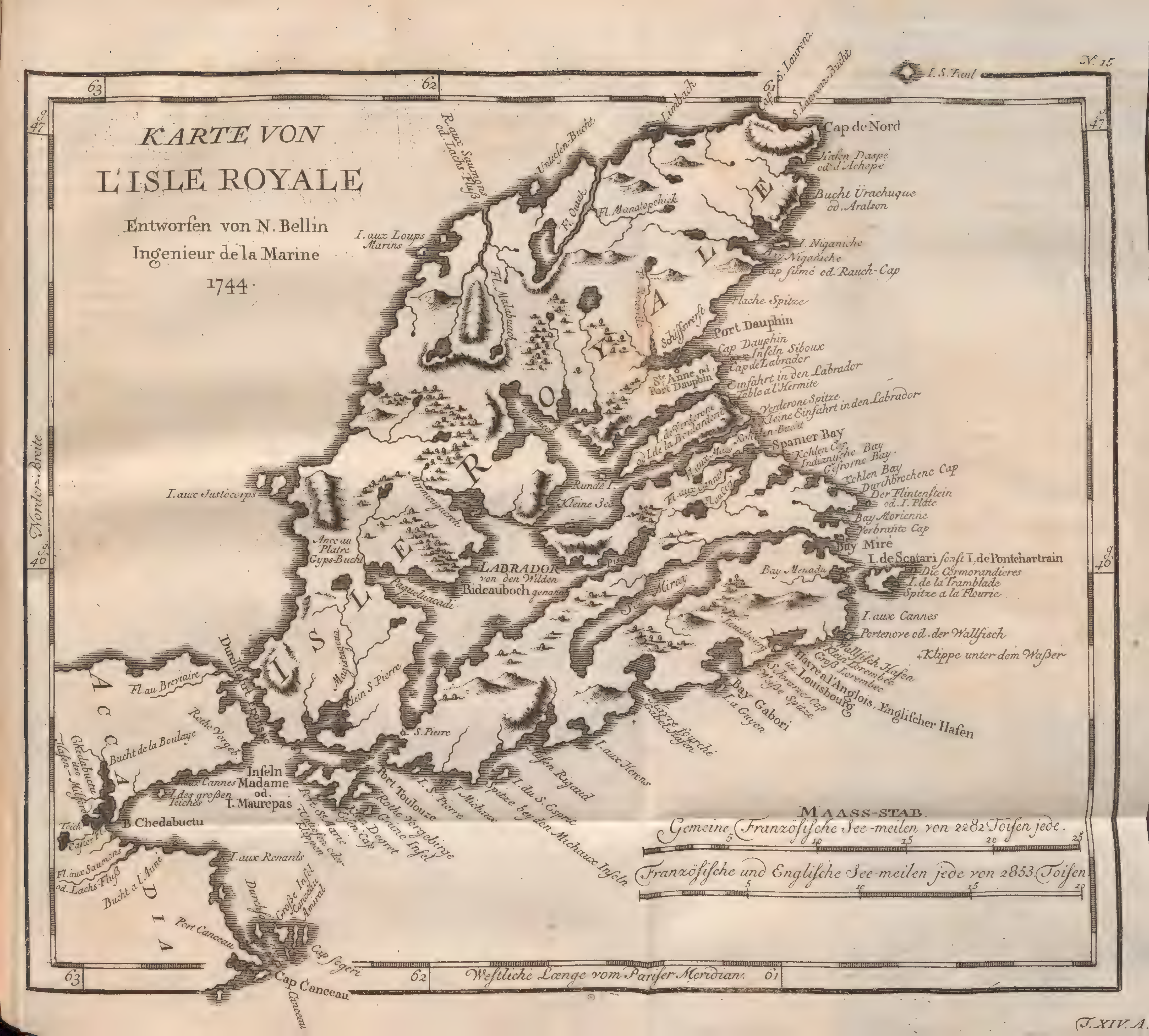
Sie fanden ihn von vielen Wunden zerfleischet, der Haarkopf war ihm abgezogen, der Hirnschädel mit einer Streitaxt eingeschlagen, der Mund und die Augen voller Koth, die Beine zerbrochen und alle Glieder auf hunderterley Art verstümmelt. Nachdem ihn seine Neubekehrten aufgehoben und die theuren Ueberbleibsel eines zärtlich geliebten Vaters vielmal geküsset hatten: so begruben sie ihn an eben dem Orte, wo er den Tag zuvor Messe gehalten hatte, das ist da, wo der Altar gestanden, ehe die Kirche weggebrannt worden.

Sein Lob.

Der P. Rasle war aus einem guten Hause in der Franche Comte, und starb in seinem sieben und sechzigsten Jahre. Er war von einer starken Leibesbeschaffenheit. Das beständige Fasten und die anhaltenden Beschwerlichkeiten aber hatten ihn sehr geschwächet, vornehmlich seit dem Zufalle, der ihm vor neunzehn Jahren begegnet war. Ich habe seine Geduld bey dieser langen und verdrießlichen Krankheit vielmals bewundert; und wir konnten nicht begreifen, wie er eine so grausame Operation hätte ausstehen können, ohne einen einzigen Schrey von sich zu geben. Er konnte fast alle Sprachen, die man in diesem festen Lande redete, und hatte an dem Heile aller Nationen, die es bewohnen, gearbeitet. Drey Jahre vor seinem Tode, da ihm sein Superior vorgestellet, es wäre Zeit, daß er Maaßregeln ergriffe, sich dem Grimme der Engländer zu entziehen, die ihm den Tod geschworen, antwortete er: er hätte seine Maaßregeln schon genommen. Gott hätte ihm diese Heerde anvertrauet: er wollte seinem Schicksale folgen, und sich für glücklich schätzen, sein Leben für solche aufzuopfern. Eben das wiederholete er oftmals seinen Neubekehrten: „Wir haben nur gar zu sehr erfahren, sageten sie nach seinem Tode, daß dieser liebe Mann „aus der Fülle seines Herzens geredet. Wir haben gesehen, wie er dem Tode mit einem „ruhigen Gesichte Troß gebothen, und sich der Wuth der Feinde allein entgegen gestellet, „um uns Zeit zu verschaffen, unser Leben in Sicherheit zu bringen.„ Er wurde in dem Pflanzlande eben so bedauert, als unter den Wilden: man war aber mehr bedacht, seine Seligkeit zu erhöhen, als für ihn zu bethen. Als der P. de la Chasse den Herr Abt von Belmont, Superior des Seminarii zu Montreal, vermöge der Gemeinschaft der Gebethe unter diesen Herren und den Jesuiten, um die Kirchengebethe für ihn ersuchet hatte: so antwortete ihm dieser ehrwürdige Greis nur mit Augustins Worten: Man thut einem Märtyrer Unrecht, wenn man für ihn bethet.

Die Wilden werden in Ruhe gelassen.

Der Krieg dauerte noch eine Zeitlang unter den Wilden und Engländern, und stets zum Nachtheile dieser letztern, die durch ihre Feindseligkeiten nichts weiter gewannen, als daß sie den Widerwillen unüberwindlich macheten, welchen jene stets gegen sie gehabt hatten; und die Engländer wurden endlich gezwungen, sie in Ruhe zu lassen. Frankreich hatte sich in diesen Zwist nicht gemenget, um nicht den geringsten Vorwand zu geben, daß es



N. 15
KARTE VON
L'ISLE ROYALE
Entworfen von N. Bellin
Ingenieur de la Marine
1744.
Norder-Breite
Westliche Længe vom Pariser Meridian.
MAASS-STAB.
Gemeine Französische See-meilen von 2282 Toisen jede.
Französische und Englische See-meilen jede von 2853 Toisen
Cap de Nord
I. S. Paul
Port Dauphin
Spanier Bay
Bay Mire
I. de Scatari sonst I. de Pontchartrain
LABRADOR
von den Wilden
Bideauboch genannt
Louisbourg
Englischer Hafen
Bay Gabori
Port Toulouze
Inseln Madame od. I. Maurepas
B. Chedabuctu
Cap Canceau
Port Canceau
I. aux Justocorps
I. aux Loups Marins
Klippe unter dem Waßer
T. XIV. A.

und die Engländer wurden endlich gezwungen, sie in Ruhe zu lassen. Frankreich hatte sich in diesen Zwist nicht gemenget, um nicht den geringsten Vorwand zu geben, daß es

das

das gute Vernehmen gebrochen, welches so viel gekostet hatte, unter den beyden Kronen wieder herzustellen. Man hörete so gar auf, an den beyden Höfen wegen der Einrichtung der Gränzen zu unterhandeln, obgleich seit dem 1719ten Jahre von beyden Seiten Commissarien dazu ernennet worden. Man hat alle Ursache, zu glauben, daß man das Verfahren der Engländer, die den P. Rasle getödtet, nicht gebilliget hat, weil man von französischer Seite keine Rache oder Genugthuung deswegen gesuchet.

1713-22.

Beschreibung der Insel Cap-Breton.

Indessen hatte Frankreich durch die Abtretung von Acadien und Plaisance an die Engländer keinen andern Ort weiter zum Stockfischfange, oder wenigstens zum Trocknen desselben, als die Insel Cap Breton, die heutiges Tages nur unter dem Namen der königlichen Insel (Isle Royale) bekannt ist. Diese Insel liegt zwischen dem fünf und vierzigsten und sieben und vierzigsten Grade Norderbreite, und machet mit der Insel Neuland, wovon sie nur funfzehn bis sechszehn Meilen entfernet ist, die Einfahrt in den Busen St. Lorenz. Die Straße, die sie von Acadia absondert, ist nur fünf gemeine französische Seemeilen lang und eine breit, und heißt die **Fronsacstraße**. Ihre Länge von Nordost gen Südwest ist nicht volle funfzig Seemeilen, und ihre größte Breite von Ost gegen West nicht über drey und dreyßig. Ihre Gestalt ist sehr unregelmäßig, und sie ist von Seen und Flüssen dergestalt durchschnitten, daß die beyden vornehmsten Theile nur durch eine Erdenge von ungefähr achthundert Schritte breit zusammen hängen, welche das Ende des Hafens **Toulouse** von vielen Seen absondert, die man **Labrador** nennet. Diese Seen ergießen sich gegen Osten durch zween Canäle von ungleicher Breite in das Meer, welche von der Insel **Verderonne** oder **la Boularderie**, die sieben bis acht Meilen lang ist, gebildet werden.

Ihre Beschaffenheit.

Die Himmelsluft in dieser Insel ist mit der zu Quebec beynahe einerley; und obgleich die Nebel daselbst häufiger sind, so beklaget man sich doch nicht, daß die Luft ungesund sey. Der Boden ist nicht durchgehends gut; indessen trägt er doch Bäume von allerhand Art. Man sieht allda Eichen von einer ungeheuren Größe, Fichten, die gut zu Mastbäumen sind, und allerhand Zimmerholz. Die gemeinsten Bäume außer den Eichen sind Cedern, Eschen, Ahornen, Maßholdern und Espen. Die Früchte und vornehmlich die Aepfel, die Hülsenfrüchte, Weizen, und alles andere zum Leben nöthige Korn, der Hanf und Flachs sind daselbst nicht in solchem Ueberflusse, noch von so guter Beschaffenheit, als in Canada. Man hat angemerket, daß die Berge daselbst bis an die Spitze können bebauet werden; daß die guten Felder gegen Mittag abhängen, und vor den Nord- und Nordwestwinden durch Gebirge bedecket sind, die sie an der Seite des Lorenzflusses umgeben.

Ihr Reichthum.

Alle Hausthiere, Pferde, Ochsen, Schweine, Schafe, Ziegen und Flügelwerk finden daselbst überflüßig zu leben. Die Jagd und Fischerey können die Einwohner ein gut Theil des Jahres ernähren. Diese Insel hat viele reiche Gruben von Steinkohlen in dem Gebirge, und folglich darf man weder tief graben noch das Wasser ableiten, wie in Auvergne, um die Steinkohlen heraus zu bringen. Man findet daselbst auch Gyps. Man behauptet, es fände sich kein Ort in der Welt, wo man mehr Stockfisch finge; und wo man mehr Bequemlichkeit habe, solchen zu trocknen. Ehemals war dieses Eyland voller roth Wildpret, itzo aber ist es sehr selten, vornehmlich die Elendsthiere. Die Rebhühner sind daselbst fast so groß, als die Fasanen, und kommen ihnen auch den Federn nach sehr gleich.

Endlich

1713. Endlich so kann man daselbst sehr bequem Seewölfe, Meerschweine und Seekühe fangen, deren es überaus viele allda giebt.

Ihre Häfen. Alle ihre Häfen sind gegen Osten offen, wenn man sich bis gegen Süden in einem Raume von fünf und funfzig Meilen wendet, und vom Dauphinshafen anfängt bis nach dem Toulousehafen, welcher fast an dem Eingange in die Fronsacstraße liegt. Sonst hat man überall Mühe, einige Ankerplätze für kleine Fahrzeuge in den Buchten oder zwischen den Eylanden zu finden. Die ganze Nordküste ist sehr hoch und fast unzugänglich, und man kann auch an der Westküste bis nach der Fronsacstraße nicht leichtlich anländen. Wenn man aus dieser Straße heraus kömmt, so findet man anfänglich den Toulousehafen, der vordem unter dem Namen **St. Petershafen** bekannt war. Er ist eigentlich zwischen einer Art vom Busen, den man den **kleinen St. Peter** nennet, und den **St. Petersinseln**, den **Inseln Madame** oder **Maurepas** gegen über. Von da trifft man nach Südost zu die **Gaboriebay** an, deren Eingang, welcher ungefähr zwanzig Meilen von den Petersinseln ist, eine Meile Breite zwischen den Inseln und Felsen hat. Man kann sehr nahe an alle die Inseln hinan kommen, wovon einige anderthalb Meilen weit in die See hinaus gehen. Diese Bay hat zwo Meilen in der Tiefe, und der Ankergrund ist sehr gut.

Der Hafen **Ludwigsburg**, sonst der **englische Hafen**, ist nur eine gute Seemeile davon entfernet. Er ist einer von den schönsten in America, hat beynahe vier Seemeilen im Umfange, und man findet darinnen überall sechs bis sieben Faden Wasser. Der Ankergrund ist gut, und man kann daselbst auf den Strand laufen, ohne die Schiffe in Gefahr zu setzen. Seine Einfahrt ist zwischen zwoen kleinen Inseln, nicht zweyhundert Toisen breit, und man erkennet ihn zwölf Meilen weit in der See an dem Vorgebirge **Lorembec**, welches gegen Nordost nicht weit davon entfernet ist. Zwo Meilen höher ist der **Wallfischhafen**, dessen Einfahrt, wegen verschiedener Klippen, schwer ist, die das Meer bedecket, wenn es wallet. Es können nur Fahrzeuge von dreyhundert Tonnen einlaufen. Sie sind daselbst aber in völliger Sicherheit. Es sind nicht zwo Meilen davon bis an die Bay **Panadu** oder **Menadu**, deren Einfahrt ungefähr eine Meile breit ist, und zwo Meilen in der Tiefe hat. Beynahe gerade gegen über ist die Insel Scatari, sonst **klein Cap Breton** genannt, welche über zwo Seemeilen lang ist. Die **Mirebay** ist nur durch eine sehr schmale Erdzunge davon abgesondert. Ihre Einfahrt ist auch beynahe zwo Seemeilen breit und achte tief. Sie verengert sich nach dem Maaße, wie man weiter hineinfährt, und es ergießen sich viele Bäche oder kleine Flüsse in denselben. Die großen Fahrzeuge können bis auf sechs Seemeilen hinauf fahren und gute Ankerplätze mit Sicherheit vor dem Winde antreffen. Außer der Insel Scatari giebt es viele andere kleinere und Klippen, die das Meer niemals bedecket, und man von weitem wahrnimmt. Die stärkste von diesen Klippen heißt **der Forillon**. Die Bay **Morienne** ist darüber von der **Mirebay** durch das **verbrannte Vorgebirge** abgesondert; und ein wenig höher ist die **platte Insel** oder **Flintensteininsel**, gerade unter dem sechs und vierzigsten Grade acht Minuten Breite. Zwischen allen diesen Inseln und Klippen giebt es gute Bedeckungen und Sicherheitsörter, und man kann sich ihnen ohne Furcht nähern.

Wenn man von da drey Seemeilen höher gegen Nordwest hinauffährt: so findet man **den Indianer**, welches ein guter Hafen ist, allein, nur für kleine Schiffe. Von dem Indianer bis an die **Spanierbay** hat man zwo Meilen. Diese Bay ist ein sehr schöner Hafen. Seine Einfahrt ist nur tausend Schritte breit: sie erweitert sich aber immer

PLAN DU PORT ET VILLE DE LOUISBOURG dans l'Isle Royale.

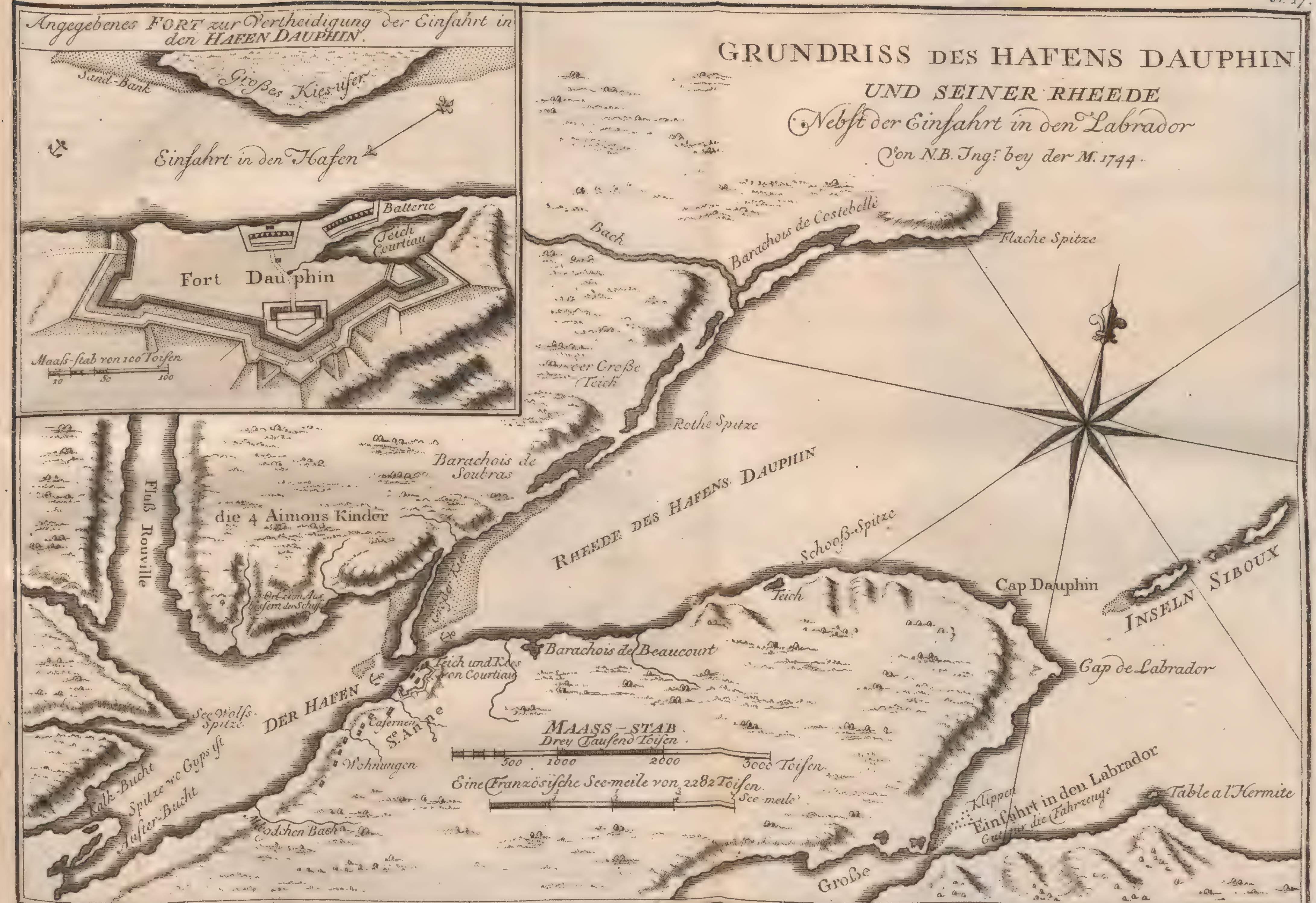
A. Ville de Louisbourg,
B. Cazernes,
C. Etang qui sert de Port pendant l'Hiver aux batteaux de pêche.
D. Echafaux sur les quels on pare et sale la morüe pour les faire ens.te secher,
E. Batterie de 20. Canons.
F. Batterie de 30. Canons,
G. Batterie de 40. Canons,
H. Batt.e de 8. Canons pour défendre la précédente.
J. Batterie de 24. Canons,
K. Batt.e de 15. Canons,
L. Batterie de 40. Canons,
M. Batt.e de 15. Canons,
N. Habitations.
O. Autre Aigade,
P. Ruisseaux ou l'on peut faire de l'Eau.
Q. Etang,
R. Grande Grave,
S. Rocher sous l'Eau,
T. Ance où l'on peut carener.



GRUNDRISS des HAFENS und der STADT LOUISBOURG oder LUDWIGSBURG auf der Koenigs-Insel.

A. Stadt Ludwigsburg.
B. Casernen
C. Teich, welcher den Schifferfahrzeugen zum Hafen den Winter über dienet.
D. Gerüste, auf denen man den frischen Stockfisch zurichtet und salzet, um ihn hernach trocknen zu lassen.
E. Batterie von 20. Canonen.
F. Batterie von 30. Canonen.
G. Batterie von 40. Canonen.
H. Batterie von 8. Canonen, um die vorhergehende zu vertheidigen.
J. Batterie von 24. Canonen.
K. Batterie von 15. Canonen.
L. Batterie von 40. Canonen.
M. Batterie von 15. Canonen.
N. Wohnungen.
O. Anderer Wasserplatz.
P. Bæche, wo man Wasser einnehmen kann.
Q. Teich.
R. Grosses Kieswerder.
S. Bucht, wo man anlegen kann.
T. Klippe unter dem Wasser.

N. 17.



GRUNDRISS DES HAFENS DAUPHIN
UND SEINER RHEEDE
Nebst der Einfahrt in den Labrador
Von N.B. Ingr. bey der M. 1744.
Angegebenes FORT zur Vertheidigung der Einfahrt in den HAFEN DAUPHIN.
Sand-Bank
Großes Kies-ufer
Einfahrt in den Hafen
Batterie
Teich Courtiau
Fort Dauphin
Maass-stab von 100 Toisen
10
50
100
Bach
Barachois de Costebelle
Flache Spitze
der Große Teich
Rothe Spitze
Barachois de Soubras
RHEEDE DES HAFENS DAUPHIN
Fluß Rouville
die 4 Aimons Kinder
Schooß-Spitze
Teich
Cap Dauphin
INSELN SIBOUX
Barachois de Beaucourt
Teich und Kies von Courtiau
Cap de Labrador
See Wolfs-Spitze
DER HAFEN
Casernen
St. Anne
MAASS-STAB
Drey Tausend Toisen
500
1000
2000
3000 Toisen
Wohnungen
Eine Französische See-meile von 2282 Toisen.
1
2
3
See-meile
Kalk-Bucht
Spitze wo Gyps ist
Auster-Bucht
Mädchen Bach
Klippen
Einfahrt in den Labrador
Table a l'Hermite
Große

T. XIV. G.



mer mehr und mehr, je weiter man kömmt; und nach einer Seemeile theilet sie sich in zween Arme, wo man drey Meilen hinauffahren kann. Beyde sind sehr gute Häfen, die man mit geringen Kosten noch besser machen könnte. Von dieser Bay bis zu der kleinen Einfahrt in den **Labrador** sind zwo Meilen; und die Insel, die sie von der großen absondert, hat auch so viele. Labrador ist ein Meerbusen über zwanzig Seemeilen lang und drey bis viere höchstens breit. Man rechnet nur anderthalb Meilen von der großen Einfahrt in den Labrador bis an den **Dauphins-** oder **St. Annenhafen**. Man liegt in aller Sicherheit zwischen den Inseln Cibu geräumig vor Anker. Eine Erdzunge verschließt den Hafen fast ganz, und läßt nur eine Fahrt für ein Schiff hinein. Der Hafen hat zwo Seemeilen im Umfange; und die Schiffe merken wegen der Höhe des Landes und der Gebirge, die sie umgeben, die Winde kaum. Ueber dieses können sie so nahe ans Ufer kommen, als sie wollen. Da alle diese Häfen so nahe bey einander sind: so würde es leicht seyn, von einem zum andern Wege zu Lande zu machen. Nichts würde vortheilhafter für die Einwohner seyn, als dergleichen Gemeinschaften, die ihnen im Winter die Mühe ersparen würden, zur See zu reisen.

1713.

Anschläge, sich daselbst zu setzen.

So lange Frankreich Acadien und die mittägliche Küste von Neuland besessen hat, hat man sich wenig aus dieser Insel gemacht. Die Herren Raudot nahmen am ersten wahr, daß sie nicht gänzlich zu verachten wäre. Sie unternahmen so gar, das Ministerium in Ansehung Neufrankreichs besonders aufmerksam darauf zu machen; und im 1706 Jahre schicketen sie eine Nachricht an den Hof, deren Inhalt man um so viel lieber allhier sehen wird, weil er den Zustand sehr gut erkläret, worinnen sich damals dieses Pflanzland befand. Ich glaube so gar, behaupten zu können, daß, wenn diese Nachricht nicht alle diejenigen, welche diese Geschichte lesen werden, von dem Vorzuge überredet, den man der königlichen Insel vor Acadia giebt, sie doch wenigstens einsehen werden, daß, nach der Abtretung dieses Landes und des Hafens Plaisance an England, ein fester Sitz auf dieser Insel unumgänglich nöthig war.

Die beyden Intendanten setzen anfänglich voraus, die vornehmste und fast die einzige Absicht, die man wirklich in Canada gehabt, wäre der Pelzhandel, vornehmlich mit Biebern, gewesen. Dieses ist aber nur von Privatpersonen wahr. Allein, sie bemerken auch sehr wohl, man hätte voraus sehen müssen, daß mit der Zeit die Bieber entweder abnehmen, oder sehr gemein werden, und folglich nicht hinreichen würden, ein Pflanzland von dieser Wichtigkeit zu unterhalten. Es ist auch wirklich in diese letztere Unbequemlichkeit gerathen, und der Ueberfluß an Biebern hat es zu Grunde gerichtet. Hierum bekümmerten sich die Privatpersonen nicht, die keine andere Absicht hatten, als in kurzer Zeit reich zu werden. Es war ihnen nicht viel daran gelegen, was aus Neufrankreich werden würde, wenn sie nur so viel aus dem Lande gezogen, daß sie in dem alten Frankreich bequem leben konnten.

Sie merken darauf an, daß der Bieberhandel stets nur einer sehr eingeschränkten Anzahl Einwohner hat Unterhalt verschaffen können; daß der Gebrauch dieser Waare niemals allgemein genug werden könnte, ein ganzes Pflanzland zu unterhalten und zu bereichern, und daß, wenn der Abgang auch sicher wäre, man doch nicht die obgedachte Beschwerlichkeit vermeiden würde, als damit man in die erstere fiele: die Einwohner hätten sich, aus Mangel dieser Beobachtung fast einzig und allein auf diesen Handel geleget, als wenn sie gewiß gewußt hätten, daß die Bieber eben so bald wieder da wären, als die Stock-

1717. Stockfische im Meere, und daß der Abgang ihrer Häute dem Abgange dieses Fisches gleich kommen würde. Ihre vornehmste Beschäfftigung also ist gewesen, die Gehölze und Seen zu durchstreichen, um Pelzwerk zu suchen. Diese langen und häufigen Reisen haben sie zu einem Leben voller Müßiggang gewöhnet, welches sie schwerlich verlassen können; obgleich ihr Herumstreifen ihnen fast nichts einbringt, weil der Bieber so wenig gilt. Die Engländer, fahren sie fort, haben es ganz anders gemacht. Sie haben sich nicht damit abgegeben, daß sie so weit von Hause gegangen. Sie haben ihr Land gebauet; sie haben Manufacturen angeleget; sie haben Glashütten errichtet; sie haben Eisenwerke aufgethan; sie haben Schiffe gebauet, und den Pelzhandel nur bloß als ein Nebenwerk betrachtet, worauf man nicht viel rechnen dürfe.

Es ist wahr, die Noth hat den Canadiern endlich die Augen eröffnet. Sie haben sich gezwungen gesehen, Flachs und Hanf zu bauen, um Leinwand und schlechte Droguete aus der Wolle von ihren alten Kleidern, mit leinenen Fäden vermischet, zu machen. Allein, die lange Gewohnheit, nichts zu thun, die sie sich zugezogen hatten, erlaubete ihnen nicht, ganz aus dem Elende zu kommen. Sie haben alle zusammen, die Wahrheit zu sagen, Korn und Vieh genug, zu leben: viele aber haben nicht, womit sie sich bedecken können, und sind verbunden, sich den Winter über, welcher sehr lang und rauh ist, mit einigen Ziegenfellen zu bedecken.

Indessen wendet doch der König jährlich hunderttausend Thaler auf dieses Pflanzland. Das Pelzwerk trägt ungefähr zweyhundert und achtzigtausend Livres, das Oel und andere kleine Waaren tragen zwanzigtausend Livres, die Jahrgelder aus dem königlichen Schatze an Privatpersonen und die Einkünfte, die der Bischof und die Seminarien in Frankreich haben, belaufen sich auf funfzigtausend Franken. Ganz Neufrankreich hat also zusammen sechshundert und funfzigtausend Livres, worauf alles bey ihr ankömmt; mit dieser Summe kann es nur seinen Handel treiben; und es ist augenscheinlich, daß er nicht ansehnlich genug seyn kann, eine Colonie von zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Seelen davon leben zu lassen, und dasjenige zu schaffen, was sie aus Frankreich holen muß.

Ihre Sachen stunden ehemals auf einem bessern Fuße. Der König ließ mehr darinnen aufgehen. Sie schickete beynahe für eine Million Bieber nach Frankreich, und war nicht so bevölkert. Sie hat aber stets mehr von da gezogen, als sie im Stande war, zu bezahlen. Dieses hat sie bey den Kaufleuten um ihren Credit gebracht, die heute zu Tage nicht mehr geneigt sind, den Kaufleuten in Canada ohne Wechselbriefe oder gute Versicherung Waaren zu schicken. Hieraus und aus der Geringschätzigkeit, worein der Bieber gerathen, folget, daß alles Geld aus Canada nach Frankreich habe gehen müssen, um von da Waaren zu holen; so daß es eine Zeit gegeben, wo vielleicht nicht tausend Thaler gemünztes Geld im Lande gewesen. Man half dem Mangel durch eine Kartenmünze ab, und ich habe in meinem Tagebuche von solcher, von deren Vortheilen, ihren Unbequemlichkeiten und denen Ursachen, die man gehabt, sie zu unterdrücken, geredet.

Nachdem die Herren Raudot also den Zustand vorgestellet haben, worinnen sich Neufrankreich bis 1706 in Ansehung seines Handels und seines Vermögens befunden: so stellen sie auch die Mittel vor, die sie erfunden haben, solches blühender zu machen. Dieses Pflanzland, sagen sie, könnte mit seinen Gütern einen Handel führen, der es bereichern würde. Diese Güter sind Pökelfleisch, Mastbäume, Bretter, Pohlen, Bauholz, Theer,

Theer, Pech, Thran von Wallfischen, Seewölfen und Meerschweinen, Stockfisch, Hanf und Flachs; man könnte noch Eisen und Kupfer hinzu setzen. Es kömmt nur darauf an, daß man einen Ausweg mit dem allen findet, und die Arbeitsleute nicht so theuer bezahlen darf.

1755.

Die Schwierigkeit dieses letzten Artikels kömmt von dem Müßiggange der Einwohner und von der Theurung der französischen Waaren her. In der Zeit, da am wenigsten zu thun ist, will der Arbeitsmann fünf und zwanzig Sols den Tag gewinnen; weil er sonst mehr Kleider verbrauchet, wenn er arbeitet, als er verdienen könnte. Anderer Seits gelten die Waaren in Canada noch einmal so viel, als in Frankreich. Das scheint übertrieben zu seyn. Allein, wenn man die Versicherungen, fünf und zwanzig vom Hundert, welche nur zu Kriegeszeiten, wenigstens so hoch, statt haben, die Commissionsgebühren, die Fracht, die zuweilen über vierzig Thaler von der Tonne ist, den Vorschuß, die Zinsen, die man den Commissionarien bezahlen muß und stark sind, wenn die Wechselbriefe nicht zu ihrer Verfallzeit bezahlet werden, welches oftmals geschieht, und den Umsatz zu Paris, rechnet: so wird man finden, daß der Kaufmann nicht viel gewinnt. In der That giebt es auch keine reiche Leute in dem Lande.

Es kömmt also darauf an, um der Pflanzstadt Canada aufzuhelfen, daß man einem jeden, nach seiner Geschicklichkeit, etwas zu thun giebt, und alle Privatpersonen durch Verminderung des Preises der Waaren in den Stand setzet, sich zu unterhalten. Nun scheint es, man könne dazu gelangen, wenn man ihnen einen Ort zeigete, wohin sie ihre Güter bequem und mit wenigen Kosten verführen, und die französischen Waaren mit sich zurücknehmen könnten. Dadurch würden sie ein Theil der Fracht von beyden gewinnen, und diejenigen Einwohner, die itzo müßig gehen, oder in den Gehölzen herumstreichen, würden sich mit der Schifffahrt beschäfftigen.

Allein, fragen die beyden Intendanten, würde dieses Mittel auch Frankreich schädlich seyn, indem es ihm einen Theil des Gewinnstes von den Waaren entzöge? Nein, versetzen sie, weil die Fracht, welche der Einwohner in Neufrankreich gewinnen wird, Frankreich gleich wieder zu Gute kömmt, indem es eine größere Menge Waaren absetzet. Diejenigen z. B. welche nichts thun und sich mit Ziegenfellen bedecken, werden Mittel haben, so bald sie beschäfftiget sind, sich in französische Zeuge zu kleiden. Nun könnte man aber keinen bequemern Ort dazu finden, als die Insel Cap Breton.

Man darf nicht einwenden, wenn diese Insel einen Theil von denen Gütern, die ihr Frankreich geben kann, aus Canada zöge, so würde dem Handel dieses Königreiches so viel dadurch abgehen. Denn erstlich, so widerleget die auf vorhergehenden Einwurf gegebene Antwort auch diesen; weil der Vortheil, welchen Canada von diesem Handel wird erhalten können, stets wieder zum Vortheile des Königreiches gereichen wird. Denn Neufrankreich kann vieler Waaren des alten nicht Umgang haben. Es wird also eine größere Anzahl derselben daraus ziehen, und sie mit dem Gelde bezahlen, welches ihm Cap Breton für seine Güter geben wird. Zum andern, so würde es auch kein großes Uebel für Frankreich seyn, wenn nicht so viel Getreyde, noch andere Sachen, hinausgiengen, die zum Lebensunterhalte dienen, weil, je wohlfeiler die Lebensmittel seyn werden, desto mehr Arbeiter es zu seinen Manufacturen haben wird.

Diese Insel, heißt es in dem Aufsatze weiter, ist so gelegen, daß sie eine natürliche Niederlage zwischen dem alten und neuen Frankreich abgiebt. Sie kann das erstere mit

1713. Stockfischen, Thrane, Steinkohlen, Gipse, Bauholze, u. s. w. versorgen. Dem andern wird sie die Waaren aus dem Königreiche um weit bessern Preis verschaffen. Sie wird einen Theil davon zu ihrem Unterhalte nehmen und ihm einen ansehnlichen Theil der Fracht von den Waaren erspahren. Außerdem wird die Schifffahrt von Quebec nach Cap Breton sehr gute Matrosen aus den unnützen Leuten machen, die dem Pflanzlande zur Last sind.

Ein anderer ansehnlicher Vortheil, den diese Niederlassung der Provinz Canada verschaffen wird, ist, daß man kleine Fahrzeuge dahin schicken könnte, um unten an dem Flusse Stockfische und andere Fische zu fangen, von welchen man Thran machet. Diese Fahrzeuge würden versichert seyn, ihre Ladung auf der Insel Cap Breton abzusetzen und daselbst französische Kaufmannswaaren einzunehmen; oder man würde auch ein mit den Landesgütern beladenes Schiff von Quebec dahin schicken. Daselbst würde es Salz einnehmen, um seinen Fischfang in dem Busen zu verrichten. Wenn es seine Ladung hätte: so würde es wieder nach Cap Breton gehen, wo es seine Fische verkaufen würde; und von dem, was diese beyden Reisen eingebracht hätten, würde es französische Waaren einkaufen, die es in Canada wieder absetzen würde.

Man muß hierbey wissen, die Ursache, welche die Canadier damals verhinderte, in dem Meerbusen und an der Einfahrt in den Lorenzfluß den Fischfang zu treiben, war, daß sie ihren Fisch hätten nach Quebec bringen müssen, wo sie nicht so viel dafür würden bekommen haben, daß sie die Fracht und den Matrosenlohn davon hätten bezahlen können, indem es eine lange Reise war; und wenn sie auch so glücklich gewesen seyn würden, und einigen Gewinnst dabey gemacht hätten, welches doch sehr selten geschehen war: so war dieser Gewinnst nicht ansehnlich genug, die Einwohner zu vermögen, einen solchen Handel fortzusetzen.

Wenn die beyden Pflanzlande also einander gegenseitig beystünden, und ihre Kaufleute durch den beständigen Handel reich würden, den sie trieben: so könnten sie sich zu eben so vortheilhaften Unternehmungen für beyde, und folglich auch für das Königreich, vereinigen; wenn es auch nichts weiter wäre, als daß sie die Eisenbergwerke eröffneten, die um den drey Flüssen in so großer Anzahl sind. Denn alsdann würden die in dem Königreiche und dessen Gehölze ruhen; oder man würde wenigstens nicht mehr genöthiget seyn, Eisen aus Schweden und Biscaya zu holen.

Ueber dieses laufen die Schiffe, welche von Frankreich nach Canada gehen, bey ihrer Rückkehr allezeit große Gefahr, wenigstens wenn sie ihre Reise nicht im Frühjahre thun. Die kleinen Fahrzeuge von Quebec aber laufen solche nicht, wenn sie nach Cap Breton gehen; weil sie die rechte Zeit ergreifen und allezeit geübte Lootsen haben werden. Was würde sie auch verhindern, jährlich zwo Reisen zu thun, und dadurch den Schiffen aus Frankreich die Mühe zu erspahren, den Lorenzfluß hinauf zu gehen, welches ihre Reise um die Hälfte verkürzen würde?

Noch mehr; es würde die vorgeschlagene Niederlassung nicht allein durch die Vermehrung des Abganges der Waaren in Neufrankreich dem Königreiche nützlich seyn, sondern auch noch durch die Bequemlichkeit, die es finden würde, seine Weine, Brandteweine, Zeuge, Bänder, Taffende u. d. g. nach den engländischen Pflanzstädten zu bringen. Dieser Handel würde ein großer Gegenstand werden, weil sich die Engländer mit allen diesen Waaren auf Cap Breton und in Canada, nicht allein für das feste Land von Ame-

America, wo ihre Pflanzstädte außerordentlich bevölkert sind, sondern auch für ihre Inseln und für der Holländer ihre, mit denen sie Handel treiben, versehen würden. Dadurch würde man viel Geld aus allen diesen Pflanzstädten ziehen, wenn auch gleich die Einfuhre unserer Waaren nicht öffentlich daselbst erlaubt seyn sollte.

1713.

Endlich so ist nichts vermögender, als diese Niederlassung, die Kaufleute in Frankreich zu bewegen, Schiffe auf den Stockfischfang zu schicken; weil, wenn die Insel Cap Breton Canada mit Waaren versorgete, die Schiffe, die auf den Fischfang dahin kämen, ihre Ladung die Hälfte von Kaufmannswaaren, und die andere Hälfte von Salze machen würden, so daß sie doppelt dabey gewinnen könnten; dahingegen itzo die Schiffe aus Frankreich, die auf den Stockfischfang gehen, sich nur mit Salze beladen. Hierzu kömmt noch, daß die Vermehrung des Fischfanges Frankreich in den Stand setzen könnte, Spanien und die Levante mit diesem Fische zu versehen, welches viel Geld ins Königreich ziehen würde.

Der Wallfischfang, welcher in dem Meerbusen, gegen die Küsten von Labrador, und in dem St. Laurenzflusse bis an Tadussac sehr reichlich ist, könnte auch noch einer von den gründlichsten Vortheilen dieser Niederlassung seyn. Die Schiffe, welche auf diesen Fischfang ausgehen wollten, könnten sich in Frankreich mit Waaren beladen, die sie zu Cap Breton verkaufen oder den Correspondenten ihrer Armateurs überlassen würden. Sie würden an eben dem Orte die Fässer nehmen und auf den Fischfang gehen, welcher an diesem Orte um so viel leichter ist, weil er im Sommer, und nicht im Winter, geschieht, wie in Norden von Europa, wo die Fischerfahrzeuge mitten im Eise seyn müssen, da es denn oftmals geschieht, daß sich die Wallfische darunter verlieren, wenn man sie schon harpunieret hat. Hier würden die Fischerschiffe an denen Waaren, die sie nach Cap Breton brächten, und an ihrem Fischfange gewinnen, und dieser doppelte Gewinnst würde in kürzerer Zeit und mit wenigerer Gefahr geschehen, als derjenige, den man in Norden mit dem bloßen Thrane machet; und das Geld, was man den Holländern für diese Waare giebt, würde in Frankreich bleiben.

Man hat bereits angemerket, daß die Insel Cap Breton von ihrem eigenen Wuchse viel Masten und Bauholz liefern kann. Sie liegt auch bequem, solches aus Canada zu bekommen, welches den gegenseitigen Handel dieser beyden Pflanzlande vermehren und es dem Königreiche sehr erleichtern würde, Schiffe zu bauen. Man würde dieses Holz aus der Insel holen, und nicht genöthiget seyn, es von den Fremden zu kaufen. Sie könnten auch mit den Antilleninseln den Handel mit den Mastbäumen und Tannenbrettern treiben, welches den Preis dieser Waaren ansehnlich vermindern würde. Was würde auch hindern, daß man nicht zu Cap Breton Schiffe bauete, welche alles, was man noch dazu brauchete, aus Canada leichtlich holen könnten? Sie würden daselbst weit weniger kosten, als in Frankreich; und man könnte die Fremden selbst, von denen wir itzt Schiffe kaufen, damit versorgen.

Endlich so hat man keinen bequemern Anlegeplatz, noch eine sicherere Zuflucht für alle Schiffe, die aus America kommen, es sey von welchem Orte es wolle, wenn sie verfolget oder von schlimmem Wetter überfallen werden, und es ihnen am Wasser, Holze und Lebensmitteln fehlen sollte, als Cap Breton. Außerdem würde man zu Kriegeszeiten von da aus bequem kreuzen können, welches die neuengländische Handlung zu Grunde richten würde, und wenn man daselbst Macht hätte, welches sehr leicht seyn würde, so

1713.

könnte man sich alsdann des ganzen Stockfischfanges mit einer kleinen Anzahl Fregatten bemeistern, welche stets aus den Häfen der Insel aus- und einlaufen könnten.

Mittel, diesen Anschlag zu erleichtern und Beantwortung der Schwierigkeiten.

Nachdem die beyden Intendanten die Vortheile der neuen Niederlassung, wozu sie den Anschlag gemacht hatten, also vorgestellet: so beflissen sie sich, die Mittel dazu zu erleichtern, und die Schwierigkeiten zu beantworten, die man dabey machen konnte. Sie bemerketen anfänglich, es wäre nicht rathsam, dieses Unternehmen einer Gesellschaft anzuvertrauen, aus der Ursache, weil eine jede Gesellschaft die Neigung hat, in kurzer Zeit viel zu gewinnen, die Geschäffte aufzugeben oder schläfrig zu treiben, die nicht zeitig genug großen Gewinnst bringen; sich wenig darum zu bekümmern, wie man den Niederlassungen einen festen Grund gebe, und nicht die geringste Achtsamkeit auf den Nutzen der Einwohner zu haben, denen man nicht Vortheile genug, wie sie sagen, geben kann, wenn man sie vermögen will, sich in einer neuen Pflanzstadt zu setzen. Sie redeten so von den Gesellschaften nach der Erfahrung, die sie von denjenigen hatten, welche bisher das Eigenthum oder den ausschließenden Handel in Neufrankreich und den americanischen Inseln gehabt hatten.

Sie räumeten gleichwohl ein, daß das Unternehmen auf Cap Breton nicht ohne große Unkosten könnte werkstellig gemacht werden: sie behaupteten aber, daß es, ohne dem Könige zur Last zu werden, vermittelst eines gewissen Vorschusses, dessen Wiederbezahlung man auf den Schatz Seiner Majestät anweisen könnte, leicht seyn würde, innerhalb drey Jahren diese Insel in den Stand zu setzen, sich selbst zu erhalten, und in wenigen Jahren ein beträchtlicher Platz zu werden. Der Vorschuß, den sie verlangeten, und die Mittel, die sie ausgedacht hatten, solchen wieder zu bezahlen, waren diese:

1) Der König brauchet zur Zeit des Friedens eine große Anzahl von seinen Schiffen nicht. Sie verderben in den Häfen, und erhalten sich im Meere. Man leistet ihnen also gute Dienste, wenn man ihnen Gelegenheiten verschaffet, in See zu gehen. Der König würde also nichts verlieren, wenn er einige von seinen Flüten herliehe, die zu der gedachten Niederlassung nöthigen Dinge überzuführen. Die Güter, die sie in dem erstern Jahre gleich davon zurückbringen könnten, würden wenigstens den Sold und den Unterhalt des Schiffsvolkes bezahlen. Denn wenn man seine Maaßregeln vorausnähme, so könnten sie eine ganz fertige Ladung von Steinkohlen, Gipse, Masten, Segelstangen, Sparren, und anderm Holzwerke finden, welches man nur wegnehmen und zuhauen dürfte. In den beyden folgenden Jahren könnten sie Bohlen, Bretter, Thran, getreugte Fische und andere Güter dazu nehmen, die ihnen die Einwohner zur Bezahlung des erhaltenen Vorschusses zu ihrer Einrichtung zu geben anfangen würden, und welche man als baar Geld ansehen könnte, weil man sie doch von den Fremden für baar Geld kaufen muß. Ueber dieses würde die Vermehrung des Stockfischfanges die Zölle des Königes auf diese Waare vermehren.

2) Vier ganze Compagnien würden für das erste Jahr genug seyn: es ist aber nöthig, daß man eine besondere Aufmerksamkeit auf die Wahl der Soldaten hat. Sie müssen insgesammt nützliche Handthierungen verstehen, und zum Beyspiele Mäurer, Zimmerleute, Schmiede, Holzhauer, vornehmlich aber Ackersleute seyn; und daher ist es gut, daß man junge Leute aussuchet, welche stark, lebhaft und gute Arbeiter sind. Diese Wahl wird nach geendigtem Kriege nicht schwer fallen. Es würde so gar dienlich seyn, daß man die erstern Compagnien aus Canada nähme, wo man Leute finden würde, die

zu

1713.

zu Anlegung eines neuen Pflanzlandes schon ganz gebildet und fähig sind, diejenigen zu unterrichten, die aus Frankreich kämen. Vornehmlich aber scheint es unumgänglich nöthig zu seyn, daß der Statthalter dieses neuen Pflanzlandes die Macht habe, allen denen Soldaten Abschied und die Erlaubniß zu geben, sich zu verheirathen, die es verlangeten. Sie würden das Land noch besser als Einwohner, dann als Soldaten vertheidigen. Die Compagnien würden eine Pflanzschule von Einwohnern werden, und es würde nicht schwer fallen, sie jährlich zu ergänzen, damit sie allezeit vollständig wären.

3) Was die Hinüberschaffung der Einwohner, die Nothwendigkeit, in den beyden ersten Jahren die Pflanzstadt mit Lebensmitteln zu versorgen, den Kriegesvorrath und die Kaufmannswaaren, die man dahin schicken müßte, die Festungswerke, die man da anlegen müßte, das baare Geld, das man anfänglich darinnen ausgeben müßte, die jährlichen Abgaben, die Herrngefälle und Steuern, die zum Besten ganzer Gemeinen und einzelner Privatpersonen gemachten Verwilligungen, die Zölle für die Einfuhre und Ausfuhre betrifft: so wurde alles das von den beyden Intendanten mit einer solchen Richtigkeit, Einsicht, Ordnung und bewundernswürdigen Genauigkeit vorgestellet und mit so gründlichen Beweisen unterstützet, daß man nichts mehr verlangen konnte, um es augenscheinlich zu machen, der König würde nichts wagen, wenn er den Vorschuß zu dieser Niederlassung thäte; dieser Vorschuß würde auch nicht so beträchtlich seyn, als man wohl hätte glauben können; und er würde innerhalb drey Jahren wieder bezahlet werden. Gleichwohl urtheilete Herr Raudot der Sohn im 1708 Jahre, es wäre weit dienlicher, daß man nicht so geschwind gienge, sondern die neue Pflanzstadt nur nach und nach errichtete; daß man anfänglich nur Truppen dahin schickete, die daselbst den Fischfang treiben könnten, hernach solche, die sich in Frankreich dazu angegeben hätten, und Matrosen, wovon einige daselbst Einwohner werden würden.

Warum dieser Vorschlag damals nicht ausgeführet worden?

Es hat sehr das Ansehen, daß der Krieg, welcher noch einige Jahre fortwährete, und die ganze Macht des Königreiches beschäfftigte, und alle Aufmerksamkeit der Minister erforderte, den Rath des Königes verhinderte, einem so schönen Vorschlage damals zu folgen, welcher so wohl überleget war, und dem alten und neuen Frankreich gleich vortheilhaft zu seyn schien. So viel ist gewiß, daß nach der Abtretung von Plaisance und Acadien an die Krone England, die Franzosen keinen andern Ort mehr hatten, wo sie den Stockfisch trocknen und ihn friedlich fangen konnten, als die Insel Cap Breton. Es war nothwendig, einen beständigen Sitz daselbst anzulegen und ihn zu befestigen.

Beschreibung des englischen Hafens, itzt Ludwigsburg.

Man veränderte zuerst ihren Namen und hieß sie die königliche Insel (Isle royale). Darauf berathschlagete man sich wegen der Wahl eines Hafens, wo man den Hauptsitz anlegen wollte, und war lange Zeit zwischen dem englischen Hafen und St. Annenhafen getheilet. Ich habe gesaget, der erste sey einer von den schönsten Häfen in ganz America; er habe fast vier Seemeilen im Umfange; man könne daselbst überall in sechs bis sieben Faden Wasser ankern; der Ankergrund sey gut, und man könne auch die Schiffe ohne Gefahr auf den Strand laufen lassen. Seine Einfahrt ist nicht über zweyhundert Toisen breit, zwischen zwo kleinen Inseln, die sie leicht vertheidigen können. Der Stockfischfang ist daselbst sehr reichlich, und man kann ihn vom April bis zu Ausgange des Christmonates treiben. Man wandte aber dagegen ein: das Erdreich sey daselbst rund herum unfruchtbar, und es würde unermeßliche Summen kosten, ihn zu befestigen, weil man alle Materialien von weitem herholen müßte. Ueber dieses hatte man angemerket,

1713. merket, wie man sagete, es wäre in diesem Hafen für nicht mehr, als vierzig Fischerschiffe, Sand.

Beschreibung des St. Añenhafens, sonst Dauphinshafen.

Ich habe angemerket, daß vor dem St. Annenhafen eine sehr sichere Rhede zwischen den Inseln Cibu ist; und daß eine Erdzunge fast den ganzen Hafen verschließt, und nur eine Fahrt für ein Schiff läßt. Dieser also verschlossene Hafen hat fast über zwo Meilen im Umfange, welcher ganz eyrund ist. Die Schiffe können daselbst überall bis ans Land hinanfahren, und spühren die Winde kaum, welches von der Höhe seiner Ufer und denen Gebirgen herrühret, womit sie umgeben sind. Diejenigen, welche sich für ihn erkläret hatten, setzeten hinzu, man könnte ihn mit wenigen Kosten unüberwindlich machen, und man würde daselbst mit zweytausend Franken mehr ausrichten, als mit zweyhunderttausend bey dem englischen Hafen, weil man daselbst alles finden würde, was man zum Bauen und zur Befestigung einer großen Stadt brauchete.

Es ist über dieses gewiß, daß der Sand daselbst eine so große Strecke einnimmt, als zu Plaisance; daß der Fischfang daselbst sehr reichlich ist; daß man daselbst viel gutes Holz, als Ahornen, Rüstern, Vogelkirschbäume, vornehmlich sehr gute Eichen zum Bauen, und zu Masten, die von acht und zwanzig bis acht und dreyßig Fuß hoch sind, findet; daß der Marmor daselbst gemein ist, die meisten Felder gut sind, in dem großen und kleinen Labrador, die nur anderthalb Meilen davon liegen, der Boden fruchtbar ist, und daß er eine große Anzahl Einwohner enthalten kann. Endlich so ist dieser Hafen nur vier Meilen von der Spanierbay entfernet, welche auch noch ein sehr guter Hafen ist, wo der Boden vortrefflich und mit Gehölzen bedecket ist, die zum Bauen und zu Masten dienen. Es ist wahr, man kann daselbst mit Schaluppen wegen der Westwinde nicht fischen, die gemeiniglich allda regieren: man kann solches aber mit Fahrzeugen thun, wie zu Baston.

Man entschließt sich zu dem erstern.

Die einzige Unbequemlichkeit des St. Annenhafens, den jedermann für einen der schönsten in der neuen Welt hält, ist, daß man nicht leicht hinein kommen kann. Diese einzige Beschwerlichkeit und die Leichtigkeit, in den englischen Hafen einzulaufen, haben, nachdem man lange unschlüßig gewesen und so gar vielen Vorschuß gethan, bald diesen Hafen unter dem Namen **Dauphinshafen**, bald den englischen Hafen unter dem Namen **Ludwigsburg** anzubauen, diesem letztern den Vorzug geben lassen; und man hat nichts gesparet, um ihn bequem und unüberwindlich zu machen. Die Stadt ist auf einer Erdzunge erbauet, welche die Einfahrt in den Hafen machet. Herr Costebelle, welcher seine Statthalterschaft zu Plaisance verloren, bekam die Aufsicht über diese neue Pflanzstadt, und Herr von Saint Ovide, sein Königslieutenant, ist ihm gefolget.

Die Franzosen aus Acadia wollen nicht nach CapBreton gehen.

Man hatte sich anfänglich Rechnung gemacht, alle die Franzosen, die sich in Acadia gesetzet hatten, hinüber in die königliche Insel zu führen; man hatte so gar alle Wilden dahin eingeladen, die wir unter dem Namen Abenaquier begreifen; und einige davon haben auch wirklich ein Flecken daselbst angeleget. Da aber die Franzosen nicht gefunden hatten, was ihnen dasjenige ersetzen könnte, was sie in Acadia besaßen, und die engländischen Statthalter, die durch ihre übele Begegnung sie diese vorgeschlagene Versetzung anfänglich hatten wünschen lassen, ihre Aufführung geändert hatten, damit sie nicht Einwohner verlören, deren Verdienste sie kannten: so ergriffen sie endlich die Partey und blieben in ihren Wohnplätzen.

Indessen fehlete es doch nicht viel, so hätten sie ihre Gedanken wieder geändert. Als Herr Philipp Richard im 1720 Jahre zum Generalcapitain und Statthalter von Neuland und Acadia ernannt worden: so erstaunete er sehr, da er sah, daß die Franzosen in dieser letztern Provinz als Unterthanen des allerchristlichsten Königes lebeten, und daß man sich begnüget hatte, daß sie daselbst ruhig wohneten und nichts wider die Krone England unternähmen; daß sie eben der Vorrechte genossen, deren sie unter der Herrschaft ihres eigentlichen Landesherrn genossen hatten; daß sie katholische Priester und die freye Ausübung ihrer Religion hatten, und eine Art vom Verständnisse mit der königlichen Insel unterhielten.

1713.

Sie werden von den Engländern beunruhiget.

Man sagete ihm, die Regierung hätte es für dienlich erachtet, ihnen alles dieses zuzugestehen, um sie zu verhindern, daß sie nicht wegzögen, entweder nach Canada, oder nach der königlichen Insel, wie es ihnen kraft des utrechter Friedens zu thun erlaubet wäre; daß sie nicht ihr bewegliches Haab und Gut wegführeten und ihr unbewegliches verkaufeten; und man hätte dadurch den Aufwand vermieden, neue Leute herüber zu führen, die man nothwendig hätte herschicken müssen, ihre Stelle zu ersetzen; außerdem würde es schwer gewesen seyn, solche arbeitsame und eben so fleißige Leute zu finden, als diese; übrigens hätten sie sich ihrer Freyheiten auch nicht gemisbrauchet, und die Wilden, welche Bundesgenossen von Frankreich wären, hätten auch seit einiger Zeit, in Ansehung ihrer, die Engländer in Ruhe gelassen.

Der Generalcapitain sah entweder diese Ursachen nicht ein, oder war auch überredet, die Zeit müßte die Natur der Sachen verändert haben, und glaubete, er könnte, ohne etwas zu wagen, die Franzosen mit den Engländern auf einerley Fuß setzen. Anfänglich untersagete er ihnen allen Handel und alle Gemeinschaft mit der königlichen Insel; darauf ließ er ihuen andeuten, er würde ihnen nur vier Monate Zeit geben, um sich zu entschließen, den Eid der Treue zu leisten, den alle Unterthanen ihrem Oberherrn zu leisten schuldig wären.

Der Herr von Saint Ovide, welcher von dieser neuen Anforderung bald unterrichtet war, ließ den Einwohnern melden, sie würden dasjenige, was man von ihnen verlangete, nicht so bald bewilliget haben, so würden sie sich in einer ganz andern Verfassung befinden, als worinnen sie bisher gewesen wären; sie würden nicht mehr die Freyheit haben, ihren Gottesdienst öffentlich zu verrichten; man würde ihnen ihre Priester nehmen, und wenn ihnen also aller geistliche Beystand mangelte, so würden sie noch glücklich genug seyn, wenn sie sich in dem Glauben ihrer Väter erhielten; sie sollten sich aber ja keine Rechnung darauf machen, daß ihre Kinder der Verführung und den Drohungen lange widerstehen würden, deren man sich bedienen würde, sie zu zwingen, daß sie ihren Glauben veränderten. Mit einem Worte, es würde nicht lange dauren, so würden sie sich als Sclaven der Engländer sehen, die ihnen mit derjenigen Härtigkeit begegnen würden, die sie von ihrem natürlichen Widerwillen gegen die Franzosen erwarten müßten, und welche die französischen Flüchtlinge alle Tage erführen, ob sie gleich mit ihnen durch die Bande von einerley Religion verknüpfet wären.

Diejenigen, denen der Statthalter von der königlichen Insel diese Vorstellung that, hatten derselben nicht nöthig. Sie hatten dem Generalcapitaine so gleich geantwortet, wie es sich gehörete, und ihm zugleich zu verstehen gegeben, wenn er sichs vornähme, sie aufs Aeußerste zu treiben, so würde er mit Wilden zu thun haben, die niemals leiden würden,

Sie halten sich standhaft und man läßt sie in Ruhe.

1713. daß man sie zum Eide der Treue zwänge, oder ihre Hirten von ihnen entfernete. Diese Antwort that ihre Wirkung. Richard hielt es nicht für rathsam, sich mit den Wilden, seinen Nachbaren, zu einer Zeit einzulassen, da die von Kinibequi schon übel genug gegen die Bastoner gesinnet waren, noch sich der Gefahr auszusetzen, Acadia ohne Einwohner zu sehen. Denn St. Ovide hatte schon alle Maaßregeln ergriffen, den Franzosen die Zuflucht nach der St. Johannsinsel zu erleichtern, wo man schon damals einen ansehnlichen Wohnplatz anzulegen gesonnen war.

Niederlassung auf der Insel St. Johann.

Nach der königlichen Insel ist die Johannsinsel, welche sehr nahe daran liegt, die größte unter allen denen, die man in dem Meerbusen St. Lorenz findet; und sie hat noch vor jener den Vortheil, daß der ganze Boden auf solcher fruchtbar ist. Sie hat zwey und zwanzig Seemeilen in der Länge und ungefähr funfzig im Umfange, einen sichern und bequemen Hafen, und war damals mit Holzungen von der besten Art ganz bedecket. Man hatte bis auf die Zeit, da man anfing, sich auf der königlichen Insel zu setzen, gar keine Acht auf die Johannsinsel gehabt. Nunmehr aber glaubete man, es könnten diese beyden Inseln wegen ihrer Nähe einander sehr nützlich seyn.

Es entstund also im 1719 Jahre eine Gesellschaft, welche sich entschloß, die Johannsinsel zu bevölkern, und dazu Capitalien anzuwenden, die man zu der Zeit weit leichter finden, als bey dem willkührlichen Werthe erhalten konnte, den man damit verbunden hatte. Der Graf von St. Pierre, Oberstallmeister der Herzoginn von Orleans, stellete sich an die Spitze dieser Unternehmung, und der König bewilligte ihm durch seine offenen Briefe vom Monate August desselben Jahres die Inseln St. Johann und Miscu als ein freyes adliches Erblehn, ohne Gerichtsbarkeit, die sich Seine Majestät vorbehielten, mit der Bedingung, dem Schlosse Ludwigsburg Treu und Huldigung zu leisten, von dem es ohne Lehnszins zur Lehn gehen sollte; und dieses, um daselbst einen beständigen Stockfischfang anzulegen.

Warum sie nicht fortgeht.

Im Jenner des folgenden Jahres erhielt der Graf von Saint Pierre neue Bewilligungsbriefe unter eben dem Titel und eben der Bedingung für die Inseln Magdalena, Botu oder Ramées, und die anliegenden Inseln und Inselchen, so wohl das Land da zu bauen und Holz zu fällen, als auch Stockfische, Seewölfe und Seekühe zu fangen; und er hätte vermuthlich seinen Anschlag ausgeführet, wenn alle seine Zugesellten ihm gleich gewesen wären. Er erfuhr aber bald allen den Verdruß, der in Gesellschaften unvermeidlich ist, deren Mitglieder nicht alle gebohren sind, in Großem zu denken, und die nur durch den Nutzen vereiniget sind.

Es ist dieser Niederlassung dasjenige begegnet, was in dergleichen Fällen stets geschehen wird, wenn alle Theilhabenden an der Einrichtung und Ausführung gleichen Theil haben wollen; wenn die erstern Anstalten nicht mit einer vollkommenen Erkenntniß von der Natur und den Vortheilen des Ortes und von denen Hindernissen, die man dabey antreffen kann, gemacht werden; und wenn man nicht die Freyheit hat, die zur Ausführung der gemachten Absichten tüchtigen Personen zu erwählen. Weil man alle diese Maaßregeln nicht hatte nehmen können: so glücketen die ersten Versuche nicht; und weil man verzweifelte, daß man würde bessere fassen können, so verließ man das Unternehmen.

1714.

Die Iroquesen erneuern ihr Bündniß mit den Franzosen.

Indessen beschäfftigten alle die Bewegungen, die man sich wegen der königlichen Insel nach Schließung des Friedens gegeben, den Marquis von Vaudreuil wenig, indem die Befehle des Hofes gemeiniglich an die Herren Costebelle und St. Ovide ergiengen.

Allein,

Allein, dieser General hatte sich nicht so bald von der Unruhe von Seiten der Engländer frey gesehen und der friedfertigen Gesinnungen der Iroquesen versichert, welche im 1714 Jahre gekommen waren, ihr Bündniß mit ihm zu erneuern, und ihm so gar ihre Vermittelung anzubiethen, im Falle es zu einem neuen Bruche mit den Engländern käme: so dachte er nebst dem Herrn Begon, Raudots Nachfolger, ernstlich auf die Befestigung und Bevölkerung seiner Pflanzlande, wo er mit Schmerzen die Anzahl der Einwohner mehr abnehmen, als zunehmen sah.

1714.

Zustand von Neufrankreich.

„Canada, saget er in einem Briefe, den er in diesem Jahre an den Herrn Pont-„chartrain schrieb, hat wirklich nur viertausend vierhundert und vier und achtzig Einwoh-„ner, die im Stande sind, die Waffen zu tragen, von dem vierzehnten Jahre bis ins „sechzigste; und die acht und zwanzig Compagnien Seetruppen, die der König daselbst „unterhält, machen in allem nur sechshundert und acht und zwanzig Soldaten aus. Diese „wenigen Leute sind in einer Strecke Landes von hundert Seemeilen ausgebreitet. Die „englischen Pflanzstädte haben sechzigtausend Mann im Stande, die Waffen zu führen; „und man darf nicht zweifeln, daß sie nicht bey dem erstern Bruche viel Kräfte anwenden „werden, sich Canada zu bemächtigen, wenn man erwägt, daß in dem XXII Artikel der „Verhaltungsvorschrift, welche die Stadt London ihren Abgeordneten zu dem nächsten Par-„lemente gegeben hat, gesaget wird, sie sollten die Staatsbedienten der vorigen Regie-„rung fragen, warum sie der Krone Frankreich Canada und die Insel Cap Breton „gelassen hätten?„

Vorschlag zu dessen Bevölkerung.

Was das Mittel anbetrifft, die Soldatencompagnien des Königes zu ergänzen, so hält Vaudreuil dafür, man dürfte deswegen eben nicht sehr verlegen seyn, nachdem man in Frankreich so viele abgedanket hätte. Was die Vermehrung der Einwohner betrifft, so sieht er gar wohl ein, daß man ihm einwenden könnte: 1) es wären in den meisten Provinzen des Königreiches die Menschen nicht überflüßig; 2) wären die Einkünfte erschöpfet, welche nicht erlaubeten, großen Vorschuß zu thun, um neue Anbauer nach America überzuführen und sie so lange daselbst zu unterhalten, bis sie sich durch ihre Arbeit selbst die Nothwendigkeiten des Lebens verschaffen könnten. Er kömmt daher diesen Schwierigkeiten dadurch vor, daß er ein Mittel vorschlägt, welches ihm, ungeachtet dieser beyden Hindernisse, leicht zu seyn scheint. Er fährt in dem angeführten Briefe also fort:

„Es findet sich alle Jahre eine beträchtliche Anzahl heimlicher Salzverkäufer, die zu „den Galeeren verdammt werden, welche der König wenig brauchet, und die zum Feld-„baue unnütz werden; ihre Kost wird von den Generalpachtern bezahlet; und der König „könnte dem Pflanzlande Canada jährlich hundert und funfzig zugestehen. Die General-„pachter können sie nach Roschelle bringen lassen, und sollen für einen jeden hundert und „funfzig Livres bezahlen, vermittelst welcher sie auf immer von einer fernern Bezahlung „frey seyn sollen. Es ist nicht einer darunter, der ihnen nicht jährlich hundert Franken „kostet; und es ist keiner dabey, der nicht über achtzehn Monate auf den Galeeren seyn „sollte; ja, es finden sich wohl welche, die zehn Jahre und noch länger darauf bleiben. „Alles, was die Generalpachter noch zu wünschen haben werden, ist, daß sie nicht wieder „nach Frankreich kommen, und dafür stehe ich.

„Wenn der König diese Gnade bewilligte, so könnte man alle die Schiffe, die nach „Canada giengen, anhalten, diese hundert und funfzig Mann mitzunehmen, und bey „ihrer Ankunft für einen jeden funfzig Livres geben. In dem Pflanzlande würde man

1714.

„sie unter die Einwohner austheilen, um sie als Personen arbeiten zu lassen, die sich dazu „anheischig gemacht, und dieses drey Jahre lang, nach deren Verlaufe sie frey seyn soll„ten, jedoch ohne wieder nach Frankreich gehen zu dürfen; und damit man sie in den „Stand setzete, etwas vorzunehmen, so könnte man die noch übrigen hundert Livres von „der Summe, welche die Generalpachter bezahlet, ihren Herren in die Hände geben, und „diese Herren anhalten, ihnen nach dreyjährigen Diensten funfzig Thaler zu bezahlen. „Die Einwohner würden sich für sehr glücklich halten, wenn sie unter diesen Bedingungen „Leute bekämen; und dieß würde unvermerkt eine Vermehrung von Leuten machen, die zur „Arbeit gewöhnt wären.„

Die Engländer wollen die Abenaquier an sich ziehen.

Der Generalstatthalter setzete zu Ende seines Briefes hinzu, die Engländer zu Baston versäumeten nichts, die abenaquischen Völkerschaften auf ihre Seite zu ziehen, indem sie solche sehr beschenketen, ihnen Waaren um guten Preis und Prediger zum Bethen anböthen; der Baron von St. Castin und die Missionarien thäten Wunder, sie davon abzuhalten: allein, der P. de la Chasse meldete ihm, die Gnade hätte oftmals die Mitwirkung der Menschen nöthig; und der zeitliche Nutzen dienete zuweilen zur Beförderung des Glaubens; es wäre also mehr, als jemals, nöthig, daß Seine Majestät ihm durch einige neue Wohlthat die Mittel erleichterten, in unserm Bündnisse und bey der katholischen Religion ein Volk zu erhalten, welches allein in den beyden vorigen Kriegen gemacht hat, daß wir den englischen Pflanzstädten überlegen gewesen.

Man hat alle Ursache, zu glauben, daß Vaudreuil dasjenige erhalten hat, was er verlangete; weil uns die Abenaquier sehr zugethan geblieben sind, ihr Land wider die Unternehmungen der Engländer auf die Art, wie wir gesehen, vertheidiget haben, und man so gar genöthiget gewesen ist, Gewalt zu gebrauchen, oder wenigstens das Ansehen ihrer Missionarien anzuwenden, um sie zu vermögen, daß sie ihren Streifereyen in Acadien und in der Statthalterschaft Baston ein Ende macheten.

Was die Insel Neuland betrifft, so gewonnen die Engländer vielmehr durch die Abtretung alles dessen, was wir daselbst besaßen, als was wir dabey verloren. Denn außer dem, daß uns die königliche Insel zum Theile Plaisance vergütete, deren Einwohner alle nach Ludwigsburg gebracht wurden, so fanden sich diese Einwohner daselbst bald in bessern Umständen, als sie niemals in Neuland gewesen waren; dahingegen die Engländer sich unumschränkte Meister von einer Insel sahen, wo sie niemals etwas gewiß versichert waren, so lange sie uns zu Nachbarn hatten.

Zustand an der Hudsonsbay.

Eben so lieb war es ihnen auch, daß sie uns von der ganzen Hudsonsbay ausgeschlossen hatten. Seit fünf oder sechs Jahren, daß der Herr Jeremie in der Bourbonsschanze Befehlshaber war, hatte er keine Verstärkung von der nordischen Gesellschaft erhalten, und er hatte nur noch sechszehn Mann, diesen Platz und eine andere zwo Meilen davon gegen Norden gelegene Schanze zu bewachen, die man erbauet hatte, Vorrathshäuser darinnen zu haben, und sich im Nothfalle eines Zufluchtsortes zu versichern. Bisher hatten die Franzosen von den Wilden nichts zu fürchten gehabt, welche bey aller Gelegenheit eine große Ergebenheit gegen ihr Bestes bezeugeten. Allein, es ist eine große Versuchung für diese Wilden, wofern man sie nicht durch die Bande der Religion mit sich vereiniget hat, wenn sie von einem gegenwärtigen Vortheile gereizet werden, und dabey die Hoffnung haben, daß solches ungestraft bleibe.

Da

1714.

Da die Lebensmittel endlich in der Bourbonsschanze gänzlich mangelten, und Jeremie das Pulver nicht angreifen wollte, welches er in die kleine Schanze auf den Nothfall gebracht hatte: so schickete er seinen Lieutenant, seine beyden Buchhalter, und fünf andere von seinen besten Leuten auf die Caribouxjagd, die in dem Heu- und Augustmonate in großer Anzahl in diese Gegenden kommen. Diese Jäger lagerten sich bey einem Haufen Wilden, welche aus Mangel des Pulvers ihren Vorrath am Fleische nicht zusammenbringen konnten, und sich in große Noth gebracht sahen; weil sie seit der Ankunft der Europäer in ihrem Lande den Gebrauch ihrer Pfeile fast gänzlich verlernet hatten.

Viele Franzosen werden von den Wilden ermordet.

Sie empfanden solche noch mehr, als sie die Franzosen mit gutem Erfolge jagen und vollauf haben sahen, ohne ihnen etwas mitzutheilen; und sie entschlossen sich, solche umzubringen, und sich ihrer Beute zu Nutze zu machen. Sie fingen damit an, daß sie zweene von ihnen, welche ihnen am tapfersten zu seyn schienen, zu einem Feste einluden, welches sie die Nacht, wie sie sageten, in ihren Hütten anstellen wollten. Diese giengen dahin; und die Wilden schaffeten sich solcher ohne Mühe vom Halse. Darauf liefen sie zu den sechs andern, welche ruhig unter ihren Zelten schliefen, und brachten sie auch um. Ein einziger, der nur verwundet worden, stellete sich, als ob er todt wäre; und nachdem ihnen die Wilden alles ausgezogen und sich mit ihrer Beute davon gemachet hatten, so kroch er mit vieler Mühe bis an den Eingang ins Gehölze. Daselbst verstopfete er seine Wunden so gut er konnte, mit Baumblättern, nahm darauf seinen Weg nach der Bourbonsschanze, und gieng durch Dornen und Disteln, die ihm den ganzen Leib zerritzeten, weil man ihn bis aufs Hemde ausgezogen hatte.

Auf diese Art legete er zehn Meilen zurück, und kam um neun Uhr des Abends in die Schanze. Er brachte die erste Nachricht von der Ermordung seiner Gefährten dahin; und Jeremie sah gar wohl ein, daß es ihm mit den noch übrigen neun Mann nicht möglich seyn würde, zween Posten zu bewachen. Er begab sich also in die Bourbonsschanze. Die Wilden aber ließen ihm nicht einmal Zeit, das Pulver dahin zu bringen, welches in der andern war, und brachten dadurch die Franzosen in die äußerste Noth. Als daher der Befehlshaber im folgenden Jahre Befehl erhielt, die Bourbonsschanze den Engländern einzuräumen: so hatte er eben nicht Ursache, einen Posten zu bedauren, worinnen es ihm nicht so angenehm gieng.

Fruchtloser Zug wider die Utagamier.

Neufrankreich konnte sich über diesen Verlust mit der Ruhe trösten, deren seine Einwohner genossen. Gleichwohl macheten die Utagamier, die durch den großen Verlust, den sie 1712 auf der Landenge erlitten hatten, nur mehr gereizet als geschwächet waren, durch ihre Räubereyen und Mordthaten, nicht allein die umliegenden Gegenden der Bay, ihr Vaterland, sondern auch fast alle die Wege unsicher, welche die Gemeinschaft unter den entfernten Posten des Pflanzlandes unterhielten, und von Canada nach Louisiana führeten. Außer denen Siuxen, die sich oftmals mit ihnen vereinigten, und denen Iroquesen, mit denen sie ein Bündniß gemachet hatten, die ihnen aber wenigstens nicht öffentlich die Hand zu biethen schienen, litten alle Nationen, die mit uns Handlung trieben, viel von diesen Feindseligkeiten; und es stund zu befürchten, daß, wenn man solchen nicht bald abhülfe, die meisten sich zu unserm Nachtheile mit diesen Wilden vergleichen würden.

Dieses bewog den Marquis von Vaudreuil, ihnen den Antrag zu thun, sich mit ihm zur Ausrottung des gemeinschaftlichen Feindes zu vereinigen. Sie willigten alle ein, und der General warb eine Partey Franzosen, deren Anführung er dem damaligen Königslieu-

 tenante

1714. tenante zu Quebec, Louvigny, anvertrauete. Es stießen eine Menge Wilde zu diesem Befehlshaber auf seinem Marsche; und er sah sich gar bald an der Spitze von achthundert Mann, welche entschlossen waren, so lange noch ein Utagamier in Canada wäre, die Waffen nicht niederzulegen. Jedermann glaubete, diese Völkerschaft stünde auf dem Puncte, vertilget zu werden. Sie meynete solches auch selbst, als sie den Sturm wider sich aufziehen sah; und sie waren insgesammt nur bedacht, ihr Leben so theuer zu verkaufen, als sie könnten.

Mehr als fünfhundert Krieger und dreytausend Weiber hatten sich in eine Art von Schanze gesperret, die mit drey Reihen von eichenen Pfählen und einem guten Graben dahinter umgeben war. Dreyhundert Mann waren auf dem Marsche, sie zu verstärken: sie kamen aber nicht zu rechter Zeit an. Louvigny griff sie förmlich an. Er hatte zwey Feldstücke und einen Granatenmörser. Er eröffnete die Laufgräben fünf und dreyßig Toisen weit von der Schanze, und am dritten Tage war er nur noch zwölfe davon entfernet, obgleich die Belagerten ein sehr großes Feuer macheten. Er schickete sich darauf an, unter ihren Courtinen Minen springen zu lassen. Sobald sie solches wahrnahmen, so verlangeten sie noch an eben dem Abende, sich zu ergeben, und schlugen einige Bedingungen vor, welche verworfen wurden. Nicht lange darnach macheten sie andere, welche der Befehlshaber den Wilden mittheilete. Sie enthielten: 1. Die Utagamier und ihre Bundesgenossen wollten mit den Franzosen und deren Bundesgenossen Friede machen. 2. Sie wollten alle ihre Gefangene, die sie gemacht hatten, wieder herausgeben; welches sie so gar im Voraus thaten. 3. Sie wollten die Todten mit denen Sclaven ersetzen, die sie von denen entfernten Nationen machen würden, mit denen sie im Kriege wären. 4. Sie wollten die Kriegeskosten von dem, was ihre Jagd einbrächte, bezahlen.

Herr von Louvigny hat vorgegeben, es hätten seine Bundesgenossen, denen er die wenigen Bieber ausgetheilet, die ihm die Utagamier überreichet, es gebilliget, daß man den Belagerten unter diesen Bedingungen verziehe: er schmeichelte sich aber zu viel, wenn er sie für aufrichtig hielt. Man versichert so gar, sie hätten ihr Misvergnügen nicht verhehlet. Er ließ sie aber reden, und kehrete wieder nach Quebec, wo es gewiß ist, daß die Art, wie ihn sein General aufnahm, und noch mehr die Erkenntlichkeit, die er das Jahr darauf von dem Hofe erhielt, zu erkennen gaben, daß er nichts ohne Befehl gethan, wie er solches schon selbst bekannt gemacht hatte. Die Folge zeigete, daß dieser Befehl ohne Kenntniß von der Sache gegeben worden. Als Louvigny den Utagamiern den Frieden bewilligte: so hatte er sechs Geisel, lauter Oberhäupter oder Söhne der Oberhäupter, zur Versicherung des ihm gegebenen Wortes erhalten, daß sie Abgeordnete nach Montreal schicken wollten, damit der Friedensvertrag von dem Generalstatthalter daselbst genehm gehalten würde; und dieser Vertrag, den sie dem Herrn von Louvigny schriftlich zugestellet hatten, enthielt ausdrücklich die Abtretung ihres Landes an die Franzosen.

Zum Unglücke nahmen die Blattern, welche den folgenden Winter viele Personen in dem Pflanzlande und den benachbarten Nationen hinrissen, dreye von diesen Geiseln weg, welche zu Montreal starben, und unter andern das berühmte Kriegeshaupt Pemussa, dessen man bey dem Blutbade auf der Landenge geschonet hatte, und auf den sich Vaudreuil viel Rechnung machete. Die Furcht, welche dieser General hatte, es möchte diese Widerwärtigkeit den Vertrag stöhren, nöthigte ihn, auf dem Eise nach Montreal zu gehen; und so bald die Schiffahrt frey war, ließ er den Herrn von Louvigny nach Michillimakinac mit dem

dem Befehle abgehen, die von den Utagamiern angenommenen Bedingungen ins Werk zu richten, die Oberhäupter dieser Nation und aller andern Völkerschaften ihre nach Montreal zu führen, und zugleich alle Wildschützen, denen der König eine völlige Verzeihung bewilliget hätte, in die Pflanzlande kommen zu lassen.

1714.

Louvigny konnte nur erst zu Ende des Mayes 1717 abreisen. Er nahm einen von den Geiseln mit sich, welcher, wie die andern, von den Blattern war angegriffen worden, und ein Auge dadurch verloren hatte, damit er seiner Nation ein Zeugniß von der Sorgfalt ablegen könnte, die man für ihn und seine Gefährten getragen hatte. So bald er nach Michillimakinac gekommen war: so schickete er diesen Menschen mit Geschenken, um die Todten zu bedecken, zu den Utagamiern, und ließ ihn von zweenen französischen Dolmetschern begleiten. Diese wurden sehr wohl aufgenommen; man sang ihnen das Calümet; und nachdem man den Verwandten der Verstorbenen einige Tage vergönnet hatte, die Todten zu beweinen, so kam man zusammen, um den Geisel zu hören. Er redete sehr wohl, und machete den Häuptern große Vorwürfe deswegen, daß sie nicht nach Michillimakinac gekommen wären.

Diese Nation erklärete sich darauf gegen die Dolmetscher, sie wäre sehr von denen Gütigkeiten gerühret, die Ononthio ihr zu bezeugen fortführe: es verhinderten aber viele Ursachen ihre Abgeordneten, in diesem Jahre abzugehen und sich zu ihm zu begeben. Sie versprach, im künftigen Jahre ihr Wort zu erfüllen, gab dieses Versprechen schriftlich und setzete hinzu, sie würde es niemals vergessen, daß sie aus bloßer Gnade ihres Vaters das Leben hätte. Der Geisel reisete mit den Dolmetschern wieder zum Louvigny nach Michillimakinac. Nachdem er aber zwanzig Meilen mit ihnen gegangen war: so verließ er sie, und sagete, es wäre rathsam, daß er wieder zurück kehrete, um seine Nation zu vermögen, daß sie ihr Wort hielte.

Man hat seitdem nichts weiter von ihm gehöret. Seine Nation hat keine Abgeordnete an den Generalstatthalter geschickt, und Louvigny keinen andern Nutzen von seiner Reise gehabt, als daß er fast alle Wegläufer zurückgebracht, und eine sehr große Anzahl Wilde vermocht, ihr Pelzwerk nach Montreal zu bringen, wo man seit langer Zeit keine so große Menge gesehen hatte. Vaudreuil schmeichelte sich lange, die Utagamier würden ihm Abgeordnete schicken: sie lehreten ihn aber, daß ein bis auf einen gewissen Punct getriebener Feind allezeit unversöhnlich sey. Man hat sie nachher verschiedenemale geschlagen. Sie haben ihrer Seits die Illinesen genöthiget, ihren Fluß auf immer zu verlassen; und ob man sich gleich nach ihrer oftmaligen Niederlage kaum einbilden kann, daß noch genug übrig wären, ein kleines Dorf auszumachen, so getrauet man sich doch nicht, von Canada nach Louisiana zu gehen, ohne große Vorsicht wegen ihrer Ueberfälle zu brauchen. Es ist wahr, sie haben sich mit den Siuxen, der zahlreichsten Völkerschaft in Canada, und mit den Chicachaern, den tapfersten Wilden in Louisiana, vereiniget.

1725.

Schiffbruch des Kameeles.

Sonst genoß Neufrankreich aller Früchte des Friedens, und befand sich in dem glücklichsten Zustande, worinnen es jemals gewesen, als ein kläglicher Zufall es fast ganz in Trauer setzete, und es in einem Tage mehr verlieren ließ, als es in einem zwanzigjährigen Kriege verloren hatte. Den 25sten August 1725 in der Nacht scheiterte das königliche Schiff, der Kameel, welches nach Quebec gieng, bey Ludwigsburg; und es wurde nicht ein einziger Mensch gerettet Herr von Chazel, der den Intendanten von Canada, Begon, ablösen sollte, Louvigny, der zum Statthalter von den drey Flüssen ernannt worden, eben

der

1725.

der, wovon wir so oft in dieser Geschichte geredet haben; der Hauptmann de la Gesse, Ramezays Sohn, welcher als Statthalter zu Montreal im vorigen Jahre gestorben war, viele andere Officier, Geistliche, Barfüßer, Jesuiten nebst allem Schiffsvolke kamen dabey um; und den Morgen schien die Küste mit Leichen und Ballen ganz bedecket zu seyn.

Der Tod des Marquis von Vaudreuil machete diesen Verlust noch erst recht vollkommen. Er starb zu Quebec den 10ten des folgenden Weinmonates, und wurde dem Eifer gemäß, den man gehabt hatte, ihn dem Pflanzlande vorgesetzet zu sehen, nach einer ein und zwanzigjährigen Regierung bedauert, worinnen die glücklichen Begebenheiten guten Theils die Früchte seiner Wachsamkeit, seiner Standhaftigkeit, und guten Aufführung und des Glückes gewesen, das alle seine Unternehmungen begleitete, und deren Unfälle ihm nicht konnten zugerechnet werden. Der Ritter Beauharnois, Schiffshauptmann, folgete ihm das Jahr darauf; und die Ruhe, deren seine Regierung genoß, machete, daß er einen von seinen Officieren mit guter Begleitung bis an das Südmeer gehen ließ. Die Folge wird uns den Erfolg dieser Entdeckung lehren, und von was für einem Nutzen sie wird seyn können. Dieser wird von der Leichtigkeit einer Gemeinschaft dieses Meeres mit Canada oder Louisiana herrühren.

Um die Geschichte von den Unternehmungen unserer Nation in dem nordlichen America zu vollenden, ist mir nichts mehr übrig, als daß ich noch dasjenige erzähle, was seit dem utrechter Frieden in Louisiana vorgegangen, welches bis dahin von Neufrankreich abgehangen und so gar ein ansehnliches Stück desselben gewesen, folglich auch nothwendig mit zu dessen Geschichte gehöret.



Der

Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Ein und zwanzigstes Buch.

1700 : 25.

Verschiedene Urtheile von Louysiana.

Es ist der Provinz Louysiana dasjenige wiederfahren, was sehr oft zweyerley Arten von Leuten wiederfährt. Die einen können es bey einem großen und bekannten Verdienste niemals dahin bringen, ohne daß man die Ursache davon entdecken kann, daß man ihnen diejenige Gerechtigkeit erweise, die man ihnen schuldig ist; noch daß sie ihre Geschicklichkeiten ausüben können; sondern sie bleiben bey allem, was man brauchet, den größten Ruhm zu erwerben, und dem Staate die wesentlichsten Dienste zu leisten, unnütz und unbekannt.

Die andern werden, weil man sich anfänglich eine gar zu vortheilhafte Vorstellung von ihrem Werthe gemacht, oder sich auch in ihrem wahren Verdienste geirret hat, indem man ihnen ein Verdienst zugeeignet, das sie nicht gehabt, ungeachtet der wirklichen Verdienste, die sie haben, verworfen, als wenn man sie wegen des übereilten Urtheiles, das man von ihnen gefället hatte, bestrafen wollte. Ich müßte mich sehr irren, wenn diejenigen, welche diese Geschichte lesen werden, nicht für sich selbst die Anwendung hiervon auf diejenige Landschaft machen, womit ich dieses Werk beschließe.

Wir haben gesehen, daß die Spanier unter Ferdinands von Soto Anführung unermeßliche Kosten aufgewandt, sich in Florida zu setzen; daß ihr General das ganze letzte Jahr seines Lebens angewandt, die beyden Ufer des Micißipi zu besuchen, welchen sein Geschichtschreiber, Garcilasso de la Vega, Cucagua nennet; daß weder er, noch sein Nachfolger, Moscoso, die geringste Maaßregel ergriffen, daselbst eine Pflanzstadt anzulegen; und daß man in Spanien lange Zeit darnach nicht zu wissen geschienen, daß einer der größten Flüsse von der Welt mitten durch Florida gienge und daselbst ein schönes Land bewässerte, welches unter einer gesunden und gemäßigten Himmelsluft läge, und dessen Besitz dem katholischen Könige den Besitz des ganzen mexicanischen Meerbusens vollends würde sicher gemacht haben.

1700.

Die Franzosen schienen, nachdem sie den ganzen bekannten Lauf dieses Flusses entdecket hatten, nicht vielmehr Achtsamkeit auf die Vortheile zu haben, die sie davon ziehen könnten. In dieser Gleichgültigkeit verflossen beynahe dreyßig Jahre. Nachdem endlich die Nachbarschaft der Bergwerke von Neumexico und diejenigen, die man so gar in Louysiana selbst wollte entdecket haben, unsere Nation aus dieser Art von Schlafsucht erwecket hatte: so giengen in weniger als drey Jahren, mehr Leute, mehr Geld und Güter aus dem Königreiche dahin, um in diesem Theile von America einen Sitz anzulegen, als seit Franz dem I nach einem einzigen von unsern Pflanzlanden in der neuen Welt abgegangen waren.

Als man aber erkannt hatte, daß dieses Land weder Gold noch Silber hervorbrachte, und daß es nicht leicht war, den Reichthum darinnen zu erlangen, welchen Neuspanien in seinem Schooße enthielt: so fiel es auf einmal in eine allgemeine Verachtung. Man hatte weder auf die Fruchtbarkeit des Landes, noch auf dasjenige, was es mit einer mäßigen Arbeit hervorbringen konnte, noch auf die Wichtigkeit, daselbst einen bequemen Platz anzulegen, in dem mexicanischen Meerbusen zu kreuzen, einige Acht. Die Schätze, die man aus Frankreich dahin gebracht hatte, verschwanden; die Menschen kamen vor Elende um, ob ihnen gleich nichts fehlete, im Ueberflusse zu leben, oder zerstreueten sich auf allen Seiten. Dieses werden wir in dem Fortgange der Geschichte sehen.

Zustand von Louisiana in 1700.

Louisiana hatte, als Iberville im April des 1700ten Jahres von da wegreisete, keine französische Wohnplätze, als einiger Canadier ihre, die sich unter den Illinesen gesetzet hatten, eine an der Mündung des Micissipi ziemlich nahe gelegene Schanze, die nur bis 1705 bestund und eine andere zu Biloxi an dem Gestade des Meeres. **Sauvole** war Befehlshaber in dieser letztern, welche das Hauptquartier war. Iberville hatte die Bewachung des erstern seinem Bruder Bienville und dem Herrn Juchereau von St. Denys, seiner Frauen Oheime, anvertrauet, welcher von den Wilden sehr geliebet wurde, und die Sprache vieler Nationen ziemlich gut redete. Er hatte auch bey seiner Abreise dem Herrn le Sueur, seinem Vetter, Befehl ertheilet, mit zwanzig Mann gegen das Land der Siuxen zu gehen, sich daselbst niederzulassen, und ein Kupferbergwerk in Besitz zu nehmen, welches le Sueur daselbst entdecket hatte.

Kupferwerk bey den Siuxen.

Diese Leute giengen zu Ende des Aprils ab, den Micissipi bis an den Antonssprung hinauf, und den St. Petersfluß hinein; und nachdem sie auf solchem vierzig Meilen weit gegangen, so fanden sie zur linken einen andern Fluß, der sich da hinein ergießt, und den man den **grünen Fluß** genannt hat, weil ihm eine Erde, die von dem Kupferwerke hinein fällt, diese Farbe giebt. Le Sueur konnte in solchem nicht über eine Meile weit schiffen, weil er ihn mit Eise bedecket fand, ob es gleich nur zu Ende des Herbstmonates war. Er war also genöthiget, an diesem Orte eine Art von Schanze zu bauen, um daselbst den Winter zuzubringen, der bis zum Anfange des Aprils dauerte und sehr rauh war.

Besondere Anmerkung.

Derjenige, welcher die Nachricht von dieser Reise geschrieben, meldet uns einen besondern Umstand, der mir anmerkungswerth geschienen. Er saget, da ihnen die Lebensmittel abgegangen, so hätten sie solche durch die Ochsenjagd ersetzen müssen: um das Fleisch dieser Ochsen zu bewahren, hätten sie solche in Vierthel gehauen, und aus Mangel des Salzes an der Luft liegen gelassen, wo sie bald riechend geworden: im Anfange wäre es ihnen schwer angekommen, sich zu dieser Speise zu gewöhnen; und sie hätten insgesammt den Durchlauf und das Fieber nebst einem so großen Ekel davor bekommen, daß sie auch nicht einmal den Geruch davon hätten leiden können; nach und nach aber hätte sich ihr

Magen

Magen dergestalt dazu gewöhnet, daß nach sechs Wochen niemand mehr unter ihnen gewesen, der nicht täglich zehn Pfund davon gegessen, und vier Löffel von der Brühe getrunken hätte: sie wären nicht mehr davon beschweret, sondern dick und fett geworden und keiner mehr krank gewesen.

1700=25.

So bald der April gekommen, begab sich le Sueur nach dem Bergwerke, wovon er nur drey Viertheilmeilen entfernet war, und in zwey und zwanzig Tagen zog er über dreyßigtausend Pfund schwere Materie heraus. Er nahm viertausend Pfund von derjenigen, die ihm die beste zu seyn schien, und schickete sie nach Frankreich. Der Ort, wo er arbeiten ließ, ist der Anfang von einem Gebirge, welches zehn Meilen lang ist, und ganz aus eben der Materie zu bestehen scheint. Es liegt an dem Ufer des Flusses, bringt keinen einzigen Baum hervor, und ist selbst bey dem schönsten Wetter beständig mit einem Nebel umzogen. Die Erde, woraus man das Erzt bringt, ist grün, und man kratzet das Kupfer davon mit dem Messer: man muß aber vorher eine Art von Rinde davon wegnehmen, die so hart, als Felsen, schwarz und durch den Dampf, der von dem Erzte geht, wie Kohlen verbrannt ist. Viele Zufälle, welche zu erzählen zu langwierig seyn würde, und woran auch nicht viel gelegen ist, am meisten aber der Mangel am Gelde, haben le Sueur verhindert, diese Unternehmung weiter zu treiben.

Beschreibung des Bergwerkes.

Im folgenden Jahre that Iberville eine dritte Reise nach Louisiana und fing eine Niederlassung an dem Flusse Maubile an. Er legete so gar den Grund zu einer Schanze daselbst, wohin kurz darnach Bienville, als er nach Sauvolens Tode Oberbefehlshaber von dem ganzen Pflanzlande geworden, alles, was er zu Biloxi hatte, brachte, und diesen letzten Ort gar verließ.

Niederlassung zu Maubile.

Im 1702ten Jahre kam Iberville zum viertenmale wieder, und ließ in der Blutbadsinsel (Isle de Massacre) Magazine und Casernen anlegen, weil es viel leichter war, da diese Insel einen Hafen hatte, die Güter, die man aus Frankreich brachte, daselbst auszuladen, als sie in Schaluppen nach der Maubileschanze zu schicken. Damals gab man dieser Insel auch den Namen der **Insel Dauphine**. Sie wurde nach und nach bevölkert; und man bauete einige Jahre darnach eine Schanze und größere Vorrathshäuser daselbst; so daß sie unvermerkt das Hauptquartier von dem ganzen Pflanzlande wurde.

Und auf der Insel Dauphine.

Indessen lebete man daselbst doch nur von demjenigen, was man aus Frankreich bekam, und von den Wilden erhalten konnte. Man überwarf sich und versöhnete sich wieder mit einigen. Man beredete viele, sich in den Gegenden des Maubile zu setzen. Sie baueten daselbst ein großes Stück Land an, und man lebete stets gut mit ihnen. Andere, als die Apalachen, kamen von selbst dahin, und zogen die Nachbarschaft der Franzosen der Spanier ihrer vor, unter denen sie sich seit langer Zeit gesetzet hatten. Außer diesen letztern aber, denen man eine Zeitlang einen Missionar gab, ergriff man eben so wenig die gehörigen Maaßregeln, die Wilden in diesen Orten Christo zu gewinnen, als man sie ergriff, der französischen Pflanzstadt einen festen Grund zu geben.

1708=25.

Man konnte nicht einmal sagen, daß in Louisiana eine Pflanzstadt war, oder wenigstens fing sie nicht eher an, eine Gestalt zu gewinnen, als 1708, da **Diron d'Artaguette** als **Commissaire Ordonnateur**, dahin kam. Seine erste Sorge war, die Einwohner in den Stand zu setzen, das Land zu bauen, welches längst dem Maubile ziemlich gut zu seyn schien, damit sie nicht mehr genöthiget seyn dürften, das Land zu durchstreifen und von

Ankunft eines Commissaire Ordonnateur.

1708 = 25.

der Jagd oder mit den Wilden zu leben, wenn die Schiffe aus Frankreich mit den Lebensmitteln zu lange außenblieben; wie schon vielmals geschehen war.

Der Erfolg aber stimmete mit seiner Hoffnung nicht überein. Denn außerdem, daß in den Gegenden des Maubile nur die Oberfläche gut Land ist, so kann der Waizen wegen der Nebel, die daselbst den Rost verursachen, niemals zur Reife kommen. Man ersetzete solches einige Zeit lang dadurch, daß man Toback pflanzete, welcher besser fortkam. D'Artaguette saget auch in einem seiner Briefe vom 10ten Jenner 1711, man schätzete den Toback von Maubile höher, als den von Virginien.

1710 = 25.

Die Insel Dauphine wird ausgeplündert.

Er setzete hinzu, es hätte im Herbstmonate des vorigen Jahres ein engländischer Freybeuter die Insel Dauphine verheeret; die Wohnplätze und Vorrathshäuser auf solcher geplündert und weggebrannt, und unerhörte Grausamkeiten an den Einwohnern ausgeübet, um sie zu nöthigen, sie sollten sagen, wo sie ihr Geld hätten; und der Verlust, den er dem Könige und den Privatpersonen verursachet hätte, beliefe sich auf achtzigtausend Franken; woraus er schloß, es sey unumgänglich nöthig, die Insel zu befestigen. Es ist gewiß, dieser Commissar urtheilete nach dem damaligen System, die Pflanzstadt außer dem Flusse anzulegen, ganz richtig; weil der einzige Hafen, wo die Schiffe ausladen konnten, der Hafen auf der Insel Dauphine war. Er hätte aber weit natürlicher daraus schließen sollen, die beste Partey, die man ergreifen könnte, wäre, daß man die Einwohner und Vorrathshäuser in den Micissipi brächte, wie man nachher zu thun genöthiget gewesen.

Louisiana wird an den Herrn Crozat überlassen.

D'Artaguette gieng in eben diesem Jahre wieder nach Frankreich, und gab dem Hofe eine große Kenntniß von dem Lande, aus welchem er kam. Einige Jahre zuvor war der Oberstwachtmeister der Truppen in Canada, von Muys, von dem wir schon geredet haben, zum Statthalter von Louysiana ernannt worden. Weil aber dieser Officier unterwegens gestorben: so ernannte der König den la Motte Cadillac zu seinem Nachfolger; und in denen Verhaltungsbefehlen, die ihm seine Majestät gaben, bemerketen sie: da sie für gut gehalten, dem Herrn Crozat das ausschließende Privilegium des Handels in Louysiana auf sechszehn Jahre, und das Eigenthum für sich und seine Erben von allen Bergwerken, Fundgruben und Erzten, die er entdecken und gültig machen könnte, unter denen in seinen offenen Briefen enthaltenen Bedingungen auf ewig zu ertheilen: so verlangeten sie, er sollte bey Ankunft eines jeden Schiffes von besagtem Herrn Crozat untersuchen, ob die Bedingung, sechs Mägdchen oder sechs Knaben auf jedem Schiffe mitzubringen, ins Werk gerichtet würde.

Ein Oberrath errichtet.

Der König setzete hinzu, er hätte, da d'Arguette wieder nach Frankreich gekommen wäre, den Herrn Duclos erwählet, die Verrichtung eines Commissaire-Ordonnateurs in besagtem Lande zu versehen; weil noch keine Gerichtsperson in Louysiana wäre, und es auch gegenwärtig nicht möglich fiele, Richter daselbst zu bestellen, wie in den andern Pflanzstädten, weil es noch nicht bevölkert genug wäre, so hätte er doch für dienlich erachtet, einen Oberrath auf drey Jahre lang zu bestellen, welcher alle, so wohl bürgerliche, als peinliche Sachen, urtheilen sollte; und er hätte den Statthalter nebst dem Commissaire-Ordonnateur und einen Schreiber zu diesem Rathe erwählet, und nach der Art, wie sie die Gerechtigkeit verwalten würden, die er ihnen anvertrauet hätte, würde er sich auch entschließen, diesen Rath beyzubehalten und zu vergrößern, oder ihn auch abzuschaffen a).

Herr

a) Dieser Rath wurde 1716 auf immer fest gesetzet.

1710-25.

Die Spanier in Mexico wollen mit Louisiana nicht handeln.

Herr Crozat hatte seiner Seits dem Herrn de la Motte Cadillac, den er mit zu seinem Handel genommen, bestens empfohlen, einige Mannschaften nach der Seite der Illinesen abzuschicken, um Bergwerke zu entdecken; und auch nach der Seite der Spanier von alt und neu Mexico, um den Handel mit diesen beyden Provinzen zu errichten. Ich habe in meinem Tagebuche ausführlich genug von demjenigen geredet, was die erste von diesen beyden Unternehmungen betrifft, welche viele Jahre ganz Frankreich in Zweifel gehalten, und endlich auf nichts hinauslief.

Die zweyte Unternehmung war nicht glücklicher. La Motte Cadillac war kaum auf der Insel Dauphine ausgestiegen, so schickete er das Schiff, auf welchem er gekommen war, nach Vera Cruz. Allein, diese Reise war vergebens. Herr de la Jonchere, welcher das Schiff führete, konnte von dem Unterkönige nicht die Erlaubniß erhalten, seine Ladung zu verkaufen. Der Unterkönig schenkete ihm einige Stücke Vieh und andern Mundvorrath, den er brauchete, und nöthigte ihn, so gleich wieder unter Segel zu gehen. Der Statthalter schmeichelte sich, bey einem andern Versuche glücklicher zu seyn, den er in eben der Absicht zu Lande that: er hatte aber beynahe eben den Erfolg, wie der erste.

Reise des St. Denys nach Mexico zu Lande.

Er hatte dieses Unternehmen dem Herrn von Saint Denys anvertrauet, und er konnte es in keine bessere Hände geben. Er gab ihm für zehntausend Franken Waaren, und wurde mit ihm einig, er sollte solche bey den Natchitochen, einer wilden Nation an dem rothen Flusse, in Verwahrung lassen. Bienville und Saint Denys selbst hatten mit diesem Volke im 1701 Jahre ein Bündniß gemacht, und einige von diesen Wilden hatten sich seit einigen Jahren an dem Micissipi bey den Colapissaern gesetzet.

St. Denys glaubete, er müßte diese Natchitochen mit sich nehmen. Er ließ ihnen solches durch einen, Namens Penicaut, vortragen, welcher ein Schiffszimmermann war. Dieser Mann hatte den Herrn le Sueur nach dem Kupferbergwerke begleitet. Er hatte viele Reisen auf dem Micissipi gethan, und verstund fast alle Sprachen der Wilden in Louisiana. Er selbst hatte die Natchitochen zu den Colapissaern geführet; und es fiel ihm nicht schwer, sie zu bereden, mit dem Saint Denys wieder nach ihrer alten Wohnung zu kommen.

Die Colapissaer aber, welche sie mit vieler Leutseligkeit aufgenommen hatten, und denen ihre Nachbarschaft nicht unnütz gewesen war, waren so böse darüber, als sie solche wegziehen sahen, ohne ihnen ein Wort davon gesagt zu haben, daß sie dieselben verfolgeten, ihrer siebenzehn tödteten, und eine große Anzahl von ihren Weibern und Töchtern wegführeten. Die übrigen flüchteten sich durch das Gehölze und stießen zum Saint Denys, der ihrer bey Biloxi erwartete. Er brach mit ihnen auf; und als er durch das Dorf der Tonicaer gieng, so vermochte er das Haupt dieser Völkerschaft, ihm mit funfzehn seiner besten Jäger zu folgen.

Als er in das Dorf der Natchitochen, welches in einer Insel des rothen Flusses, vierzig Meilen von seinem Ausflusse in den Micissipi, lag, gekommen war: so bauete er daselbst einige Häuser für die Franzosen, die er da lassen wollte. Er vermochte auch einige Wilden, sich mit den Natchitochen zu vereinigen, und versicherte sie, er wollte sie nicht verlassen. Er ließ ihnen beyderseits Geräthe zum Ackerbaue und Korn zur Aussaat geben. Er wählete sich darauf zwölf Franzosen von denen, die er mit sich gebracht hatte, und einige Wilden, verließ den rothen Fluß, der über der Insel der Natchitochen nicht mehr schiffbar ist, und nahm seinen Weg nach Westen.

1710 = 25.

Nach einer zwanzigtägigen Reise kam er bey den Assinaiern, der Cenier Nachbarn, wofern sie nicht die Cenier selbst sind, und nahe bey dem Orte an, wo de la Sale getödtet worden. So viel ist gewiß, daß sich diese Wilden nicht erinnerten, jemals Franzosen gesehen zu haben, und keine andere Europäer kannten, als die Spanier, welche ganz nackend giengen, wie sie, und elend lebeten. Die Assinaier gaben dem Herrn von St. Denys Führer, und er reisete noch hundert und funfzig Meilen, ehe er an die ersten spanischen Wohnplätze kam.

Endlich fand er an dem Ufer eines großen Flusses eine Schanze, welche die Namen St. Johann Baptista und Presidio del Norte führete. Er wurde daselbst von dem Befehlshaber, Don Pedro de Vilescas, sehr wohl aufgenommen, der ihn nebst seinem Kammerdiener, Medart Jollot, einem Wundarzte, und Penicaut, zu sich in sein Haus nahm und allen andern von seinem Gefolge Quartiere anweisen ließ. Nach einigen Rasttagen trat St. Denys mit Don Pedro in Unterhandlung. Er meldete ihm, er käme von dem Statthalter in Louysiana, ihm den Vorschlag zu thun, eine ordentliche Handlung mit diesem Pflanzlande zu errichten, und er möchte selbst die Bedingungen machen.

Der spanische Befehlshaber antwortete ihm, er könnte ohne Erlaubniß des Statthalters zu Cauis, unter dem er unmittelbar stünde, nichts thun, und schickete so gleich einen eigenen Bothen an denselben, seine Befehle zu erhalten. Cauis liegt sechzig Meilen vom Presidio del Norte, auf dem Wege nach Mexico. Als der Statthalter des Don Vilescas Brief gelesen hatte; so ließ er den St. Denys durch fünf und zwanzig Reuter abholen; und nachdem er seinen Paß untersuchet hatte, so sagete er zu ihm, es wäre nöthig, daß er zum Unterkönige nach Mexico gienge. St. Denys ließ sich solches gefallen: er reisete aber nicht eher, als das folgende Jahr, mit Jalloten ab; und bey seiner Abreise von Cauis schrieb er an die Franzosen, die er zu Presidio del Norte gelassen hatte, sie sollten zu den Natchitochen zurückkehren.

Er wird zu Mexico ins Gefängniß geleget.

Man rechnet zweyhundert und funfzig Meilen von Cauis bis Mexico. St. Denys that diese Reise unter Anführung eines Officiers und vier und zwanzig Reutern. Als er in der Hauptstadt von Neuspanien ankam: so wurde er zu dem Unterkönige geführet, dem er seinen Paß überreichete. Dieser Herr las ihn, stellete ihm solchen wieder zu und schickete ihn, ohne ihn anhören zu wollen, ins Gefängniß. Er saß drey Monate darinnen, und würde vielleicht niemals seine Freyheit wieder erlanget haben, wenn nicht französische Officier, die in des katholischen Königes Diensten waren, die den Herrn von Iberville besonders gekannt hatten, und wußten, daß St. Denys seiner Frauen Oheim war, für ihn gebethen hätten.

1713 = 25.

Soll spanische Dienste annehmen.

Er kam also wieder aus dem Gefängnisse. Der Unterkönig ließ ihm so gar dreyhundert Piaster geben und eine bequeme Wohnung anweisen, und lud ihn oft zur Tafel. Je mehr er ihn kennen lernete, desto höher hielt er ihn; kurz, er unterließ nichts, ihn zu vermögen, daß er einen Dienst in Neuspanien dem Dienste einer armen Pflanzstadt vorzöge. Er sagete zu ihm, es hätten ihm viele von seinen Landesleuten schon ein Beyspiel davon gegeben, und nicht Ursache gehabt, es sich gereuen zu lassen. Es fanden sich so gar einige von diesen Officieren, die sehr bey ihm anhielten, um ihn zu bewegen, daß er diese Partey ergreifen möchte, die sie selbst ergriffen hatten, und dessen sie sich Dank wußten.

St. Denys hatte keine Bedienung in Louysiana, und dienete nur als ein Freywilliger. Man both ihm eine Reutercompagnie an; und die Anerbiethung hätte einen canadischen

dischen Edelmann reizen können, der keine Güter hatte. Er schlug solche gleichwohl aus; und was man ihm auch sagen mochte, so blieb er bey seiner abschlägigen Antwort. Der Unterkönig sagete zu ihm, er wäre ja schon ein halber Spanier, weil er in des Don Pedro de Vilescas Tochter verliebt wäre und sie bey seiner Zurückkunft in die St. Johannsschanze heirathen sollte.

1713-25.

„Ich kann es nicht leugnen, erwiederte St. Denys, weil man Eurer Excellenz davon Nachricht gegeben, daß ich dieses Fräulein liebe: ich habe mir aber nicht geschmeichelt, sie zur Gemahlinn zu erhalten. Sie werden sie bekommen, antwortete der Unterkönig, wenn Sie die Anerbiethung annehmen wollen, die ich Ihnen gethan habe: ich gebe Ihnen zween Monate Bedenkzeit.„ Nach Verlaufe dieser Zeit erforschete er ihn noch einmal; und da er ihn unbeweglich fand, so beurlaubete er ihn und gab ihm einen Beutel mit tausend Piastern, wobey er sagete, das wäre zu den Hochzeitkosten. „Ich hoffe, setzete er hinzu, Donna Maria werde mehr Macht haben, als ich, Sie zu bewegen, daß Sie in Neuspanien bleiben. Was die Freyheit des Handels mit Louysiana betrifft, um welchen Sie anzusuchen so weit hergekommen sind, so ist es mir nicht möglich, Ihnen solchen zu bewilligen.„

Er leistet den Spaniern einen großen Dienst.

Den andern Morgen schickete er ihm ein schönes braunes Roß aus seinem Stalle und ließ ihn durch einen Officier und zweenen Reuter nach Cauis führen. Er traf daselbst Jalloten an, der ihn allda erwartete, und dem seine Geschicklichkeit in der Wundarzneykunst eine sehr große Hochachtung im ganzen Lande erworben hatte. Von da begaben sie sich zum Don Pedro de Vilescas, und fanden ihn in einer großen Verlegenheit. Dieser Befehlshaber hatte vernommen, es wären alle Einwohner in den vier Flecken der Wilden der Plackereyen der Spanier vom Presidio del Norte überdrüßig und wollten sich anderswohin begeben; und er befürchtete, man möchte ihn wegen dieses Wegzuges zur Verantwortung ziehen, welcher außerdem seinen Platz in große Noth setzen würde, weil die Besatzung nur vermittelst dieser Wilden lebete.

Er eröffnete seine Sorge dem Herrn St. Denys, welcher sich erboth, zu den Wilden zu gehen, und sie gewiß wieder zurückzubringen. Don Pedro umarmete ihn: er meldete ihm aber zugleich, er setzete sich zu vieler Gefahr aus, wenn er allein gienge. St. Denys antwortete, er fürchtete sich vor nichts, und setzete sich so gleich nebst Jalloten zu Pferde. Er erreichete die Wilden bald, deren Geräthe, Weiber und Kinder ihren Zug sehr langsam macheten; und so bald er sie nur von weitem sah, so band er sein Schnupftuch an einen Stock, wie eine Fahne, und näherte sich darauf den Häuptern, die ihn erwarteten.

Er stellete ihnen in spanischer Sprache vor, was für Gefahr sie sich bloß stelleten, wenn sie sich unter Völkern setzeten, die sie nicht kenneten, und wovon er wüßte, daß sie nicht sonderlich gesellig, aber sehr grausam wären. Er sagete darauf zu ihnen, wenn sie wieder in ihre alte Wohnung kommen wollten, so verspräche er ihnen im Namen des Befehlshabers, es sollte kein Spanier jemals anders, als mit ihrem guten Willen, einen Fuß in ihre Dörfer setzen; und sie sollten in Zukunft alle Ursache haben, mit den Officieren und Soldaten zufrieden zu seyn.

Sie ließen sich bereden; und Don Pedro war eben so erstaunt, als erfreut darüber, da er seinen Gast mit allen den Wilden zurückkommen sah, deren Abzug unfehlbar sein Verderben würde gebracht haben. Er hielt so gleich alle Versprechungen genehm, die ihnen

1713-25. ihnen St. Denys gethan hatte, und sie zogen wieder in ihre Flecken. Den Spaniern aber wurde bey Lebensstrafe verbothen, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß nicht hinein zu gehen.

Seine Verheirathung mit einer Spanierinn.

Nach einem so großen Dienste hatte St. Denys keine Schwierigkeit mehr, vom Don Vilescas seine Tochter zur Ehe zu erhalten; und das Beylager wurde mit aller spanischen Pracht und Herrlichkeit vollzogen, welche der Ort, wo es begangen ward, erlaubete. Die neuen Eheleute blieben sechs Monate bey einander. Endlich glaubete St. Denys, er dürfte es nicht länger verschieben, dem Herrn de la Motte Cadillac von dem Erfolge dessen, was ihm aufgetragen worden, Nachricht zu geben. Er reisete also nach Maubile, in Begleitung des Don Johann de Vilescas, eines Oheims seiner Frau, die er schwanger zurück ließ, nachdem er ihr versprochen, mit ehestem zurück zu kommen, sie abzuholen.

Die Engländer wollen den Franzosen die Wilden abspenstig machen.

Unter währenden diesen Unterhandlungen und Begebenheiten hatte der Statthalter von Louysiana den Herrn de la Loire zu den Natschen mit Waaren geschickt, um daselbst Vorrathshäuser anzulegen. Er fand allda Engländer, die von Carolina dahin gekommen waren, um diese Wilden, die Yasuer und die Chicachaer, zu vermögen, den andern Nationen den Krieg anzukündigen, um ihnen Gefangene zuzuführen, welches auch ins Werk gerichtet wurde. Man hatte sie so gar im Verdachte, daß sie etwas wider uns anzettelten; und la Loire erhielt kurz darauf Befehl, ihren Officier anzuhalten, der allein bey den Natschen geblieben war.

Er gehorchete, und der Officier wurde nach Maubile gebracht, wo Bienville, der daselbst in la Motte Cadillacs Abwesenheit Befehlshaber war, ihn drey Tage lang bewirthete, worauf er ihm erlaubete, wieder zurück zu gehen. Er nahm den Weg über Pensacole, wo ihn der Statthalter, Don Gusman, auch sehr gütig aufnahm. Nachdem er aber durch die Alibamonen nach Carolina gehen wollen: so gerieth er auf eine Partey jagender Tomesen, die ihm den Kopf einschlugen. Ich weis nicht, was diese Wilden damals wider die Engländer erzürnete: die meisten aber erkläreten sich auf einmal wider sie.

Einfall der Wilden in Carolina.

Sie hatten ein Vorrathshaus in einem Dorfe der Tchactaer. Diese Wilden plünderten es, und ermordeten alle diejenigen, die es bewacheten. Dieß war nur der Anfang von ihren Unfällen. Man hatte kaum bey den andern Nationen vernommen, was bey den Tchactaern vorgegangen, so verbanden sich die Alibamonen und viele andere Völker, mit denen wir fast stets im Kriege gelebet, und thaten einen Einfall in Carolina. Sie verheereten viele Wohnplätze und macheten eine Menge Gefangene, die sie nach Maubile führeten. Bienville kaufete sie von den Wilden los, und sorgete für ihren Unterhalt so lange, bis er eine gute Gelegenheit gefunden hatte, sie ohne Gefahr wieder zurückgehen zu lassen.

La Motte Cadillac war zu den Illinesen gegangen, und bey seiner Zurückkunft in Maubile sprengete man aus, man hätte in dem Lande, aus welchem er käme, ein Silberbergwerk entdecket. Diese vermeynte Entdeckung richtete eine große Verblendung unter den Franzosen an, noch mehr aber in Europa, als in America. Mehr wirkliches war bey einer Abordnung, die der Statthalter bey seiner Ankunft zu Maubile erhielt. Ein sehr angesehenes Oberhaupt in dem Lande kam zu ihm, und machete im Namen vieler Völkerschaften ein Bündniß mit ihm. Zu gleicher Zeit erbothen sich auch die Alibamonen,

unsere

unsere offenbaresten Feinde bisher, auf ihre Kosten eine Schanze in ihrem Dorfe zu erbauen und Franzosen hinein zu nehmen. Ihre Anerbiethung wurde angenommen; die Schanze erbauet, und der Hauptmann de la Tour nahm mit zweenen Lieutenanten und einigen Soldaten Besitz davon.

1712-25.

Verrätherey der Natschen.

Indem dieses vorgieng, merkete man, daß die Natschen mit einer Verrätherey umgiengen. Sie tödteten vier Franzosen, die mit einigen von den Ihrigen reiseten, und bereiteten den Herren de la Loire eben dergleichen Begegnung zu, wovon der Aelteste mit einem andern Haufen dieser Barbaren nach den Illinesen abgereiset, der Jüngste aber in ihrem Dorfe geblieben war. Einer von denen aber, die den erstern begleiteten, warnete ihn, er sollte auf seiner Hut stehen. Er redete so gleich mit jedem von allen andern insbesondere, und ohne ihnen zu melden, von wem er die Nachricht von ihrem Vorsatze hätte, versprach er ihnen eine große Belohnung und gab ihnen sein Wort, es geheim zu halten, wenn sie ihm die Wahrheit gestünden.

Die Herren de la Loire entgehen ihnen.

Sie meldeten ihm insgesammt, sechs Meilen von dem Orte, wo sie wären, und wo man nahe an dem Ufer hingehen müßte, um einen sehr gefährlichen Schlund zu vermeiden, erwarteten ihrer hundert und funfzig Mann von ihren Leuten mit Flinten, die einen, Namens den Bärtigen, zu ihrem Anführer hätten; und er müßte unfehlbar daselbst umkommen. Dieses Geständniß von acht Personen, die alle einerley versicherten, machete, daß la Loire die Partey ergriff, wieder zurück zu gehen. Weil er aber alle Ursache zu fürchten hatte, die Verschwörung wäre unter den Natschen allgemein: so war er seines Bruders wegen in Unruhe.

Penicaut, welcher ihn begleitete, erboth sich, diesen aus dem großen Dorfe der Natschen zu bringen, und er fing es so an. Als der ganze Haufe ungefähr anderthalb Stunden vor der Nacht an den Landungsplatz der Natschen gekommen war: so stieg Penicaut nur ganz allein an das Land und sagete zum Herrn de la Loire, er sollte seiner bis Mitternacht erwarten; und wenn er alsdann nicht erschiene, so könnte er nur glauben, daß er todt wäre, und hätte alsdann nichts anders zu thun, als weiter zu fahren. Er nahm darauf seinen Weg gerade nach der Wohnung des jungen la Loire, welche eine Meile von da war, und hatte nur seine Flinte, seinen Pulverbeutel und einige Kugeln bey sich.

Als er an das Dorf kam, so liefen einige Natschen, die ihn gewahr wurden, zum la Loire und sageten, es würde ein Franzose ankommen. Er gieng hinaus, um zu sehen, wer es wäre; und nachdem er Penicaut erkannt, so fragete er ihn um die Ursache seiner Reise, und was er für Zeitung von seinem Bruder brächte. Penicaut antwortete ihm, er wäre krank geworden. Als er aber in seiner Wohnung war, so bath er ihn, das große Haupt der Natschen holen zu lassen, welcher so gleich kam. Penicaut sagete zu ihm, es wären sechse von den acht Natschen, die mit dem Herrn de la Loire und ihm abgereiset wären, um nach den Illinesen zu gehen, krank geworden, und sie hätten sich also genöthiget gesehen, anzulegen. Sie wären insgesammt an dem Landungsplatze, und er bäthe ihn, morgen mit dem Frühesten dreyßig Wilde dahin zu schicken, das Canot auszuladen und die Waaren in das Vorrathshaus zu schaffen.

Das große Haupt versprach es, und setzete hinzu, Herr de la Loire hätte sehr wohl gethan, daß er nicht weiter gegangen, weil er seinetwegen viel von Seiten der Yasuer, einer treulosen und den Franzosen gehässigen Nation, befürchtet hätte. Penicaut antwortete

1713=25.

tete nichts darauf, und bezeugete ein völliges Vertrauen gegen dieses Oberhaupt. Als sich solcher aber hinweg begeben hatte: so gab er la Loiren Nachricht von seiner Reise und ihm zu verstehen, daß er weiter auf nichts denken müßte, als sich zu retten, und daß kein Augenblick zu verlieren wäre. La Loire sagete zu ihm, das wäre keine leichte Sache, weil drey Wilde in seiner Kammer schliefen. Penicaut aber machete ihm Muth und stund ihm für den Ausgang.

Als es ganz Nacht war, so legeten sie sich nieder, und die Wilden schliefen zuerst ein. Penicaut wollte sie erstechen: la Loire aber hielt ihn davon ab, weil er dafür hielt, es wäre schwer, drey Menschen umzubringen, ohne daß einer von ihnen Zeit hätte, zu schreyen. Penicaut öffnete also sachte die Thüre und ließ la Loiren hinaus gehen, welcher die Vorsicht gehabt, seine Flinte zu laden. Eine halbe Viertelstunde darnach gieng er selbst hinaus und schloß die Thüre von außen zu. Er lief seinem Gefährten nach, den er bald einholete. Als sie sich dem Landungsplatze näherten: so trafen sie den ältern la Loire an, welcher schon angefangen, sehr unruhig zu seyn. Sie umarmeten einander so gleich und beurlaubeten die acht Natschen, nachdem sie solche reichlich beschenket hatten.

Das Haupt der Tonicaer will ihnen nicht beytreten.

Um zehn Uhr des Morgens kamen sie zu den Tonicaern; und sie waren noch da, als man drey Natschen ankommen sah, die das große Haupt aus Verzweifelung, daß ihm die Herren de la Loire entwischet waren, an das Haupt der Tonicaer schickete, um es zu vermögen, alle die Franzosen umzubringen, die in seinem Dorfe wären. Der Tonica, welcher ein ehrlicher Mann und aufrichtiger Freund der Franzosen war, wurde über dergleichen Antrag böse. Er wollte, statt aller Antwort, denjenigen die Köpfe einschlagen, die so kühn gewesen waren, ihm solchen zu thun: ein Geistlicher aber, Namens Davion, welcher Missionar in seinem Dorfe war, widersetzete sich solchem.

Bienville soll sie bestrafen.

Die Herren de la Loire setzeten ihren Weg fort und kamen nach Maubile, wo man sich sehr wunderte, sie wieder zu sehen, und noch mehr, als man die Ursache ihrer Zurückkunft erfuhr. La Motte Cadillac glaubete, er dürfte die Verrätherey der Natschen nicht ungestrafet lassen, und warb eine Partey von hundert Mann Soldaten und Einwohnern, unter der Anführung des Königslieutenants, Bienville, dem er den Oberstwachtmeister Paillour, den Hauptmann Richebourg, den Lieutenant dü Tisne und die beyden Brüder, welche den Natschen entgangen waren, zugesellete. Als sie vor der Bay der Tonicaer vorbey fuhren: so wurden sie einen Sack gewahr, der an einem Zweige eines Baumes an dem Ufer des Flusses hing; und in diesem Sacke fanden sie einen Brief von dem Herrn Davion, welcher erfahren, daß sie da vorbeygehen sollten, ohne sich aufzuhalten, und ihnen Nachricht gab, daß ein Franzose, Namens Richard, welcher von den Illinesen zurückgekommen, von den Natschen wäre ergriffen worden; daß ihn diese Barbaren, nachdem sie ihm seine Waaren abgenommen, in ihr Dorf geführet, ihm die Hände und Füße abgehauen, und ihn so lebendig in eine Mistpfütze geworfen.

Er schlägt ein Lager bey den Tonicaern.

Bienville hatte sich bis daher in den Kopf gesetzet, die Herren de la Loire hätten nur ein leeres Schrecken gehabt. Das Lesen dieses Briefes aber benahm ihm seinen Irrthum. Er glaubete so gar, nicht einmal stark genug zu seyn, gerade wider die Natschen zu marschiren. Er lief in die Bay der Tonicaer ein, bauete daselbst eine Schanze, und schickete den Tisne mit zwanzig Mann an das große Haupt der Natschen, um ihm zu sagen, er hätte ihm etwas zu eröffnen, und bäthe ihn, zu ihm bey den Tonicaern zu kommen. Tisne kam den andern Morgen wieder, und meldete dem Herrn von Bienville, das große

Haupt

Haupt würde ihm gleich nachkommen. Er gieng indessen nicht aus seinem Dorfe, sondern schickete nur einige geringere Häupter mit etwan fünf und zwanzig Mann an den französischen Befehlshaber.

1713-25.

Was zwischen ihm und den Natschen vorgeht.

Bienville ließ, so bald er ihre Canote von weitem sah, fünf Fahnen an dem Ufer des Flusses aufstecken, eine Menge Zelte aufschlagen und alle Trommelschläger das Spiel rühren, damit sie glauben sollten, er hätte wenigstens sechshundert Mann bey sich. Die Wilden setzeten ans Land und giengen mit so vielem Vertrauen in die Schanze, als wenn es ein bloßer Besuch gewesen wäre. Sie überreicheten darauf dem Befehlshaber ein Friedenscalumet, welches er aber ausschlug. Dieses setzete die Wilden dergestalt in Schrecken, daß sie sich insgesammt für verloren hielten. Bienville sagete zu ihnen mit einem erzürnten Gesichte: er wäre gekommen, Genugthuung wegen des Mordes zu fordern, den sie an fünf Franzosen begangen hätten; er wollte, man sollte ihnen die Mörder ausliefern, oder wenigstens ihre Köpfe bringen.

Sie antworteten ihm, was er forderte, das stünde nicht in ihrer Macht: wenn er es aber verlangete, so wollten sie einige von ihnen an ihr großes Haupt schicken, um es von seinen Gesinnungen zu unterrichten. Er willigte darein, unter der Bedingung, die andern sollten seine Gefangenen bleiben; und so gleich ließ er sie in eine Cabanne führen, wo sie bewachet wurden. Diejenigen, die zu den Natschen gegangen waren, kamen bald wieder und überreicheten dem Befehlshaber den Kopf eines Menschen, den das große Haupt hatte hinrichten lassen, welcher aber keiner von den Mördern war. Bienville fragete sie: ob man seiner spotten wollte; und setzete hinzu, er wollte die Köpfe der Strafbaren haben, und vornehmlich eines Hauptes seinen, das er ausdrücklich nannte.

Die Abgeordneten antworteten ihm: dieses Haupt wäre ein Vetter der Sonne, und die würde lieber das ganze Dorf umkommen sehen, als diesen jungen Menschen aufopfern, welcher der tapferste in der ganzen Nation wäre; übrigens wären unter denjenigen, die er gefangen behalten, die vier Mörder der Franzosen, und er könnte ihnen ihr Recht thun lassen. Bienville ließ sie so gleich kommen; sie wollten die That leugnen: sie wurden aber überzeuget und ihnen die Köpfe mit Stöcken eingeschlagen. Unter ihnen befand sich ein im ganzen Lande wegen seiner Grausamkeit und Verräthereyen so beschriebenes Haupt, daß alle Nationen schon seit langer Zeit seinen Tod gewünschet hatten.

Er machet Friede mit ihnen.

Nachdem dieses geschehen: so berathschlagete man sich, was in denen Umständen, worinnen man sich fände, am besten zu thun wäre; und man hielt einmüthig dafür, da die Natschen im Stande wären, wenn man sie aufs Aeußerste triebe, die Schifffahrt auf dem Flusse und alle Gemeinschaft mit den Illinesen zu stöhren, so wäre es weit dienlicher, sich des Schreckens zu Nutze zu machen, worein man sie zu setzen Mittel gefunden, um mit ihnen einen vortheilhaften Frieden zu schließen, und ihnen folgende Bedingungen als eine Gnade vorzuschlagen.

1) Sollten sie auf ihre Kosten und an dem Orte, den man ihnen anzeigen würde, eine Schanze nebst Vorrathshäusern und nöthigen Wohnungen für die Besatzung und Buchhalter, die man hineinlegen würde, in ihrem großen Dorfe bauen. 2) Sollten sie alle Waaren wieder herausgeben, die sie den Franzosen genommen hätten, und sie wegen alles andern Verlustes, den sie ihnen verursachet hätten, schadlos halten. 3) Sollte sich der Vetter des großen Hauptes, über den man sich beklagete, nicht in dem Dorfe sehen lassen, bey Strafe, daß ihm der Kopf eingeschlagen würde. Diese Puncte wurden den

1714-25. Abgeordneten vorgelesen, welche sie billigten; und Pailloux wurde mit zwanzig Mann befehliget, sie von dem großen Haupte genehm halten zu lassen.

Er zog mit klingendem Spiele und fliegender Fahne in dem Dorfe ein. Alles Volk, welches die Franzosen liebete, war ihm entgegen gelaufen und empfing ihn mit großem Freudengeschreye. Er gieng gerade nach der Sonnencabanne und überreichete die Friedensbedingungen. Das Haupt nahm sie an, und sagete, es erwartete nur des Herrn Bienville Befehl, an der Schanze arbeiten zu lassen; und diese Antwort wurde dem Befehlshaber geschickt, welcher auf solche von den Tonicaern mit funfzig Mann nach den Natschen abgieng, wo ihn die Sonne, oder das Oberhaupt, in Begleitung des ganzen Fleckens beym Aussteigen aus seinem Canote empfing.

Leget eine Schanze an.

Gleich den andern Morgen bezeichnete er den Ort, wo die Schanze sollte gebauet werden, die den Augenblick abgestecket wurde; und Pailloux bekam die Aufsicht über die Arbeit. Sie wurde innerhalb sechs Wochen fertig, und Bienville, welcher wieder in sein Lager bey den Tonicaern gezogen war, kam mit allen Franzosen zurück, Besitz davon zu nehmen. Er ließ Wohnungen für die Befehlshaber, Casernen für die Soldaten, und Vorrathshäuser, so wohl für die Waaren, als Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse, hinzu thun.

Die Schanze wurde nach dem Namen der Frau Kanzlerinn von Pontchartrain, **Rosalia** genannt; und ich habe schon bemerket, daß Iberville diesen Namen für eine Stadt bestimmet hatte, die er an eben dem Orte zu stiften Willens war. Die Natschen sangen darauf das Calumet dem Herrn von Bienville, welcher dieses ganze 1714 Jahr zu Rosalia zubrachte. Ehe er von da weggieng, vertrauete er die Befehlshaberstelle dem Herrn von Pailloux an, welchem er den Herrn dû Tisne zum Lieutenante gab. Er gieng so gleich nach Maubile ab, wo er nicht länger blieb, als er brauchete, eine große Zufuhre zurechte zu machen, die er selbst zu den Natschen führete.

Schanze bey den Natchitochen.

Um eben diese Zeit kam St. Denys zu Maubile an, und die Antwort, die er von dem Unterkönige in Neuspanien mitbrachte, benahm dem Herrn de la Motte Cadillac alle Hoffnung, mit den Spaniern öffentlich Handlung treiben zu können. Er glaubete daher, auch seiner Seits verbunden zu seyn, sie zu verhindern, daß sie nicht zu nahe an uns kämen, wie sie Willens zu seyn schienen. Dieserwegen trug er dem Herrn dû Tisne auf, eine Schanze auf der Insel der Natchitochen zu erbauen. Kaum war diese Schanze fertig, so erhielt Tisne Nachricht, die Spanier hätten sich bey den Assinaiern gesetzet, und man hätte alle Ursache, zu urtheilen, ihr Vorsatz wäre, bis nach dem Micissipi zu gehen, wenn man ihnen nicht zuvorgekommen. Dieses nöthigte den Statthalter von Louisiana, die Besatzung in der Schanze bey den Natchitochen zu verstärken.

Zustand der Handlung in Louisiana.

Indessen war die ausschließende Handlung, welche 1712 dem Herrn Crozat bewilliget worden, an statt daß sie die Aufnahme von Louisiana hätte befördern sollen, ihr nur nachtheilig; und Crozat hatte nicht allen Vortheil dabey gefunden, den er sich davon versprochen hatte. Diese beyden Sachen gehen stets mit einander: wenn man sich durch den Handel eines Pflanzlandes bereichern will, so muß man es bevölkern und die Einwohner in den Stand setzen, die Waaren zu nehmen, die man dahin bringt, und dafür andere zu geben; welches ohne großen Vorschuß nicht angeht. Diejenigen, welche dergleichen Unternehmungen thun, müssen die Personen wohl aussuchen, denen sie ihren Vortheil anvertrauen. Nichts von dem allen geschah, und jedermann befand sich schlecht dabey.

Damit

1716-36.

Damit man dasjenige recht verstehe, was ich in dem Verfolge dieser Geschichte davon sagen muß, so ist es nöthig, die Sachen von etwas höher herzuholen und besonders zu zeigen, in was für einem Zustande sich Louisiana befand, als Crozat das gedachte Privilegium erhielt, und wie es damit stund, als er dieses Privilegium wieder aufgab. Man rechnete im 1712 Jahre nicht über acht und zwanzig französische Familien in Canada, worunter nicht die Hälfte waren, die sich auf den Ackerbau legeten, und die man Einwohner hätte nennen können. Die übrigen waren Kaufleute, Wirthe und Arbeitsleute, die sich an keinem Orte fest setzeten.

Die Handlung wurde damals nur zu Maubile und auf der Insel Dauphine getrieben, und bloß mit Brettern, Bärenhäuten, Ziegenfellen, Katzenfellen und andern dergleichen Pelzwerke. Die Reisenden oder Wildschützen, die fast alle Canadier waren, giengen zu den Wilden und setzeten dasjenige, was sie von französischen Gütern haben konnten, gegen Pelze und Sclaven um, die sie den Einwohnern verkaufeten. Diese letztern verkaufeten die Häute wieder an die Spanier zu Pensacole, oder an die Schiffe, die von Zeit zu Zeit aus Frankreich kamen, und braucheten ihre Sclaven, das Feld zu umackern oder Bretter zu sägen, die sie zuweilen nach Pensacole, am meisten aber nach Martinique oder St. Domingo verthun konnten. Sie tauscheten von diesen Pflanzstädten Zucker, Toback, Cacao und französische Waaren ein, wenn man zu lange ausblieb, ihnen solche gerades Weges zuzuführen.

Sie führeten auch nach Pensacole, wo die Spanier noch keinen Feldbau hatten, Hülsenfrüchte, Maiz, Flügelwerk und überhaupt alles, was sie von ihrem Fleiße gewinnen konnten, und ihren Nachbarn abgieng, die nicht so fleißig und nicht so arbeitsam waren. Alles dieses brachte ihnen ein wenig Geld ein, wofür sie dasjenige kaufeten, was sie von andern Orten her haben mußten. Es war nicht genug, sie reich zu machen, aber sie lebeten doch bequem. Sie hatten gar wohl erkannt, daß das Land Toback, Indig, Baumwolle und Seide zeugen könnte: allein, es fehlete an Händen, solche zu bauen. Es waren keine Leute in dem Pflanzlande, die ihnen helfen konnten, noch die sie aufzumuntern dachten; sie wußten auch nicht einmal, wie man diese Pflanzen warten mußte.

Ueber dieses hatte die Pflanzstadt so wenig feste Gründe, daß man stets befürchtete, der König möchte sie verlassen, und alle Sorge und Mühe, die man sich gäbe, würde vergebens seyn. Viele begaben sich so gar anderswohin, und andere blieben nur da, weil sie sich nirgend anders hin zu begeben wußten. Es ist erstaunlich, daß Crozat, da er sich das Eigenthum von Louisiana auf fünf und zwanzig Jahre nebst dem ausschließenden Handel erworben, sich nicht von der Beschaffenheit der Sachen habe unterrichten lassen, um seinen Entwurf nach einer so nöthigen Erkenntniß einzurichten. Es ist aber bey dergleichen Gelegenheiten ziemlich gewöhnlich, daß man denjenigen Personen nicht trauet, von denen man die sicherste Kenntniß erhalten könnte, und deren Erfahrung sie am geschicktesten machet, eine neue Unternehmung zu unterstützen. Man befürchtet, sie möchten ihrem besondern Nutzen den Vortheil des neuen Unternehmens aufopfern; und man erwägt nicht, daß, wenn man in dergleichen Geschäfften glücklich seyn will, das sicherste Mittel ist, diejenigen mit darein zu verwickeln, welche die Sache am besten verstehen, so daß sie ihren eigenen Vortheil bey dem Fortgange der Unternehmung finden.

Dieses that Crozat nicht, und er sah nicht ein, daß man niemals etwas aus einem Lande zieht, es mag auch noch so gut seyn, wenn man die Einwohner verhindert, reich

1716-36. zu werden. Er hatte kaum von seinem ausschließenden Handel Besitz genommen: so erschienen die Schiffe von den Inseln nicht mehr in Louisiana. Man verboth den Einwohnern zugleich, nach Pensacole zu gehen, von daher alles Geld kam, welches in diesem Pflanzlande umher gieng, noch an jemand anders, es sey, wer er wolle, zu verkaufen, als an Crozats Factore, die sich dadurch im Stande sahen, den Landesgütern einen Werth zu geben, welchen sie wollten. Sie ermangelten auch nicht, sich dieser Gewalt zu misbrauchen. Endlich so schätzeten sie das Pelzwerk um einen so geringen Preis, daß die Wildschützen, welche es in Canada und bey den engländischen Pflanzstädten vortheilhafter anbringen konnten, alles dahin trugen.

Crozats Gesellschaft würde, wenn sie eine ganz andere Aufführung beobachtet hätte, sich Ansehen erworben und das Vertrauen der Einwohner zugezogen haben, worauf sie dieselben zu ihrem Endzwecke hätte bringen können, so bald sie solche würde vermehret und angehalten haben, aus ihrem Lande alles zu ziehen, was es hervorbringen könnte. Allein, da sie ihnen die kleine Geldader abschnitt, die von Pensacole zu ihnen kam, da sie den Preis ihrer Güter und ihrer Waaren heruntersetzete, da sie ihren Handel einschränkete, den sie besser verstanden, als die Gesellschaft, und wovon der Vortheil selbst auf die Gesellschaft gekommen seyn würde, und da sie den Werth derjenigen Sachen erhöhete, die sie aus Frankreich zu nehmen verbunden waren: so setzeten sie dieselben außer Stand, sich zu ernähren, und noch mehr ihre Ländereyen recht nutzbar zu machen.

Dieser Verfall des Handels und Feldbaues in Louisiana mußte auch dem Könige nothwendig einen sehr großen Schaden bringen, wenn man erwägt, daß nach den fünf und zwanzig Jahren, die dieses ausschließende Privilegium des Herrn Crozats währen sollte, das Pflanzland sich in schlechtern Umständen befinden würde, als es war, da dieses Privilegium ertheilet wurde; und der Schade wurde Seiner Majestät keinesweges durch die Ladung von funfzig Tonnen vergütet, welche ihr die Gesellschaft auf den Schiffen geben sollte. Es ist wahr, der König ersparete dadurch die Unkosten von einem Schiffe, welches er nach Louisiana hätte schicken müssen, um alles dasjenige daselbst hinzubringen, was zum Unterhalte der Truppen nöthig war. Allein, man hatte ein viel näheres Mittel, diesen Aufwand zu ersparen, oder vielmehr diese Unkosten durch die Fracht zu vergüten, welche dieses Fahrzeug unfehlbar zu St. Domingo finden würde.

Man brauchete dazu nur jährlich eine Fregatte von hundert und siebenzig Tonnen, oder eine von denen engländischen Galeeren mit zweyen Verdecken, auszurüsten, welche einen sehr großen Schiffsraum haben, jedoch gut segeln, und wegen ihrer leichten Bewegung von wenig Mannschaft regieret werden. Was ich hier schreibe, ist aus einem urtheilenden Berichte, den damals der Herr Duclos an den Minister schickete. Er war dem Herrn Artaguette, wie ich gesaget habe, in der Bedienung eines Commissaire-Ordonnateurs in Louisiana gefolget, welcher nachher eben die Bedienung am Franciscusvorgebirge auf St. Domingo verwaltete, wo er sich bey den in dieser Insel 1723 entstandenen Unruhen sehr gut aufführete, und nicht lange darnach zum Intendanten der americanischen Inseln unter dem Winde ernannt wurde.

Crozats Vorschläge u. Beschwerden.

Crozat empfand den Schaden, welchen sein Privilegium dem Besten des Königes brachte, viel eher, als den Nachtheil, den es den Einwohnern von Louisiana verursachete. Dieses nöthigte ihn, Seiner Majestät den 5ten des Heumonates 1714 neue Vorschläge zu thun, in der Absicht, den Officieren, Soldaten und andern Bedienten, die Sie in diesem

Pflanz-

Pflanzlande hielt, die Bezahlung ihres Gehaltes, und die Ueberschickung der Kaufmanns-waaren und des Kriegesvorrathes so wohl zu den Arbeiten, als zur Unterhaltung der Schanze und zu denen Geschenken, die man den Wilden jährlich machet, zu erleichtern; und diese Vorschläge wurden genehm gehalten. Einige Monate zuvor hatte er andere Schreiben eingegeben, worinnen er sich über viele Dinge beschweret, und woraus erhellet, daß man auch in Louisiana große Klagen über sein ausschließendes Privilegium führete.

1716-36.

Seine Beschwerden waren: 1. die Schwäche der Franzosen in diesem Pflanzlande machete sie den Wilden verächtlich und setzete sie außer Stand, solche zu verhindern, daß sie einander nicht unaufhörlich bekriegeten; woraus folgete, daß es nicht möglich wäre, irgend eine Art vom Handel in diesem Lande zu errichten, noch folglich Schiffe aus Frankreich dahin zu schicken, ohne sich der Gefahr auszusetzen, alle Unkosten der Ausrüstung zu verlieren. 2. Näherten sich die Engländer den Franzosen sehr, welche letztern sich in dem Flusse Maubile und der Insel Dauphine aufhielten, wo der Boden zu nichts taugete, den erstern aber alle Ufern des Micissipi freyließen, wo nichts sie verhinderte, sich zu setzen und bis in Neumexico und Neubiscaya zu dringen. Diese Klage führeten alle verständige Leute. 3. Begriffe man nicht, woher es käme, daß man Louisiana mit solcher Gleichgültigkeit in Frankreich ansähe. Crozat scheuete sich nicht, zu behaupten, daß, wenn man auf die Vortheile Acht haben wollte, die man daraus machen könnte, sich kein Pflanzland fände, an dessen Erhaltung und Aufnahme dem Staate mehr gelegen wäre. „Der Seehandel „des Königreiches, sagete er, ist fast zu nichts geworden. Indessen werden doch durch die „Schifffahrt der Kauffahrteyschiffe zu Friedenszeiten die Matrosen gezogen, welche der Kö-„nig für seine Schiffsflotten findet, wenn ein Krieg erkläret wird. Es ist also überhaupt „viel daran gelegen, die Schifffahrt zu vermehren, und durch die verschiedenen Wohnsitze, „die man in Louisiana anlegen kann, steht zu hoffen, daß, wenn man ernstlich daran arbei-„tet, der Handel dieses Landes in wenigen Jahren eine ansehnliche Anzahl Schiffe beschäff-„tigen wird. Die Engländer merken die Wichtigkeit der Pflanzstädte in Louisiana sehr „wohl; und man darf nur den Herrn Marschall von Uxelles befragen, was er sie zu „Utrecht von unserer Niederlassung an dem Micissipi hat sagen hören.„ Ihre Aufführung seit der Zeit rechtfertiget dasjenige täglich, was in dieser Schrift davon gesaget wurde. Und 4. so kömmt hier die große Beschwerde des Herrn Crozats und zugleich seine Antwort auf dasjenige, was man ihm vorwarf, daß, da er sich gegen den König anheischig gemacht, Louisiana zu bevölkern, und darinnen alle Arten von Handel zu errichten, wozu es, nach seinem eigenen Geständnisse, fähig war, es sich dennoch gleichwohl in einem weit schlechtern Zustande befände, seitdem ihm solches übergeben worden. Er beklagete sich also darüber, daß man sich bey dem Rathe dieser Provinz geweigert, seine offenen Briefe in die Register zu tragen; daß sich alle Welt ihm widersetzete; und daß diese Widersetzungen von denen Bedienten unterstützet würden, die gewohnt wären, mit den Spaniern Handlung zu treiben.

Er tritt sein Recht dem Könige wieder ab.

Es geschah vermuthlich zu versuchen, ob er die Soldaten auf seine Seite bringen könnte, daß er dem Könige die in dieser Schrift enthaltenen Vorschläge that. Weil aber seine Sachen dadurch nicht besser giengen, nachdem er diesen Versuch gethan hatte: so wartete er nicht so lange, bis die Zeit seines Privilegii verflossen war, sondern gab es dem Könige in dem folgenden 1717ten Jahre wiederum zurück. Darauf entstund die berühmte Occidentgesellschaft, welche unter der Anführung des Herrn Law, nach und nach fast allen Handel in und außerhalb dem Königreiche über sich nahm, und aus deren Schooße die indiani-

sche

1717.

Solches erhält die Occidentgesellschaft.

sche Gesellschaft entstanden ist, welche heutiges Tages so blühend und die einzige ist, der es in Frankreich seit Errichtung der Monarchie geglücket. Die offenen Briefe der erstern in Gestalt eines Edicts, welche von der **Errichtung einer Handlung unter dem Namen der Occidentgesellschaft** reden, und den 6ten des Herbstmonates eben desselben Jahres bey dem Parlemente in die Register getragen worden, melden, Seine Majestät bewillige besagter Gesellschaft auf fünf und zwanzig Jahre:

Bedingungen dabey.

1. Den Handel in Canada, unter der Bedingung, an dem Feldbaue und Pflanzungen arbeiten zu lassen.

2. In der Zeit von fünf und zwanzig Jahren, von dem Tage der Eintragung in die Register anzurechnen, allein die Handlung in der Provinz und Statthalterschaft Louisiana zu treiben, und alle die Felder, Küsten, Häfen und Inseln, woraus diese Provinz besteht, auf ewig, solche mit allem Eigenthume, aller Herrschaft und Gerichtsbarkeit zu genießen, und behalte er sich kein anderes Recht, noch weitere Gerechtsamen davon vor, als die lehensherrliche Oberherrschaft, und die Leistung des Eides der Treue und der Huldigung, die ihm und seinen Nachfolgern bey einer jeden Veränderung des Königes besagte Gesellschaft, mit Ueberreichung einer goldenen Krone, dreyßig Mark schwer, abstatten soll. Man muß hierbey anmerken, daß durch einen andern Befehl vom 27sten eben desselben Herbstmonates das Land der Illinesen von der Statthalterschaft Neufrankreich abgerissen und der Statthalterschaft Louisiana einverleibet worden.

3. Die Macht und Gewalt, im Namen Seiner Majestät, so weit sich das ihr bewilligte Land erstrecket, mit allen Nationen des Landes, die unter keiner andern europäischen Macht stehen, zu unterhandeln und Bündnisse zu machen, und im Falle sie von ihnen beleidiget wird, solchen den Krieg anzukündigen, einen Frieden und Waffenstillstand zu machen.

4. Den unumschränkten Besitz der Bergwerke und Fundgruben, die sie während der Zeit ihres Privilegii wird eröffnen lassen.

5. Die Erlaubniß, die ihr bewilligten Ländereyen zu verkaufen und zu veräußern, Schanzen, Schlösser und Plätze bauen zu lassen, so wie sie es zur Vertheidigung des verwilligten Landes für nöthig erachten wird, Besatzungen hinein zu legen, mit Genehmhaltung Seiner Majestät Kriegesleute in Frankreich anzuwerben, und solche Statthalter, Oberstwachtmeister, Officiere und andere Bediente zu bestellen, die Truppen anzuführen, wie es ihr belieben wird.

L'Epinay wird Statthalter von Louisiana.

La Motte Cadillac und Dúclos waren nicht mehr zu Louisiana, als diese Veränderung vorgieng. **L'Epinay** war dem erstern und **Hubert** dem andern gefolget. Sie waren in der Insel Dauphine im März dieses Jahres angekommen, und einige Monate darnach ernannte die Occidentgesellschaft den Herrn von Bienville zum Generalbefehlshaber der ganzen Provinz. Seine Bestallung war vom 20sten des Herbstmonates. Er bekam sie aber erst das folgende Jahr und nahm von seiner Bedienung Besitz L'Epinay war mit drey Schiffen angekommen, welche viele Officiere, eine große Anzahl Soldaten, eine Menge Kriegesvorrath und Lebensmittel und allerhand Waaren führeten. Alles wurde in die Vorrathshäuser auf der Insel Dauphine gebracht, die Kaufmannswaaren ausgenommen, welche auf dem **Dudlow** waren, den der Herr von **Golleville** führete, welcher Befehl hatte, dieselben zu Vera-Cruz zu verhandeln. Dieser Hauptmann, welcher erfahren hatte, was dem Herrn de la Jonchere vor vier Jahren begegnet war, der nicht die Erlaubniß hatte erhalten


GRUNDRISS VON NEU-ORLEANS Nach den Manuscripten in dem Schatze der Karten der Marine Von N.B. Ing.r de la M. 1744
A. Die Pfarr-Kirche, welche von Capucinern bestellet wird.
B. Waffen-Platz.
C. Capuciner Kloster.
D. Gefængnisse.
E. Corps de garde.
F. Gouvernement.
G. Intendanten-Haus.
H. Hospital.
I. Urselinerinnen.
K. Koenigliche Magazine.
L. Casernen.
M. Königliche Schmiede.
N. Wind- und Roß-Mühle.
O. Schuppen der Marine, worunter man bauet.
P. Bürger Corps de garde.
Q. Hütten der Negren, welche für die Mühle sorgen
R. Pulver-Mühle.
S. Neues Haus der Urselinerinnen.
Maass-stab
50 100 150 Toisen
Corps de Garde
Graben voller Waßer
St. Jean
Baycucker Weg
Bourboner Straße
Rue Roiale
Konigs Straße
Chartres Straße
Kay oder Seedamm
Kay
Straße
Orleans
Buenviller
St. Ludwigs
Conti
Touleuser
St. Peters
St. Annen
Mainer
St. Philipps
Arsenals
FLUSS MISSISSIPI



halten können, in diesem Hafen zu handeln, hielt es nicht für dienlich, sich daselbst zu zeigen; sondern legete bey **Villarica** vor Anker, welches das alte **Vera-Cruz** war, das Cortez erbauet hatte, und ließ es den spanischen Kaufleuten ingeheim melden. Diese kamen zu ihm an Bord, kaufeten seine ganze Ladung und bezahleten ihm baar.

1716-36.

Seine Aufnahme von den Wilden.

Während der Zeit arbeitete l'Epinay, die Dauphineninsel zu befestigen, woselbst alle Vorrathshäuser waren; und unterdessen daß er sich damit beschäfftigte, schicketen vier und zwanzig wilde Völkerschaften Abgeordnete zu ihm, um ihn zu bewillkommen, und ihm das Calümet zu singen. Allein, diese Freude, welche ihm die allgemeine Zusammenkunft der in seiner Statthalterschaft begriffenen Völkerschaften verursachete, wurde bald durch einen unvermutheten Zufall gestöhret, welcher alle seine Maaßregeln vereitelte und alle die in der Insel Dauphine aufgewandten Unkosten vergebens machete. Zu Ende des Augustmonates wurde der einzige Hafen dieser Insel durch einen ungeheuren Haufen Sand verstopfet, den ein Orcan daselbst zusammen trieb. Das Eyland selbst wurde beynahe überschwemmet, und vieles Vieh ersoff.

Der Hafen der Dauphineninsel wird verstopfet.

Man mußte einen andern Ankerplatz für die Schiffe suchen, und man wählete der Insel **Sürgere** ihren, die man hernachmals die **Schiffinsel** genannt hat. Sie hat indessen doch nur eine Außenrheede, die ziemlich gut ist, ausgenommen wenn der Wind aus Norden oder Nordwest bläst. Allein, diese Winde sind daselbst selten und nicht sonderlich heftig. Man bauete zur Sicherheit der Schiffe eine kleine Schanze auf der Insel, und man verlegete den Wohnsitz von der Dauphineninsel nach **Biloxi**, welches der Schiffinsel gegen Norden liegt, dem aber die Schiffe nur auf vier Meilen nahe kommen können. Nichts zeiget besser, wie sehr man sich damals nur auf den Handel mit den Spaniern einschränkete, als diese neue Niederlassung. Denn der Boden zu Biloxi ist nichts besser, als der auf der Insel Dauphine; und dieser Posten hat so gar nicht einmal eine Rheede für die kleinesten Brigantinen. Man begreift nicht, wie man sichs hat können in die Gedanken kommen lassen, den Mittelpunct eines Pflanzlandes auf einem unfruchtbaren Sande anzulegen, zu dem kein anderes Fahrzeug als Schaluppen kommen kann, und welcher die Schiffe nicht vertheidigen noch von ihnen vertheidiget werden könnte. Indessen hat man ihn doch fünf ganzer Jahre da gelassen.

Anfang von Neuorleans.

Gleichwohl legete man in eben diesem Jahre den Grund zu der Hauptstadt von Louisiana unter dem Namen **Neuorleans**. Als Bienville von den Natschen nach Maubile gekommen war, um den neuen Statthalter zu begrüßen: so sagete er zu ihm, er hätte an dem Ufer des Flusses einen sehr bequemen Ort zur Anlegung eines Postens wahrgenommen; und l'Epinay trug ihm auf, solchen zu errichten. Er gab ihm achtzig erst aus Frankreich gekommene heimliche Salzhändler nebst Zimmerleuten, einige Häuser zu bauen. Er befahl zugleich dem Hauptmanne **Blondel**, des Herrn von Pailloux Stelle bey den Nätschen zu versehen; und dieser letztere Befehl, zu dem Herrn van Bienville zu stoßen und ihm in seinem Unternehmen beyzustehen, welches noch nicht weitgekommen war. Pailloux wurde Befehlshaber in dieser anfangenden Stadt.

1718.

Man läßt ein Schiff in den Micissipi einfahren.

Im Anfange des folgenden Jahres kam man endlich auf die Gedanken, die Einfahrt in den Micissipi zu erforschen, um zu sehen, ob die Schiffe mit ihrer ganzen Ladung hineinfahren könnten; und man fand sechszehn Fuß Wasser über der Barre. Man schickete sogleich den **Neptun** dahin, welcher aus Frankreich angekommen war, und er gieng ohne Müh bis nach Neuorleans hinauf. Es ist zu verwundern, daß man nach dieser Erfahrung nicht die Augen eröffnet hat, um zu erkennen, wie wichtig es wäre, das Hauptquartier daselbst an-

1718.

anzulegen, und daß man so viel tausend Menschen unter dem Vorwande, man habe nicht Schiffe genug, sie an den Ort, wohin sie bestimmt waren, zu bringen, vor Elend und Krankheit umkommen lassen; da doch eben die Schiffe, auf welchen sie aus Frankreich gekommen, sie zu Neuorleans oder noch weiter hinauf hätten aussetzen können, wohin sie bestimmt gewesen.

Ankunft der ersten Bewilligungen.

Im Anfange des folgenden Märzmonates sah man die ersten bewilligten Personen (Concessionnaires) ankommen. **Dugue de Boisbriand** begleitete sie und brachte zugleich die Befehle des Königes oder vielmehr der Gesellschaft mit, die ihn nach Gutbefinden des Königes zum Befehlshaber bey den Illinesen, den Herrn von Bienville zum Generalbefehlshaber von Louisiana und Director der Gesellschaft und den Herrn Pailloux zum General-Major ernannt hatte. Boisbriand säumete nicht, zu den Illinesen hinauf zu gehen, und nahm den Herrn **Diron** und den Ritter Artaguette, alle beyde des alten Commissaire Ordonnateurs Brüder mit sich. Der erste war Hauptmann und wurde bald zum Generalinspector von Louisiana erkläret. Der zweyte war Lieutenant.

Zu eben der Zeit setzeten sich viele wilde Nationen, deren einige lange Zeit den Franzosen zuwider zu seyn geschienen hatten, als die **Chetimachaer**, an dem Micissipi, ziemlich nahe bey Neuorleans; und weil die meisten von diesen Völkern das Feld zu bauen pflegen, so ackerten sie große Stücken Land um, welches eine große Hülfe für diese Stadt war, der sie oftmals im Nothfalle Lebensmittel gegeben haben. Einige von denen Personen, denen man Land bewilliget hatte, schicketen auch einen Theil ihrer Leute nach diesem Flusse; und die Vortheile, die sie daselbst gefunden haben, sich fest zu setzen, haben gemacht, daß diejenigen, denen das gemeine Beste am Herzen lag, es bedauert haben, daß man die andern verhindert hat, eben dergleichen Partey zu ergreifen. Die Unruhen, die man anfänglich wegen der Engländer gehabt, waren verschwunden. Alle Völkerschaften, die an dem Micissipi wohneten, lebeten in ziemlich gutem Verständnisse mit uns, und das einzige Mittel, wider die Ränke der einen und die Leichtsinnigkeit der andern in Sicherheit zu seyn, war, das Pflanzland zu befestigen und zu bevölkern.

Die Josephsbay wird von den Franzosen eingenommen und wieder verlassen.

Im Brachmonate eben desselben Jahres ließ Bienville von der Josephsbay, die funfzig Meilen gegen Osten von der Dauphineninsel liegt, Besitz nehmen. Er trug solches seinem Bruder **Chateaugue** auf, der es auch ohne Hinderniß ins Werk richtete. Er ließ darauf ein steinernes Fort daselbst erbauen. Die Spanier hatten diesen Posten vor achtzehn Jahren verlassen. Indessen hatte der Statthalter zu Pensacole dieses Unternehmen kaum erfahren, so schrieb er an den Herrn Bienville, die St. Josephsbay gehörete dem katholischen Könige. Sie verdienete nicht, daß man sich mit dieser Krone deswegen entzweyete; und Chateaugue, welcher sich derselben bemächtiget hatte, zweifelte nicht einen Augenblick, daß man nicht dieselbe bald wieder aufgeben müßte; wie denn auch wirklich im folgenden Jahre geschah. Die Ursachen, welche den Herrn Bienville und den Rath der Gesellschaft dazu nöthigten, waren: 1. Weil dieser Posten nicht allein wegen seiner großen Entfernung und weniger Sicherheit, welche die Schiffe da finden würden, sondern auch vornehmlich wegen der Unmöglichkeit, dessen Einfahrt zu vertheidigen, die über eine große Meile breit ist, nichts nützet. 2. Weil er überaus unbequem ist, theils in Ansehung der Schwierigkeit, die dahin gebrachten Sachen auszuschiffen, weil man dazu auf die gehörigen Augenblicke warten muß, die sich oftmals nicht in einer Woche, ja zuweilen nicht in vierzehn Tagen finden; theils in Ansehung der Unfruchtbarkeit des Erdreiches, welches vier Meilen umher nichts als bloßer Sand ist; theils auch wegen der übeln Beschaffen-

heit

heit der Luft, die in diesem ganzen Lande sehr ungesund ist; indem alle unsere Soldaten sehr krank daselbst geworden sind, welches ein starkes Weglaufen verursachet hat, dem man nicht abhelfen kann. 3. Weil die Schiffe daselbst vor keinem Winde bedecket liegen, und man daselbst nur sehr schlechtes Wasser antrifft.

1718.

Was in dem folgenden Jahre in diesem Pflanzlande vorgieng, ist genug, daraus zu urtheilen, was wir heutiges Tages thun könnten, wenn man sich derer Vortheile, die man in Händen hatte, zu Errichtung eines festen Sitzes daselbst bedienet hätte. Im Hornunge des 1719ten Jahres kam Herr von Serigny zu Louisiana mit dreyen Schiffen an, machte den wider Spanien angekündigten Krieg bekannt, und zeigete die Befehle, die er hatte, Pensacole wegzunehmen. Die Bay, welche diesen Namen führet, war nach der Spanier Berichte zuerst vom Pamphilius von Narvaez entdecket worden, der daselbst auf seinem unglücklichen Zuge nach Florida ans Land stieg. Nach der Zeit entdeckete sie **Diego von Maldonado**, einer von Ferdinands von Soto Hauptleuten, von neuem, und gab ihr den Namen Anchusihafen. Im 1558sten Jahre nannte sie Tristan von Luna die **St. Marienbay**; und 1693 setzete **Andreas de Pes**, General der Flotte von **Barlovento**, zu diesem letztern Namen noch den Namen **Galve**, zu Ehren des Grafen von Galve, damaligen Unterköniges in Mexico. Unter den Spaniern also ist diese Bay nur unter dem Namen **Santa Maria de Galve** bekannt. Und der Name **Pensacola**, welcher der Einwohner des Ortes ihrer war, die von andern Wilden aufgerieben worden, ist der Provinz geblieben, welcher die Spanier einen großen Umfang geben.

1719.
Beschreibung von Pensacole.

Als **Andreas von Arriola** im 1696sten Jahre zum ersten Statthalter dieser Provinz ernannt worden: so gieng er dahin, von dem Lande Besitz zu nehmen, und bauete an der Bay Santa Maria de Galve eine Schanze mit vier Basteyen, die er die St. Karlsschanze nannte, nebst einer Kirche und einigen Häusern. In diesem Zustande befand sich dieser Platz 1719, da ihn Herr Serigny belagerte. Die Occidentgesellschaft hatte sich der Gelegenheit des Bruches unter den beyden Kronen bedienet, sich den einzigen Hafen zu verschaffen, der an der ganzen Nordküste von Florida war, von dem Bahamacanale an bis nach Micissipi. Serigny hielt anfänglich einen großen Kriegesrath, worinnen der Schluß war, es sollten die Herren von Bienville und Chateaugue, seine Brüder, alle die mit uns im Bündnisse stehende Wilden, alle französische Einwohner, Reisende und mit Bewilligungen versehene Personen nach Maubile kommen lassen, und sie zu Lande nach Pensacole führen, unterdessen, daß die drey oder vier Fahrzeuge, worauf man hundert und funfzig Soldaten einschiffen wollte, in die Bay einlaufen sollten. Alles dieses wurde sehr geheim und eilig ausgeführet.

Die Schanze wird von den Franzosen weggenommen.

Den 14ten May um zehn Uhr des Morgens lief Serigny in die Bay ein. **Don Juan Pedro Matamoros**, Befehlshaber in der Karlsschanze, welcher nicht im Stande war, sich zu vertheidigen, hatte an den Statthalter zu St. Joseph geschickt, und ihn um Beystand gebethen: er hatte aber nicht Zeit, solchen zu erhalten. Serigny machete anfänglich ein großes Feuer; und ob solches gleich fünf Stunden angehalten: so geben die Spanier doch vor, man habe ihnen keinen Mann getödtet. Da das Feuer aufgehöret hatte: so schickete der Statthalter einen Hauptmann von dem Fußvolke ab, um von dem französischen Befehlshaber die Ursache zu einer so unvermutheten Feindseligkeit zu vernehmen. Serigny ließ diesen Officier durch einen französischen Hauptmann wieder zurückführen, welcher Don Juan meldete, der Krieg wäre den 14ten des Jenners angekündiget und in Frankreich bekannt gemacht worden; und ihn aufforderte, den Platz zu übergeben. Der Statthalter

1719.

halter bath sich, auf Gutachten seines Rathes, bis morgen Bedenkzeit aus, um darauf zu antworten, und erhielt solche. Nachdem er aber darauf in Erwägung gezogen, daß es mit hundert und sechzig Mann, die er hatte, nicht möglich wäre, sechshundert Mann, die ihn zur See angriffen, und siebenhundert Mann, die zu Lande kamen, zu widerstehen, und er nicht die geringste Hoffnung hatte, den verlangten Beystand bey Zeiten zu erhalten: so glaubete er, es wäre besser, wenn er sich bemühete, einen guten Vergleich zu erlangen, als wenn er sich den Folgen eines unnützen Widerstandes aussetzete. Ehe also noch die Zeit verflossen war, die man ihm zugestanden, ergab er sich unter folgenden Bedingungen.

1. Sollte man ihm zwey Schiffe mit Lebensmitteln geben, um damit nach der Havana zu gehen. 2. Sollten die Spanier weder Gewehr noch Pulver und Bley mit sich nehmen. 3. Sollten alle Feindseligkeiten acht Tage lang nach dem Abzuge der Besatzung aufhören, und im Falle einer Verzögerung noch acht Tage lang. So bald diese Bedingungen von den beyden Befehlshabern unterzeichnet waren: so zog die Besatzung den 15ten aus, und lagerte sich draußen vor der Schanze. Chateaugue zog mit dreyhundert Mann hinein, und fing an, ein Verzeichniß von allem dem zu machen, was er darinnen antraf. Den 18ten des Brachmonates segelte der Statthalter mit vierhundert Spaniern, auf dem **Grafen von Toulouse** und dem **Marschalle von Villars**, welche **Mechin** und der Ritter de Grieu führeten, nach der Havana ab. Diese beyden Fahrzeuge wurden im Angesichte von Cuba durch engländische Armateurs angegriffen, welche nicht eher erkannten, daß sie mit einer gar zu starken Partey zu thun hätten, als bis sie sich auf solche Art eingelassen, daß sie nicht so leicht davon kommen konnten. Sie ließen sich daher bey den Befehlshabern damit entschuldigen, sie hätten sie für Spanier angesehen.

Die Franzosen werden von den Spaniern angehalten.

Indessen hatte Don **Gregorio Guazo**, welcher in der Havana Befehlshaber war, eine Flotte unter des Don Alfonso Carrascosa de la Torre Anführung, abgehen lassen, um die Engländer aus der St. Georgenschanze in Carolina zu verjagen und versprach sich nichts geringeres, als die Eroberung dieser ganzen Provinz. Einige Zeit darnach entdeckete er die beyden französischen Fregatten und sogleich schickete er eine Barke an den Don Alfonso mit dem Befehle, sie anzugreifen. Da die französischen Befehlshaber ihrer Seits eine ganze Flotte auf sich zu kommen sahen: so wandten sie den Bord. Allein, da sich der Wind auf einmal geleget hatte: so trösteten sie sich damit, es würde ihnen, da sie den Statthalter und die Besatzung von Pensacole führeten, der Uebergebungsvergleich zum sichern Geleite dienen. Die Nachricht, die ich hiervon in dem Archive des Seewesens gefunden, saget, es habe der spanische Befehlshaber von den Franzosen verlanget, sie sollten ihm alle diejenigen von seiner Nation zustellen, die auf ihren Schiffen wären; sie hätten sich dessen geweigert; und darauf hätte sich die Flotte nach der Seite der Havana begeben, und sie genöthiget, mit sich in den Hafen zu gehen, wo sie sich nicht haben einlassen wollen. Der castilianische Geschichtschreiber *b)* versichert gegentheils, es habe Carrascosa Besatzung auf die beyden französischen Fregatten geleget und sey mit seiner Flotte und seinen beyden Prisen wieder nach Havana gekommen, um daselbst von seinem Generale Befehl zu erhalten.

Dem sey aber wie ihm wolle, so verschob doch Don Gregorio Guazo den Zug wider Carolina auf eine andere Gelegenheit, und hielt dafür, man müßte erst Pensacole wieder wegnehmen. Er glaubete so gar, er müßte seine Flotte mit der ganzen Besatzung dieses Ortes,

b) Barcia Ensayo Cronologico para la Historia de la Florida.

Ortes, mit hundert und funfzig Mann, die er aus den Schlössern der Havana nahm, und einer Menge von Freywilligen verstärken, welche die Hoffnung, ganz Louisiana zu erobern, vermochte, an diesem Zuge Theil zu nehmen. Er behielt die beyden Fregatten, um sich derselben zu bedienen, die Franzosen nach St. Domingo und Cumana zu führen, und diesen beyden Städten die Lebensmittel zu bringen, deren sie sehr nöthig hatten. Er schickete zu gleicher Zeit eine leichte Barke an den Marquis von **Valero**, Unterkönig in Mexico, um ihn zu ersuchen, er möchte doch dem Don Francisco Cornejo, Befehlshaber des Geschwaders von Barlovento, welcher damals zu Vera-Cruz war, Befehl geben, zum Carascosa zu Pensacole auf die erste Nachricht, die er von der Ankunft dieses Befehlshabers in Florida erhalten würde, zu stoßen. Der Unterkönig war ihm zuvorgekommen. Da er durch ein Schreiben des Statthalters zu St. Joseph von der Eroberung zu Pensacole Nachricht erhalten und ihm von einem Franciscaner, der sich in diesem Platze befunden, als solcher an den Herrn von Serigny übergegangen, war gemeldet worden, die Franzosen hätten es nur darum unternommen, sich davon Meister zu machen, damit sie in Neumexico eindringen könnten: so hatte er so gleich in alle Häfen von Neuspanien Bothen abgeschickt, mit dem Befehle, alle Matrosen, die da wären, nach Veracruz zu schaffen. Zu gleicher Zeit hatte er an allen Orten Volk werben lassen; und er war nur besorget, wo er Schiffe genug hernehmen könnte, so viele Leute einzuschiffen, als Don Francisco Cornejo mit fünf Kriegesschiffen von der barloventischen Flotte in dem Hafen zu Veracruz einlief. Er ließ ihm sagen, er sollte sich anschicken, nach Pensacole abzugehen. Als aber Cornejo im Begriffe war, unter Segel zu gehen: so schickete ihm der Unterkönig einen Gegenbefehl, seine Abfahrt so lange zu verschieben, bis er ihm eine Verstärkung gegeben hätte.

1719.

Die Spanier wollen Pensacole wieder wegnehmen.

Indessen gefiel es nicht allen, die sich auf der Flotte eingeschiffet hatten, daß sie nach einem andern Orte bestimmet wurde, und es liefen ihrer über vierhundert weg, ehe sie aus dem Hafen ausfuhr. Diese Widerwärtigkeit brachte den General auf keine andere Gedanken; er schmeichelte sich, die Tapferkeit derjenigen, welche treu geblieben wären, würde die Anzahl ersetzen; und an die Stelle der Weggelaufenen ließ er sechzig Granadier von seiner Besatzung einschiffen. Den 29sten des Brachmonates gieng Don Alfonso Carrascosa unter Segel, und hatte in allem nur achthundert und funfzig Mann, die regulirten Truppen, die Freywilligen und die Matrosen darunter begriffen, auf zwölf Schiffen, drey Fregatten und neun Balandern. So bald er im Gesichte von St. Joseph war, so schickete er den Oberstlieutenant Don Bruno de Cavallero an den Statthalter dieser Schanze, Don Gregorio de Salinas, um von ihm zu vernehmen, in was für einem Stande sich die Franzosen zu Pensacole befänden. Der Statthalter antwortete, es hätten ihn zween Ueberläufer aus diesem Orte versichert, Chateaugue hätte nicht das geringste daran ausgebessert; er hätte so gar keine Materialien dazu zusammen gebracht; die Insel St. Rosa und die Spitze Siguenza wären verlassen; und er zweifelte nicht, daß der französische Befehlshaber nicht genöthiget seyn würde, sich auf die erste Aufforderung zu ergeben.

Auf diese Nachricht näherte sich Carrascosa der Bay von Pensacole bis auf eine halbe Meile; und nachdem er bey der Nacht Anker geworfen, so schickete er hundert Mann ab, welche sich der Spitze Siguenza ohne Widerstand bemächtigten, welche die westliche Spitze der Insel St. Rosa ist. Funfzig Soldaten von der Besatzung von Pensacole giengen so gleich zu ihnen, sich zu ergeben; und versicherten sie, sie dürften sich nur zeigen, so würden sie Meister von dem Platze werden; alle die Franzosen, die darinnen lägen, wären

Sie kommen an die Bay.

1719.

gute Diener des Königes in Spanien, und so bald sie erscheinen würden, würde man ihnen die Thore eröffnen. Diese Besatzung war sehr übel ausgesuchet. Sie bestund nur aus Ueberläufern, heimlichen Salzhändlern, Leuten, die man mit Gewalt nach Louisiana eingeschiffet, und andern dergleichen Gesindel, die man in gar zu großer Anzahl, der Klugheit gemäß, nicht zusammen bringen darf. Der spanische General war auch in einer Schaluppe in die Bay gefahren, um zu beobachten, in welchem Stande die Sachen wären. Er fand daselbst zwo Fregatten, die er zu untersuchen Muße genug hatte, und erkannte das Fort nach aller seiner Bequemlichkeit, weil die Canonenschüsse, die man auf ihn that, nicht bis zu ihm reicheten. Bey seiner Zurückkunft an der Siguenzaspitze schickete er allen Balandern Befehl, in den Hafen einzulaufen; und so bald sie sich da vor Anker geleget, beschossen sie die Fregatten und die Schanze. Die beyden Fregatten antworteten ihnen hitzig, welches aber nicht hinderte, daß nicht eine von ihnen geentert und weggenommen wurde. Das Schiffvolk von der andern steckete ihr Fahrzeug in den Brand, und begab sich in die Schanze, welche so gleich von allen Balandern angegriffen wurde.

Eroberung dieses Ortes.

Das Feuer war den ganzen Tag über auf beyden Seiten sehr heftig, richtete aber nicht viel aus. Den Abend ließ Don Bruno Cavallero den Herrn Chateaugue auffordern, sich mit seiner Besatzung zu Kriegesgefangenen zu ergeben; und ließ ihm dabey melden, wenn er so lange wartete, bis seine Batterien fertig wären, so hätte kein Mensch Verzeihung. Er verlangete Bedenkzeit bis um zehn Uhr des andern Morgens, und die wurde ihm bewilliget. Es ließ aber der spanische Befehlshaber durch gute Mannschaft alle Pässe besetzen, wodurch die Wilden den Franzosen zu Hülfe kommen könnten. Chateaugue war sehr entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Da ihm aber seine Soldaten einmüthig die Erklärung gethan, sie würden wider die Spanier nicht fechten: so mußte er sich nothwendig ergeben, und auf die bestimmte Stunde. Er erhielt, daß er mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ausziehen durfte, und wurde darauf nach Spanien geführet. Fast alle Franzosen nahmen unter den Spaniern Dienste, einige wenige ausgenommen, die an Händen und Füßen geschlossen und in den Schiffsraum geworfen wurden. Der Statthalter, sein Lieutenant, der Director von der Handelsgesellschaft, wurden auf ihr Wort frey gelassen, so lange bis man das Fahrzeug in den Stand gesetzet hatte, welches sie nach der Havana bringen sollte. Carrascosa nahm an eben dem Tage Besitz von der Schanze, die er mit Lebensmitteln und Waaren wohl versehen fand. Er setzete Don Juan Pedro Matameros wieder zum Statthalter ein und ließ ihm eine hinlängliche Besatzung.

Den 25sten August schickete er den Hauptmann Don Francisco Mendez an den Unterkönig von Neuspanien, um ihm die Zeitung von dem Erfolge seiner Unternehmung zu bringen; und dieser Officier fand Don Francisco Cornejo mit seinem Geschwader noch zu Veracruz. Der Marquis von Valero, dem es angenehm war, zu vernehmen, daß Pensacole wieder unter den Gehorsam des Königes, seines Herrn, gekommen, befahl dem Don Cornejo so gleich, unter Segel zu gehen, zu seinem Geschwader die Schiffe zu nehmen, die erst kürzlich unter des Don Francisco Guerrero Anführung aus der Havana gekommen wären, um die Franzosen aus dem ganzen mexicanischen Meerbusen zu verjagen. Carrascosa hatte seiner Seits nicht wenig zu thun, eine Bewegung unter seinen Leuten, und vornehmlich den Freywilligen, zu stillen, welche misvergnügt darüber waren, daß er ihnen nicht erlaubet hatte, die Güter der Franzosen zu plündern. Das Mittel, welches

welches er ergriff, diese Unruhe zu stillen, war, daß er ihnen hundert und sechzig Negern überließ, welche der Occidentgesellschaft zugehöreten, die sich in einen Flecken der Wilden geflüchtet hatten. Er gab ihnen auch noch andere Geschenke, und sie schienen vergnügt zu seyn.

1719.

Darauf war er bedacht, sich von der Dauphineninsel Meister zu machen, und schickete dreyhundert auserlesene Mann ab, unter welchen viele Franzosen waren. Der Hauptmann Don Antonio Mendieta führete sie an, welchem er empfohlen hatte, sich so nahe an diese Insel zu machen, als es möglich seyn würde, damit er die Anzahl der Wilden und Soldaten erkennen möchte, die sie vertheidigten. Don Antonio richtete solches sehr wohl aus. Er fand den Philipp, welcher von dem Herrn von Serigny geführet wurde, auf der Rhede, und von vier guten Batterien unterstützet. Er besuchete die ganze Küste, ob man gleich von allen Seiten auf ihn schoß, und hielt dafür, die Anzahl der Franzosen und ihrer Bundesgenossen beliefe sich wenigstens auf zweytausend. Er fuhr darauf in den Fluß Maubile und näherte sich der Ludwigsschanze, aus welcher er fünf mit Lebensmitteln beladene Fahrzeuge hatte herauskommen sehen, deren er sich bemächtigte. Als aber die Franzosen unter seinen Leuten, einem abgelegenen Hause auf dem Felde gegen über, an das Land gestiegen waren, und angefangen hatten, solches zu plündern: so wurde sie Vilinville, welchen Bienville mit einer Verstärkung von Franzosen und Wilden dem Herrn von Serigny zugeschicket hatte, gewahr. Er schickete anfänglich funfzehn Wilde ab, die ihnen den Weg abschnitten, andere legeten sich an einem Orte, wo sie durch mußten, wenn sie sich retten wollten, mit dem Bauche auf die Erde, und zeigeten sich nicht eher, als da sie dieselben mit den Flinten erreichen konnten, da sie denn ihr Geschrey erhuben und das Gefecht anfingen. Die Feinde, welche sich also zwischen zweyen Feuern befanden, vertheidigten sich nur schwach. Funfzehn wurden auf der Stelle getödtet, achtzehn ergaben sich gefangen, die andern sprangen ins Wasser, ihre Brigantine zu erreichen, und einige ersoffen. Die Gefangenen waren lauter weggelaufene Franzosen. Vilinville schickete sie an den Herrn Bienville, welcher siebenzehnen, aus Mangel der Henker, sie aufzuhängen, die Köpfe einschlagen ließ, und den achtzehnten zu dem Herrn von Serigny schickete, der ihn aufhängen ließ.

Die Spanier werden bey Maubile geschlagen.

Unterdessen daß dieses in dem Flusse Maubile vorgieng, lief Don Estevan Berroa mit dem Marschalle von Villars und einem andern Fahrzeuge aus, und hatte Befehl, den Philipp anzugreifen, und alles Volk des Mendieta und eine Menge Soldaten, die er dieserwegen eingeschiffet hatte, auf der Dauphineninsel auszusetzen, den Flecken, wenn es möglich wäre, abzubrennen, damit man die Wilden entfernete, und sie zu nöthigen, daß sie aus der Insel giengen, mit einem Worte, alles zu thun, was ihm seine Klugheit zum Besten des Dienstes seines Herrn eingeben würde. Er überbrachte auch eine Aufforderung an den Hauptmann des Philipps, die in diesen Worten abgefasset war: „Mein „Herr, ich schicke Ihnen mein Canot, um Sie aufzufordern, daß Sie sich ergeben und „Ihrem Schiffe keinen Schaden thun; denn sonst werde ich Ihnen als Mordbrennern „begegnen, und niemanden, er sey, wer er wolle, Quartier geben. Ich werde auch des „Herrn Chateaugue, Ihres Bruders oder Ihres Freundes, der in meiner Gewalt ist, „nebst der Besatzung von Pensacole nicht schonen; indem meines Königes Wille ist, denjenigen nach aller Strenge zu begegnen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wer-

Serigny wird aufgefordert.

„den

1719. „den; da hingegen diejenigen, die sich ergeben werden, alle mögliche Sanftmuth erfahren „und alle Hülfe erhalten sollen, deren sie nöthig haben.

Serigny antwortete, die Spanier könnten angreifen, wenn es ihnen beliebete, und er wäre bereit, sie zu empfangen. Außer denen sechzig Mann, die ihm Vilinville zuführete und die zu rechter Zeit zu ihm stießen, begaben sich auch viele Wilde von den Gegenden um den Maubile zu ihm. St. Denys führete alle die von Biloxi zu ihm; und die Concessionarien schicketen ihm alle ihre Leute, welche die Waffen führen konnten. Berroa nahm es auch bald wahr, daß es ihm nicht leicht fallen würde, in seinem Unternehmen glücklich zu seyn. So bald er zum Mendieta gestoßen, so vernahm er von diesem Officiere, die Insel würde täglich von Franzosen und Wilden voller, die insgesammt wohlbewaffnet wären, und es ließe sich nirgend an einem Orte eine Landung thun.

Die Spanier werden auf der Dauphineninsel zurückgetrieben.

Er versuchete solche indessen doch auf der kleinen Insel **Guillory**, welche fast an der Dauphineninsel hängt: diejenigen aber, welche er dahin schickete, fanden Canadier und Wilde, die sie zurücktrieben, und ihnen über dreyßig Mann tödteten. Zween Tage darnach erschien der Befehlshaber, welcher sich auf dem **Marschalle von Villars** eingeschiffet und die große königliche spanische Flagge aufgestecket hatte, mit einem andern Schiffe, einem großen Freybeuterfahrzeuge von zehn Canonen und sieben Schaluppen. Er näherte sich der Dauphineninsel, und den andern Morgen legeten die beyden Schiffe einen Canonenschuß weit von dem Philipp vor Anker. Die Schaluppen, welche insgesammt mit Soldaten angefüllet waren, und das große Fahrzeug, liefen zu gleicher Zeit in den Hafen, als ob sie den Flecken beschießen und unterdessen ans Land steigen wollten. Sie fanden aber die Franzosen und Wilden in so guter Verfassung, daß sie sich nicht getraueten, etwas zu unternehmen. Sie erneuerten ihr Unternehmen vierzehn Tage hinter einander, bald an dem einen, bald an dem andern Orte, und waren überall genöthiget, sich zurück zu ziehen, ohne etwas zu thun. Indessen befanden sich doch auf der ganzen Insel nur zweyhundert Wilde, und noch weniger Canadier und Freywillige, auf die sich Serigny verlassen konnte. Die Soldaten, ihrer achtzig ungefähr, waren von der Art, wie die zu Pensacole weggelaufenen, und man durfte ihnen so wenig trauen, als dem Feinde selbst.

Das Geschütz von dem **Philipp**, welcher einen Pistolenschuß weit vom Lande lag, und eine Batterie, welche Serigny an der Insel aufwerfen lassen, und ihre Schiffe verhinderten, nahe genug ans Land zu kommen, um ihre Landung zu bedecken, fielen den Spaniern am beschwerlichsten. Endlich brachen sie den 26sten wieder auf, und nahmen ihren Lauf nach Pensacole. Man hat nicht recht erfahren können, wie hoch sich ihr Verlust belaufen: man hatte aber alle Ursache, zu urtheilen, daß er ansehnlich gewesen. Ihr größter Fehler war, daß sie nicht beständig blieben. Denn wenn sie nur ein wenig fortgefahren, die Dauphineninsel eingeschlossen zu halten: so hätten sie sich unfehlbar derselben bemeistern müssen. Die Belagerten lagen schon drey Wochen auf dem Sande, und konnten sich fast nicht mehr erhalten. Die meisten waren so gar krank.

Sie befestigen Pensacole.

Der General war während der Zeit nicht müßig oder ohne Unruhen gewesen. Er hatte sehr weislich geurtheilet, es wäre nöthig, auf der Spitze der Insel St. Rosa eine Schanze zu bauen, um die Einfahrt in den Hafen zu vertheidigen; und er hatte alle Negern daran arbeiten lassen, die er den Franzosen hatte wegnehmen können. Diese Arbeiten wurden sehr dadurch aufgehalten, daß die Wilden die Karlsschanze sehr oft in Lärm setze-

setzeten; und wollte der Statthalter Ausfälle auf sie thun lassen, so sprangen sie, saget der spanische Geschichtschreiber, wie die Ziegen, auf die Spitze der Berge, wohin man ihnen unmöglich folgen konnte. Dieses nebst den ersten Nachrichten, welche Carrascosa vom Don Estevan Berroa von der Unmöglichkeit erhielt, den Philipp wegzunehmen, und in der Insel Dauphine zu landen, gaben ihm vollends zu erkennen, er brauchete zur Endigung dieses Krieges noch stärkere Macht. Eine von Veracruz abgeschickte Brigantine hatte ihn versichert, der große Beystand, den man ihm versprochen hätte, würde unverzüglich ankommen. Er erwartete Lebensmittel von der Havana. Die Schanze auf der Siguenzaspitze war beynahe fertig, so wie auch eine Batterie von funfzehn Stücken, welche die Einfahrt des Hafens bestreichen sollte. Man arbeitete mit Fleiße daran, die Karlsschanze in den Stand zu setzen, daß sie sich vor keinen Anfällen fürchten durfte. Der Hunger aber fing schon an, sich spühren zu lassen, und die Krankheiten rissen ein.

1719.

Die Hoffnung des als sehr nahe angekündigten Beystandes erhielt die Truppen noch einige Zeitlang. Da aber das Uebel zunahm und der Beystand nicht erschien: so waren viele der Meynung, das Land zu verlassen, ehe sich das Sterben verstärkete, weil, wenn die Franzosen mit neuer Macht ankämen, der Mangel an Lebensmitteln sie nöthigen würde, sich zu ergeben, man möchte sich auch noch so gut befestiget haben. Man hielt sogar dafür, der Beystand, den man erwartete, wäre verloren gegangen; indem nicht die geringste Wahrscheinlichkeit wäre, daß der Unterkönig von Mexico und der Statthalter in der Havana es sollten verabsäumet haben, ihn zur bestimmten Zeit abzuschicken; und man sagete öffentlich, man dürfte nicht säumen, abzugehen, weil man nur noch so viel Lebensmittel hätte, als man brauchete, nach der Havana zu kommen.

Der General war glücklich genug, diese anfangende Unruhe zu stillen. Bald darauf aber erhielt er Nachricht, man hätte fünf Segel an der Seite der Dauphineninsel gesehen: der Hauptmann von einer Balandre aber hätte seine Schaluppe abgeschicket, sie zu erkundschaften; und da sich diese Schaluppe zu nahe hinzugemacht, so hätte man sie behalten. Er zweifelte darauf nicht mehr, daß solches nicht französische Schiffe wären; und was ihn am meisten in diesem Gedanken bestätigte, war, daß man seit dreyen Tagen von der Seite von Pensacole keine Wilden mehr sah, woraus man urtheilete, sie müßten sich mit den französischen Truppen vereiniget haben, die Schanze zu Lande anzugreifen, unterdessen daß die Fahrzeuge sie zur See angreifen würden. Der Statthalter von St. Karl, welcher zuerst diese Nachricht erhalten hatte, hielt es, aus Furcht, die Franzosen möchten sich daselbst niederlassen, für das Beste, seinen Platz wegzubrennen und alle sein Geschütz und seinen Kriegesvorrath nach der Schanze auf der Siguenzaspitze bringen zu lassen. Weil er aber fast allein seiner Meynung war; so befahl er dem Generale, dasjenige zu thun, was er zum Dienste des Königes für das Beste halten würde.

Champmelins Ankunft mit einem Geschwader.

Den andern Morgen versicherte ihn ein anderer Hauptmann von einer Balandre, die Fahrzeuge, die man gesehen hätte, wären Kauffahrdeyschiffe von zwanzig bis sechs und zwanzig Canonen höchstens: nicht lange darnach aber berichtete man ihm, man hätte gegen Südost sechs Kriegesschiffe wahrgenommen. Er glaubete anfänglich, es wäre solches des Cornejo Geschwader: er kam aber bald aus seinem Irrthume, und man erkannte, daß es französische Schiffe waren. Carrascosa entschloß sich, wenigstens einen guten Muth zu zeigen. Er schickete den Don Bruno Cavallero mit hundert Mann nach der Schanze auf der Spitze, welche noch nicht fertig war. Er begab sich selbst mit seiner

1719. Fregatte mitten in den Canal, wo er sie an viele Anker befestigen ließ. Er befahl, es sollten die beyden andern Fregatten und der **Marschall von Villars**, auf welchem man ihm hundert Mann Verstärkung zugeschicket, eben das thun, und sich in Schlachtordnung stellen, wobey er nur eine Seite an der Siguenzaschanze frey ließ. Er ließ alle andere Fahrzeuge sich in Schlachtordnung stellen und dem Statthalter zu St. Karl von allem Nachricht geben. Dieser hatte seiner Seits gleich anfänglich erkannt, daß es französische Schiffe wären, weil in dem Augenblicke, da sie sich wendeten, um sich der Einfahrt des Hafens zu nähern, er von einer großen Anzahl Wilde angegriffen wurde, unter welchen, nach seinem Urtheile, Franzosen waren.

Der Graf von **Champmelin**, das Haupt des Geschwaders, welches den 31sten des Augusts im Gesichte der Dauphineninsel ankam, legete sich auch in der That den andern Morgen mit fünf Kriegesschiffen und zweyen Schiffen von der Compagnie auf der Rhede dieser Insel vor Anker. Er traf in dem Canale zwo spanische Balandren an, welche die Gemeinschaft der Insel mit dem Maubile verhindern sollten. Bey Erblickung seines Geschwaders aber segelten sie nach Pensacole. Auf der andern Seite hatte Serigny, ehe er sich mit dem Grafen Champmelin unterredet, Bienvillen melden lassen, die Wilden mit allen Franzosen, die er finden könnte, zusammen zu ziehen, und sie ihm nach der Insel Dauphine zuzuführen. Nachdem solches geschehen war: so erhob er sich zu dem Grafen, und gab ihm Rechenschaft, wie die Sachen stünden. Bienville kam einige Tage darnach an; und den 5ten hielt der General einen großen Kriegesrath. Es wurde darinnen ausgemacht, Bienville sollte die Pensacoleschanze mit vier bis fünfhundert Wilden angreifen, und Serigny wollte bey dem Grafen von Champmelin bleiben, und ihm längst der Küste und an der Einfahrt des Hafens zum Führer dienen.

Anstalt zum Angriffe.

Den 7ten brachte ein Canadier, Namens **Dardennes**, den man nach Pensacole geschickt, den Zustand des Platzes zu erkundschaften, den Bericht, er hätte acht Fahrzeuge gezählet, die vor der Insel St. Rosa, mit niedergelegten Masten, verlängten Rhaen, vor Anker gelegen; er hätte eine Menge Zelte auf der Insel wahrgenommen, und viele Leute daselbst herum gehen sehen. Die Schanze hätte ihm in sehr gutem Zustande zu seyn geschienen; die Bastey von Nordost und die Courtine gegen Norden wären von neuem wieder gemacht; und die Besatzung getrauete sich nicht, weder bey Tage, noch Nacht, aus Furcht vor den Wilden, heraus zu gehen. Die zehn Upalachen, welche auch von der Entdeckung wiederkamen, brachten einen Spanier mit: allein, er war ein Galeesclave, von dem man keine Nachricht erhalten konnte. Den 12ten endlich kam Bienville mit einem Haufen Canadier am Borde des Admirales, um daselbst die letzten Befehle von dem Grafen zu erhalten; und in der Nacht vom 13ten bis 14ten gab der General die Losung, sich mit drey Schiffen des Königes, zween Fregatten von der Gesellschaft, der **Eintracht** und dem **Philipp**, und einer kleinen Barke zur Erleichterung der Landung, im Falle der Noth, segelfertig zu machen.

Die Occidentgesellschaft hatte seit kurzem zweyhundert und funfzig Mann Neugeworbene nach Louisiana geschickt, welche auf die Schiffe des Königes vertheilet wurden. Bienville hatte Befehl erhalten, sich auf Schaluppen nach dem Rio Perdido mit den Soldaten und Freywilligen zu begeben, um daselbst zu den Wilden zu stoßen, welche der Ritter **de la Longueville** dahin bringen sollte, und die sich in der That daselbst befanden. Darauf schickete Bienville einige Franzosen und Wilden ab, die Besatzung aus Pensacole anzu-

anzuzwacken, und zu verhindern, daß niemand aus der Schanze gienge, welches genau ins Werk gerichtet wurde.

1719.

Den 15ten endlich, vor Sonnen Aufgange, lichtete das Geschwader die Anker; und den 16ten des Abends ankerte es in sieben Faden gegen Süden von der Schanze Pensacole, ungefähr zween Canonenschüsse weit von der Barre, weil Champmelin selbst untersuchen wollte, ob die Barre Wasser genug für die Schiffe des Königes hätte, wovon die beyden größten, nämlich der **Herkules**, auf dem er war, und der **Mars**, neunzehn Fuß tief giengen. Die Canadier versicherten, er könnte ohne Mühe hinüber kommen. Viele spanische und französische Lootsen aber behaupteten, man würde daselbst nicht über achtzehn Fuß Wasser antreffen. Den 17ten des Morgens befahl der General allen Schaluppen und Canoten von dem Geschwader, die Barre zu erforschen. **Vienne**, der Ritter **Goyon** und Serigny bestiegen dieselben, und fanden nirgend weniger, als zwey und zwanzig Fuß: die Fluth war aber hoch, und Champmelin zweifelte noch, ob er es mit des Königes Schiffen wagen sollte. Serigny antwortete ihm, er wollte mit seinem Kopfe dafür stehen; und der ganze Kriegesrath war der Meynung, man sollte die Einfahrt wagen.

Das Geschwader läuft in die Bay ein.

Das Geschwader fand auch wirklich, als es einlief, obgleich die Ebbe sehr flach war, überall ein und zwanzig Fuß Wasser, außer an einem Orte, wo der **Herkules**, weil er den Wasserstrich nicht recht gehalten, ein wenig leicht aufstieß. Die Schiffe, der **Graf von Toulouse**, der **Marschall von Villars**, der **heilige Ludwig**, und eine kleine Fregatte von achtzehn Canonen waren an der Einfahrt des innern Hafens unter dem Geschütze der Schanze auf der Spitze St. Rosa oder Siguenza buchsieret, welches aus vierzehn Stücken bestund; und näher am Lande waren sieben Balandern mit acht bis vierzehn Stücken bewaffnet. Das Geschwader lief mit dem Winde hinter sich und niedergelegten Stengen ein, damit es Zeit hätte, die Schiffe und die Schanze auf der Spitze zu beschießen. Diese schossen zuerst auf des Königes Schiffe, die nur das Vordertheil zeigeten, weil sie genöthiget waren, herum zu gehen, so daß sie einige Zeitlang nicht darauf antworten konnten. Als sie aber einen starken Büchsenschuß weit von den feindlichen Schiffen waren, und man, um zu buchsieren, wieder an Steuerbord kommen, das ist, sich auf die rechte Seite drehen mußte: so wurde von beyden Seiten ein sehr großes Feuer gemacht, welches drittehalb Stunden anhielt. Der spanische Geschichtschreiber redet von einem sechsstündigen Gefechte: er versteht aber vermuthlich die ganze Zeit darunter, da die Schiffe von seiner Nation auf die unserigen gefeuert haben. Er setzet hinzu, es hätten die Wilden und Canadier die ganze Nacht auf die Karlsschanze geschossen; das Feuer habe an der Einfahrt des Hafens nicht aufgehöret, als bis die Schanze auf der Spitze gänzlich zerstöret worden, nicht mehr, als zwo Fregatten noch im Stande gewesen, zu fechten, und diejenige, worauf der spanische General war, gesunken; darauf habe Champmelin, aus Mitleiden, so viel tapfere Leute umkommen zu sehen, dem Don Alfonso Carrascosa sagen lassen, er möchte sich ergeben, welches er auch gethan. Don Bruno ergab sich ebenfalls mit der noch übrigen Besatzung der Schanze auf der Spitze.

Eroberung der Schanze auf der Spitze u. der spanischen Schiffe.

Als solches geschehen, so ließ der französische General den Statthalter von Pensacole auffordern, sich mit seiner ganzen Besatzung zu Kriegesgefangenen zu ergeben, sonst würde niemand Quartier bekommen. Matamoros sagete: er wollte in zweenen Tagen darauf antworten. Bienville, welcher fünf hundert Wilde und hundert und funfzig Canadier um den Platz herum liegen hatte, hatte es schon abgeschlagen, sich mit ihm in Ver-

Die Karlsschanze wird eingenommen.

1719. gleich einzulassen; und er sah wohl ein, daß, wenn Champmelin Bienvillen erlauben würde, einen Sturm auf seinen Platz zu laufen, wie er es durch seinen ersten Lieutenant, le Lille, drohen ließ, er ihn nicht würde aushalten können. Er hatte indessen Lilien ohne Antwort weggehen lassen. Seine Officier aber, denen er die Aufforderung eröffnete, nöthigten ihn, solchen wieder zurück zu rufen. Er meldete ihm, er ergäbe sich, und brachte seine Fahne dar. Champmelin erwies allen Officieren viel Höflichkeit und sagete zu ihnen, er hätte noch keine so schöne Vertheidigung gesehen. Sie geschah auch wirklich mit vieler Ordnung und Tapferkeit.

Verlust der Feinde.

Den andern Morgen schickete Champmelin seine Schaluppe mit einem seiner Officiere und einem Officier des spanischen Generales ab, um den Befehlshabern der Balandren, die in dem Grunde der Bay auf den Strand gelaufen waren, zu befehlen, sie wieder in den Hafen zu führen: man fand aber nur französische Gefangene daselbst. Die Spanier hatten sich nach St. Joseph geflüchtet, wie im Anfange des Treffens eine Brigantine und eine Pirogue gethan hatten. An eben dem Tage zog die spanische Besatzung aus der Karlsschanze, und die Officier wurden entwaffnet an den Bord geschicket: man ließ ihnen aber ihr Geräth und alle ihre Sachen. Der Graf Champmelin wollte auf seinem Schiffe den General, den Statthalter von Pensacole, Don Bruno Cavallero, Don Estevan Berroa und Don Antonio Joseph Martinez haben. Weil aber die Anzahl der andern Gefangenen, welche Bienville auf funfzehnhundert, und Serigny auf zwölfhundert steigen läßt, das Geschwader sehr beschwerete, und es bald würde haben Hunger leiden lassen: so schickete man ihrer sechshundert auf dem Ludwig nach der Havana. Man zweifelte nicht, daß die Feinde nicht viele Verwundete und Todte gehabt hätten. Indessen fanden sich doch ihrer in allem nur sechzig, und auf unserer Seite nicht mehr, als sechs bis sieben.

Härte der Spanier gegen ihre Gefangenen.

Den 24sten sehr früh wurde man eine Brigantine gewahr, welche ohne Mistrauen in den Hafen einlief. Sie wurde vom Andreas Gonzalez geführet, welcher aus der Havana den so lange zu Pensacole erwarteten Mundvorrath brachte. Champmelin bemächtigte sich derselben, und fand Erfrischung für alle seine Leute darauf, die solcher sehr nöthig hatten. Gonzalez überbrachte auch viele Briefe, wovon der General nur diejenigen abgab, die er für dienlich hielt. Bienville bekam auch einen durch eben den Weg von dem Herrn Chateaugue, welcher ihm meldete, der Statthalter in der Havana weigerte sich, ihm so wohl, als den Officieren und Matrosen, die mit ihm gefangen wären, Lebensmittel zu geben; und die letztern wären gezwungen, Steine zu karren, oder an den spanischen Gebäuden arbeiten zu helfen, damit sie ihr Brodt verdieneten. Champmelin machete dem Generale und spanischen Officieren große Verwürfe deswegen; er glaubete aber, er müßte sich deswegen nicht anders rächen, als wenn er allen denjenigen von ihrer Nation, die seine Gefangene wären, gut begegnete. Gleichwohl glaubete er, er müßte an den Statthalter in der Havana deswegen schreiben. Darauf hielt er Kriegesrecht über die Franzosen, die mit den Waffen in der Hand wider ihren König ergriffen worden. Die Strafbarsten wurden gehangen, die andern zu den Galeeren verdammet.

Die Schanze Pensacole wird zum Theile zerstöhret.

Nun war nur noch die Frage, ob man die Schanze Pensacole behalten sollte. Es fehlete nicht an Soldaten, sie zu besetzen: die meisten aber waren elende Kerl, welche von den französischen Truppen weggelaufen, oder mit Gewalt weggenommen waren; und die Erfahrung des Vergangenen zeigete, wie wenig man sich auf ihre Treue verlassen könnte.

Es

1719.

Es wurde also beschlossen, zwo Basteyen an der Landseite niederzureißen, und nur die beyden zu behalten, die nach dem Hafen zugiengen, und darinnen einen Officier, zween Sergenten, zwanzig Soldaten und zwölf Wilde zu lassen. Den 3ten des Weinmonates kam die Fregatte der **Herzog von Noailles** zu Pensacole an, und brachte dem Grafen von Champmelin Briefe, worinnen ihm befohlen ward, mit seinem Geschwader den Winter über in Louisiana zu bleiben; weil man am französischen Hofe Nachricht hatte, es wäre ein starkes Geschwader aus Spanien nach dem mexicanischen Meerbusen abgegangen. Der Zustand aber, worinnen sich seine Schiffe und sein Schiffsvolk befanden, machten, daß dieser Befehl nicht konnte ins Werk gerichtet werden.

Den 11ten berichtete ein Spanier, der sich allein von dem Schiffsvolke einer Flüte von vier und zwanzig Canonen gerettet hatte, welche bestimmet war, die Josephsbay mit Lebensmitteln zu versehen: er wäre vor sechszehn Tagen von Veracruz abgegangen; er hätte fünf Kriegesschiffe, die funfzig bis siebenzig Canonen geführet hätten, zwo Fregatten und drey Balandren, nebst einer großen Anzahl Truppen zum Aussetzen verlassen, die sich anschicketen, alle von den Franzosen aus Louisiana besetzeten Plätze wegzunehmen. Den 13ten, um drey Uhr des Abends, nahm man ein Schiff wahr, und zu gleicher Zeit brachte man dem Generale einen andern Spanier, den man auf der Insel St. Rosa gefunden hatte. Dieser Mensch sagete, er wäre in dem Schiffe, das man da sähe, von Veracruz gekommen, in einem Canote selb dritte ans Land gesetzet worden; da solches aber umgeschlagen, so wären seine beyden Gefährten ersoffen, und er selbst hätte sich mit Schwimmen gerettet. Kurze Zeit darnach that das Schiff drey Canonenschüsse, sein Canot gleichsam dadurch zu rufen, und man sah seine Schaluppe abgehen. Sie kam an der Siguenzaspitze mit Tonnen, um Wasser einzunehmen, ans Land. Man hielt sie an; und diejenigen, die sie führeten, sageten, sie wären vor fünf und dreyßig Tagen von Veracruz abgegangen, und ihr Schiff hätte Lebensmittel und Verstärkung von hundert Mann für Pensacole; ein Nordost hätte sie auf der Insel Dauphine aufgehalten, wo sie hätten Wasser einnehmen wollen, aber wären verhindert worden.

Den andern Morgen früh that das Schiff, welches außer der Bay lag, einen Canonenschuß, um seine Schaluppe zu rufen. Als solche nicht wieder kam: so blieb es bis um eilf Uhr, wo es war. Darauf aber nöthigte es ein starker Südost, einzulaufen und seine Anker zu werfen. So gleich ließ der Graf von Champmelin seine Flagge aufstecken. Dieses Schiff wurde vom Don **Francisco de la Penna**, einem Hauptmanne von der barloventischen Flotte, geführet. So bald er die französische Flagge sah, brachte er die seinige; und der General ließ ihm die Briefe abfordern, die er von dem Unterkönige hatte. Er gab sie; und sie bestätigten alles dasjenige, was man schon von der Absicht der Spanier wußte. Diese Nachrichten änderten in dem Entschlusse nichts, welchen Champmelin gefasset hatte, abzugehen, weil die Krankheiten auf seinen Schiffen zunahmen. Der **Mars** hatte indessen doch Befehl, so lange zu bleiben, bis sein Schiffsvolk von der Pest genesen wäre, welche auf diesem Schiffe seit seiner Ankunft in America gewesen war. Der **Marschall von Villars** und der **Graf von Toulouse** waren nicht im Stande, die See zu halten, und mußten auch bleiben.

Die Wilden werden beschenket.

Nachdem diese Verfügungen gemacht worden, so war Champmelin bedacht, die Wilden für ihren Eifer zu belohnen, den sie für die französische Nation seit dem Anfange dieses Krieges bezeuget hatten. St. Denys, der von diesen Völkern sehr geliebt wurde,

1720. bekam Befehl, sie zusammen kommen zu lassen; und er ließ das Calumet zu Ehren des Generals singen, welcher demselben nebst allen seinen Officieren beywohnete. Er redete sie darauf im Namen des Generales an, und ermahnete sie, stets mit den Franzosen vereiniget zu bleiben, deren Uebermacht über ihre Feinde sie gesehen hätten. Nach Endigung seiner Rede theilete man ihnen die Geschenke von dem Könige aus, und ließ sie sehr zufrieden auseinander gehen.

Neue Nachricht von der Annäherung der Spanier.

Den 21sten, da das Geschwader im Begriffe war, unter Segel zu gehen, wurde man eine Balandre ansichtig, die mit dem Winde hinter sich in die Bay einlief. Man bemächtigte sich derselben; und der Hauptmann versicherte, er wäre vor achtzehn Tagen von Veracruz in Gesellschaft eines Schiffes von vier und vierzig Canonen, dreyer andern von dreyßig, achtzehn und zwölfen und einer andern Balandre, abgegangen; drey andere Schiffe von zehn Canonen wären in dem Hafen geblieben; weil die Pest unter das Schiffsvolk gekommen; der General Cornejo wäre in Person auf dem größten Schiffe; seine Absicht wäre, zu dem Statthalter zu Pensacole zu stoßen, um ihm alles dasjenige erobern zu helfen, was den Franzosen in Louisiana noch übrig wäre; und er machete sich Rechnung, die Insel Dauphine und die Schanze Maubile wären schon in Seiner katholischen Majestät Gewalt; übrigens hätte ein Windstoß seine Balandre drey Tage nach seiner Abreise von Veracruz von dem Geschwader abgesondert; und er wüßte nicht, wo solches hingekommen wäre.

Champmelin geht nach Frankreich.

Diese Zeitung machete, daß sich Champmelin entschloß, noch einige Tage zu Pensacole zu bleiben, um das spanische Geschwader daselbst zu erwarten. Weil es aber nicht erschien: so machete er sich segelfertig, und gieng wieder nach Frankreich. Es ist glaublich, daß Cornejo unterwegens die Eroberung von Pensacole vernommen und gehöret, daß die französischen Schiffe noch daselbst lägen; daher er es nicht für rathsam erachtet, sich mit einem viel stärkern Geschwader, als das seinige, einzulassen. Indessen war doch dieses kaum abgegangen, so kam der Ritter Saujon mit einem neuen Geschwader in Louisiana an; und seine Gegenwart trug nicht wenig bey, die Spanier abzuhalten, etwas zu unternehmen. Er wollte darauf nach der Josephsbay gehen, um sich davon zum Meister zu machen. Bienville aber, welcher sich derselben im vorigen Jahre bemächtiget, und sie kurz darauf wegen seiner Unnützlichkeit, wegen der Schwierigkeit sie zu vertheidigen, daselbst anzuländen, die Schiffe daselbst in Sicherheit zu erhalten, und vornehmlich wegen der Unfruchtbarkeit des Landes, welches nichts hervorbringen kann, wiederum verlassen hatte, war nicht seiner Meynung. Serigny stellete ihm seiner Seits vor, der Hunger, womit das Pflanzland bedrohet würde, erlaubete nicht, die Abfahrt der Schiffe der Gesellschaft zu verzögern, deren er sich zu diesem Unternehmen bedienen wollte; und auf welchen er viele Leute wieder nach Frankreich zu schicken, sich so gar verbunden sähe. Saujon bestund nicht darauf; und da ihn nichts weiter in America hielt, so nahm er seinen Lauf wieder nach Frankreich.

Saujon kömmt daraus an.

Serigny geht ab und zwey Schiffe des Königes kommen an.

Serigny folgete ihm bald nach. Er gieng den 27sten des Brachmonates 1720 unter Segel; und vernahm bey seiner Ankunft zu Brest, der König hätte ihn zum Schiffshauptmanne gemacht, welche Belohnung seiner Tapferkeit, seiner guten Aufführung und dem Eifer, womit er seinem Herrn von seiner Kindheit an gedienet, allerdings gebührete; da er niemals eine Würde bey dem Seewesen erhalten, als nachdem er sich durch eine merkwürdige That, oder durch einigen wichtigen Dienst hervorgethan. Drey Tage nach seiner Abreise

reise kamen zwey Schiffe des Königes, der Toulouse und Heinrich, die von Toulon unter der Anführung der Herren von Valette und Cafaro abgegangen waren, in sehr schlechtem Zustande auf der Rhede der Insel Dauphine an. Der P. Laval, ein Jesuit, königlicher Professor der Hydrographie in dem Hafen zu Toulon, hatte sich darauf eingeschiffet, in der Absicht, Beobachtungen zu Louisiana zu machen, und vornehmlich die Länge der Mündung des Micissipi zu bestimmen. Allein, die Pest war auf beyde Schiffe gekommen. Cafaro war während der Ueberfahrt daran gestorben. Die Almosenpfleger waren nicht im Stande, den Kranken, deren Anzahl groß war, beyzustehen; daher hielt denn dieser Religiose, welcher überzeuget war, die Wissenschaften wären bey einem Manne von seinem Stande nur ein Nebenwerk, dafür, die Pflicht seines Amtes müßte demjenigen vorgehen, was man von seinen astronomischen Wahrnehmungen erwarten könnte. Er gieng also nicht nach Micissipi, ungeachtet er nur vierzehn Meilen davon entfernet war; sondern blieb bey seinem Schiffsvolke, und wendete nur die Augenblicke zum Beobachten an, die er seiner Ruhe entzog; welche Aufführung sehr gelobet wurde.

1720.

St. Denys bey den Natchitochen. 1721.

Indessen erhielt sich die Schanze der Natchitochen stets; und es hatten sich einige von den Concessionarien nach dieser Seite gemacht, in der Hoffnung, sich durch den Handel mit den Spaniern zu bereichern; welche eitle Hoffnung sie abhielt, sicherere Maaßregeln zu ergreifen, um sich anderswo gründlich niederzulassen, und welche sie vollends zu Grunde richtete. Bienville empfing gegen das Ende dieses Jahres einen Befehl vom Hofe, den Herrn von Saint Denys wieder dahin zu schicken, welchen der König, auf das gute Zeugniß, das ihm Champmelin im Rathe gegeben, mit einer Bestallung als Hauptmann und dem St. Ludwigskreuze beehret hatte. Er reisete zu Anfange des folgenden Jahres mit einer Verstärkung von Truppen und Kriegesvorrathe; ab und seine Frau säumete nicht, sich ebenfalls dahin zu begeben. Chateaugue, welcher aus der Havana nach Frankreich gegangen war, kam auch zu eben der Zeit mit der Würde eines Lieutenants des Königes zurück, und übernahm die Befehlshaberstelle in der Ludwigsschanze an dem Maubile wieder. Endlich legete Bienville von neuem das Generalquartier von Louisiana zu Biloxi an, und nahm daselbst seinen Sitz mit dem größten Theile der Truppen und den Directoren der Gesellschaft, deren Haupt er war.

Erste Nachricht vom Frieden.

Man befürchtete von Seiten der Spanier nichts mehr, weil man in dem vorigen Jahre, da Valette noch auf der Insel Dauphine war, gewisse Nachricht erhalten, daß zwey spanische Schiffe von sechs und sechzig und sieben und sechzig Canonen, die von zweyen Geschwaderhäuptern geführet wurden, und sich mit der Flotte von Veracruz vereinigen sollten, um Pensacole zu überfallen, einen Gegenbefehl erhalten hatten, und daß diese Veränderung die Frucht eines Waffenstillstandes unter den beyden Kronen war. Der Hof zu Madrid, welcher nicht zweifelte, es müßte die Wiedergabe von Pensacole einer von den Friedensartikeln werden, an denen man arbeitete, glaubete, er dürfte sich in keine unnütze Unkosten einlassen, und die Sache geschah in der That, wie er sie vorausgesehen hatte.

Vergebene Unternehmung auf die Bernhardsbay.

Die Gelegenheit war vortheilhaft, um die Concessionarien fest zu setzen, welche nicht aufhöreten, von Frankreich zu kommen, und wenn man es recht gemacht hätte, in wenigen Jahren die beyden Ufer des Micissipi bis an die Illinesen würden bevölkert haben. Alle Aufmerksamkeit der Directoren von der Gesellschaft aber gieng dahin, sich den Spaniern zu nähern, oder zu verhindern, daß sie sich nicht in unserer Nachbarschaft setzeten. In eben diesem Jahre machete Bienville den Anschlag, sich der St. Bernhards- oder St. Ludwigs-

bay

1721. bay zu versichern: er wählete aber denjenigen schlecht, dem er diese Unternehmung auftrug. Dieser Mensch lief in den Magdalenenfluß ein, den er auf seiner Fahrt antraf, und gieng fünf bis sechs Meilen hinauf. Er fand die Wilden überall auf ihrer Huth, und entschlossen, keine Fremden in ihrem Lande zu leiden. Er ließ ihnen sagen, er wäre gekommen, um ein Bündniß mit ihnen zu schließen und ihren Zustand besser zu machen: sie antworteten ihm aber, sie wären mit ihrem Zustande zufrieden, und zögen ihre Freyheit allen denen Vortheilen vor, die man ihnen anbötphe. Der Officier fand indessen doch Mittel, einige von den Vornehmsten an Bord zu bringen, wo er sie behielt. Er gieng so gleich wieder unter Segel und führete sie nach Biloxi. Bienville tadelte diese Verrätherey sehr, und ließ die Wilden wieder heimführen. Im folgenden Jahre aber vernahm er, die Spanier von Veracruz hätten eine Schanze in der St. Bernhardsbay erbauet.

Zu Ende des Mayes 1722 kam eine spanische Brigantine von zwey und zwanzig Canonen und mit zweyhundert und funfzig Mann besetzet, von Veracruz zu Biloxi an. Sie wurde von Augustin Spinola geführet, und hatte den Herrn Walcop, einen Irrländer, Schiffshauptmann in den Diensten des Königes von Spanien, auf, welcher den zwischen Frankreich und dem Könige in Spanien geschlossenen Frieden überbrachte, worinnen die Wiedergabe der Schanze Pensacole an die Krone Spanien ein Artikel war. Man feyerte diesen Frieden zu Biloxi mit großen Freudenbezeugungen, welche auf beyden Seiten aufrichtig zu seyn schienen.

Das Generalquartier wird nach Neuengland verleget.

So bald die Brigantine wieder unter Segel gegangen war; das ist in der Mitte des Brachmonates, so fing man an, alle Güter, die sich in den Packhäusern der Occidentgesellschaft zu Biloxi befanden, nach Neuorleans zu bringen, weil der Rath verordnet hatte, das Generalquartier daselbst zu errichten, und nur einige Mannschaft mit einem Officiere zu Biloxi zu lassen. Die Truppen hatten bereits angefangen, sich nach der Hauptstadt zu begeben: sie folgeten aber nicht alle dem ihnen vorgeschriebenen Laufe. Eine Compagnie Schweizer, welche sich mit ihrem Hauptmanne an der Spitze nebst vielen Lebensmitteln und Kriegesvorrathe eingeschiffet hatte, wandte sich mit fliegenden Fahnen nach Carolina, wo sie sehr wohl aufgenommen wurde. Es blieben nur zween Officiere, ein Sergent und einige Weiber, deren Geräthe die andern mitgenommen hatten, zu Louisiana.

Ränke der Engländer.

Diese waren nicht die einzigen, welche wegliefen, und wovon die engländischen Pflanzstädte so wohl, als die Havana Nutzen zogen. Louisiana wurde also alle Tage schwächer, und man schickete aus Frankreich nicht so viel, daß es seinen Verlust hätte ersetzen können. Die Engländer bereicherten sich also von unserm Raube; und da sie von unserer Schwachheit unterrichtet waren, so hielten sie die Gelegenheit für günstig, unsere Wilden wieder zu gewinnen, die ihnen so übel begegnet waren. Die erstern, an welche sie sich wandten, waren die Tschactaer; sie stelleten ihnen unsere Dürftigkeit größer vor, als sie war, um sie zu überreden, sie hätten künftig nichts von uns zu hoffen; und sie thaten ihnen die vortheilhaftesten Anerbiethungen, wenn sie unserm Bündnisse entsagen wollten, um sich an sie zu ergeben.

Treue der Tschactaer.

Die Versuchung war groß für die Wilden, welche durch ihre eigenen Augen von der Wahrheit dessen überzeuget wurden, was man ihnen sagete: und die nur gar zu sehr sahen, daß unsere letzten glücklichen Erfolge auf nichts gründliches hinaus gelaufen. Es ist über dieses gewiß, wenn sich diese Völkerschaft, welche die zahlreicheste in ganz Louisiana ist, durch die Reizungen derer Vortheile, die man ihr anboth, hätte gewinnen lassen, so würden

1722.

den alle unsere Bundesgenossen ihrem Beyspiele gefolget seyn; und das um so vielmehr, weil diejenigen, die uns am meisten ergeben waren, sich nicht im Stande befanden, sich dem Strome zu widersetzen. Die Tschactaer aber zeigeten bey dieser Gelegenheit eine Uneigennützigkeit und Treue, deren sich die gesittesten Völker nicht allemal befleißigen. Sie gaben dem Herrn Bienville von denen Vorschlägen, die man ihnen that, selbst Nachricht, und dieser Befehlshaber fand sie gegen die Franzosen so gesinnet, daß er glaubete, sich von ihnen alles versprechen zu können.

Ursachen des Weglaufens.

Die Engländer dachten indessen doch nicht alle auf einerley Art von dieser großen Anzahl Franzosen, die zu ihnen übergiengen. Vielleicht fürchteten sich so gar einige, daß sie dieselben gar zu sehr in ihren Pflanzlanden möchten vermehret sehen. Wenigstens ist es gewiß, daß der Statthalter von Carolina an den Herrn Bienville schrieb, um ihm von der Ankunft des Herrn **Brandt** und seiner Schweizercompagnie Nachricht zu geben. Er rieth ihm, dem französischen Hofe eine solche Unordnung zu melden, welche nothwendig den ganzen Untergang seines Pflanzlandes bald nach sich ziehen müßte. Man hätte aber alles das, was geschah, im Voraus vermuthen sollen. Es war dieses Pflanzland fast nur von Leuten bevölkert, die man mit Gewalt dahin geschicket hatte, oder auch von Conceßionarien, die dasjenige nicht daselbst fanden, was man ihnen zu finden Hoffnung gemacht hatte. Beyde waren daher bald darauf bedacht, nur wieder hinaus zu kommen. Eine große Anzahl kam durch Elend oder Krankheit um; und das Land wurde eben so geschwind wiederum leer, als es angefüllet worden.

Die Ueberläufer schützeten ihrer Seits insgesammt die Noth vor, worein man sie gebracht hatte, sich anderswo zu versorgen, indem man ihnen die nöthigen Lebensbedürfnisse versaget hätte. Einige schrieben so gar an die Aufseher über Louisiana *c*) in solchen Ausdrücken, welche anzeigeten, wie sauer ihnen das, was sie gethan hätten, angekommen wäre; und dieses erhellete noch mehr aus demjenigen, was im August dieses Jahres geschah. Einer, Namens **Duclos**, welcher eine Tartane führete, deren Ladung sehr reich war, begegnete einem Haufen Ueberläufer, die ihm nur einige Lebensmittel und Getränke abnahmen, ohne seine Waaren anzurühren. Er bezeugete ihnen sein Erstaunen darüber; und sie antworteten ihm, sie wären keine Räuber, sondern brave Leute, welche die Noth zwänge, zu andern Nationen zu gehen, um daselbst ihren Unterhalt zu suchen, weil die ihrige sie Hunger sterben ließe. Die Misvergnügtesten waren die Soldaten, denen man durchaus nichts anders, als Brodt gab, da man doch unter die Arbeitsleute und so gar auch unter die Gefangenen, die oftmals für die Privatpersonen arbeiteten, Fleisch austheilete.

Sturm und seine Wirkungen.

Zur Vermehrung des Unglückes erhob sich den 12ten des Herbstmonates um zehn Uhr des Abends, auf dem Micissipi ein Sturm, welcher in seiner ganzen Stärke bis zu Mittage des andern Tages dauerte, und sich bis zu den Natschen auf der einen Seite und auf der andern bis nach Bilori empfinden ließ. Die Kirche, das Hospital, und dreyßig sowohl Häuser als Baraquen von Neuorleans wurden umgestürzet, alle andere Gebäude wurden beschädiget. Niemand kam dabey um: doch wurden einige Kranke in dem Spitale verwundet. Eine Menge von Fahrzeugen, Piroguen, Canoten und Schaluppen waren in dem Hafen gescheitert. Drey Schiffe, welche daselbst vor Anker lagen, wurden sehr übel mitgenom-

c) Den 15ten April des vorigen Jahres hatte der König vier Commissarien, lauter Staatsräthe, zur Aufsicht über Louisiana und der Occidentgesellschaft und zur Ablegung der Rechnungen ernannt.

1722.

genommen, und sahen sich ziemlich hoch auf dem Ufer des Flusses gestrandet, welches doch acht Fuß hoch gehalten wurde. Es blieb in den Wohnplätzen über und unter der Stadt kein Gebäude stehen. Biloxi wurde noch übeler mitgenommen. Alle Häuser und Magazine wurden daselbst umgeworfen; und da das Meer aus seinen Gränzen getreten, ein Theil dieses Posten überschwemmet. Die Tartanen, welche auf der Rheede waren, wurden auf die Inseln und Küsten des festen Landes geworfen. Es war so gar eine darunter, deren Hauptmann sich allein mit einem Schiffjungen rettete, nachdem er vier und zwanzig Stunden auf der Rha zugebracht. Das übrige Schiffvolk war ersoffen, und viele Piroguen, welche nach Neuengland mit Lebensmitteln und Flügelwerke hinunter fuhren, litten Schiffbruch. Die Hülsenfrüchte, welche schon reif waren, giengen verloren, und der beständige Regen, welcher dazu kam, verderbete ein gut Theil von denjenigen, die noch nicht reif waren.

Die Chicachaer bitten um Friede.

Wir waren indessen beständig im Kriege mit den Chicachaern; alles aber bestund in einigen Ueberfällen, welche die Reisenden nöthigten, vorsichtig zu gehen. Diese Wilden wurden so gar zuerst müde, zu einer Zeit, da sie uns große Unruhe hätten machen können. Zween Canadier, Vater und Sohn, welche in ihre Hände gefallen waren, wurden von ihnen wohl gehalten, und die Häupter bathen ihn, an den Herrn von Bienville zu schreiben, wenn er sie zu Gnaden annehmen wollte, so wollten sie sie so gleich loslassen. Sie thaten noch mehr, sie giengen zum Herrn **de Grave**, welcher bey den Yasuern Befehlshaber war, überreicheten ihm das Calümet, und bathen ihn um Friede, den er ihnen nicht verweigern zu dürfen glaubete.

Feindseligkeiten der Natschen.

Da aber das Pflanzland zum Theile sich dieses Volkes versichert hatte, welches nicht allein das tapferste in ganz Louisiana, sondern auch wegen seiner Verbindung mit den Engländern am meisten zu fürchten war: so erfuhr es gar bald, daß es sich auf die Treue der Natschen nicht weiter Rechnung machen konnte, als in so weit es wider diese Nation, die von Natur betrügerisch war, auf seiner Huth stund. In der That, diese Wilden sahen nicht so bald, daß die Franzosen, welche mit andern Gegenständen beschäfftiget waren, nicht so viel Acht mehr auf ihre Unternehmungen hätten, so fingen sie ihre Anfälle wiederum an, und gaben ihren ganzen bösen Willen zu erkennen; und man wird bald sehen, daß man nicht genug Mistrauen in denselben habe setzen können.

Die Illinesen vereinigen sich an dem Micissipi.

Man vernahm zu gleicher Zeit sehr traurige Zeitungen von den Illinesen. Herr von Boisbriand, welcher Nachricht erhielt, daß die vom Felsen und Pimiteuy von den Utagamiern belagert würden, hatte sich mit dem Ritter von Artaguette und dem Herrn von Tisne, welche beyde Hauptleute waren, vielen andern Officieren und einem abgeschickten Haufen von hundert Mann eingeschiffet, um sie zu befreyen; und hatte vierzig Franzosen und vierhundert Wilden Befehl gegeben, sich zu Lande nach Pimiteuy zu verfügen, und seiner daselbst zu erwarten. Als aber beyde Haufen auf der Hälfte des Weges waren: so vernahmen sie, daß sich die Utagamier mit Verlust von mehr als hundert und zwanzig der Ihrigen zurück gezogen hatten. Dieser glückliche Erfolg hielt die Illinesen indessen nicht ab, ob sie gleich nur ungefähr zwanzig Mann, einige Weiber und Kinder eingebüßet hatten, den Felsen und Pimiteuy zu verlassen, wo sie in beständiger Unruhe waren, und sich mit denjenigen von ihren Brüdern zu vereinigen, die sich an dem Micissipi gesetzet hatten. Dieses war für den meisten Theil ein Gnadenstoß; indem der Mangel der Missionarien nicht erlaubete, so viele von einander so entfernete Flecken zu versorgen. Auf der andern Seite aber

aber wurde die Gemeinschaft der Provinz Louisiana mit Neufrankreich nur immer schwerer und weniger thunlich, da nichts mehr die Streifereyen der Utagamier längst dem Illinesenflusse aufhielt.

1722.

Sie litten einige Zeit darnach einen beträchtlichen Stoß von Seiten des Herrn von Saint Ange, eines Officiers in der Schanze Chartres bey den Illinesen, welcher sie in großer Anzahl in eine Art von Hinterhalt gezogen, und sie beynahe fast insgesammt niederhieb. Andere nicht so zahlreiche Parteyen hatten kurz darauf eben das Schicksal. Ihre Wuth aber wuchs, so wie ihre Stärke abnahm; und sie flößeten solchen den neuen Feinden, die sie uns erwecket hatten, dergestalt ein, daß der ganze Strom des Micissipi und alle Gegenden umher sich von Wilden angefüllet sahen, mit denen wir niemals etwas zu thun gehabt hatten, und die keinem Franzosen Quartier gaben, wenn sie ihn entweder überfallen oder mit Vortheile angreifen konnten.

Die Natschen machen Friede mit den Franzosen.

Viele Natschen hatten sich öffentlich wider uns erkläret; und was den Herrn Bienville am meisten deswegen beunruhigte, war, daß sich der Bruder des großen Hauptes an ihrer Spitze befand. Wenn man einen dauerhaften Vergleich mit dieser Nation hätte machen wollen: so hätte dieser Mensch, welcher der Urheber von allem Unglücke war, nothwendig von seinem eigenen Bruder dem Statthalter müssen ausgeliefert werden; und es war kein Mittel vorhanden, ihn mit Gewalt dazu zu zwingen. Die Weisheit und die Standhaftigkeit des Herrn Delietto, welcher in diesem Posten Befehlshaber war, zogen dem Herrn Bienville aus dieser Verlegenheit. Dieser Befehlshaber wußte das Gemüth des großen Hauptes dergestalt zu lenken, daß er ihn zu dem Entschlusse brachte, er wollte seinen Bruder selbst dem Statthalter auf Gnade und Ungnade übergeben, welcher seiner Seits einem gedemüthigten Feinde gern verzieh und ihn gewann. Man gab einander große Merkmaale eines gegenseitigen Vertrauens; und es hatte sehr das Anscheinen, daß dieser gute Vergleich dauerhaft gewesen seyn würde, wenn Herr Delietto länger gelebet hätte. Er war zu Ende des 1722sten Jahres schon gestorben, als ich bey den Natschen ankam; und es schien mir, als ob das gute Verständniß unter den Franzosen und Wilden noch vollkommen wäre. Ein wenig mehr Mistrauen und Vorsicht von Seiten der erstern würde den andern so gar den Gedanken benommen haben, andere Gesinnungen gegen sie zu hegen, und würde dem Unglücke vorgebeuget haben, wovon wir bald reden werden.



Der allgemeinen Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich;

Zwey und zwanzigstes Buch.

1723.

Niederlassung der Capuciner in Louisiana.

Es ist nicht leicht zu sagen, was bis auf die Zeit, wovon ich rede, gehindert hat, denen neuen Anbauern in Louisiana einen beständigen geistlichen Beystand zu verschaffen, welcher den neuen Niederlassungen, wenn man es auch nur nach der gesunden Staatskunst betrachtet, so nöthig ist. So viel ist gewiß, daß ich bey meiner Zurückkunft aus America, im Anfange des 1723 Jahres, den Hof und die Gesellschaft in einem gleichen Erstaunen darüber fand, als ich ihnen vorstellete, wie sehr verlassen in diesem wesentlichen Puncte ich dieses neu anwachsende Pflanzland gefunden hätte, und daß die Aufseher der Gesellschaft nichts stärker am Herzen hatten, als einer so großen Unordnung abzuhelfen. Sie warfen die Augen auf die Capuciner; und nachdem sie viele von denselben erhalten hatten, so vertheileten sie solche in die Viertheile, wo die meisten französischen Wohnungen waren.

Man will den Wilden Missionarien geben.

Es war von eben so großer Wichtigkeit, Missionarien unter den Wilden zu haben, bey denen wir uns gesetzet hatten. Wir haben gesehen, daß das Heil dieser Völker stets der vornehmste Gegenstand gewesen, den sich unsere Könige überall vorgesetzet, wohin sie ihre Herrschaft in der neuen Welt erstrecket haben; und die Erfahrung von beynahe zweyhundert Jahren hat uns begreiflich gemacht, das sicherste Mittel, uns die Landeseingebohrnen zu verbinden, wäre, sie Jesu Christo zu gewinnen. Ueber dieses konnte es nicht unbekannt seyn, daß außer denen Früchten, welche die evangelischen Arbeiter unter ihnen schaffen konnten, die einzige Gegenwart eines Mannes, welcher wegen seines Charakters ehrwürdig ist, ihre Sprache versteht, ihr Vorhaben beobachten kann, und, indem er sich das Vertrauen einiger erwirbt, von ihren Absichten Nachricht einzuziehen weis, oftmals mehr werth ist, als eine Besatzung; oder sie kann wenigstens statt solcher dienen, und den Statthaltern Zeit geben, Maaßregeln zu ergreifen, um ihre Anschläge zu hintertreiben. Das Beyspiel der Illinesen, welche seit 1717 der Statthalterschaft Louisiana einverleibet

waren, konnte schon genugsam zeigen, von was für Wichtigkeit es wäre, die andern Nationen nicht länger ohne Missionarien zu lassen.

1725.

Man schicket Jesuiten dahin.

Die indianische Gesellschaft sah es wohl ein, und wandte sich in dem 1725 Jahre an die Jesuiten, deren sich eine große Anzahl zu dieser Glaubenssendung anboth. Weil aber die Superioren nicht allen die Erlaubniß, sich dazu weihen zu lassen, hatten ertheilen können; und ihrer nicht genug waren, allen Nationen welche zu geben: so glaubeten der Befehlshaber und die Directoren, sie müßten diejenigen, welche zuerst ankämen, an denen Orten brauchen, wo keine Capuciner wären. Daher geschah es denn, daß die Natschen, welche doch unter allen Völkern in Louisiana diejenigen waren, auf welche man am genauesten Acht geben mußte, keine hatten. Man sorgete zu gleicher Zeit auch für die Erziehung der jungen französischen Mägdchen in der Hauptstadt und den umliegenden Gegenden; indem man Ursulinerinnen aus Frankreich kommen ließ; und damit man in einem Pflanzlande, das nur erst anfing, sich zu bilden, nicht dergleichen Errichtungen vermehrete, so wurde eben diesen Klosterfrauen auch die Besorgung des Hospitales übergeben.

1726.

Perrier, Generalbefehlshaber in Louisiana.

In dem Herbstmonate des 1726 Jahres wurde der Schiffslieutenant Perrier zum Generalbefehlshaber von Louisiana an des Herrn Bienville Stelle ernannt, welcher wieder nach Frankreich gieng. Obgleich alles in dem Lande ziemlich ruhig zu seyn schien: so sah der neue Befehlshaber doch gar zu wohl ein, wie nöthig es wäre, daselbst mehr Truppen zu haben, als er allda gefunden hatte. Je mehr er die Wilden kennen lernete, desto mehr überzeugete er sich, man würde sie niemals in unserm Bündnisse fest erhalten, man würde sich nicht einmal versichern dürfen, sie nicht zu Feinden zu haben, und man würde unsere Nachbarn nicht abhalten können, der Versuchung zu unterliegen, sie zu vermögen, daß sie sich wider uns auflehneten, als wenn wir alle Posten auf solche Art besetzeten, daß wir nichts von ihnen zu befürchten hätten. Ich finde zwar nicht, daß er der Gesellschaft vor dem 1729 Jahre sehr angelegen, ihm Beystand zu schicken: im August dieses Jahres aber verlangete er zwey bis dreyhundert Mann gute Truppen.

Er verlanget vergebens Beystand.

Es war ein wenig spät; indessen erhielt er doch nicht allein das nicht, was er verlangete, sondern er beklagete sich auch in einem seiner Briefe vom 18ten März des folgenden Jahres, daß man ihm geantwortet hätte, er wollte nur deswegen eine Vermehrung der Truppen, damit er mehr Leute unter seinem Befehle hätte, oder Krieg führen und sich auf Kosten der Gesellschaft hervorthun könnte. Als er aber diesen Brief erhielt: so gab ihm eine Begebenheit, welche diejenigen ganz anders reden ließ, denen man mehr gehöret hatte, als ihm, nur gar zu sehr Gelegenheit, diesen schimpflichen Argwohn zu heben. „Ich habe „mich nicht darüber gewundert, saget er in dem gedachten Briefe, welcher von Neuorleans geschrieben ist, daß man die Gesellschaft versichert hat, man brauchete keine Truppen in Louisiana, und auch keine Geschenke für die Wilden, sie in unserm Bündnisse zu „erhalten: indessen habe ich doch diejenigen, welche diese Ungereimtheit vorgegeben, bis „auf das Mark ihrer Knochen zittern gesehen, obgleich hier weniger zu befürchten ist, „als anderwärts.„

In einem andern Briefe vom 1sten April eben desselben Jahres setzet er etwas hinzu, wodurch er anzeiget, er kenne die Wilden besser, als diejenigen, die sich rühmen, solche am besten zu kennen. „Man ist versichert, saget er, da er von diesen Wilden redet, daß „man so lange von ihnen geliebt wird, als man ihnen dasjenige geben wird, was sie haben wollen. Nach dem Maaße aber, wie sie merken, daß man ihrer brauchet, ver-

1729.

„mehren sich auch ihre Nothwendigkeiten; so daß die Engländer und wir uns weit mehr „von diesen Wilden bey der Nase herumführen lassen, als sie sich von uns.„ Das, was er darauf saget, man werde sie nicht eher so machen, wie man sie haben wolle, als bis man sie wacker geklopft habe, ist gleichwohl nur erst wahr, wenn man ihnen Ursache gegeben hat, ihnen dergestalt zu begegnen. Denn nichts bringt sie mehr auf, als wenn man sie ohne Ursache bekrieget. Es giebt aber noch andere Mittel, sie im Zaume zu halten. Perrier wußte sie gar wohl. Er bemerket auch in seinem vorhergehenden Briefe sehr wohl, es habe ihm der Krieg, worinnen er sich verwickelt befände, zu erkennen gegeben, man dürfte sich nur, wenn man sich von dem Ungestüme der Wilden, die beständig fordern, befreyen wollte, stellen, als könne man ihrer Umgang haben. „Dieß ist das „Mittel, saget er, daß sie uns insgesammt folgen wollten. Alsdann, wenn sie nicht zu„frieden sind, kann man zu ihnen sagen, man habe sie nicht eingeladen. Ob es gleich „nöthig ist, sie sich durch Geschenke zu verbinden, um den Krieg zu vermeiden: so darf „man sich doch auf ihre Treue nicht Rechnung genug machen, daß man glaube, man sey „vor einem Anfalle sicher.„

Uebrigens wußten so wohl diejenigen, welche dem Herrn Perrier bey der Gesellschaft so schlecht dieneten, als auch Perrier selbst entweder nicht, oder hatten auch nicht Acht genug darauf, daß das Christenthum allein allen Beschwerlichkeiten ausweichen kann, die man von den Wilden befürchten muß. Die ersten urtheileten von denen in Louisiana nach denen in Canada, wo wir die Abenaquier und alle in diesem Pflanzlande seßhaften Christen sich oftmals auf eine sehr uneigennützige Art, aus bloßem Eifer und guter Zuneigung, bey allem demjenigen haben betragen gesehen, was man von ihnen wünschete; und sie erwogen nicht, daß nur bloß das Christenthum sie so gut gesinnt gemacht hatte. Der Generalbefehlshaber, welcher keine andere, als diejenigen Wilden gekannt hatte, mit denen er zu thun gehabt, sah nicht genugsam ein, daß die Religion, wenn man ihnen eine Lust zu unsern heiligen Geheimnissen beybrächte, die Fehler nach und nach verbessern würde, worüber er sich beklagete.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so war die Ruhe, deren man in Louisiana seit dem Frieden genoß, den man den Natschen und Chicachaern bewilliget hatte, nur eine betrügliche Stille, welche die Einwohner einschläferte, bis sich ein Sturm wider sie erhob, dessen klägliche Folgen ein bloßer ungefährer Zufall verhinderte; sonst würde dieses Land in einem einzigen Tage das Grab aller Franzosen geworden seyn; welcher aber denjenigen sehr schädlich war, über die er ausbrach, und die nicht Zeit hatten, sich davor in Acht zu nehmen.

Verschwörung der Wilden wider die Franzosen.

Schon seit vielen Jahren hatten die Chicachaer, auf Anstiften der Engländer, den Vorsatz gefaßt, das ganze Pflanzland Louisiana dergestalt zu zerstören, daß nicht ein einziger Franzose darinnen übrig blieb. Sie hatten ihren Anschlag so geheim geschmiedet, daß die Illinesen, die Acansaer und die Tonicaer, denen man solchen zu eröffnen sich nicht getrauet hatte, nicht den geringsten Wind davon bekommen. Alle andere Völker waren solchem beygetreten. Jedes sollte alle die Einwohner niederhauen, die man ihm bezeichnet hatte, und alle sollten solches an einem Tage und zu einer Stunde thun. Selbst die Tschactaer, das zahlreichste Volk in diesem Lande und von allen Zeiten unsere Bundesgenossen, wenigstens die gegen Osten, welche man die große Völkerschaft nennet, waren gewonnen worden. Die gegen Westen, oder die kleine Völkerschaft, hatten keinen Theil

daran

daran genommen. Sie hielten es aber lange Zeit geheim; und entdeckten es nur von ungefähr, und da es schon zu späte war, jedermann Nachricht zu geben, sich auf seiner Hut zu halten.

1729.

Als Perrier vernommen, daß die erstern einige Zwistigkeit mit dem Königslieutenante, Diron von Artaguette, Befehlshaber in der Schanze Maubile, hatten: so ließ er die Häupter der ganzen Nation nach Neuorleans kommen, und machete ihnen Hoffnung zu völliger Genugthuung wegen aller ihrer Beschwerden. Sie kamen dahin; und nachdem sie sich über die Sache erkläret hatten, weswegen sie waren gerufen worden, so sageten sie zu dem Generalbefehlshaber, die Nation wäre erfreut, daß er einen Officier zu ihr geschickt, in ihrem Lande zu wohnen, und sie eingeladen hätte, ihn zu besuchen. Sie sageten nichts weiter: sie kehreten aber sehr geneigt wiederum zurück: 1) den Chicachaern nicht ihr Wort zu halten, denen sie versprochen hatten, alle Wohnplätze zu zerstören, die zu der Schanze am Maubile gehöreten; zum andern es so einzurichten, daß die Natschen ihren Anschlag ausführeten. Dieses haben ihnen die Natschen nachher in Gegenwart der Franzosen unter die Augen gesaget, ohne daß sie sich unterstunden, es zu leugnen. Man hat niemals gezweifelt, daß sie nicht die Absicht gehabt, uns zu nöthigen, unsere Zuflucht zu ihnen zu nehmen, und dadurch von dem, was wir ihnen geben würden, sie zu vermögen, daß sie uns beystünden, und von der Beute, die sie von den Natschen machen würden, Nutzen zu ziehen.

Wird entdecket.

Der Generalbefehlshaber stund also, ohne es zu wissen, auf dem Puncte, einen Theil des Pflanzlandes von Feinden, auf die er keinen Argwohn hatte, und von Bundesgenossen, auf die er sich verlassen zu können glaubete, und die in der That einer von seinen größten Hülfsmitteln waren, die sich aber unseres Unglücks zu Nutze machen wollten, zerstöret zu sehen. Uebrigens war es diesen, welche die Chicachaer auf ihre Seite gebracht hatten, um so viel leichter, in ihrem Anschlage glücklich zu seyn, weil keine französische Wohnung vor einem Ueberfalle und Angriffe mit der Faust gesichert war. Es waren zwar an einigen Orten Schanzen: außer der Maubileschanze aber waren sie nur von Pfählen, wovon zwey Drittheile verfaulet waren; und wenn sie auch gleich im Vertheidigungsstande gewesen wären, so konnten sie doch nur eine kleine Anzahl benachbarter Wohnplätze vor der Wuth der Wilden sichern. Außerdem war man durchgängig in einer solchen Sicherheit, welche diese Wilden in den Stand würde gesetzet haben, alle Franzosen in den festesten Plätzen zu ermorden, wie es den 28sten des Windmonates bey den Natschen auf folgende Art geschah.

Verrätherey der Tchactaer.

De Chepar, welcher in diesem Posten Befehlshaber war, hatte sich mit diesen Wilden ein wenig überworfen: es schien aber, daß diese die Verstellung so weit getrieben, und ihn so gar überredet hatten, die Franzosen hätten keine getreuere Bundesgenossen, als sie. Er setzete in der That so wenig Mistrauen auf sie, daß er den 27sten, da sich unter der Hand das Gerücht ausgebreitet, die Natschen hätten etwas wider uns vor, sieben Einwohner gefangen nehmen ließ, die ihn um die Erlaubniß gebethen hatten, sich zu versammeln und die Waffen zu ergreifen, um allem Ueberfalle vorzubeugen. Er trieb das Vertrauen so gar so weit, daß er dreyßig Wilde in der Schanze, und eben so viele in seiner Wohnung und den benachbarten Orten umher aufnahm. Die andern hatten sich in den Häusern der Einwohner und den Werkstäten der Handwerker, zwo bis drey Meilen über und unterhalb ihres Dorfes, ausgebreitet.

Die Natschen schlagen alle Franzosen bey ihnen todt.

1729.

Der zur Ausführung der allgemeinen Verschwörung angesetzete Tag war noch nicht gekommen: zwey Dinge aber bewogen die Natschen, vorher dazu zu thun. Die erste war, weil einige mit Waaren für die Besatzung dieses Ortes, für die bey den Yasuern und für viele Einwohner wohl versehene Fahrzeuge an dem Landungsplatze angelanget waren, und sie sich derselbigen bemächtigen wollten, ehe noch die Austheilung geschähe. Die zweyte war, weil der Befehlshaber einen Besuch von den Herren **Kolly**, Vater und Sohne, deren verwilligte Länderey nicht weit davon lag, und einigen andern ansehnlichen Personen erhalten hatte. Denn sie sahen gleich ein, daß sie sich unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, um dem Herrn de Chepar etwas zu verschaffen, womit er seine Gäste bewirthen könnte, insgesammt rüsten könnten, ohne daß man den geringsten Argwohn auf sie setzete. Sie thaten dem Befehlshaber den Vorschlag; er wurde mit Freuden angenommen, und so gleich handelten sie mit den Einwohnern um Flinten, Kugeln und Pulver, welches sie baar bezahleten.

Als solches geschehen, so breiteten sie sich den 28sten sehr früh in allen Wohnungen aus, und gaben vor, sie wollten auf die Jagd gehen, wobey sie Acht hatten, daß sie überall in größerer Anzahl waren, als die Franzosen. Sie sangen darauf das Calümet zu Ehren des Befehlshabers und seiner Gesellschaft; worauf sie ein jeder wieder an ihren Posten giengen. Einen Augenblick darauf hieben sie, auf die Losung von drey Flintenschüssen, die hinter einander auf die Hausthüre des Herrn von Chepar geschahen, alles nieder. Der Befehlshaber und die Herren Kolly wurden zuerst getödtet. Nirgend, als in dem Hause des Herrn **de la Loire des Ursins**, Oberbuchhalters der indianischen Gesellschaft, geschah einiger Widerstand. Es waren acht Mann darinnen; und man schlug sich daselbst tapfer herum. Acht Natschen wurden allda getödtet, wie auch sechs Franzosen, die beyden andern aber retteten sich. De la Loire war ausgeritten. Auf das erste Geräusch, das er hörete, wollte er wieder zurückkehren: er wurde aber von einem Haufen Wilden angehalten, wider die er sich ziemlich lange vertheidigte, bis er endlich von vielen Wunden todt niederfiel, nachdem er vier Natschen getödtet hatte. Diese Wilden verloren also an diesem Orte zwölf Mann: das war es aber alles, was ihnen ihre Verrätherey kostete.

Bevor sie ihren Streich ausführeten, hatten sie sich vieler Negern versichert, unter welchen zween Anführer waren. Diese hatten die andern überredet, sie würden bey den Wilden frey seyn, unsere Weiber und Kinder würden ihre Sclaven werden, und sie würden von den Franzosen aus den andern Posten nichts zu befürchten haben, weil die Hinrichtung überall zugleich geschähe. Es scheint indessen doch, daß man das Geheimniß nur einer kleinen Anzahl anvertrauet habe, aus Furcht, es möchte auskommen. Es sey aber damit, wie ihm wolle, so kamen doch beynahe zweyhundert Mann auf die Art fast in einem Augenblicke um. Von allen Franzosen, die an diesem Orte waren, dem volkreichsten unter allen, retteten sich ungefähr nur ihrer zwanzig und fünf bis sechs Negern, die meistens verwundet waren. Hundert und funfzig Kinder, achtzig Frauen, und fast eben so viele Negern wurden gefangen genommen. Der P. **du Poisson**, ein Jesuit, und **du Codere**, Befehlshaber bey den Yasuern, befanden sich damals bey den Natschen, und kamen ebenfalls um.

Der erste war einiger Angelegenheiten wegen, die ihn nach Neuorleans beriefen, aus seiner Mission weggegangen. Er kam den 26sten ziemlich spät bey den Natschen an, und wollte

wollte den Morgen, wenn er Messe gelesen hätte, wieder wegreisen. Zum Unglücke für ihn war der P. Capuciner, welcher die Pfarrdienste an diesem Orte verrichtete, nicht zu Hause. Man bath den P. du Poisson, das Hochamt zu halten und zu predigen, weil es der erste Adventsonntag wäre; und er gieng es ein. Nach Tische, als er zu Schiffe gehen wollte, meldete man ihm, es lägen einige Kranke in den letzten Zügen. Er besuchete sie, und versah einige mit den letzten Sacramenten, und verschob einen bis an den andern Morgen, weil er nicht so gefährlich, und es schon spät war. Den andern Morgen las er Messe. Darauf brachte er dem Kranken den heiligen Zehrpfennig, wie er es versprochen hatte; und bey seiner Zurückkunft traf ihn ein Anführer der Wilden an, welcher ihn bey dem Leibe anpackete, zu Boden riß und ihm mit einer Art den Kopf abschlug. Du Codere, welcher sich an eben dem Orte befand, hatte schon seinen Degen gezogen, ihn zu vertheidigen, als ihn ein anderer Wilder, den er nicht sah, mit einer Flinte darnieder schoß.

1729.

Während dieser Hinrichtung saß die Sonne, oder das große Haupt der Natschen, ruhig unter dem Tobacksschuppen der indianischen Gesellschaft. Man brachte ihm anfänglich den Kopf des Befehlshabers; darauf der vornehmsten Franzosen ihre, die er um den ersten herum legen ließ; endlich alle die andern, die als Pfeiler aufgethürmet wurden. Die Rumpfe blieben unbegraben liegen, und wurden von den Hunden und Raubvögeln gefressen. Diese Unmenschen schoneten nur zweener Franzosen, die ihnen etwas nützen konnten. Der eine war ein Schneider, und der andere ein Zimmermann. Denen Negersclaven und Wilden, die sich ohne Widerstand ergaben, begegneten sie nicht übel: den schwangern Weibern aber schnitten sie den Bauch auf; und erwürgeten fast alle diejenigen, welche Kinder an der Brust hatten, weil sie ihnen durch ihr Geschrey und durch ihr Heulen beschwerlich fielen. Alle die andern machten sie zu Sclavinnen und begegneten ihnen höchst unanständig.

So bald sie versichert waren, daß keine Mannsperson mehr im Lande war, so fingen sie an, die Häuser, Magazine und Fahrzeuge zu plündern. Den Negern wurde unter allen am besten begegnet, weil man sie den Engländern in Carolina verkaufen wollte; und damit man den Weibern und andern Sclaven alle Hoffnung benähme, ihre Freyheit jemals wieder zu bekommen, so versicherte man sie, daß dasjenige, was vor ihren Augen vorgegangen, in dem ganzen Pflanzlande geschehen wäre, und daß nicht ein einziger Franzose in Louisiana übrig geblieben, wo die Engländer unverzüglich ihre Stelle einnehmen würden. Nichts destoweniger hatten sich doch einige in die Gehölze geflüchtet, wo sie viel Kälte und Hunger ausstunden. Es fand sich einer darunter, der sich bey Nacht hinaus wagete, um sich in einem Hause zu wärmen, welches er wahrnahm. Als er sich demselben näherte, so hörete er Wilde darinnen reden; und er berathschlagete sich, ob er hineingehen sollte. Er entschloß sich endlich dazu, indem er einen gewaltsamen und baldigen Tod einem langsamen vorzog, welcher ihm in der äußersten Noth, worinnen er sich befand, unvermeidlich zu seyn schien. Er erstaunete aber auf eine angenehme Art über die Aufnahme, die ihm die Wilden erwiesen. Es waren Yasuer, die ihn erstlich trösteten, darauf mit Lebensmitteln, Kleidern und einer Pirogue versahen, um sich nach Neuorleans zu flüchten. Ihr Oberhaupt trug ihm so gar auf, den Herrn Perrier zu versichern, er hätte von seiner Nation nichts zu befürchten; sie würde den Franzosen stets treulich ergeben bleiben, und er wollte mit seinem Haufen abgehen, um alle Franzosen, die er anträfe, da er den Fluß hinunterführe, zu warnen, sie sollten auf ihrer Hut stehen.

1729.

Eben das geschieht bey den Yasuern.

Dieser Mensch fand die Hauptstadt in großer Unruhe. Man hatte daselbst bereits die Zeitung von der Ermordung von denen erstern gehöret, die sich gerettet hatten; und man stund wegen derer Franzosen, die sich unter den Yasuern niedergelassen, in großer Furcht. Auf sein Zeugniß schöpfete man wider ein wenig Muth. Allein, es daurete nicht lange. Den 11ten des Christmonates, als der P. Souel, ein Jesuit, welcher Missionar bey den Yasuern war, die damals mit den Corresen und den Offogulaern in einem Dorfe vermengt waren, gegen Abend von einem Besuche bey dem Haupte der Yasuer zurückkam, geschahen zu der Zeit, da er über einen Fluß gieng, viele Flintenschüsse auf ihn, wovon er auf der Stelle blieb. Seine Mörder liefen so gleich nach seiner Cabanne, sie zu plündern. Sein Neger, den er vor kurzem getaufet hatte und der sehr christlich lebete, setzete sich, mit einem Fleischermesser bewaffnet, in den Stand, sich zu vertheidigen, und verwundete so gar einen Wilden: er wurde aber den Augenblick erleget.

Ursache des Todes des P. Souel.

Der P. Souel wurde von diesen Wilden sehr geliebet. Sie wurden aber höchst ungeduldig darüber, daß er ihnen unaufhörlich die schändliche Sünde verwies, um welcher willen Sodom untergegangen, und der sie stark ergeben waren; und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses die Hauptursache seines Todes gewesen. Denn obgleich die Yasuer und Corresen schon damals entschlossen gewesen, alle Franzosen auszurotten: so rücketen sich doch diejenigen selbst, die ihn getödtet hatten, seinen Tod vor, so bald sie bey kaltem Blute waren. Gleichwohl kamen sie bald wieder zu ihrer natürlichen Wildheit, und fingen an zu schreyen, weil das Haupt des Gebethes todt wäre, so dürfte man keines Franzosen schonen.

Treue der Offogulaer.

Den andern Morgen sehr früh begaben sie sich nach der Schanze, die nur eine Meile von ihrem Dorfe entfernet war. Man glaubete, als man sie kommen sah, sie wollten dem Ritter des Roches, welcher in Abwesenheit des Herrn dü Codere Befehlshaber war, das Calümet singen. Denn obgleich von den Natschen bis zu den Yasuern nur vierzig Meilen zu Wasser und funfzehn zu Lande waren: so wußte man doch in diesem letztern Posten noch nicht, was vor vierzehn Tagen bey den erstern vorgegangen. Man ließ also die Wilden in die Schanze; und da man am wenigsten daran dachte, so fielen sie die Franzosen an, deren in allem nur siebenzehne waren. Diese hatten nicht Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; und es entkam kein einziger. Diese Unmenschen ließen nur vier Weibern und fünf Kindern das Leben, die sie zu Sclaven macheten. So gleich zog einer von denjenigen, die den P. Souel getödtet hatten, seinen Rock an, und vermeldete in diesem Aufzuge den Natschen die Hinrichtung aller Franzosen, die sich an ihrem Flusse gesetzet hätten. Die Corresen hatten sich mit ihnen zu dieser That vereiniget. Die Offogulaer waren damals auf der Jagd. Bey ihrer Wiederkunft lag man ihnen sehr an, dieser Verschwörung beyzutreten: sie schlugen es aber beständig aus, und begaben sich zu den Tonicaern, von denen sie wußten, daß solche den Franzosen am unverbrüchlichsten unter allen Wilden anhingen.

Ein Missionar wird angegriffen und rettet sich.

Man hatte zu Neuorleans schon einige Vermuthung von diesem letzten Unglücke, als die Ankunft des P. Doutreleau, eines Jesuitenmissionars bey den Illinesen, nicht mehr daran zweifeln ließ. Dieser Religiose hatte die Zeit der Winterjagd seiner Wilden ergriffen, nach der Hauptstadt zu gehen und daselbst einige Angelegenheiten auszumachen, die seine Mission betrafen. Den ersten Tag des 1730 Jahres wollte er zu dem P. Souel, dessen Tod er nicht wußte, gehen, daselbst Messe zu lesen. Weil er aber befürchtete, er möchte

möchte den Vormittag nicht daselbst ankommen: so fassete er den Entschluß, solche bey der Einfahrt in den Fluß der Yasuer zu halten. Als er sich dazu anschickete: so kam eine Pirogue voll Wilden an den Ort. Man fragete sie, von welcher Nation sie wären; und sie antworteten, sie wären Yasuer, Freunde der Franzosen; und zu gleicher Zeit überreicheten sie denjenigen, die den Missionar begleiteten, mit guter Art Lebensmittel. Einen Augenblick darauf wurden diese einige vorbeyfliegende Trappen gewahr. Die Canadier widerstehen der Versuchung zu schießen niemals, wenn sie Wild sehen. Diese Reisende hatten nur zwo geladene Flinten. Sie schossen solche los auf die Trappen; und weil der Pater schon angekleidet war, die Messe anzufangen, so dachten sie nicht darauf, solche wieder zu laden.

1730.

Die Wilden bemerketen es wohl, und begaben sich hinter die Franzosen, als ob sie hätten Messe hören wollen, ob sie gleich keine Christen waren. In der Zeit, da der Pater das Kyrie eleison sagete, schossen sie los. Der P. Doutreleau, welcher sich an dem rechten Arme verwundet fühlete, und einen von seinen Leuten zur Erde fallen sah, fiel auf die Knie, um in dieser Stellung den Tod zu empfangen, den er für unvermeidlich hielt. Die Wilden thaten auch einige Schüsse auf ihn: sie macheten ihm aber gleichwohl keine neue Wunde mehr. Darauf nahm er, voller Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, wovon er so offenbare Wirkungen spührete, seinen Kelch und sein Oblatenschälchen, und lief, mit seiner priesterlichen Kleidung angethan, nach dem Orte, wo seine Pirogue war. Die beyden einzigen Reisenden, die er noch übrig hatte, waren schon hineingesprungen, und, weil sie ihn für todt hielten, oder nicht glauben konnten, daß er den Wilden entgehen würde, vom Lande abgestoßen.

Der Pater begab sich in das Wasser, ihnen zu folgen; und als er in die Pirogue stieg und den Kopf umdrehete, um zu sehen, ob man ihn verfolgete, so bekam er einen Schuß von Schrote in den Mund. Die meisten Körner schlugen sich an den Zähnen platt, und einige giengen in das Zahnfleisch. Er kam diesesmal damit los, übernahm die Pirogue zu regieren, und seine beyden Leute, wovon der eine einen Schuß in den Schenkel bekommen hatte, ruderten aus allen Kräften fort. Die Wilden verfolgeten sie eine Stunde lang und macheten ein beständiges Feuer auf sie. Weil sie aber sahen, daß sie solche nicht erreichen konnten, welches den Missionar sehr Wunder nahm: so giengen sie wieder ans Ufer. Man hat nachher erfahren, sie hätten sich bey ihrer Ankunft in ihrem Flecken gerühmet, daß sie einen Jesuiten und alle seine Führer umgebracht.

Es geschah nicht ohne Mühe, daß diese ihnen entwischeten, da die Feinde sie so halsstarrig verfolgeten, und die beyden Ruderer mehr, als einmal, gereizet wurden, sich zu ergeben. Da sie aber von dem Missionar angefrischet wurden: so jageten sie den Wilden ihrer Seits ebenfalls eine Furcht ein, welche vermuthlich weder Pulver, noch Bley mehr hatten, und sich in ihrer Pirogue platt auf den Bauch legeten, so oft einer von den beyden Franzosen eine alte Flinte anlegete, welche nicht geladen war, und verschwanden endlich ganz. Die Unserigen, welche von dieser Unruhe befreyet waren, verbanden ihre Wunden so gut sie konnten, erleichterten darauf ihre Pirogue, und warfen alles, was ihnen nicht durchaus nöthig war, ins Wasser. Sie behielten weiter nichts, als ein wenig rohen Speck zu ihrem Unterhalte.

Da sie den Natschen gegen über gekommen waren, und nicht wußten, was daselbst vorgefallen: so näherten sie sich dem Anländungsplatze, in der Absicht, sich auszuruhen und

1730. und sich bewirthen zu lassen. Nachdem sie aber alle benachbarte Häuser entweder abgebrannt, oder niedergerissen sahen: so unterstunden sie sich nicht, ans Land zu treten. Die Wilden, welche sie entdecket hatten, mochten sie einladen, so sehr sie wollten, und ihnen allerhand Freundschaftsbezeugungen machen, so giengen sie so geschwind fort, als sie nur konnten. Darauf thaten die Barbaren eine Menge Schüsse auf sie: sie waren aber schon außer dem Schusse. Sie wollten auch vor der Bay der Tonicaer vorbeyfahren, ohne sich aufzuhalten. So viel Fleiß aber sie auch anwenden mochten, so erreichete sie dennoch eine Pirogue gar bald, welche man abgeschickt hatte, sie zu erkundschaften. Sie hielten sich ohne Rettung verloren, als sie höreten, daß man französisch in der Pirogue redete. Darauf hielten sie an, und kamen bey Erblickung der Franzosen, die in dem Schiffe waren, auf einmal aus ihrer Furcht.

Man führete sie zu Lande weiter, wo sie Truppen antrafen, welche sich versammelten, um die Natschen zu züchtigen. Die Officier überhäufeten den P. Doutreleau mit Freundschaft, ließen ihn von dem Feldscheerer verbinden, so wie auch denjenigen von seinen Führern, dem der Schenkel zerschossen war; und nachdem sie ihn hatten ausruhen und sich erquicken lassen, so ließen sie ihn mit seinen beyden Leuten in eine Pirogue steigen, die sie nach Neuorleans schicketen. Er hatte ihnen versprochen, wieder zu ihnen zu kommen, so bald er würde geheilet seyn, um ihnen zum Almosenpfleger zu dienen. Er hielt ihnen sein Wort, und wartete nicht einmal so lange, bis er vollkommen geheilet war. Allein, ehe ich die Erzählung von dem Zuge anfange, den man wider die Natschen vorhatte, ist es nöthig, dasjenige anzuführen, was die Zeitung, daß so viele Franzosen von den Wilden hingerichtet worden, in der Pflanzstadt wirkete.

Fleiß des Perrier bey Vernehmung der Zeitung von dieser Ermordung.

Perrier erhielt den 2ten des Christmonates Nachricht davon. Er ließ auch so gleich den Herrn le Merveilleux, einen Schweizerhauptmann, mit einiger Mannschaft abgehen, um allen Einwohnern auf beyden Seiten des Flusses zu melden, sie möchten sich auf ihrer Hut halten und von einer Entfernung zur andern Schanzen aufwerfen, um ihre Sclaven und ihr Vieh in Sicherheit zu bringen; und dieses wurde mit vieler Bereitwilligkeit ausgeführet. Er empfohl darauf eben dem Officier, die kleinen Nationen in der Nähe zu beobachten, welche an dem Ufer des Flusses sind, und keinem Wilden einiges Gewehr zu geben, als wenn und wem er es beföhle. Er ließ zu gleicher Zeit einen Bothen abgehen, um den beyden Häuptern der Tschactaer zu melden, welche auf der See am Pontchartrain waren, zu ihm zu kommen. Den andern Morgen kam zu Neuorleans eine Pirogue an von den Illinesen, worinnen ein Tschacta war, der mit ihm besonders reden wollte. Er gab ihm so gleich auf der Stelle Gehör; und dieser Mensch sagete zu ihm, er wäre sehr verdrießlich über den Tod der Franzosen, und würde solchen schon verhindert haben, wenn er nicht dasjenige, was man ihm bey den Chicachaern gesaget hätte, als eine Lüge angesehen, daß nämlich alle Wilden alle französische Wohnungen zerstören und alle Menschen niederhauen sollten. „Was mich abhielt, setzete er hinzu, diesem Reden „Glauben zu geben, war, daß sie hinzusetzeten, meine Nation wäre mit in der Verschwö„rung. Allein, wenn du mich nach meinem Lande willst gehen lassen: so will ich bald „wiederkommen, und dir von demjenigen, was ich daselbst werde gethan haben, gute „Rechenschaft ablegen.„

Wie er von der allgemei-

Perrier hatte diesen Wilden nicht so bald verlassen, so kamen andere von den kleinern Nationen, die ihn warneten, er möchte den Tschactaern nicht trauen; und er vernahm

fast

fast zu gleicher Zeit, es wären zween Franzosen in den Gegenden des Maubile getödtet worden; man hätte nicht erfahren können, wer die Urheber dieses Mordes gewesen; in diesem ganzen Lande aber gienge die Rede, die Tschactaer sollten auf die Schanze und auf alle die Wohnplätze fallen. Der Generalbefehlshaber würde diese Zeitungen den Einwohnern gern verhehlet haben, die nur schon gar zu sehr von Schrecken eingenommen waren: allein, sie breiteten sich in einem Augenblicke überall aus, und die Bestürzung wurde so groß und so allgemein, daß dreyßig Chauachaer, welche unterhalb Neuorleans wohneten, die ganze Pflanzstadt zitternd macheten, welches verursachete, daß Herr Perrier sie durch die Negern zerstören ließ.

1730. ...nen Verschwörung Nachricht erhält.

Den 5ten ergriff er den Entschluß, den Saint Michel nach Frankreich zu schicken, um dem Hofe und der Gesellschaft Nachricht von dem Zustande zu geben, worinnen sich Louisiana befand, und um gehörigen Beystand anzuhalten. Zween Tage darnach kam einer von den beyden Häuptern der Tschactaer, die er verlanget hatte, und sagete zu ihm, er hätte seinen Brief an seine Nation geschicket, und diejenigen eingeladen, welche Feinde der Natschen wären, wider sie zu marschiren; und er riethe ihm nicht, sich der kleinen Nationen zu bedienen, weil er sie in dem Verdachte hielt, daß sie mit diesen letztern im Verständnisse wären. „Ich halte sie auch im Verdachte, erwiederte Perrier. Wenn sie „aber mit in der Verschwörung sind: so geschieht es, weil sie überredet sind, daß ihr auch „mit darinnen seyd. Uebrigens möget ihr darinnen seyn, oder nicht, so habe ich doch „überall gute Befehle gestellet, und es ist mir lieb, daß ihr wisset, das Geheimniß „sey verrathen.„

Den 1sten des Jenners, da er ganz beunruhiget war, daß er keine Zeitung von dem Herrn Regis erhielt, welcher auf seinen Befehl bey den Tschactaern wohnete, ließ er den Herrn von Lusser, einen Schweizerhauptmann, abgehen, um von der Gesinnung unterrichtet zu werden, worinnen sich diese Wilden befänden; und den 4ten vernahm er, es wären die Natschen abgegangen, ihnen das Calümet zu singen. Dieses bestätigte allen seinen Verdacht, und machete ihn überaus verlegen. Den 16ten aber erhielt er einen Brief von dem Herrn Regis, welcher ihm meldete, so bald er in seinem Namen mit den Tschactaern geredet hätte, so hätten sie das Todtengeschrey angefangen; darauf wären siebenhundert Krieger ausgezogen, die Natschen anzugreifen, und es sollte eine Partey von hundert und funfzigen zu den Yasuern gehen, um alle die gefangenen Negern und Franzosen anzuhalten, die man zu den Chicachaern führen wollte. Den folgenden Tag erhielt er Briefe von dem Herrn von Saint Denys, Befehlshaber bey den Natchitochen, für den er sehr beunruhiget war, weil man zur Zeit der Ermordung der Franzosen einige Natchitochen unter den Natschen gesehen hatte. Er ersah aber aus diesem Briefe, daß die Weisheit und Wachsamkeit dieses Befehlshabers ihn vor dem Unglücke gesichert hatte, womit sein Posten bedrohet wurde.

Indessen hatte er doch viele Mühe, den Einwohnern wieder einen Muth zu machen, welche die traurigen Zeitungen, die man von allen Orten her vernahm, und die fast keine andere Quelle, als ihre erschrockene Einbildungskraft hatten, von dem äußersten Zutrauen in die größte Niedergeschlagenheit gestürzet hatte. Er war selbst noch nicht wieder muthig genug, weil er völlig unterrichtet war, die kleinen Nationen wären von den Chicachaern gewonnen, und wenn die Natschen nicht vor dem zur Ausführung der Verschwörung bestimmten Tage angefangen hätten, so würden sie zu eben der Zeit so, wie sie, verfahren

Große Niedergeschlagenheit.

1730.

haben. Er entdeckete auch noch, daß das, was am meisten beygetragen, daß die Natschen den Streich, den sie vorhatten, beschleuniget, nichts anders gewesen, als weil sie vernommen, es wären zu der Zeit, da die erstern Oberhäupter der Tschactaer, welche auf seine Einladung nach Neuorleans gekommen, auf dem Wege waren, sich dahin zu begeben, hundert und zwanzig mit englischen Waaren beladene Pferde in ihr Land gekommen. Die Natschen hatten sich überredet, diese beyden Umstände wären die günstigsten, ihrem Anschlage einen glücklichen Fortgang zu schaffen; die beyden Häupter der Tschactaer würden den Generalbefehlshaber durch erdichtete Versicherungen der Treue einschläfern; und wenn ihre Nation sähe, daß die Verbindung mit den Engländern den Ueberfluß in ihr Land brächte, so würde sie nicht mehr anstehen, das Wort zu halten, welches sie gegeben hätte, alles an dem Flusse Maubile in Blut und Brand zu setzen.

Aufführung der Tchactaer.

Sie irreten sich aber. Die Tschactaer fingen so gleich den Augenblick, da sie von dem Herrn Regis im Namen des Statthalters eingeladen wurden, an, sich zu erklären, sie würden die Waaren der Engländer nicht annehmen, bis sie wüßten, was ihnen ihr Vater sagen wollte; und bey der Zurückkunft ihrer Abgeordneten, ergriffen sie die Partey, demjenigen staatsklugen Entwurfe zu folgen, den sie sich seit langer Zeit gemacht hatten. Viele Jahre zuvor hatten sie die Natschen ausrotten wollen, und die Franzosen hatten sie daran gehindert. Sie waren nur bloß dem Ansehen nach der allgemeinen Verschwörung beygetreten, um uns mit unsern Feinden, denen wir wider ihren Willen den Frieden bewilliget hatten, in Streit zu bringen; um uns zu nöthigen, daß wir zu ihnen unsere Zuflucht nähmen, uns solche vom Halse zu schaffen; und zu gleicher Zeit so wohl von dem Raube der einen, als der Freygebigkeit der andern Nutzen zu ziehen.

Perrier hatte alle die Triebfedern dieser eigennützigen Staatskunst noch nicht recht erkannt; und alles, was ihm damals gewiß zu seyn schien, war, daß die allgemeine Verschwörung ohne die Westtschactaer ihre Wirkung würde gehabt haben. Er trug daher kein Bedenken, sich ihrer zu bedienen, um die Natschen zu Paaren zu treiben, es möchte auch kosten, was es wollte. Zum Glücke kamen eben zwey Schiffe der Gesellschaft zu Neuorleans an, als dieses vorgieng; und er wollte es nicht länger verschieben, wider die Feinde auszuziehen, weil er überzeuget war, er könnte die Tschactaer nicht zeitig genug vermögen, die kleinen Nationen wieder auf unsere Seite zu bringen, oder sie wenigstens zurück zu halten und den Einwohnern einen Muth zu machen. Er sah indessen gar wohl ein, daß er ein wenig wagete, wenn er den Krieg mit so weniger Macht anfinge. „Urtheilen sie nicht, „saget er in einem seiner Briefe vom 18ten des März 1730 von meiner Macht nach der Par„tey, die ich ergriffen habe, unsere Feinde anzugreifen: Die Noth hat mich dazu gezwun„gen. Ich sah die Bestürzung überall und die Furcht alle Tage zunehmen. In diesem „Zustande habe ich die Anzahl unserer Feinde verhehlet, und ausgesprengt, die allgemeine „Verschwörung sey ein Hirngespinst, und eine Erfindung der Natschen, um uns zu ver„hindern, daß wir nichts wider sie vornähmen. Wenn es in meiner völligen Macht ge„standen, die klügste Partey zu ergreifen: so würde ich vertheidigungsweise gegangen seyn „und die Macht aus Frankreich erwartet haben, damit man mir nicht vorwerfen könnte, „ich hätte zweyhundert Franzosen von fünf bis sechshundert aufgeopfert, die ich zur Verthei„digung des untern Flusses haben konnte. Der Erfolg hat gezeiget, daß man nicht eben „allezeit diejenige Partey ergreifen müsse, welche die klügste zu seyn scheint. Wir waren „in einem solchen Falle, wo man gewaltsame Mittel brauchen, und sich wenigstens bemü„hen

„hen mußte, Furcht einzujagen, wenn man auch gleich keinen Schaden thun konnte. Der „ungefähre Zufall hat gewollt, daß wir beydes gethan haben, und daß wir mit Ehren aus „einer Sache gekommen sind, deren Erfolg uns Zeit gegeben, uns zu besinnen. Wir ha„ben über zweyhundert Weiber oder Kinder und alle unsere Negern wieder erhalten, und un„sere Feinde in die Nothwendigkeit gesetzet, ihre Schanzen und ihr Land zu verlassen. „Hätten wir unsere Wilden zween oder drey Tage länger erhalten können, so würde nicht „ein einziger Natsche davon gekommen seyn, deren Verheerung durch meine gefaßten Maaß„regeln nur aufgeschoben ist. Ich sehe sie nicht als unsere grausamsten Feinde an. Das „sind die Chicachaer, die den Engländern gänzlich ergeben sind, und den ganzen Handel der „allgemeinen Verschwörung angezettelt haben, ob sie gleich mit uns im Friede leben. Ich „habe die Tschactaer nicht vermögen wollen, sie zu bekriegen, bis ich Beystand und Befehl „aus Frankreich erhalten, ob sie gleich nichts lieber wollten: allein, sie sind so eigennützig, „daß es uns vieles kosten würde, sie etwas unternehmen zu lassen, da ich versichert bin, sie „werden es von selbst aus ihren eigenen Ursachen des Misvergnügens thun.„

1730.

Sie rüsten sich wider die Natschen.

Weil also bey dem Entschlusse, den der General gefasset hatte, nichts dringender war, als sich der Tschactaer und anderer benachbarten Nationen der Maubileschanze zu versichern, so bald er die erste Nachricht von dem bey den Natschen geschehenen Unglücke erhalten hatte: so eröffnete er solches dem Herrn Diron, der in diesem Posten Befehlshaber war; und durch einen zweyten Brief, welcher diesem Befehlshaber den 16ten des Christmonates eingehändiget wurde, trug er ihm auf, die Tschactaer ausforschen zu lassen, um zu sehen, ob man sich auf sie Rechnung machen könnte. Die Schwierigkeit war, jemand zu finden, der sich der Willkühr dieser Wilden zu überlassen getrauete, deren Gesinnung damals sehr zweydeutig war, und denen man nur noch Versprechungen thun konnte. Le Sueur, der aus Canada, wo er gebohren worden, sehr jung nach Louisiana gekommen und unter diesen Völkern erzogen worden, verließ sich auf die Freundschaft, die ihm alle Wilden, und besonders diese stets erwiesen hatten, und both sich an, zu ihnen zu gehen. Seine Anerbiethung wurde angenommen; und er gieng den 19ten aus der Maubileschanze ab. Er durchstrich mit großer Beschwerlichkeit alle Dörfer; er wurde überall sehr wohl aufgenommen, und hatte nicht viel Mühe, den obgedachten Haufen von siebenhundert Kriegern zusammen zu bringen, den er gerade wider die Natschen anführete.

Perrier setzet die Einwohner in Sicherheit.

Perrier ließ seiner Seits zwey Schiffe der Gesellschaft bis zu den Tonicaern hinaufgehen. Er schickete zu Lande nach allen Posten und bis zu den Illinesen, und ließ ihnen melden, was vorgegangen wäre und was er thun wollte. Er ließ um Neuorleans einen Graben ziehen, legete an dessen vier äußersten Enden Wachen an, errichtete zur Vertheidigung dieser Stadt Compagnien von dem Landausschusse; und weil er noch mehr wegen der Wohnplätze und bewilligten Ländereyen, als wegen der Hauptstadt zu befürchten hatte, so ließ er überall Verschanzungen machen, und an den am meisten ausgesetzeten Oertern Forts erbauen. Endlich schickete er sich an, sich an die Spitze des kleinen Heeres zu stellen, welches sich in der Bay der Tonicaer versammelte. Man stellete ihm aber vor, seine Gegenwart wäre zu Neuorleans unumgänglich nöthig; man wäre wegen der Tschactaer nicht recht sicher, und es stünde auch zu befürchten, die Negern möchten, wenn sich diese Wilden wider uns erkläreten, sich mit ihnen vereinigen, in der Hoffnung aus ihrer Sclaverey zu kommen; wie einige bey den Natschen gethan hatten. Er glaubete also, er müßte dem

Ritter

1730.

Ritter von Loubois, Major in Neuorleans, dessen Tapferkeit und Erfahrung er kennete, seinen Zug auftragen.

Gesinnung der meisten Wilden.

Die erste Wirkung seiner Kriegesrüstungen war, daß er die kleinen Nationen von Micissipi, die sich von uns abgerissen hatten, wieder auf unsere Seite brachte; wie le Sueur es mit denen in den Gegenden des Maubile gemacht hatte. Man war der Zuneigung und Treue der Illinesen, der Akansaer, Offogulaer und Tonicaer versichert. Man wurde es auch bald wegen der Natchitochen, und allezusammen gaben große Beweise davon in der Folge dieses Krieges. Auf der andern Seite sahen die Natschen, ohne zu erschrecken, den Sturm wider sich zusammen ziehen. Sie verzweifelten anfänglich nicht, die Tonicaer zu gewinnen, und hatten den 9ten des Christmonates die kleine Nation der Tiuxen, die seit langer Zeit unter ihnen seßhaft war, an sie geschickt, um ihnen etwas von der französischen Beute anzubiethen, damit sie dieselben auf ihre Seite brächten. Es glückete ihnen nicht: sie tödteten aber zween Franzosen, die sie da versteckt fanden.

Das französische Heer zieht sich zusamen.

Den 10ten begab sich der Herr le Merveilleux mit seiner Mannschaft und einigen Franzosen, die sich mit ihm vereiniget hatten, in diese Bay, und verschanzete sich wider die Ueberfallungen. In den folgenden Tagen kamen alle Truppen an, und den 18ten rückete der Ritter von Loubois mit fünf und zwanzig Soldaten daselbst ein. Er fand das ganze Heer daselbst gelagert, wohl verschanzet und in gutem Stande. Zween Tage vorher hatte er den Herrn Merplex mit fünf Mann abgeschicket, um von dem Feinde Nachricht einzuziehen; und damit er sich besser von ihrer Macht unterrichten möchte, so hatte er ihm befohlen, einige Friedensvorschläge zu thun. In dem Augenblicke aber, da er den Fuß an das Land setzete, feuerte man mit Flinten auf ihn, wodurch ihm drey Mann getödtet wurden, und er selbst nebst den beyden andern gefangen blieb. Den andern Morgen schicketen die Natschen einen von diesen letztern an den Herrn von Loubois, um ihm auch ihrer Seits einige Vorschläge zu thun. Sie bezeugeten aber viel Hochmuth, welches ein großes Vertrauen und viel Verachtung gegen uns anzeigete.

Sie verlangeten anfänglich, man sollte ihnen den Herrn Brouttin, welcher Befehlshaber bey ihnen gewesen war, und das große Haupt der Tonicaer zu Geiseln geben. Sie macheten darauf ein großes Verzeichniß von allen den Waaren, die sie zur Auslösung für die Weiber, Kinder und Sclaven verlangeten, die sie in Händen hatten; und ob ihre Forderungen gleich übermäßig waren, so schienen sie doch voraus zu setzen, man würde noch allezeit gar zu glücklich seyn, wenn man sie eingienge. Man hat nachher erfahren, daß sie die Verrätherey mit dem Uebermuthe verbunden, und ihre Absicht gewesen, die Franzosen zu erwürgen, die ihnen dieses Lösegeld bringen würden; darauf den Engländern ihre Gefangenen zu verkaufen. Man behielt den Soldaten und gab ihnen keine Antwort. Sie rächeten sich darüber gleich an eben dem Tage, indem sie den Herrn Merplex, und den Soldaten, der bey ihm geblieben war, verbrannten.

Die Tschactaer erhalten einen großen Vortheil über sie.

Den 27sten kam le Sueur mit den Tschactaern bey den Natschen an, und griff sie fast gleich bey seiner Ankunft an. Es hat sehr das Ansehen, daß er noch nicht gewußt, daß das Heer in der Bay der Tonicaer war, oder daß er die eigennützige Heftigkeit seiner Wilden nicht habe aufhalten können, welche den besten Theil von der Beute haben, und auch noch etwas von den Gefangenen ziehen wollten, die sie befreyen würden. Denn so mußte man aus dem folgenden schließen. Dem sey aber wie ihm wolle, so fielen sie den Feind so heftig an, daß sie achtzig Mann tödteten, sechszehn Weiber gefangen bekamen, ein und

funfzig französische Frauen oder Kinder, die beyden Handwerksleute, deren die Natschen verschonet hatten, und hundert und funfzig Negern und Negerinnen befreyeten. Sie würden ihren Sieg noch weiter getrieben haben, der ihnen nur zween Todte und einige Verwundete kostete, wenn diejenigen von unsern Negern, die von den Natschen waren gewonnen worden, nicht für sie die Waffen ergriffen und verhindert hätten, daß man ihnen nicht ihr Pulver weggenommen; welches die Feinde in die Nothwendigkeit würde gebracht haben, sich zu ergeben, oder sich zu retten. Es ist ohne Zweifel, daß, wenn dieser Angriff mit dem Ritter Loubois verabredet gewesen wäre, nicht ein einziger Natsche davon gekommen seyn würde.

1729.

Ich habe nicht recht erfahren können, warum dieser Befehlshaber so lange bey den Tonicaern geblieben sey, und nichts gethan habe. Man hat ihn darüber sehr getadelt; und da ihn Perrier deswegen entschuldigen wollen, so hat er sich einen Theil des Tadels von Seiten einiger Personen zugezogen, deren Ansehen meinem Bedünken nach dem seinigen nicht vorgehen sollte. Das verdrüßlichste ist, daß einige von denjenigen, welche wider die Art und Weise, wie man den Krieg wider die Natschen geführet, geschrien haben, in dem Kriege wider die Chicachaer nicht glücklicher gewesen sind, und daselbst beynahe eben die Fehler begangen haben, die sie dem Herrn Perrier und denjenigen vorgeworfen, die unter ihm die Soldaten angeführet, wofern es anders Fehler sind.

1730.

Loubois belagert die Wilden in ihrer Schanze.

Dem sey aber wie ihm wolle, so gieng Loubois den 2ten des Hornungs mit zweyhundert Mann und einigen Feldstücken aus der Bay der Tonicaer ab. Er kam den 8ten zu den Natschen und lagerte sich um den Tempel. Den 12ten wurden die Stücke vor einer von den beyden Schanzen der Wilden auf die Batterie geführet; und weil man glaubte, es würden sie diese Zurüstungen, vornehmlich nach dem Stoße, den sie erhalten hatten, geneigt gemacht haben, sich allem zu unterwerfen, was man von ihnen verlangen würde, so gab man ihnen zu verstehen, sie könnten auch noch durch die Unterwerfung ihrem gänzlichen Untergange entgehen. Allein, man fand sie weit entschlossener, als jemals, sich zu vertheidigen. Man fing also den andern Morgen an, mit sieben Stücken auf sie zu schießen: sie waren aber zweyhundert und funfzig Toisen weit von der Schanze und wurden so schlecht beschicket, daß man nach einem sechsstündigen beständigen Feuer nicht einen einzigen Pfahl umgeworfen hatte. Dieses machete die Tschactaer sehr unwillig, denen man die Versicherung gegeben, man würde nach zwoen Stunden eine ansehnliche Lücke gemacht haben. Auf der andern Seite schrecketen der Uebermuth und die Habgier dieser Wilden, die man nicht sättigen konnte, und die einen Theil des Kriegesvorrathes, denen man ihnen gab, unnützer Weise durchbrachten, den französischen Befehlshaber eben so sehr ab, als die verzweifelte Art, wie sich die Natschen vertheidigten.

Den 15ten wollte er noch einmal versuchen, ob sie nicht geschmeidiger geworden wären. Er schickete einen Dolmetscher mit einer Fahne an sie, um sie aufzufordern. Sie empfingen aber diesen Abgeschickten mit einem solchen Feuer aus den Flinten, daß er darüber erschrack und aus Furcht seine Fahne fallen ließ. Sie würde in der Gewalt der Feinde geblieben seyn, wenn ein junger Soldat nicht das Herz gehabt hätte, sich dem Feuer der Belagerten auszusetzen und sie wiederzuholen. Diese That verdienete, daß er bey seiner Zurückkunft im Lager zum Sergenten gemacht wurde. An eben dem Tage thaten die Natschen einen Ausfall, in der Absicht, den Herrn Loubois zu überrumpeln, welcher in ihrem Tempel lag: er glückete ihnen aber nicht. In der Nacht zwischen dem 19ten bis 20sten eröff-

1730. nete man zweyhundert und achtzig Toisen weit von der Schanze die Laufgräben, und den 21sten fing man an zu schießen. „Daß man es so lange verschob, die Laufgräben zu eröff„nen, saget Perrier in einem seiner Briefe, daran war der übele Wille unserer Soldaten „und einiger andern Franzosen Schuld, welche dadurch die gänzliche Verheerung der Nat„schen verhindert haben.„

Sie thun einen Ausfall und werden zurück getrieben.

Den 22sten thaten diese Wilden einen andern Ausfall. Sie waren ihrer dreyhundert an der Zahl, und griffen an dreyen Orten an, überfielen einen Posten in den Laufgräben, woselbst dreyßig Mann, und zween Officier waren, die insgesammt die Flucht nahmen, indem sie sich einbildeten, sie würden zu gleicher Zeit von den Natschen und Tschactaern angegriffen. Sie waren bereit, sich des Geschützes zu bemächtigen, da der Ritter Artaguette hinzu eilete; und ob er gleich nur fünf Mann bey sich hatte, die Feinde zurücktrieb, und den Posten wieder gewann. Wir bekamen diesen Tag nur einen Todten. An eben dem Tage befahl Loubois vierzig Soldaten, eben so viel Wilden und einigen Negern, morgen die beyden Schanzen zu bestürmen: allein, solches wurde nicht ausgeführet. Den 24sten errichtete man eine Batterie von vier vierpfündigen Stücken hundert und achtzig Toisen weit von der Schanze und ließ zu gleicher Zeit den Belagerten drohen, man wollte sie zu Staub und Pulver schießen, wofern sie nicht die noch übrigen Gefangenen herausgäben. Sie schicketen so gleich die Frau des Herrn Desnoyers, der sie ihre Vorschläge mitgaben. Man behielt sie und gab ihnen keine Antwort.

Was die Belagerten rettet.

Perrier giebt vor, die Ursachen, die den Herrn Loubois bewogen, nur die Gefangenen, die noch in der Wilden Händen waren, zurück zu nehmen und keinen Sturm zu thun, wären gewesen: 1. Weil er sich nicht auf seine Truppen verlassen konnte, vornehmlich nachdem er sie aus den Laufgräben fliehen gesehen, wie sie den 22sten gethan hatten. 2. Weil man die Tschactaer in dem Verdachte hatte, sie wollten uns verrathen. 3. Weil die Feinde das Gerücht ausgesprenget hatten, die Chicachaer und die Engländer kämen ihnen zu Hülfe. Indessen steckete doch die Schanze, welcher am meisten zugesetzet wurde, den 25sten eine Fahne aus. So gleich rückete ein tschactaisches Oberhaupt mit einem Haufen seiner Leute an, um mit den Belagerten zu reden: „Erinnert ihr euch wohl, oder habet ihr jemals „gesehen, sagete er zu ihnen, daß sich Wilde in so großer Anzahl zween Monate lang vor „einer Schanze aufgehalten haben? Urtheilet daraus von unserm Eifer für die Franzosen. „Es ist daher für euch, die ihr nur eine Handvoll Menschen gegen uns seyd, ganz verge„bens, daß ihr euch noch länger halsstarrig weigern wollet, die Gefangenen herauszugeben, „die ihr habet. Denn wenn die Franzosen alle ihre Stücken abfeuren wollten, so würdet „ihr bald zu Staube werden. Was uns betrifft, so sollet ihr wissen, daß wir entschlossen „sind, euch so lange hier eingeschlossen zu halten, bis ihr euch zu demjenigen bequemet ha„bet, was man von euch verlanget; sollten wir auch gleich hier unser Korn säen und uns „hier niederlassen müssen.„ Perrier versichert in seinen Briefen, es hätten bey dieser Unterredung, oder sonst bey einer andern Zusammenkunft, die Natschen den Tschactaern, in Gegenwart der Franzosen vorgeworfen, sie wären ja selbst in die allgemeine Verschwörung getreten, wovon sie alle Umstände erzähleten.

Sie geben die Gefangenen heraus, und man hebet die Belagerung auf.

So viel ist gewiß, daß diese Wilden die Fahne bloß aussteckten, um zu verstehen zu geben, sie wollten die Gefangenen ausliefern: sie erklärten sich aber zugleich, man sollte damit zufrieden seyn; und vor allen Dingen sollte sich das Heer mit dem Geschütze an das Ufer des Flusses zurück ziehen; wo nicht, so wollten sie alle Gefangene verbrennen.

1733.

nen. Dieser letzte Umstand bewog den Herrn von Loubois, das zu thun, was sie verlangeten, ohne jedoch die Absicht fahren zu lassen, zu verhindern, daß ihm die Natschen nicht entgiengen. Den 25sten wurden die Gefangenen den Tschactaern zugestellet; und das Heer zog sich auf die Anhöhe an dem Ufer des Flusses, da es die ganze Belagerung über nur neun Mann Todte und Verwundete gehabt a). In der Nacht zwischen dem 28sten und 29sten, da die Natschen das Geheimniß erfunden hatten, die Franzosen zu hintergehen, denen es aufgetragen war, Acht auf sie zu haben, entwischeten sie; und man merkete solches nicht eher, als bis es zu spät war, ihnen nachzusetzen. Alle Frucht von diesem Zuge war also die Befreyung der Gefangenen, die man noch dazu von den Tschactaern loskaufen mußte, und die Errichtung einer Schanze an eben dem Orte, wohin man sich begeben hatte. Der Ritter Artaguette, der sich in allen Fällen sehr hervorgethan hatte, wurde daselbst mit einer Besatzung als Befehlshaber gelassen, damit man sich der Schiffahrt auf dem Flusse versicherte.

Man gesteht, daß die Soldaten bey dieser Belagerung sehr schlechte Dienste gethan haben, daß funfzehn Negern, die man bewaffnet gehabt, als rechte Waghälse gefochten, und wenn man allen andern hätte Gewehr geben können und sie die Stelle der Soldaten einnehmen lassen, so würden es die Belagerten überwältiget haben. Die Einwohner, welche von den Herren **von Arembourg** und **von Laye** angeführet worden, hielten sich auch gut. Sie waren über dieses zu allen Arbeiten und zu allem, was man ihnen befohlen hatte, bereitwillig. „Diese Creolen, sagete Perrier, werden sehr gute Soldaten wer„den, so bald man sie nur wird geübet haben. Die Natschen waren endlich auf das aller„äußerste gebracht: nur noch zween Tage, so würde man sie mit dem Stricke am Halse „gehabt haben: allein, man dachte alle Augenblicke von den Tschactaern verlassen zu werden, „die sehr ungeduldig waren, und ihr Abzug würde die Franzosen der Gefahr ausgesetzet ha„ben, eine Schlappe zu erhalten, und ihre Weiber, Kinder und Sclaven verbrennen zu se„hen, wie die Feinde droheten.„

Uebermuth der Wilden.

Ehe sich die Tschactaer entschlossen, die Natschen zu bekriegen, so waren sie zu ihnen gegangen, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und wurden auf eine seltsame Art empfangen. Sie fanden diese Wilden und ihre Pferde mit den Meßgewanden und Altartüchern geschmücket. Viele trugen die Kelchschüsselchen an ihrem Halse, tranken Brandtewein aus den Kelchen und Monstranzen und gaben andern daraus zu trinken. Kurz, sie hatten nichts in der Capelle gefunden, welches sie nicht zu dem unheiligsten Gebrauche anwandten. Dieses gefiel den Tschactaern wohl, welche nachher, da sie diese Beute bekamen, es eben so macheten, wie ihre Feinde; und es ist nicht möglich gewesen, solche ganz aus ihren Händen zu bringen. Wenn auch gleich diese Wilden den Franzosen alle Dienste geleistet hätten, die sie ihnen nur immer hätten leisten können, da sie mit ihnen einstimmig gehandelt: so machete ihre schlimme Gemüthsart sie doch der Pflanzstadt stets verhaßt. „Man hatte in ganz America, schreibt ein Missionar, welcher von allem demjenigen, was „vorgegangen, ein Zeuge gewesen, noch keine übermüthigere, wildere, widerwärtigere, „ungestümere und unersättlichere Wilden gesehen.

Indessen hatte man ihrer noch nöthig, und man mußte ihrer schonen. Die Natschen waren noch nicht aufgerieben. Man konnte sie nicht anders, als unversöhnliche Feinde an-

a) Perrier saget in einem seiner Briefe, wir hätten dabey funfzehn Mann verloren.

1730.

ansehen; und man mußte gewärtig seyn, daß, so lange sie noch vorhanden wären, sie uns sowohl für sich selbst, als durch die Feinde, die sie uns zu erwecken sich bemühen würden, alles Uebel zufügen würden, wozu Wilde nur immer vermögend sind, welche nichts weiter zu schonen hatten. Die Chicachaer erschienen noch nicht. Man hatte aber Nachricht, daß sie die Urheber von allem Uebel wären, und die Verbindungen, die sie mit den Engländern hatten, erlaubeten nicht, zu zweifeln, daß man ihnen nicht kräftig beystehen würde, wenn sie es für dienlich hielten, sich zu erklären. Die Folge hat diesen Argwohn nur gar zu sehr gerechtfertiget.

Unter den Negern, die wir von den Natschen losgemacht, fanden sich einige, die wider uns Partey genommen; und man ließ sie verurtheilen. Die drey strafbarsten wurden den Tschactaern überliefert, und mit einer Unmenschlichkeit verbrannt, welche allen andern Negern einen Abscheu vor den Wilden erweckete; welches sie gelehriger und treuer machete. Die Yasuer, die Corresen und die Tiuxen waren nicht so glücklich, als die Natschen. Die Akansaer überfielen sie, und richteten ein großes Blutbad an. Es blieben von den beyden ersten Völkerschaften nur funfzehn Wilde übrig, welche zu den Natschen stießen. Die Tiuxen wurden alle insgesammt bis auf den letzten Mann getödtet.

Die Chicachaer suchen vergebens unsere Bundesgenossen abspänstig zu machen.

Man entdeckete um eben diese Zeit, daß die Chicachaer, nachdem sie vergeblich versuchet hatten, die Akansaer und Tonicaer in die allgemeine Verschwörung zu ziehen, sich mit eben so wenigem Erfolge an die Illinesen gewandt hatten. Diese Wilden hatten ihnen gerade heraus geantwortet: da sie insgesammt Christen wären, so dürfte man sich keine Hoffnung machen, sie mit den Franzosen zu veruneinigen; sie würden sich stets zwischen sie und ihre Feinde stellen; und man würde erst über sie alle weggehen müssen, ehe man einen von ihnen erreichete. Sie erfuhren nicht lange darnach, was bey den Natschen und Yasuern vorgegangen, und so gleich giengen zween Haufen Mitchigamier und Raskasquier, die von zweyen der vornehmsten Häupter dieser beyden illinesischen Stämme geführet wurden, nach Neuorleans, die Missionarien zu beweinen, die bey dieser Ermordung umgekommen waren, und dem Generale alles anzubiethen, was auf sie ankäme, die Franzosen zu rächen. Perrier gab ihnen mit vieler Zurüstung Gehör, und sie redeten als Christen und treue Bundesgenossen auf eine solche Art, die jedermann erfreuete. Sie erbaueten nicht weniger die ganze Stadt durch ihre Gottesfurcht und regelmäßige Aufführung, und nahmen von dem Generale mit dem Versprechen Abschied, sie wollten ihr Land und den ganzen obern Fluß schon gut bewachen.

Die Engländer sind nicht glücklicher.

Perrier hatte darauf Nachricht, daß die Engländer die Tschactaer heftig ersucheten, sich wider uns zu erklären, und ihr Ansuchen mit ansehnlichen Geschenken unterstützeten; und er meldete dem Minister, in denen Umständen, worinnen er sich befände, hätte er eines schleunigen Beystandes nöthig; es würde ihm mehr kosten, diese Wilden zu brauchen, als Truppen zu halten; wenn man sich dieser Wilden bedienete, so hinge man stets von ihrem Eigensinne und ihrer Unbeständigkeit ab: sie überredeten sich, wir nähmen sonst keine Zuflucht zu ihnen, als weil wir nicht fähig wären, Krieg zu führen; und diese Meynung hätte unter allen diesen Völkern dergestalt Ueberhand genommen, daß sich die kleinste Nation für eine Beschützerinn der Pflanzstadt hielte. Man könnte nach fünf oder sechs Jahren die Anzahl der Truppen nach und nach vermindern, weil sich während der Zeit die Creolen vermehren und bilden würden; alsdann würden wir so gar keine Wilden mehr haben,

haben, die sich wider uns erklären würden, indem sie sähen, daß wir ihrer nicht mehr brauchten.

1730.

Die Natschen fangen ihre Streifereyen wiederum an.

Es gieng einige Zeit hin, ohne daß man von den Natschen etwas hörete: endlich aber vernahm man, daß sie ihre Streifereyen wiederum anfingen, daß sie zehn Franzosen und zwanzig Negern überfallen hätten, und nur ein junger Soldat, welcher auch dem großen Blutbade vom 28sten des Windmonates entgangen, nebst zweenen Negern davon gekommen wäre. Der General sah nunmehr wohl ein, daß er keine Zeit zu verlieren hätte, diese Nation gänzlich außer Stand zu setzen, uns zu schaden, und weil die Ränke der Engländer unter den Tschactaern seine Unruhe wegen dieser Wilden vermehret hatten, so glaubete er, er müßte sein Gemüth zuerst ihrentwegen in Ruhe setzen. Er fassete also den Entschluß, sich mit den Häuptern zu erklären, und er ließ ihnen sagen, er möchte gern mit ihnen zu Maubile sprechen. Er bemerkete ihnen die Zeit, wenn er dahin kommen würde; und als er dafür hielt, sie würden nicht säumen, daselbst anzugelangen, so brach er von Neuorleans auf, wo seine Gegenwart seit der Ankunft des französischen Beystandes, wovon ich bald reden werde, um so viel nöthiger war.

Perrier unterhandelt mit den Tschactaern.

Er fand bey seinem Aussteigen, daß sie vier und zwanzig Stunden vor dem bestimmten Tage angekommen waren. Er wurde so gar auf eine angenehme Art in Erstaunen gesetzet, daß er das große Haupt der **Cauitaer**, einer zahlreichen und den Engländern sehr ergebenen Völkerschaft, und ein chicachaisches Haupt daselbst antraf. Er erkundigte sich anfänglich nach dem Herrn Regis, dem P. Balduin, einem Jesuiten, welcher sich bemühete, eine Mission unter den Tschactaern zu errichten, und nach den beyden Dolmetschern, was die Zeitung von der Ankunft der französischen Truppen für Wirkung in den Gemüthern der Wilden gehabt hätte; und sie sageten zu ihm, die meisten hätten Bedenken getragen, sich bey der Versammlung einzufinden, aus Furcht, man möchte ihnen einen übeln Streich spielen; indem sie wohl wüßten, daß die Franzosen nicht Ursache hätten, mit ihnen zufrieden zu seyn: einige Häupter von den westlichen Völkern aber hätten für die Redlichkeit unserer Nation stehen wollen, und hinzugesetzet, die **Engländer verrückten uns den Verstand.**

Da sie also durch diese Rede überredet worden: so hatten sie sich auf den Weg nach Maubile gemacht, wo sie den 26sten des Weinmonates, achthundert Mann an der Zahl, ankamen. Den 28sten fing Perrier, welcher den 27sten angelanget war, an, mit ihnen zu untechandeln; und er mußte hundert und funfzig Reden anhören, welches acht Tage dauerte. Alles lief auf Seiten der Wilden darauf hinaus, daß sie ihn bathen, den König ihrer unverbrüchlichen Treue zu versichern, daß sie niemals vergessen würden, daß er sie zu Menschen und ihren Nachbarn fürchterlich gemacht hätte; man hätte zwar in der That in ihren Dörfern einige Gerüchte zum Nachtheile der Franzosen ausgestreuet: allein, dergleichen Reden kämen nur von einigen unbesonnenen Leuten, und die Häupter und Alten hätten keinen Theil daran gehabt; sie bäthen ihn, er möchte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, und alles Vergangene vergessen. Er versprach es ihnen, und redete nur mit ihnen wegen der den Natschen abgenommenen Negern, die sie noch bey sich hätten, ob sie sich gleich anheischig gemacht, solche wieder nach der Pflanzstadt zu bringen. Sie antworteten, sie hätten sie stets wiedergeben wollen, ihre Herren müßten sie aber abholen lassen, weil einige, da sie solche zurückführen wollen, sich unterwegens entleibet hätten.

1730.

Obgleich das Verständniß unter den ostlichen und westlichen Tschactaern ziemlich wieder hergestellet zu seyn schien: so nahm der General dennoch wahr, daß sie noch ein wenig eifersüchtig auf einander waren; und weil er der letztern viel versicherter, als der erstern war, so stellete er diesen vor, es wäre nöthig, daß sie auch so, wie die andern, ein großes Haupt hätten. Er setzete hinzu, er hätte dieser Würde wegen die Augen auf das Haupt der **Castachaer** (welche ein Stamm von den Tschactaern waren) geworfen, von dem sie wüßten, daß er ein verständiger tapferer Mann und aus einer alten Familie wäre. Sie antworteten, sie billigten diese Wahl, und nähmen dieses erste Haupt mit Vergnügen von seinen Händen an. Er überhäufete das große Haupt mit Freundschaft, und gab ihm in seinen Briefen den Titel, **Kaiser der Canitaer**, und machete ihm ein ansehnliches Geschenk. Er wurde sehr dadurch gerühret, und versicherte, er würde in seinem ganzen Leben den Franzosen ergeben bleiben, da er erkannt hätte, daß wir niemals anders, als guten Rath ertheileten; es wäre zu wünschen, daß die Engländer so, wie sie, dächten, und alle Völkerschaften würden glücklicher dadurch seyn.

Perrier gab auch dem chicachaischen Haupte Gehör: er redete aber mit ihm aus einem andern Tone. Gleichwohl sagete er zu ihm, es wäre ihm lieb, ihn zu sehen; wenn seine Völkerschaft wieder zu ihrer Schuldigkeit kehrete, so würde er ihm wie den andern begegnen, und es hinge nur von ihr ab, glücklich und ruhig zu leben; es wären ihm alle ihre Ränke bekannt; er würde aber wieder als ein Vater gegen sie gesinnet seyn, wenn sie sich als unterthänige und gehorsame Kinder aufführeten. Dieser Mensch antwortete nichts: acht Tage darnach aber bath er das Haupt der Castachaer, dem Generale zu sagen, sie wären unglücklich und wahrhaftig mitleidenswürdig; weil seit der Zeit, da er die Franzosen zurückgerufen hätte, die mit ihnen handelten, alle nordliche Nationen sie auf das Alleräußerste verfolgeten. Perrier sagete zu demjenigen, der ihm solches sagete, er könnte dieses Haupt versichern, es würde keine Nation aus seiner Statthalterschaft die seinige angreifen, so lange sie ihr keine Ursache zum Misvergnügen geben würde; für die Wilden in Canada aber stünde er nicht, wo man in der festen Ueberredung stünde, sie wären Feinde der Franzosen: es käme ihnen also zu, das Gegentheil durch solche Wirkungen zu beweisen, die nichts zweydeutiges hätten.

Der zärtlichste Punct, worüber Perrier mit den Tschactaern zu handeln hatte, war die Handlung. Er wußte, daß sie sich sehr über die Theurung unserer Waaren beschwereten; und es war ihm nicht unbekannt, daß die Engländer ihnen zu verstehen gegeben, so wohlfeil wir auch unsere Waaren geben möchten, so würden sie die ihrigen dennoch um die Hälfte wohlfeiler verkaufen. Auf der andern Seite war er sehr überredet, daß, wenn er ihnen auch die Verminderung zugestünde, die sie verlangeten, sie dennoch sechs Monate darnach eine neue fordern würden. Er glaubete gleichwohl, daß er sie diesesmal befriedigen könnte; jedoch unter der Bedingung, sie sollten nur mit uns handeln; und es geschah zum Theile, um nicht einem neuen ungestümen Ansuchen über diesen Punct ausgesetzet zu seyn; und zum Theile auch, ihnen zu zeigen, daß die Franzosen sich selbst genug wären, daß er sich ihrer bey dem neuen Zuge nicht bedienen wollte, den er wider die Natschen vorhatte.

Ankunft der französischen Hülfe.

Daß die Tschactaer sich so leicht lenken ließen, daran war eines Theiles die Ankunft des französischen Beystandes, den sie für ansehnlicher hielten, als er in der That war, theils die gute Aufnahme, die ihnen Perrier wider ihre Hoffnung erwiesen hatte, Ursache.

Der Beystand war auf der Somme, einer königlichen Flüte, unter dem Herrn Perrier de Salvert, einem Bruder des Generalbefehlshabers, angekommen. Er war den 8ten des Augustes ohne die geringste Schwierigkeit über die Barre des Micissipi gegangen, obgleich das Wasser ziemlich flach war, und sein Fahrzeug, nachdem es schon einen Theil von seinen Gütern in den Vorrathshäusern der Insel Toulouse ausgeladen, doch noch vierzehn Fuß und acht Zoll tief im Wasser gieng. Den 15ten legete er vor Neuorleans vor Anker, und in einem Briefe, den er den 15ten des Windmonates an den Grafen von Maurepas schrieb, meldete er diesem Minister, er habe alle Einwohner des Pflanzlandes in großer Unruhe gefunden; die wenigen Soldaten, die sein Bruder noch hätte, wären nicht stark genug, jedermann in seiner Pflicht zu erhalten; die schlechten Neuangeworbenen, welche die Gesellschaft geschicket hätte, hätten, an statt daß sie den Leuten wieder Muth machen sollen, das Schrecken unter ihnen nur vermehret; von hundert Mann, welche aus den Regimentern ausgehoben worden, wären nur ihrer sechzig angekommen, ohne daß er einsehen könnte, was die andern zurückhielte; sein Bruder hätte sechs Feldstücken, sechs kleine Bomben- und Granatenmörser verlanget; und nichts von dem allen wäre angekommen; man würde genöthiget seyn, sich der Piroguen zur Ueberschiffung der Truppen, Lebensmittel und des Kriegesvorrathes zu bedienen, weil man keine bequemere Fahrzeuge hätte; die Natschen nebst einigen andern kleinen Völkerschaften hätten sich in drey Schanzen verschanzet; die Streifereyen, die sie an dem Flusse thäten, unterbrächen die Handlung; und es wäre nicht schwer zu erkennen, von wem sie unterstützet würden.

1730.

Der mäßige Beystand, den man mit so vieler Ungeduld erwartete, verzögerte ohne Zweifel einzig und allein die Ausführung des Vorsatzes, den Krieg dadurch zu endigen, daß man die Natschen in ihren Verschanzungen überwältigte; weil man Einwohner und Wilde anwerben mußte, den Abgang desselben zu ersetzen. Und nachdem Perrier Befehl dazu gegeben, so gieng er nach Maubile, sich mit den Tschactaern zu unterreden, nicht eben, um diese Wilden zu vermögen, ihn auf seinem Zuge zu begleiten, weil wir gesehen haben, daß er entschlossen war, ihrer überhoben zu seyn; sondern, um sie zu verhindern, daß sie sich der Anerbiethungen nicht zu Nutze macheten, die ihnen die Engländer des Handels wegen thaten, und um sie in unserm Bündnisse zu erhalten.

Nachdem solches geschehen war: so kehrete er wieder nach Neuorleans zurück, woselbst er das Heer marschfertig fand. Das erste, was er that, war, daß er den Herrn von Coulonge, einen Canadier, den Akansaern entgegen schickete, die sich in die französische Schanze der Natschen begeben sollten; und der Herr Beaulieu gieng mit ihm zu Schiffe, welchem aufgetragen war, den Zustand der Feinde zu erkundschaften. Den 9ten des Christmonates schiffete sich Salvert mit zweyhundert Mann ein. Es waren darunter drey Schiffscompagnien, die übrigen waren Freywillige und Matrosen von der Somme. Den 11ten brach Perrier mit einer Grenadiercompagnie, zwoen Fusiliercompagnien und einigen Freywilligen auf. Dieser Haufe bestund auch aus zweyhundert Mann. Der Hauptmann von Benac, welcher den Landausschuß führete, folgete ihm den 13ten mit achtzig Mann. Er sollte hundert und funfzig haben: die übrigen aber stießen auf dem Wege zu ihm.

Aufbruch des Heeres.

Den 20sten, da das ganze Heer sich mit den Bayagulaern vereiniget hatte, kam ein Haupt der Colapissaer mit vierzig Kriegesleuten von seiner Nation daselbst an. Man bildete

1730. bildete an diesem Orte die Compagnien des Landausschusses, woraus man eine Compagnie Cadetten hob: sie wurde aber bald wieder unterdrücket. Le Sueur hatte Befehl, den andern Morgen die halbe Galeere, die er führete, zu beladen, und damit bis an den rothen Fluß voraus zu gehen, welchen man hinauffahren mußte. Denn ob man gleich noch nicht recht wußte, wo die Natschen waren: so zweifelte man doch nicht, daß sie nicht an dem schwarzen **Flusse**, sonst der **Uatchitaerfluß**, seyn würden, welcher sich in den rothen Fluß, zehn Meilen oberhalb seiner Mündung in den Micissipi, ergießt.

Den 22sten marschirete man von den Bayagulaern in dieser Ordnung ab. Das Heer war in drey Batallionen oder drey Geschwadern getheilet. Das Schiffsvolk war zur Rechten unter Salverts Anführung; der Landausschuß, welchen Benac führete, machete den linken Flügel. Der General war in der Mitten, und hatte den Baron von Cresnay, Befehlshaber der Truppen in Louisiana, den Ritter Artaguette, welcher die Grenadiercompagnie führete, den Herrn Baron, welcher Ingenieursdienste that, und die Fusilier unter sich. Ein Theil von diesen letztern war in der französischen Schanze bey den Natschen, von da sie **Lusser** an den rothen Fluß führen sollte. Die Negern waren auf verschiedene Fahrzeuge vertheilet, und die Wilden, die noch nicht alle zusammen waren, sollten einen besondern Haufen ausmachen. Den 27sten hatte man ein kurzes Stück Weges zurückgeleget, weil der Schnee und Regen den Fluß aufgeschwellet hatten; außerdem waren die Nebel so dick und so beständig, daß man sich fast alle Augenblicke genöthiget sah, inne zu halten.

Die Natschen greifen eine Pirogue an.

Man vernahm an eben dem Tage, Coulonges und Beaulieu wären von den Natschen angefallen worden, und von den vier und zwanzig Mann, die auf dem französischen Schiffe gewesen, wären ihrer sechszehn getödtet oder verwundet worden; Beaulieu wäre unter der Zahl der erstern, und Coulonges unter den andern. Zur Vermehrung des Unfalles hatte man auch Zeitung, es wären die Akansaer aus Verdrusse, weil sie nichts von dem französischen Heere reden gehöret, wieder zurückgegangen. Perrier hielt sich einige Zeitlang in der Tonicaerbay auf, um die Wilden daselbst zusammen zu ziehen, die noch nicht zu ihm gestoßen waren. Man tadelte ihn, daß er sie nicht vorausgeschickt, die Natschen in ihrer Schanze zu berennen. Er trauete aber diesen Wilden vielleicht nicht recht, und trug ihnen daher solches auch nicht auf, als wovon der ganze Erfolg dieses Krieges abhing. Die Canadier, welche gern alles das tadelten, was vorgieng, seitdem das Pflanzland nicht mehr von einem der Ihrigen regieret wurde, beurtheileten die Wilden in Louisiana nach denen in Canada: sie irreten sich aber. Perrier würde vielleicht anders gehandelt haben, wenn er mit Abenaquiern, Huronen, Algonquinen und christlichen Iroquesen zu thun gehabt, die seit langer Zeit seßhaft unter uns gewesen.

Unbiegsamkeit der Wilden.

Dieser General stieß an der Mündung des rothen Flusses den 4ten Jenner 1731 mit vielen Wilden, deren nunmehr hundert und funfzig an der Zahl aus verschiedenen Völkerschaften waren, wieder zu dem Heere. Er hatte einige Tage zuvor an den Herrn von Benac Befehl geschickt, bis zu unserer Schanze bey den Natschen hinauf zu gehen und daselbst Nachricht einzuziehen. Er kam den 9ten wieder, ohne etwas gesehen oder gehöret zu haben. An eben dem Tage wurden die Wilden und funfzig Freywillige abgeschicket, mit dem Befehle, voraus zu gehen, unter der Anführung des Herrn von Laye, eines Hauptmannes von dem Landausschusse, und die Natschen einzuschließen, so bald sie solche entde=

entdecket hätten. Allein, diese Mannschaft gieng nicht weit, weil die Wilden nicht gern zu dieser Verrichtung auszogen. Den 11ten fuhr man den rothen Fluß hinauf, und den folgenden Tag zu Mittage lief man in den schwarzen Fluß ein. Der General hatte angerathen, man sollte große Vorsicht brauchen, damit sie nicht von den Feinden entdecket würden. Seine Befehle aber waren vergebens, weil die Wilden, die keine Gewalt erkannten, und keine Kriegeszucht beobachteten, fortfuhren, nach ihrer Gewohnheit auf das Wild zu schießen, welches sich zeigete; so daß es sehr zu verwundern war, daß man, nach einem so langen Marsche und so wenigem Geheimnisse, den Feind noch in seiner Schanze antraf.

1731.

Man entdeckete ihn den 20sten Jänner. So gleich wurde Befehl gegeben, ihn zu berennen; und weil man so nahe auf sie zurückete, daß man mit einander sprechen konnte: so fingen die Belagerten anfänglich an, Schimpfworte auszustoßen. Man eröffnete die Laufgräben, und scharmützelte den ganzen übrigen Tag und die ganze Nacht. Den Morgen setzete man die Mörser ans Land nebst allem, was zur Belagerung nöthig war. Man warf darauf einige Bomben, welche in die Schanze fielen. Die Belagerten thaten einen Ausfall, tödteten einen Franzosen und Neger, und verwundeten einen Officier: sie wurden aber von dem Herrn Lusser heftig zurückgetrieben. Den 22sten warf man den ganzen Tag Bomben, welche in die Schanze fielen. Sie thaten aber keine große Wirkung; und die Feinde verwundeten uns zween Soldaten. Indessen stecketen sie doch den 24sten eine weiße Fahne aus. Perrier ließ auch so gleich eine vorn an den Laufgräben aufstecken; und nicht lange darnach sah man einen Wilden, der mit zweyen Calümeten in der Hand ankam.

Das Heer kömmt dem Feinde ins Gesicht.

Der General ließ ihn durch seinen Dolmetscher holen; und als er vor ihn kam, so bath er um Friede, und erboth sich, alle Negern wiederzugeben, die sie noch in der Schanze hätten. Perrier antwortete ihm: er wollte die Negern haben: er verlangete aber auch, die Häupter sollten zu ihm kommen und mit ihm reden. Der Abgeordnete erwiederte, die Häupter würden nicht kommen: wenn ihnen aber der General etwas zu sagen hätte, so könnte er vorn an seine Laufgräben kommen, und das große Haupt würde sich seiner Seits an die Spitze seiner Schanze begeben. Perrier sagete zu ihm, er sollte nur so lange hingehen und die Negern holen, bey seiner Zurückkunft wollte er ihm seine Gesinnung erklären.

Sie verlangen Friede.

Er kehrete mit dieser Antwort wieder zurück; und eine halbe Stunde darnach führete er achtzehn Negern und eine Negerinn herzu. Als er solche dem Generale zustellete: so sagete er zu ihm: die Sonne wollte nicht hervorgehen; sie verlangete indessen nichts lieber, als mit den Franzosen Friede zu machen; allein, unter der Bedingung, das Heer sollte sich so gleich zurückbegeben; wenn es solches thäte, so gäbe er sein Wort, seine Nation würde niemals einige Feindseligkeit gegen uns ausüben, und er wäre so gar bereit, wenn man es wünschete, seine Dorfschaft wieder in ihre alte Wohnung zu setzen. Der General antwortete, er würde keinen Vorschlag anhören, wofern nicht die Häupter selbst kämen und mit ihm redeten; er versicherte sie ihres Lebens: wofern sie sich aber nicht an eben dem Tage zu ihm begäben, so würde er niemanden Quartier geben.

Sie schicken alle Negern zurück.

Der Abgeschickte gieng zurück, diese Antwort zu überbringen; und kam einige Zeit darauf wieder, um zu melden, es weigerten sich alle Kriegesleute einmüthig, die Sonne hinausgehen

Man fährt fort, sich zu unterreden.

1731. hen zu lassen, welche außerdem bereit wäre, alles zu thun, was man von ihr verlangete. Das Geschütz kam an. Der General antwortete diesem Wilden, er bliebe bey seiner ersten Gesinnung, und befahl ihm, seinen Leuten zu melden, wenn sie einen einzigen Stückschuß auf sich thun ließen, so würde er jedermann niederhauen, ohne weder Weiber, noch Kinder zu schonen. Er kam bald mit einem Natschen zurück, Namens St. Come, welcher ein Sohn der Hauptfrau war, und folglich der Sonne folgen sollte. Dieser Mensch, welcher stets ziemlich vertraut mit den Franzosen gelebet hatte, sagete zum Herrn Perrier mit einem sehr entschlossenen Tone, weil der Friede geschlossen wäre, so müßte er seine Truppen zurückschicken; es wäre ihm das leid, was seine Nation wider uns gethan hätte: man müßte aber alles vergessen; und das um so viel mehr, weil der erste Urheber des Unglücks in der erstern Belagerung bey dem Angriffe der Tschactaer geblieben wäre.

Einige Häupter kommen ins Lager.

Perrier bezeugete ihm, es wäre ihm lieb, ihn zu sehen: er wollte aber durchaus das große Haupt sprechen; er würde sich nicht länger aufziehen lassen; und es sollte sich kein Natsche mehr unterstehen, anders, als in Begleitung der Sonne, vor ihm zu erscheinen, weil er auf einen jeden würde schießen lassen, der sich nähern würde, neue Vorschläge zu thun: er erlaubete ihm also, wieder nach seiner Schanze umzukehren; und so bald er hinein seyn würde, so wollte er, wofern das große Haupt nicht gleich herauskäme, den Platz mit seinen Bomben in die Asche schießen. Saint Come nahm so gleich Abschied von ihm; und eine halbe Stunde darnach sah man ihn mit der Sonne und einem andern, den man das Mehlhaupt nannte, herausgehen. Dieser letztere war der wahre Urheber von der Ermordung der Franzosen: Saint Come aber hatte seine Schuld auf einen andern schieben wollen. Sie erschienen in dem Augenblicke, da man sich zurechte machete, die Schanze die folgende Nacht anzugreifen.

Sie werden angehalten.

Perrier ließ sie einholen, und sie wurden in sein Quartier gebracht. Die Sonne sagete zum Generale, es wäre ihr lieb, mit ihm zu unterhandeln, und sie käme, ihm das zu wiederholen, was sie ihm sagen lassen; sie hätte die Franzosen nicht umbringen lassen; sie wäre noch zu jung, zu reden; und die Alten hätten diesen strafbaren Anschlag gemacht. Ich weis wohl, setzete er hinzu, daß man sich stets an mir halten wird, weil ich das Oberhaupt meiner Nation bin: ich bin aber gleichwohl unschuldig. Man hat in der That in der Pflanzstadt stets geglaubet, sein ganzes Verbrechen wäre, daß er sich nicht getrauet hätte, seiner Nation zu widerstehen, noch den Franzosen von demjenigen Nachricht zu geben, was wider sie angesponnen würde. Bisher, und vornehmlich ehe er zu der Sonnenwürde gekommen, hatte er niemals Ursache zu einigem Mistrauen gegen ihn gegeben. St. Come, welcher die Franzosen eben so wenig hassete, entschuldigte ihn auch auf das Beste: das andere Haupt aber sagete nur, es wäre ihm alles, was vorgegangen wäre, leid. „Wir hatten keinen Verstand, fuhr er fort, künftig aber werden wir solchen haben.„ Weil sie dem Regen ausgesetzet waren, der sehr stark wurde: so sagete Perrier zu ihnen, sie sollten in eine Cabanne treten, die in der Nähe war; und so bald sie hinein gegangen waren, stellete er vier Schildwachen dahin, und trug drey Officieren auf, wechselsweise daselbst Wache zu halten.

Er ließ darauf das große Haupt der Tonicaer und ein Haupt der Natschen rufen, welches man die gestochene Schlange nennete, die sich bemühen sollten, noch etwas von seinen Gefangenen heraus zu bringen: es scheint aber, daß ihm diese beyden Männer

nichts

1731.

nichts neues mehr haben entdecken können. Meine Nachrichten sagen nicht, ob sich die gestochene Schlange damals als Freund, oder als Gefangener, in unserm Lager befunden. Zu Ende des 1721 Jahres aber, da ich bey den Natschen war, bin ich Zeuge gewesen, daß man ihn für den besten Freund angesehen, den wir in dieser Völkerschaft hätten; und man sagete, er wäre ein sehr naher Anverwandter der Sonne. Der Auftrag, der ihm vom Perrier geschehen, bewegt mich, zu glauben, er sey uns sehr ergeben geblieben.

Eines von den Häuptern entflieht.

Le Sueur, welcher einer von den dreyen Officieren war, denen die Wache bey diesen Gefangenen anvertrauet worden, und der ihre Sprache sehr gut verstund, wollte sich mit ihnen unterreden: sie antworteten ihm aber nicht, und er ließ sie ruhen; unterdessen, daß die beyden andern Officier schliefen. Eine halbe Stunde darnach wacheten diese wiederum auf, und er schlief dagegen ein. Gegen drey Uhr wurde er durch ein großes Geräusch erwecket. Er sprang nach seinen beyden Puffern, und wurde St. Comen und die Sonne in der Stellung gewahr, als ob sie entfliehen wollten. Er sagete zu ihnen, er würde den erstern, der sich regen würde, vor den Kopf brennen; und weil er allein war, indem die Schildwacht und die beyden andern Officier dem Mehlhaupte nachliefen, welches sie durch ihre Nachläßigkeit hatten entwischen lassen: so rief er Leute. Perrier eilete zuerst herbey, und gab neuen Befehl, dem Flüchtlinge nachzusetzen: es war aber alles vergebens.

Den 25sten sehr früh näherte sich ein Natsche dem Lager. Man führete ihn in die Cabanne, wo die Sonne war, zu der er sagete, das Mehlhaupt wäre in die Schanze gekommen: nachdem er seinen Neffen und acht bis zehn der ältesten Krieger aufgewecket, so hätte er zu ihnen gesaget, die Franzosen wollten sie alle verbrennen lassen; er für sein Theil wäre entschlossen, nicht mehr der Gefahr ausgesetzet zu seyn, wieder in ihre Hände zu fallen; und er rieth ihnen, sich mit ihm in Sicherheit zu begeben: sie wären seinem Rathe gefolget, und hätten sich mit ihren Weibern und Kindern gerettet: alle andern hätten sich berathschlaget, ob sie nicht ein gleiches thun wollten: nachdem sie aber gar zu lange gezaudert, ehe sie sich entschlossen, und indessen der Tag angebrochen, so hätten sie wohl eingesehen, daß ihr Rückzug unmöglich seyn würde. Hierauf sagete das große Haupt zu dem Herrn le Sueur, das Mehlhaupt wäre ein unrechtmäßiger Besitznehmer, welcher, ob er gleich nicht edel wäre, sich der Stelle bemächtiget hätte, die er besäße, und die ihn zu der dritten Person seiner Nation machete, und ihm eine unumschränkte Macht über alle diejenigen gäbe, die unter seinem Befehle stünden.

Es ergeben sich einige.

Den Abend gieng Perrier zu der Sonne und meldete ihr, sie sollte allen ihren Unterthanen befehlen, ohne Gewehr mit ihren Weibern und Kindern aus der Schanze zu ziehen; er bewilligte ihnen das Leben, und wollte die Wilden abhalten, daß sie ihnen nicht übel begegneten. Er gehorchete, und schickete so gleich durch den Natsche, der ihm die obgedachte Zeitung gemeldet hatte, Befehl: sie weigerten sich aber insgesammt, solchem zu gehorchen. Die Frau des großen Hauptes kam an eben dem Tage mit ihrem Bruder und einigen andern von ihrer Familie zu ihm; und Perrier ließ sie, in Ansehung der guten Dienste, die sie den französischen Weibern bey ihrer Gefangenschaft geleistet hatte, gut aufnehmen. Man hätte gern die Hauptfrau haben mögen, die noch mehr Ansehen in der Nation hatte, als die Sonne selbst. Die Frau des Oberhauptes besuchete sie vielmals in der Schanze, um sie zu bewegen, daß sie herauskäme: ihr Ansuchen aber war vergebens: ungefähr fünf und dreyßig Mann und zweyhundert Weiber ergaben sich gegen zwey Uhr

1731. des Nachmittages. Man ließ den andern sagen, wenn sie nicht mit ehestem ein gleiches thäten, so würde man auf sie feuern; und so bald man mit dem Geschütze angefangen hätte, so wäre keine Gnade mehr für jemand. Sie antworteten, man könnte schießen, wenn man wollte, sie fürchteten sich vor dem Tode nicht. Indessen ist es doch gewiß, daß höchstens nur siebenzig Krieger in der Schanze blieben, daß sie nicht ein einziges Oberhaupt hatten; und daß nur die Furcht, sie möchten in die Hände der Wilden gerathen, wenn sie sich einzeln retteten, oder sie möchten von den Belagerern wahrgenommen werden, wenn sie alle auf einmal entwischeten, die meisten nöthigte, sich eingeschlossen zu halten.

Die meisten entwischen.

Indessen schoß man doch nicht. Außerdem war es ein abscheuliches Wetter, und hatte der Regen in dreyen Tagen nicht nachgelassen. Die Belagerten schmeichelten sich, die Franzosen würden die Pässe bey solchem Wetter nicht so genau bewachen, und sie irreten sich nicht. Gegen acht Uhr des Abends ließ Benac dem Herrn Perrier melden, sie nähmen die Flucht. So gleich bekamen die Laufgräben und alle Posten Befehl, zu feuern. Die Flüchtigen aber zogen längst einem Bayuc, oder kleinem Bache hin, der sich zwischen dem Quartiere des Landausschusses und des Baron von Cresnay seinem befand; und als man davon Nachricht erhielt und in die Schanze einrückete, so waren sie mit ihren Weibern und Kindern schon weit. Man fand nicht mehr, als eine Frau, die eben niedergekommen war, und einen Mann, der im Begriffe stund, sich zu flüchten.

Die Wilden wollen ihnen nicht nachsetzen.

Den Morgen darauf wollte man die Wilden vermögen, diesen Flüchtlingen nachzusetzen: sie weigerten sich aber, und sageten, wir sollten ihnen nachlaufen, weil wir sie durch unsere Schuld hätten entwischen lassen. Da wir also keine Feinde mehr zu bestreiten hatten: so mußte man auf die Rückkehr bedacht seyn. An eben dem Tage band man alle die Gefangenen. Die Sonne, oder das Oberhaupt, sein Bruder, sein Schwager, St. Come und alle, die von dieser Familie waren, wurden auf dem St. Ludwig eingeschiffet. Vierzig Krieger wurden in die halbe Galeere gesetzet, welche le Sueur führete. Die Weiber und Kinder, an der Zahl dreyhundert und sieben und achtzig Personen, wurden in andere Fahrzeuge vertheilet. Das ganze Heer schiffete sich den 27sten ein, und kam den 5ten des Hornungs zu Neuorleans an.

Stärke der Natschen nach der Belagerung.

Es fehlete noch viel, daß der Krieg geendiget war. Le Sueur hatte von dem großen Haupte erfahren, die ganze Völkerschaft wäre nicht in der Schanze gewesen, die wir belagert hätten; sie zählete noch zweyhundert Krieger, die Yasuer und Corresen mit darunter begriffen, und eben so viele junge Leute, die schon im Nothfalle eine Flinte losschießen könnten; eines von ihren Häuptern wäre mit vierzig Mann und vielen Weibern zu den Chicachaern gegangen; ein anderes stünde mit siebenzig Mann, über hundert Weibern und einer großen Anzahl Kinder, etwa drey Tagereisen weit von seiner Schanze an dem Ufer eines Sees; es wären zwanzig Mann, zehn Weiber und sechs Negern bey den Uatchitaern; es wären bey einer Partey, welche das Heer den 18ten Jänner entdecket hätte, zwanzig Mann, funfzig Weiber und viele Kinder; ungefähr zwanzig Krieger hielten sich um ihrem alten Dorfe herum auf, um auf die Franzosen zu streifen. Die Yasuer und Corresen stünden in einer andern Schanze, drey Tagereisen weit von der seinigen; alle Uebrigen wären vor Elend und am Durchlaufe gestorben. Endlich erhielt man Nachricht, es könnte das Mehlhaupt ungefähr sechzig bis siebenzig Mann, hundert Weiber und viele Kinder zusammengebracht haben.

1731.

Als le Sueur alle diese Nachrichten eingezogen hatte: so stattete er dem Generale Nachricht davon ab, und sagete zu ihm, wenn er ihm erlauben wollte, alle diejenigen zu nehmen, die er gut gesinnet fände, so glaubete er, er könnte ihm dafür stehen, daß er sich von allen diesen einzelnen Haufen zum Meister machen wollte: es wurde ihm aber abgeschlagen. Perrier hatte vielleicht nicht alles Vertrauen auf die Canadier gesetzet, welches die meisten verdienen; und da er in Kriegesdiensten erzogen war, wo die Kriegeszucht und Unterthänigkeit in dem höchsten Grade sind: so konnte er nicht einsehen, daß man etwas beträchtliches mit dem Landausschusse ausrichten könnte, welcher kein anderes Gesetz des Krieges kennete, als eine große Tapferkeit und eine unüberwindliche Geduld bey den rauhesten Märschen und beschwerlichsten Arbeiten. Er würde ohne Zweifel anders gedacht haben, wenn er in Erwägung gezogen, man müßte die Regeln nach der Art seiner Feinde zu streiten einrichten.

Das Haupt der Tonicaer wird von den Natschen überrumpelt.

Indessen nahm man doch gar bald wahr, daß sich die Natschen noch fürchterlich machen könnten, und daß das Verfahren, da man die Sonne, oder das Oberhaupt, und alle diejenigen, die mit ihm gefangen worden, nach Domingo geschickt, um sie als Sclaven zu verkaufen, die übrigen von dieser Nation nur mehr erbittert, als scheu gemacht hatte. Der Haß und die Verzweifelung hatten den natürlichen Stolz und ihre angebohrne Wildheit in eine Tapferkeit verwandelt, zu der man sie niemals fähig gehalten. Im April kam das große Haupt der Tonicaer herab nach Neuorleans, und sagete zu Perriern: als er auf der Jagd gewesen, so wären vier Natschen zu ihm gekommen, und hätten ihn gebethen, er möchte sie doch mit den Franzosen vergleichen; wobey sie hinzusetzeten, es verlangeten alle, und so gar diejenigen, die sich zu den Chicachaern begeben hatten, daß sie zu Gnaden aufgenommen würden; man möchte sie hinsetzen, wohin man wollte; sie möchten gern bey den Tonicaern sich aufhalten; und er käme, seine Meynung deswegen zu vernehmen.

Perrier antwortete ihm, er bewilligte es, daß sie sich zwo Meilen von seinem Dorfe setzeten, und nicht näher, damit alle Gelegenheit zum Streite unter beyden Völkerschaften vermieden würde: vor allen Dingen aber forderte er, sie sollten ohne Waffen kommen. Der Tonica versprach, diesem Befehle gemäß zu handeln. Indessen nahm er doch, so bald er zurückkam, dreyßig Natschen in seinem Dorfe auf, nachdem er die Vorsicht gebrauchet hatte, sie zu entwaffnen. Zu eben der Zeit begaben sich funfzehn andere Natschen und zwanzig Weiber zu dem Barone von Cresnay, den sie in der Schanze antrafen, die man auf ihrem alten Grund und Boden gebauet hatte. Nicht lange darnach kam das Mehlhaupt mit hundert Mann, ihren Weibern und Kindern, bey den Tonicaern an, nachdem er sich funfzig Chicachaer und Corresen in dem Geröhrig um das Dorf hatte verstecken lassen.

Das große Haupt eröffnete ihnen, es wäre ihm verbothen, sie anzunehmen, wofern sie nicht ihr Gewehr abgäben. Sie antworteten, sie wären solches zu thun gesonnen: sie bäthen ihn aber, es für gut zu befinden, daß sie solches einige Zeitlang behielten, damit ihre Weiber und Kinder, wenn sie dieselben also entwaffnet sähen, nicht glaubeten, daß sie gefangen und zum Tode bestimmet wären. Er bewilligte es. Darauf ließ er seinen neuen Gästen Lebensmittel mittheilen, und man tanzete bis um ein Uhr nach Mitternacht; worauf sich die Tonicaer in ihre Hütten begaben, und nicht zweifelten, die Natschen würden sich auch zur Ruhe begeben. Allein, bald darauf, das ist, eine Stunde vor Tage; denn

1731.

denn es war der 14te des Brachmonates, fielen die Natschen und vermuthlich die Chicachaer und Corresen, obgleich Perriers Brief nichts davon saget, über alle Cabannen her, und hieben alle diejenigen nieder, die sie schlafend fanden. Das große Haupt eilete auf den Lärmen herzu und erlegete anfänglich fünf Natschen. Er wurde aber von der Anzahl überwältiget und mit ungefähr zwölfen von den Seinigen erschlagen. Sein Kriegeshaupt brachte, ohne über diesen Verlust, oder über die Flucht seiner meisten Krieger zu erstaunen, ihrer noch ein Dutzend wieder zusammen, womit er die Cabanne des großen Hauptes wiederum gewann. Er fand so gar ein Mittel, die andern wieder zurück kommen zu lassen; und nachdem er sich fünf Tage und fünf Nächte fast ohne Aufhören geschlagen hatte, so blieb er Meister von seinem Dorfe. Die Tonicaer bekamen bey dieser Gelegenheit zwanzig Verwundete, und eben so viel Todte. Sie erschlugen den Natschen drey und dreyßig Mann, und macheten drey Gefangene, die sie verbrannten.

Viele Natschen werden bey verschiedenen Gelegenheiten getödtet.

Perrier hatte diese Zeitung nicht so bald vernommen, so ließ er einige Mannschaft unter dem Ritter Artaguette abgehen, um die Wilden, so viel er könnte, zu vermögen, daß sie den Natschen nacheileten. Er befahl zugleich dem Barone Cresnay, sich aller derjenigen zu versichern, die sich zu ihm begeben hatten; er gehorchete. Da aber der Adjutant, dem man sie in Verwahrung gegeben, ihnen ihre Messer gelassen hatte: so sprangen sie zu einer Zeit, da man am wenigsten darauf dachte, nach acht Flinten, welche auf den Stützen lagen, und feuerten damit so lange, bis man sie insgesammt, Männer, Weiber und Kinder, ihrer sieben und dreyßig an der Zahl, getödtet hatte. Ihr Haupt war mit funfzehn von den Seinigen nach Neuorleans gegangen. Sie wurden angehalten, und nach der Insel Toulouse geschickt, wo man sie in Fessel legete. Sie fanden Mittel, solche zu zerbrechen, hatten aber nicht die Zeit, zu entfliehen, und wurden insgesammt getödtet.

Andere belagern den Hrn. St. Denys.

Nachdem also dem Mehlhaupte sein Streich bey den Tonicaern fehlgeschlagen: so stieß er wieder zu denen von seiner Völkerschaft, die den Herrn Perrier in dem schwarzen Flusse entwischet waren, führete sie zu den Natchitochen, wo sich St. Denys mit sehr wenigen Soldaten befand, und belagerte ihn in seiner Schanze. St. Denys schickete sogleich einen Bothen an den Generalbefehlshaber, um ihn um Beystand zu bitten, und den 21sten des Weinmonates gieng Loubois mit sechzig Mann von Neuorleans ab, ihm zu Hülfe zu kommen. Er war schon sechs Meilen auf dem rothen Flusse gefahren und noch sieben bis acht Tagereisen von den Natchitochen, als der Herr Fontaine, den St. Denys an den Herrn Perrier schickete, ihm meldete, die Natschen wären geschlagen; die Natchitochen hätten sie anfänglich angreifen wollen; da ihrer aber nur vierzig gegen zweyhundert gewesen, so wären sie gezwungen worden, sich zurück zu begeben, und so gar ihr Dorf zu verlassen, nachdem sie viere von den Ihrigen verloren; die Natschen hätten sich dieses Dorfes bemächtiget, und sich darinnen verschanzet: als St. Denys darauf eine Verstärkung von Assinaiern und Attacapaern erhalten, zu denen einige Spanier gestoßen wären, so hätten sie die Verschanzungen des Feindes angegriffen und ihrer zwey und achtzig getödtet, unter deren Zahl alle ihre Häupter wären; alle die andern hätten die Flucht genommen, und die Natchitochen wären hinter ihnen drein.

Macht der Chicachaer.

So vieler Verlust und vornehmlich die Einbuße ihrer Häupter hatten die Natschen so weit herunter gebracht, daß sie keinen Haufen einer Völkerschaft mehr ausmacheten: es blieben ihrer aber noch genug, die Einwohner in Louisiana zu beunruhigen und die Handlung zu unterbrechen. Ueber dieses war es nicht möglich, sich gegen die Chicachaer zu verstellen,

stellen, die nicht säumeten, sich öffentlich zu erklären; welches sie bisher vermieden hatten. Es waren ihrer auf tausend Krieger an der Zahl, und achtzig bis hundert Natschen konnten auch noch zu ihnen stoßen, ohne von den noch übrigen wenigen Yasuern und Corresen zu reden. Dieß war genug, die Pflanzstadt wieder in ein Lärmen zu stürzen, wovon sie noch nicht recht wieder zu sich selbst gekommen war; und sie sah sich auf dem Puncte, einen neuen Krieg ausstehen zu müssen, wovon ihre Macht ihr nicht versprach, daß sie solchen so bald würde endigen können.

1731.

Die Chicachaer, die wildesten und tapfersten unter allen Völkern in Louisiana, versahen sichs gar wohl, daß man ihrer nicht weiter schonen würde, nachdem sie die Maske abgenommen, wie sie solches bey den Tonicaern gethan hatten. Um uns nun die Spitze zu biethen, hatten sie solche Maaßregeln ergriffen, woraus man urtheilen konnte, daß ihre Nachbarn die ganze Sache führeten; und man bekam auch bald Proben davon, die keinesweges zweydeutig waren. Sie schicketen anfänglich einen treuen Neger nach Neuorleans, um allen denjenigen zu verstehen zu geben, die unter uns waren, es läge nur an ihnen, ihre Freyheit wieder zu erhalten, und unter den Engländern ruhig und im Ueberflusse zu leben.

Sie wollen die Negern aufwiegeln.

Dieser Mensch machete seine Sachen ziemlich gut. Er wurde mit Vergnügen von allen seinen Landesleuten angehöret; und eine Negerinn, die in der Stadt dienete, meldete Perriern, es wäre von einer großen Anzahl dieser Sclaven eine Verschwörung gemacht; sie hätten sich verabredet, wenn das Hochamt in der Kirche gehalten würde, so wollten sie in verschiedenen Häusern Feuer anlegen, damit sie alle diejenigen abgesondert beschäfftigten, welche nicht in der Kirche wären, und sich dieses glücklichen Umstandes zu Nutze machen, davon zu laufen. Auf diese Aussage ließ der Generalbefehlshaber eine Frau gefangen nehmen, welche die vornehmste Triebfeder der Verschwörung war, und zugleich auch vier Mannespersonen, die sich zu Häuptern derselben erkläret hatten. Sie wurden gegen einander gestellet, und überzeuget. Das Weib wurde aufgehangen und die Kerl gerädert; und diese Beyspiele, welche den andern zu verstehen gaben, das Geheimniß wäre entdecket, war genug, sie in ihrer Schuldigkeit zu erhalten.

Diese letztern verbinden sich wider uns.

Indessen waren doch die Tschactaer, wovon ein Theil von den Chicachaern gewonnen war, taub bey denen Einladungen, welche Regis im Namen seines Generales an sie ergehen lassen, dreyhundert von ihren Kriegern wider unsere Feinde abzuschicken. Allein, da dreyßig bis vierzig von diesen letztern in einem Gefechte von den Franzosen erschlagen worden: so trennete diese kleine Schlappe das Bündniß dieser Nation, welche die einzige war, wovon sie etwas fürchten oder hoffen konnten; und sie trat ganz auf unserer Seite. Darauf wandten sich die Chicachaer von neuem an die Miamier, Illinesen und Akansaer, sie fanden aber lauter Völker, die ihren ersten Verbindungen stets getreu blieben, und ihnen gleich anfänglich alle Hoffnung benahmen, sie zu gewinnen. Die Illinesen lieferten dem Generalbefehlshaber so gar die drey Abgeordneten aus, die unsere Feinde an sie geschicket hatten; und sie wurden der Willkühr der Tschactaer übergeben, welche sie zu Neuorleans verbrannten, und dadurch allen noch übrigen Zweifel von ihrer Ergebenheit gegen uns hoben.

Viele wollen sich mit den Chicachaern nicht verbinden.

Indem dieses vorgieng, erwartete Perrier, wie er in einem seiner Briefe an den Minister saget, er würde zurückgerufen werden, weil er Nachricht hatte, daß man ihn bey der indianischen Compagnie anschwärzete. Er verwunderte sich aber sehr, daß er eine Bestallung

Die indianische Gesellschaft tritt Louisiana wieder ab.

1731.

lung erhielt, die ihn zum königlichen Statthalter in Louisiana ernannte. Schon den 22sten Jenner dieses Jahres hatte die Gesellschaft berathschlaget, dem Könige die Bewilligung wieder abzutreten, wodurch sie diese Provinz nebst dem Lande der Illinesen erhalten hatte; und zugleich auch ihr ausschließendes Privilegium, unter der Bedingung, den Kaufleuten des Königreiches, die dahin Handel treiben wollten, Erlaubniß dazu zu ertheilen. Den 27sten des März wurde diese Berathschlagung durch ein Arret bestätiget, und de **Salmont**, welcher zu Neuorleans die Verrichtung eines **Commissaire-Ordonnateurs** versah, nahm, kraft offener Briefe des Königes, den 10ten April, im Namen Seiner Majestät Besitz von dem Lande.

Indessen hatte Perrier nicht Zeit, sich der Maaßregeln zu Nutze zu machen, die er ergriffen hatte, um den Krieg wider die Chicachaer zu treiben. Er zog den Dienst, wozu er erhoben worden, denen Unternehmungen vor, wo die Gefahr, die man dabey läuft, durch die Ehre nicht kann vergütet werden, die man dabey erhalten kann; und er wurde im 1633sten Jahre von dem Herrn von Bienville abgelöset, dem er 1726 gefolget war. Der neue Statthalter hatte gleich anfänglich den Krieg wider die Chicachaer über dem Halse, welcher eine ernsthaftere Sache geworden war, als man es anfänglich geglaubet hatte. Dieser Krieg wurde auch so bald nicht geendiget; weil der Friede, den man ihnen bewilligte, nicht lange dauerhaft war. Die Begebenheiten aber, welche dabey vorgefallen sind, werden so verschiedentlich erzählet, daß es nicht recht möglich ist, die Wahrheit unter den Wolken zu erkennen, womit die Freunde und Feinde derjenigen, die am meisten Antheil daran gehabt, sie verhüllet haben.

1736.

Schöne That eines Jesuiten und jungen Officiers.

Die ganze Welt weis den Verlust, welchen dieses Pflanzland 1736 an dem tapfern Ritter Artaguette und einer großen Anzahl wohlverdienter Officier erlitten hat; und die schöne That des P. **Senat**, eines Jesuiten, welcher sich lieber der gewissen Gefahr, von den Chicachaern ergriffen und verbrannt zu werden, wie auch wirklich geschehen ist, aussetzen, als denen Verwundeten nicht bis auf den letzten Augenblick beystehen wollte, die nicht mit denen andern fortkommen konnten, die sich zurück zogen. Dieser Rückzug war das Werk eines jungen Menschen von sechszehn Jahren, Namens **Voisin**, und kann vielleicht als ein Meisterstück, was die Veranstaltung und den Muth dabey betrifft, angesehen werden. Da er über fünf und zwanzig Meilen weit verfolget wurde: so hat er zwar in der That viel Volk verloren: allein, es kam auch den Feinden theuer zu stehen; und er marschirete noch fünf und vierzig Meilen, ohne etwas zu essen, wobey seine Leute die Verwundeten, die das Fortbringen ausstehen konnten, auf den Armen trugen. Fast alle diejenigen, die bey dieser Gelegenheit den Feinden in die Hände fielen, und deren Anzahl ziemlich beträchtlich war, sind nebst dem Missionar auf die barbarischte Art verbrannt worden, welcher nicht der einzige war, der die Gefährten seiner Marter ermahnete, ihrer Religion und ihrer Nation, durch ihre Geduld und ihren Muth Ehre zu machen; sondern der Herr **Vincennes**, ein canadischer Edelmann und Officier unter den Feldsoldaten, theilete den Ruhm mit ihm und wurde selbst von seinen Henkern bewundert.



Register

Geographisches Verzeichniß
der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung der abgekürzten Wörter.

B. Bay; Bg. Berg; Bz. Bezirk; C. Cap; Cn. Canal; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Gb. Gebirge; H. Hafen; J. Insel; K. Klippe; L. Landschaft; Mb. Meerbusen; Pr. Provinz; S. See; Sb. Seebusen; Sch. Schanze; Sp. Landspitze; St. Stadt; Str. Straße; Vb. Vorgebirge; Wf. Wasserfall.

Wo ein * bey der Ziffer steht, da bedeutet es, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung davon anzutreffen ist.

Neu-

Register
der merkwürdigsten Sachen.

A.

Aille-

mit

C.

Chauvin,

E.

Esto-

G.

Gaspa=

H.

Hum=

J.

 bar-

S.

seine

U.

W.

Y.

Z.



Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.
1756.



